

Geschichte

des

Preußischen Staates

Von

Dr. Ernst Berner

Archivrat und Königlicher Hausarchivar

— — —

mit 63 Tafeln und Beilagen in Farbendruck und Buchdruck, etwa 400 Abbildungen im Text und 6 Karten.



Bonn

Verlag von Emil Strauß

1896.

Alle Rechte vorbehalten

Vorwort zur ersten Auflage.

Eigst dir Gestern klar und offen,
Wirst du heute kräftig frei,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei. Goethe.

Noch liegt die Zeit nicht allzuweit hinter uns, in welcher wir die Kenntnis der fremden Staaten für weit notwendiger als die des eigenen hielten. Der preußische Staat hat ja nichts anderes als eine Episode in der Geschichte der Jahrtausende, welche dem Oranze nach Erkenntnis des Universums, wie er der Wissenschaft eigen ist, ein würdiges Feld nicht zu bieten schien. Man übersah, daß, wie Goethe sagt, keine Nation ein Urteil gewinnt, als wenn sie über sich selbst urteilen kann. Freilich, so setzt Goethe hinzu, „zu diesem Vorteil gelangt sie aber sehr spät“. Hente, da das gute Schwert Kaiser Wilhelms uns die nationale Selbständigkeit und Geltung wiedergewonnen hat, wendet sich umgekehrt das Alusland dem Studium unserer Geschichte zu. Und wenn es den fremden Gelehrten bei aller Bereitwilligkeit, die männischen Tugenden unseres Staates anzuerkennen, doch nicht gelingen will, seine Eigenart, sein Wesen recht zu erfassen, so scheint dies darin begründet, daß sie ebenso, wie dies bis vor Kurzem in Deutschland geschah, das allmähliche Wachstum des Staates sich im Grunde doch nicht anders als aus einer, durch Glück und Talente begünstigten, Herrschsucht erklären können. Das Wesen unseres Staates ist in Wirklichkeit ein solcher Alnschaun ganz entgegengesetztes. Wie die Gegenwart das Erzeugnis der Vergangenheit, so ist auch die Vergangenheit nicht ohne Kenntnis der Gegenwart zu verstehen. Mit Recht ist darauf hingewiesen, daß Kant die Lehre vom kategorischen Imperativ nur in Preußen aufstellen konnte. Denn, welche Irrtümer dieser Staat, als ein Gebilde der Menschenhand, auch aufweist, so ist das treibende Motiv seiner Entstehung in der That nichts anderes als eine bis zur Stunde fortgesetzte Erfüllung der jeweiligen Pflicht. Ja, wenn die Pflicht als „die Forderung des Tages“ erläutert wird, so haben die Herrscher aus dem Hohenzollernhause in stammenswerter Folge, mit kaum nennenswerten, die Regel bestätigenden, Alsnahmen nicht nur der Befriedigung der wahren Bedürfnisse ihrer Zeit gelebt, sondern, den Zeiten offen voran, neue Forderungen, neue Bedürfnisse geschaffen. Sie haben, indem sie in ihrer herrschenden Stellung nicht sowohl ein nutzbares Recht als vielmehr ein verpflichtendes Recht erkannten, indem sie neben dem materiellen vorzüglich das sittliche, wie staatliche Wachstum des Volkes leiteten, das Gebot der Pflicht zuerst ihrem Heere, dann ihren Beamten und zuletzt ihrem ganzen Staat eingepflanzt. So haben sie einen Staat geschaffen, welcher, ohne „zu den uralten nationalen Potenzen“ zu gehören, doch dem nationalen Gedanken die einste Gestaltung gab, welcher sowohl die Einheit zwischen Regierung und Unterthan, wie sie von Aristoteles geforderte Einheit zwischen Ethik und Politik zur lebendigen Wahrheit macht und in der politischen zugleich die sittliche Idee zur Erscheinung bringt. Die Erfüllung des Pflichtgebotes ist somit recht eigentlich das Wesen unseres Staates, und darin,

so scheint uns, liegt der eigentümliche Reiz wie die erziehende Kraft seiner Geschichte. Darin liegt die Bedeutung, welche das Haus Hohenzollern und der preußische Staat für die Entwicklung und die sittliche Vervollkommenung des deutschen Volkes, ja der Menschheit überhaupt gewonnen haben.

Diese Geschichte darzustellen, wird daher immer wieder die Aufgabe der tüchtigsten Kräfte bleiben, und wenn ich trotzdem einen Versuch wагte, so möge dies darin seine Erklärung finden, daß die Wahrheit nicht oft genug gesagt werden kann. Eine billige Beurteilung wird, so hoffe ich, die fast unüberwindlichen zeitlichen und räumlichen Schwierigkeiten, mit denen ich neben den in der Sache liegenden zu kämpfen hatte, freundlich berücksichtigen. Einen großen Teil der mir nur knapp bemessenen Frist nahmen überdem die mannigfachen Anforderungen in Anspruch, welche durch die zahlreichen Illustrationen aller Art an mich gestellt waren. Das Verdienst für diese gebührt indessen der opferwilligen Verlagsanstalt, welche besonders in der Ausführung der weit zerstreuten Vorlagen sich als unermüdlicher Mitarbeiter erwies. Da aber meine Ansichten bei der Auswahl der Illustrationen nicht immer die entscheidenden waren, und mehrere Erläuterungen mir nicht vor dem Drucke vorgelegt werden konnten, so muß ich neben dem Verdienst auch die Verantwortlichkeit für den illustrativen Teil wie das Register der Verlagsanstalt zuweisen.

Berlin, im September 1891.

Ernst Berner.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die eindringenden Forschungen, welche von berüsjener Seite jetzt auf allen Gebieten der Geschichte des preußischen Staates angestellt werden, haben mehrfache Änderungen der ersten Auflage nötig gemacht, der engere Druck hat es ermöglicht, die Darstellung wenigstens in großen Zügen bis auf unsere Tage herabzuführen. Möchte das Buch auch in seiner veränderten Gestalt wieder eine freundliche Aufnahme bei allen finden, die, ohne Historiker von Fach zu sein, in der geschichtlichen Entwicklung den Boden für den weiteren Ausbau unseres Staates sehen!

B.



Inhaltsverzeichniß.

Vorgeschichte. 789—1411.

	Seite
1. Die Eroberungsversuche des deutschen Königtumes	1
2. Die anhaltinische Markgrafschaft	7
3. Der Zerfall der anhaltinischen Markgrafschaft	21

Erstes Buch. Der Territorialstaat. 1411—1640.

I. Der landesherrliche Territorialstaat.

1. Kurfürst Friedrich I.	
Die Berufung der Hohenzollern	34
Die Besitznahme der Mark durch die Hohenzollern	41
Die Hünsteinzeit	55
2. Kurfürst Friedrich II.	60
3. Kurfürst Albrecht	66
4. Kurfürst Johann	73
5. Kurfürst Joachim I.	77

II. Der ständische Territorialstaat.

6. Kurfürst Joachim II.	89
7. Kurfürst Johann Georg	98
8. Kurfürst Joachim Friedrich	104
9. Kurfürst Johann Sigismund	108
10. Kurfürst Georg Wilhelm	114

Zweites Buch. Der Staat des Großen Kurfürsten. 1640—1713.

1. Der Große Kurfürst	
Vom Regierungsantritt bis zum westfälischen Frieden	126
Vom westfälischen Frieden bis zum Frieden von Oliva	139
Vom Frieden von Oliva bis zum Frieden von S. Germain	161
Das letzte Jahrzehnt	192
2. Kurfürst Friedrich III. — König Friedrich I.	
Die kurfürstliche Zeit	213
Die königliche Zeit	229

Drittes Buch. Der Staat des Großen Königs. 1713—1807.

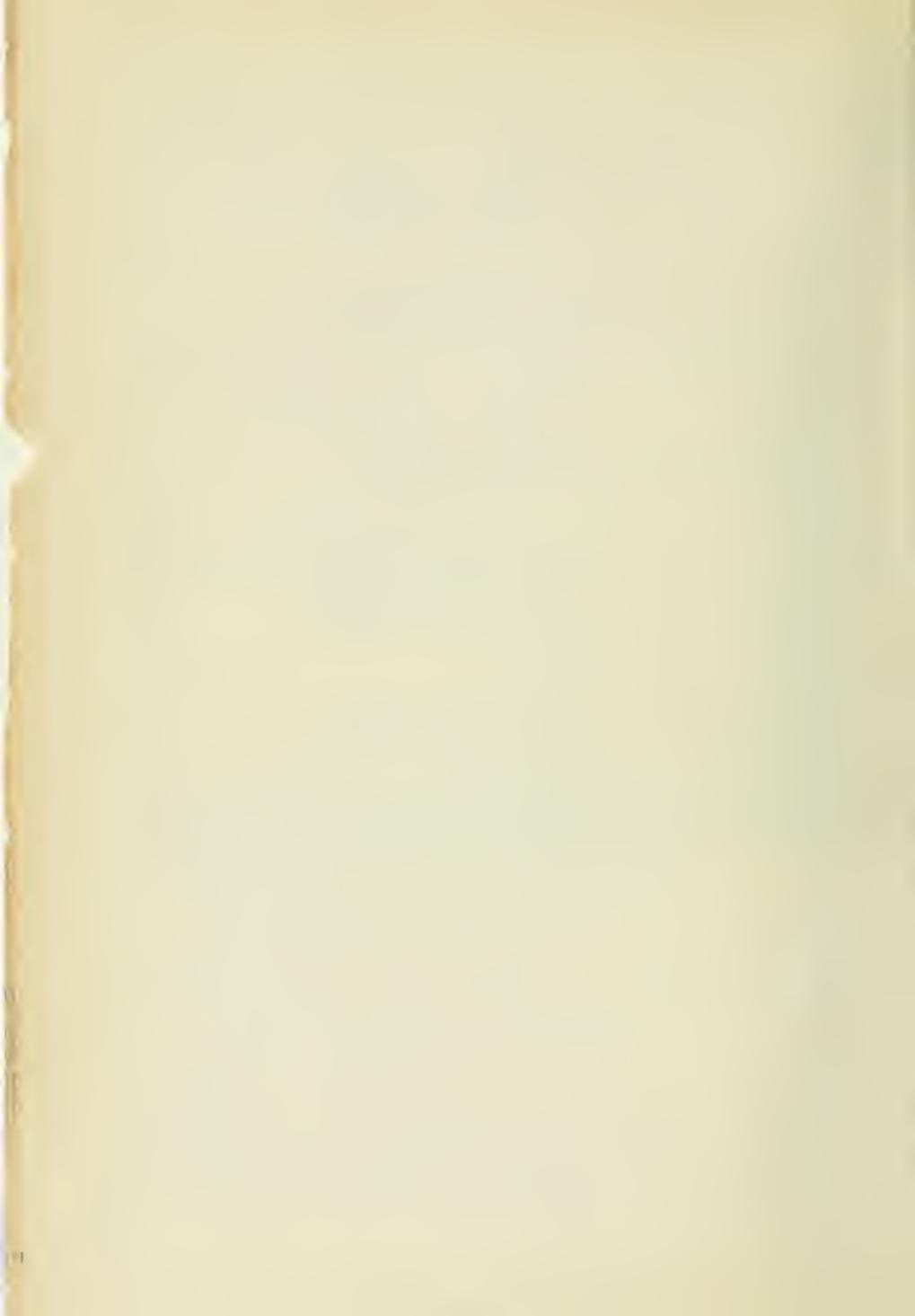
1. Die Begründung durch König Friedrich Wilhelm I.	
Auswärtige Politik	244
Verwaltung und Gesetzgebung	269
2. König Friedrich der Große.	
Die beiden ersten schlesischen Kriege	308
Ein Friedensjahrzehnt	338

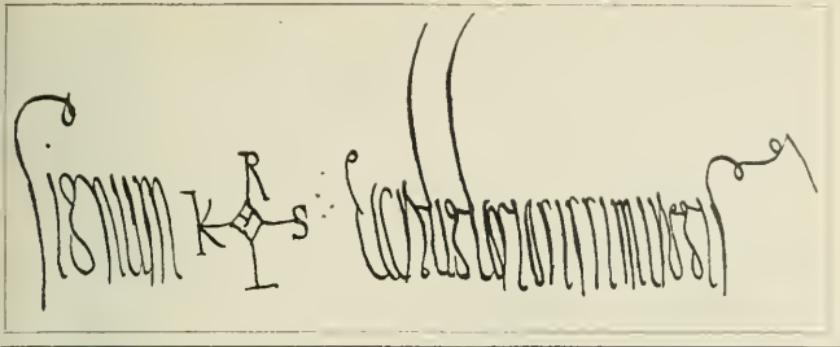
	Seite
Der siebenjährige Krieg	361
Russische und österreichische Vergrößerungspläne	391
Gesetzgebung und Verwaltung nach dem siebenjährigen Kriege	402
3. Die Auflösung des Staates.	
König Friedrich Wilhelm II.	432
Die Ansänge König Friedrich Wilhelms III.	450
 Viertes Buch. Der Staat unter König Friedrich Wilhelm III. und König Friedrich Wilhelm IV. 1807—1861.	
Die Wiedergeburt des Staates	474
Die Befreiungskriege	501
Die Neubegründung der preußischen Staats-Einheit	555
König Friedrich Wilhelm IV.	
Die Einführung der Verfassung	615
Preußens Versüche zur Einigung Deutschlands. Krimtkrieg	639
 Fünftes Buch. Die Begründung des deutschen Reiches durch König Wilhelm I. 18(57)61—1871.	
Bis zum Wiener Frieden	659
Bis zum Prager Frieden und zur Gründung des norddeutschen Bundes	683
Die Errichtung des deutschen Kaiseriums	703
 Sechstes Buch. Im neuen Reich	
	715

Verzeichniß der Einschaltbilder und Beilagen.

Titelblatt: Vorgeschichte, mit Erläuterungsblatt	vor S.	1
Übergang Karls des Großen über die Elbe 789, mit Erläuterungsblatt gegenüber	"	2
Urkunde: König Otto I. gründet und dotiert das Bistum Brandenburg 919	"	4
Urkunde des Markgrafen Albrecht v. J. 1155, mit Erläuterungsblatt	"	8
Markgraf Otto IV. und seine Gemahlin Hedwig (?), mit Erläuterungsblatt	"	16
Beratung der sieben Kurfürsten zur Kaiserwahl Heinrichs VII. 1308, mit Erläuterungsblatt	"	16
Bermählung des Markgrafen Sigmund von Brandenburg mit Maria von Ungarn 1385, mit Erläuterungsblatt	"	24
Titel des ersten Buches, mit Erläuterungsblatt	"	34
Klagebrief Dietrichs von Lübeck v. J. 1414, mit Erläuterungsblatt	"	44
Belehnung Friedrichs I. aus dem Hause Hohenzollern, mit Erläuterungsbl.	"	50
1. Feierlicher Umzug am Morgen des Belehnungstageß.		
2. Die Belehnung Kurfürst Friedrichs I.		
Eigenhändiges Postscriptum des Kurfürsten Albrecht (Achill), ca. 1479	"	68
Thronseiegel Kurfürst Joachims I.	"	80
Ablösbrief des Erzb. Albrecht von Mainz 1517, mit Erläuterungsblatt	"	84
Eigenhändiger Brief Kurfürst Joachims II., mit Erläuterungsblatt	"	92
Eigenhänd. Brief Dr. Martin Luthers an Joachim II., mit Erläuterungsbl.	"	96
Hinrichtung des Münzmeisters Lippold zu Berlin 1573	"	98
Aufzüge und Ningremen gelegentlich der Taufe Markgraf Sigismunds zu Kölln a. d. Spree 1592, mit Erläuterungsblatt	"	100

Antkunst des Königs Christian IV. von Dänemark in Berlin 1595, mit Erläuterungsblatt	gegenüber S.	102
Feuerwerk anlässlich der Anwesenheit König Christians IV. in Berlin 1595, mit Erläuterungsblatt	" "	103
Banquet auf dem Römer i. Frankfurt a. M. 1658	" "	156
Titelblatt und erste Seite der Denkschrift des Kurfürsten Friedrich Wilhelm an den „Ehrlichen Deutschen“ v. J. 1658	" "	158
Erste Seite des eigenhändig niedergeschriebenen „Väterlichen Ermahnung“ des Kurfürsten Friedrich Wilhelm v. J. 1667, mit Erläuterungsblatt	" "	172
Groberung von Stettin 1677	" "	186
Karte des preuß. Staates und Friedrich Wilhelm 1640—1688	" "	200
Siebente Seite der eigenhändig niedergeschriebenen „Väterlichen Ermahnung“ des Kurfürsten Friedrich III., mit Erläuterungsblatt	" "	224
Eine Seite des eigenhändig niedergeschriebenen Testamentes des Königs Friedrich Wilhelm I. v. J. 1722, mit Erläuterungsblatt	" "	272
Farbenindruck: Kronprinz Friedrich von Preußen	" "	308
König Friedrich II. und seine Generale von einem Manöver zurückkehrend	" "	406
Karte des preuß. Staates unter Friedrich d. Großen	" "	428
Anfang und Schluß des eigenhändig niedergeschriebenen Testamientes des Königs Friedrich II. v. J. 1769, mit Erläuterungsblatt	" "	430
Schluß des eigenhändigen Schreibens des Königs Friedrich Wilhelm II. an den Minister Grafen von Herßberg v. 14. Juli 1790	" "	440
Farbenindruck: Königin Luise von Preußen	" "	450
Die Königliche Familie i. J. 1806	" "	454
Karte des Preuß. Staates unter Friedrich Wilhelm II. und III.	" "	464
Eigenhändiges Schreiben der Königin Luise v. J. 1807, mit Erläuterungsbl.	" "	468
Karte des Preuß. Staates nach dem Frieden von Tilsit	" "	474
Schluß des eigenhändigen Schreibens König Friedrich Wilhelms III. an den Minister Freiherrn vom Stein vom 24. November 1808, mit Erläuterungsblatt	" "	484
„Schlesische privilegierte Zeitung“ v. 20. März 1813	" "	517
Der Wiener Kongreß, mit Erläuterungsblatt	" "	539
Karte: Preußen 1816	" "	555
Die Krönung König Wilhelms I. in Königsberg am 18. Oktober 1861	" "	671
Eigenhändige Aufzeichnung König Wilhelms I. vom 31. Dezember 1886, mit Erläuterungsblatt	" "	697
Depeche des Königs Wilhelm I. an die Königin Augusta vom 18. Aug. 1871	" "	709
Die Kaiserproklamation zu Versailles am 18. Januar 1871	" "	713
Karte: Der preußische Staat unter Wilhelm I.	" "	715
Die Taufe des Prinzen Wilhelm zu Potsdam am 11. Juni 1882	" "	720
Wilhelm I., deutscher Kaiser und König von Preußen, mit Namensfaksimile	" "	722





Signum (Monogr.) Caroli gloriosissimi regis.

Signum Kaiser Karls des Großen (verkleinert auf $\frac{2}{3}$ Größe).

Von einem Originaldiplom d. d. Düren, 25. Okt. 775, im f. Staatsarchiv zu Marburg.
ir Votzlehung der Urkunde hat der Kaiser in dem selben Namen KAROLUS darstellenden Monogramm die zu diesem Zwecke
dem Schreiber ausgeschaffene Haute mit ihren Querstrichen (O—A—V?) eigenhändig hinzugefügt.

Vorgeschichte. 789—1411

Die Eroberungsversüche des deutschen Königtums. 789—1155



on allen Bedingungen, die zusammentreffen und auf einander wirken müssen, um eine staatliche Gemeinschaft zu ermöglichen, ist das Vorhandensein von Land und Leuten die wichtigste. Der preußische Staat hat sich diese erste Grundbedingung, die den meisten Staaten gleichsam von Natur gegeben ist, selbst schaffen, erwerben und erarbeiten müssen. Die Arbeit, strenge und gewissenhafte Arbeit, liegt daher im Wesen dieses Staates.

Das Land, auf welchem sich der preußische Staat aufbauen sollte, sind die Gebiete an der Havel und Spree zwischen der mittleren Elbe und Oder. Die Bewohner dieses Landes waren ursprünglich, soweit

die Geschichte weiß, Deutsche, Semnonen, ein Teil des großen Sueven-Stammes. Diese verließen jedoch in der Zeit der großen und allgemeinen Völkerwanderung ihre Heimat, und slavische Stämme aus dem Osten rückten heran, das frei gewordene Land in Besitz zu nehmen, die wenigen zurückgebliebenen Deutschen sich unterthan zu machen. Jahrhunderte hindurch bewohnten nun die Wenden — wie ein, mehrere slavische Stämme umfassender, Name lautet — das Land bis zur Elbe hin, lüfteten sich sogar, die Sachsen auch aus den Gebieten westlich der Elbe zu verschieben. Die Sachsen aber waren damals trotz zäherer, unter der Führung ihres



Taufe der sabelhaften Sachsenkönige Helsis und Sigemort in Siegburg.
Grisaille aus „Conquestes de Charlemagne“ — Handschrift des 16. Jahrhunderts in der St. Bibliothek zu Preßlitz.

Herzogs Widukind geleisteten Gegenwehr von Kaiser Karl dem Großen unterworfen, Herzog Widukind in der kaiserlichen Pfalz zu Altigny zur Annahme der christlichen Taufe genötigt worden. Ein Angriff der Sachsen durch die Wenden galt also zugleich dem fränkischen Reich.

789 Im Jahre 789 überschritt daher Karl der Große die Elbe, besiegte die Wilzen, drang bis zur Peene vor, gründete mehrere Burgen und behauptete trotz verschiedener Aufstände seine Herrschaft. Unter seinen Nachfolgern zerfiel jedoch sein Reich, und länger als ein Jahrhundert wähnte nun wieder die unbedingte Herrschaft der slavischen Völkergruppen. Erst als Herzog Heinrich der Sachsen deutscher König geworden, wandte sich das deutsche Königtum der Aufgabe zu den deutschen Norden für Deutschland wieder zu gewinnen. Das Heer, das sich König Heinrich für den Kampf gegen die Ungarn gebildet, sollte sich die ersten Vorbeeren in einem Angriff auf die Haveller zu beiden Seiten der Havel und Spree erwerben. In mehreren Treffen Sieger, rückte Heinrich bis vor die Hauptweste des Volkes, Brennabor (927/28), das heutige Brandenburg, eroberte

durch eisige Kälte und Hungersnot unterstützt, dieselbe und zwang damit den ganzen Stamm zur Unterwerfung, ja, während er selbst sich südlich gegen die Dalmatinier wandte, drangen seine Heere gleichzeitig siegreich gegen die Redarier, Wilzen und Obotriten bis zur Ostsee vor.

Aber mit unbändiger Wildheit erhoben sich alsbald sämtliche wendische Stämme, und vor der wendischen Festung Lenzen kam es am 4. September 929 zu einer 929

Heinrichs I. Kämpfe gegen die Slaven. 927/28.

Fast gleichzeitiger Bericht aus Widulinds von Corvey's *Res gestae saxonicæ* (St. Bibl. Dresden.)
Widulind, ein Mönch des Klosters Corvey, schrieb seine Geschichte der Sachsen, die wichtigste deutsche Geschichtsquellen für die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts, etwa 987. Auf der fünften Seite kommt der Name Brandenburg (Brandenburg) zum erstenmale in der Geschichte vor.

Inschriftion:

lege ac disciplina cū
ciues assuefacēt. repeente uruit sup slauos
qui dicunt̄ hevelli. i multis eos plūs fati-
gans. deinū bieme as prima castris super
glaciē positis. cepit urbe que dīr brenna-
burg. fame ferro frigore. Cumq; illa urbe
potit omnē regionē. signa uit̄ etia dala-
miciā. adūsus qm̄ iam olim reliqt ei pat̄
militiā. i obſidens urbe que dīr kietni.
uicesima tūnde die cepit eī. Pr̄eda urbis mi-
litib̄ tradita. puberes om̄s int̄fecti. pueri ac
puelle captiuitati seruare. P̄t̄ hec pragam
adit cū om̄i exercitu boemioꝝ urbe regēq;
eī in deditionē accepit. de q̄ quedā mirabilia
p̄dicant̄. que q̄ n̄ p̄bamus. silentio regi ui-
dicam. Frat̄ tam̄ erat bolizlai. qui q̄midui
uirit. impator fidelis y utilis mansit. Igit̄
rex boemios tributarios faciens. reūsus est
in saxoniam.

Übersetzung:

Während er nun an
solche Sajung und
Bucht die Bürger ge-
wöhnte, fiel er plötzlich
über die Slaven her,
welche Heseller ge-
nannt werden, ermü-
det sie durch viele
Treffen und nahm end-
lich bei einem sehr hei-
tigen Froste, indem er
auf dem Eis sein Lager
aufschlug, die Stadt,
welche Brennaburg
heißt, durch Hunger,
Schwert und Kälte.
Und als er mit jener
Stadt das ganze Land
in sein Gewal delom-
men, wandte er seinen
Marsch gegen Dol-
mazien, dessen Verlie-
gung ihm schon vor
Zeiten sein Vater über-
lassen hatte; belagerte
die Stadt Kiemi, und
nahm sie endlich am
zwanzigsten Tage. Die
Stadt überließ er den
Kriegern, zur Blüm-
merung, alle Erwachse-
nen wurden niederge-
macht, die Knaben und
Mädchen, für die Ge-
fangenschaft auf-
bewahrt. Nach diesem
griff er Prag, die Stadt
der Böhmen, mit seiner
ganzen Macht an, und
gewann ihren König zur
Unterwerfung. Von
diesem Könige wird
einiges Wunderbare
berichtet, welches wir
jedoch vorziehen, mit
Stillschweigen zu über-
geben, da wir keine
richtige Kunde davon
haben. Er war aber
ein Bruder des Baliz-
laus und blieb sein ganzes
Leben hindurch dem
Kaiser treu und zu
Diensten. Aljo machte
der König Böhmen
günstlich und lebte
nach Sachsen zurück.

der blutigsten Schlachten, die je geschlagen sind. Bernhard, der Markgraf der Nordmark, und Graf Thietmar ersuchten zwar, trotzdem sie fast überrascht wurden, den vollsten Sieg, aber weder beugte dies furchtbare Blutbad die Wenden, noch hielten sie die zahlreichen, von Heinrich angelegten Burgen — wie Tangermünde, Arneburg, Werben — im Zaum. Kaum war vielmehr König Heinrich gestorben, und sein jugendlicher Sohn Otto zu seinem Nachfolger erwählt, so empörten sich auch die Wenden aufs neue, und obwohl durch den Grafen Hermann Billung völlig geschlagen (936), benneten sie doch die schweren Zeiten, in die der König durch die Empörung seiner Brüder geriet, zu immer neuen Aufständen.

Eine wirksame Gegenwehr handen diese fortdauernden Aufstände, erst seit 939 Graf Gero den Oberbefehl gegen die Wenden erhalten und 939 zum Markgrafen der Nordmark ernannt war. Erst jetzt kam, möchte man sagen, System in die Pläne des Kaisers, diese alten deutschen Länder wieder zu erobern. Ein Mann von rücksichtsloser Energie und gewandter Schläue, hat Markgraf Gero in jahrelangen Kämpfen den Sieg des Deutschtums und des Christentums bis zur Oder ausgebreitet. Weder die Tapferkeit der Wenden im Felde, noch ihre List und Verschlagenheit in Zeiten scheinbarer Ruhe schreckten ihn. Als er von einem heimtückischen Anschlag erfuhr, den sie gemacht, ihn zu ermorden und mit diesem Morde die Herrschaft der Deutschen überhaupt abzuschütteln, vergalt er ihnen durch gleiche Heimtücke. Dreißig ihrer Häuptlinge lud er zu festlichem Gelage, machte sie trunken und ließ die Trunkenen niederstechen. Den Aufstand, der über

solche Unthat losbrach, wußte er, durch den König zeitweise unterstützt, wieder nicht nur mit dem Schwerte, sondern auch mit List niederschlagen. Namentlich gewann er durch kluge Befestigung eines Fürsten der Haveler Brandenburg wieder.

So gelang es Gero festen Fuß zu fassen, und da ziemlich gleichzeitig auch Markgraf Billung die Wenden an der Küste von der Elbe bis zur Peene besiegte, so schien die Unterwerfung des Landes gesichert zu sein, und man ging daran, das Land als eine Mark, eine Grenzprovinz Deutschlands, zu germanisieren und zu christianisieren. Rein militärisch, auf die Zwecke des Angriffs und der Verteidigung berechnet, mußte die Verwaltung des Landes natürlich sein. Im Gegensatz zum deutschen Heerbann, der nur auf den Ruf des Königs unter die Waffen trat, bildete der König hier eine Kriegsschar, die von ihm besoldet oder mit Grundbesitz ausgestattet, zu stetem Kampf gerüstet sein mußte. In und um die zahlreichen Burgen, die man zur Sicherung des Landes wieder anlegte, wurde dieselbe angesiedelt; den Burgen und ihren Bezirken, den sog. Burg-



Siegel des Markgrafen Gero. (1/2 Größe)
Von einer Urkunde des Jahres 945 im dergzl.
Haupt- und Staatsarchiv zu Jerichow, deren Schrift
indes nicht zweifellos ist.

warden, wurden Burggräfen oder Kastellane vorgesetzt, und wieder diese unterstanden dem Markgrafen, der, bald als dux et marchio, als Markherzog bezeichnet, nur um so mehr in jeder Beziehung unumstritten gebot, als der Besitz des Landes von der Kraft seines Armes allein abhing. Nur dem Kaiser war er unterthan. Das war indessen schon klar, daß man auf einen dauernden und friedlichen Besitz des Landes nur hoffen könne, wenn die Slaven zum Christentum befehrt, und ihr blutdürstiger heidnischer Gottesdienst völlig ausgerottet sei. Vornehmlich der Kaiser Otto der Große selbst, beseelt von wahrhaft frommem Eifer, erkannte, daß nur so die Aufgabe, die Deutschland hier gestellt war, gelöst werden konnte. Er gründete daher 946 für die Redarier das Bistum Havelberg, 948 für die Heveller ⁹⁴⁸ und Liutizen das Bistum Brandenburg, und 968 endlich gelang es ihm, seinen Lieblingsplan auszuführen und in treuem Gedenken an seine zärtlich geliebte erste Gemahlin Edith ein besonderes Erzbistum für die slavischen Länder, das von Magdeburg, zu begründen. 973 feierte der Kaiser hier das Osterfest und stattete, wie schon vorher die beiden Bistümer, so auch das Erzbistum mit den reichsten Gütern aus.

Doch nur zu bald nach dem Tode des mächtigen Kaisers sollte sich zeigen, wie wenig gesichert diese Länder noch immer für Deutschland waren, wie ihr Besitz abhängig war von der äußeren Gewalt, mit der das deutsche Königthum selbst seine Macht zur Geltung zu bringen wußte. Denn als Kaiser Ottos Sohn Otto II. von den Arabern 982 jene furchtbare Niederlage in Unter-Italien erlitten hatte, ⁹⁸² da erhob sich auch das ganze Wendenvolk wie ein Mann, und mit erschütternder Gewalt kam aller Haß und Zingrimm der Slaven gegen die sie verachtenden Deutschen und den Christengott zum entsehlichsten Ausbruch. Am 29. Juni stürmten die Liutizen Havelberg, drei Tage später Brandenburg, zerstörten die Städte, raubten und plünderten die Schätze der Kirche, machten nieder, was ihnen entgegen trat und drangen unter wüstem Kriegsgeschrei über die Elbe bis zum Tanger vor. Einem weiteren Vorgehen ward freilich durch ein deutsches Heer Halt geboten, aber die Bistümer waren völlig vernichtet, das Heidentum, doch nur äußerlich unterdrückt, lebte neu auf, und ein großer Teil der Nordmark, das ganze Gebiet östlich der Elbe, war verloren. Auf anderthalb Jahrhunderte hinaus gab es nun zwar noch deutsche Markgräfen, aber ihre Macht war gebrochen, und jenseits der Elbe herrschten wieder slavische Häuptlinge. Auch Bischöfe von Brandenburg und Havelberg wurden wieder ernannt, aber ihre Sprengel auch nur zu betreten, wagten sie nicht mehr.

Ein Markgraf, Werner von Walbeck, nötigte zwar im Frieden von Werben 1005 die Wenden zur Anerkennung der deutschen Herrschaft, und Kaiser Heinrich II. ¹⁰⁰⁵ wahrte sie sowohl durch Verhandlungen zu Werben, Arneburg und Wallersleben, als durch energisches Einschreiten gegen die fortwährenden Räubereien und durch Wiederherstellung der deutschen Grenz-Burgen. Doch gerade Heinrich mußte es stillschweigend anerkennen, daß alle christlichen Einrichtungen zerstört blieben, der alte Göhndienst sich behauptete. Noch einmal flammten dann das Interesse für die Germanisierung und Christianisierung unter dem hochstrebenden Erzbischof Adalbert von Bremen auf, und das kühne Unternehmen dieses gewaltigen Kirchenfürsten schien um so mehr Aussicht auf Erfolg zu haben, als sich ihm ein christlich erzogener Obotritenfürst Namens Gottschalk anschloß, und dieser, begünstigt durch innere Streitigkeiten zwischen verschiedenen wendischen Stämmen,

im Begriff schien, ein einheitliches, großes Wendenreich christlichen Bekennnisses zu errichten. Aber das heidnische und wendische Element trat solchen Bestrebungen trozig entgegen, die Luitzen griffen 1055 die Deutschen mit Erfolg an, und 1056 am 10. September 1056 erlitten die Deutschen bei Prizlawa eine der schlimmsten Niederlagen. Und diese war um so folgenreicher, als das Reich — es waren die letzten Tage Kaiser Heinrichs III. — von großen Gefahren heimgesucht wurde, und die folgende Regierung Kaiser Heinrichs IV. gewiß nicht geeignet war, den völligen Zerfall der Nordmark zu verhindern. Auch Gottschalks Reich war bald dahin, am 7. Juni 1066 ward der Fürst zu Lenzen erschlagen, und mit seinem Tod erloschen auch die letzten Spuren des Christentums unter den Wenden.

Erst unter Kaiser Heinrich V. hören wir wieder von einem Siege der Deutschen, aber nicht der Kaiser oder sein Markgraf, sondern ein Graf Otto von Ballenstädt, 1115 der Reiche zugenannt, erschott denselben am 9. Februar 1115, wenige Tage vor jener Schlacht am Welfesholze, in der das deutsche Königum von dem deutschen Fürstentum so schwer getroffen wurde.

Nunmehr konnte es in Frage kommen, ob ein einzelnes deutsches Fürstentum, etwa das des Grafen Otto, die Aufgabe, die dem deutschen Wesen hier im Norden und Osten gestellt war, und die das deutsche Königum, erfüllt von andren Plänen, nicht hatte lösen können, zu vollführen im stande sein werde!



Wendenpfennig.

(Als Probe der Münzen, wie sie um das Jahr 1000 in den Ländern rechts der Elbe in Umlauf waren.)
In Größe des Originals (Silber) im R. Münzkabinett zu Berlin.

Die anhaltinische Markgrafschaft Brandenburg. 1115—1519



Aus der Bilderhandschrift des Sachenspiegels, 14. Jahrh.
R. Bibliothek zu Berlin.

Gott verleiht dem Papst das Schwert der geistlichen, dem Kaiser das der weltlichen Gewalt.

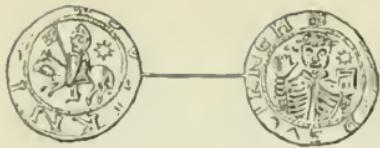
as Haus Ottos des Reichen, ursprünglich wohl aus Schwaben stammend, hatte am Harz reiche Besitzungen erworben, war aber zu größerer Bedeutung erst durch die Heirat Ottos mit einer Erbtochter aus dem Hause der Billunger Markgrafen gelangt. Aus dieser Heirat war dem Hause namentlich ein gewisser Anspruch auf das Herzogtum Sachsen und auf die Nordmark entstanden, ebenso aber auch durch die Lage der Besitzungen an den wendischen Grenzen die Notwendigkeit auferlegt, die unruhigen Slaven zurückzudrängen. Jenen Anspruch haben sie nur zum Teil und zeitweise durchzusetzen vermocht, dieser Aufgabe aber

sind sie im vollem Umfange gerecht geworden. Hatte schon Otto nach jener glücklichen Schlacht jenseits der Elbe Fuß gesetzt, so war es sein Sohn Albrecht der Bär, der den Slaven die uralten deutschen Gebiete westlich der Elbe für immer entriss, sie auf die Dauer dem Deutschtum wieder gewann und der damit eine Kultur-Aufgabe von der allergrößten welthistorischen Bedeutung löste. Er pflanzte damit das Samenkorn in das Land, aus dem dereinst der preußische Staat, das heutige deutsche Reich erwachsen sollte.

Natürlich, daß vorerst von Albrechts glänzenden Eigenschaften sich seine Kriegstüchtigkeit zu bewähren hatte. Schon wenige Monate nach dem Tode des Vaters (1123) war es ihm im engeren Anschluß an den Herzog Lothar von Sachsen gelungen, die Ostmark und die Lausitz zu erkämpfen und sich damit eine Stelle unter den vornehmsten Fürsten Deutschlands zu erringen. Diese Stellung mußte aber, so durfte Albrecht hoffen, mit der Erwählung Lothars zum deutschen König eine noch bevorzugtere werden, und auch der neu erwachte Glaubenseifer, mit dem Bischof Otto der Heilige von Bamberg die lange vernachlässigte Christianisierung der slavischen Völker unternahm (1127), und die Albrecht nach allen Kräften unterstützte, schien der Ausdehnung seiner weltlichen Herrschaft förderlich sein zu müssen.



Siegel aus dem 14. Jahrhundert,
dessen Bild einen wendischen Krieger darstellt.
(Nach einem Abdruck von dem Original-
stempel im R. Münzkabinett zu Berlin
in Originalgröße.)



1 2
Münze Pribislaw von Brandenburg,
als Christ Heinrich genannt.
An Größe des Originals (Silber) im R. Münzkabinett
zu Berlin.

Zu der nebenstehenden Münze Pribislaw:

1. *Revers*: Der Fürst bewaffnet mit Schild und Schwert, einen spitzen Helm auf dem Haupte, zu Füße, im Norden ein Stern. Umschrift rückwärts: (H)ENRICUS.

2. *Revers*: Ein Geistlicher mit der Tonsur, mit segnender Hesten, in der Linken das Evangelium hältend, über diesem ein Stern. Auch hier dürfte die Umschrift rückwärts zu lesen sein — HENRICUS ... Die Darstellung der Rückseite deckt sich wohl nur einen Bischof von Brandenburg.

Aber wie ihn die Hoffnung auf das sächsische Herzogtum täuschte, so täuschte ihn auch zunächst die auf die Nordmark. Lothar, der diese einem Grafen Udo übertrug, stellte Albrecht sogar, wohl infolge der deshalb zwischen beiden Grafen ausgebrochenen Streitigkeiten, vor ein Fürstengericht, das ihm sogar die Lausitz und einen Teil der Ostmark absprach. Doch scheint der König ihm schon damals Aussicht auf Entschädigung eröffnet zu haben, jedenfalls begleitete Albrecht den König auf dem Römerzuge, und dieser belehnte ihn nach 1134 Udos Tode 1134 zu Halberstadt mit der Nordmark. Damals gerade waren die Slaven wieder über die Elbe vorgedrungen, so daß Albrecht alsbald mit ihnen in Kampf geriet. Ein kurzer aber glänzender Zug führte (1136) jedoch den Markgrafen bis an die Mündung der Elbe, erwarb ihm die Priegnitz. Freundschaftliche Beziehungen, die Albrecht schon vorher mit einem christlichen Slavenhäuptling Pribislaw von Brandenburg angeknüpft hatte, bewährten sich außerdem so sehr, daß Albrecht von diesem Häuptling die Hanche als Patenschaft geschenkt für seinen Sohn, für sich selbst aber die Anwartschaft auf das ganze Erbe des Häuptlings erhielt.

Diese günstigen Erfolge wurden indessen nach Lothars Tode längere Zeit wieder vollkommen in Frage gestellt. Doch erhielt Albrecht im Frieden von 1142 Frankfurt (1142) wenigstens die Nordmark und zwar als erblichen Besitz zurück, und es verstand sich von selbst, daß er für das verlorne sächsische Herzogtum von jetzt an im Osten Ersatz suchte. Und in diesem Streben schien ihn nun die allgemeine Weltlage wieder zu begünstigen. Denn nun geschah es, daß Abt Bernhard von Clairvaux und der Papst nicht nur gegen die Sarazenen, sondern auch gegen die Wenden das Kreuz predigten, und die allgemeine Begeisterung, von der die ganze christliche Welt dadurch ausß tiefste ergriffen ward, sich auch auf die heidnischen Slaven richtete. Aber so großartig der Krenzzug gegen die Wenden 1147 (1147) auch angelegt war, so scheiterte er doch völlig. Da war es denn von wesentlicher Bedeutung, daß Albrecht beim Tode des Häuptlings Pribislaw (1150), dessen Erbschaft, zu der namentlich Brandenburg gehörte, wie es scheint, völlig friedlich antreten konnte. Ein polnischer Großer, Verwandter Pribislaws, Jacza mit Namen, soll zwar noch einmal Brandenburg überrumpelt haben, von Albrecht jedoch wieder zurückgeschlagen worden sein. jedenfalls war mit der Erwerbung dieser Spree- und Havelländer zur Nord- und Altmark der Grund zur Mark Brandenburg gelegt, und Albrecht, der schon vorher die Teilnahme an der Königswahl, vielleicht auch die Erzähmmererwürde des deutschen Reiches gewonnen hatte, führte seit dieser Zeit, wenn auch noch nicht regelmäßig, den Namen eines Markgrafen von Brandenburg.

Zu den nebenstehenden Münzen Jaczoß:

1) Das bärliche Brustbild im Profil, mit der Rechten das Schwert geschultert haltend, hinter ihm zwei Sterne, mit der Linken vor sich einen Salvenenzweig haltend, vor dem Sarge ein Stern. Die Umschrift lautet . . . IACZA · DECOPNIC . . .

2) Der wölfchen zwei Türen auf einem Sessel thronende bärliche Fürst, nach rechts gewendet; mit der Rechten das Schwert, mit der Linken einen Zweig haltend, neben der Schwertschäfte f — F, hinter ihm ebenfalls ein f.

Dieser Jaczoß ist mit dem im Tegi geschilderten polnischen Grafen nicht zu identifizieren.



1



2

Einseitig geprägte Münzen (Brakteaten) Jaczoß zu Köpenick.

In Größe des Originals (Silber) im St. Münzkabinett zu Berlin.

Noch aber war nur das nackte Land erobert, und für dasselbe mußte ein Volk sozusagen erst geschaffen werden, und dies Volk mußte in seinen wirtschaftlichen und staatlichen Verhältnissen so gestellt werden, daß es befähigt war, das slavische Volk, soweit es sich nicht zurückgezogen hatte, zu überwinden. Es mußte sich wohl fühlen im Lande und dem Boden diejenigen Erträge abgewinnen können, die er hervorzubringen im stande war. So straff das militärische Regiment Ottos gewesen, so voller Feuer und Eiser die Thätigkeit der Bischöfe und Mönche in der ottonischen Zeit: das hatte der Zersfall gelehrt, daß sie nicht ausreichten, ein christlich-deutsches Fürstentum zu errichten. Das hatte man erkannt, daß ein solches nur mit einer deutschen Bevölkerung gebildet werden könne. Schon an anderen Orten hatte man daher, wo man nicht nach Art Herzog Heinrichs des Löwen die Wenden mit dem Schwerte vernichten wollte, den Plan gefaßt, deutsche Männer in das Land zu rufen, hier und da solchen Plan auch zur Ausführung gebracht. Diesen Plan nun machte Albrecht zu dem seinigen, und indem er ihm



Bauern, ein Dorf anlegend.

Aus der 1216—1220 angefertigten Handschrift des Sachenspiegels in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg.
Zwei Bauern räben den Wald aus, ein dritter schlägt ein Haus auf, und der Baumeister empfängt vom Grundherrn die Erbbaurechte («ego Dei gratia dominus») mit daranhangendem dreieckigem Siegel. Der Buchstabe S begleitet sich auf den Anfang des zu der Miniatur gehörenden Teiles: «Swa gebures elo. (Wenn Bauern ic.) Über den Sachenspiegel vergl. den Tegi auf S. 14.

die breiteste Grundlage, die weiteste Ausdehnung gab, erwarb er sich, unterstützt hauptsächlich durch den thatkräftigen und hochbedeutenden Erzbischof Wichmann von Magdeburg den Ruhm, für die Wiedergewinnung dieser Lande für Deutschland das meiste gethan, den deutschen Küsten ein sicherer Hinterland und somit diese selbst für Deutschland gerettet zu haben. Wie einst die deutschen Völker aus diesen Gegenden ausgezogen waren, so begann jetzt eine umgekehrte Völkerwanderung aus Sachsen, Schwaben, namentlich aber aus Holland nach Brandenburg und, während die Slaven auswanderten oder sich in die Wälder zurückzogen, setzten sich Sachsen, Seeländer und Wlaminger an der Elbe und Havel, dann auch an der Oder fest.

Gefördert durch eine günstige Dorfsverfassung, die volle Freiheit gewährte und nur geringfügige Abgaben verlangte, machte der deutsche Bauer das Land urbar. Die Altmark, die bisher „voll langen Rohres“ stand, die Pregnitz, die ein einziger undurchdringlicher Urwald war, die wilden Bruchgegenden an der Havel und Spree, die wüsten, sandigen, von Wäldern und Sümpfen durchzogenen Gegenden, einst die unzugänglichen Schlupfwinkel der Wenden vor dem deutschen Schwert: sie wurden durch diese Einwanderungen einer völligen Umwandlung unterzogen, und deutscher Fleiß entlockte dem fast jungfräulichen Boden so viel Früchte, daß die Ansiedler zu ungeahnt schnellem Reichtum gelangten. — Ermuntert durch zahlreiche Privilegien wie durch den Schutz sieggewohnter Waffen erblühten an der Elbe und Havel, später an der Spree und Oder, Städte auf Städte, und deutsches Gewerbe und deutsche Kaufmannschaft trugen deutsches Leben, deutschen Handel und Wandel in bunter Mannigfaltigkeit, brachten Wohlstand und Geistigkeit in die bisher fast stadtlosen Gegenden. — Gestärkt durch die Notwendigkeit des weiteren Kampfes gegen die benachbarten Slaven, angestpornt durch die Aussicht auf reichen Gewinn an Belehnungen mit Land und Leuten, Lehnten und anderen Nutzungen, brachte eine zahlreiche Ritterschaft deutsche Gesellschaftstreue, die ganze Begeisterung für die Ideale der damaligen Zeit des Gehörjams und Dienens in christlicher Frömmigkeit und Demut, brachte den Sinn für rittermäßige und höfische Sitte, brachte das Verständnis für die Verwaltungsgeschäfte des Landes, brachte endlich mit ihrem guten Schwert dem Kaufmann und Bauern die Sicherheit des Daseins, die Möglichkeit, ihrem Berufe gerecht zu werden. — Gehoben und bereichert durch außerordentlich große Schenkungen und die volle, namentlich auch beim Neubau der Kirchen zu Brandenburg und zu Havelberg bewiesene, Kunst des Landesherrn, unterstützt auch durch Kaiser und Papst, sowie

durch den ganzen Sinn der damaligen Welt, brachte endlich die Geistlichkeit, brachten die Bischöfe und Mönche, sowie die Ritter des Templer- und Johanniter-Ordens das Christentum und mit ihm die ganze Summe dessen, was es an irdischen und geistigen Gütern umfaßt und in sich schließt. Insbesondere haben die Klöster des Cisterzienser-Ordens, der mehr als der der Benediktiner und Prämonstratenser in der Mark sich ansiedelte, für die Pflege des Landbaues eine außerordentliche Bedeutung gewonnen, und namentlich die Klöster Lehnin und Chorin sind Mittelpunkte für die Verbreitung der Kultur in der Mark geworden.



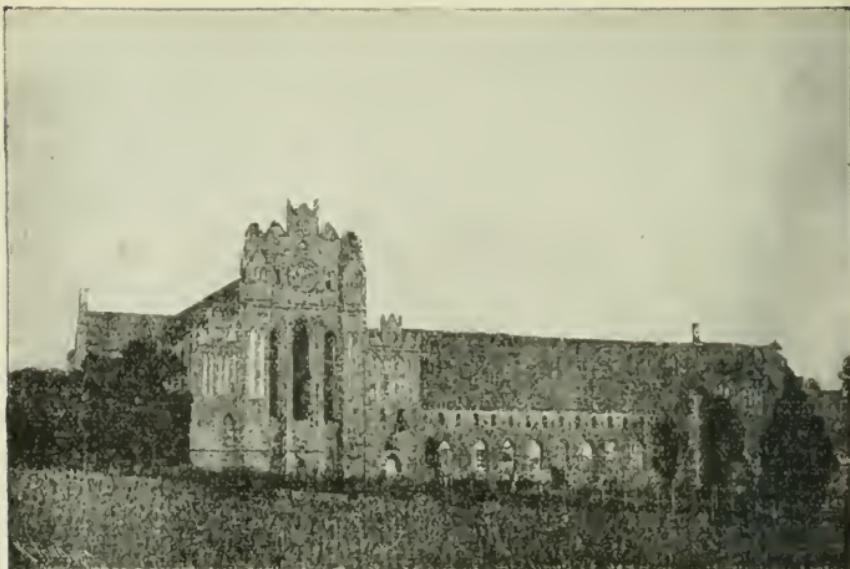
Brakteat Albrechts des Bären, ihn und seine Gemahlin darstellend.
In Größe des Originals (Silber) im R. Münzgabinett zu Berlin.



Marienkirche auf dem Harlunger Berge zu Brandenburg.

Bossendet um 1140 unter Bribislaw, in der hier abgebildeten Form jedoch angehörig der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. der gotische Umbau hinzu aus dem 15. Jahrh. Nach einem Gemälde in der Godehardkirche dasselbe von 1586. Die Ruinen der Marienkirche, des wertvollen Denkmals frühmittelalterlicher Backsteinbaukunst in der Mark, wurden trotz der Gegenvorstellungen des Rates zu Brandenburg auf Befehl Königs Friedrich Wilhelms I. 1722—23 abgebrochen. Ihre Steine wurden zum Bau des großen Militärwaisenhauses in Potsdam verwendet.

So erfüllte sich das für Deutschland wieder gewonnene Land auch mit deutschem Volk, mit einem Volk, dessen einzelne Schichten wirksam einander unterstützten in dem bewussten Streben, christliche Lehre und deutsches Wesen im Lande zu verbreiten, einem Volke, mit dem und für welches ein christlich-deutscher Staat aufzubauen möglich war. An der Spitze des neu sich gründenden Staatswesens stand der Markgraf mit ausgedehnter Gewalt. Selbst dem Kaiser gegenüber war er, da er ja sein Land nicht von diesem erhalten, sondern es ihm erst hatte erobern müssen, freier als andere deutsche Fürsten. Gleichwohl sah er seine Macht noch durchaus als ein kaiserliches Amt an und war in der That auch durch sein eigenes Interesse zum engeren Anschluß an das Kaiserthum genötigt. Der Markgraf war vor allen Dingen oberster Kriegsherr. Auf den Kriegsfall mußte ja die ganze Verfassung zugeschnitten sein und auf den ritterlichen Adel mußte sie sich daher wesentlich stützen. Dieser bildete, wenn auch für die Verteidigung des Landes eine allgemeine Wehrpflicht galt, das Heer des Markgrafen, aus seinen Reihen berief der Markgraf aber auch auf bestimmte Zeit seine Ratgeber, seine höchsten Verwaltungsbeamten, den Kämmerer, Truchseßen, Marschall und Schenken. Von einer Teilnahme der Stände finden wir unter Albrecht nur geringe Spuren, aber sobald die landesherrlichen Einnahmen für die Bedürfnisse



Cisterzienserklöster Chorin von der Westseite.

Erbaut 1270—72 in südgotschem Stil.

Nach einem Lichtbilde.

des Krieges und der Verwaltung sich als unzulänglich erwiesen, und die Erhebung von außerordentlichen Steuern, der sog. „Bede“ notwendig wurde, mußte sich auch eine, wie immer geartete, ständische Vertretung bilden. Der Markgraf war weiter auch oberster Gerichtsherr, er „dingte bei sein selbst Hulden“. Ebenso hatte er auch der Kirche gegenüber eine große Machtvollkommenheit, denn Bisstümer und Klöster bedurften andauernd seines Schutzes, von ihren Behnten gebührte ein Teil dem Landesherrn, ihre Sprengel lagen in seinem Territorium und wurden fast als dem Landesherrn selbst zugehörig betrachtet. Auch waren die brandenburgischen Lande nicht durch reichsfreie Städte oder durch Gebiete reichsfreier Herren oder Stiffter durchrisen, vielmehr erscheint der Markgraf allein auch als oberster Grundherr. Bald allerdings begannen die mit großem Landbesitz für ihre Teilnahme an den Kämpfen ausgestatteten Edlen, wie die Gänse von Puttliß, die Pluto, Lindow gewisse Rechte des Landesherrn auszuüben. Das Land selbst wurde, abgesehen von den geistlichen Gebieten in etwa 30 Vogteien geteilt, deren Vorsteher, der Vogt, vom Markgrafen auf bestimmte Zeit ernannt wurde. Der Vogt hatte die militärischen, gerichtlichen und Verwaltungs-Befugnisse des Landesherrn auszuüben, er mußte für die Sicherheit der Burgen, für die landesherrlichen Güter sorgen, die Abgaben und Gefälle aller Art einzehlen.

Alles in dieser Markgrafschaft Albrechts war Leben, war Bewegung und vor schreitende Entwicklung, und ein günstiges Geschick wollte, daß Albrecht nicht nur sein Land, sondern auch seine Tüchtigkeit und Kraft seiner Nachkommenschaft

vererbte. Fast immer treu auf der Seite des Kaisers stehend, durfte sich diese mancher Förderung durch die Kaiser erfreuen. Nach dem Sturze Heinrichs des Löwen erhielt Otto I. herzogliche Rechte auch über die Altmark und erwarb die Erzkämmererwürde, die Albrecht, wenn überhaupt, so nur für seine Person innegehabt zu haben scheint, als ein der Markgrafschaft selbst zustehendes Recht. Auch hat Otto, der mehrfach gegen die Pommern vorgedrungen war, die Lehenshoheit über dieses Land erworben, und längere Zeit hindurch behauptet. Ein dauerndes Verdienst um Deutschland erwarb sich Albrecht II. durch die große Energie, mit welcher er die Dänen, die sich an den deutschen Küsten festsetzen wollten, bekämpfte und ihnen die Herrschaft über die Südufer des Ösees entriß. Andererseits aber mußten Albrecht II. und sein Bruder Otto II., durch kirchlichen Bann, wie es scheint, stark gefährdet, vielleicht auch in der durch den zeitweisen Mangel an Söhnen hervorgerufenen Hoffnung, ihren weiblichen Nachkommen die Erbsfolge zu sichern oder durch die Absicht des Erzbischofs, ihren sächsischen Vettern das Erbe zu entziehen, gezwungen, ihren Allodialbesitz dem Erzbistum Magdeburg zu Lehen aufzutragen, wodurch für die Folge schwere Bedrängnisse herausbeschworen wurden.

Indessen die Gefahr des Aussterbens ging glücklich vorüber. Albrechts Söhne Johann I. und Otto III. wurden in den Streit der Hohenstaufen und Welfen tief hineingezogen und erwarben sich um dessen Beilegung, nachdem ihnen der Kaiser nach mannigfachen Weiterungen 1231 die Belehnung mit Brandenburg, zugleich aber auch mit Pommern erteilt hatte, erhebliche Verdienste. Auch war ihr Ansehen im Reich ein so großes, daß Markgraf Otto bei der Kaiserwahl von 1257 gewählt werden sollte. Für die Mark und ihre Germanisierung aber war ihre Regierung von einschneidender Bedeutung. Der langjährige Bahnstreit mit dem Bischof von Brandenburg wurde beigelegt, heiße Kämpfe mit den heftigsten Gegnern der Mark, dem Erzbischof von Magdeburg, dem Bischof von Halberstadt und dem Markgrafen von Meißen endeten schließlich mit dem Siege der beiden Brüder. Wichtiger aber waren ihre meist auf dem Wege des Vertrages gemachten Erwerbungen, der Barnim und Teltow, ein großer Teil der Uckmark, die Oberslausitz im Süden, die Länder Lebus, Sternberg, die Gebiete an der Warthe und Neße. Damit war zugleich der Grund der späteren Nennmark gelegt, und seit der Gründung der Stadt Frankfurt der Handel auf der Oder in märkische Hände übergegangen. Überhaupt ließen sich beide Markgrafen wie die Pflege der Kultur so gerade auch die des Handels, sowohl des Absatzes der Erzeugnisse des Landes, wie die Durchführung fremder Erzeugnisse besonders angelegen sein. Ein sehr günstiges Privileg König Wilhelms (1252) eröffnete dem brandenburgischen Handel den leichtesten Eingang in die Niederlande, und mit der erfolgreichen Bekämpfung der Pommern (1250) wie mit der Belehnung über die wichtigste Handels- und Seestadt Lübeck durch König Wilhelm erlangte Brandenburg, obwohl die Stadt die Belehnung nicht anerkannte, eine hervorragende Machtposition an der See, die zugleich für den Verkehr und den Wohlstand des Landes tiefgreifende Folgen hatte. Mit dem leichteren Absatz stieg der Wert des Acker- und Waldbaues, mit ihm und dem ausgedehnten Durchgangshandel



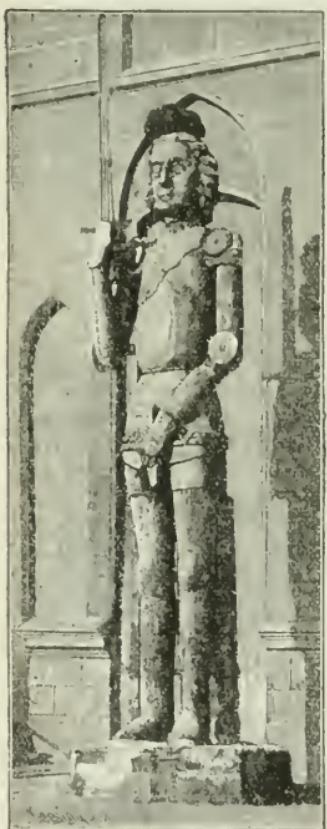
Seal of Margrave
Otto II.

Nach dem Originale (Silber)
im St. Münzkabinett zu Berlin
in Originalgröße

Der gepanzerte und behelmte
Markgraf in der Rechten die
Fahne, am linken Arme den
Schild, auf dem ein nach rechts
gewandter Adler. Eine der
ältesten Darstellungen
des brandenburgischen
Wappentablers.

hob sich aber namentlich die Macht der Städte zu immer größerer Bedeutung.

Eine große Anzahl von Städten wurde, man kann sagen, neu gegründet, sie erhielten weitgehende Privilegien, die ihnen namentlich die eigene kommunale Verwaltung und deutsches vornehmlich brandenburgisches Stadtrecht gewährten. Die Gesamtheit aller städtischen Rechte stellte man sinnbildlich in den Rolanden, jenen gewaltigen, unschönen Rittergestalten dar, die man noch jetzt in vielen Städten wie z. B. Brandenburg findet. Berlin erhielt diese städtischen Rechte wahrscheinlich bald nach dem Regierungsantritte der beiden Brüder und zwar nach dem Vorbilde von Brandenburg, das seinerseits auf die Gerechtigkeit von Magdeburg gegründet und die bedeutendste Stadt der Mark damals war. Schon in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts war Berlin aber so wichtig geworden, daß es



Der „Roland“ vor dem neustädtischen Rathause zu Brandenburg.
Nach einem Historiote.

von Frankfurt nur eine Mitteilung über das in seinen Mauern herrschende Recht gebeten wurde und dieser Bitte entsprechen konnte. Überhaupt ist diese Zeit zu einer schriftlichen Aufzeichnung des Rechtes geeignet, und dies ist um so wichtiger, als diese Aufzeichnungen noch rein deutsches, von römischen Grundzügen unberührtes Recht geben. Die wichtigste derselben war aber die des Sachsenpiegels. Es ist dies zwar nur eine Privatarbeit eines Ritters Eise von Repkow, aber indem sie das tatsächlich in Übung befindliche sächsische Landrecht wiedergab, erlangte sie allmählich auch volles gesetzliches Ansehen, wie in ganz Nord- und Mittel-Deutschland, so auch in der Mark. Begreiflich, daß die Slaven, wenn auch nicht vollständig vertrieben, doch weiter und weiter durch solche Maßnahmen zurückgedrängt wurden.

Mit dem Tode der beiden markgräflichen Brüder teilte sich das Geschlecht in zwei Linien, die zu Stendal und die zu Salzwedel, ohne daß doch daraus ein wesentlicher Schaden für das Land erwachsen zu sein scheint. Vielmehr erfolgte noch eine Vergrößerung desselben, indem die Mark Landsberg, die Niederlausitz, in der Folge noch weitere Gebiete mit Großenhain, Torgau und Dresden durch Kauf und Pfand erworben wurden. Einen besonderen Ruhm erwarb sich der Markgraf Otto IV. dadurch, daß er an seinem Hause der Dichtkunst eine gaftfreie Stätte bereitete und selbst als Dichter von lieblichen und duftigen Minneliedern auftrat. Um ihn hat denn auch die Sage ihre Neze geschlungen, und namentlich der zähe Widerstand, verbunden mit frischem, fast übermütigem Selbst-

die ist der sasse speyghel

Es hlyghen geystro
mmme te stetche un
ne sinne. dat ih recht
und vrocht der las

sen de sede na godes hulden. vate
na der wortz uromen. Des ne
kan ich al ene nicht ghe don. dar
vonne bid ich tho helpe alle gode
hute de rechtes gereit en reich
nede die iefhene. de min dwine sic.

wormydt. dat die lok nicht af ne
spacht. dat se dat na recht le se
den na u'ne sinne. so eer nicht
weten. Van ruyte ne sal neman
uerwisen kriet. noch leid. torn noch
gyst. **G**od is schien myt. dar

numme is eme regt leid. dor dat sen
se sich alle noot. sen en ghe ruyte
van godes hulden te wolen si. dat
se al so richtet. alse godes woin. vnu
singt richtet genedwiken ontr se it
gan moche. **G**od te hat is be
gynghen ende aller goten dinget
demakett aller erst hymel und
erden



Erste Seite der Oldenburger Handschrift des Sachsenpiegels.

Einige Handschriften des Sachsenpiegels mit niederddeutschem Texte, vollendet 1336 von dem Rasteder Mönch
Heinrich Gloesten, auf Veranlassung des Grafen Johann von Oldenburg.

Nach dem Original in der Privatbibliothek S. L. Hoheli des Großherzogs von Oldenburg in hoher Größe reproduziert.

Übertragung:

Das ist der Sachsen-Spiegel. Das heilige Geistes Mune, die stärke meine Sinne, das ich Recht und Unrecht der
Sachsen dejeichele nach Gottes Hulden und noch der Welt freuomen. Das kann ich allein nicht vollbringen, darum bitte ich zu
Herr alle guten Leute, die Recht begehrten, wenn irgend eine Rechtsache degeane, die niem dummer Sinn auslöschen und wovon
dieses Buch nicht spricht, doch sie das nach Recht bejeidehen noch ihrem Sinne, wie sie es recht wissen. Von Recht soll Niemanden
ablenken weder Lied noch Lied, weder Zorn noch Gode. Gott ist selber gereit, darum ist ihm Recht lieb; drabant sollt dich
alle vorlesen, denen ein Gericht von Gottes wegen beobhien ist, das sie jo räthen, das Gottes Zorn und sein Gericht gnädig ist
über sie ergehen möge. Gott, der da ist Beginn und Ende aller guten Dinget, der möchte zu alleerst Himmel und Erde und
sich den Menschen auf Eeden und sejte ihn in das Vorables.

bewußtsein, den er gegen den Erzbischof von Magdeburg einsetzt, in dessen Gefangenenschaft Otto in der Schlacht von Frohse geriet, hat die Sage auf wunderbare Weise ausgestattet. Nichts anderes als ein wohl verwahrter Schatz, von dem sein treuer, alter Diener „sein heimlicher Rat“ Johann von Buch seiner Gemahlin Hedwig gemeldet, und den dieser gehoben, habe ihn aus der Gefangenschaft erlöst. Ohne Zweifel war Otto eine Persönlichkeit, die, wie er es im Felde und auf Turnieren bekundete, sich durch rittermäßiges Heldenhum und fröhliche Sangeskunst eine Stätte im Herzen seines Volkes bereitet hat. Den Beinamen mit dem Pfeil hat ihm der Volksmund gegeben, weil ein Pfeil, der sein Haupt in einem Kampf getroffen, längere Zeit nicht hat entfernt werden können.

Von großer Bedeutung für die spätere Entwicklung der Stände und insbesondere der Steuerfreiheit des Adels wurden die „Bedeverträge“, zu deren Abschluß die Markgrafen sich damals (1280—82) verstehten mußten.

Noch redenhafter und gewaltiger als Otto erscheint der letzte Fürst aus Albrechts Stamm in Brandenburg, der Markgraf Woldemar. Durch ein überraschend schnelles Sterben aller seiner Vettern und Stammsgenossen — ihrer neunzehn sollen einst sich auf dem Markgrafenberge bei Rathenow zusammengefunden und beratschlagt haben, wie das Land eine so große Anzahl Fürsten ernähren könne — war Woldemar Alleinherrscher der gesamten Marken geworden, und die Schärfe seines Schwertes hatte alßald die unruhigen Nachbarn gelehrt, was sie von



Siegel Markgraf Ottos IV. mit dem Pfeile.

Nach dem Original im R. Staatsarchiv zu Magdeburg. Originalgröße.

ihm zu gewärtigen hatten. Als daher Fürst Wihlaw von Rügen und der König von Dänemark die Stadt Stralsund bedrohten, Markgraf Woldemar aber der Stadt seine Hilfe zusagte, da schlossen sämtliche Fürsten ringsum einen Bund gegen Woldemar. Dem Könige von Dänemark, den Fürsten von Rügen und Mecklenburg schlossen sich die Herzöge von Sachsen-Lauenburg, Braunschweig, Lüneburg, die Grafen von Holstein und Anhalt, eine große Zahl geistlicher Fürsten, ja auch Schweden und Polen an, aber Woldemar eröffnete selbst den Krieg und führte ihn mit solchem Erfolg, daß er im Frieden von Templin im wesentlichen seine Rechte behauptete.

transkription
andenburg der markis
der selben schar be-
t.
ein stehelin gewant
ter als ein spiegel
s.
het er unde due bein
teo ringen wol be-
t.
sitz von richer art
er von baldekein dor
eines werdeo fuersten
was er vaste genuoc.
halt den fuort er unde
et mit hermine,
nach wunneklichem
ine
ntzer adelar sich bot.
s von lichten keln rot
uhete daz velt wis als
sne
kam er uf den cle
uo des planes melme
ae tuerlichen helme.
vene fluegle zierten;
zen und smierte
e swartzen varwe
unde also garwe.

Uebertragung
Markgraf von Branden-
burg der selben Schar et-
wint.
et ein stahlernes Gewand,
slanz in spiegelblattem
heine.
vor der Leib und beide
eine
chten Ringen wohl ver-
abt.
Wappentack van reicher
et
Sagadadeide lag darob.
wetten Herrn gereicht
m lob.
r gejizet schon genug.
child war, den er füht'
d trug.
hermlin bezagen ganz,
s mit wanniglichem
lanz
lanfer vor dem Aug' sich
st,
pat von lichtem Kehlpelz
et,
fheld darunter weiss wie
dne.
en kam er in den Klee
auf den Plan von Staube
reich
einen Helme tödlich reich,
zwei Flügel glitzten.
himmeren und blitzen,
jeder dieser Flügel war
dwarz wie Pech und
dwärzter gat.

Von brandē burg der markis.
Wart in der selben schar bekant
Fürt em stehelin gewant.
Daz luter als ein spiegel schein.
Den lip het er. vñ dv bein.
Oz ur lichten ringen wol bewant.
Ein kurfürst von richer art.
Fürt er von baldekein dor obe.
Nach eines wden fürsten lobe.
Gezierer was er vaste genüt.
Den schilt den fürt er vñ trüt.
Verdecket mit hermine.
Dar vñ nach wunneklichem schme.
Ein glanzer adelar sich bot.
Der was von lichten keln rot.
Vñ luhre daz velt wis als ein sne.
Beriten kam er vf den cle.
Vñ zu des planes melme.
Hir eime türlichen helme.
Den zwene flügle zierten.
Die glissen vñ smierten.
Vñ eimre swartzen varwe.
So seie vñ also garwe.

Transskription und Übertragung zu den Minneliedern Ottos mit dem Pfeile
aus dem sogenannten Manesse-Codex, auf S. 19

Übertragung

1. Winter, deine trüben Stunden,
Deine Kälte mannigfalt,
Hätt' den Zauber ich gefunden,
Dass sie würden schöngestaltet,
Ich ließ' es um die lange Nacht
Und um die viel Minnekliche,
Die mir Freuden viel gebracht.

2. Als ich sie in reichem Kleide
Lieblid vor mir stehen sah,
Ward ich frei von allem Leide,
Da mir solches Glück geschah.
Ihr Mund, der seinen Gruss mir bot,
Däuchte mir von solcher Röte
Wie ein Feuer, das da loht.

3. Ach, Herr Gott! in deiner Güte
Pflege dieser holden Frau
Und in Treuen sie behüte,
Send' ihr deines Segens Thaul
Soldes hat sie doch fürwahr
Um die ganze Welt verdienet:
Gott und Herr, nimm ihrer wahr!

4. O, wieder will der Mai entspringen,
Der macht fröhlich manch Gemüt.
Bunte Blumen will er bringen,
Wie sie holden nie erblüht.
Vogelhang tönt mannigfalt,
Wohlbelaubet steht der Wald,
Des wird manch traurig Herze froh.

5. Ich will nach ihrer Liebe ringen
Alle meine Lebensstage.
Wird mirs aber nicht gelingen,
Seht! so sterb' ich sonder Klage,
Tröstet sie mich nicht zur Stund'.
Ihr durchlängtig roter Mund,
Davon lieg' ich todeswund.

Transskription

Winter dñe trueben stunde.
und din kelte manigvalt.
ob ich das erwenden kunde.
dat siu wurden bas gestalt.
das liesse ich dur die lange naht.
und durh die vil minneklichen
diu mir frociden vil hat braht.

2
Ich sach die vil minnekliche:
vor mir stan in richer wat.
zehant do wart ich frociden riche.
davon min muet vil hohe stat.
mich gruoste ir minneklicher mun
der duhte mich in solher roete
sam ein fuorig flame enzunt.

3
Hey herregot durh dne guete.
ruoche der minnekliche pflegen.
mit steten truewen si behuete.
un sende ir dinen suessen segen.
do hat si verschuldet gar.
wol gegen al der werlte gemeine
ey herre got nu nim ir war.

4
Uns kumt aber ein liechter meie.
der machen manig herze frout.
er bringet bluomen mangerleye.
wer gesach ic suesser bluot.
vogelin doene sind manigvalt.
wol geloubet stet der walt.
des wirt vil trurig herze balt.

5
Ich wil nah ir hulde ringen.
alle mine lebenden tage.
sol mir niht an ir gelingen.
seht so stirbe ich sender klage.
sie entrostete mich zestunt.
ir durliufig roter mun
hat mich uf den tot verwunt.

Winter dñe reihe stude. vnd
din kelte mangvalt ob ich
das erwende kunde. do siw wir-
de bas gestalt. das hesse ich
dor die lange naht. vn durch die vil minnelich-
the du mir fröde vil hat brahte.

Ich sach die vil minneliche. vor mir stan in ri-
cher wort zehand do watt ich fröde nüche. da
wo min möst vil hohe stat. much grüste ic mi-
nelich munt. der duhte mich i solher wte
sam ein füting flaine enz unt.

Hey hregot durh dñe gvre. rüche d' minne
liche pflege. mit stete trüwe si behüte.
Vnsende ic dinen sullen sege. do hat si v'schul-
det gar. wol gegē al der wile gemeine ey hre
got nu nun ic watt.

Das kvmt aber eirliecht meie. der machet
manig lze früt. er brüget blvniē mäger-
leye. wer gesach ic v'sller blüt. vogelin dne
sind mangvalt. wol gelöbet stet d' walt. des
wirt vil trüig lze balt.

Tich wil nah ic hulde ringe. alle minne lebeden
tage. sol mir milt an ic geligen. scht so stirbe
ich sender klage. si entzoste mich zeftüt. ic dur
lühlig roter nwnt hat mich vf de tot v'wunt.

Minnelied Markgraf Ottos IV. mit dem Pfeile.

Aus der großen Heidelberger Minnesängerhandschrift (sogen. Manesse-Codex) in der
Universitätsbibliothek zu Heidelberg. (Fol. 18 verso.)

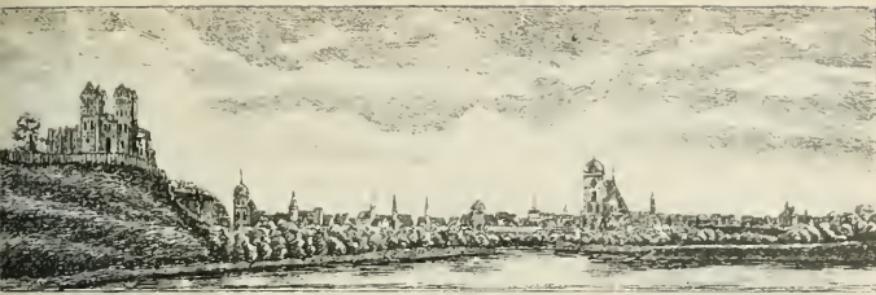
1319 Aber in der Vollkraft seines Lebens starb Markgraf Woldemar (1319) und kurz darauf folgte ihm im Knabenalter sein Mündel Heinrich, der letzte der anhaltinischen Markgrafen. Ohne die tief greifenden Folgen für sein eigenes Land ahnen zu können, hatte aber Woldemar durch seine Zustimmung zur Wahl König Heinrich VII. aus dem luxemburgischen Hause (1308) geholfen, einem Hause den Weg zu bahnen, das für die Mark von größter Bedeutung werden sollte. Zunächst war jedoch, wie sich bald ergab, mit dem Erlöschen des Herrschergeschlechts auch der Bestand des Landes selbst in Frage gestellt.



Ältestes Siegel der Stadt Berlin. Um 1272.

Von einer Urkunde des Kästl. Adelss. zu Frankfurt a. O., in welcher die Stadt Berlin der neu gegründeten Stadt Frankfurt ihre Rechte mitteilt. Das in Originallgröße wiedergegebene Siegel zeigt ein gesäumtes Stadttor und in der aus drei Halbbögen gebildeten Thoröffnung den Brandenburger Adler.

Umschrift: (S)IGILUM - DE BERLIN BURG(EN)SICUM. Man sieht also noch keine Spur von dem späteren Wappentier der Stadt, dem Bären.



Marienkirche

St. Peter(?)
Gothard- Thor-
turm

Altst. Lange
Neues Brücke
Thor(?)

St. Na. Neust.
Tharinen- Kast-
kirche haus

St. Pauli
und
Steinhorturm

Aussicht von Brandenburg.

Nach dem um 1590 entstandenen Gemälde im Neustädter Rathause dargestellt.

3

Der Zerfall der anhaltinischen Markgrafschaft. 1319—1411.



Initial U eines Ablaßbriefes für die Nikolaitkirche zu Berlin
d. d. Avignon 1341 Juli 20. Nach dem Original im R. Pr. Geh. Staats-
archiv zu Berlin (auf etwa 1/4 verkleinert).

Die weibliche Figur links dürfte die hl. Margaretha, der Kitter rechts den hl. Georg
darstellen, an deren Festtagen der Ablag u. a. gespendet wurde.

unter den Askaniern hatten die Marken eine hohe Blütezeit durchlebt, unter den beiden Fürstengeschlechtern, die ihnen im vierzehnten Jahrhundert folgten, werden sie mit einer zeitlich nur zu kurzen Ausnahme gekennzeichnet durch die Zerstörung jeder staatlichen Ordnung, jedes staatlichen Zusammenhangs, durch Zuchtlosigkeit und Regellosigkeit in allen Verhältnissen, durch wüste Raub- und Zehdelust, durch den erbsten Eigenmuth kleinerer Gemeinsamkeiten im Staate, durch den Verlust alles landesherrlichen Ansehens, aller fürstlichen Ge-

walt, durch Verpfändung und Hingabe aller landesherrlichen Einnahmen und Besitznisse. Die immer schneller vorwärts schreitende Schwächung der landesfürstlichen Gewalt, der Zerfall der markgräflichen Verfassung führte das blühende Land, so schien es,rettungslos dem völligen Untergange entgegen. Wunderbar genug aber zeigte sich in diesen trostlosen Zeiten doch wieder in Adel und Bürgerlichkeit eine urwüchsige Kraft, ein Selbstgefühl und eine Fähigkeit des Schaffens und Gestaltens, die, wenn sie zu wahrem Staatsgefühl sich erhoben, wohl hätte dem Lande Rettung bringen können. Aber gerade daß es trotz dieser Fülle von guten Eigen-

schaften des Volkes nicht zu einer neuen staatlichen Bildung kam, zeigte die Notwendigkeit einer landesfürstlichen Regierung, und fünf Jahre einer, wie auch immer zu beurteilenden, so doch thakräftigen und zielbewußten Herrschaft inmitten dieses Zeitraumes mußten die Erkenntnis davon zu einer allgemeinen machen.

Nach dem Tode Woldemars wurde das fürstenlose Land die Beute der benachbarten Fürsten, die jener im Tempeliner Frieden gedemütigt hatte. Ludwig der Bayer belehnte zwar, nachdem er in der Schlacht von Mühldorf seine Anerkennung als König errungen hatte, seinen jungen Sohn Ludwig mit der Mark, und es glückte auch den Verhandlungen des Grafen Berthold von Henneberg, einige der abgerissenen Länder wieder zu gewinnen, andere aber mußte man den Groberen überlassen, und als Ludwig im Verlauf seines heftigen Kampfes mit der Kurie um die Selbständigkeit der deutschen Königskrone vom Papste mit dem Banne belegt und enthebt wurde, waren die bittersten Leiden für die Marken die Folge ihrer unmittelbaren Verbindung mit dem deutschen Königthum. König Wladislaw von Polen verwüstete auf den Ruf der Feinde Ludwigs die Marken mit grauenhaftester Gründlichkeit. Weithin gaben rauchende Dörfer, zerstörte Kirchen und Klöster Kunde von dem Wüten der polnischen Scharen. Nur um so lebhafter betrieben natürlich die Feinde der Mark aus der Zeit Woldemars ihre Eroberungspläne, und von dem Verlust anderer Landschaften abgesehen, mußte Ludwig auch auf die Oberlehensherrlichkeit über Pommern, die schon von den Herzogen dem Papste angeboten war, gegen das Recht der Nachfolge in Pommern verzichten. Bedenklicher war jaß noch, daß die Bewölkerung Berlins, empört über das Verhalten des Papstes und begeistert für das gute Recht des Kaisers, sich soweit hinreihen ließ, einen besonders verhaschten Geistlichen, den Propst von Bernau zu erschlagen, daß die Frankfurter, von derselben Wit ergriffen, und überzeugt, daß der Bischof Stephan von Lebus den Einfall der Polen veranlaßt habe, dessen Kirche in Görlitz verbrannten und römisch gesinnte Priester vertrieben. Bann und Interdict waren die geistlichen Strafen, die das frömme und gläubig gesinnte Volk dieser trafen, als jede Art weltlichen Gerichts. Mit vielen Opfern



Statue Kaiser Karls IV.
o. Ende d. 14. Jahrh.

Bon der Fassade eines Nürnberger Hauses stammend, jetzt in den R. Museen, Berlin.

haben beide Städte erst nach Jahren die Kirche zu versöhnen vermocht.

Auch erbitterte Ludwig die Kurie bald aufs neue gegen sich durch eine Handlung, die gerade wieder für die Mark von Bedeutung wurde. Indem er

nämlich die Ehe des Herzogs Johann von Luxemburg und der Herzogin Margarete von Tirol ohne Rücksicht auf das der Kirche zustehende Recht trennte und die geschiedene Herzogin mit seinem ältesten Sohn, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg vermählte, erregte er einmal den vollen Zorn des Papstes, indem er aber durch diese Vermählung zugleich auch eine Verbindung zwischen Tirol und der Mark herzustellen versuchte, ebnete er in der That nur dem Herzen Karl aus dem ihm feindlichen Hause der Luxemburger den Weg zur deutschen Königskrone.

Dieser kluge und vielgewandte Karl IV. richtete, nachdem er nach Ludwigs Tode deutscher König geworden, sein Augenmerk darauf, von des abgeschiedenen Kaisers Hausmacht soviel als möglich, vornehmlich aber die Mark Brandenburg seinem Hause zu erwerben. Durfte er doch hoffen, mit dieser der Macht seines Hauses, das ursprünglich nur im Westen Deutschlands die Herzogtümer Lüzelburg und Brabant besessen, nun aber im Osten durch die Herrschaft über Böhmen, Mähren, Schlesien das entschiedene Übergewicht erhalten hatte, einen Schlüsselstein einzufügen, welcher der luxemburgischen Macht in Deutschland und über Deutschland hinaus den überwiegenden Einfluß auf die Dauer zu sichern schien.

Allerdings die Waffen zu rüsten und das Streitroß zu besteigen, das war nicht nach dem Sinn des verschlagenen Luxemburgers. Ein Märchen vielmehr, das auf die tiefe Schuscht der Männer nach einer Neuordnung der immer mehr sich zerrüttenden Verhältnisse, auf ihre Abneigung gegen die Wittelsbacher und ihre Abhängigkeit an das ange-

stammte Fürstenhaus berechnet war, sollte vorerst den Wittelsbachers Verlegenheit in der Mark bereiten. Man ließ einen Mann — wie es heißt einen Müller Namens Jakob Rehbock — der mit dem verstorbenen Markgrafen Woldemar Ähnlichkeit hatte, auftreten, verbreitete vor ihm her die Behauptung, er sei der Markgraf Woldemar, der fälschlich seinen Tod habe ansagen lassen, um einen Zug ins gelobte Land anzutreten, nun aber, die Marken zu retten, zurückgekehrt sei. Das dreiste Gaukelspiel zu erhöhen, erkannten Karl und die Feinde der Wittelsbacher den Prätendenten förmlich als Markgrafen an, gebot der König der Mark, ihn als ihren Herrn auf- und anzunehmen. Und nur zu richtig hatte man die Zustände beurteilt; bis auf wenige Städte huldigte die ganze Mark dem angeblichen



Siegel des falschen Woldemar.

In Größe des Originalabgusses in der Voßbergschen Sammlung des
K. Preuß. Gebl. Staatsarchivs zu Berlin.

Woldemar, der zum Zeugnis seiner Unechtheit an Karl die Lausitz abtrat den Herzögen von Sachsen, den Grafen von Anhalt die Erbsfolge in der Mark zusicherte. Auch half es den Wittelsbachern wenig, daß sie dem König Karl in der Person des Grafen Günther 1350 von Schwarzburg einen Gegenkönig aufstellten, und Karl nun, um diesen zu besiegen, seinen falschen Markgrafen fallen, ihn für einen Betrüger erklären ließ (1350). Boten ihm doch die Streitigkeiten im Hause der Wittelsbacher selbst hinreichende Gelegenheiten, seine Pläne auf die Mark auszuführen! Ludwig der Römer und Otto der Zaule, denen ihr Bruder Ludwig der Ältere schon 1351 im Vertrage zu Luckau die Mark abgetreten hatte, gestanden ans Haß gegen ihren Bruder Stephan 1363 dem Könige die Erbsfolge zu. Nach Ludwigs des Römers Tode, der wenigstens nicht unthätig im Lande gewesen war, trat Otto dem Kaiser 1367



Tangermünde. Nach dem Stiche von G. P. Busch.

die Niederlausitz ab, die 1370 auch formell der Krone Böhmen einverleibt wurde, begab sich unter Karls Vormundschaft und überließ endlich im Vertrage von 1373 Fürstenwalde vom 15. August 1373 den Söhnen des Kaisers gegen eine Geldsumme von 500,000 Gulden die ganze Mark. — So niederdrückend das Gefühl für die Märker sein möchte, als Handelsgegenstand schmählicher Habjucht verlaufen zu sein, so möchten sie doch zuvörderst die Hoffnung auf eine fräftige, das Land hebende Regierung als einen Gewinn ansehen. Denn in schredlicher Weise hatte der Mangel an jeder Fürsorge für das Land seitens der Wittelsbacher, hatte der Kampf zwischen den Wittelsbachern und Luxemburgern die inneren und äußeren Verhältnisse des Landes zerrüttet. Umgekehrt aber war Böhmen unter Karls Leitung schnell emporgeblüht, und an diesem Aufschluhen mußte nun auch die Mark teilnehmen. Denn wie sehr auch der eigenste Vorteil

der Mittelpunkt war der glatten Politik Karls, der zunächst statt seiner unmündigen Söhne die Regierung übernahm, so zeigte das Aufblühen Böhmens doch, daß der Kaiser ganz richtig in der Hebung des Landes seinen wahren Vorteil erblickte. Ebenso sprach für Karl, daß er 1356 jenes große Reichsgesetz, die Goldene Bulle, wie man es nach der angehängten goldenen SiegelkapSEL nennt, erlassen hatte, welches nicht nur die Markgrafen von Brandenburg unter die vornehmsten, allein zur Königswahl berechtigten sieben Fürsten, die Kurfürsten, ausdrücklich aufgenommen, sondern auch die Einheit und Unteilbarkeit der Kurmark gesetzlich festgestellt hatte.

In der That wußte Karl in unglaublich schneller Zeit alle Nachbarfürsten, welche die Notlage der Mark zu Einfällen und zur Eroberung von Grenzgebieten benutzt hatten, zu Friedensverträgen mit der Mark zu bestimmen, und die gewaltige Stellung, die er als Herr des gesamten Nordens und Ostens zu einsichtsvollster Förderung des ganzen Handels von Lübeck bis Krakau und Konstantinopel hin benutzte, gereichte gerade den Marken zu besonderem Nutzen. Frankfurt und namentlich Tangermünde erfreuten sich sogar seiner besonderen Gunst, und von der glänzenden Zeit welche diese Stadt als Residenz des deutschen Kaisers durchlebte, geben noch heute erhaltene Reste der kaiserlichen Burg daselbst Kunde. Unzweifelhaft aber wird die Freude an den schönen Bauten des Kaisers sich hier erhalten haben, und sie mag auch im folgenden Jahrhundert noch zu dem Entschluß beigetragen haben, jenes oft bewunderte Rathaus der Stadt zu erbauen. Für die Schifffahrt auf der Oder und Elbe wurden umfassende Maßregeln getroffen, und namentlich wurde ein Verzeichnis aller Ortschaften und Grundbesitzer nach ihrer Leistungsfähigkeit und Abgabenverpflichtungen aufgestellt, wodurch die Rechtsunsicherheit von Grund und Boden aufgehoben und die Steuerkraft des Landes ermittelt wurde. Es ist dies das Landbuch Karls IV. Für die Entwicklung des Rechtes wurde ferner von besonderer Bedeutung die Glossa zum Sachenspiegel und die systematische Darstellung des Rechtsganges bei den Landgerichten im „Richtsteig Landrechts“, welche beiden Werke Johann von Buch schon etwas früher verfertigt hatte. Unter den Räten Kaiser Karls aber, die für die Mark Bedeutung haben, ist Dietrich von Portitz, genannt Kigelwit, seit 1361 Erzbischof von Magdeburg, besonders hervorzuheben.

Aber der Blick, der sich an diesen Jahren erstarkender Kraft



Das Rathaus zu Tangermünde.
Backsteinbau des 14.-15. Jahrh.

1374 erfreuen möchte, wird trübe, wenn er gewahr wird, daß die Mark (1374) von Karl und zwar im Einverständnis mit den Ständen, welche nur die Vorteile der Verbindung mit dem großen Reiche sahen, der Krone Böhmens einverlebt wurde. Hätte man dies Verhältnis fest gehalten, so hätte damit Brandenburg angehört, ein selbständiges, deutsches Fürstentum zu sein, es wäre vielmehr böhmisch, ein Teil des slavischen Königreichs geworden.

Denn statt des erhofften Aufzähmens sich erfreuen zu können, sah sich die Mark 1378 bei dem zu schnell erfolgten Tode des Kaisers (1378) nur gefesselt an die böhmische Krone und hineingezogen in deren Streitigkeiten und verwinkelte Beziehungen zu Polen und Ungarn.



Angebliches Bildnis des Erzbischofs Dietrich Nagelvit von Magdeburg († 1367).
Schnitzwerk im Stendaler Rathausaal, 15. Jahrh.

ein Nebenland, das für die Gewinnung jener Kronen die erforderlichen Geldsummen aufzubringen sollte. Er verpfändete daher 1385 die Altmark und Pregnitz, demnächst nach häflichen Verhandlungen mit seinen Brüdern König Wenzel und Herzog Johann 1388 die gesamte Mark seinem Vetter Jobst von Mähren für mehr als eine halbe Million Goldgulden.

Mit diesem Akt des eigenen Landesherrn ist nun der Zustand der Wehrlosigkeit im Innern, der Wehrlosigkeit nach Außen, welchen die wittelsbachischen Zeiten im Lande erzeugt und die zehn Jahre nach Karls IV. Tod weiter und weiter ausgebildet hatten, gleichsam zu einem zu Recht bestehenden gestempelt worden. Der Pfandherr Jobst — seit 1397, da ihm die Pfandsumme nicht zurückgestellt werden konnte, Markgraf und Kurfürst — war ein Fürst so unsfürstlicher Art, wie es wenige gegeben hat, und wenn Sigmund die Mark als Pfandobjekt

Sigmund, der zweite, noch unmündige Sohn Karls, dem nach dem väterlichen Testament die Marken zugesassen waren, gestattete den Städten der Altmark und Pregnitz nicht nur, sich in den Schutz fremder Fürsten zu begeben, sondern, kaum zu seinen Tagen gekommen, wies er dem Lande sofort diejenige Stellung zu, die sie in seinen Plänen an die ungarische und polnische Königskrone einzunehmen sollte. Hatte er sich, um diese zu erlangen, schon mit der ältesten Tochter des Königs von Ungarn verlobt, so erkannte er in der Mark auch nur

dahin gegeben hatte, so kannte der „große Lügner“, wie man den Markgrafen Jobst genannt, kein anderes Bestreben, als das dahingegebene Kapital aus dem Lande wieder herauszupressen und Wucherzinsen obenein.

Es ist ohne weiteres klar, daß ohne eine sichere finanzielle Grundlage, ohne regelmäßige fließende Einnahmen eine Regierungsgewalt nicht denkbar ist. Nun aber gab es solche in den Marken nur noch in sehr beschränktem Umfange. Schon durch den sog. Bedevertrag von 1280, noch mehr aber durch die Zugeständnisse, die man 1345 den Ständen hatte machen müssen, war die Steuerkraft des Landes erheblich beschränkt worden. Gefahrvoller noch war, daß unter den bayerischen Markgräfen die Unsitte eingerissen war, in finanziellen Verlegenheiten Kapitalien aufzunehmen und für sie dem Gläubiger landesherrliche Güter und Schlösser als Pfand hinzugeben, damit er aus ihnen beliebig Zinsen erhebe. Allmählich, als Schlösser, Güter, Dörfer und Städte nicht mehr ausreichten, auch die Verpfändungen ganzer Gebiete an auswärtige Fürsten, namentlich der Neumark an den deutschen Orden (1402) das Geldbedürfnis nicht deckten, gab man auch landesherrliche Rechte wie Gerichtsposteln, Hölle und Steuern dahin. Und diese Unsitte bildete nun Jobst mit solcher Virtuosität aus, daß ordnungsmäßige Einnahmen für den Landesfürsten kaum noch übrig blieben.

Wie sollte die obrigkeitliche Gewalt unter solchen Verhältnissen ihres Amtes walten! An eine irgendwie erfolgreiche Abwehr äußerer Feinde, von denen bald dieser, bald jener Teile der Mark heimsuchte, war gar nicht zu denken, und fast begnügte Jobst sich in dieser Hinsicht mit der Erlanbnis für seine Unterthanen, sich den Schutz fremder Fürsten zu erkauften und zu erbitten. Es versteht sich auch, daß, ohne die notwendigen Auslagen machen zu können, die Obrigkeit nicht im stande war, eine thatkräftige Verwaltung, Polizei oder Justiz zu üben und weder für die Ergreifung noch für die Verurteilung des Verbrechers, noch für die Vollstreckung der etwa erkannten Strafe Sorge tragen konnte. Dazu erteilte aber der Landesfürst für die Gewährung von Geldmitteln Befreiungen von den ordentlichen Gerichten in maßloser Weise, ja gab, wie freilich auch früher schon geschehen, die höchste Gerichtsbarkeit, den Blutbann gegen bare Münze, unbekümmert um die Folgen, einzelnen Körperschaften dahin.

Die Folgen aber konnten nicht andere sein, als die, daß sich der Einzelne, der nun im ordentlichen Gerichtsverfahren sein Recht nicht mehr erlangen konnte, dies selbst zu verschaffen suchte, und daß — der menschlichen Natur und dem Geist der Zeit gemäß — jeder wirkliche oder auch nur scheinbare Eingriff in das Recht dem Gefränkten sofort die Waffen in die Faust drückte.

Ganz natürlich verwirrten sich weiter die Begriffe dahin, daß nicht nur Kampfeslust und Waffenfreudigkeit für etwas Edles und Ritterliches galt, sondern daß die Fehde an sich, ohne Rücksicht auf ihren Grund, ja schließlich gemeiner Straßenraub und Plünderung als etwas Berechtigtes angesehen wurde. Die Unfähigkeit der Obrigkeit, das Recht zu wahren, führte mit Notwendigkeit dahin, daß Unrecht, sofern es nur die Gewalt für sich hatte, zum Recht zu machen. Und eben dahin war es nun, wie vielfach in Deutschland, so ganz besonders in der Mark gekommen. Raub- und Fehdwesen, Gewalt und Unthaten aller Art waren die, das allgemeine wie das besondere Leben bestimmenden und beherrschenden Faktoren geworden. Selbst die Städte schreckten vor oft schwerster Gewaltthätigkeit keineswegs zurück, gewichtiger aber trifft den damaligen Adel der Vorwurf, daß

zahlumste Fehdewesen geübt zu haben. Auch wird sich das Verhalten der Städte meist mit dem Zustand der Notwehr und Verteidigung erklären lassen, andererseits aber wird man nicht außer acht lassen dürfen, daß mit der namentlich von Karl IV. dem Handel gewährten Begünstigung in den Städten ein Reichtum sich gebildet hatte, vor dem die frühere Bedeutung des in seiner finanziellen Lage nicht beförderten Adels zu seinem Schaden zurückgetreten war. Der damals natürliche Gegensatz beider hatte sich dadurch in hohem Maße verschärft. Ferner war den Rittern der Gebrauch der Waffen Lebensberuf, der Lebensberuf der Städter aber hatte gerade friedliche Zustände zur Voraussetzung. Und wenn der Adel die Bauern zu leibeigenen Unterthanen herabzudrücken wußte, so ging auch das Bestreben der Städte dahin, durch landesherrliche Rechte und Güter die eigene Herrschaft d. h. die der regierenden Geschlechter zu erhöhen. Gewiß zeigte sich in den Städten eine äußerst rühmliche Kraft und Schaffensfreudigkeit, eine Munterkeit und Ertigheit der Entwicklung aller Verhältnisse, eine Beobachtung von Recht und Ordnung, die gerade in jener Zeit der Not stammenswert ist. Aber mit abstoßender Ausschließlichkeit und wirtschaftlicher Engherzigkeit bezieht sich die Sorgfalt von Bürgermeister und Rat nur und lediglich auf die alleinigen Interessen der eigenen Stadt ja nur der in der eigenen Stadt herrschenden Geschlechter. Die anderen Städte aber zu schädigen und zu kränken, gilt für kluge Politik, und den gemeinen Mann zu knechten und zu drücken, versteht sich für den ehrenseisten Bürger gerade so gut, wie der Schloßgesessene es unternimmt, den Bauern zum Hörigen herabzudrücken. Gewiß begeht andererseits der Adel durch Raub und Mord, durch Plünderung und Brandstiftung Übel der allerschlimmsten Art, aber unter ihm ragen Gestalten hervor, die wie Hüner von Königsmark, wie Lippold von Bredow, wie Kaspar Gans zu Putzig, wie Wedego von Wedel und Balthasar von Schlieben, wie selbst, gelegentlich und in gewissem Sinne, die Quizow in diesen Zeiten des Verfalls Proben von ritterlicher Tapferkeit, von politischer Umsicht, staatsmännischer Tüchtigkeit und vaterländischer Gesinnung geben, die wahrhaft rühmenswert sind. Und gerade diese Brüder Dietrich und Johann von Quizow sind es, die, wie sie aus den Verhältnissen ihrer Zeit erwachsen sind, wiederum diese in so hohem Maße charakterisieren, daß man sie nicht nach dem unbedeutenden Landesherrn, sondern nach ihnen wohl zu nennen beugt ist.

Einer der Familien des niederen Adels der Priegnitz entsprossen, verstanden es beide Brüder, den überkommenen, schon nicht unerheblichen, Grundbesitz so außerordentlich zu erweitern, daß er sich schließlich fast über alle Teile der Mark ausdehnte. Nur schreckten sie in diesem Bestreben so wenig vor den verschwörlichsten Mitteln zurück, daß diese fast als die einzigen erscheinen. Von ihren zahlreichen Schlössern und Burgen mit ihrer Mannschaft herabziehen, dem reisenden Kaufmann den Hinterhalt legen, ihn seiner Ware berauben, ihn selbst und seine Leute gefangen nehmen, auf die Burg schleppen, für die Gefangenen ein hohes Lösegeld erpressen, oder Dörfer, selbst Städte „auspochen“, den Bauern die Herden fortreiben, die Hütten und Häuser in Brand stecken, die Saat- und Getreidefelder niederreiten: das schienen ihnen würdige Mittel, um reichen Geldgewinn zu erzielen, mit diesem wieder von dem stets geldbedürftigen Landesfürstenen Schlösser, Güter und Rechte zu erwerben und Straflosigkeit ihrer Unthaten zu erlangen. In diesem System hatten die Quizow die Meisterschaft erworben, und nicht nur Bauern und Bürger erzitterten vor ihnen, sondern auch die Nachbarfürsten mußten

die Kraft ihres Armes fühlen und wußten ihre eigenen Interessen und die ihrer Unterthanen oft nicht anders vor dem gewaltthätigen Treiben der Brüder und ihrer Genossen zu schützen, als durch förmliche Bündnisse und Verträge, die sie mit ihnen abschlossen. Einen eigentlich politischen Gedanken, wie etwa die Gründung eines Fürtentums oder etwa gar die Übertragung der Markgrafschaft auf ihre Familie scheinen dagegen die Quikow trotz aller Macht und Mittel nicht gehabt zu haben.

Bei den naturgemäß in dieser Zeit sehr häufigen Einfällen der Nachbarfürsten in die Mark — wobei sich besonders der Erzbischof von Magdeburg einmal durch empörende Grausamkeit auszeichnete — bot sich indessen auch den Quitzows öfter Gelegenheit, ihren Landsleuten gute Dienste zu leisten, und indem sie dies thaten, konnte es scheinen, als ob sie ihre außerordentliche Machtstellung auch zum Nutzen der Heimat verwerten könnten, wenn sich die Umstände so ansäßen. Neben dem Adel waren nämlich notwendigerweise auch die Städte zu großer Macht gelangt, und wie unter jenen die Quitzow, so ragte unter diesen Berlin-Kölln weit hervor. Die Eifersucht und

Surah Al-Khalidah

Gott und Sie



(zu Sichtenberg)

Drosbrieff Dietrich von Quislings an die Bauern in Tidtenberg um 1100.
In Größe des Originals im Berliner Stadtschrein.

Tennessee

„Bliebt Zuhause und bewege dich nicht!“ wenn du nicht möglichst mit Freunden nach Weihnachten fahren kannst und ich ebenfalls nichts tun kann für die Weihnacht, so welche Freude! Deine und die Freunde und die Freunde von Beethovens aufgebaute, so tollen Weihnachtsfesten werden sie nicht mehr feiern können.“

Polarität von Quitsako-
an nicht en können med luuen wegla-
schick gute heimliche klossen mede-
scheben ta kopienick ao willick iwo te-
myn ingesegel.

der Reid, den beide Nachbarstädte, so gut wie etwa die Alt- und Neustadt Brandenburg, gegen einander empfanden, führte zwar auch hier nicht selten zu Kämpfen, und die Herrschsucht der vornehmen Geschlechter zeitigte eine Unzufriedenheit der unteren Klassen, die bedenkliche Gefahren in sich schloß. Aber diese Umstände hatten die vom Landesherrn selbst geförderte günstige Entwicklung zu bedeutender Macht doch nicht wesentlich beeinträchtigen können. Vielmehr erlangte Berlin-Kölln durch die ungewöhnlich günstige Lage mitten zwischen den beiden, durch Spree und Havel verbundenen, Flusssystemen der Elbe und Oder einen bedeutenden Einfluß auf den Handel, der sich über Magdeburg, Hamburg und Lübeck bis zu den Niederlanden, der sich über Oderberg bis nach Stettin, über Frankfurt bis nach Breslau und in die polnischen Länder, der endlich über Leipzig und Wittenberg bis nach Prag sich erstreckte. Den Reichtum, der sich durch diesen Zwischenhandel anzureichern mußte, hatte nun Berlin-Kölln ebenjals zum Erwerb politischer Rechte benutzt, und mit der Zusicherung des Landesfürsten, keine Truppen in die Stadt ohne ihre Bewilligung zu legen, mit der Festsetzung der Steuerhöhe für alle Fälle der Aufliegerung einer solchen, mit der Münzhoheit, mit der Übertragung der höchsten Gerichtsbarkeit und des Blutbannes an die Stadt und endlich mit dem durch den Reichtum ermöglichten Aufstreiten einer eigenen bewaffneten Macht war Berlin in der That über die früher erworbene kommunale Selbständigkeit weit hinausgeschritten. Die Stadt war ein auf sich selbst gestelltes, freies Gemeinwesen, war gleichsam ein Staat im Staate ganz so wie die Quitzow geworden. Die Macht Berlins war aber um so bedeutender, als die Stadt in Bündnisse trat mit einer großen Zahl anderer Städte, und als ihr Anschluß an die Hanse ihr auch deren Hilfe in gewissem Maße verbürgte. Zugleich aber hatte die Notwendigkeit, dem bürgerlichen Berufe des Handels und Gewerbes eine feste Grundlage zu geben, die Erkenntnis von der Heilskraft eines geschriebenen Rechtes gezeitigt, und man legte in dem heute noch vorhandenen Stadtbuch eine Reihe von Rechtsgrundzügen und getroffenen rechtlichen Entscheidungen nieder.

Es liegt nun in der Natur der Dinge, daß zwei so gewaltige, nach der vorherrschenden Macht strebende, aber auf so verschiedenen Grundlagen beruhende Gewalten wie die der Stadt Berlin und die der Quitzow ohne eine sie zwingende, über ihnen stehende Gewalt mit einander in Kampf kommen mußten, und daß ihre Macht, statt dem Ganzen zu nützen, ihm schädlich werden mußte. Doch diese überragende Gewalt fand sich. Nur, daß es bei weitem nicht der Landesherr war, der diese beiden Mächte dem Ganzen dienstbar machte, sondern die Not, die beiden gemeinsamen Interessen, und daß diese ihre einzige Macht eben nur so lange bewahrten, wie sie vorherrschten. Hier nun trat jener Zeitpunkt ein, wo die Vereinigung Berlins und der Quitzow dem Lande eine Rettung aus der trostlosen Zeit durch die Mark selbst bringen zu können schien, und es bleibt ein Verdienst Berlins, dies zuerst erkannt, die ersten Schritte zur Vollziehung der Einigung gethan zu haben.

In ihren Handelsinteressen nämlich durch die von den Pommern im Bunde mit den Quitzow erfolgte Wegnahme der Städte Straßberg und Böhmen bedroht, trug Berlin den Quitzow ein Bündnis an. Und diese, durch die von Zobst vollzogene Ernennung des Grafen Günther von Schwarzburg zum Verweser der Mark in ihrem, zwischen ihnen und dem Erzbistum Magdeburg immer streitigen Besitz des Schlosses Plaue ebenfalls bedroht, gingen auf das Angebot ein. In

unbefangener Anmaßung der landesherrlichen Rechte wurde Dietrich zum Feldherrn, Johann zum Hauptmann der Mittelmark ernannt. Die meisten anderen Städte fügten sich, und der, namentlich durch den Abt Heinrich Stich von Lehnin geleistete Widerstand der havelländischen Städte kam um so weniger zur Geltung, als die Siege der Quitzow über die Pommern und die magdeburgischen Stifts-
assallen den lebhaftesten Jubel in der Mark hervorriefen, und die Gefangen-
nahme des Herzogs Johann von Stargard durch Dietrich die Gegenpartei empfind-
lich schädigte.

Nur zu bald aber zeigte sich, daß die Interessen, von ganz verschiedenen Richtungen ausgehend und nach anderen Zielen trachtend, nur in einem Punkt zusammengetroffen waren, daß gerade das zeitweilige Zusammengehen der doch inander widerstrebenden Mächte zum Kampfe führen, daß die Gesetzeslosigkeit, der Mangel einer, alle Parteien zwingenden landesfürstlichen Gewalt zum Bürger-
kriege führen müsse. Dietrich sagte der Stadt Berlin ab, und diese versuchte es war, den ausgebrochenen Streit durch richterliche Entscheidung zum Austrage zu ringen, beging aber dabei den Fehler, die Natur des Streites zu verkennt. Denn nicht um eine Rechtsfrage, sondern um eine Machtfrage handelte es sich sowohl für Dietrich von Quitzow wie für Berlin. Dietrich wollte die eroberten Städte und Schlösser Straußberg, Bötzow, Köpenick und Saarmund für sich be-
halten, Berlin aber wäre durch diesen Besitz von allen vier Himmelsrichtungen er umklammert, und der Stadt die Möglichkeit des freien Handels abgeschnitten,
ihre die Lebensader unterbunden gewesen.

In diesem Kampf der einzelnen Teile des Landes hätte nun der Landesherr inschreiten sollen. Aber das eben wagte dieser nicht und konnte es nicht wagen ei dem Mangel an jeglichen Mitteln und jeglichem Ansehen. Ihm galten vielerlei beide Parteien nur als finanzielle Kräfte, mit keiner wünschte er es zu erderben, und so beschränkte er denn seine Thätigkeit, wenn er überhaupt einmal in die Mark kam, auf die Erhebung der erreichbaren Geldsummen, für die er unbekümmert immer weitere Schlösser und Rechte verpfändete, und auf die Ernennung von Statthaltern. Waren diese auch, wie der vortreffliche Lippold von Bredow, wie Wilhelm von Meißen, Johann von Stargard, Günther von Schwarzburg, Suantibor von Pommern und dessen hochbedeutender Stellvertreter Aspar Gans zu Putlitz an sich durchaus nicht untüchtig, so mußten sie doch, ohne die Mittel zur Hebung desfürstlichen Ansehens, dem Emporwuchern der evolutionären Elemente in Adel und Bürgerschaft ruhig zusiehen. Und diese ahmen so überhand, daß auch die in einzelnen Gliedern lebende Kraft und Gesundheit nur dazu dienen konnte, sich gegenseitig aufzureißen und zu zerfleischen. Schon rüstete Berlin zu ernstem Streit, schon machte sich auch Herzog Suantibor von Pommern auf das dringende Mahnen der Städte bereit, „mit Macht“ gegen die Friedensstörer zu verfahren. Das zwar überall, aber doch ohne rechten Zu-
sammenhang bisher aufgetretene Fehdewesen und Stegreif-Rittertum mußte nun Zusammenhang gewinnen, ein geschlossener Kampf auf der ganzen Linie zwischen dem Adel und den Städten mußte entbrennen, und bei der Energie des gegen-
seitigen Hasses war vorauszusehen, daß in diesem Kampfe auch der letzte Rest von Wohlstand und Gesittung, den die obrigkeitlose, durch den ganzen Jämmer-
licher grauenhaften Krankheit, des schwarzen Todes, verderbte Zeit etwa noch gelassen, dahin schwinden mußte.

Laut auf seufzte da wohl die gequälte Menschenseele und suchte Trost für das irdische Elend in überirdischen Dingen. Und wenn die Kirche gegen die Waldenser troz ihres frommen und stillen Wandels mit der Inquisition auch in der Mark einschritt, da sie abweichende Lehren verkündeten, so gab sich die noch unmittelbar und naiv empfindende Menschheit nur um so mehr dem Glauben an Heilberei und Wunder hin. Eine ganz ungeheure Verbreitung fand namentlich der Glaube an die Heilkraft des Wunderbluts zu Wilsnack, und gewaltige Scharen pilgerten selbst aus Böhmen und Ungarn zu dem kleinen märkischen Städtchen, um dort Vergebung der Sünden, Befreiung von allen Leiden zu erlangen. Wohl trat ein Teil der Geistlichkeit dem offenkundigen Betrug ernst entgegen, aber alle Mittel versagten, um das besondere Elend der einzelnen oder gar die schwere Krankheit, an der das märkische Staatswesen so schnell dahinsiechte, zu heilen.

Da starb zum Glück der Markgraf Jobst. Und voll banger Zweifel mochte sich der Blick der Märker weit nach Südosten, nach Osten richten, wo Sigmund, der nun wieder der rechtmäßige Landesherr war, lebte, voll banger Zweifel wünschte man überlegen, ob der, nun zu seinen Mannesjahren herangereiste Sigmund jetzt etwa im stande sein würde, ein neues Morgenrot über das Land aufzehren zu lassen.



Ältestes Siegel der Neustadt Brandenburg.

In Größe des Originals im Stadtarchiv zu Brandenburg.

S' . (sigillum) E V R G E N S I V M . N O V E . C I V I T A T I S . I I I . B R A N D E B U R C H
(Nachbildung des Prager Stadtsiegels; ein Beweis für die nahen Beziehungen Brandenburgs zu Böhmen in der Zeit der Markgrafen Johanns I. und Ottos III.)

Hohen Zollern.



Burg Hohenzollern.

Ausschnitt aus der Ansicht von Dechingen, Kupferstich von M. Merian in »Topographia Sueviae« Frankfurt a. M. 1648.

Erstes Buch.

Der Territorialstaat. 1411—1640.

I. Der landesherrliche Territorialstaat.

1411—1535

Kurfürst Friedrich I. 1411—1440.

Die Verwaltung der Hohenzollern.



Von der ersten Seite einer Gesetzesammlung
der Stadt Nürnberg, Mitte des 15. Jahrhunderts,
im K. Kupferstichkabinett zu München.

s war eine weit über die eigenen Grenzen hinausgreifende Aufgabe, welche Brandenburg für das Reich, für die Entwicklung und Ausbreitung des Deutschthums zu erfüllen hatte, und ihre Lösung mußte wieder auf das übrige Deutschland bestimmd einwirken. Die Mark war das Hinterland für die deutsche Herrschaft auf der Ostsee, wie für die Staaten, die sich an den Küsten von der Trave bis zur Memel gebildet hatten. Und nur insoweit, als sie diesen Ländern einen festen Rückhalt und kräftigen Schutz gab, konnten diese ihre Macht gegen auswärtige Feinde behaupten. Mit der völligen Vernichtung der landesherrlichen Gewalt, jeder

staatlichen Ordnung war aber für die Mark naturgemäß die Lösung einer solchen, weite Gebiete des Auslandes umfassenden Aufgabe unmöglich gemacht, und es war vorauszusehen, daß Brandenburg sowohl wie jene Länder dem Reiche demnächst verloren gehen würden. Das aber wäre, zumal bei der unendlich tief greifenden Bedeutung, die die Mark für den gesamten Handel und Verkehr im Reiche gewonnen hatte, nicht nur eine politische Macht-Einbuße des deutschen Volkes, sondern ein außerordentlich schwerer wirtschaftlicher Schaden für das Reich gewesen.

Eine Zeit hindurch hatte es allerdings so scheinen können, als ob die Hauptsäiglich genug sich entfalten werde, um den Schutz des Deutschtums zu übernehmen. Aber auch sie, einst die Königin des Meeres, hatte durch Streitigkeiten innerhalb des Bundes, sowie im Innern der einzelnen Städte so sehr an Macht verloren, daß sie der gewaltig vordrängenden, seit der Kolmarer Union geeinten skandinavischen Welt bei weitem nicht mehr zu widerstehen vermochte. Nicht einmal das unselige Fehdewesen, das sich vom Lande auch auf das Meer verpflanzt hatte, konnte sie beseitigen; vielmehr machte die Seeräuberei der sogenannten Vitalienbrüder jeden geordneten Handelsverkehr zur See unmöglich. Eine Hoffnung hatten nun freilich gerade noch die Hansastädte; Rettung, so hofften sie, würde ihnen entstehen in jener staunenswürdigen Gründung der deutschen Ordensritter im Preußenlande. Denn in gewaltigen Kämpfen hatten die Ritter des deutschen Ordens, seit sie unter Hermann von Salza im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts nach Preußen gekommen waren, hier einen deutschen Staat geschaffen, der in seiner Verfassung zwar wesentlich auf den Statuten des ritterlich-geistlichen Ordens aufgebaut war, der aber in der Verbreitung des deutschen Wesens zugleich dem deutschen Handel das ganze Gebiet der Weichsel und die Ostküste der Baltischen See erschlossen hatte. Doch auch diese Hoffnung hatte sich als eitel schon erwiesen. Denn wie dort die Skandinavier, so hatten sich hier die Slaven wieder zu einem entschiedenen Vorgehen gegen die Deutschen erhoben, und seit der Vereinigung von Polen und Litauen bedrängten sie den Orden aufs lebhafteste, ja brachten ihm in der Schlacht von Tannenberg die folgenschwerste ¹⁴¹⁰ und erschütterndste Niederlage bei. Und als nun die Skandinavier den Slaven die Hand reichten, sich mit ihnen verbündeten, da konnte man nicht zweifeln, daß dem vereinten Vorgehen das ganze Norddeutschland zum Opfer fallen werde, wenn nicht die Mark einen kräftigen Widerstand entgegensetzen könnte. So trat die Bedeutung Brandenburgs für das Reich als dessen Mark wieder einmal grell hervor; man mußte erkennen, daß die Wiederherstellung friedlicher, geordneter Verkehrsverhältnisse, die Neubegründung eines festgefügten Staatswesens, einer mächtvollen landesherrlichen Gewalt nicht nur für das Land selbst, sondern für die deutsche Herrschaft auf dem Meere, für den Ordensstaat, ebenso aber auch für das Reich, für die politische Machtstellung wie für das wirtschaftliche Gedeihen der Nation dringendste Notwendigkeit sei.

Man wird nicht zweifeln können, daß König Sigmund diese Bedeutung Brandenburgs sehr wohl erkannte. Denn die Unterbrechung des Handels, welche die heillosen Zustände daselbst verschuldeten, machte auch in Ungarn, sowie in Böhmen, Mähren und Schlesien, welche Länder dureinst noch Sigmund zufallen sollten, sich lebhaft fühlbar. Das Vordringen der Polen aber gefährdete den König außerordentlich, und überdies schloß Polen ein Bündnis mit der Republik

Benedig, umklammerte so gewissermaßen die Stellung Sigmunds in Ungarn, und das nichtszuige Regiment seines Bruders, des Königs Wenzel hatte die luxemburgische Herrschaft in Böhmen selbst gelöst.

Mit der Wahl König Sigmunds zum römischen König mußten aber auch jene Gründe für die Bedeutung der Mark noch lebhafter auf ihn einwirken. Dazu kamen nun aber noch welthistorische Gesichtspunkte, die gerade für Sigmund schwer ins Gewicht fielen. Es war jene Zeit der entseelischen Kirchenspaltung und der nicht minder schlimmen Spaltung des Reichs, da drei Päpste und drei Kaiser die auf das ärgste verwilderten Gemüter noch mehr verwirrten, da sittliche Würde und Frömmigkeit, da Zucht und Sitte so völlig erstorben schienen, daß der Ruf nach Reformen, nach einem allgemeinen Konzil, das die Besserung aller geistlichen und weltlichen Verhältnisse in die Hand nehmen sollte, immer lauter und lauter ertönte, und bei den Besten der Zeit, bei Fürsten und Geistlichen, bei Adel und Bürgerschaft den lautesten Wiederhall fand. Kein Zweifel, diesem mit urwüchsiger Kraft austretenden Verlangen mußte Genüge geleistet werden. Das aber fühlte man deutlich heraus, daß die deutsche Reichsgewalt die einzige auf Erden war, die so viel Macht, so viel Autorität entfalten konnte, um den Widerspruch einzelner Fürsten, die in dem allgemeinen Chaos ihren Vorteil sahen, niederzuschlagen, um vor allen den Widerstand der Kurie zu brechen. „So lange“, meinte man, „es keinen gerechten, strengen, allgemeinen römischen Kaiser oder König giebt, wird das Schisma nicht bloß dauern, sondern man muß besorgen, daß es immer ärger wird.“

Freilich war dies eine ungeheuer schwierige Aufgabe, und ihre Lösung von der dauernden Unterstützung der Kurfürsten abhängig. Um so weniger aber war auf sie zu rechnen, so lange der Kurhut Böhmens auf dem trägen Haupte des unberechenbaren Wenzel saß, so lange Kursachsen in Freundschaft mit Wenzel verbunden war, so lange die Kurstimme Brandenburgs nicht durch einen kräftigen Arm den erforderlichen Nachdruck erhielt. Sigmund selbst aber, dem ohnehin die Erhaltung der Siebenzahl der Kurfürsten von Bedeutung war, konnte ohne Zweifel der brandenburgischen Stimme diesen Nachdruck nicht geben, wenn anders er den hohen Pflichten, die besonders in jener Zeit der königliche Beruf seinem Träger auferlegte, gerecht werden und zugleich seinen weitgehenden luxemburgischen Plänen nachgehen wollte. Denn in der Mark mußte, so viel war klar, ein Fürst an die Spitze gestellt werden, der Herr im eigenen Lande zu werden, und der zugleich, worauf es Sigmund wesentlich ankam, zu seinen Gunsten durch das Gewicht einer überragenden Persönlichkeit durchgreifenden Einfluß im Kurkollegium zu üben verstand. Hier mußte ein Fürst an die Spitze gestellt werden, der die auseinander strebenden Gewalten im Innern des Landes niederzubeugen, sie dem Ganzen dienstbar zu machen wußte, der den Frieden im Innern der Mark neu herstellte, sie wieder zu einem Schutzwall für Deutschland gegen Norden und Osten, zu einer Vormauer für alle, auf Wiederbelebung und Entfaltung deutschen Geistes und deutscher Arbeit, gerichteten Bestrebungen mache. Das war die Forderung, die das Gedeihen der Mark selbst an einen neuen Landesherrn stellte, aber es war eine Forderung, deren Erfüllung andererseits wieder auf das gesamte staatliche und wirtschaftliche Leben des deutschen Volkes befruchtend einwirken mußte.

1411 So ergab sich denn für Sigmund, als märkische Abgeordnete unter Führung des Kaspar Gans zu Putlitz zu ihm nach Osen kamen, „der Lande Mißstand und Notdurft“ zu klagen, „mit demütigen Bitten ihn baten, persönlich in die Mark

zu kommen und Rat zu finden, daß solche Unstener, Krieg und Schaden hingelegt und niedergehalten werden möge", die zwingende politische Notwendigkeit, auf diese Klagen einzugehen. Unzweifelhaft erkannte er, daß die Erhaltung und Befestigung seiner eigenen Macht als deutscher wie als ungarischer König fordere, dies Land dahinzugeben. Denn, und darin wird das Hauptmotiv Sigmunds für diese Schwächung seines Hauses gelegen haben, nach all den Leiden, die über die Mark ergangen waren, brachte sie keinen finanziellen Ertrag, sondern forderte finanzielle Opfer.

Wenn er aber Umschau hielt unter den Fürsten, die in Betracht kommen könnten, so mußte sein Blick haften bleiben am Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern, seinem „heimlichen Rat“. Schon in frühen Jahren hatte ihn Friedrich auf seinem Türkenzuge begleitet, ¹³⁹⁶ Not und Gefahr mit ihm geteilt, hatte dann in den folgenden Zeiten den Landfrieden in Franken kräftig aufrecht erhalten, König Ruprechts Regierung zu stützen versucht und hielt sich nun wieder auf Sigmunds Wunsch und vielleicht zur Vermeidung einer kostspieligen Hofhaltung wieder bei Sigmund auf. Hier entfaltete er, wie es heißt, zum Nutzen der ungarischen Krone eine vielfältig ruhmvolle und verdienstliche Thätigkeit. Vor allem aber schuldete Sigmund ihm Dank für das große Geschick und den steten Eifer, mit welchem Friedrich trotz aller Wirrnisse gerade jetzt seine Wahl zum römischen König betrieben hatte. Für ¹⁴¹⁰ Sigmund und seine Stellung im Reich war daher die Aufnahme dieses durch hohe ¹⁴¹¹ staatsmännische Begabung, durch kriegerisches Geschick, durch einen friedliebenden und doch energischen Charakter ausgezeichneten Fürsten in das Kurfürstentum von wesentlicher Bedeutung. Hinzu kam aber die hervorragende Bedeutung, welche Friedrichs Haus, welche die Hohenzollern sich seit ihrem ersten Auftreten in der Geschichte im Dienste für Kaiser und Reich errungen hatten.

Das Haus der Hohenzollern entstammte, wie man wahrscheinlich zu machen gesucht hat, dem Stamme der alten alamanischen Herzöge der Burkardinger. Nach dem Stammviz., der Burg Zollern werden zuerst Wenzel und Burkard als „de Zolre“ 1061 genannt, doch ist diese Familie am Ende des Jahrhunderts ¹⁰⁶¹ schon so bedeutend, daß Adalbert von Zollern als der Hauptstifter des Klosters Alpirsbach im Schwarzwald bezeichnet wird. Der fromme Sinn, der sich in dieser Stiftung zeigt, war indessen damals der allgemein herrschende, die Hohenzollern aber haben sich durch hervorragende Eigenschaften schon frühzeitig einen besonderen Namen unter ihren Genossen verschafft: durch große Wirtschaftlichkeit, durch regen, auf Zusammenhalt der Güter gerichteten Familiensinn und vornehmlich durch treuesten Anschluß an die Reichsgewalt und strenge Pflichttreue in der Ausübung ihresfürstlichen Amtes. Denn das Wesentliche der Burggrafschaft von Nürnberg war das mit ihr verbündete kaiserliche Landgericht. Die Burggrafen hatten „ohne Mittel an eines römischen Kaisers oder Königs Statt zu richten“, und dieses Gericht erstreckte sich über Sachsen, Franken, Schwaben und die Rheinlande o. h. fast das gesamte Reich. Dies fürstliche Amt als solches bot seinen Trägern keine Gelegenheit zu der sonst in Deutschland üblichen Ausbildung eines in sich abgeschlossenen fürstlichen Territoriums, wohl aber eine so lebendige Beziehung zum Reich, daß die Burggrafen wie naturgemäß in der Stärkung des Reichs zugleich die Hebung ihres eigenen Ansehens sahen und in der von anderen deutschen Fürsten erstrebten Schwächung der Reichsgewalt zugleich die Verminderung der Bedeutung ihres Landgerichts erkennen müssten. Zwischen dem Amt der Burg-

gräfen von Nürnberg und dem Reich waltete daher sozusagen eine beständige Wechselwirkung, und im Sinne der Reichstreue und Reichspflicht hatten auch die Hohenzollern den Hohenstaufen gedient, hatte Friedrich III. die Wahl Rudolfs von Habsburg betrieben, hatte Friedrich IV. dem König Ludwig von Bayern in der Schlacht bei Mühldorf den Thron gerettet, hatte Friedrich V. zur Zeit Karls IV. das Reichspanier hochgehalten, in diesem Sinne hatte auch Friedrich VI. selbst bisher gewirkt. „Hohenzollern“, so durfte daher der Dichter singen:

Hohenzoll. du verlorget hus
 Wie wyr hast du geschen vß vß
 Ill vmb und vnd vnd in schwäben land
 Warst du ob allen häusern bebant
 Dß all die die dich ie haud gesche
 Wohl mögen sprechen und iehen
 Dß werlich hus in dem land nit gewesen ist
 Den du sich her gewesen bist

Übertragung.

Hohenzollern. Du wehrhaft Haus,
 Wie weit hast Du gebaut hinaus?
 Ill überall im Schwabenland
 Warst Du vor allen Häusern bekannt.

Dß alle, die Dich je gesieht,
 Wohl mögen sprechen und gesieht:
 Ein wehrhafter Haus im Land nicht gewesen ist.
 Als Du bisher gewesen bist

Faksimile (Originalgr.) aus „Ein Lied von grave Friederich von Zolre“
 von Konrad Silberdrath (1416).

Papierhandschrift v. 15. Jahrh. in der Fürstl. Fürstenbergischen Bibliothek in Donaueschingen. S. 13.

Diese Treue der Familie der Hohenzollern für das Reich gab daher die Hoffnung, daß auch Friedrichs Nachkommen, wie dieser selbst in der Kurwürde nur neuen Anlaß finden würden, die Reichsgewalt zu stärken und zu festigen. Hinzu kam, daß die Lage der Besitzungen des Burggrafen im Herzen Deutschlands auf die Wechselwirkung des Reichs und seiner nördlichen Mark einen günstigen Einfluß ausüben konnte, und hinzukam endlich, daß sich hier dem Könige eine Gelegenheit bot, seiner Dankbarkeit für die großen Dienste des Burggrafen einen würdigen Ausdruck zu geben.

Unter solchen Verhältnissen fand sich, auch wenn uns die Motive Sigmunds nicht ausdrücklich überliefert sind, ungesucht die Antwort auf die Klagen der märkischen Abgeordneten. Selbst könne er wegen der Geschäfte der Reichsregierung, der Herstellung der Eintracht in der Kirche nicht in die Mark kommen; statt seiner aber wolle er ihnen den Burggrafen Friedrich senden, der werde all ihrem Elende ein Ende zu machen wissen. Freudig leisteten die Abgeordneten diesem die Huldigung und schworen ihm Treue und Gehorsam. Nur die Rücksicht auf das Erbrecht seines Bruders Wenzel, dem gerade der Burggraf als Beförderer der Königswahl Sigmunds nicht die willkommenste Persönlichkeit sein konnte, nötigte Sigmund, nicht sofort mit seinem Plane, der Erhebung Friedrichs



Kloster Alpirsbach im Schwarzwald.

Von Adalbert von Zollern nebst einigen andren Edlen 1094 gestiftet.

ach der Lithographie eines unbekannten Künstlers in o. Stilfrieds „Alterth. u. Kunstdekm. d. H. Hohenzollern“. Stuttgart 1858.

um Kurfürsten hervorzutreten. In der Urkunde vom 8. Juli 1411 ernannte er ¹⁴¹¹ den Burggrafen Friedrich daher nur zum „obersten Verweser und Hauptmann der Mark“, aber mit der Besugniß, von dem Kurrecht bei der Wahl eines ömischen Königs abgesehen, alle landesherrlichen Rechte nach eigenem Ermessen auszuüben und vor allem mit dem Rechte der Vererbung dieser obersten Hauptmannschaft auf seine Nachkommen. Der Burggraf erhielt die oberste Gewalt in Finanz-, ehens-, Gerichts- und Militärsachen, kurz „volle und ganze Macht im allgemeinen und besonderen, alles zu thun, zu schaffen, zu halten, zu sezen, zu ordinieren, was wir oder ein jeglicher wahrer Markgraf zu Brandenburg zu thun hätten; denn unsre wohlerwogene Absicht ist, nichts auszunehmen, dessen wir nicht dem Burggrafen volle Gewalt geben, allein ausgeschlossen die Kur eines römischen Königs und was dahin gehört, das uns vorbehalten bleibt“. Und unzweideutig ergiebt sich als der wichtigste Zweck dieser Maßregel, „dieselbe unsre Mark und die dazu gehörenden Länder und Leute aus solchem kriegerischen und verderblichen Gesen, worin sie lange Zeit, was wir beklagen, sich befunden haben, desto besser zu bringen, und das Fürstentum der Marken in ein ordentlich Weien und gute Fasse desto geruhlicher zu bringen“.

Nur Eins mußte Sigmund wenigstens formell noch mit Rücksicht auf seinen Bruder König Wenzel vorbehalten: die Möglichkeit des Widerruß dieser Übertragung. Da aber jede thatkräftige Regierung in den Marken mit der Einlösung der verpfändeten landesherrlichen Güter und Rechte — wohl neun Zehntel aller



Stadt und Burg Nürnberg.

Aus Conrad Gesels „Quatuor libri armorum“ Nürnberg 1502. (Drucker unbekannt.)

landesherrlichen Einkünfte waren damals verpfändet oder verkauft — beginnen, also sehr erhebliche Aufwendungen machen mußte, so verstand es sich von selbst, daß der Widerruf geknüpft wurde an einen wenigstens teilweisen Erfolg der gemachten Geldauswendungen. Eine Pauschalsumme, die man erst auf 100,000, später, als es durch Vermählung einer sächsischen Prinzessin mit dem ältesten Sohne des Burggrafen gelungen war, Kurachsen auf Sigmunds Seite zu ziehen, auf 150,000 Gulden festsetzte, wurde dem Burggrafen für den Fall der Rückerfordernung zugesichert. Sigmund schob dadurch etwaigen Gelüsten Wenzels, die Mark zurückzugehn, einen festen Riegel vor, dachte aber weder, was man früher behauptete, an einen Verkauf, noch was selbst jetzt zuweilen behauptet wird, an eine Verpfändung der Mark. Beide setzen die Hingabe einer Geldsumme an den Besitzer voraus, eine solche ist aber vom Burggrafen nicht geleistet worden. Erst in dem Augenblick, da etwa ein Widerruf erfolgte, wäre die Mark für die inzwischen auf sie verwendeten Kosten Gegenstand eines Pfandobjekts geworden, die Urkunde aber spricht weder von Verkauf noch von Verpfändung, sondern von dem erblichen Auftrage eines Amtes, dessen volle Ausübung nur durch besondere Umstände noch hinausgeschoben wurde. Diese erbliche Übertragung der Hauptmannschaft an die Hohenzollern ist daher sachlich nichts andres, als die durch König Sigmund kraft königlichen Rechts erfolgte Ausleihung eines Kurlandes, aus das der Landesherr, Markgraf Sigmund Verzicht geleistet hat; nur daß der König Sigmund aus Rücksicht für die Verwandten des Markgrafen Sigmund die Ausübung des Kurrechts noch vorbehält, die feierlichen Belehnungsformen zunächst noch hinausschiebt.

Die Besitznahme der Mark durch die Hohenzollern.



Deutsche Arbeit (um 1400). Ein alter Abt unterweist junge Geistliche in der Furcht Gottes.
In Berliner Privatbesitz.

und bestimmt Sigmunds und Friedrichs Geleitsbriefe Gehorsam verlangten, so wenig konnte der Unterhauptmann ohne kriegerische Unterstützung, wie er war, solchen erzwingen. Man lachte vielmehr aller Befehle und verweigerte jede Herausgabe der Pfänder. „Gulde it hant oder Gut, wy hebbu die Schlete in vnser hut, hy schal vns nicht verjagen.“ Man verhöhnte den Burggrafen als „Tand von Nürnberg“, und meinte, Kaspar Gans sei Markgraf genug, oder man hielt sich wohl noch an Herzog Swantibor von Pommern als den rechten, von Markgraf Jobst eingesetzten Landeshauptmann.

Es war in der That die höchste Zeit, daß der neue Landesherr sich frei mache von den Geschäften des Königs und selbst in den Marken erschien. Denn ohne die persönliche Anwesenheit des Landesherrn mußte in der That die Meinung entstehen, daß seine Ernennung eine so folgenlose sein werde wie die Jobstens und seiner Statthalter gewesen war. Und dem Burggrafen huldigen, ihm, der als erste Forderung die Einlösung der landesherrlichen Schlösser und Rechte

stellte — was hieß es anders, als den eigenen Reichtum, die eigene Macht, das so trefflich begründete eigene Ansehen untergraben? Generationen hindurch war man aufgewachsen, ohne eine Obrigkeit zu fühlen, und sicher hatte man sich nur nach Maßgabe der eigenen Kräfte gefühlt. Sollte die Idee der Obrigkeit von neuem in den Vorstellungen der Menschen Platz greifen, so mußte diese erst wieder ihren Beruf erfüllen, erst ein Verständnis für diesen Beruf, das Gefühl staatlicher Zusammengehörigkeit in der Brust des Menschen wieder erwecken.

Burggraf Friedrich nun befaßt den politischen Scharfsblick und den staatsmännischen Takt für die Bedingungen, unter denen in der Mark ein Staat geschaffen werden konnte, und wenn die Herstellung des Friedens der Zweck bei der Übergabe der Mark an ihn war so ergab sich ihm, daß auch die Mittel friedliche sein mühten. Ein mit thatkräftiger aber der staatsbildenden Begabung entbehrender Fürst hätte wohl meinen können, in einem entschlossenen kriegerischen Vorgehen gegen die Feinde der Mark im Innern und nach Außen das geeignete Mittel zu finden, und die Anschauung der Zeit, die Sehnsucht aller Gedrückten nach Frieden, Recht und Ordnung hätte ihm Beifall zugejubelt. Aber selbst wenn es gelungen wäre, die zu einem solchen Kriege notwendigen Geldmittel zu erlangen, so wäre ein kriegerisches Vorgehen sozusagen nur die negative Lösung der Aufgabe gewesen. Es wäre die Behandlung eines feindlichen Landes gewesen, daß man auf solche Weise zu einem bestimmten Friedensschluß nötigen wollte, es wäre aber nicht die Behandlung eines Landes gewesen, dessen man selbst Herr und Landesherr sein wollte. Es hätte die Vernichtung der eigensten Kraft des Landes, nicht aber seine Erhaltung und Stärkung bedeutet; nicht Treue und Anschluß der Unterthanen an den neuen Herrn, sondern Haß und Widerwillen, Gewalt und Widerstand gegen ihn hätte es erzeugt. Burggraf Friedrich hatte einen anderen MörTEL zur Hand, mit dem er Stein auf Stein fügte zum festen Unterbau des Staates. Mit außerordentlicher Energie empfand er das Amt, das ihm der König in diesem Fürstentum gegeben. Als „Gottes schlichten Amtmann im Fürstentum“ fühlte er sich Gott und dem Könige für das Land verantwortlich, und je lebhafter er sein Handeln von diesem Pflichtgefühl abhängig machte, um so mehr mußte das Land den Segen seiner Herrschaft erkennen; je mehr Treue er dem Lande erwies, um so mehr mußte er auf die Treue des Landes rechnen können.

Mit großer Schonung übersah Friedrich daher den seinem Unterhauptmann entgegengesetzten Ungehorsam völlig, berief vielmehr, sich selbst streng an die deutsche Gesetzesanschauung haltend, die Stände zum 10. Juli nach Brandenburg, ihm die Huldigung zu leisten, und begab sich inzwischen nach der bedeutendsten Stadt des Landes, Berlin-Kölln, deren Beispiel vermutlich für die übrigen Städte des Landes bestimmt sein würde, und die zu gewinnen daher von besonderer Wichtigkeit war. Zwistigkeiten, die innerhalb der Bürgerschaft selbst bestanden zu haben scheinen, sicherten ihm von vornherein eine Partei; auch mußte ja die Herstellung des Friedens vorwiegend den Städten von Nutzen sein, und diese konnten überdies hoffen, durch den Anschluß an den neuen Landesherrn eine Stütze in ihrem Kampfe gegen den Adel zu gewinnen. Und indem Friedrich die für Berlin brennende Frage, nämlich die Einfölung Köpenicks vorerst nicht berührte, auch das dem Landesherrn von der Stadt verweigerte sogenannte Öffnungsrecht noch unentschieden ließ, dagegen die Privilegien der Stadt im all-

emeinen bestätigte, erreichte er wenigstens soviel, daß die Bürgerschaft Berlins am 7. Juli 1412 ihm die Huldigung leistete. Das war das erste Gelübde der Treue und des Gehorsams, das den Hohenzollern in der Mark geleistet wurde. Spandau und Rauen, die Friedrich auf der Rückkehr nach Brandenburg berührte, folgten am 8. und 9. Juli dem von Berlin gegebenen Beispiel.

Aber in Brandenburg, wo Friedrich am festgesetzten Tage wieder eintraf, und er mit einem kleinen Teil der Stände, die Ritter der Lande Teltow, Lebus und Sternberg, sowie die Städte der Mittelmark und von Sternberg und die beiden Bischöfe von Brandenburg und Lebus anwesend und bereit, ihm zu huldigen. Auch Kaspar Gans war als Vertreter der Altmark und Priegnitz zwar erschienen, aber nicht, um, wie man von ihm, der mündlich die Befehle Sigismunds in Osen entgegengenommen hatte, erwarten mußte, die Huldigung zu leisten, sondern um sich Abschrift der königlichen Urkunde auszubitten. Denn er müsse diese erst den Ständen der Altmark und Priegnitz zur Prüfung vorlegen. So überrascht Burggraf Friedrich von diesem Verhalten gewesen sein mag, so erfüllte er doch das Begehr, meldete es aber gleichzeitig an Sigismund, der dann seinerseits in einem sehr entschiedenen Schreiben die von den Ständen der Altmark und Priegnitz ihm vorgelegten Fragen zurückwies und ihnen die sofortige Anerkennung des Burggrafen befahl. Trotzdem verweigerten sie diese auch jetzt noch, und ehesten noch war die Widerlichkeit der Ritter im Havellande, die schon ihre Burgen neu verschanzten, sie mit „Büchsen“ versahen, um auch im Kampfe dem Burggrafen begegnen zu können. „Und wenn es ein ganzes Jahr Burggrafen vom Himmel regnete“, so äußerte damals Johann von Quitzow, „so würde er ein Schloß heransgeben“.

Inzwischen aber hatte Burggraf Friedrich die ganze Mittelmark bis nach Frankfurt durchreist und in den Städten, da er entgegen der hergebrachten Sitte unentgeltlich ihre Privilegien bestätigte, sowie bei der Geistlichkeit Anerkennung gefunden. Ebenso leisteten auch von den Schlossgesessenen immer etliche, die von Uchtenhagen, von Buch, von Gröben, von Schlabberndorf die Huldigung, und am 14. September ritten sogar in Berlin, wo Friedrich sich damals aufhielt, viele Ritter des Havellandes, so die von Knoblauch, Reckow, Bardeleben, Irenim, Döberitz, Ribbeck, Lindow ein, schworen den Huldigungseid und empfingen dafür die Bestätigung ihrer Lehensbesitzungen. Ein wesentliches Verdienst um diese Sinnesänderung des havelländischen Adels hatte sich der Abt Heinrich Stich von Lehnin erworben. Das meiste aber that dazu Friedrichs eigenes Verhalten, eine imponierende Persönlichkeit, seine Anerkennung aller rechtlichen Ansprüche, ein gütliches Verhandeln über die einzelnen Ansprüche an die verpfändeten Schlösser und Güter. „Sachmodige und lymplike“, durch „sanftmütige und glimpische Teidigung“ suchte der Burggraf den ernsten Befehl Sigismunds, „Friede und Ruhe wiederzubringen, Land und Leute desto besser zu schirmen, und die Straßen im Frieden zu halten“, in Ausführung zu bringen. Und, bezeichnend genug, wenigstens soviel erreichte er, daß die widerspenstigen Vasallen nicht wie gegen frühere Landeshauptleute offenen Krieg zu beginnen wagten, sondern trotz ihrer unter einander eingegangenen Verpflichtung, gemeinsam wider den Burggrafen zu stehen, mit passivem Widerstande sich begnügten.

Dieser aber war für den Burggrafen um so weniger nachteilig, als es ihm gelang, mit den meisten Nachbarfürsten in ein gutes Einvernehmen zu kommen.

Wenn die Erstarkung der Mark den Hoffnungen Pommerns auf die Uckermark Mecklenburgs auf die Priegnitz, Magdeburgs und Braunschweigs auf die Altmark Anhalts auf die Mittelmark, sogar auf die Kurwürde, anderer Länder auf diesen oder jenen Teil der Mark ein Ende zu machen schien, so ist es geradezu erstaunlich, daß es den Verhandlungen Friedrichs gelückte, mit den meisten Nachbarländern — wie Magdeburg, Braunschweig, Anhalt, Pommern-Wolgast, Werle den beiden Mecklenburg, Crotzen und Glogau — Bündnisse abzuschließen, oder doch in so nahe Beziehungen, wie mit Sachsen und dem deutschen Orden zu treten, daß er ihres Beistandes gewiß sein konnte. Ebenso erstaunlich ist es, daß der einzige Angriff, den von außen her jetzt der Burggraf durch die Stettiner Herzoge Otto und Kasimir zu erleiden hatte, zwar zu einem mehrjährigen Gefecht auf dem Kremer Damm (24. Oktober und folgende Tage) führte, in dem so manche seiner Getreuen aus Franken, wie der Graf von Hohenlohe, dahinsanken, der aber doch durchgesiegt wurde, ohne daß einer der Nachbarfürsten die widerspenstigen Städte oder der eingefessene Adel den Herzogen die gewünschte Hilfe geliehen hätte. Und wenn auch ein Teil der Edelleute ohne Rücksicht auf ein Abkommen Friedrichs mit dem Magdeburger Erzbischof die Zeit dieses Kampfes mit Pommern zu einem umfassenden Einfall in magdeburgische Orte benutzte, so war doch Friedrichs Stellung eine so festigte geworden, daß nunmehr sich die Städte der Altmark und Priegnitz ihm unterwarfen.

Um aber alle Mittel des Friedens zu erschöpfen, hatte Friedrich gegen die Widerspenstigen schon Klage bei König Sigismund erhoben, und da der Prozeß den der König nun einleitete, ohne Zweifel mit dem Verlust der Lehensbesitzungen für die Verlagten enden mußte, so schien ihnen in der That allein die bedingungslose Unterwerfung unter den Burggrafen übrig zu bleiben. Gleichwohl verstand man sich auch jetzt noch nur zu Verhandlungen, Friedrich aber ging darauf ein, gestand — wie von Anfang an — zu, daß die Entlöschung der Pfänden lediglich gegen die Rückgabe der Pfandsumme erfolgen sollte, forderte dagegen die sofortige Entlöschung von Tangermünde, das Kaspar Gans und von Straußberg und Saarmund, das die Quichow in Händen hatten. Die Wahl aber gerade dieser Orte ist für Friedrichs Politik insofern eine höchst bezeichnende, als dieselben für den freien Verkehr des Handels in der Mark, besonders der Stadt Berlin von hervorragender Bedeutung waren. Auf Grund dieser Verhandlungen er-
1413 folgte nun endlich die Unterwerfung des gesamten Adels, im April 1413 leistete er, die Quichow mit eingeschlossen, die Huldigung und den Eid der Treue.

Nur wie weit war man doch noch davon entfernt, in dieser Huldigung zugleich die Verpflichtung zum Gehorsam gegen den Landesherrn und dessen Gebote zu erkennen! Mit nichts glaubte man insbesondere durch die Anerkennung des Landesherrn etwa die hergebrachte Sitte des Fehdewesens abgeschworen zu haben. Als Schwäche vielmehr deutete man, was vorsichtige Maßregel war, den Frieden zu erhalten, und die Zeitgenossen meinten, „sie huldeten und schworen betrüglich“. Zwar einem Gebot Friedrichs zu einem notwendig gewordenen Zuge nach Trebbin leistete der havelländische Adel, auch beide Brüder Quichow Folge. Aber vom Lager des Burggrafen zogen sie fort ins Magdeburgische, plünderten ein Dorf des Klosters Zinna und entzogen sich nicht nur der Rechenschaft, die Friedrich forderte, sondern nunmehr schlossen sich ganze Scharen des Adels aus den verschiedensten Teilen der Mark unter der Führung von Kaspar Gans zusammen,

Erläuterungsblatt

zu dem

Klagebrief Dietrich von Quitzows

an die Stadt Brandenburg sowie an sämtliche Städte und Gemeinden der Neuen Mark wider den Burggrafen Friedrich von Nürnberg wegen des von diesem ihm angeblich zugefügten Unrechtes.

Aus dem Jahre 1411.

Transkription und Übersetzung des nebenstehenden Briefes von Dietrich von Quitzow.

Wetet Ratmanne thu brandeborch vnde alte
stede meynlyken yn der ganezen nygen marke
vnde allen werken vnde meynheden dat sulpwens ik
elage iw over¹⁾ den borchgrewen dat dy styll-
swygendy is getogen vor myne slotte vnde heft my
dy aff gewunnen. So als ik myns heren des koninges
man was vnde syne bode nye vor seyten hadde
vnde zo ik vor der teyt bydeme borchgrewen was
thu²⁾ czerwest dar hy my sekken lyt [.]
[.]³⁾ hy wolde my eyn dach
ledken in der marke vor myns heren hern man-
nen vnde steyden hedde hy denne thu sprake
thu my dar scholde ik em thu antworten dat ik
thu seyde dat ik dat gerne^(?) duen wolde vnde
vor boyt my thu der sulwen teyt thu lyke vnde
thu rechte alze ik vor der teyt dyeke vnde men-
nechwerue my negen ik⁴⁾ ok vor boden hadde vnde
my noch wor byde gegen alle bedderwere luede
dat my alle nicht helpen kan Wen den recht
dach doen hy meynde den leyde hy my vor fryzeke
[v]jnwarwaret synre eren vnde styleswigende er dy
synen dat wor legen wen kan ik iwer underwy-
syng nicht ge nyten also dat my dy borchgreue
dat myne wedder gewe zo mut ik em ower
schrywen wu hy den gancz vor raden (?) heft alze
dat leyder war is vnde wu hy met hanse my-
nen broder dedingede vmmre plawe dar dat myn
broder em dat duen scholde zo wolde hy em
buten laten vnde al syn gereyde dat hy thu
plawe ane (upe?) hadde dar thu scholde myn broder
loes weysyn synre fengenisse Do dy borchgrewe
do plawe hadde do hyt hy hancze loes laten
wen hy (gotzen?) greyp cyne vp der stede wedder
ok be hylt hy buten sulwen vnde hylt myne broder
al dat nicht dat hy om ge secheyt hadde dar hy
plawe mede f⁵⁾ kreyth annen dy bosheyt moet ik
deme borchgrewen ower schriwen vmmre mynre
manynghe wyllen weynt an dy tyt, dat hy my
dat myne weydder gyff geschrevien vnder myn
ingesegel

(1.. 8) Dyderyk van quylczow, s. h. etc.

Wijset Ratmannen zu Brandenburg und alle
Städte insgesamt in der ganzen Neumark und alle
Gewerbe und Gemeinden daselbst: Ich sage Euch
über den Burggrafen, daß er stillschweigend vor
mein Schloß gezogen ist und mir es abgenommen
hat, obwohl ich meines Herrn des Königs Bassall
war und dessen Gebote niemals verletzt hatte und als
ich vor einiger Zeit bei dem Burggrafen zu Besuch
war, da er mir sagen ließ, er wolle mich zu einem
Tage in der Mark geleiten vor meines Herrn
Herrn, Männern und Städten. Hätte er dann Be-
schuldigungen gegen mich vorzubringen, so sollte ich
ihm antworten. Dazu sagte ich, daß ich das gern
thun wollte und erbot mich zu derselben Zeit zu
Gleich und zu Recht, wie ich mich schon vor der
Zeit oft und mannigfach auch gegen Euch erbosten
hatte und mich noch gegen alle biedern Leute erbiete;
was mir (aber) alles nicht helfen kann. Denn den
Rechtsstag, den er meine, den legte er mir vor
Friede, unbeschadet seiner Ehre, und legte still-
schweigend die Seinen davor. Wenn ich Euren
Beistand nicht erlangen kann, damit der Burggraf
mir das Meinige wiedergiebt, so muß ich ihn öffent-
lich beschuldigen, daß er mich vollständig verraten
hat^(?) — was leider wahr ist — und wie er mit
Hans, meinem Bruder, wegen Plaue unterhandelt
hat, daß, wenn mein Bruder ihm es übergeben
würde, er ihn herausläßt sollte mit all seinem
Geräte, daß er zu Plaue hätte; außerdem sollte mein
Bruder seines Gesängnisses erlöst sein. Als (nun)
der Burggraf Plaue hatte, hieß er Hans frei lassen,
aber er ergriff ihn auf der Stelle wieder und behielt
ihn draußen (gefangen), und hielt meinem Bruder
alles das nicht, was er ihm zugesichert hatte, wo-
durch er Plaue frühzeitig^(?) erhielt. Dieser Bosheit
muß ich den Burggrafen meiner Vorberung wegen
öffentlicht beschuldigen bis zu der Zeit, da er mir
das Meinige wiedergiebt. Geschrieben unter meinem
Insiegel.

(1.. 8) Dietrich von Quitzow. (Eine) Handschrift.

¹⁾ o und n ist im Faksimile nicht immer mit voller Deutlichkeit zu lesen.

²⁾ Ein zweites „tu“ ist durchgestrichen.

³⁾ Die eingeklammerte Stelle ist im Originale durchgestrichen und nicht ganz lesbar.

⁴⁾ Stat „jegen ir“.

hten auf eigene Faust im Magdeburgischen und gegen den Bischof von Brandenburg, und die magdeburgischen Bassallen vergalten der Mark diese Einfälle so schlich wie möglich. Noch einmal blühte das alte Raubwesen neu auf, und daß spochen der Dörfer, die Wegnahme des Viehs, Plünderung der Ortschaften, Fangennahme der Verhafteten, Erpressung hoher Lösegelder ward wieder in alter eise geübt. Aber nach erfolgter Huldigung, in der die Huldigenden sich verichtet hatten, vornehmlich den „Frieden und Unfrieden“ des Burggrafen zu Iken, hatten diese Gewaltthaten einen ganz anderen Charakter als vor ihr genommen. Von einem politischen Widerstand, wenn man von einem solchen überhaupt reden will, konnte nun nicht mehr gesprochen werden, sondern nur noch in Widersehlichkeit und Ungehorsam gegen die landesherrlichen Gebote. Jetzt friedliche Verhandlungen, ein gerichtliches Verfahren einzuleiten, war nicht völlig aussichtslos, sondern ein so klares Zeichen der Schwäche, daß auch der Fall der Treuesten zu besorgen war, die landesherrliche Autorität für immer in Frage gestellt schien. Der Burggraf zögerte nunmehr auch nicht länger, und der Schlussvorbereitete Kampf glückte in kürzester Zeit.

Während dieser Vorgänge im Innern hatte nämlich der Burggraf namentlich mit dem Erzbischofe von Magdeburg und dem Herzog Rudolf von Sachsen gemeinsame Maßregeln gegen die Friedensstörer verabredet, die Beziehungen zu anderen Nachbarmächten waren durch die schon oben erwähnten Verträge so regelt, daß wenigstens eine Parteinahme gegen Friedrich von ihnen nicht zu rechten war. Es wurde der Erzbischof von Magdeburg mit den altmärkischen Leuteleuten versöhnt. Anleihen wurden aufgenommen, Mannschaften herbeigezogen und das nötige Belagerungsgeschütz — unter demselben jene „große Büchse“, welcher der Volksmund den Namen der „faulen Grete“ gegeben hat — angeschafft. Ein glückverheißendes Ereignis war, daß der Hauptführer der Widerstrebenenden Spar Gans eben damals von dem brandenburgischen Stiftshauptmann Hans von Edern gefangen genommen war. Ein Angebot, das Dietrich von Quitzow machte, sich jetzt dem Gerichte der Stände fügen zu wollen, konnte selbstverständlich nunmehr um so weniger Gehör finden, als noch im Januar Friedensversuche von den Quitzow zurückgewiesen zu sein scheinen.

Der Erfolg des Kampfes war natürlich abhängig von der Einnahme der wichtigsten Schlösser, und dies waren Friedeck, wo Dietrich von Quitzow, Plauen, Johann von Quitzow, Golzow, wo Wicard von Rochow, Beuthen, wo Göze redöhl den Befehl führten und endlich die Stadt Rathenow, die ebenfalls noch die Fahne des Aufstandes trug. Aber freiwillig huldigte nun Rathenow, und überstehend schnell erfolgte die Bezeugung der Burgen. Trotz ungünstiger Witterung —

Dat weder was gar ungestaldt,
It regende, snyde und was gar koldt

ist es im Liede — waren sie sämtlich im Laufe weniger Wochen des Monats Februar gebrochen, Dietrich entflohen, Johann gefangen.

1414

Das war in der That ein unerhörtes Ereignis; wie mit einem Schlag waren die Machthaber und Friedensstörer, die den Ruf der Unbesiegbarkeit so lange aufrecht erhalten, vor denen sich alle in Schrecken und Furcht gebeugt hatten, edergeschlagen, vernichtet. In ganz Deutschland erscholl daher das Gericht von einer glorreichen Niederwerfung der Räuber, aller Orten feierte man Friedrichs



Die Eroberung einer Burg.

Holzschnitt nach einer Zeichnung von Hans Schäufelein (um 1480–1540), aus Petrarcha „Von der Arznen
vonder Glück“. Augsburg 1532, gedruckt von Heinrich Stenner.

Namen, vornehmlich aber in der Mark. Ein märkischer Dichter, Nikolaus Ulp-
ischlacht, preist des Himmels Güte, die diesen Fürsten der Mark gegeben:

Der milden Christ vom hemelrich
Der mark zu troste süderlich
Hat geben marggraß Friederich.
Den edlen fursten lobesamen.
Hy ist ein furste von hoger ardt;
Hen vnd hen war hy sich kardt,
Hy sy leie ader wolgelardt
Dy loben alle sinen nahmen,
Dy werlich wol zu loben stadt.
Gott selber in finer majestadt
Müt des ganzen hemels radt
Den fursten hat erwecket.

Aber so hell der Glanz der kriegerischen Leistung leuchtete, so hatte man als das Wesen der burggräflichen Politik, als das beste Zeugnis, wie ernsthafte seine Pflicht gegen die Mark aufzufasse, doch schon die Wahrung und Befestigung des Friedens so allgemein anerkannt, daß der Dichter nicht richtiger den Fürsten zu verherrlichen meinte, als durch die Betonung seiner Friedensliebe.

Na striden jagete hy gar sachte,
Lifflichen mit em kostet vnd lachte,
Na frode fündt all syn beger.

Hy steht ^{*} _{nach} guden freden.

Wie treffend diese Anschauung war, zeigte denn auch wieder das Verhalten des Burggrafen nach dem Siege. Nicht aus landesherrlicher Macht, wie es wohl natürliche gewesen wäre, bestrafe er die Friedbrecher, sondern den Laubständen überließ er auf einem zum 20. März 1414 einberufenen Tage die Entscheidung,¹⁴¹⁴ welche Strafen jene treffen sollten, ja hob späterhin die erkannten Strafen fast sämtlich im Gnadenwege auf. Um jedoch den „maunigfalten Schaden, welcher der Mark Brandenburg durch Mord, Raub und Brand bisher geschehen und zugezogen ist, mit Gottes Hilfe vorzubeugen und zu wahren, und das Land für die Zukunft nach Kräften in friedliche Lage zu bringen“, errichtete der Burggraf mit Zustimmung der Stände, der geistlichen und weltlichen Herren, Maunen und Städte das Landsfriedensgesetz vom 20. März 1414, durch welches an Stelle der Selbsthilfe nun endlich wieder das ordentliche Gericht des Landesherrn gesetzt, vorzüglich aber auch der Macht der Selbstherrlichkeiten und der Herstückelung der Mark in einzelne Herrschaften ein Ende gemacht war. Der Landesherr war in Wahrheit wieder Herr des Landes geworden. Und welchen Eindruck mußte es in diesem bisher selbstherrlichen und rechtlosen Lande machen, als Werner von Holzendorf dem herumstreifenden und tollkühn wieder auf Raub und Mord ansziehenden Dietrich von Quithow die hilfreiche Hand bot, und Friedrich die Übertretung des Landfriedens durch diesen gerade besonders begünstigten Bassallen nicht mit der im Lande gewohnten Gewalt ahndete, sondern ein förmliches Rechtsverfahren gegen ihn einleitete! In aller Form Rechtens ward Werner durch ein Lehensgericht, zu dem auch frühere Anhänger der Quithow als Besitzer zugezogen wurden, zum Verlust einer sämtlichen Lehengüter verurteilt.

Mit diesem Akt durfte Friedrich die Besitznahme der Mark, ihre Befriedung, die Begründung friedlicher Zustände als zunächst gesichert ansehen. Denn auch die einzelnen Gerichte machten nun, da es möglich war, freien Gebrauch von ihrer Pflicht, die Friedrich als den eigensten Beruf des Fürsten bezeichnete, „das Recht zu stärken und das Unrecht zu kränken“.

Während dieser meisterhaften Thätigkeit Friedrichs in der Mark war Sigmund nach Italien gezogen, hatte dort, mit Papst Johann verhandelnd, die Berufung eines Konzils durchgesetzt. Als er nach Deutschland zurückgekehrt war, eilte nunmehr auch Friedrich zu ihm, versah bei der endlich zu Aachen am 8. November erfolgten Krönung das dem Kurfürsten von Brandenburg zustehende Ehrenamt als Erzklämmerer und begab sich von da nach Konstanz, wo er wenige Tage nach Sigmund am 5. Januar 1415 eintraf. Hierher war nämlich das Konzil, jene 1415 großartige Versammlung weltlicher und geistlicher Würdenträger der ganzen Christen-

heit, berufen, von der man ein neues Heil der Welt und der Kirche erwartete, hierher auch der Reichstag, von dem die Reform des Reiches ausgehen sollte. Und wenigstens einem deutschen Lande sollte hier das wahre Heil erstehen — der Mark Brandenburg. Denn eben hier vollzog Sigismund die Ernennung des Burggrafen Friedrich zum Kurfürsten von Brandenburg.

Friedrich, der im „Hohen Hause“ des Heinrich von Tettikon am Fischmarkt Wohnung genommen, widmete sich zunächst mit dem Eifer, der ihn auszeichnete, den Reichsgeschäften, ließ sich aber auch die Interessen der Kirche lebhaft angelegen sein. In dem berühmten Prozeß des Johann Hus hat er dagegen selbstthätig nur in geringem Maße eingegriffen, denn das war nicht seines Amtes. Doch das Ansehen des Konzils und des Königs aufrecht zu erhalten, das war seines Amtes, und als Herzog Friedrich von Österreich im Bunde mit dem Papste Johann XXII. beiden offen Hohn sprach, war es Friedrich, der jenen zur Demütigung unter den König zwang.

Nächst dem Könige selbst war daher unter allen weltlichen Fürsten der Burggraf einer der bedeutendsten, er erschien fast wie ihr natürliches Haupt, dem wohl einmal die deutsche Königskrone zufallen müsse, der jedenfalls eines Kurfürstes würdig sei. So zögerte denn auch Sigismund nicht länger, seine 1415 ursprüngliche Absicht auszuführen, und am 15. April 1415 vollzog er die zweite jener Urkunden, auf denen die Herrschaft der Hohenzollern beruht, jener Urkunden, die für das ganze Reich von grundlegender Bedeutung werden sollten.

Er erhebt den Burggrafen zum Erzähmmerer des deutschen Reichs und Markgrafen von Brandenburg „in Betracht der Redlichkeit dieses Fürsten, seiner Vernunft, Macht, Festigkeit und der sonstigen Tugenden, womit der allmächtige Gott seine Person reich geziert habe“. Er hebt die eigene Unmöglichkeit, dem Lande vorzustehen, und die Notwendigkeit, das Kurfollegium zu erhalten, hervor und fährt dann fort, „da nun ferner auch landfündig ist, wie mit Hilfe des allmächtigen Gottes gedachter Friedrich durch seine Vernunft, mit seiner Macht, Arbeit und Wagnis, sowie auch mit großen Auswendungen und Kosten, die er aus seinem eigenen Vermögen gemacht hat, die genannte Mark in einen so trefflichen Zustand des Friedens und guter Ordnung gebracht, namentlich Raub und andere Unthaten dermaßen unterdrückt und ausgerottet hat, daß wir sowie auch alle Einwohner der Mark, wovon wir wohl unterrichtet, dadurch sehr zufrieden gestellt sind; da es uns auch billig zu sein dünkt, daß wir ihm für solche seine Arbeit uns dankbar erweisen, und daß ihm der gemachte Kostenaufwand wieder erstattet werde; ingleichem in Erwägung seiner willigen, nüchternen und getreuen Dienste, die er uns lange Zeit fleißig und unverdrossen gethan, täglich thut und fortan noch thun soll und kann“, — habe er die Erhebung Friedrichs vollzogen. Eine solche feierliche Erklärung aus dem Munde des deutschen Königs läßt wahrlich erkennen, welche überaus erprobliche Thätigkeit Friedrich geübt haben muß. Als Zweck der Erhebung spricht aber wieder die Urkunde mit unfehlbarer Deutlichkeit die Erhaltung des Friedens aus — „so wie endlich in der Absicht, daß der Friede und die Besserung, welche die Mark und deren Bewohner in den Zeiten seiner Hauptmannschaft durch Gott und des gedachten Friedrichs Arbeit, Redlichkeit und Macht gewonnen, erhalten bleibe und zunehme, und die Mark nicht unsre Abwesenheit entgelte“ — darum habe er mit Zustimmung der Kurfürsten und vieler anderer deutschen Fürsten „dem vorgedachten Friedrich

und seinen Erben die vorgedachte Mark und das Kurfürstentum mit der Kur und mit dem Erzkammermeisteramt und mit allen und jeglichen anderen Würden gegeben und ihn auch zu einem wahren und rechten Markgrafen darüber gemacht".

Die Möglichkeit der Rückforderung der Mark durch die Luxemburger wird freilich noch aufrecht erhalten, die Entschädigung für die in ihrem Interesse gemachten Auslagen indessen auf 400 000 Gulden erhöht, so daß die volle Sicherheit des Besitzes erst mit dem Auströben der Luxemburger eintritt. Höchst erklärwürdig ist auch die weitere Bestimmung, daß Friedrich die Mark ohne die Entschädigung in dem Fall wieder abtreten soll, wenn er mit Sigmunds Auffeisung römischer König werden sollte.

Aber leicht begreift man, daß eine Staatengründung, als deren Zweck immer wieder die Herstellung geordneter und friedlicher Verhältnisse betont wird, auch nur durch friedliche Mittel erhalten werden könne. Man hofft, daß eine, die meisten Fürsten seiner Zeit so weit überragende Persönlichkeit, die zudem aus einem durchaus reichstreuen Hause stammte, auch Erben haben werde, die, den Fußstapfen der Ahnherren folgend in der Wahrung des Friedens, der Reichstreue und des Pflichtgefühls hervorragen werden. König Sigmund hat dieer Hoffnung gelebt, die Geschichte hat sie in einer Weise erwiesen, die weit hinausreicht über das Verständnis jener Zeit. Was die Gedanken der Zeit immerhin als ein politisches Ereignis von großer Bedeutung bezeichneten möchten, haben sie Jahrhunderte zu einem welthistorischen Akt gestempelt, dem nur wenige an die Seite zu stellen sind. —

Kurfürst Friedrich begab sich, nachdem er den König Sigmund auf seiner rohen Reise durch den Westen Europas bis nach Bern hin begleitet hatte, zurück in die Mark und empfing — allerdings mußten einige rechtliche Bedenken der Städte noch beseitigt werden — am 21. Oktober zu Berlin die allgemeine Erb-¹⁴¹⁵ uldigung als rechter Erbherr. Unterstützt durch die vom königlichen Hofgericht bei die Herzoge von Stettin ausgesprochene Acht ordnete er die Beziehungen zu Pommern und Mecklenburg, suchte im Auftrage Sigmunds zwischen dem Deutschen Orden und Polen Frieden zu schließen und nahm vor allen Dingen, seinem wohlwollenden und vertrauenden Herzen nachgebend und seine friedlichen Absichten recht auffällig offenbarend, fast alle widersehlichen Bassallen in seine Gnade auf. Durch feierlichen Eid verpflichtete sich dagegen die Mannschaft dem Kurfürsten zu Gehorsam und Treue und versprach, jede Selbsthilfe zu unterlassen. Und wenn späterhin es sich zeigte, daß die jetzt geübte Milde noch zu früh erfolgte, und doch immer nicht alle Bassallen der Pflicht ihres Eides gemäß zu handeln gelernt hatten, so lag diese Milde doch in der Richtung der gesamten Politik Friedrichs und erhöhte nur das Recht der Obrigkeit gegen die Friedbrecher.

Indessen mußte der Kurfürst nur zu bald zurück nach Konstanz, wo im Gegensatz zu der glänzenden konziliaren Reise Sigmunds, wie man sie genannt hat, innerhalb des Konzils starke Zwistigkeiten ausgebrochen waren, von deren Beseitigung die weitere Durchführung der kirchlichen Pläne abhängig war. Gerade nach der versöhnenden und vermittelnden Richtung war Friedrich nun thätig, und unter seiner Obhut ward das Konklave der Kardinäle abgehalten, aus dem Martin V. als neu gewählter, nunmehr alleiniger Papst hervorging. Papst und König ehrten daher Friedrich als einen der vornehmsten und mächtigsten Fürsten

der Zeit, und unter den zahlreichen Belehnungen der deutschen Reichsstände, die jetzt erfolgten, war infolge dessen auch die Belehnung des Kurfürsten Friedrich I. mit der Mark und dem Erzstämmeramt der Kur Brandenburg die bedeutungsvollste.

1417 Nachdem schon am frühen Morgen des 18. April 1417 zwei Bannerträger mit dem Wappen der Mark Brandenburg und der Burggrafschaft Nürnberg in Begleitung einer großen Schar von Rittern und Knechten aus den fürstlichen Gefolgen und unter dem Schall der Posaunen und Pfeifen die Stadt dreimal durchzogen hatten, holten gegen 8 Uhr früh alle anwesenden Fürsten und Grafen den Burggrafen aus seiner Wohnung im „Hohen Hause“ am Fischmarkt ab und geleiteten ihn nach dem oberen Markt, wo vor dem „Hohen Hause“, der Wohnung Sigismunds, eine prunkvoll geschmückte Tribüne errichtet war. Hier



stand der Thron, auf dem Sigmund, umgeben von den Kurfürsten von der Pfalz und Sachsen, von Kardinälen und vielen anderen weltlichen und geistlichen Fürsten und Herren Platz genommen hatte. Kurfürst Friedrich stieg mit seinem Bannerträger die Treppe hinauf zum Throne und beugte zweimal die Kniee vor dem König. Der Kanzler, Bischof Georg von Passau verlas unter allgemeiner Stille des zahlreich versammelten Volks ein Schriftstück, welches die Rechte und Pflichten eines Kurfürsten darlegte, und Sigmund richtete darauf die Frage an Friedrich, „Herr Kurfürst des heiligen römischen Reichs, lieber Theim, wolt Ihr das beschwören?“ Mit den Worten, „Mächtiger König, gerne“, erklärte Friedrich seine Bereitwilligkeit und leistete den Eid. Nun ließ sich der König das Banner von Brandenburg reichen und gab es in die Hände Friedrichs, demnächst nahm er das Szepter des Reichserzähmmerers und den Reichsapfel vom Pfalzgrafen entgegen, endlich auch das Banner von Nürnberg und legte auch diese Symbole

Erläuterungsblatt

zu den folgenden drei Einschaltbildern

„Die Belehnung Friedrich I. aus dem Hause Hohenzollern mit der Mark Brandenburg 1417“

aus Ulrich von Richenthal's Chronik.

Ulrich von Richenthal (Reichenthal) war zur Zeit des Konzils ein angeehneter Bürger der Stadt Konstanz und bekleidete wahrscheinlich eine Stelle im städtischen Kanzleiweisen. Er stand während desselben vielfach mit den zum Konzil anwesenden Fürstlichkeiten in Verbindung und hat uns eine, augenscheinlich meist auf persönlichen Beobachtungen oder doch guten Informationen beruhende, höchst anschauliche und lebendige Geschichte der Ereignisse hinterlassen, welche sich damals in seiner Vaterstadt abspielten. Die Niederschrift dürfte auf Grund von Tagebuchnotizen und Akten nach Schluß des Konzils etwa in den Jahren 1418 und 1419 erfolgt sein.

Unter den auf uns gekommenen Handschriften der Chronik, welche der Sitte der Zeit gemäß vielfach mit figürlichen Darstellungen von hohem sitten- und kostümgeschichtlichen Wert, sowie Wappen geschmückt sind, steht der in der Wessenbergischen Stadtbibliothek zu Konstanz aufbewahrte Codex wegen der künstlerischen Ausführung seiner Bilder in erster Reihe. Ihm haben wir die folgenden Abbildungen entnommen:

1) den Holzschnitt, der den festlichen Umzug am Morgen des Belehnungstages darstellt (s. den Text auf S. 51);

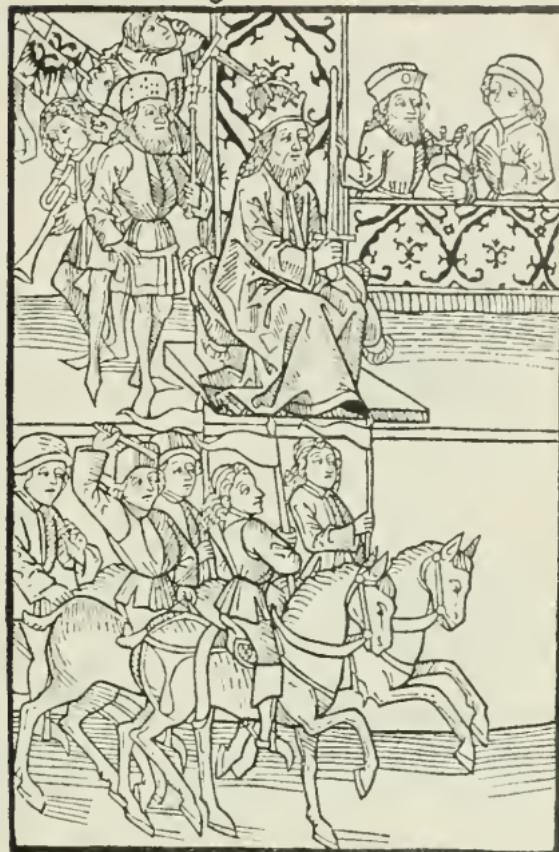
2) zwei Farbendruckbeilagen stellen den eigentlichen Belehnungssalt dar (s. den Text ebenda), während das Faksimile auf S. 54 eine Probe der Schrift der Chronik und zwar von der auf die Belehnung bezüglichen Stelle gibt.

Im Druck erschien Richenthal's Chronik zuerst 1483 zu Augsburg bei Anton Sorg; diesem Druck sind die Abbildungen auf S. 54 und 55 entnommen.

Friedrichs Hand. Fünfzehn zahlreiche Chöre sielen mit Pfeifen und Posaunen schmetternd ein und beideten die feierliche Handlung, der sich ein von Friedrich dem Könige und allen Fürsten auf der Ratsstube dargebotener Imbiß anschloß.

Es war ein Alt, der die königliche Gewalt noch einmal auf ihrem Höhepunkt zeigte, ein Alt, der über wesentlich auf den Persönlichkeiten Sigmunds und Friedrichs, auf ihrem persönlichen Verhältnis zu nander beruhte. Denn wie seinen leiblichen Sohn" ehrte Sigmund den Kurfürsten. Die alles übertragende Stellung indessen, die der König bei Beginn des Konzils und während einer großen Reise eingenommen, schwand immer mehr dahin. Mit England hatte Sigmund zu Canterbury ein Bündnis geschlossen, sollte demgemäß in Kürze Frankreich den Krieg erklären, war aber nun nicht im Stande, ihn auch nur zu beginnen. Immer kräftiger vielmehr erhob die Opposition der deutschen Fürsten ihr Haupt, die rheinischen Kurfürsten schlossen sich zusammen, Kurfürst Ludwig von der Pfalz, der bisher treu und eifrig zum König gehalten, gesellte sich ihr, trat ihm in offenem Zertwürfnis, mit Hohn entgegen. Der Achtsprozess gegen den Herzog Friedrich von Österreich, der Verlauf des unerquicklichen Streites zwischen den beiden bayerischen Herzogen von Ingolstadt und Landshut gereichten nicht zur Förderung des königlichen Ansehens. Im Reich, im Auslande und auf dem Konzil hatte es schon Einbuße erlitten, und da nun die Türken in Ungarn einzufallen drohten, die böhmische Bewegung immer mehr angeschwoll, so begreift man, daß Sigmund jetzt

Wie lebt künig Sigmund burggeaßt fridrichen von nützberg marggraß schaft zu brandenburg.



Die Belehnung Friedrichs I. aus dem Hause Hohenzollern mit der Mark Brandenburg.

Nach dem Holzschnitt im ersten Druck von Ulrich von Richenthal's Konziliumbuch. Augsburg 1483, gedruckt von Anton Sorg. In etwa halber Größe.
Linie Hälfte.

Kurfürst Ludwig von der Pfalz, der bisher treu und eifrig zum König gehalten, gesellte sich ihr, trat ihm in offenem Zertwürfnis, mit Hohn entgegen. Der Achtsprozess gegen den Herzog Friedrich von Österreich, der Verlauf des unerquicklichen Streites zwischen den beiden bayerischen Herzogen von Ingolstadt und Landshut gereichten nicht zur Förderung des königlichen Ansehens. Im Reich, im Auslande und auf dem Konzil hatte es schon Einbuße erlitten, und da nun die Türken in Ungarn einzufallen drohten, die böhmische Bewegung immer mehr angeschwoll, so begreift man, daß Sigmund jetzt



Die Belehnung Friedrichs I. aus dem Hause Hohenzollern mit der Mark Brandenburg.

Nach dem Holzschnitt im ersten Druck von Ulrich von Richenthal's Konstanzbuch. Augsburg 1488, gedruckt von Anton Sorg. In etwa halber Größe.
Rechte Hälfte.

ausgefochten wurden, gesellten sich auch neue Kämpfe und pommerschen Herzögen, die wieder die allgemeine Bedeutung der Mark für Deutschland ersichtlich machten. In dem Umstände nämlich, daß in Konstanz die Belehnung der Stettiner Herzöge nur unter bestimmter Wahrung der brandenburgischen Lehnshoheit über Pommern vollzogen war, mußten die Herzöge nicht nur die Absicht Friedrichs, sondern auch die des Königs erkennen, der Mark, welche die eigene Herrschaft der Herzöge und die Zugehörigkeit Pommerns zu Deutschland erst sicherte, auch einen maßgebenden Einfluß auf Pommern zu erhalten.

seinen eigenen landesfürstlichen Interessen nachging, sich von den Reichsgeschäften zurückzog und sie dem Markgrafen übertrug. Er ernannte Friedrich, — wiederum übrigens dessen besondere Begabung für die Herstellung des Friedens betonend, — zu seinem „Statthalter und Verweiser des römischen Reichs in deutschen Landen“.

Friedrich rechtfertigte jedenfalls auch in seiner neuen Stellung das allgemeine Vertrauen, und er selbst „ist dessen von Gottes Gnaden sicher und fröhlich, daß er seinem gnädigsten Herrn treulich gedient und sein Bestes nach bestem Vermögen und Verständnis bestellt habe“.

Aber unter der Sorge für die Allgemeinheit litt doch das Besondere. Denn nicht sobald hatte Friedrich die Mark verlassen, als es sich zeigte, daß seine den Friedbrechern erwiesene Gnade und Huld doch deren Sinn- und Denkungsart noch nicht hatte ändern können. Und zu den Stegreif-Fehden, die namentlich in den märkisch-magdeburgischen Grenzgebieten

Man achtenden tag nach ostern so empfing
der vrygraff sudach von Nurenberg hie
zun bis vns die vry sin churfürsten tijm
die war gräffhaft von brandenburg am
oberen markt und was da selbs gedruckt
und gemacht an das hoch hys genant zu
dem hohen hafen am vost vber und bram

Übertragung:

a acht Tag nach Ostern empfing Burggraf Friedrich von Nürnberg vor dem Imbüh um die achte Stunde sein
Fürstentum, die Markgrafschaft Brandenburg, am oberen Markt und es war daselbst gesammelt und angelegt
dem hohen Hause, genannt „Zu dem Hohen Hause“, ein sehr weiter und breiter (Stieg über das Gewölbe hin-
bis an die Fenster und vor den Fenstern eine große Tribüne, worauf wohl vierzig Mann stehen konnten).
Die Belehnung Friedrichs I. a. d. Hause Hohenzollern mit der Mark Brandenburg 1417.

Aus Ulrich von Richenthal's Konziliumbuch,
Handschrift i. d. v. Westenbergschen Stadtbibliothek zu Konstanz. In $\frac{2}{3}$ Größe.

as widersprach natürlich den Anschauungen der pommerischen und anderen Nachbar-
reichen des Markgrafen. Es kam daher nach der Gefangennahme des Herzogs
Johann von Stargard zu einem großen Bunde der „Niederländischen Herren“ d. h.
3 Herzogs von Schwerin, zugleich für den von Stargard, der Herzoge von Brau-
nweig-Lüneburg, Sachsen-Lauenburg und den bis dahin Friedrich ergebenen Fürsten
n Werle. Indem diese nun sich auf der einen Seite mit Dänemark, auf der anderen
er mit Polen, das seinerseits gegen den deutschen Orden und die deutsche Herrschaft
Böhmen vorgegangen war, verbündeten, bedrohte diese skandinavisch-polnische
Kombination die Deutschen überhaupt. Und wenn Sigmund, der gegen die Türken,
selbst auch Böhmen, die Hilfe Polens brauchte, mit diesen sich vereinte, selbst eine
Teilung der Ordensländer zugab, so war Friedrichs erzielliches bemühen, den
Frieden zu erhalten, nur von um so größerer Bedeutung. Trotz mancher Herren-
ze, die zu schiedlicher Beilegung des Streites gehalten wurden, wogte der
Kampf hin und her. Und wenn auch die Märker den Feinden manchen empfind-
lichen Schaden zufügten, so schien das Unwetter der Mark selbst um so bedroh-
licher zu werden, als der Kurfürst im Dezember 1419 zwar daselbst erschien, aber 1419
ne Aufenthalt sich nach Breslau zu Sigmund begab. Denn hier sollte ein
Festtag über die Beleitigung der husitischen Lehre und über die allgemeine
Gefahr beschließen, die dem deutschen Orden, ja den Deutschen überhaupt aus
den slavischen Vorgehen drohte.

Amfang März 1420 gelang es jedoch dem Markgrafen, sich von diesem 1420
Gunsten des Ordens entschiedenen Geschäften zu befreien, und überraschend
nun traf er nach wenigen Tagen in der Mark ein, erschien an der mecklen-
burgischen Grenze, nahm die zwei wichtigsten Festungen daselbst, Gorlozen und
Ömiz, eilte von da in die Uckermark und gewann nach blutigem Kampfe mit
Pommern und Polen die Stadt und das Schloß Angermünde. So gewaltig
war der Eindruck dieser Siege, daß die Verbündeten sich zum Friedensschluß oder
einem mehrjährigen Waffenstillstand bereit erklärten und Verzicht auf jegliche Selbst-
verteidigung und Unterstellung ihrer Ansprüche unter rechtliche Entscheidung versprachen.

Verhandlungen mit dem Erzbischof von Magdeburg und seinen Vasallen führten auch an dieser Grenze geordnetere Zustände herbei, und mit den beiden Herzögen von Braunschweig-Lüneburg kam es durch eine, zwischen diesen und zwei Töchtern des Kurfürsten geschlossene Eheverabredung sogar zu einem dauernden Freundschaftsverhältnis. Und in diesen Kämpfen hatte die Hanse, hatte namentlich Kaspar Gans unter den Fahnen des Landesherrn gesiegt, für diesen Kampf hatten auch die bedeutendsten Städte der Hansa, hatten Hamburg und Lübeck, in voller Erkenntnis von der Bedeutung einer festen Macht in der Mark für den Handel, sich dem Kurfürsten verbündet.

Nunmehr erst konnte die Besitznahme der Mark durch die Hohenzollern, zugleich aber die Neubegründung eines geordneten Staatswesens, einer ihre Aufgabe erfüllenden Obrigkeit und die Herstellung friedlicher Verhältnisse zu den Nachbarfürsten als vollzogene Thatsache gelten. Und das wurde nun von großer Wichtigkeit. Denn schon war ein Untraut in die Halme geschossen, welches überhaupt das deutsche Leben zu ersticken drohte. —



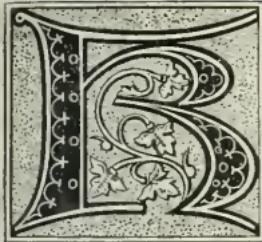
Reiterseal Kurfürst Friedrichs I.

In Größe des Originals im K. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Den Plattenharnisch bedeckt ein Waffenrock mit sättigen Schalen und kurzen, weiten Knebeln; der mit einer Helmkrone geschmückte Helm trägt den Adlerflug, während der vor die Brust gedolmte Schild den brandenburgischen Adler zeigt; unter dem Kiel der quadriertte Burgenstil. Nürnbergische und Holländische Wappenschild. In doppelter Windung umschlingt und durchdringt ein breites Spruchband das mit Lilien bestreute Siegelfeld und trägt die Inschrift:

Feidels(uß) dei : gra(tia) marchio brandenburgensis : sacri : romani : imperii : archiamericius : et : burgcaduus
naturae ubi e genfis.

Die Husitenzeit.



Bon einem Einzelblatt des
Münchner Kupferstichkabinetts.

önig Sigmund war durch den Tod seines Bruders Wenzel (1419) allerdings der legitime König von Böhmen geworden, als solcher aber konnte er nicht nur im Lande keine allgemeine Anerkennung finden, sondern er mußte zugleich besorgen, daß die böhmischen Verhältnisse auch in seinen übrigen Reichen nachteilige Folgen hervorrufen würden. Ja, der heftige nationale Widerstand, den schon Wenzel gefunden, mußte gegen Sigmund, der die Mark Brandenburg und das Herzogtum Brabant der Krone Böhmens entzogen, der den Helden und Märtyrer des böhmischen Volkes Johann Hus trotz des zugesicherten freien Geleites den Flammen überantwortet hatte, zu einem weit heftigeren werden. Die tiefe, religiöse Bewegung, von der die Böhmen ergriffen waren, hatte sich zugleich auch ihrer Brüder im ganzen Slavenstamme bemächtigt, und ebenso fand der nationale Widerwille der Böhmen gegen die deutsche Herrschaft bei ihnen überall den entschiedensten Beifall. Kani es jetzt zum Kampfe, so war vorauszusehen, daß es sich um Sein oder Nichtsein handeln werde, und in diesem Kampfe war, so schien es, bei dem Mangel jeder verfassungsmäßigen, vorzüglich jeder militärischen Ordnung die Niederlage Deutschlands wahrscheinlich, der Sieg des Slaventums aber bei der gewaltigen Begeisterung der Slaven fast gewiß. Und sicher war, daß, wenn in Böhmen die Macht in slavische Hände überging, nicht nur von hier aus die Ansprüche auf die Mark erneuert werden würden, sondern daß die überdies durch Friedrichs Parteinahme für den deutschen Orden und dessen Sieg bei Angermünde gegen den Markgrafen besonders erbitterten Polen, daß auch die Pommern und Mecklenburger im Bunde mit den Dänen alsdann mit Freuden bereit sein würden, zu helfen, daß die Marken dem Reich entrissen würden, ja, da man nun den Plan faßte, den zugleich zum Erben des Königs von Dänemark bestimmten Herzog Bogislav von Pommern-Stolp mit der Erbin der polnischen Krone zu vermählen, drohte die Mark völlig von übermächtigen Feinden umklammert zu werden. Und um das Maß der Sorgen voll zu machen, lohnte auch in Franken wieder die Kriegsflamme auf.

So war der Gegensatz, in den Friedrich durch die Entwicklung der Verhältnisse gerathen war, ein überaus eigentümlicher, gewiß ein unendlich schwer zu überwindender, um so schwerer, als die Husiten mit siegenden Waffen jede Abwehr niederschlugen. Bergeblisch wurde die Eroberung Prags versucht, am Biská-Berg erlitt man eine furchtbare Niederlage (14. Juli 1420) und das Heer ¹⁴²⁰ mußte den Rückzug antreten. Ja, indem Sigmund und die Kurie den Weg friedlicher Verständigung völlig aufgaben und einen allgemeinen Reichskrieg gegen die Böhmen ins Werk setzten, erlebte das Germanentum (1421 Oktober) eine der ¹⁴²¹



Der Kaiser und die 7 Kurfürsten des hl. römischen Reiches.
Aus Hartmann Schedels „Liber Chronicarum“. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Michel Wolgemut (1434–1519) und Wilhelm Pleydenwurff († um 1495) Nürnberg 1493, gedruckt von Anton Koberger.
Linie Halle.

schimpflichsten Niederlagen, und fast das ganze Deutschland seufzte nun lange Jahre hindurch unter den unerhörten Gräuelthaten der entfesselten Wut der Hussitencharen. Wohl raffte man sich noch mehrmals, im folgenden Jahr sogar unter dem Oberbefehl des Markgrafen, zur Verteidigung auf, aber jedesmal ward man geschlagen, und die überlegene Fechtweise der Slaven feierte über die Uneinigkeit der Fürsten und die Thallosigkeit Sigmunds so glänzende Triumphe, daß allmählich Friedrichs Rat und Friedrichs Versüche, mit den Husiten friedlich zu verhandeln, allgemeine Anerkennung finden mußten.

Inzwischen aber hatte Markgraf Friedrich nicht nur mit Glück in Franken gefochten, sondern auch einen Schritt gethan, der wenigstens die Hauptmacht der Slaven, Polen, von der böhmischen Sache zu trennen geeignet schien. Die Böhmen hatten nämlich in richtiger Berechnung des slavischen Gemeingefühls ihre Krone dem König Vladislau von Polen angeboten. Dieser hatte sie zwar wiederholt abgelehnt, doch aber nachgegeben, daß sein Neffe, der Großfürst Witold von Litauen, sie annahm. Gelang es diesem auch in der Zukunft nicht, die Anerkennung der äußersten Partei in Böhmen zu erringen, so sieht man doch, wie bedeutsam dieser Schritt auf die Vereinigung der slavischen Stämme wirken mußte. Beachtet man hierzu noch jenes oben erwähnte polnisch-pommersche Heiratsprojekt, so erkennt man, welche Bedeutung es hatte, daß Friedrich jetzt dem Plane, eine eheliche Verbindung zwischen seinem zweiten Sohne Friedrich und der Erbtochter des polnischen Reiches zu schließen, näher trat. Denn durch diese



Böhmen

Pfalz

Sachsen

Brandenburg

Der Kaiser und die 7 Kurfürsten des hl. römischen Reiches.

Aus Hartmann Schedels „Liber Chronicarum“. Mit Holzschnitten und Zeichnungen von Michel Wolgemut (1434–1519) und Wilhelm Pleydenwurff († um 1495), Nürnberg 1493, gedruckt von Anton Koburger.

Rechte Hälfte.

Brandenburgisch-polnische Vereinigung wurde nicht nur der Wiedererwerb der Neumark vom deutschen Orden erleichtert und die pommersch-polnische Umzingelung der Mark beseitigt, sondern in die Gemeinsamkeit und Zusammensetzung des Konsortiums ein Heil getrieben, dessen Kraft von großer Bedeutung sich erweisen sollte. Die allgemeine slavische Gefahr wurde dadurch zu einer nur böhmischen am Deutschland gemacht. Sigmund freilich, obwohl, wie es scheint, anfangs einverstanden mit diesem Schritt Friedrichs, ward über ihn, da er seine Ansprüche auf Polen beeinträchtigte, heftig erzürnt.

Höher aber noch sollte Sigmunds Zorn gegen Friedrich sich steigern, als jener, um den immer ärger werdenden Ausschreitungen deutscher Fürsten und Ädte, vor allem der immer deutlicher zu Tage tretenden Unlust und Unfähigkeit Sigmunds, im Reich das Regiment zu führen, ein Ziel zu setzen, nunmehr mit den schon längst in Opposition zum König stehenden anderen Kurfürsten sich vereinigte und in der Kurfürsteneinnung von Bingen (1424) eine wirkliche Reichs-¹⁴²⁴ regierung herzustellen suchte. Die heftigsten Schelbtworte, die kaum geringer denn die wüsten Schmähungen des Bayernherzogs waren, stieß Sigmund gegen Friedrich an, trat all seinen Plänen schroff entgegen, übertrug die Kur an Sachsen, die Friedrichs Sohn gerechte Ansprüche hatte, auf das Haus Wettin, that es, um Polen zu feindseligem Auftreten gegen den Markgrafen zu reizen.

Hinzu kam, daß die Mark immer wieder von den mecklenburgischen und pommerschen Fürsten und deren Vasallen angegriffen wurde, ohne daß Friedrichs



Schloß Kadolzburg.

Nach einem Aquarell von H. Grünwald.

Gemahlin, die vom Volke „die schöne Else“ genannte Kurfürstin Elisabeth, welche statt des Kurfürsten die Regierung führte, mit Erfolg ihnen entgegentreten konnte. Zwar den Schweriner Herzog gewann Friedrich durch die Hintergabe von Dömitz und Gorlitz völlig, aber die Stettiner Herzoge erneuerten den alten Bund mit Dänemark, Stargard, den Herren von Werle, ja wußten auch die Hochmeister im Preußen und Livland, sogar den König Sigismund selbst auf ihre Seite zu ziehen. Nunmehr mußte Friedrich persönlich wieder in die Marken kommen, aber noch ehe er einen Erfolg errungen, folgte er der Weisung desselben Sigismund, der nicht nur die Oberlehensherrlichkeit Brandenburgs über Pommern wieder aufgehoben, die Neumark mit dem deutschen Orden vereinigt, sondern mit Friedrichs Feinden sich gegen diesen verschworen, zu einem Reichstag 1426 nach Wien. Auch wirkte die politische Lage hier doch soweit auf Sigismund ein, daß nunmehr wieder ein besseres Verhältnis zwischen ihm und dem Markgrafen hergestellt wurde, und wenn dessen Sohn Johann, der auf dem Landtage zu Rathenow zum Statthalter in der Mark bestellt wurde, im folgenden Jahr unter wenig günstigen Bedingungen mit Pommern und Mecklenburg Frieden schließen mußte, damit nur die Kräfte frei würden für einen neuen Reichskrieg gegen die Hussiten, so hatte Friedrich doch, wie immer er die Aussichtlosigkeit der Reichsreform beklagen mochte, die Genugthuung, seinen mehrfach empfohlenen Weg der Verständigung mit den Böhmen auf dem Konzil zu Basel als Notwendigkeit anerkannt zu sehen und an dem Abschluß der Prager Kompaktaaten mitzuwirken.

Doch wenn Kurfürst Friedrich — wir kennen nicht recht seine Gründe — sich nun ganz von der Mark zurückzog, so hatte er sich doch auch hier wie wenig später ein habsburgischer Kaiser unterrichtet wurde, den Ruhm erworben, ein Spiegel der Sittlichkeit und Rechtschaffenheit zu sein, durch seine Tugenden sich selbst verherrlicht und den Namen seines Hauses weit und breit in der ganzen Welt be-

rühmt gemacht zu haben, überhaupt alles Rühmliche, was man einem guten rechtgläubigen Fürsten zuschieben möge, als Eigenschaften seines Charakters und seiner Haltung bewiesen zu haben. Seinem Hause hatte er ganz neue Wege des Strebens und der Thätigkeit geöffnet, er durfte überdies die Überzeugung haben, nicht nur in der Mark die adligen Selbstherrlichkeiten niedergebeugt, die Obrigkeit wieder hergestellt zu haben, sondern auch in dem Schutz des Reiches zugleich die Erhaltung der Marken ermöglicht und wieder in der Erhaltung der Marken dem Reiche einen Schutzwall neu aufgerichtet zu haben. Was die Marken gewonnen, bewährte sich als ein Gewinn des Reiches, und in der Rettung des Reichs lag zugleich eine Kräftigung der Marken.

Nur mit zunehmend schmerzlicher Enttäuschung konnte der Markgraf dagegen den ungeachtet all seiner Bemühungen weiter vorschreitenden Verfall im Innern Deutschlands, sowie die Misserfolge der kirchlichen Reform-Versuche verfolgen. Schon die Wahl Herzog Albrechts zum römischen König (1438), dessen Interessen 1438 noch mehr als die Sigmunds im Osten lagen, statt der vom Volke erwarteten Wahl Friedrichs, war ein lebendiges Zeichen für das Schwinden der Bedeutung der Obrigkeit. Die Wahl Herzog Friedrichs von Österreich (1440) aber war 1440 recht eigentlich der Triumph aller der Bestrebungen, welche auf Löschung des Unterthanenverhältnisses der Reichsglieder hinausließen. Dagegen durfte Friedrich in diesen Wahlen doch wenigstens die Hoffnung auf das Übergewicht Deutschlands über die slavischen Völker sehen, und sein dritter Sohn Albrecht, der junge Achill, war es, der in Schlesien die wieder vorwärts drängenden Polen zurückwarf. In der Mark aber wies sein zweiter Sohn Friedrich die mecklenburgischen Fürsten, den Herzog von Lauenburg zurück, demütigte den Bischof von Halberstadt, den Herzog Wilhelm von Sachsen, und der Name dieses Sohnes wurde schon so gefeiert, daß er „allen Guten ringsumher sehr verehrungswürdig, Straßenräubern und Friedensstörern ein Schrecken war“, weshalb er auch des Kaisertums würdig geachtet wurde. Wahrlich, wenn das Misslingen aller Pläne auf eine nationale Reform des deutschen Reichs den Tod des alten Markgrafen, der am 21. September 1440 auf der Kadolzburg erfolgte,¹⁴⁴⁰ schwer machte: im Hinblick auf solche Söhne durfte er an der Zukunft des Vaterlandes nicht verzweifeln, durften auch die Märker auf Vollendung des großen Werkes hoffen.



Groschen Kurfürst Friedrich I.

In Größe des Originals (Silber) im K. Münzabinett zu Berlin.

Umschrift. Avers: * FR'DERC'MAR·P'CEPS·ELECTOR * (Fridericus marchio princeps elector:
Revers: * GROSSYS·MARCH·BRANDENBURG * (Grossus marchionis Brandenburgensis).

Kurfürst Friedrich II. 1440—1470.



ant Testament von 1437 hatte Friedrich seine Länder unter seine vier Söhne so geteilt, daß die fränkischen Besitzungen seinem ältesten und seinem dritten Sohne Johann und Albrecht zufielen, die Mark aber zunächst ungeteilt auf seinen zweiten Sohn Friedrich überging, während dem vierten, ebenfalls Friedrich genannten, Sohn ein bedingter Anspruch auf die Altmark und Priegnitz für die Zeit seiner Großjährigkeit zugesprochen wurde, — ein Anspruch, der indessen, vorübergehende

Verhältnisse abgerechnet — eine Bedeutung für die Mark nicht erlangt hat. Friedrich II. war ein im besonderen Sinn friedliebender, doch in vollstem Maß fest entschlossener Charakter. Nicht so hervorragend wie der Vater, hat er doch durch Abgrenzung der brandenburgischen Länder und namentlich durch feste Begründung der landesherrlichen Macht für deren Entwicklung sehr Bedeutendes geleistet.

Die ritterlichen Selbstherrlichkeiten, die der Obrigkeit spotten zu dürfen geglaubt, hatte Friedrich I. so völlig zerstört, daß sie sich fügen gelernt hatten. Nunmehr galt es auch, die Städte zum Gehorsam zu zwingen, sie zu lehren, daß nicht das selbststeigene Interesse dieser oder jener Stadt auf Kosten der anderen Städte und des platten Landes, sondern das Wohl der gesamten Markgrafschaft das Entscheidende sei, daß nicht der Reichtum einzelner Geschlechter, sondern „das geruhjsame Wohlleben“ aller Untertanen das Ziel sei. Denn wenn sich die Städte an Friedrich I. angeschlossen hatten, so waren sie doch weit davon entfernt gewesen, dies aus Achtung vor der Obrigkeit oder in dem Wunsche, über ihrer eigenen Hoheit eine landesherrliche Gewalt zu schaffen, gehan zu haben. Vielmehr sahen sie, wie bemerkt, in dem neuen Markgrafen nur einen Verbündeten in ihrem Kampf gegen die Quistor, den Adel überhaupt. Denn nach dieser Richtung hin, der „Verdrückung und Vertreibung alles Adels“, war die Politik der Städte im ganzen Deutschland gerichtet, und in erster Linie zählte ja der Landesherr zur Nobilität. Diejen möglichst bei Seite zu schieben, sich unabhängig und auf Kosten des Landes selbst zu einem eigenen kleinen Staatswesen zu machen, bildete fortgezeigt das Ideal der städtischen Politik. Die Einungen aber, die manigfach zwischen einzelnen Städten bestanden und vor allem ihre Beziehungen zur Hanja

hienen dies Ideal mehr und mehr zu verwirklichen. Ein Landesstaat aber, der alle Interessen des Landes umfassen sollte, konnte selbstverständlich solche Bildungen, die das Gelehen des Ganzen schädigten und oft genug wilde Empörungen des gemeinen Mannes gegen den regierenden Rat hervorriefen, nicht dulden.

Eine solche Empörung brach nun in den, zwar zu einem Gemeinweisen geäußerten aber auf einander eifersüchtigen, Städten Berlin-Kölln aus. Aber, und das ist das Bezeichnende, die „Bürgerwerke und die Gemeinde“ wandten sich an den Kurfürsten um Hilfe gegen den Rat über „ungeehnte Beschwerung, die ihr Erschehe“. Der gemeine Bürger wußte, daß Abhilfe seiner traurigen Lage, daß Abhilfe gegen das vornehme Patriziat nur beim Landesherrn zu finden sei. Und weit war dessen Ansehen auch schon bestigt, daß selbst der Rat, der sonst dem Fürsten jeden Eingriff in die städtische Selbstregierung versagte, auch seinerseits die Vermittlung des Fürsten anries, „die Gemeinheit zum Gehorsam gegen den Rat zu zwingen“. Der Kurfürst vertröstete beide Parteien mit guten Worten bis zu seiner Ankunft und gab, nachdem sie erfolgt war und vielerlei Verhandlungen stattgefunden hatten, den nun wieder getrennten Städten eine ganz neue Verfassung, die bei aller Wahrung kommunaler Selbstständigkeit doch mehrere der staatlichen Hoheitsrechte dem Landesherrn wieder zusicherte. Außerdem mußten die Städte Land hergeben, auf welchem der Kurfürst ein Schloß zu bauen anfangt (31. Juli 1443), von dem jeder fühlte, daß es den Mutwillen der Bürger rechne und sie im Baume halten sollte. Aber wie wenig waren doch die Geschlechter in der Stadt gewillt, auf den ersten Wurf hin ihre trohige Selbsterrlichkeit aufzugeben! Überall vielmehr, „binnen und außer Landes bei Fürsten, Herren, Männern und Städten“, suchten sie Bündnisse gegen den Landesherrn abzuschließen, wiesen der fürstlichen Burg gegenüber Befestigungen auf. Man fürmte „das hohe Haus“, die alte Residenz der Markgrafen, erbrach die Kanzlei des Kurfürsten, vernichtete seine Papiere, setzte seine Beamten gefangen oder verachtete sie, stellte die alte Verfassung, die Vereinigung beider Städte wieder her. Friedrich aber, statt mit Gewalt gegen die Aufständischen einzuschreiten, entbot sie vor einen ständischen Gerichtshof, gewann andere Städte durch persönliche Versprechungen. Aber, Und, merkwürdig genug, so trohig Berlin anfangs solche Mittel des Friedens von sich gewiesen hatte, so schnell schwand der Mut vor dem Erscheinen des kriegerisch gerüsteten Markgrafen. Denn sobald der Markgraf vor den Thoren der Stadt erschien, gaben die Ratsmänner nach und erklärten nunmehr sich dem Spruch der Stände fügen zu wollen. Selbst jetzt noch wünschte Friedrich nämlich nicht von einer Macht Gebrauch zu machen, sondern verlangte den rechtlichen Ausspruch der Stände, „damit ein Jeglicher erkennen möge, wie gar gütig, rechtlich und fruchtig wir Uns gegen die Unsren in Kölln und Berlin gehalten, und anders nicht als Recht begeht und gesprochen haben“. Und wenn Friedrich sich mit der Ausweisung der Rädelsführer als einziger Strafe des Aufstandes begnügte, der Stadt dagegen die 1442 gegebene Verfassung beließ und nur einige rein landesherrliche Rechte wieder an sich nahm, so erkennt man deutlich die Richtschnur des Kurfürsten. Es handelte sich für ihn darum, die Übermacht der Patrizier zu brechen, aber gewiß nicht in das materielle Emporblühen der Städte einzutreten. Die Hauptache aber war, daß nunmehr den Städten — denn Berlin war der selbstherrliche Dünkel aller Städte gebrochen — die Stelle ungewiesen war, in der sie dem ganzen Lande Nutzen und Segen bringen sollten.

und konnten. Friedrich persönlich hatte überdies unter den Fürsten Norddeutschlands mit diesem schnellen Siege über die Städte die erste Stellung gewonnen. —

Leichter noch als die Städte wußte Friedrich auch die Bischöfe in den staatlichen Organismus einzugliedern, und in dem Geiste aufrichtiger Frömmigkeit, der ihn beseelte, gründete der Kurfürst für den Adel den Schwanenorden, der das Bekennnis der christlichen Wahrheit durch die That sein und ein Vorbild wahrhaft adeligen Wesens und Lebens abgeben sollte. Wenn später diesem Orden die Stiftung einer Brüderschaft für das Bürgertum folgte, eine strengere Sonntagshiligung befohlen wurde, so sieht man, wie Friedrich bemüht war, sittliche Anschauungen in der ganzen Bevölkerung wieder zu wecken.

Aber in dem an die Gutsherren gerichteten Verbot der Sonntagsarbeit lag zugleich die Fürsorge für den gemeinen Mann auf dem Lande, der die Arbeit zu verrichten hatte, eine Fürsorge, die lebhafter noch in der Verordnung uns entgegentritt, daß die Bauern „keinen andern Dienst oder sonst was thun sollten, geben oder verpflichtet sein, anders als vor Alters gewesen und daneben mit nichts beschwert werden in keinerlei Weise“. Wie der gemeine Mann in den Städten vor dem Übermut der Geschlechter, so wurde auch der Bauer vor Übergriffen der Gutsherren durch den Kurfürsten geschützt.

Kurz, überall im Innern herrschte eine rege Fürsorge und scharfe Aufmerksamkeit auf alles, was den Menschen zu irdischem Wohlbeinden, wie zu einem christlich ernsten Leben hinzuführen geeignet ist. Natürlich bedingte aber das Gediehen auch möglichste Sicherheit von außen, und nicht nur dem Charakter des Kurfürsten, sondern auch der Lage der Sache entsprach es, wenn Friedrich in der auswärtigen Politik vornehmlich den Frieden zu erhalten suchte.

Freilich das war gerade die ihm eigentümliche Meinung, daß ihm, als „Ortsfürsten an diesem Ende deutscher Lände gegen Polen und Preußen gesessen, mehr zufallen müsse“, aber das Motiv war ihm nicht ein ehrgeiziges Streben nach größerer politischer Macht, sondern seine Meinung ergab sich ihm aus der Bestimmung der Marken, „damit deutschen Länden und dem heiligen Reich nicht mehr an diesem Ort zu fremden Jungen entzogen werde“. Die Streitigkeiten mit den benachbarten Fürsten suchte Friedrich durch Nachgiebigkeit zu beenden, und namentlich Mecklenburg und Pommern gegenüber begnügte er sich statt der bisher behaupteten lebensherlichen Ansprüche mit der Zusicherung des Nachfolgerechts nach dem Aussterben der Herzöge von Mecklenburg und von Pommern-Stettin.

Schärfer aber noch tritt diese Friedensliebe uns entgegen in der Richtung, die Friedrich in der allgemeinen großen Politik des Reichs einnahm. Die Leidenschaft und Hestigkeit, mit der die slavische Welt zur Zeit seines Vaters dem deutschen Wesen gegenüber getreten war, änderte sich zwar während der Regierung Friedrichs II. in ein kühler berechnendes, aber darum nur um so gefährlicheres Vorgehen. Und sie nahm einen so allgemeinen Charakter an, daß sie der Zeit überhaupt das Gepräge geben sollte. Um die Mitte des Jahrhunderts war nämlich die Herrüttung des deutschen Ordens eine so tief gehende geworden, daß seine Auflösung bevorzustehen schien, schon boten sogar Mannschaft und Städte dem Könige von Polen an, ihm den Ordensstaat auszuliefern. Da konnte es wohl an der Zeit, konnte es als eine Erfüllung der Aufgabe der Mark erscheinen, mit



Bürgerliches Leben im Mittelalter.

Aus dem „Mittelalterlichen Hausbuch“. Bilderhandschrift des 17. Jahrhunderts im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg.

Unterer Teil des Planetenbildes Merkur mit den unter seinem Einfluss stehenden Gewerden. Auf 6/7 verkleinert.
Unten ein Goldschmied, darüber ein Lehrer, einen Schuhmacher züchtigend, darüber ein Uhrmacher; rechts davon ein Orgelbauer, weiter rechts ein Maler, darunter ein junges Weib mit bejahrtem Ehemann beim Mahle einem jungen Bildhauer unter Brotest des Mannes Wein reichend.



Kopfbild der ersten Seite des frühesten Drucks der Altmark: Sassenpegl.

Druck v. Joach. Westfal, Stendal 1488. (S. a. Initial auf S. 66.)

Der Kaiser mit einem Alter, der Papst mit einem Bischof halten das Attribut der richterlichen Gewalt, daß Schwert, in ihren Händen. (Über den Sachsenpegl ogl. S. 14 und 15.) Nach dem Exemplar der N. Bibliothek zu Berlin.

gewappneter Hand das „neue Deutschland“, wie man es nannte, für Deutschland zurückzugewinnen. Der Kurfürst aber beschied sich, in richtiger Würdigung des Verhältnisse das zu erreichen, was ohne Blutvergießen möglich war. Für 40,000 Gulden kaufte er die von Kaiser Sigismund dem Orden verpfändete Neumark zurück und rettete dadurch nicht allein dies Land für immer vor der Gefahr, polonisiert zu werden, sondern bewahrte zugleich der Mark den Frieden zu einer Zeit, w die Länder ringsum in heftigem Kriegszustand waren, und, was mehr noch war, bewahrte zugleich die Mark selbst vor dem Schicksal, unter slavische Botmäßigkeit zu kommen. Denn eben dies plante man damals in Polen sowohl wie auch in Böhmen, und in den furchtbaren Verwickelungen, die der Tod des jungen Königs Ladislaus von Böhmen (1457) für lange Jahre hervorrief, erregte es geradezu Bewunderung, daß es trotz aller Einbußen, die Friedrich wie sein Bruder Markgraf Albrecht erlitt, gelang, aus dem Schiffbruch, den das Reich infolge des aufsteigenden Macht des Böhmen-Königs Georg Podiebrad entgegen trieb, im Frieden von Guben (1462) die Marken zu retten. Auf die sehnüchteste Gier Böhmens, die Marken zu gewinnen, wies jetzt selbst der Papst hin, als er seinerseits dem Kurfürsten die böhmische Krone anbot. Friedrich aber lehnte unter Zustimmung seines Bruders Albrecht ein solches Angebot, welches Brandenburg wieder zu einem Teil Böhmens gemacht hätte, ab, ebenso wie er schon 1447 dieselbe böhmische und 1447 die polnische Krone zurückgewiesen hatte.

Aber gerade durch das Hinzuthum des deutschen Kaisers sollte nun die slavische Bewegung doch noch eine Gestalt bekommen, die, indem sie die slavischen Stämme aufs neue zusammenführte, zunächst wieder Brandenburg bedrohte. In zwischen waren nämlich die Herzöge von Pommern-Stettin ausgestorben (1464) und der Herzog von Pommern-Wolgast hatte sich ungeachtet der brandenburgischen Erbverträge in den Besitz des Landes gesetzt. Da er trug nunmehr unter

Betonung seines slavischen Blutes dem Könige Kasimir von Polen, der inzwischen Preußen völlig Herr über den Orden geworden und das Land, selbst sprachlich, kavisiert hatte, seine Länder zu Lehen auf. Da aber auch die Hanja seinem Unternehmen die hilfreiche Hand bot, so schien in der That, wie Friedrich es ausdrückte, „der ganze Seestrand schier zu Grabe gehen zu müssen“. Denn auch das Reichsoberhaupt, obwohl dem brandenburgischen Rechte anfangs geneigt, übersah in Born darüber, daß Friedrich und Albrecht nicht, wie der Kaiser wünschte, mit Macht gegen Böhmen vorgingen, sowohl die Vorteile, die deren freundliches Verhalten gegen Georg Podiebrad für Deutschland bot, sondern auch das deutsche Interesse an der Seeküste. Der Kaiser vernichtete den zu Soldin mit seiner genen Zustimmung zwischen Brandenburg und Pommern vorläufig geschlossenen Vergleich, unterstützte und ermunterte den Herzog von Wolgast. Und indem er den König Mathias von Ungarn zum Kampfe gegen Podiebrad aufreizte, trieb er auch diesen zum Bunde mit Polen. Friedrich mußte daher schließlich nicht nur aus aller diplomatischen Verhandlungen sein gutes Recht über Pommern der Entscheidung des Polenkönigs anheimstellen, sondern zu allen heftigen Wirren, unter denen das Reich krankte, trat wieder eine slavische Kombination, die Polen, Ungarn und Böhmen — denn auch diese beiden näherten sich in Nuheil verkünder Beise — umfaßte.

Aufs Tiefste gebeugt durch so schwere Verhältnisse legte Friedrich, dessen Auges Verhalten doch seines scharfsichtigen Bruders Albrecht „Gefallen von Alten, Mittel und Ende“ gefunden hatte, die Regierung nieder, in der Hoffnung, daß sein Bruder — denn Söhne hinterließ er nicht — Mittel und Wege finden werde, aus diesem Labyrinth die Marken herauszuführen. Nur wenige Monate noch waren ihm selbst beschieden, am 10. Februar 1471 ist Friedrich II. zu Eustadt an der Aisch verstorben.



Totenschild Friedrichs II. mit der Kette des Schwanenordens.
In der Münsterkirche zu Heilbronn i. J. 1471 aufgehängt.

Kurfürst Albrecht. 1470—1486.



Aus „Sassenvegel“. Druck von Joachim Westfal, Stendal 1488. Frühester Druck der Altmark.

Podiebrad ausgezogenen und von den deutschen Fürsten aufgenommenen, Plan der Absehung des „unnützen Kaisers“ und der Wahl Herzog Karl des Kühnen von Burgund zum deutschen König ward der Kaiser so hart bedrängt, daß er auf den Kurfürsten Albrecht wieder angewiesen war. In der That rettete dieser dem Kaiser die Krone und führte die Dinge zu jenem glanzvollsten Reichstag der Regierung Kaiser Friedrichs III. zu Regensburg (1471). Wenn auch die Reform des Reiches nicht gelang, so durfte Albrecht doch auf einen Gewinn hoffen. Als nämlich nach dem Tode König Georg Podiebrads (22. März 1471) der polnische Prinz Wladislaus zum König von Böhmen gewählt worden, entbraunte zwischen diesem und König Matthias von Ungarn, den die katholischen Stände Böhmens zum König wünschten, ein heftiger Kampf, infolge dessen das Interesse Polens an dem pommerischen Erbfolgestreit erheblich abnahm. So entschied denn auch der Kaiser jetzt gegen die pommerischen Herzöge, und diese schienen sich zu fügen. Im Vertrage von Prenzlau (31. Mai 1472) erkannten sie die brandenburgische Lehenshoheit an und gestanden die Erbhuldigung wie den Besitz mehrerer Ortschaften an Brandenburg zu. Doch in der That dachte weder Herzog Wladislaus, noch dachten die pommerischen Städte daran, diesen Frieden nun auch zu halten; vielmehr drohte der pommersche Streit eine Wendung zu nehmen, die die Herrschaft der Hohenzollern in der Mark überhaupt in Frage stellte.

Zunächst erhob sich der Feind im Innern: die Städte versagten dem Landesfürsten die erforderlichen Mittel, ja neigten sich sogar den Pommern zu. Den Mangel an Geld hatte schon Kurfürst Friedrich schwer empfunden, ja er hatte sich, wie sein Bruder Albrecht übertreibend sagte, von den eingehenden Straf-

ur die Hälfte der fränkischen Besitzungen, das kleine Markgräflerum Ansbach, hatte Albrecht beim Tode seines Vaters geerbt, aber die ganz außergewöhnliche Tüchtigkeit, die ihn auszeichnete, und die er, in den verwickeltesten Lagen und im Mittelpunkt des politischen Getriebes stehend, stets aufs glänzendste bewahrt, hatte es dahin gebracht, daß er längst und unbestritten als das Haupt des deutschen Fürstenstandes, die Zierde der Ritterschaft galt.

Die Rebels, die bei der Entsaugung des Kurfürsten Friedrich II. den politischen Himmel Brandenburgs verfinsterten, teilten sich allmälig, denn durch die schnellen Fortschritte und Rücksichtslosigkeiten des Ungarn-Königs, sowie durch den, von Georg

ldern ernähren müssen. Nun schlug dieser, einer der tüchtigsten Finanzmänner seiner Zeit, „der freilich auch noch Schulden machte, sie aber auch bezahlte“, um die Schuldenlast zu beseitigen, auf dem ersten Herrentage, den er in der Markt (Januar 1471), eine Steuer auf Bier und Wein für vier Jahre vor. Doch die Städte verweigerten eine solche indirekte, Ungeld genannte Steuer, die die Adelsfürstliche Macht stärken und sie finanziell unabhängiger machen müßte. Und Albrecht verzichtete trotz der, 1456 dem Landesherrn ausdrücklich gegebenen, kaiserlichen Erlaubnis auf seinen Vorschlag, überließ den Ständen ganz die Art, wie sie ihren Anteil an der Deckung der Schuld aufbringen wollten und übernahm selbst den dritten Teil, den er auf eine dem Lande möglichst bequeme Weise einzichen werde. Aber wie war man entsezt, als der Kurfürst nach dem, in vom Kaiser selbst gegebenen Recht zur Bezahlung jener Summe einen neuen soll einführen zu wollen erklärte! Indessen entschied ein ständisches, auch von den Städten besetztes, Schiedsgericht völlig zu Gunsten des Landesherrn, und der Kaiser bestätigte dies Urteil. Mit dieser rechtlichen Anerkennung des Prinzips begnügte sich Albrecht und unterließ es, ihr Nachdruck zu geben, erreichte aber dadurch nur, daß der doch nicht unterdrückte Widerwille, der doch ungebogene Ungehorsam der Städte den Angriffen der Pommern im Lande selbst Förderung gewähren konnte.

Ein zweiter Umstand, wodurch die pommersche Gefahr einen so bedenklichen Charakter annahm, lag wieder in ihrer Beziehung zur slavischen Bewegung und den genaueren Verhältnissen, in die Albrecht trotz gelegentlicher Entfremdung durch seine langjährige Unterstützung der böhmisch-ungarischen Politik des Kaisers in den Wirren in Polen, Böhmen und Ungarn getreten war. Infolge dieses Verhaltens am Kaiser hatte Albrecht nämlich Wratislav als König von Böhmen verkannt und war den auf die böhmische Krone gerichteten Bestrebungen des König Mathias von Ungarn entgegengetreten. Der hierdurch entstandene Gegenzug zwischen beiden Fürsten erhielt aber eine besondere Schärfe noch, als der Schwiegersohn Albrechts, Herzog Heinrich von Glogau starb, und dessen Land ertragsmäßig von Albrecht für seine verwitwete Tochter Barbara in Anspruch genommen wurde, gleichzeitig jedoch ein Verwandter des verstorbenen Herzogs, Johann von Sagan, der wilde Hans genannt das Herzogtum in Besitz zu nehmen suchte. Denn mit diesem Herzog Hans trat nun der König Mathias in Verbindung und veranlaßte ihn, eine gleiche Verbindung mit den pommerschen Herzögen zu suchen. So gestaltete sich denn ein gemeinsames Vorgehen der Feinde der Mark von Pommern bis nach Ungarn hin, und bald unterlag es keinem Zweifel mehr, daß selbst Sachsen sich an Mathias anschließen werde, daß auch der deutsche Orden nur deshalb wieder Ansprüche auf die Neumark zu erheben wagte, weil er Mathias seinen Genossen erblickte: eine Verbindung, die mit der Einnahme Schlesiens durch Mathias ihre volle Bedeutung erhielt.

Hinzu kam endlich, daß Albrecht allein von allen Fürsten dem Kaiser Hilfe gegen die Türken leistete, und daß Herzog Karl von Burgund, der im Westen eine alles überragende Stellung gewonnen, jetzt mit König Mathias anknüpfte und im Begriff schien, auch Herr des deutschen Reiches zu werden. Außerdem groß war die Gefahr; in innigster Beziehung zum Kaiser stehend, suchte Albrecht, ihr zu begegnen. Indessen der Krieg, zu dem es kam, lief in einem Frieden aus, der nur das habsburgische Haussinteresse wahrte und mit der Verleugnung jedes nationalen Gedankens gerade Albrechts Ansehen schädigte.

Gleichwohl ging Albrecht auf die ihm wiederhost gemachten Anerbietungen des Königs Mathias, in ein Bündnis mit ihm zu treten, nicht ein. Es schien zwar die sicherste Hilfe gegen die ringsum anstürmenden Feinde darin zu liegen, wenn man den mächtigsten von ihnen zu sich herüberzog; aber ohne Zweifel wäre Mathias infolge eines solchen Bundes in Österreich, wo Kaiser Friedrichs Herrschaft ohnehin schwankte, eingebrochen, und die östlichen Mächte hätten, um die Mark Österreich verstärkt, nur um so schneller die Herrschaft über Deutschland gewonnen. Denn schon gewann Mathias Mähren, Schlesien, die Lausitz, und bis nach Brandenburg erstreckte sich die ungarische Grenze.

Inzwischen war aber der Kampf ausgebrochen, Markgraf Johann, der ihn einstweilen bestehen sollte, war arg ins Gedränge gekommen und nur mühsam hielt er hin und her verhandelnd die siegreich vorgehenden Feinde hin, bis endlich der alte Achill selbst wieder erschien, denn schon sah er deutlich, daß man ihn „zu nichts machen wolle“. Aber gerade hier wieder bewährte er seinen alten Ruhm: je größer die Zahl seiner Feinde, um so waffenfreudiger nur, um so unsichtiger nur erscheint er in der Rüstung zum Kampfe, wie in der glanzvollen Ausführung des Krieges. Und zugleich zeigt sich hier mit vollster Klarheit die unbedingte Herrschaft des Landesherrn. Auf einem Herrentage zu Kölln an der Spree wurde die allgemeine Rüstung des Landes beschlossen, und alle Stände, Ritter, Bischöfe und Städte mußten sich jetzt in Gehorsam dem Landesherrn unterordnen, die geforderten Mannschaften stellen. 20,000 Mann, so giebt ein gleichzeitiger Anschlag an, waren beisammen, ein Heer, wie es die Mark kaum gesehen, und unter diesem die nötige Anzahl von Geschützen, die von den Städten gestellt wurden.

Von der Neumark her warf sich Albrecht auf Herzog Bogislav von Pommern, verjagte ihn aus den eingenommenen Städten, eroberte die festen Plätze und zwang ihn zur Unterwerfung. Demnächst rückte er gegen Herzog Wratislaw über die Randow, nahm Bierraden und nötigte auch Wratislaw zu einem „festen christlichen Frieden“ bis zum nächsten Jahr. Doch beließ Albrecht, wieder seine politische Umsicht betätigend, Garz den Pommern. Denn schon zog Hans von Sagan vor Kroissen, erklärte Mathias, nun auch mit Böhmen verständigt, an Brandenburg den Krieg und ließ 9000 Mann Ungarn heranrücken. Mit seiner ganzen Macht wandte sich Albrecht gegen Hans, schlug ihn vollständig, rieb auch die ungarischen Scharen völlig auf. Doch trotz dieser Siege wurde die Haltung des Königs Mathias immer bedrohlicher, und vor seiner gewaltigen Macht, die den Kaiser gebengt, der Frankreich, die Eidgenossen in der Schweiz, die Kurie, ja viele Fürsten in Deutschland selbst zujubelten, schienen Albrechts Erfolge nur augenblickliche, deren Aufrechthaltung wenigstens noch Ströme Blutes kosten würden. Da schlossen die Venezianer mit den Türken einen Frieden, „des der Teufel lachen werde“. Dadurch war Mathias genötigt, gegen die Türken Front zu machen und folgeweise mit Brandenburg einen Vergleich abzuschließen. Für die Ansprüche der Tochter Albrechts, Barbara auf Glogau sollten 50,000 Dukaten gezahlt werden, die herrschende Stellung des Königs aber im Schlesien unangetastet bleiben. Die Pommern waren schon vorher beim Beginn der Annäherung zwischen Mathias und Albrecht zum Frieden genötigt worden, der ihnen zwar Garz wieder überließ, aber die übrigen Schlösser und Städte der Mark zusprach und vor allem die brandenburgische Lehenshoheit über Pommern anerkannte.



Kurfürst Albrecht Achilles.

Nach dem Kupferstich von Domenicus Custos in Schreindl v. Nöhing's »Augustis simorum imperatorum serenissimorum regum atque archiducum, illustrissimorum principum etc. etc. verissimae imagines«.
Innsbrud. 1601.

Das Ramensaksimile nach einem Original (?) des R. Pr. Geh. Staatsarchivs zu Berlin.

Diese Erfolge Albrechts hatten im Reich die mächtigste Wirkung, und mit um so größerem Eifer konnte sich nun Albrecht den Bemühungen hingeben, eine Reichshilfe gegen die Türken ins Werk zu setzen. Er selbst stellte regelmäßig sein Kontingent, trieb auch die auf dem Nürnberger Reichstag, wo er wieder als „der Fürsten Haupt“ erschien, bewilligte Kriegsstener sogar von den Geistlichen ein, worüber ihn allerdings der päpstliche Baumstrahl traf, der ihn indessen nicht tief bekümmerte. Und wenn sich die Reichshilfe nicht nur gegen die Türken, sondern gegen Mathias selbst richtete, so konnte ihm dies nur erwünscht sein, denn jede etwaige Niederlage des Königs Mathias in Österreich verringerte diesem die Möglichkeit im Norden gegen die Mark vorzugehen. Umsoweniger war daher der Kurfürst damit einverstanden, daß sein Sohn, Markgraf Johann mit Herzog Hans von Sagan einen Vergleich schloß (September 1482), welcher der Mark statt des glogauer Herzogtums nur Krossen, Büdlichan und Schwiebus überwies. Aber der erfolglos forschreitende Kampf des Kaisers ließ es doch auch dem Kurfürsten zuletzt rätschlich erscheinen, auf diese Bedingungen hin sich zu verständigen.

Denn mit diesem Abkommen war die Mark im Wesentlichen aus dem Chaos, in das die emporstiegende Macht des Ostens Deutschland zu stürzen schien, gerettet und genoß Jahre des Friedens, während ihr Kurfürst tief in die Geschäfte des Reiches verstrickt war und dem schlaffen Kaiser seine Abhänglichkeit bis über das Maß hinaus erwies. Und diesen Frieden auch im Innern des Landes zu wahren, zeigte sich Markgraf Johann, der doch manches ungerechte Schelbtwort des Vaters zumal über den ungenügenden Zustand der märkischen Finanzen hinnehmen mußte, damals wohl gewachsen. Das alte Raubrittertum, das in den jahrelangen Kämpfen hie und da sich wieder zeigte, wurde im Zaume gehalten, die Ritterschaft, da und dort an den Grenzen noch unwillig über die märkische Herrschaft, mußte sich fügen. Die Städte namentlich die der Altmark, schon zur Empörung geneigt wegen der zur Tilgung der Kriegsschulden neu auferlegten Landbede, wurden durch gerichtliches Urteil, an dessen Spruch 24 Bürgermeister beteiligt waren, zum Gehorsam genötigt. Der Anspruch der Ritterschaft, die Landbede nicht durch landesherrliche, sondern durch ständische Beamte zu erheben, ward zurückgewiesen. Hier war in der That der Landesherr ein Haupt geworden, um das sich alle scharen konnten, „des Landes und aller Frommen Nutzen zu helfen und zu förbern und alle für einen Mann zu stehen.“

Freilich andere Fürstenhäuser der Zeit suchten große und weite Reiche zu gewinnen, und armselig mag dagegen der Erwerb der Hohenzollern, ihr wiederholter Verzicht namentlich auf die Krone Böhmens erscheinen, aber die neu erworbenen Gebiete retteten sie für Deutschland, wußten sie den alten anzugliedern und ihrem Lande eine Abschließung zu geben, die sie nur um so mächtiger in der Folge erstarken ließ. Und gerade für die Geschlossenheit der Lande hat Albrecht den wichtigsten und folgenreichsten Schritt gethan, indem er am 24. Februar 1473 in Übereinstimmung mit seinen ältesten Söhnen seinem Hause ein Hausgesetz, die berühmte Dispositio Achillea gab, welche vornehmlich die Unteilbarkeit aller zur Mark gehörenden Länder und deren regelmäßigen Übergang auf den ältesten Sohn eines gestorbenen Kurfürsten festsetzte, die Abfindung der Ansprüche der jüngeren Söhne an das väterliche Erbe durch Zusicherung jährlicher Unterhaltungsstücke bestimmte. Die fränkischen Lande wurden zwar in zwei Teile getrennt, aber eine weitere Teilung derselben verboten, das Erstgeburtsrecht auch hier an-



Tanz einer niederdeutschen Hochgesellschaft im 15. Jahrhundert. Von Stephan von Meckenem † 1503.
Durch die im untergezogene dargestellten Szenen, Entkleidung Johannis des Täufers und Darbringung seines Hauptes durch die Hexen, auf einer Schallplatte,
der Künstler dieser durchaus das Leben seiner Zeit widergesetzenden Darstellung einen höllischen Charakter zu geben.

erkannt. Damit war das Haus Hohenzollern trotz mancher Versuche, diesem Grundgesetz entgegen zu handeln, vor einer zerplitterung seiner Macht bewahrt. Die hausgesetzliche Anerkennung der Unteilbarkeit der Länder, das Verbot, daß nie mehr als drei regierende Herren im Hanse überhaupt, nie mehr als einer in der Mark regieren dürfe, gab erst die Möglichkeit, aus der Mark und den dazu gehörenden oder in Zukunft etwa ansallenden Ländern einen Staat zu schaffen.

Den Schlüßstein der Thätigkeit Albrechts aber bildete die Sorge für das Reich, und in vielleicht noch höherem Grade für den Kaiser und das Haus Österreich. Es galt die Wahl Maximilians zum deutschen Könige. Wenige Wochen danach, noch in Frankfurt im Predigerkloster daselbst starb der alte Held (11. März 1486), und Kaiser, König, Kurfürsten und Fürsten gaben seiner Leiche das Geleite. „Sein Leben war“, so sagten nach einem etwas späteren Zeugnis die Zeitgenossen, „Deutschlands Halt, sein Tod war Deutschlands Fall.“



Ein Feldlager im 15. Jahrhundert.

Aus dem „Mittelalterlichen Hausbuch“, Bilderhandschrift des 15. Jahrh. im German. Nationalmuseum zu Nürnberg.
Auf $\frac{1}{2}$ verkleinert.

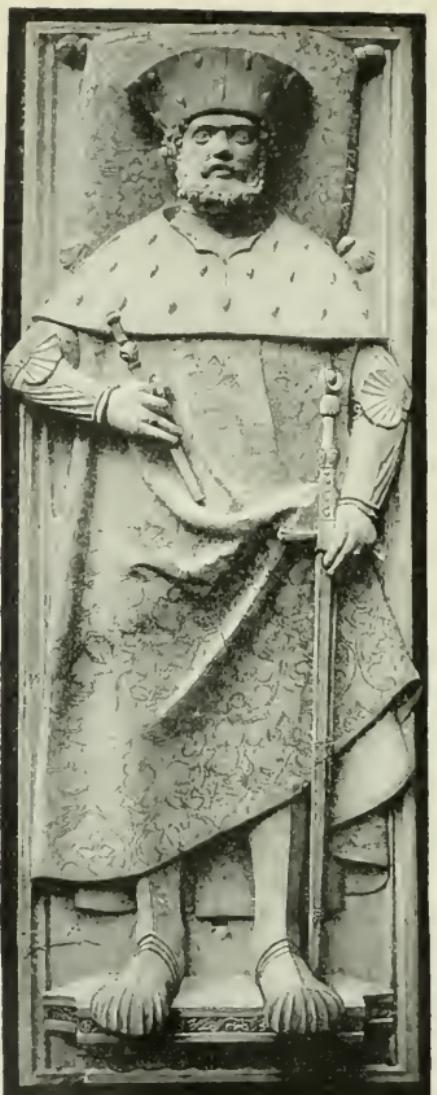
Kurfürst Johann. 1486—1499.

Man kann in der Regierung des Kurfürsten Johann, die das letzte Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts umfaßt, für die Mark in manchem Betracht den Abschluß der einen, wie den Übergang zu einer neuen Zeit sehen. Es schließt der Zeitraum, in dem der Ansturm der slavischen Welt gegen die germanische das vorwiegende Interesse behauptet. Noch einmal schien zwar die Lage Brandenburgs gegen die slavischen Länder dadurch eine schwierige zu werden, daß mit dem Tode des Königs Mathias von Ungarn (1490) der König ¹⁴⁹⁰ Vladislauß von Böhmen dessen Nachfolger auch in Ungarn geworden, und somit die Vereinigung dieser beiden slavischen Königreiche vollzogen war.

Kaiser Maximilian suchte seine Ansprüche mit Waffen-
gewalt gegen Vladislauß durchzusetzen, und es hätte für
Johann nahe gelegen, in diesen Kampf einzutreten, zumal
er selbst durch seine Gemahlin Ansprüche zu erheben hatte,
und König Vladislauß noch immer die längst zugesagte
Vermählung mit seiner Schwester Barbara zu vollziehen
zögerte. Statt dessen begnügte sich der Kurfürst mit dem
Verzicht des Königs Vladislauß auf das Recht des
Wiederkaufs der 1482 abgetretenen Landschaften und der



Randverzierung in Originalgröße von der ersten Seite des »Novum beate Marie virginis psalterium«.
Rühestes bekanntes märkisches Druckwerk aus der Druckerei des Eisterländer Klosters Zinna ca. 1492. Nach dem Exemplar
der Münchener Hof- und Staatsbibliothek.



Johann von gott gesandt
Markgraf zu Brandenburg

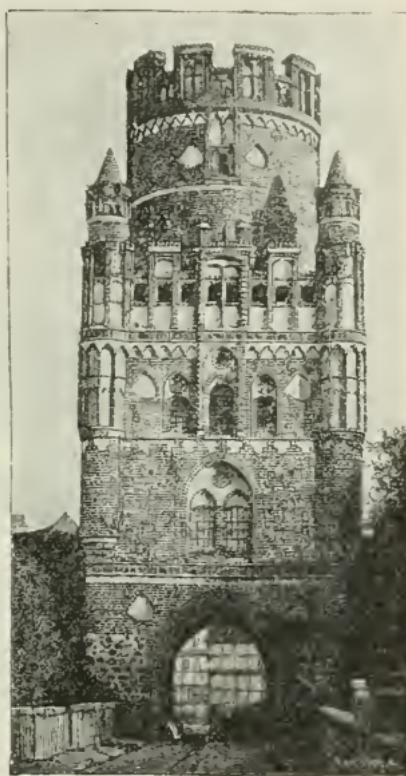
ihm erteilten Zustimmung zum Ankauf von Land und Stadt Bössen. Hierin lag ohne Zweifel ein Aufgeben berechtigter und weitreichender Aussichten, und bedenklicher war es noch, wenn Johann auch gegen die trockigen Pommernherzöge eine weit getriebene Nachgiebigkeit zeigte. „Aus sonderlicher Liebe und Freundschaft“ leistete er hier auf das der Markt so oft zugesprochene Recht der Überlehensherrlichkeit gegen die Zusicherung des der einstigen Anfalls des Landes beim Aussterben der Herzöge Verzicht, gab selbst die von seinem Vater erworbenen Städte und Schlösser zurück. Aber ein Wesentliches war doch mit dieser Nachgiebigkeit insofern gewonnen, als die Zeiten des Kämpfens und Ringens gegen anständige Feinde, die seit dem Aussterben der Askaniern begonnen und unter den ersten hohenzollernschen Kurfürsten durch das Vorbringen der Slaven kaum eine Unterbrechung erleitten hatten, jetzt abgeschlossen waren, und der Blick sich wieder auf die Gestaltung und Ausbildung des eigenen Seins, den inneren Ausbau der Länder richten konnte.

Eben dies war nun auch dadurch der Fall, daß die Marken von Franken wieder getrennt waren. Gewiß läßt es sich nicht verfechten, daß gerade die Beziehungen zu jenen mitteldeutschen Ländern und deren Verhältnis zu Kaiser und Reich die Marken durch das beiden Ländern gemeinsame Fürstenhaus nur um so fester an Deutschland setzten, und wer hätte sagen wollen, daß nicht

Das nebenedehende Bildnis Kurfürst Johann bildet die Tafelplatte seines Grabmals in der dänischen Domkirche zu Berlin. Es wurde entworen und begonnen von Peter Vischer d. J. (1453—1529), vollendet von dessen Sohn und Mitarbeiter Johannes Vischer 1550. Vgl. S. 76. Das Romenschlossmuseum nach einem Original im R. P. G. Staatsarchiv zu Berlin.

ch die Mittel, die Reichtümer, die vorge schrittene Bildung Frankens für die Mark weiterhin fruchtbringend wirken können! Auch lag es vielleicht mit in dieser Trennung, daß das Ansehen der Mark in Deutschland ein geringeres wurde, also daß sie, wie ein brandenburgischer Rat wenig später rieb, „seit achtzig Jahren nicht kleiner verächt gehabt hat im Reich“. Indessen waren die Interessen, die politischen Gegen punkte wie die wirtschaftlichen Beziehungen in beiden Landschaften so verschieden, daß ihr Zusammenwachsen undurchführbar und die volle Entfaltung aller Kräfte jeder der beiden Landschaften nur gehemmt er einen möchte. Insbesondere konnten die Marken nun, unbekümmert um die derwärtigen Streitigkeiten mit den bayrischen Herzogen, die Fehden, Bänkereien und Eifersüchteleien der fränkischen Bischofs und Reichsstädte ihres eigenen Reges gehen, ihres eigenen Lebens froh werden.

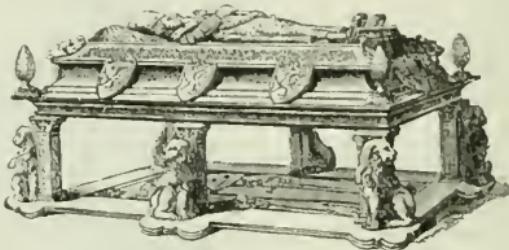
Nach dieser Richtung hin wirkte vor hundert die weitere Befestigung der landesherrlichen Gewalt, die sowohl dem Selbstwillen der Städte wie den Überflügen der Ritter namentlich in der Siegnitz gegenüber trat. Und es gelang von 1488 eine indirekte Steuer, die Biersteuer, die bisher stets von den Ständen zurückgewiesen war, auf sieben Jahre durchzusetzen, die Empörung, die sich darüber den altmärkischen Städten vor hundert in Stendal erhob, niederzu legen und auch diese Städte zur Leistung der Abgabe zu nötigen. Aber nur mit dem Verständnis eines wesentlichen Rechts der landesfürstlichen Gewalt an die Stände, der Umlage und Erhebung der Steuer durch Beamte der Stände, war dieser Erfolg erreicht. Man mußte zufrieden sein, die Mittel zur Tilgung der in den immerwährenden Kriegen erhöhten Landesschulden gewonnen zu haben. Das wieder wachende Fehde- und Raubwesen, die stärker zu Tage tretende Bedrückung des kleinen Mannes vermochte Johann indessen nicht zu beseitigen. Doch gerade die Unterthanen gegen die Unterdrückung ihrer Herren, die hilflosen gegen die Rauhamkeit der Mächtigen zu schützen, soll er seinem Nachfolger als eine seiner



Das Üngslinger Thor zu Stendal.

Bausteinbau von ca. 1440 auf einem Granitunterbau von ca. 1300. „Die grohartige Gesamtkomposition, welche die schwierige Aufgabe, ein quadrantes Thordam mit einem Rundturm unmittelbar zu verbinden, lösen mußte,erner die Tieflichkeit der Hauptverhältnisse, die Reinheit und Eleganz der Profilierungen, endlich die wohlüberlegte und sinnreiche Anwendung des durch das Baumaterial gegebenen Farbenwechsels mit glasierten Steinen, Thonplatten, Pugstücken &c., alle diese Vorzüge erheben das Üngslinger Thor auf eine der höchsten Stufen der mittelalterlichen Profanbaukunst, nicht nur in der Mark, sondern in den baltischen Ländern.“ Adler, Bausteinbauwerke, S. 66.

vorzüglichsten Aufgaben bezeichnet haben. Und gefördert durch das seine Verständnis des Kurfürsten für die emporblühenden humanistischen Studien begann nun auch eine allgemeine Bildung allmählig den Weg in die Marken zu finden, und Johann, von dem sein berühmter Staatsmann, der Bischof Friedrich Sesselmann von Lebus, röhmt, er sei „von gottes gnaden von hoher und großer Vernunft und gutes Rates, wann ich ihn versucht habe und erfunde rat an ihm, der mir sehr wohl gefällt“ — dachte sogar daran, im Lande eine Universität zu errichten. Da ereilte ihn im besten Mannesalter der Tod zu Arnamburg am 4. Januar 1499, und das war nun die wichtigste Frage, ob das durch die drei ersten Kurfürsten so kräftig entwickelte landesherrliche Regiment aufrecht erhalten oder ob die Macht etwa an die Stände übergehen werde.



Grabmal des Kurfürsten Johann

in der bisherigen Domkirche zu Berlin.

Von Peter Vischer d. J. (1453—1529). Vgl. a. S. 74

Kurfürst Joachim I. 1499—1555.



Bierbuchstabe, eine Schulstube darstellend.

Ums Aelius donatus, de octo partibus orationis. Holzsäfdruck des Conrad Dindmunt in Ulm, um 1475.

as sechzehnte Jahr hatte Kurfürst Joachim I. noch nicht vollendet, als er zur Regierung berufen wurde, und doch wußte er mit sicherer Hand gerade das hinauszuführen, was seine Vorfahren begonnen, sein Vater aber zu beendigen nicht vermocht hatte. Auf fast allen Gebieten des inneren politischen Lebens reformierend thätig, erhob er die landesherrliche Gewalt zu einer Blüte, wie sie unter seinen Vorfahren sie nicht gehabt, unter seinen Nachfolgern auf lange hinans nicht wieder haben sollte. Der Staat, die Macht des Landes

ruhte unter ihm lediglich in seiner Hand, und in dieser rein monarchischen Gestaltung des Landes gelang es, dem Frieden und der Ruhe im Innern eine feste Norm zu geben, wodurch wenigstens in der ersten Hälfte seiner Regierung auch das Ansehen, welches die Mark im Reich hatte, wieder erhöht wurde. Nur nach einer Richtung hin versührte den Kurfürsten sein Verständnis für die Notwendigkeit der absoluten landesherrlichen Gewalt zu einem Schritt abseits von dem vorwärts führenden Wege, und die Einsicht, welche er in die Kraft und Bedeutung der fürstlichen Autorität hatte, verschloß ihm die Erkenntnis von der überwältigenden Macht, mit welcher beim Auftreten Martin Luthers aller Herzen von der Notwendigkeit der „Reformation an Haupt und Gliedern“ ergrißen waren. Und dies ist um so mehr zu beklagen, als gerade Joachim wie sein Vater inmitten der neu erwachten humanistischen Studien stand, und gerade die höchsten und wichtigsten Fragen alles Seins zu durchforschen, seinem hochgebildeten Geiste unendlich anziehend war. Natürlich verschmähte er dabei nicht, der Sitte und Anschaunung der Zeit entsprechend, den trügerischen Studien der Astrologie, der Kunst, aus den Sternen die Geschichte des Menschen zu erkennen, zu huldigen.

Mit ruhiger Sicherheit lehnte er zunächst die von seinem Oheim Friedrich im Franken gewünschte Vormundschaft ab und erklärte alsbald seinen Ständen, daß er auch ohne ihre Zustimmung thun werde, was dem Lande zum Heile gereiche. Er, „als der Landesfürst werde von sich selbst darein sehen, der Lande und der Unterthanen gemeinen Nutzen zu befördern“, denn „der Fürst ist da“ — sagte er, — „damit



*Joachim m^z Brandt Enfe
der man spraft s*
 C S

Kurfürst Joachim I. im 45. Lebensjahr.

Das Original von Lucas Cranach in der Kanzleibibliothek zu Bayreuth.
 Das Kupferstichmuster nach einem Original im A. Pr. Geh. Staatsarchiv
 zu Berlin.

er für die Ruhe und die Wohlfahrt aller sorge, denn er ist Gottes Diener, den Guten freundlich und ein Rächer zur Strafe denen zu sein, die Böses thun". Dies Wort, das nicht nur fürstliches Selbstgefühl, sondern volles Verständnis von der Aufgabe des fürstlichen Amtes bezeugt, darf man als die Richtschnur der Politik Joachims ansehen.

Naturgemäß gedachten aber die Stände nicht, einer solchen Politik, die ihre Macht untergraben müßte, ohne weiteres sich zu fügen. Im Gegenteil, daß unter Johann wieder aufgetauchte Raub- und Fehdwesen etlicher Edelleute nahm weiteren Umfang an. Denn unter einem so jugendlichen Fürsten glaubte man ungestraft „auf Raub und Name“ ziehen zu dürfen, um so die wirtschaftlich wie namentlich politisch äußerst bedrängte Lage verbessern zu können. „Bei Blackerei und Beschädigung des Kaufmannes und andren armer Leute“ begab sich wieder überall im Lande ja dem Kurfürsten selbst wagte man es, den Fehdebrief zu senden, und in der Köpenicker Heide geriet Joachim mit den Friedbrechern sogar ins Handgemenge. Aber mit fester Hand und erfolgreich griff der Kurfürst durch, selbst vor Todesurteilen schreckte er nicht zurück. Keines



Ausplündерung eines Dorfes durch Raubritter.

dem „Mittelalterlichen Haussbuch“. Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Unterer Teil des 3. Planetenbildes (Mars). Auf $\frac{1}{3}$ verkleinert.
rend links unten ein Wunderer ermordet wird, plündert man rechts unten den Laden eines Geldwechslers, darüber treibt ein
der das geraubte Vieh von dannen, andere zünden das Dorf an oder plagen die Bewohner, von denen ein Teil sich in den
Turm der Kirche geflüchtet.

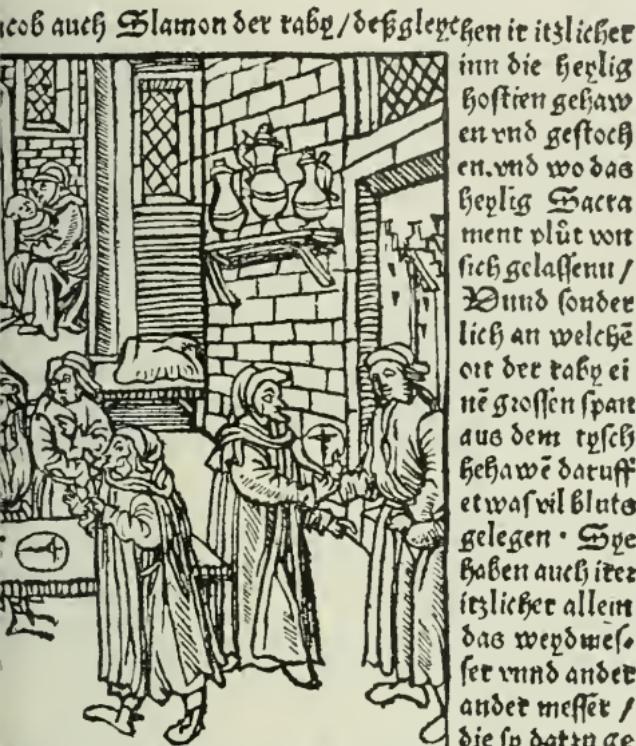
wegs aber war, wie die Zeitgenossen ihm vorwarfen, dies strenge Verfahren in einer Abneigung gegen den Adel begründet. Vielmehr gerade als ein „Liebhaber und Förderer des frommen Adels, wie uns das angeerbt“, will Joachim erfreut werden, und gegen eine Stadt, die sich landesherrlichen Gerichts anmaßt, verfährt er mit der gleichen Strenge, obwohl er in den Bürgern „das Herz des States“ sieht. Nicht Vorliebe oder Abneigung gegen einen einzelnen Stand sondern die ihm als Landesherrn obliegende Pflicht gegen das ganze Land, die Ausbildung der landesherrlichen Gewalt bestimmte sein Verhalten.

Daher reformierte Joachim auch eigenmächtig, „als der Landesfürst, dem das gebührt“, und „aus der Betrachtung des gemeinen“, d. h. allgemeine „Ruhens“ die morsch gewordenen Verfassungen der in ihrer Entwicklung zurückgekommenen Städte und hob damit — ganz im Sinne seiner Auffassung von der Staatsgewalt — sowohl das wirtschaftliche Gedeihen der Städte, wie er deren Eigenwillen und Trotz, sobald er sich hervor wagte, zu beugen wußte. In demselben Sinne erließ er eine allgemeine „Polizei-Ordnung der Städte“, „zu helfen damit unsere Städte und Einwohner an ihrer Nahrung zunehmen, sich bessern Friede, Gericht und Recht bei ihnen erhalten werde“. Ebenso nahm er sich mit besonderem Eifer der Bauern, die unter der „Wütterei gegen die armen Leute“ am meisten litten, energisch an, trat den Versuchen der Gutsherren, die Bauer zu Hörlingen herabzudrücken, sie auszubuten, mit aller Entschiedenheit entgegen denn, „als der gemeine Landesfürst sei er den Armen wie den Reichen Schutz und Schirm zu Recht und Billigkeit in gleichem Maße schuldig“. Ebenso steigerte er die Einnahmen, die 1411 gleich Null gewesen, 1440 aber schon 30 000 Gulden betragen hatten, auf 80 000 Gulden oder 186 000 heutige Thaler.

Naturgemäß suchte ein solches Pflichtbewußtsein vornehmlich in der Verbesserung der Rechtspflege seinen Ausdruck, und Joachim, beeinflußt auch wohl durch ähnliche Bestrebungen im Reich und einzelnen Territorien, suchte diese Verbesserung auf zwei Wegen zu erreichen. Einmal ließ er eine Kammergerichts-Ordnung ausarbeiten, nach welcher das Kammergericht zu Berlin als ein oberste Gericht für alle Unterthanen gelten und zugleich als ein Mittelpunkt für die 1510 fernerre Entwicklung des Rechts selbst dienen sollte (1516). Bezeichnender Weise verlangte der Kurfürst hierbei, daß die Prokuratorien besonders zur unentgeltlichen Wahrnehmung des Rechts „der armen Leute“ eidlich verpflichtet werden sollten. Zweitens aber sollte an Stelle der ganz verschiedenen, im Lande geltenden Rechten statt des Sachsenpiegels und seiner Abweichungen nunmehr das einheitlich römische, das gemeine Recht treten, das, wie es eine feste Staatsgewalt zu Voraussetzung hat, doch auch wieder zur weiteren Ausbildung einer solchen geeignet war. Wenigstens auf einem Gebiet, dem des Erbrechts gelang sogar 1527 schon (1527) eine Kodifikation, die sogenannte Joachimika, die in ihrer Vermischung deutschen und römischen Rechts noch hente in der Mark in Geltung ist.

Hier ist auch der berühmte Prozeß gegen die Juden zu erwähnen, der im Jahre 1510 infolge eines Hostiendiebstahls aus einer havelländischen Kirche entstand und die weitesten Dimensionen annahm. Aber weniger deshalb ist dieser Prozeß zu erwähnen, weil er mit seinen unglaublichen Anklagen, seiner harten Bestrafung der Juden ein unser Gefühl verlebendes Spiegelbild der Zeit gibt sondern weil er das hohe Gerechtigkeitsgefühl des Kurfürsten kennzeichnet. Nicht allein nämlich, daß Joachim der herrschenden Leidenschaft gegenüber die prozessualischen

Cwie Jacob iud von Smol Salomons son die ein partikel hat empfangen vnd sy auff ein groben tisch gelegt vnd iten mitwillen datmit geübet vnd mit messern darin gehawen vnd gestochen.



wie sye das in der gesengknus irer stzlichkeit an der anissen bekant wissen zusuchen vnd zuinden. Als auch ch vnd vil blutstropfen dargif zusamt den messern

Übertragung.

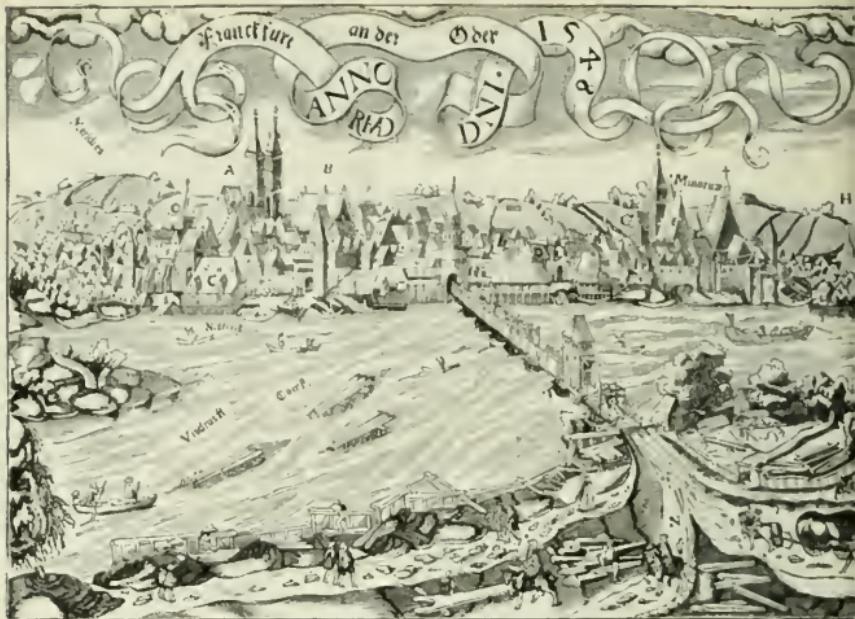
Wie der Jude Jakob von Samuel Salomons Sohn die eine Partikel (sc. der gelöhlten Hostie) empfangen hat und sie auf einen groben Tisch gelegt und sie ihren Mutwillen damit geübt und mit Messern darin gehauen und gestochen.

(Das vorhergehende Blatt berichtet, wie der Jude Jakob nach seinem, ihm aus der Hostie erpreßten Goldanulus in einem Hause zu Brandenburg die Hostie geschändet habe und)

wo Jakob auch Salomon, der Rabbi und noch einige andere in die heilige Hostie gehauen und gestochen haben und wo daß heilige Sacrament Blut von sich gelassen. Und besonders an welcher Stelle der Rabbi einen großen Spahn auf dem Tisch gehauen, darauf viel Blut gewesen. Etliche haben auch allein daß Weidmesse und wieder andere andere Messer, die sie dazu gebraucht wie daß etliche von ihnen im Gefängniß ohne der andern Vorwissen bekannt haben zu suchen und aufzufinden gewuszt. Auch sei der Tisch mit viel Blutstropfen darauf samt den Messern (in der Domkirche zu Brandenburg vorhanden).

Zur Judenverfolgung 1510.

Similewiedergabe einer Seite aus „Ditz ist der wahhaftig Sumarius der gerichts hendel unnd proceß der alten ist worden uss manchfaldig Iudicia, auftag, und bekentniß eines Pawl Fromt gnant der das hochheilige Sacrament sampt einer monstranzien zu, aufz der Kirchen zu Unobloch gestolen. Und auch der begangen heil der Juden die ir theeliche hende an das aller heiligst hochwidigst Sacrament unnd bis unschuldige tristliche ster vorstiglich gelege und im Zehende Jar zu Verleining gerechtigert sein werden.“ Frankfurt a.O., 1511, gedruckt bei Johann Hanau. Einzig belannites vollständiges Exemplar in der K. Bibliothek zu Berlin.



Frankfurt an der Oder.

Aus Sebastian Münsters Cosmographie, Basel 1550. „Von einem gesamten und weisen Koch zu diesem wech den Cosmographen / reuewischen und ganz seuentlichen uersicht / daezu surberlichen gehoffen hat der hohen schulen / des selben Zeit ein hochwidernd heylac / von mir Munkfco deßhalbem eracht und uss das höch erbetten. Da hab der Koch in Deutschland nit viel gefunnen / die uss mein einsatzig scheiblen mie in meinem sūnemen so gewillig gewesen.“

A Parochialis Ecclesia, Psarckirch. B Praetorium, Rathaus. C Das Selhaus. D Der Juristen Kollegium. E Sancit Nicolaus-Kirch. F Minariten, Vorläufer. G Das Groß oder der Artisten Kollegium. H Straß gen Berlin. I Sancit Georgen-Kirch. K Die Straß nach Stettin. L Die Straß nach dem Land zu Bohem. M Ein Kar häuser-Kloster. N Straß gen Preßla. O Sancit Gerituden-Kirch.

Formen, „nach ordinung der recht und gewohnheit der lande“ genau inn zu halten befahl, widersprach vielmehr schon die Genehmigung zur Einleitung des Prozesses und die Vertreibung der Juden aus dem Lande entschieden den eigenen finanziellen Interesse des Kurfürsten, da dieser bisher in dem Schutzgeld das die Juden zahlen mußten, eine reiche Einnahme gehabt hatte.

Für die Entwicklung des Rechts, insbesondere die Einführung des römischen Rechts mußte aber ferner die am 25. April 1506 mit großer Feierlichkeit eröffnete erste Universität in den Marken, Frankfurt, von Bedeutung werden. Es versteht sich indessen, daß durch die von der Universität gepflegten humanistischen Studien überhaupt eine tiefer greifende Bildung in den Marken — in denen nach Joachims Beugnis ein Gelehrter noch so selten wie ein weißer Rabe war — erwartet werden sollte. Denn „von der besseren Erziehung der Jugend muß die wahre Reformation ausgehen, nicht blos die der Kirche, sondern auch die der äußeren gesetzlichen Zucht, die des Staates, des häuslichen und allgemeinen Wohlstandes“. Ganz im Sinne Joachims feierte daher der junge Ulrich

on Hütten in seinem Lobgedicht auf die Mark und Universität Frankfurt, wo er selbst immatrikuliert war, die Liebe zur Wissenschaft als den höchsten Schmuck des Lebens.

Man erkennt, daß, wie alle diese Bestrebungen das landesfürstliche Ansehen über alle anderen Gewalten herausheben, so wiederum die landesfürstliche Gewalt auf die Entwicklung der Marken in allen Beziehungen förderlich und wohlthätig einwirken mußte, auch wenn sich nicht alle Reformen Joachims auf die Dauer haben erhalten können. Mit Bewunderung wird man daher zu den Errschergaben und dem klugen Sinn des Kurfürsten hinauf sehen dürfen, der ob seiner Jugend mit so sicherer Hand die Grundlinien zog, auf denen ein geistliches Fortschreiten möglich war.

Natürlich, daß diese Ordnung im Innern auch das Ansehen im Auslande ob. Joachim mußte sein Augenmerk zuvörderst vornehmlich auf die gewaltigen Fämpfe, in welche damals die skandinavischen Reiche wie die kleinen deutschen Lüstenstaaten verwickelt waren, richten. Aber indem in diesen ein auch für den Kaiser Maximilian wichtiger Wendepunkt (1506) eintrat, und der Kaiser die Stimme des Kurfürsten für die Königswahl seines Sohnes zu gewinnen suchte, kam Joachim doch auch wieder in die nächsten Beziehungen zum Kaiser, die überaus wertvoll waren. Trotz seines Widerstrebens ließ sich nämlich der Kaiser zuletzt zu erneuter Anerkennung der brandenburgischen Lehenshoheit über Sommern, sowie zur Anerkennung der Anwartschaft Brandenburgs auf die Hälfte von Schleswig-Holstein bewegen. Dazu gelangten nun die einzelnen Glieder des Hauses Hohenzollern zu hochbedeutenden Stellungen, die wieder das Ansehen des Kurfürsten heben mußten. Der Bruder des Kurfürsten, Markgraf Albrecht, war Erzbischof von Magdeburg geworden, hatte trotz mancher Hindernisse sogar den Thronstuhl von Mainz bestiegen, war Kardinal und Primas Germaniens geworden. Schon saßte ein Sohn Joachims, Markgraf Georg der Fromme von Ansbach, ob in schlesischen Fürstentümern, und schon war vorzüglich Georgs Bruder, Markgraf Albrecht (1511), zum Hochmeister des deutschen Ordens gewählt worden, 1511 ein Ereignis, das für Brandenburg von bleibender Bedeutung werden sollte. Von diesem ritterlichen Hohenzollern durste man hoffen, daß er Preußen, das „neue Deutschland“ den Polen entreißen werde, und der Kurfürst konnte bald den jungen Sohn um so thatkräftiger unterstützen, als dieser im Namen des Ordens die vielbestrittene Neumark endgültig (1517) der Mark überließ. Überdies hatte Joachim 1517 Lübben erworben, Peitz und Teupitz eingelöst, auf Kroppen sichere Anwartschaft erworben, die Grafschaft Ruppin beim Aussterben des Ruppiner Grafenhauses dem Lande einverleibt und eine engere Freundschaft mit Hessen und Herzog Georg von Sachsen geschlossen.

Nur davon war man allerdings weit entfernt, mit diesen Erfolgen irgendwie en Vorsprung, den das Haus Habsburg gewonnen hatte, einholen zu können. Umgekehrt vielmehr erscheinen diese territorialen Erfolge Brandenburgs gegen die universale Stellung Habsburgs verschwindend gering. Am 12. Januar 1519 war Maximilian gestorben, ohne die von ihm mit so lebhaftem Eifer betriebene Wahl seines Enkels, des Königs Karl von Spanien, zu seinem Nachfolger erreicht zu haben. Höchst unwürdig war dann nach seinem Tode das Feilschen um die deutsche Königskrone, und bald war es, da Friedrich von Sachsen es ablehnte, ihre Bürde auf sich zu nehmen, und die mehrfach empfohlene Wahl Joachims,

zu deren Annahme dieser gern bereit war, auf Widerspruch stieß, nicht mehr zweifelhaft, daß sie nur einem auswärtigen Herrscher, entweder dem Könige von Spanien oder dem von Frankreich, zufallen werde. Die Wahl ergab dann König Karl von Spanien, für den auch Joachim nach den unerquidlichsten Verhandlungen mit den Prätendenten und den Kurfürsten zuletzt seine Stimme abgab. Wie aber durste Joachim erwarten, der alles überragenden, die Welt beherrschenden Macht eines solchen Kaisers gegenüber die Selbständigkeit seines Staates, wie er sie gesiegelt, erhalten zu können!

Wenigstens in einer Beziehung mochte indessen Joachim hoffen, mit dem habsburgischen Kaiser Hand in Hand geben zu können. Er durfte die Überzeugung hegen, in Karl V. einen sicheren Rückhalt zu finden gegen Martin Luther, mit dessen kurz vor Karls Wahl erfolgtem Auftreten jene allgewaltige Bewegung begonnen hatte, die an Tiefe und Innerslichkeit, an Kraft und Bedeutung für den einzelnen Menschen wie die gesamte Menschheit von keiner anderen in der neueren Geschichte erreicht worden ist. Joachim nämlich, obwohl gegen die tiefen Schäden der damaligen christlichen Kirche keineswegs blind, verurteilte doch eine Reformation, die nicht von den geordneten Organen der Kirche, vom Papst, den Bischöfen oder einem Konzil ausging, als strafbare Auflehnung der Unterthanen gegen die Obrigkeit und verkannte so allerdings den Charakter der gesamten Bewegung. Demgemäß aber schloß Joachim sich dem Papste, bald auch dem Kaiser, der doch ihn, wie die anderen deutschen Fürsten, durch das offenkundige Bestreben, sie zu unterdrücken, tief verletzte, auß innigste an.

Das Lob der Markt.

Gedicht von Ulrich von Hutten in Publili Vigilantii Axungiae poetae et oratoris ad illustrissimum principem Joachimum. Frankfurt a./O. 1507, gedruckt von Conrad Baumgardt.

Nach dem einzigen bekannten Exemplar in der Breslauer Universitätsbibliothek in Originalgröße.

Fol. 18 verso.

Odalricus Huttenuis phagigena Jo- hannis Rhagi Aesticampiani discipu- lus Ad Lectorē huius libri.

Marchia tardigrado terra interlecta Bootae
Hargareum superat fertilitate solum.
Luius in Autumno cum pugibus incola botris
Roma sub aestate praemia messis habet.
Vix sentit piceis Borealia frigora tedis:
Tempore foetura Veris abundat apum.
Adde boum cultus hic quorum copia tanta est
Quanta sub Ionio festur arena mari,

Über-
tragun-
g
Ulrich Du-
auf dem
Buchen,*
Schüler
Johann
Taici an
Sommerf-
an den A-
dieser Buch

Markland, unter dem träß sich bewe,
den Bären gelegen,
Läßt an Uppigkeit weit Gargaras T
hinter sich.
Äpfel schenkt den Bewohnern der He
und saftige Birnen,
Während der Sommer ihm reich sve
der Ernten Ertrag.
Raum verhürt es des Boreas Frost
den pechigen Fadeln,
Wimmelt von Blüten, daraus
ibm fliehet im Lenz.
Rechne dazu die Rücht der Ochsen,
hier wohl in Unzahl
Grauen, wie launig sie der Strand b
des joniischen Meers.

^{*)} In diesem lag seine Stammburg Ziedel-

Erläuterungsblatt

zu dem

Ablaßbrief des Erzbischofs Albrecht von Mainz, Markgrafen
von Brandenburg,

zum Besten des Baues der Peterskirche zu Rom.

Ausgestellt für Mechtild, Peter Rodts Witwe, und Adam Rodt zu Göttingen
am 1. Juli 1517.

Als Probe der Ablaßbriefe, welche Tefel in jener Zeit in der Mark Brandenburg, besonders in Güterbog und Berlin verlauft.

Nach dem wohlerhaltenen Exemplar in der Großherzoglich Braunschweig-Lüneburgischen Bibliothek zu Wolfenbüttel, an dem jedoch das Siegel jetzt nicht mehr vorhanden ist; letzteres ist ergänzt nach einer Abbildung dieses Ablaßbriefes in Hermann von der Hardt „Historia Literaria reformationis“, Frankfurt a. M. 1717, IV, 4. und hat die Umschrift S(igillum) fabrice S(ancti) Petri de Vrbe.

Wir Albel von Gottes und des apostolischen Stuhles Gnaden, des heiligen Stubles zu Mainz und der Kirche zu Magdeburg Erzbischof, Primas und des heiligen Reichs in Deutschland Erzangler, Kurfürst und Administrator zu Halberstadt, Markgraf zu Brandenburg, zu Stettin, Pommern, der Rohenen und Wenden Herzog, Burggraf zu Nürnberg und Fürst zu Augsburg auch Vorsteher der Brüder des Minniten Ordens von der Obervanzen des Ronvents zu Mainz (und) die von unserem heiligsten Papst Leo X., für die Provinzen Mainz und Magdeburg, zur Iude und die halberstadiischen Städte und Dörfern, sowie für der weltlichen Herrschaft des durchlauchtigsten und der durchlauchtigsten Justien, den Herren Markgrafen von Brandenburg, mittel oder unmittelbar unterworrene Landesheiten und Leterer zu dem unten beschriebenen verordneten Anteil Kommissionen entbunden alten und jedem einzelnen, die diesen Brief lesen, Heil im Herzen. Wir wun sind, daß unter heiligster Hand durch die göttliche Vorsehung jetzt regierende Papst Leo X. allen und jeglichen gläubigen Christen beiderlei Geschlechts, die zur Werthebung des Balus der Basilika des Apostelfürsten, des heiligen Petrus von Rom, auf Grunde unterm Erlaß bilanzie Hand bei außer dem vollkommenen Ablass und anderen Sonden und Freiheiten, die aläufig Christen sich erwerben können, nach dem Inhalt des darüber ausgerichteten apostolischen Briefes barmherzig im Herren nachgeht und gestattet, daß sie sich als Beichtvater einer eigneten Weltgeistlichen oder auch Regular Priester irgend eines Bettelordens wählen, der nachdem er ihre Beichte gejüngt habe, von dem Erwählenden begangenen Vergehen, Auszüchtungen und Sünden jeglicher Art, wie schwer und groß sie auch seien, in dem ben genannten Stuhl reservierten Fällen und die kirchlichen Gezuren, auch wenn sie auf jemandes Ansuchen von Menschen ertragten, mit Zustimmung der Parteien auf Grund des Interdicts auferlegt sind und deren Versprechen denselben besonders vorbehalten ist – ausgenommen die Banke gegen die Petron des heiligen Petrus, Nord am Richten oder anderen hohen Geistlichen, sowie Gewaltthätigkeit gegen jene oder andere Prelaten, Fälligung eines apostolischen Briefes, Auflagen wegen Raub und anderer in Bezug auf die Ungläubiger erlosten Verbote, sowie die Urteile und Censuren, die für den gegen das apostolische Betragen (unternommenen) Unterschied des dem Papst (zufehlenden) Alans von Tolsi von den Ungläubigen zu den Gläubigen auferlegt sind, einmal im Leben und in der Todesstunde, so oft sie droht, auch wenn der Tod dann nicht eintritt, und in den nicht vorbehaltenen Fällen, so oft sie es erbitten, vollkommen vergeben, und ihnen heilige Buße auferlegen, sowie einmal im Leben und in der erwähnten Todesstunde volle Vergebung und Erlös aller Sünden gewähren und das Sakrament des Abendmahlz mit Ausnahme des Esteract der Sterbestunde zu allen Zeiten des Jahres vertheilen, auch alle durch sie gehabten zeitlichen Gelüdder jeder Art mit der Ernährung der Wallfahrt nach dem heiligen Lande, nach Rom und zum heiligen Jakob von Compostela, des Klosterlebens und der Reueheit in andere fromme Werke mit apostolischer Vollmacht vertheilen könne und dazu im stande sei. Auch hat unter heiligem Geiste nachgegeben, daß die vorgenannten Wohlthäter und ihre in der Gnade verstorbenen Eltern an den Hirschen, Hirschen, Almosen, das Gebeten, Messen, zum Gottsdienst bestimmten Stunden, Disziplinen, Wallfahrt und allen übrigen geistlichen Gütern, die in den ganzen allerhöchsten Streitenden Kirche und bei allen ihren Gläubigen geschehen und gelassen können, in Ewigkeit teilhaft werden. Und weil nicht die Gläubigen, Mechtild Roots Petrus, Peter und Adam Rott, zum Bau und zur notwendigen Wiederherstellung der erwähnten Basilika des Apostelfürsten nach der Abfahrt unseres heiligen Herrn des Paradies und unserer Verordnung sich durch Beitrag aus ihrem Vermögen dantbar erwiesen und losgelöst, auch zum Grichen hierfür gegenwärtigen Brief von uns empfangen haben, so grizehen und vertheilen wir ihnen durch diesen Brief kraft derselben uns vertheilen und vor uns hier gebrauchten apostolischen Vollmacht, daß sie*) die erwähnten Gnaden und Ablass gebrauchen und ihrer sich freuen können und mögen. Gegeben in Göttlichkeit unter dem Siegel von uns bestimmten Siegel am ersten Tag des Monats Juli im Jahr des Herren 1517.

Ablutionsformel für jede Lebenszeit:

Es erbarme sich Deiner u. s. w. Unter Herr Jesu Christus spreche dich los durch das Verdienst seines Leidens. In und in der mir hinunter übertragenen und Dir zuteil geworbenen apostolischen Vollmacht spreche ich Dich los von allen Deinen Sünden im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Formel der Absolution und vollkommenen Vergebung einmal im Leben und in der Todesstunde.

Es erbarme sich Deiner u. s. w. Unser Herr Jesus Christus spreche Dich los durch das Verdienst seines Leidens. Nun spreche Ich in seiner und in der mir übertragenen und Dir zuteil geworbenen apostolischen Vollmacht seci erstens von jeder Sünde der größeren oder kleineren Exklomination, wenn Du ihr verlastest dir, sofern von allen Deinen Sünden, gewähre Dir vollkommene Vergebung von allen Deinen Sünden und erlaße Dir auch die Strafen des Folgvers, somit sich die Schlüssel der heiligen Mutter Kirche erfreuen. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

*) Das Formular des Ablabschriften ist auf eine Person berechnet, und der Singularis possit et valeat hier nicht fortgelöst.

Albertus dei et Apostolice sedis gratia, sancte Moguntiensis sedis, ac Magdeburgensis ecclesie Archiepiscopus Primas, et sacerdoti Romani imperii in germania Archicancellarius. Princeps: elector ac administrator Halberstadii Marchio Brandenburgensis, Stettiniensis, Pomeranie, Cassuborum, Selanorumque dux, Burggrauius Nurenbergi, Rugieque princeps. Et Guardianus fratrum ordinis minorum de obseruancia conuentus Moguntini. Per s. an etiis dominum nostrum Leonem papam decimum, per prouinciam Moguntiensis ac Magdeburgensem ac illarum et Hassiennarum ciuitates et dioeceses, necon terras et loca illustrissimi et illustrissimum Principem dominorum Marchio Brandenburgium, temporali domino mediate vel immediate subiecta nunclii et commissarii: ad infra scripti specie deputati. Uniuersitatis et singulis presentes literas inspecturis Salutem in domino. Notum facimus quod s. an etiissimum dominoster Leo divina prouidencia Papa decimus modernus omnibus et singulis vtriusque sexus christifidelibus, ad refectionem fabrie Basilice principis apostolorum sancti Petri de vrbe, iuxta ordinacionem nostram manus porrigit adiutrices: ultra plenissimas indulgentias ac alias gratias et facultates quas christifideles ipsi obtinere possunt. Literarum Apostolicarum desuper confectarum continentiam misceritditer etiam in domino indulxit atque concessit idoneum possit eligere confessorem presbyterum seculariem, vel cuiusvis etiam mendicantium ordinis regulare eorum confessione diligenter audit, pro commissis per eligentem delictis et excessibus: ne p. ee calis quibuslibet, quamcunque grauius et enormius, etiam in diece sedi reseratae casibus, ac eensus ecclesiasticis, etiam ab hominibus aliquius instantiatis, de consensa partum etiam ratione interdicti incurrit, et quorun absoluio eidem sedi specialiter reservata. Prerogativa machinationis in personam s. anetissimi immo pontificis occisionis episcoporum aut aliorum superiorum prelatorum, et in iunctione manuum violentiarum in illos aut alios prelatos. Falsificationis literarum ac illarum. Delationis armorum et aliorum prohibitorum, ad partes infidelium: ac s. e. intentiarum et censuriarum occasum aluminum tufle apostolice do partibus infidelium ad fideles contra prohibitionem apostolicam delatorum, incurrit semel in vita et in mortis articulo quotiens illi inimicit. Nec mors tunc non subsequatur. Et in non reserata et totius quotiens id petierint pleiarum absoluere et eis p. enite n. tano salutarem iningere. Necon semel in vita et in mortis articulo, plenariam omnium p. e. ceatorum indulgentiam et remissionem impendere, et eucharisticae sacramentorum excepto die pascatis et mortis articulo quibusvis anni et in peribus ministrare. Necon per eos emissa pro temporibus quecumque (vitra marina, visitatione, liminum apostolorum et s. au eti. iacobi in compostella; religionis et castitatis) dimitur, exceptis in alia pietatis opera committare auctoritate apostolica possit et valeat. Indulxit quoque idem tissimum dominus noster, prelatos benefactores coramque parentes defunctos qui cum charitate decesserunt in praesertim suffragiis, elemosinis, ieiuniis, orationibus, missis, horis canoniciis, disciplinis, peregrinationibus, et ceteris spiritualibus bonis que sunt et fieri poterunt in tota universalis sacrosancta ecclesia militante et in omnibus membris dem in perpetuum particeps fieri. Et quia devoti Meckel Relicta Roots Peters Et Adam Rott ad ipsam fabriano et sariam instauracionem supradicte basilice principis apostolorum iuxta s. an etiissimum dominum nostri Pape intentione nostram ordinationem de bonis suis contribuendo se gratus exhibuerunt et libaruerunt in eius rei signum praeter litteras a nobis acceptarunt Ideo eadem auctoritate apostolica nobis commissa et qua fungimur in hac parte ipsius dietis gratis et indulgentias vti et eisdem gaudente possit et valeat per presentes concedimus et largimur. Dat Göttingen sub sigillo per nos ad hec ordinato. Die prima Mensis Iuli Anno domini MCCCCXVII.

Forma absolutionis totiens quotiens in vita

Miseretur tui etc. Dominus noster iesus christus, per meritum sue passionis te absoluat, auctoritate cuius et Apóstoli patris et filii et spiritus sancti. Amen.

Forma absolutionis et plenissime remissionis: semel in vita et in mortis articulo

Dominus noster iesus christus per meritum sue passionis te absoluat et ego auctoritate ipsius apostolica mihi in hac parte commissa et tibi concessa ego te absoluo. Primo ab omni sententiis inimicorum maioris vel minoris si quam incurrit. Deinde ab omnibus peccatis tuis: contumacia, iniquitate, inobedientia, invenitatem, inimicitatem, inimicorum tuorum redditionem remittendo tibi etiam penas purgatorias.

Ulrich von Huttens Lob der Mark. (Schluß.)

Fol. 19 recto.

nt et equi celeres, natiqz ad pondus aselli.
Quaerit ad innumeras gramine pastor oues,
tamen haec taceas. laetam vagus Odera terram
Diluit, et varias piscibus auger opes
is non tam Danais, nec abundat flauus Orontes.
Hec Iohrigius Xanthus, Romuleusqz Libris,
cibus Eridanum vincit, celeremqz Lassum.
Quicqz suis agitat fulua metalla radis,
altus ab Odricola defertur Larpio gente,
Et crassus Idolipus, coeruleusqz lupus,
nt quoqz mutatae peregrino sidere merces,
Quas opulentus Arabs India siue dedit,
egias vrbes, atqz altas possidet arces,
Templaqz coelicolas quae decuisse putes?
Joachim princeps sceptri successor auiti.
Tales sua nenon in regione foret:
mnasio solidas erexit ad astra columnas
Quia Francobordiacae cernitur Orbis opus,
genus artes dedit buc Sopiticasqz cateruas.
Hic sua qui doceant carmina Pboebus babet
ene: diuinitus adduntur Pallados Artes.
Haec bona sunt terrae diuinciora suae.
rra ferat frugum foecundes concipit Artes.
Juncta est Panchaeis Lecropis ora locis,
etera quo melius noscas hunc volue llbellum
Lector: ut et tellus nota sit illa tibi.
ec te Marchiticas ducant monumenta per oras!
Sic tibi qui latuit cognitus Orbis erit,
uenies illic quae te legisse iuuabit.
Dum non qua relegas les eris illa prius
tamen hoc quaedam fuerint errata libello
Parce, moxa ceteri condidit autor opus!

Rüstige Pferd' auch besitzt es und
lastengebärtete Esel.
Zahloss zur Weide treibt Herden
von Schafen der Hirt:
Aber stile von dem: den Reichtum
mehrend durch Hülde,
Strömet die Oder hier breit durch
das fröhliche Land:
Fische, deren der Don sich nicht und
der goldne Orontes,
Phrygiens Xanthus und Rom's
Tiber so üppig erfreut.
Selbst den Eridanus lädt er zurück
und den schnellen Gathrus,
Und der in seinem Bett wälzt das
goldne Metall.
Karpfen führt man die Menge da-
der vom Überbewohner,
Auch den dicken Polyp sowie den
bläulichen Wolf.
Waren werden durch Tausch von
fremden Zonen gewonnen,
Welche Arabien uns, welche uns
Indien beut.
Herrliche Städte designt es und hoch
erhabene Burgen,
Tempel auch, welche gebaut du von
den himmlischen glaubst.
Fürst Joachim, des ähnlichen Scy-
ters Erbe, — damit auch
Dieser Ruhm nicht dem Land fehle,
woraüber er herrscht, —
führt ein Gymnasium auf mit hoch-
ansteckenden Säulen,
Da, wo Frankfurt emportragt, die
gewaltige Stadt.
Edlere Künste zog er hierher und
Scharen der Weisen,
Männer auch, welche Apoll's Lieder
zu lehren, gelschick.
Heil euch! den Schäzen gesellen sich
bei die Geschenke der Palas,
Diese Güter, sie sind reicher als die
seines Land's.
Ja daß Fruchtbare gibt den blühen-
den Künsten des Dasein,
Mit der Bonität Gebiet einer Ge-
copia sich. —
Willst du das Übrige besser noch ken-
nen, durchblätte das Büchlein,
Leser, damit dir das Land inniger
werde vertraut.
Durch die Küsten der Mark hin-
führen dich die Monuments;
Jeder Bezirk wird sodann, der dir
verborgen, bekannt.
Finden wirst du, was daß dich er-
freut, gelesen zu haben,
Triebst du nicht, eh' du es neu
liest, damit deinen Spott.
Stöhst im Buche du sie und da auf
Irriges: übe
Nachricht; in hastiger Eil dracht es
Autor zu Tag.

Aber bemerk't zu werden verdient es doch, daß Joachim niemals wie andere
Fürsten zu einer Verfolgung gegen die Evangelischen als solche sich hat hinreissen
lassen, und Luther selbst ist es, der mit einem Seitenblick auf solche Fürsten
einte, für Joachim könne man trotz seiner Feindschaft gegen das Evangelium
och beten.

Der unverschämte Handel, welchen auch nach katholischer Auffassung „geizige
Kommisarien Wösch und Pfaffen“ mit dem zum Bau der Peterskirch. in Rom



Der Ablachhandel.

Nach einer Zeichnung von Hans Holbein d. J. (1497—1543) in Holz geschnitten von Hans Lübelburger († 1529).
Nach dem Exemplar im Museum zu Basel. Fragment.

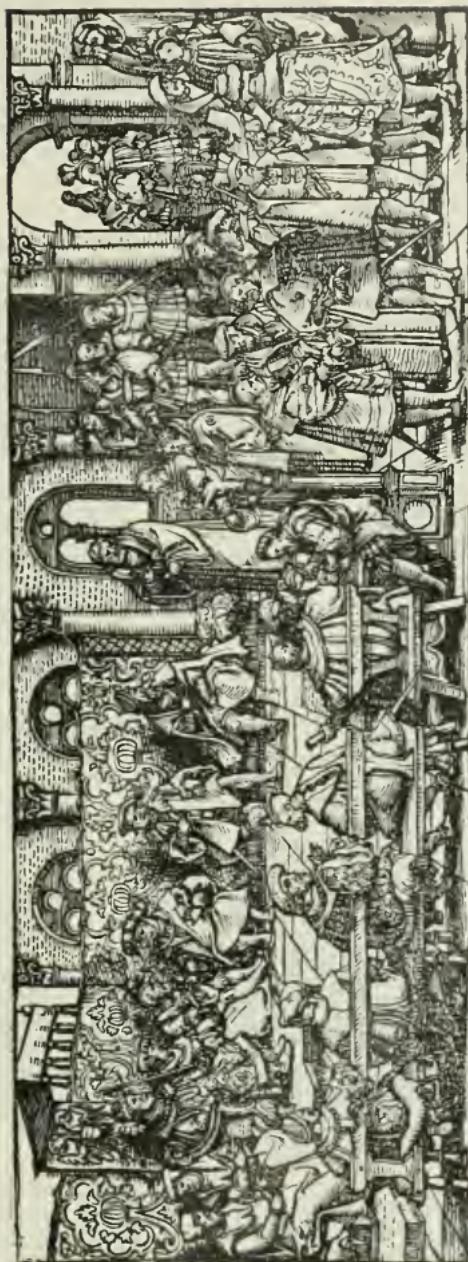
ausgeschriebenen Ablach betrieben, bot bekanntlich Luther die Veranlassung, am 31. Oktober 1517 seine 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg anzuschlagen. Joachim aber gewährte dem Dominikaner in seinen Landen Schutz, und die Professoren seiner Universität Frankfurt traten ebenfalls für Tezel und gegen Luther auf, während die Unterthanen schon jetzt vielfach für Luther Partei eingingen. Auf dem berühmten Reichstage zu Worms 1521 war Joachim einer der entschiedensten Gegner Luthers, und die Kurie that alles, um einen Fürsten festzuhalten, der zu seinem Auftreten doch nicht durch gelegentliche Gunstbeweise der Kurie, sondern durch die Macht der ihm nun einmal inne wohnenden, religiösen und politischen Überzeugung bestimmt war. Auch persönliche Unterredungen zwischen Luther und Joachim verstärkten eher den Gegensatz, als daß sie ihn milderten. Joachim ließ Bann und Acht, die über Luther ausgesprochen, in der Mark verkündigen, verbot die Verbreitung der lutherischen Bibelübersetzung, wenn sie zu „merklicher Uneinigkeit christlich Glaubens und zu mancherley Aufruhr führen müsse“, wie Joachim, seine Stellung scharf bezeichnend, sich ausdrückte.

Freilich brach damals in vielen Teilen Deutschlands ein lange drohender Sturm los. Neben den Schwärmegeistern, den Wiedertäufern, auch den um die Herrschaft kämpfenden Bürgern im Norden Deutschlands erhoben sich nämlich die Bauern, Luthers Lehre von der Freiheit des Christenmenschen völlig mischdeutend in gewaltigster Empörung gegen ihre Herren; aber an den Felsen des Joachimischen Staates schlugen diese Wogen vergeblich an. In der Mark wußte der Bauer, daß der Landesherr für ihn sorgte und so stand er von blutiger Empörung ab.

Dagegen mußte Joachim es erleben, daß sein Vetter, Markgraf Georg, in Franken die Reformation einführte, daß dessen Bruder Albrecht, der Hochmeister des deutschen Ordens, seinen geistlichen Ritterstand (1525) an gab, seine geistliche Herrschaft in ein weltliches, von der Krone Polen zu Lehen gehendes Herzogtum verwandelte. Das konnte er freilich nicht ahnen, daß Albrecht damit das Ordensland für Deutschland gerettet, für Brandenburg einen der bedeutsamsten Schritte gethan. Bei-

ije mußte Joachim selbst von
nem Bruder, dem Kardinal
brecht, den Übertritt zu Luthers
Lehre, die Verweltlichung des kur-
fürstinischen Erzbistums fürchten,
d, was weit tiefer ihn noch
fleßte, auch seine Kinder, na-
mlich aber seine Gemahlin,
isabeth, neigten sich der Lehre
Luthers zu. Die entschiedenen
Anhänger, die er gegen sie er-
ff, führten endlich dazu, daß
Kurfürstin aus Berlin flüchtete
und in Sachsen ein Asyl suchte
und fand, in dem sie dem Zorne
ihres Gemahls entrückt war. Zu-
nächst war der Kaiser damals gar
nicht in der Lage, gegen die
Protestanten volle Gewalt zu
brauchen, da seine Kämpfe mit
Frankreich, mit dem Papst und
den Türken ihn nötigten, die
Ker bei gutem Willen zu er-
statten, und mehrere Reichstags-
schlüsse, besonders zu Speier
1526 und 1529, daher ihnen
nichtig lauteten.

Auch ein Bündnis, das
Joachim mit katholischen Fürsten
zu Dessau zur Aufrechterhaltung
der alten Lehre und Ordnung
loß, hatte zunächst nur die
Wirkung, ein gleiches Bündnis
der lutherischen Fürsten in Torgau
vorzurufen. Aber der Gegensatz
zwischen den beiden Religions-
parteien war so mächtig ge-
worden, daß der allgemeine Kampf
Deutschland nicht mehr zu ver-
hindern schien. Ein Einschlag des
Kaisers Niclas Minkwitz in das
Bistum Lebus, dessen Bischof mit
Vorwegen gegen die lutherisch Ge-
neigten eingeschritten war, ließ
nur zuß genug ahnen. Und fort-
während mehrten sich im eigenen
Lande die Anzeichen von dem



Luther vor dem Kaiser und den Kurfürsten auf dem Reichstag zu Worms 1521.

Original von Hans Baldung Grien (1500–1560).

Fortschreiten des Luthertums. Da entschloß sich Joachim unter schweren Opfern zu zwei weiteren Bündnissen mit nordischen Fürsten. Er gab die bisher von ihm vertretene Sache seines Schwagers, König Christians II. von Dänemark auf, er gab ebenso die, wie wir gesehen, mit so viel Energie von seinen Vorfahren behauptete Lehenshoheit über Pommern auf und durfte glauben, in dem dadurch erkauften Bündnisse dem Katholizismus eine neue Stütze gewonnen zu haben. Mit dem äußersten und lebendigsten, vom Papste in überschwänglichen Dankesworten anerkannten Eifer trat Joachim den Protestantenten auf dem Reichstage zu 1530 Augsburg (1530) entgegen, beförderte sogar die ganz formlos vollzogene und dem kurfürstlichen Amte wie dem Rechte der deutschen Fürsten höchst gefährliche Wahl des Erzherzogs Ferdinand zum römischen König, und war, als dem neuen, in Schmalkalden geschlossenen Bunde der protestantischen Fürsten gegenüber die 1533 katholischen Fürsten sich ebenfalls aufs neue in dem hallischen Bündnis (1533) verbanden, eines der thätigsten Mitglieder dieses Bundes. Auch im eigenen Lande, so in Stendal, in Sommerfeld trat Joachim der Ausbreitung des Protestantismus, insosfern er sich gegen die rechtliche Ordnung verging, entgegen, aber das sind nur vereinzelte Fälle gegen die sonst allgemein herrschende Ruhe. Und diese ungefährte Entwicklung hoffte Joachim, während ringsumher die Reformation siegte, auch über seinen Tod (er erfolgte am 11. Juli 1535) hinaus den Mark zu erhalten: er verpflichtete seine Söhne, der katholischen Lehre treu zu bleiben, teilte sogar, den Gesetzen seines Hauses und doch auch seiner eigenen Grundanschauung zuwider, sein Land unter seine beiden Söhne. So mochte er glauben, seinen zweiten Sohn Johann in der Gewährung eines, nur durch dieses Testament begründeten, Anspruches auch zum Festhalten am Katholizismus zu bewegen. Er mochte weiter hoffen, daß Johanns Verhalten dann auch für den dureinstigen Kurfürsten maßgebend sein werde. Er mochte endlich gegenüber den in Deutschland allenfalls steigenden Macht der Landstände hoffen, gerade durch diese Teilung die absolute Herrschaft des Landesherrn, die er zur vollen Blüte gebracht, aufrecht zu erhalten. Es war eine Lebensfrage für die Marken, wie für den Protestantismus, ob sich solche Hoffnungen erfüllen würden.



Thaler Joachims I. vom Jahre 1521.

Um Größe des Originals (Silber) im R. Münzabinett zu Berlin. Der älteste brandenburgische Thaler. Umschrift. Avers: IOACHIM · MARII · BRAN · PRIM · ELECTOR · Der unbartige Kurfürst nach rechts mit Kurfürst und Hermelinmantel, in der Rechten das Kursepter. Revers: MONETA NOVA ARGENTAE PRINC: ELECT: BRAND:ENSIS. Lierseldiges Wappen, in dessen Herzschild das Kursepter. Über dem Schild die Jahreszahl 1521.

II.

Der ständische Territorialstaat.

Kurfürst Joachim II. 1555—1571.



Aus »Missale secundum rubricam ecclesie Brandenburgensis.« Druck von Melchior Lotter. Leipzig 1516.

ietätvoll hielt Kurfürst Joachim II. den letzten Willen seines Vaters aufrecht und überließ nach Begeitung geringfügiger Schwierigkeiten neidlos seinem Bruder Johann die Regierung der Neumark. Von

ungleich größerer Bedeutung als diese zum Glück vorübergehende Teilung sollten aber für den Staat drei andere Ereignisse während der Regierung Joachims werden: das Emporkommen der Stände, die Einführung der Reformation und die Mitherrschaft mit Preußen.

Zunächst beschäftigte alle Gemüter die Frage, welche Stellung die Brüder zur



Einfassung von Lucas Cranach.

itelumrahmung zu „Ein Sermon von der wirdigen empfahung des heyligen Christi / geann am gründornstag zu Wittembergk / yn legenwertigkten des Durchleuchtigsten Hochgebarnn Fürsten vnd Marckgrauff zu Brandenburgk zc. dem Jungern. D. M. Luther.“ D. D. 1521. (Der Name des Marckgrafen ist nicht genannt, doch kann nur an den damaligen Kurprinzen, späteren Kurfürsten Joachim II. gedacht werden.)

lutherischen Lehre einzuhemen würden. Markgraf Johann, schneller und entschiedener als sein Bruder, ließ gleich anfangs keinen Zweifel über seine Stellung. Er versagte sich den hallischen Genossen, trat vielmehr dem schmalkaldischen Bunde 1537 der evangelischen Fürsten bei und führte schon 1537 die Lehre Luthers in sein Land ein. Der Kurfürst, vorsichtiger als Johann, auch durch mancherlei Rücksichten auf die katholischen Verwandten seiner Gemahlin, Hedwig von Polen begrenzt, und vor allem bestellt von dem Wunsche, die Einheit der Kirche zu erhalten und ohne Bruch mit den Altgläubigen, namentlich dem Kaiser die kirchliche Reformation zu vollziehen, suchte eine mittlere Richtung einzuschlagen, in der beide Parteien sich wieder die Hand reichen könnten.

Daher vollzog Joachim zwar schließlich den Beiritt zum hallischen Bunde, lehnte aber die Teilnahme an der neuen, zu Nürnberg geschlossenen Liga der Katholischen ab. Im Sommer 1538 wußte er dagegen den König Ferdinand und durch diesen auch den Kaiser Karl, welcher die Hilfe der evangelischen Fürsten nicht entbehren konnte, zu einer Einigung mit den Evangelischen geneigt zu stimmen. Joachims Verhandlungen ist der sogenannte Frankfurter Anstand von 1539 1539 vorzüglich zu danken, der die Entscheidung über die kirchliche Frage von einem doch nur parteiischen Konzil auf den deutschen Reichstag und in selbständige, von Rom nicht beeinflußte Erörterungen zwischen Theologen und Laien verlegte. Überhaupt bahnte diese Verständigung ein so günstiges Verhältnis zwischen beiden Parteien an, daß der Weg zum friedlichen Ausgleich gesunden zu sein schien. Jetzt durfte Joachim darauf rechnen, ohne mit dem Kaiser zu zerfallen, der Reformation in der Mark Geltung zu verschaffen. Denn hier freilich „dürstete das Volk wunderbar nach der santeren Lehre“. Unter dem Adel aus dem Lande, wie bei den Bürgern in den Städten hatte sie weite Verbreitung gefunden, vielfach schon waren evangelische Geistliche im Lande thätig und selbst der Bischof von Brandenburg, der treifliche Mathias von Jagow, den Luther zu dem Wunsche, daß Gott mehr solche Bischöfe geben wolle, veranlaßte lebte und handelte ganz nach dem Geiste des Evangeliums. Noch im Sommer 1539 berief Joachim eine Kommission zur Ausarbeitung einer Kirchenordnung und am 1. November 1539 vollzog er seinen Übertritt zum Protestantismus empfing zu Spandau aus den Händen des genannten Bischofs das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Adel wie Städte folgten dem Beispiel ihres Fürsten 1540 im Verlaufe weniger Wochen. Schon im März 1540 erschien die neue Kirchenordnung, die trotz mancherlei katholischen Kirchen-Zeremoniells doch die evangelische Lehre so lauter enthielt, daß Luther selbst seine ob der papistischen Formen bedenklichen Freunde zur Zustimmung ermahnte. Die neue Ordnung stand daher auch bei den Ständen, abgesehen von den opponierenden Bischöfen von Havelberg und Lebus, allgemeine Zustimmung und in den nächsten Jahren folgte durch eine landesherrliche Kommission eine allgemeine Visitation der märkischen Kirchen, die Ernennung eines Generalsuperintendenten der Mark und die 1543 Einführung eines Konsistoriums (1543). Dieser Übertritt zur Reformation wurde aber für den Staat von der allergrößten Wichtigkeit. Denn im evangelischen Glauben sollte er eine seiner stärksten und festesten Wurzeln finden, und der Protestantismus wurde so sehr ein Teil vom Wesen des preußischen Staates, daß er ohne ihn gar nicht hätte entstehen können.

Zumtien der gewaltigen Dinge, welche die Welt damals bewegten, erregte



IOACHIMVS ILDEI. GRA: MARCH: BRAND: SA: ROMAN:
IMP: ARCHICAM: PRIN: ELECTOR: PRVS: STET: POM:
CAS: WAND TALORVM. &

1570

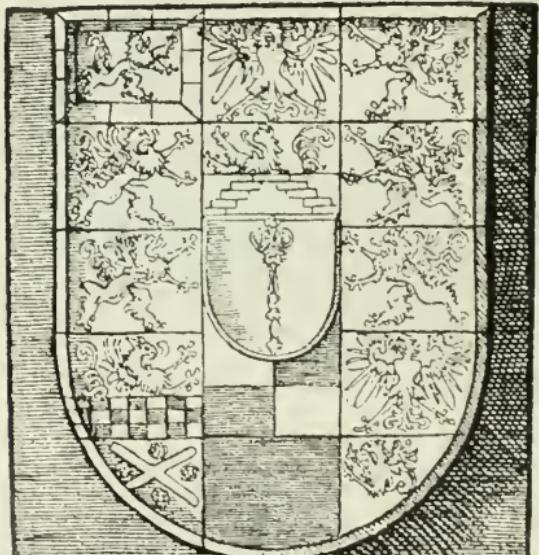
Joachim Fünföster Habs

Joachim II. im Alter von 65 Jahren.

Kupferstich von Franz Friedrich, Goldschmied und Kupferstecher zu Frankfurt a. O., zwischen 1550 - 1583 thätig.
Das Namenssakramite nach einem Original im R. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

das tollkühne Unterjagen eines Berliner Bürgers, Hans Kohlhaſe mit Namen, allgemeines Aufsehen. In seinem vermeintlichen Recht gekränkt, meinte er nämlich zur Selbsthilfe greifen zu sollen und ließ seine Knechte jengend und brennend umherstreifen. Mehrere Jahre trieb er sein Unwesen, zu dem er sich voll berechtigt fühlte, bis es gelang ihn zu ergreifen. 1540 erlitt er den Tod durch Henkershand.

Kirchen Ordnung im Churfürstenthum der Marcken zu Brandenburg / wie man sich beide mit der Leer vnd Cere- monien halten sol,



Hedruckt zu Berlin im jar
M. D. XL.

Titelblatt der Kirchenordnung der Mark Brandenburg.
Berlin, Johanna L. 1540. Erster Berliner Druck.

Unterdessen waren die Religionsgespräche zu Hagenau begonnen, zu Worms und Regensburg fortgesetzt, und Kaiser Karl brachte es durch seine scheinbare Nachgiebigkeit dahin, daß außer Joachim auch andere evangelische Fürsten, so Hessen und Kurpfalz auf seine Seiten traten. Joachim aber schloß sich insbesondere dem Kaiser auf das innigste an, verzichtete nach erfolgter kaiserlicher Anerkennung seiner Kirchenordnung auf jeden Widerstand gegen die spanische Politik des Kaisers, that auch als kaiserlicher Feldhauptmann einen Zug gegen die Türken, von dem er doch selbst gleich ansänglich urteilte, daß er besser nie angefangen sei. Unermüdlich verhandelte und vermittelte er zwischen dem Kaiser und den evangelischen Fürsten, um den drohenden Ausbruch eines Krieges.

Erläuterungsblatt

zu dem

eigenhändigen Brief Kurfürst Joachims II.

an seinen Bruder,

den Markgrafen Johann von Küstrin,

d. d. Cölln a. d. Spree, 17. Juni 1543.

Wiedergabe in Größe des Originals im R. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Übertragung des nebenstehenden Briefes.

Hochgeborener Fürst, freundlicher, lieber Bruder! Ich habe Euer Liebden Schreiben empfangen und befind' (= ersehe) daran, daß Euer Liebden aus allerlei Bedenken (= manigfachen Gründen) gern sich mit mir freundlich und brüderlich unterreden wollten. Es haben auch E. L. gebeten, Dieselben auf nächstn Mittwoch gen Müncheberg oder Briefen Writzen zu bescheiden. Nun bin ich in alle Wege = durchaus geneigt, E. L. freundlich zu willfahren und brüderlichen Willen zu erzeigen, so = ebenso kann ich auch bei mir nicht anders bedenken, denn daß unsre Zusammenkunft zu vielen Dingen nützlich und gut sei; ich hoffe auch, da = sobald wir bei einander seyn werden, daß wir uns unserer Gebrochen halb wohl brüderlich und freundlich vergleichen wollen = werden). Dieweil aber die beiden Orte, von E. L. vorgeschlagen zu unserer Zusammenkunft und freundlichen Unterredung und Ergötzlichkeit fast (= sehr) ungelegen sind — denn Müncheberg ist ein ganz unlustiger und ungelegener Platz; so = auch bin ich nie mein Leben lang in Briefen gewesen und kenne die Verhältnisse dafelbst nicht — (so ist (= ergeht) an E. L. meine brüderliche und freundliche Bitte, Euer Liebden wolle sich nicht beschweren (= wolle es sich nicht verdriezen lassen) samt Derselben Gemahlin (sich) zu mir hierher zu verfügen als an den Ort, da = wo wir zu unserer Unterredung und fröhlichen Ergötzlichkeit besseren Raum und Bequemlichkeit haben mögen (= können). Denn dafelbst können sich E. L. samt Derselben Gemahlin mit meiner freundlich lieben Gemahlin, auch mit meinen Söhnen und Töchtern, welche Euer Liebden zum Teil noch nie gesehen haben, auch unterreden und Kundschaft (= Bekanntschaft) machen, welche dann zu vielen Dingen nützlich und gut sein kann. Derhalben (= deshalb) bitte ich nochmals, Euer Liebden wolle solches nicht abschlagen sondern wolle Ihre Reise dermaßen anstellen = einrichten, daß E. L. samt Ihrer Gemahlin am nächstn Johannistage 24. Juni zu Müncheberg einkommen (einziehen) und folgenden Montag um 8 oder 9 Uhr Vormittag bei mir zu Tafeldorf^{*)} erscheinen. Allda will ich E. L. (er-)warten samt meiner freundlich lieben Gemahlin und E. L. ein Jagen bestellen (= eine Jagd veranstalten) und darnach das Morgenmahl (= Frühstück) halten und sofort mit E. L. nach Berlin ziehen und uns alsdann weiter mit einander freundlich bereden und ergözen und bin es zu dem um Euer Liebden freundlich und brüderlich zu verdienen geneigt.

Gegeben: Cölln an der Spree, Sonntag nach St. Veit 1545. (17. Juni).

Joachim Markgraf zu Brandenburg
Kurfürst.
Mit eigener Hand geschrieben.

P.S. Und bitte des (= bezüglich dessen) von Euer Liebden freundliche und unabsläßige endende Antwort. Ich will auch am Johannistage einen bei E. L. zu Müncheberg haben (= Demand zu E. L. gen M. senden), welcher E. L. auf den Morgen (= am nächsten Morgen) zu mir bringen soll.

^{*)} Dorf im Kreise Nieder-Barnim Regierungsbezirk Potsdam.

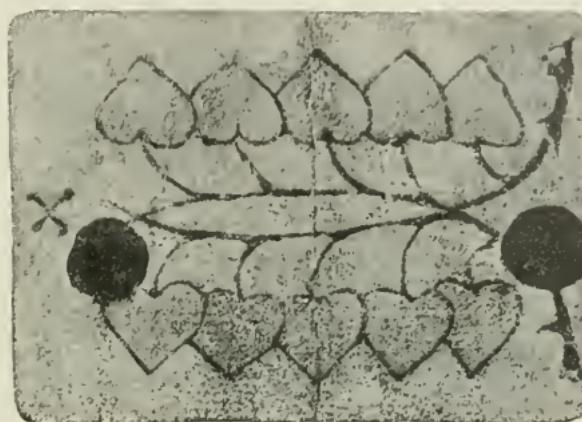
Dor gebornen first fermitlierer libber brue
Dich hab ic ^{et} herviben empfangen und brufft mich
dort aus das ^{et} auf alten hir bedreht gern
sich nicht min fermitliß und brenckliß von
deuren wolen est gaben auf ^{et} gebracht die
selb ^{et} negt nicht wolen gen monsbrück
ob Brüderzubestrid / Nun bin ich in aller sege
gerneigt ^{et} fermitliß zu wiffen und brenck
diesen Wyken zuehage so kalt ich nich bei
wir nicht anders bedreht dan das lumen zusammen
kunft in Wyken ding nachtig und gut sei ist best
auf da wir bai eynander seien wold das vor
uns vun geboren salb woll brenckliß von
fermitliß doeghisen wollen dienwohl aber das
weyl oet von ^{et} vorzustayn zu uns zu Janne Künff
und fermitliß verderding und ezechliß fast
angelegn dan monsbrück ist ein ganzt unthijer
und ungelogenre platz so vijnme wegen myn won
lang mit gesessen und doselfst die geleghheit nicht
weisscht an ^{et} myn beispiel und fermitliß bißt
^{et} wolle sich nicht bestworen sampt doselfern
germafft zu mir zuehre zu wiffen als an das oet
da wir zu uns verderdinge und fermitliß ergetz
hert bestworn kann und begierigkeit gaben myn
dan doselfst künff siest ^{et} ~~v~~ ^{Sampt} ~~me~~ doselfern
germafft / mit myn fermitliß haben germafft / auch
mit myn sonnen von dorsten welsch ^{et} fermitliß
noch mir geschen gaben auf verderding und ^{et} mit haft
machen welegn dan zu Wyken dingem kau nichtig und
gut seijn / Der gaben bißt ich nochmals ^{et} wolle solche

nicht abslaten sünd wolle ic ließe den massen
antelijcs das let Samp iern gemacht am tag
Jesu Christus negt zu monsbergk eyne minne vnd
folgenden sonntags vnd acht od nemm for
der mijntag bey min zu tassdorff erschien
also vryheit let wantz gombe vnd vrenck
lybke gemacht vnd let eyn jagen bestullen
vnd daernach das moeg mal fahrt vnd so voort
mijt let nach dem Berlichijker, da vnd vns
als dan vryheit mijt eynander feindlichs
word vnd exppas, vnd bin zu dem vnd
let feindlichs vnd Benedictus zu vreden gemaigt
dann Colm an der Spree sonntags naef vch 1581

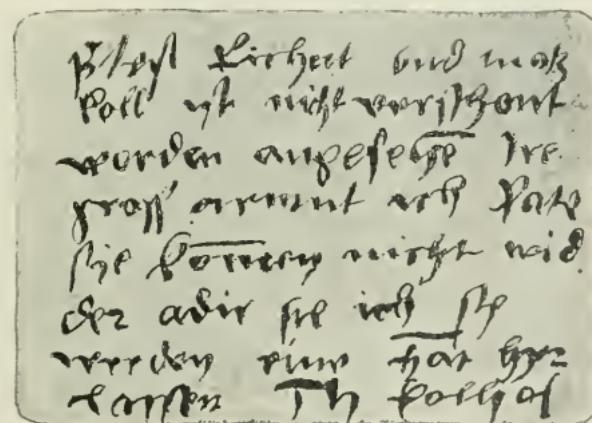
Joachim v Brankmet
mann Maria ist 1581
G.H.D.

Vnd bist des von let feindliche vnd von absleyer erled
antwoort ich woyl anst tag Jesu Christus eyne
hey let zu monsbergk Gaben von let off die
moey soll zu myn bring

verhindern. Aber alle seine Bemühungen blieben erfolglos, und seiner Unmöglichkeit an den Kaiser und politischen Gebundenheit entsprach es, daß Joachim in irgendwie entscheidenden Einfluß auf die großen Krisen, die in den folgenden Jahren über Deutschland hereinbrachen, nicht gehabt hat. Der schmalkaldische Sieg endete mit einer Niederlage des Protestantismus und führte den ständigen Sieg der katholischen Fremdherrschaft über Deutschland herbei. Die Gefangennahme des Landgrafen von Hessen, den sich Joachim verweigert, war eine schwere Erkrankung des Kurfürsten durch den Kaiser, der Religionsfriede, dessen Zustandekommen Joachim mit Eifer gefeitet hatte, ließ in das Augsburger Interim aus, keineswegs den protestantischen Forderungen genügte. Aber Karl V. stand im Zenith seiner Macht, und der hohe spanische Ratgeber riet die Deutschen, „die man wie Büßel an der Hand herumführen werde“, keine Grenzen mehr, „des Klagens und Schmähens“ über Joachim zu setzen. Das war kein Ende, ja in eigenen Landen wurden katholische Schriften gegen Joachim durch kaiserlichen Befehl erschlichene Interimssach verbreitet. Schon stieß auch König Ferdinand der Mark sich durch dieses Anziehen der böhmischen Lehensrechte lästig machen, aber während Landgraf Hans im höchsten Zorn über das katholische und viehische



Vorderseite.



Rückseite.

Mitteilung Hans Kohlhäses vom März 1535 an den Bürgermeister von Wittenberg.

Auf der Rückseite eine Spiellekarte einer grünen (Pique) Zehn, in S.-Ernest. Gesamtarchiv zu Weimar. Die beiden schwarzen Stellen auf der Vorderseite führen von dem Wachs her, mit dem die Karte in den Inquisitionsakten angesteckt war.

Übertragung.

Bles (Blest?) Richert und Matzkoll ist nicht verschont worden, an gesehen ire gross armut ich Rate sie kommen nicht wider adir sie ich spiesz? werden eine hant hyr lassen T H Kohlhas

"Zoch der Tyrannie" des Kaisers dem Herzog Moritz von Sachsen sich anschloß hielt sich Joachim in der nun unter der Führung dieses Herzogs losbrechenden Empörung deutscher Fürsten gegen den Kaiser doch neutral.

Beim Abschluß des Passauer Vertrages war Brandenburg daher nur in geringem Maße beteiligt. Schließlich stimmte Joachim dem auf dem Reichstag 1555 von Augsburg abgeschlossenen Religionsfrieden zu, der den gefährlichen Grundsatz, daß die Religion des Fürsten auch die seiner Untertanen sein müsse zur Anerkennung brachte. Im Reich hatte Brandenburg jetzt nur eine untergeordnete Stellung, und so wenig kümmerte sich der Kaiser um brandenburgische Ansprüche, daß Joachim am Ende seines Lebens sagt, wie schmerzlich es ihm sein müsse, in seinem Alter zu erfahren, daß „alle seine unterthänigen und mit seiner und seiner treuen Leute und Lande Anstalten so langher geleisteten großen Dienste gar nichts geachtet, er selbst verachtet werde“.

Man würde aber doch fehlgehen, wenn man dieses Herabstufen des märkischen Ansehens allein der Vermittlungstheorie des Kurfürsten in der Religionsfrage zuschreiben wollte. Es war vielmehr wesentlich in der Umgestaltung begründet, welche die innere Verfassung des Landes infolge der tiefen Zerrüttung der Finanzen erlitt. Denn durch diese kam es dahin, daß an Stelle des monarchischen, absoluten Regiments ein ständisches trat, und aus dem landesherrlichen nunmehr ein ständischer Territorialstaat wurde. Und dies ist nicht ohne Schuld des Kurfürsten, aber doch auch infolge der Lage, in welcher die Fürsten Deutschlands sich damals überhaupt befanden, geschehen.

Allerdings liebte Joachim das Leben in vollen Zügen zu genießen, und von Festlichkeiten, Banketten und fröhlichen Gelagen wird vieles berichtet. Auch war Joachim freigebig und schnell geneigt, oft weit gehenden Forderungen und Ansprüchen, die unwürdige Günstlinge und Vertraute an ihn stellten, zu genügen. Und endlich förderte er mit vollem Verständnis ihres Wertes Künste und Wissenschaften durch reichliche Belohnungen wie Gelegenheiten zu Leistungen, namentlich großartigen Bauten, wie er denn das Schloß zu Berlin durch Kaspar Theiss völlig umbauen, andere Schlösser im Lande neu errichten ließ, vorzüglich auch den Bau der Festung Spandau begann. Die Geldsummen, die diese Neigungen kosteten, waren freilich für ein Land, dessen Einkommen von strengster Wirtschaftlichkeit abhängig war, erheblich genug, und die Stände, die, da alle Verschwendungen so wenig wie die rucherischen Rechenkünste des Juden Lippold durchgreifende Hilfe brachten, um Bewilligung der erforderlichen Mittel anfangen werden mußten, haben sich nicht geschämt, dem Kurfürsten in bittersten Worten über seine Verschwendung und Freigebigkeit die schärfsten Vorwürfe zu machen. Aber mit der Teilung des Landes waren auch die Einnahmen erheblich geschrumpft, und wenn wir bedenken, daß für die Versorgung brandenburgischen Prinzen mit Bissumern und für die Sicherstellung des gereinstigen Erwerbs von Preußen, worauf wir gleich zurückkommen, erhebliche Aufwendungen gemacht werden mußten, daß von den durch die Reformation freigewordenen Kirchengut ein erheblicher Teil in die Hände des Adels, der Städte, der Stiftungen kam und daß der kurfürstlichen Kammer Heimgesallene alsbald gegen baare Borschüsse fortgegeben werden mußte, wenn wir ferner hören, daß es damals im Reich überhaupt keinen Fürsten gab, der nicht arm, nicht verschuldet war und Rucherzinsen

len mußte, so wird man die Ursachen der fortwährenden Finanznot unter Joachim doch auch in allgemeinen Verhältnissen der Zeit suchen müssen.

Wie dem auch sei, Joachim hatte während seiner ganzen Regierung mit den ersten Schulden zu kämpfen und war immer wieder und wieder in der Lage, von seinen Ständen neue Bewilligungen sich erbitten zu müssen. Die Stände aber gebrachten die Bewilligungen nur gegen Zusicherung der gewichtigsten Rechte. Schon 1540 übernahmen sie die Deckung der Schulden nur gegen das Zugeständnis Landesherrn, „keine wichtige Sache, daran der Lande Gedeh und Verderben gegen, ohne unser gemeinen Landstände Vorwissen und Rat zu schließen oder zunehmen, auch in kein Verbündet, dazu unsere Landsassen oder verthanten sollten oder müßten raucht werden, ohne Rat und willigung gemeiner Landräte zu eben“. 1543 erlangte der ständische Ausschuß ein Recht zur Kontrolle der gesamten Schuldenverstellung, 1550 übernahmen die Stände zwar als Selbstschuldner die amte Landesschuld, aber nur gen das Recht, nicht nur die neuern durch ständische, vom Landesherrn unabhängige Beamte höchst einzuziehen, sondern deren träge auch selbst zu verwalten. Damit war dem Landesherrn in That jegliche freie Verfügung in auswärtigen wie in der Finanzstift unmöglich gemacht, die Stände waren zur vollen Mitzurkunft gelangt, oder vielmehr, es war jetzt nicht mehr der Landesherr, sondern der große Ausschuß Stände tatsächlich die oberste Macht im Lande. Und doch hatten die Stände natürgemäß weder die Macht noch die Aufgabe, aus ihren

ständischen wie lokalen Gesichtspunkten stets verschiedenen Motiven das staatliche oder monarchische Interesse zu vertreten, wie sie denn auch keineswegs selbst Stenken könnten, sondern sie auf die untern Klassen in den Städten wie auf dem Lande zuwälzen wußten. Es waren die Zustände, es war diejenige Versäumung des Landes geschaffen worden, in deren Beseitigung der Große Kurfürst und König Friedrich Wilhelm I. die Begründung ihres Staates erkennen sollten. Für jetzt gelang es ungeachtet aller Nachgiebigkeit gegen die Stände nicht, die höher und höher anschwellende Schuldenlast zu tilgen, die gänzlich zerrütteten Finanzverhältnisse zu ordnen. Und die einzige Rettung, die Einführung indirekter Steuern, auf die namentlich der Kanzler Lampert Distelmeier mit Energie

Natus 22 Febr.
Anno 1522
Obiit 15 Octobr.
Anno 1588

47



DOCT: LAMPERTUS DISTELMEIER D:
MARCHIAE CANCELLARIUS ET SCÆ-
VOLA, VIR SI PAUCIS AMPLISSIMA DICI
POSSUNT. SUMMIUS, ET OMNIBUS DO-
TIBUS PRÆSTANTISSIMUS

Lampert Distelmeier.

Aufgerichtet eines unbekannten Meisters in *Icones et elegia virorum aliquot præstantium qui militum studiis suis consiliisque Marchiam olim nostram iuverunt ac illustrarunt ex collectione Martini Friderici Seidel Consil. Brandenburgic. L. C. und Jahr Berlin um 1670.*

himwies, scheiterte wiederholt an dem Widerspruch der Städte, die überhaupt sich an eine, das Allgemeine umfassende Anschauung noch weniger als der Adel gewöhnen konnten. Gerade aber den Städten hatte die steigende Kultur, die größere Gemeinschaft im Staate, sowie die Fürsorge Joachims wie Johannis — so z. B. für das von Stettin hart bedrängte Frankfurt — manigfache Förderung gewährt, und auch eine Reform des Hammergerichts, das nun erst von den übrigen Behörden 1537 getrennt wurde, die Einsetzung von Gerichten in Städten, war vornehmlich diesen von Nutzen.

Aber trotz dieser unglückseligen Verschiebung der inneren Machtverhältnisse, trotz der Gering schätzung, mit der Brandenburg vom Kaiser behandelt wurde, und trotz aller verwinkelten Wirrenisse der Zeit wurden doch dynastische Ver-



Joachim II.

Nach einem Medaillenmodell von Kelheimer Stein im K. Münzkabinett zu Berlin. Originalgröße

bindungen angeknüpft, die wieder für die Entwicklung des Staates in der Zukunft von einschneidender Bedeutung werden sollten und die dafür aufgewendeten Geldmittel daher reichlich gelohnt haben. In der Erneuerung der Erbverbrüderung mit Hessen und Sachsen hatte man zunächst einen Weg gefunden, der den Staat aus der Isolierung, in die man geraten, herausführen konnte. Es war ferner geg�ückt, in dem ganz evangelischen Erzbistum Magdeburg, wie dem Bistum Halberstadt mehrfach die Wahl kurbrandenburgischer Prinzen durchzusetzen und so nicht nur den Prinzen günstige Versorgungen zu verschaffen, sondern zugleich gewissernassen den Heimfall dieser Länder an Brandenburg vorzubereiten. Schon früher (1537) hatte Joachim mit dem ihm verwandten, für die Erhaltung

r evangelischen Lehre in Schlesien äußerst thätigen und fürjörglichen Herzog
Friedrich II. von Liegnitz-Brieg dahin eine Erbverbrüderung geschlossen, daß dem
Hause Brandenburg bei dem Aussterben der Liegnitzer Herzogsfamilie deren ge-
meine Länder zufallen sollten, und beide Fürsten hatten dem unrechtmäßigen Ein-
trich Königs Ferdinand gegenüber auf Grund des dem Herzoge von seinem
Lehensherrn König Wladislaus von Böhmen 1511 gegebenen freien Dispositionsz-
ecktes über alle seine Länder an dieser Erbverbrüderung festgehalten. Endlich
er ergab eine höchst eigentümliche Kombination der allgemeinen europäischen
Politik um die Vorherrschaft im Norden und auf der Ostsee einen Punkt, an dem
Polen auf die Geneigtheit Brandenburgs angewiesen war. Polen mußte nämlich
sorgen, daß das Herzogtum Preußen durch den Kaiser wieder zu einem geist-
lichen Ordensstaat umgewandelt werden würde, und da der alt und schwach ge-
ordnete, durch seine Stände aufs ärgste bedrängte Herzog eine Verteidigung nicht
z. Werk setzen konnte, so war die polnische Lehenshöheit über Preußen, wie der
stimmende Einfluß Polens an der Küste aufs Äußerste bedroht. Dies war
er nur umso mehr der Fall, als Polen durch außerweitige Verhältnisse innerlich
und äußerlich so geschwächt war, daß zumal bei den dänisch-russischen Beziehungen
und den österreichischen Plänen der völlige Zusammenbruch des polnischen Reiches
befürchteten war. Da mochten selbst die Senatoren der Meinung ihres Königs
werden, daß der gute Wille Brandenburgs Bedeutung habe. Nach unendlichen
Verhandlungen, die schon bei Joachims Vermählung mit der polnischen Prinzessin
Elisabeth begonnen, im Jahre 1556 neu aufgenommen, 1563 wenigstens zu einem
vorausliegenden Resultat geführt hatten, erreichte der Kanzler Distelmeier 1569 bei 1569
im Thronwechsel in Preußen endlich die Mitbelehnung Kurbrandenburgs mit
Preußen. Und wenn Joachim dieses, durch seinen — als »lumen et oculus Marchiae«
von den Zeitgenossen gepriesenen — Kanzler erreichte, Ereignis in festlicher Weise
Berlin feierte, so sollte eine späte Zukunft die volle Berechtigung dieser
Erfolge erweisen, wenn auch die Gegenwart gerade aus solchen Veranstal-
tungen Aula zu Unzufriedenheiten nahm, für die bei dem bald darauf, am
Januar 1571, erfolgten Tode des Kurfürsten nach den verschiedensten Richtungen 1571
von seinem Nachfolger Abhilfe erwartet wurde.

Kurfürst Johann Georg. 1571—1598.



Aus »La mer des Histories« Paris, Ant. Verard 1488.

auf die Notwendigkeit einer indirekten Steuer und bei eingehender Berücksichtigung der städtischen Finanzen es dahin, daß die Stände die Schulden aufs neue übernahmen, und so wenigstens eine regelmäßige Verzinsung und Abzahlung erfolgen konnte. Aber trotz der musterhaften Ordnung, die Johann Georgs Hofhalt aufwies, konnte auch seine Regierung nicht ohne Schulden vorwärts kommen. Auch bei seinem Tode betrug die Landesschuld wieder 600,000 Thaler: ein deutlicher Beweis dafür, daß auch für Joachims Schulden die unzulänglichen Einnahmen mindestens dieselbe Ursache waren, wie die übertriebenen Ausgaben. Denn nur je und jedes gab es jetzt noch Hofsesse und fröhliche Gelage, wie etwa bei der Ankunft fremder

ampert Dötselmeyer war in der That der einzige von den Räten Joachims, den sein Sohn beibehielt, die übrigen wurden entlassen oder gefänglich eingezogen. Der Jude Lippold wurde sogar hingerichtet, seine Stammesgenossen sämtlich des Landes verwiesen. Überhaupt begann Johann Georg, der bis in sein 46. Jahrhundert fern vom Hofe auf den Schlössern der Priegnitz und Altmark eine durch Sparfamkeit ausgezeichnete Lebensweise geführt hatte, wie man es vorausgesehen, in mancher Hinsicht ein anderes Regiment.

Zunächst fiel ihm zehn Tage nach seiner Thronbesteigung mit dem Tode seines Onkels Johann die von diesem inzwischen höchst wirtschaftlich regierte Neumark wieder zu. Die wichtigste Sorge mußte es aber sein, Ordnung in die Finanzen des Hauptlandes zu bringen. Auf den Landtagen zu Berlin und Küstrin brachte Dötselmeyer unter energischem Hinweis-



Hans Georg von Brandenburg
Mann op via HLL
CHH

Johann Georg im Alter von 56 Jahren.

Holzschnitt von Peter Hille zu Frankfurt a. O. († um 1574) nach Franz Friedrich (s. S. 99).
Aus „Die Augsburger Confession“ aus dem rechten Original welches Kaiser Karolo dux V. auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 übergeben . . . Aus Verordnung des Durchlauchtigsten . . . Herrn Johanne Georgen Margraven zu Brandenburg . . . vor der Kirchen in seiner Oberherrschaft G. London . . . zusammgedruckt.“
Bei Johann Eichorn, Frankfurt a. O. 1572.

Fürsten (so 1595 des Königs von Dänemark) oder bei Kindtaufen, die Johann Georg namentlich nach seiner dritten Vermählung fast jährlich auszurichten hatte.

Doch natürlich hatte Johann Georg, dessen Gesichtskreis überhaupt nicht soweit wie der seines, zwar leichtlebigen doch weitblickenden Vaters ging, den Ständen wieder die umfassendsten Rechte zubilligen müssen. Der Landesherr verzichtete auf das Recht, in den „Gerichten“ der Stände Hölle zu erheben, er gewährte den Ständen die Befugnis, alle in den letzten 50 Jahren ergangene Polizei-, Justiz- und anderen Ordnungen zu verändern, und anerkannte die wegehenden gutschöpferischen Befugnisse über die Bauern. Es kam dahin, daß der landesherrlichen Gewalt in den Städten die Magistrate, auf dem Lande die Gutsbesitzer eine Schranke entgegensetzen, die ihr den freien Verkehr mit der Masse der Unterthanen ungemein erschwerte, allgemach unmöglich machte. Schon jetzt fruchteten die Verordnungen, die Johann Georg zur Besserung und Hebung der Lage der gemeinen Leute ergehen ließ, nur wenig, und alle Bemühungen, die namentlich Lampert, wie demnächst Christian Distelmeyer auf die dringend erforderliche Kodifizierung des in der Mark gültigen Rechts verwendeten, scheiterten an dem Widerstande der Stände, die immer mehr neben dem landesherrlichen ein besonderes Regiment führten.

In einem Punkt aber traf der Wille des Kurfürsten mit dem der Stände unbedingt zusammen, in dem des Bekennnisses. Der milden und vermittelnden Richtung Melanchthons gegenüber wurde mir vieler Schärfe „der rechten reinen lutherischen Lehre“ alleinige Geltung im Lande gestattet, eine neue Kirchenordnung erlassen, die strengsten Visitationen vorgenommen. Nur zu bald kam es dahin, daß die, doch aus demselben Geiste des lauteren Evangeliums geborenen beiden protestantischen Richtungen einander schärfer gegenüberstanden, als dem Katholizismus, und die Furcht der Lutheraner, daß „ein Werk allein von den Calvinisten getrieben werde“, hat nicht selten dem Katholizismus genügt. Immer mehr beeinträchtigte dieser Gegenzug die Segnungen der Reformation, von immer größerer Bedeutung wurde er für die Entwicklung des Staates. Zunächst zeigte die Reformation ihre Wirkungen unbeeinträchtigt auf dem Gebiete der Schulen Johann Georg, wie seine Vorfahren vielseitig gebildet, aber um das Studium auf der Universität zu Frankfurt ihnen voraus, leistete der brandenburgische Hochschule, deren Rektor er als Kurprinz gewesen, durch Aufbesserung der Gehälter, Stiftung von Stipendien, durch Berufung guter Lehrer, vornehmlich aber auch durch Hebung der auf sie vorbereitenden Schulen, der Gymnasien, aller Vorschub. Das Graue Kloster in Berlin, durch ausgezeichnete Lehrkräfte sein mehr als drei Jahrhunderten und bis auf den heutigen Tag eine Zierde des Staates und Bildnerin seiner Staatsmänner, Beamten und Geistlichen verehrt.

¹⁵⁷⁴ noch hente in Johann Georg, dem Kanzler Lampert Distelmeyer und dem Rat Steinbrecher seine Stifter mit gebührender Dankbarkeit. Im Grauen Kloster hatte auch der Leibarzt des Kurfürsten und der Kurfürstin Leonhard Thurneysser seine Wohnung aufgeschlagen und trieb hier nicht nur seine alchymistischen Studien, sondern brachte von hier aus teils durch seine medizinischen Kenntnisse teils und hauptsächlich durch die Auslage einer Buchdruckerei, durch die Pflege der Formschneidekunst den Marken den schätzbarsten Gewinn. Dem namentlich seit dem Tode Kaiser Maximilians II. überall mit siegenden, von den Jesuiten getragenen Fahnen vordrängenden Katholizismus war in der Förderung des Schul-

vesens und der Bildung doch ein Damm entgegengebaut, der seine Haltbarkeit oft genug erprobt hat.

Denn freilich politisch oder gar, wozu Johann Georg des östern aufgefordert



Leonh. Thurneisser zum Thurn.

Holzschnitt von Peter Hille (s. S. 107), wohl nach Zeichnung von Franz Friedrich (s. S. 99), aus „Historia sive descriptio plantarum etc. etc. a Leonhardo Thurneissero.“ Berlin 1578. M. Henckel exc.

wurde, kriegerisch der katholischen Reaktion entgegenzutreten, vermochte der Kurfürst nicht. Er erkannte die Gefahr, — „der Papst“, so sagte er wohl einmal „beginnt uns immer näher zu grasen“. — Aber der Kampf hätte weder seiner Sinnesart, noch seiner von den Ständen abhängigen Lage und der mit ihr verknüpften

Schwierigkeit einer ansreichenden Rüstung, noch auch der politischen Lage vorausprochen.

Johann Georg glaubte mit einer passiven Haltung sich begnügen zu müssen und in der Ungewissheit, ob eine Einigung zwischen den evangelischen Fürsten zu Stande kommen werde, hält er es „am besten, daß man zur Zeit sich in diese Sachen nicht menge, sondern das Spiel von außen ansehe und den Willen Gottes des Allmächtigen als wahren Beschülers seiner Kirchen, das Amen dazusprechen lasse“. Die um ihres Glaubens willen flüchtigen Niederländer nahm er zwar in seinen Landen auf, aber ein Bündnis mit den evangelischen Glaubensgenossen in Frankreich, den Niederlanden und England einzugehen, hat Johann



Alchymistisches Laboratorium im 16. Jahrhundert.

Holzschnitt nach einer Zeichnung von Hans Schäufelein (um 1480–1540) aus Petrarca, „Van der Arnhem vander Glüd“. Augsburg 1532, gedruckt von Henrich Steyner.

Georg stets abgelehnt, und er trat dem Hause Österreich auch dann nicht entgegen, als es sehr weltliche Interessen seines eigenen Hauses verleitete. Wiederholte Verweigerung man namenlich seinem Kurfürsten, der Administrator d. h. evangelischer Bischof von Magdeburg war, die Session auf dem Reichstag, den ihm gebührenden Vorsitz im Fürstenrat. Die kaiserliche Genehmigung für die ernest geöffnete Erbverbrüderung mit Sachsen und Hessen wurde verzögert, schließlich nicht erteilt, und der in Straßburg von den evangelischen Domherren vorgenommenen Wahl des zweiten Sohnes des Kurfürsten zum Bischof wurden immer neue Hindernisse in den Weg gelegt.

Unter solchen Verhältnissen mochte es Johann Georg für einen Gewinn ansehen, daß er mit den Herrschäften Storkow und Beeskow, die der Kaiser an

Erläuterungsblatt

zu der

Ankunft des Königs von Dänemark zum Besuch des
Kurfürsten Johann Georg

in

Berlin am 6. Oktober 1595.

(S. a. das Erläuterungsblatt zu der eingehalteten Bildertafel
„Aufzüge und Ringrennen“.)

Anno 1595. im Octob. als der Durchleuchtigst zc. Fürst vnd Herr Herr Christianus geborner König in Denmark zc. den Thürfürsten zu Brandenburg zu besuchen aufm wege gewesen: haben sich jhre Thurz. Gna. mit allem seinem Adel denn er auch eines guten theils hierzu vom Lande sonderlich erfordern vnd beschreiben lassen bey zeit gerüstet jr Kön. Wirdt entgegen zu ziehen: da denn zu fördert viel grosser Herren vom Adel vorher geritten Num. 1. darauff fuenfzehn Trommeter gefolget so noch in schwarzen Trawkleidern bekleidet waren wie sie auch gleicher gestalt schwarze Fahnen an ihren Trommeten führreten so war auch die Heertrummel mit schwarz vmbbenget Num. 2. Solches darumb weil vnlangst zuvor jrer Thurz. Gnaden Frau Schweiter Witwe von Braunschweig vnd Lüneburg | todes verscheden. Num. 3. Denen sind nun jhre Thurz. G. allgemach bernach gefolget zwischen den beiden Hochgeborenen Fürsten vnd Herren | Herrn Administratoren des Stifts Magdeburg zc. so auß der rechten | Num. 4. vnd den Sigismundo Herzogen in Preussen welcher auß der linken seiten geritten | Num. 5. auß welche J. Thurz. G. zween ander Söhne Num. 6. vnd 7. in deren mitte Christianus Fürst zu Anhalt | Num. 8. ferner der Junge Graffe von Zollern | vnd der Herr Graff von Spandau^{***}) Num. 9. vnd 10. diese sind von einem grossen Adel so all in schwarzem Sammet gekleidet | vnd mit schönen guldene Reitern geziert beleitet worden: also daß sich dieser anzug sämtlich über fünfhunderd Pferde erstrecket hat. Num. 11. vnd 12. Man hat auch zuvor in den beydten Städten Berlin vnd Cölln zween tage ehe man sich ihrer Kön. Wirden ankunft gewißlich zu versehen gehabt die ganze Bürgerschafft gemustert wie dieselbig am Einzug zum besten mit ihren Wehren gerüstet auß beydten seiten der Gassen in seiner Ordnung zierlich sind dargestellt worden. Als man nu jhre K. Wirden auß der Spanischen^{***} Heiden mit 300. Pferden seien ankommen ist jhr Th. G. derselben neher gerückt | vnd neben deno Höffräthen nach Fürstlichem brauch mit grosser Reuerenz daselbisten entpfangen vnd angenommen | Num. 13. da als denn die Heertrummel geschlagen | vnd von allen Trommetern zugleich deren Kön. Wird. auch zwölff mitgebracht so alle silberne Trometen gehabt wie auch seine Heertrummel silbern gewesen gewaltig aufgeblasen worden | Num. 14. jr Kön. Wit. sind auch vier schöner Pferd mit Fürstlichem zeug gepuhet jedes von einem Trabanten so in gelb vnd roth Damast gekleidet geleitet vnd nachgeführt worden Num. 15. Als man in die Stadt hinein vnd zum Schloß kommen haben die Bürger loß gebrandt unter daß sein jhre K. W. vollends ins Schloß geführet welches auß statlichste mit kostlichen guldene vnd Silbern stücken geziert war | da jhre Thurz. G. die Kön. Wit. zum willkommen noch einmahl herrlich angenommen wie auch jhre Kön. W. von jhr. Thurz. G. Gemahl vnd andern Fürstlichen Fräulein | auch ganzem Frauenvimmer zierlich vnd mit grosser Fürstlicher Reuerenz sind entpfangen worden.

Auß folgenden Montag ist ein Rüngelrennen außgerissen worden vnd als bald die steckban zu solchem zugerüstet worden vnd sind die Fürstliche Personen sampt andern Herren vnd vom Adel vmb 12. vhr bemeltes tags außgezogen. Erstlich haben jhre Th. G. der Herr Administrator gerennet vnd sich trefflich wol gehalten vnd ein schön Kleinot gewonnen | folgends K. W. selbst mit Fürst Christian von Anhalt desgleichen Fürst Christianus Herr Bruder mit Reichards von der Sautenburg Son welche allesamt wol vnd künstlich renneten | insonderheit hat jhr K. W. in diesem Fürstlichen Ritterspiel ein schön Credenz mit dem Pellican gewonnen.

Jhre Thurz. G. haben solchem Ritterspiel aus dem Schloß | in den Fenstern | mit dero mitlern jungen Herren zugesehen | wie auch jrer Th. G. gleichfalls auch des Herrn Administratoris Gemahl vnd die junge Herzogin aus Preussen | sampt dem ganzen Frauenvimmer denselben zugeschwet.

Wie der Abend herber kommen sind die Herren wider nach Hause gezogen denselben mit freuden zugebracht.

Aus Iac. Kraus. Historiae relationis continuatio 1500.

*) der nachmalige Kurfürst Joachim Friedrich.

**) jedenfalls Kochus Graf zu Lüne

*** vulgäre, auch sonst vor kommende Form für Spandauisch



Ankunft Der König: Wird in Denmarck Bey ihre Churfürstliche G

Ankunft des Königs Christian IV. von Dänemark zum

Radierung von G. Keller (s. Erläuterungsblatt zum Einzelbild „Aufzüge und Ringe“)



denburg gehn Berlin Den 6. October : Anno 1595 Jar xvii

fürsten Johann Georg in Berlin am 6. Oktober 1595.

Die in der Darstellung vorkommenden Bissern werden auf vorstehendem Blatte erläutert.



Avers.



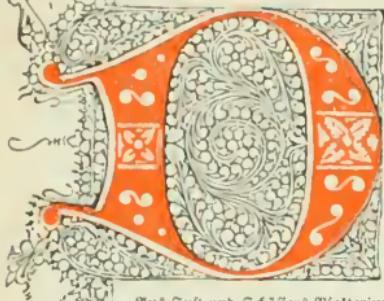
Revers.

Gnadenpfennig Johann Georgs v. J. 1597
des Kurfürsten und seiner Gemahlin, Elisabeth von Anhalt, Bildnis zeigend.
In Größe des Originals (Gold) im A. Münzkabinett zu Berlin.

ans von Küstrin verpfändet hatte und nun nicht einlösen konnte, belehnt wurde, der Kaiser die Vermählung des jungen Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen mit der Herzogin Marie Eleonore, der ältesten Tochter des Herzogs Wilhelm von Jülich beförderte. In der That eröffnete diese Vermählung die eitesten Aussichten. Der Herzog Albrecht Friedrich, der seinem Vater in der Regierung folgte, wurde gemütsfrank, die Söhne, die ihm geboren wurden, starben schnell dahin, sein einziger Sohn aus der fränkischen Linie, Markgraf Georg Friedrich von Ansbach und Bayreuth, der nach vielem Widerstreben der Stände endlich als Gouvernator die Regierung zugewiesen erhielt, — wobei die brandenburgische Mitbelehnung durchgesetzt wurde, — war kinderlos. Der Anfall Preußens auf die Kurlinie war mithin demnächst zu erwarten. Marie Eleonore aber hatte bei ihrer Eheschließung ausdrücklich die Bestätigung ihres Erbrechts auf die Länder ihres Vaters in Gemäßheit der für sie durch Kaiser Maximilian I. und Karl V. festgestellten weiblichen Erbsfolge und Unteilbarkeit der Länder zugesichert erhalten, und bei der Kinderlosigkeit ihres einzigen Bruders ergab sich, daß auch dieses Erbsfolgerecht praktische Bedeutung in absehbarer Zeit gewinnen, und die rheinischen Länder auf die Herzogin von Preußen und auf deren Erben übergehen würden. Es war dies um so sicherer, als die Ansprüche der jüngeren Schwestern der Herzogin Marie Eleonore mit Geld ausdrücklich abgeglichen waren. Und nun vermählte sich der älteste Sohn des Kurfürsten, der Prinz Johann Sigismund, mit der ältesten Tochter Albrecht Friedrichs und Marie Eleonores, und somit mußte Marie Eleonores Erbrecht an Brandenburg übergehen. Rechtlich war also kein Zweifel, daß auch diese rheinischen Lande, — die Herzogtümer Jülich, Cleve, Berg, die Grafschaften Mark und Ravensberg, — demnächst an urbrandenburg fallen müßten. Des weiteren war auch der Heimfall der fränkischen Länder Ansbach und Bayreuth und mit ihnen des schlesischen Fürstentums Jägerndorf

mit seinen Annexen Lüderberg und Ratibor zu erwarten — welche Zukunft öffnete sich dem Hause Brandenburg! Aber freilich, wer hätte glauben dürfen daß ihm solche Erfolge vom Kaiser, von den katholischen Fürsten, ja selbst von den evangelischen, ohne Kampf und Streit gegönnt werden würden! Johann Georg hat bis an sein Lebensende (8. Jan. 1598) an solchen Erfolgen gezweifelt und in lebhafter Sorge um seine zahlreiche Nachkommenschaft setzte er testamentarisch eine Teilung der Kurlande fest. Der Kurprinz aber verweigerte im tiefsten und aufrichtigsten Schmerz dem sterbenden Vater die gewünschte Genehmigung zu einer solchen der goldenen Bulle wie dem Achilleischen Hausgeyß widersprechenden Anordnung. Die Pflicht gegen den Staat, den seine Vorfahren geschaffen stand ihm höher als der menschlich schöne Wunsch, dem sterbenden Vater den letzten Willen zu thun.

Kurfürst Joachim Friedrich. 1598—1603.



Aus Gust und Schößlers Psalterium.
Mainz 1457.
Nach dem Exemplar der Hof- und Staats-
bibliothek zu München.

er scharf erkannten Pflicht gegen die Interessen des Landes getren, verharre Joachim Friedrich, denn Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit im besonderen Maße eigen waren, auch nach dem Amttritt seiner Regierung bei der Ablehnung des väterlichen Testamtes. Doch glaubte der Kurfürst, um den entbrennenden Familienzwist zu vermeiden, auf den bevorstehenden Anfall der fränkischen Länder an die Kurlinie um so mehr verzichten zu dürfen als das Hausgeyß des Kurfürsten Albrecht, auf dessen Grund er die Teilung verfügte, jene Länder für nachgeborene Markgrafen bestimmt hatte. Aus Verhandlungen mit den Räten des Markgrafen

Georg Friedrich von Ansbach und Bayreuth ging daher 1599 eine Vereinbarung hervor, der 1603 nach dem Tode Georg Friedrichs der Geraische Vertrag folgte. In ihm wurde wiederum die Unteilbarkeit der Mark, zugleich aber der Heimfall Bayreuths an den Markgrafen Christian, der Ansbachs an den Markgrafen Joachim Ernst, die beiden ältesten Söhne des Kurfürsten Johann Georg und seiner dritten Gemahlin Elisabeth, festgestellt.

Der Grundgedanke dieses Geraischen Vertrages war offenbar staatlicher, monarchischer Natur. Mit demselben monarchischen Gedanken trat Joachim Friedrich auch den Ständen und nicht ohne Schärfe entgegen. Bei seinem Regierungsantritt lag der Ausbruch eines Religionskrieges sozusagen schon in der Luft, und deshalb forderte der Kurfürst, wiewohl von der Unzulänglichkeit der alten Wehrverfassung von vornherein überzeugt, von den Ständen die Ableistung der Wehrpflicht. Auch ihn mag es dann doch überrascht haben, daß das

gesamte Lehensaufgebot nicht mehr als etwa 1000 Reiter und 4000 Mann kühn ergab. Wahrsch ein Resultat, das die Notwendigkeit einer Veränderung der Militärversaffung, die Notwendigkeit, landesherrliche Truppen anzuwerben, dem Kurfürsten dringend erigte. Eben deshalb

zufüste aber der Landes-
herr vornehmlich wieder
der Einnahmen zu werden und die finan-
elle Abhängigkeit von
den Ständen loszorn. Er daß der Kurfürst
gleich für die Wohl-
sahrt des gemeinen
Lanzen eintrat, den
Gutsherren das „Gravi-
inieren“, den Städten
als „ewige Diktatoren“ scharf verwies,
daß er verlangte, die
Stände sollten ihrem
Wunsch zu endgültigen
Bemachungen mit dem
Landesherrn Vollmacht
haben, daß er den Distel-
scheuerschen Entwurf eines
Landrechtes hervorschriebe,
— das alles machte die
Stände nur um so
weniger willfährig, als
der Kurfürst in seiner
eigenen Auffassung der
christlichen Verhältnisse,
die damals die politischen
seitlich bestimmten, der
formierten Lehre näher
stand als der streng
orthodoxischen der Stände.

Bon weiter greifen-
dem Einfluß für die
monarchische Ausbildung
der Landes-Verfassung
war es indessen, daß der
Kurfürst durch die Ordnung vom 13. Dezember 1604 den „Geheimen Rat“ 1604
gründete. Anlaß zu dieser Stiftung boten die ungemein verwickelten, auswärtigen
Verhältnisse, die durch dynastische Beziehungen begründet, für das Land selbst
von höchster Wichtigkeit waren, deren Erledigung aber eine erheblich größere



Joachim Friedrich

Joachim Friedrich.

Kupferstich von Franz Friedrich. (S. S. 99.)

Das Namensstempel nach einem Original des A. Pr. Ges. Staatsarchiv zu Berlin

Thätigkeit kurfürstlicher Räte als früher nötig machte. Neben der auswärtigen Politik hatte der Geheime Rat auch die Finanzen zu verwalten, die Handels- und Verkehrs-Interessen zu vertreten und endlich die Geschäfte der Landesverteidigung zu führen. Es sorgte mithin die landesherrliche Regierung jedoch für die geregelte, ordnungsmäßige Verwaltung einer Reihe von staatlichen Aufgaben, die bisher nur gelegentlich und je nach Bedürfnis teils vom Landesherrn, zum größeren Teil aber von den Einzelnen unter den Ständen geübt waren. Sie erfüllte jetzt Aufgaben, die — wie z. B. der 1605 begonnene Elb-Oder-Kanal — den Unterthanen das Dasein des Staates, seine Fürsorge für das Volk immer mehr erkennen ließen, und andererseits hob sie doch das Interesse des ganzen Landes über das des Einzelnen hinaus, um in jenen wieder das des Einzelnen um so besser zu erfüllen. Naturgemäß mußte mit jeder Erweiterung der Thätigkeit der kurfürstlichen Regierung die Wichtigkeit der Stände schwinden, und mußte der Geheime Rat in der That ein Gegengewicht gegen die Stände zu Gunsten der monarchischen Beamten-Verfassung werden, das jene als solches um so mehr fühlten, als seine Mitglieder nicht aus dem märkischen Adel stammten, sondern Ausländer, „Gäste“ waren, die Joachim Friedrich zum Teil wie den Grafen Schlick, den Kanzler von Loeben, aus Magdeburg mitgebracht hatte.

In Wirklichkeit waren aber der landesherrlichen Regierung auch damals die umfassendsten Aufgaben gestellt, da die Ansprüche des Fürstenhauses auf Preußen und die rheinischen Länder, so klar ihre Rechtstitel waren, nicht nur im deutschen Reiche auf den heftigsten Widerstand stießen, sondern auch auswärtige Staaten in hohem Maße an der Frage interessiert waren, in wessen Hand jene Länder bei ihrer Größerung fallen würden. Hauptfächlich aber war es der Kaiser und die spanisch-katholische Partei, die mit aller Energie bald offen, bald heimlich den brandenburgischen Rechten entgegnetraten.

Die nächste Sorge des Geheimen Rats war die preußische Angelegenheit. Denn da mit dem Tode des Markgrafen Georg Friedrich zugleich die Vormundschaft über den gemütskrauklen Herzog Albrecht Friedrich von Preußen erledigt war, so mußte nicht nur diese Vormundschaft auf den Kurfürsten als den nächsten Agnaten übergehen, sondern es mußten auch dessen Sukzessionsrechte auf das Land anerkannt werden. Doch, von dem heillosen Wirrwarr in Preußen und Polen abgesehen, bot auch die allgemeine politische Lage der Zeit den brandenburgischen Ansprüchen schwere Gefahren. Denn Polen war mit Schweden im Kriege begriffen, trieb sogar infolge der Untrübe des falschen Demetrios einem Krieg mit Russland entgegen, und daß in sich zerrißene und gespaltene Preußen vermochte dem schwedischen Vordringen nach Polen keinen Widerstand entgegenzusetzen.

Andererseits spielte in diesem Kampf zugleich der Krieg Spaniens gegen die Niederlande hinein, und die rheinischen Auwartshaften erforderten geradezu ein Bündnis mit den Niederlanden. Dadurch aber kam der Kurfürst in Gegensatz zu Philipp II. von Spanien, der damals durch ein Bündnis mit Polen den Ostseehandel der Niederlande zu vernichten suchte. Beim Könige von Polen hatten indessen zunächst die eigenen Gefahren und die ihm von Brandenburg geleisteten baren Zahlungen das Übergewicht. Er übertrug daher dem Kurfürsten die Vormundschaft über den kranken Herzog von Preußen, und ließ ihn, als er in Königsberg (1605) anlangte, als dux Prussiae begrüßen, aber die Frage der Sukzession konnte er infolge der Auflösung des polnischen Reichstages nicht erledigen. Joachim Friedrich mußte

ogar bei der Opposition der Stände in Preußen selbst nach wenigen Wochen das Land verlassen, ein neuer polnischer Reichstag, der über die Entfesselung entscheiden sollte, führte zu einem Bürgerkriege, und die Briefe des Kurprinzen, den Joachim Friedrich im Königserg zurückgelassen hatte, sind voller Klagen über den Widerstand der Preußen gegen das märkische, überhaupt gegen ein unabhängiges Regiment.

Bedrohlicher fast noch waren die Verhältnisse in den rheinischen Ländern. Seit 1602 wußte man, daß die herzogliche Familie mit dem Tode des alten Herzogs aussterben würde. Sofort erhoben andere Fürstenhäuser gegen das brandenburgische Recht Ansprüche, vor allen der Pfalzgraf von Neuburg, weil die Herzogin Marie Eleonore von Preußen nur Töchter besäße, und mithin die Erbfolge auf den ältesten Sohn der zweiten Schwester Marie Eleonorens, seiner Geblülin übergehe. Demnächst, auf andere und andere Rechtstitel gestützt, beanspruchten der Kurfürst von Sachsen, die ernestinischen Herzöge von Gotha, Weimar und Altenburg, auch ein französischer Herzog, der von Nevers, das Land, und das Kaiserhaus dachte zunächst den Prätendenten jede Besitznahme des Landes zu verbieten, es durch kaiserliche Kommissare verwalten zu lassen. Bei dem besonderen Interesse aber, welches das an die Niederlande sowohl, wie an die spanischen Provinzen grenzende, zum Teil von katholischen, zum größeren Teil von reformierten Untertanen bewohnte Land für die katholische, wie für die evangelische Sache, für das Reich, für die Niederlande, für Spanien und Frankreich hatte, schien hier der Zündstoff, der Dank der kirchlichen Reaktion und der durchaus ihr in die Hände arbeitenden Politik des Kaiserhauses in Deutschland aufgehäuft war, in helle Flammen ausschlagen zu sollen. Der entbrannte Kampf mußte eine europäische Bedeutung erhalten. Und ein Vergleich zwischen den Hauptprätendenten, den die Herzogin Marie Eleonore als den einzigen Weg, Spanien, das Herr der Lande zu werden wünsche" fernzuhalten, vorrichtig, kam nicht zu stande. Dagegen gelang es endlich, gegenüber den unglaublichen Rechtsverleugnungen und Gewaltthaten der Katholischen, so namentlich in Aachen und Donauwörth, eine Anzahl von evangelischen Fürsten zum Schutze des Religionsfriedens, der Freiheit und Hoheit der deutschen Stände in der Union zu vereinigen, wogegen sich die katholischen Fürsten wieder in der Liga zusammen thaten. Joachim Friedrich sah die Stürme kommen, die über Deutschland hereinbrechen würden, um so mehr wünschte er das von ihm mit den Niederlanden veränderte Bündnis von seinen Ständen angenommen zu sehen. Doch starb der milde und weitsichtige, klare, fromme Fürst plötzlich am 18. Juli 1608 im Reisevagen „unter herzlichem Beten und Singen“, nachdem er kurz vorher (August 1607) für die erste Ausbildung der Staatsdiener das noch heutige blühende Gymnasium in Joachimsthal gegründet hatte. Er mußte es seinem Sohne überlassen, ob er



Avers.



Revers.

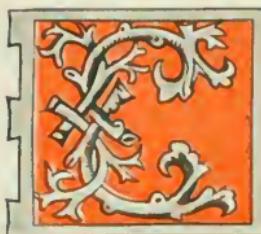
Medaille Joachim Friedrichs,
ihm und seine Gemahlin Katharina von Küstrin darstellend.
In Größe des Originals (Silber) im R. Münzabinett zu Berlin

1608

Mai

die durch dessen Heirat mit der Herzogin Anna von Preußen begründeten, durch die eigene Heirat des Kurfürsten mit der Schwester seiner Schwieger Tochter, der Herzogin Eleonore von Preußen, noch befestigten und der Aufgabe der Mark entsprechenden Ansprüche durchsetzen werde.

Kurfürst Johann Sigismund. 1608—1619.



Von einem Einzelblatt des K. Kupferstichkabinets zu München.

ine der hervorragendsten Eigenschaften des Kurfürsten Johann Sigismund war genau wie die seines Vaters die der Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue gegen den Staat, die seine hohenzollernsche Erkenntnis von der Stellung des Landesfürsten zu seinem Staat „Gott helfe mir, daß ich mein hohes, beschwerliche und mühselige Amt so beföllen möge, daß ich e mit gutem Gewissen gegen Gott und meine Mitmenschen hier und dort verantworten könne“ und „Ich bin meines lieben Gottes Diener und Stathalter“ — das ist der vollkommen hohenzollernsche

Grundgedanke, mit dem er seine Regierung angetreten und in dem er sie geführt hat. Er war auf der Reise nach Preußen, als ihn die Nachricht vom Tode seines Vaters ereilte, aber die Dinge in Preußen lagen so, daß er unverweilt die Reisefortschreit und für Brandenburg in der Person Adams Gans Edlen zu Putlitz einen Statthalter ernennen mußte. Unter schärfstem Widerstand der Stände — denn „der Thrammei der Fürsten müsse ein Ende gemacht werden“ — und nach Bewilligung der ausgedehntesten Rechte an die Stände, erhielt Johann Sigismund wenigstens wie sein Vater die Kuratel über seinen Schwiegervater, den Herzog von Preußen, und der König von Polen selbst zwang sogar die heftigsten Gegner unter den Ständen zur Leistung einer Abbitte.

1609 Gleichzeitig trat nun aber der Tod des Herzogs von Jülich ein (25. März 1609) und Johann Sigismund sandte daher seinen Bruder, den hoch begabten Markgrafen Ernst, an den Rhein, ließ durch den cleveschen Edelmann Stephan von Hertefeld sofort das brandenburgische Wappen anschlagen und vollzog so die Besetzung des Landes. Eben dasselbe that indessen auch Pfalz-Neuburg, der Herzog von Nevers rüstete sich, gewaltsam in das Land einzufallen, und der Kaiser erklärte alles Geschehene für null und nichtig, forderte die Prätendenten vor seinem Richterstuhl. Indessen einigte sich Brandenburg mit Pfalz-Neuburg im Dortmunder Vertrage vom 20. Juni 1609 zu einer gemeinschaftlichen Regierung bis zur endlichen Lösung der Rechtsfrage. Vielleicht hätte der träge Kaiser Rudolf II., über dessen Absehung man sogar im katholischen Lager verhandelte, jetzt nachgegeben, wenn nicht Spanien, die katholische Partei und Sachsen ihn davor zurückgehalten hätten. Ein kaiserlicher Kommissar, Erzherzog Leopold, wurde nach Jülich gesandt, wonnte sich heimlich in der Stadt festzusetzen, und der Kurfürst von Sachsen erklärte der brandenburgischen Kurfürstin Anna ins Gesicht, „daß

in die Marken einzfallen, für die Vertreibung der Hohenzollern von der Kur, r die Achtserklärung des Kurfürsten sorgen würde, wo er in das Land Jülich ehen werde". In der That wurde Kurachsen vom Kaiser belehnt, der Acht-



Johann Sigismund Herzog.

Johann Sigismund.

Kupferstich von Crispin de Passe (um 1560—1636).

Das Namensstempel nach einem Original des R. Pr. Geh. Staatsarchivs zu Berlin.

ozeß gegen Johann Sigismund eingeleitet. Der alte Pfälzgraf war im Begriff, h dem Kaiser zu unterwerfen, der junge sogar zum Katholizismus überzutreten. er Herzog von Bayern, das Haupt der katholischen Liga, war daher bereit, für

Pfalz Neuburg einzutreten, während Brandenburg von der Union keine Hilfe zu erwarten hatte. Selbst innerhalb des eigenen Hauses erhoben sich augesichts den drohenden Gefahr schon Stimmen, die zur Nachgiebigkeit rieten. Aber alle Bemühungen der Kaiserlichen, König Heinrich IV. von Frankreich von dem beabsichtigten Kampfe gegen Spanien, dessen Truppen die Rheintalde besiegen sollten, zurückzuhalten, scheiterten. Frankreich war zum Kampfe mit Spanien gerüstet, schloss mit Savoyen ein Bündnis, verhandelte mit Benedig und den Niederlanden ein solches. Die Niederlande rüsteten ihrerseits, Schweden näherte sich ebenfalls Frankreich, und der Kaiser war durch Zwistigkeiten in seiner Familie, durch mehrere katholische Fürsten, namentlich aber durch die Bewegung der von den Katholiken ans äußerste gereizten evangelischen Stände Böhmens heftig bedrängt.

Eine allgemeine Krise stand vor der Thür, und Brandenburg stand mittler in der gesamten Politik Europas. Es beginnt die Zeit, wo König Friedrich der Große, die brandenburgisch-preußische Geschichte mit einem Strom vergleichen meint, daß der Strom ausange, schiffbar zu werden. Es fragte sich nur, ob Brandenburg die Mittel haben werde, in einen so weit aussehenden Kampf einzutreten, ob die Stände für die Bedeutung der Frage Sinn und Verständniß haben, ob sie in diesem Kampfe das Interesse ihres Landes sehen würden. In der That gelang es, wiewohl unter erneuten schwersten Zugeständnissen, wenigstens 400,000 Thaler bewilligt zu erhalten. Für das Weitere aber mußte man beim König von Dänemark eine Auseilie aufnehmen, und die aufgebotene Lehensmild zeigte sich über alle Maßen unvollständig und erbärmlich. Mit französischer und holländischer Hilfe ward freilich Jülich (1610) genommen, aber auf Bewilligung der wirklich erforderlichen Mittel durfte der Kurfürst jetzt um so weniger rechnen als seine Hinneigung zum Calvinismus die größten Besorgnisse erwachte.

Amt noch verwickelter wurde die Lage, als man gleichzeitig die Succession 1611 in Preußen zu betreiben hatte, sie endlich 1611 nur unter den lästigsten Bedingungen und unter der Androhung, Gewalt gegen die Stände zu gebrauchen, erlangte.

Freilich hatte seit der Ermordung Heinrichs IV. von Frankreich die jüdische Frage von ihrem europäischen Interesse viel verloren, aber weder verachtete der Wechsel auf dem deutschen Kaiserthron — an Stelle Rudolfs trat nun sein feindlicher Vetter Matthias — eine Änderung der Kaiserlichen Politik in dieser Frage noch wurde Kur Sachsiens Stellung zum Kaiser dadurch geschädigt, und alle Versuche Brandenburgs führten zu keiner Verständigung. Während aber nun der Uebertritt des jungen Pfalzgrafen von Neuburg bekannt wurde, und dessen Unterstützung durch die Liga und die in Belgien unter Spinola stehenden Spanier gewiß war, hat Johann Sigismund jetzt einen Schrift, der ihm noch mehr jede Aussicht auf Wissfähigkeit seiner Stände, wie auf Unterstützung der Union entzog. Der Kurfürst, der seit 1604 schon dem reformierten Bekenntniß zugeneigt war, wollte in diesen gefährlichen Zeitaltern wenigstens, wie er selbst es sagt, Ruh in seinem Gewissen haben. Hatte der Pfalzgraf von Neuburg den Glauben gewechselt, um sich politische Vorteile zu gewinnen, so trat Johann Sigismund 1613 am Weihnachtstage 1613 zur reformierten Kirche über, obwohl er die schlimmsten Nachteile davon zu befjorgen hatte. Und wenn dies den Kurfürsten hoch hinaus hebt über die jüttliche Verkommenheit und den irdischen Jammer vieler seiner Zeitgenossen, so gab ihm dieser Übertritt zgleich die Kraft, einen Gedanken



Besiegung der Festung Jülich

vom 28. Juli bis 2. September 1610 durch brandenburgische, pfälz-neuburgische, französische und holländische Truppen.

Nach einem anonymen Kupferstich in J. L. Gottlieb's historischer Chronica, Frankfurt 1642 bei M. Merian.

Prinzip ins Leben zu rufen, dem der preußische Staat eine der besten Urzeln seines Lebens verdankt, den Gedanken der Gewissensfreiheit, der Tuldung der christlichen Bekenntnisse im Staate. Hier in Brandenburg war durch die Initiative des pflichtgetreuen, gewissenhaften, hohenzollernschen Kurfürsten der Weg zum Religionsfrieden, an dem sich Geschlechter und Völker abgearbeitet hatten und noch Jahrhunderte abarbeiten sollten, in Wirklichkeit gefunden. „Auch wollen wir, G. zu diesem Bekenntnis keinen Unterthan öffentlich oder heimlich zwingen, sondern den Kurs und Lauf der Wahrheit Gott allein befehlen, weil es nicht an kennen und Laufen, sondern an Gottes Erbarmen gelegen ist“. Das sind die der That ewig dentwürdigten Worte, mit denen der Kurfürst aus dem Hause Hohenzollern den Weg wies zur evangelischen Union, den Weg, auf dem fortan auch Katholiken mit den Evangelischen gemeinsam den Aufgaben des Staates und der Kirche sich hingeben konnten.

Aber wie waren nun die Stände in heftigster Aufregung! Schien es doch der That, als ob „die Unterthanen sich anmaßen wollten, während ihnen selbst Gewissensfreiheit gelassen wurde, ihrem Herrn vorzuschreiben, was er glauben solle“. In Berlin kam es zu tobendem, wildem Aufruhr, die Häuser der reformierten Prediger und Räte wurden zerstört, das Schloß selbst kam in Gefahr, den Ständen gegenüber mußte sich der Kurfürst nun auch verpflichten, selbst

den Gemeinden seines eigenen Patronats „keinen verdächtigen oder unannehmlichen Geistlichen“ d. h. keinen reformierten zu geben — ein Recht, das jedem Privatpatron zustand. Und schlimmer noch in Preußen. Nur zu willkommen war hier die Gelegenheit, bei diesem Anlaß „das brandenburgische Joch“ überhaupt abzuschütteln, und die Beschwerden der Stände beim König von Polen brachten es dahin, daß dieser den Kurfürsten zur Verantwortung zog, einen preußischen Landtag berief und die Frage nur dadurch für erledigt erklärte, daß im Lande „keine andere als die katholische und augsburgische Religion gelehrt werde“, kein anderer ein Amt bekleiden dürfe, als wer „katholisch oder augsburgisch sei oder werden wolle“. Dahin also war es gekommen, daß der Katholik den lutherischen Ständen näher stand als der Reformierte, wie denn auch der sächsische Hosprediger ganz offen zugab, daß das Luthertum sich der römischen Kirche näher fühle als der reformierten. Mit einem Wort, der Übergang Johann Sigismunds brachte seiner landesherrlichen Stellung im eigenen



Avers.

Gnadenpfennig mit Bildnis Johann Sigismunds.
In Größe des Originals (Gold) im R. Münzkabinett zu Berlin.

Landes zunächst Gefahren und Schäden.

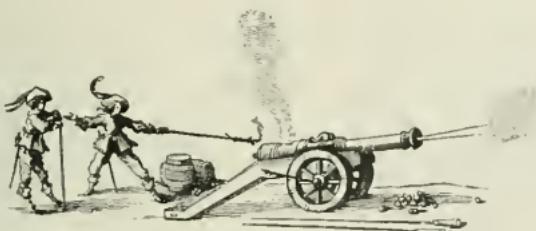
So im Innern, so aber auch im Äußern. Der Pfalzgraf vertrieb die brandenburgischen Truppen aus Düsseldorf, und im August 1614 rückten die Spanier über die Grenze, nahmen Aachen, Düren, setzten über den Rhein, eroberten Mühlheim, Duisburg, die Festung Wesel. Ein neuer Vertrag mit Pfalzgraff 1614 Neuburg, den Johann Sigismund zu Xanten (Nov. 1614) schloß, übergab in vorläufiger Teilung Jülich und Berg an Neuburg, Brandenburg behielt nur Cleve und Mark. Aber weder zogen die Staaten aus Jülich noch die Spanier aus Wesel, das Land blieb vielmehr der Schauplatz für den Kampf der Großmächte,



Revers.

Gnadenpfennig mit Bildnis Johann Sigismunds.
In Größe des Originals (Gold) im R. Münzkabinett zu Berlin.

und die Union verhielt sich so zweideutig gegen Johann Sigismund, daß dieser endlich aus ihr austrat, andere Verbindungen einzuleiten suchte. Da bot sich — nicht ohne Zusammenhang mit der Gesamtlage Deutschlands, wo der Erzherzog Ferdinand zwar zum Kaiser, gleichzeitig aber der Kurfürst von der Pfalz zum König von Böhmen gewählt war, und nun auch in Böhmen der Krieg ausbrechen mußte — für Brandenburg eine solche Verbindung mit dem jungen König Gustav Adolf von Schweden. Johann Sigismund erlebte es noch, daß beim Tode des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen infolge der drohenden Stellung Schwedens an der Düna der Übergang der preußischen Herzogswürde an Kur-Brandenburg ruhig und ohne Widerspruch erfolgen konnte. Eine nähtere, von Gustav Adolf eingeleitete Verbindung sah Johann Sigismund — er starb am 23. Dezember 1619 — dagegen nicht mehr in Erfüllung gehen, doch das Gewitter, das am Himmel Deutschlands stand, sah er nur zu wohl. Aber wie grell auch schon die Blitze aufzuckten, wer konnte ahnen, daß das herausziehende Gewitter in Menschenalter über Deutschland stehen, mit seinen Blitzen einen Brand entzünden werde, der alles, was deutscher Fleiß und deutsche Arbeit geschaffen, der unser ganzes Vaterland mit seinen gräßlichen Flammen vernichten sollte!



Artilleristen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Aus J. Callots »Exercices militaires«.



Truppenanwerbung zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Aus J. Callots „Misères de la guerre“.

Kurfürst Georg Wilhelm. 1619—1640.



Bon einem Einzelblatt des Münchener Kupferstichkabinett.

er Kurfürst Georg Wilhelm hat den Namen, der unglücklichste Herrscher aus dem Hause der Hohenzollern zu sein. Aus der sonst so zutreffenden Beobachtung heraus, daß die Persönlichkeiten der Hohenzollern es gewesen, die den preußischen Staat geschaffen, hat man alles Unglück, das Brandenburg unter seiner Regierung getroffen, auch der Person des Kurfürsten beigemessen. Und in der That hat es Georg Wilhelm der hohenzollernschen Energie und Entschlussfähigkeit nur allzu sehr gemangelt; aber trotz der unter seinen Räten, seinen Ständen, ja seiner Familie herrschender Verschiedenheit der Auffassung der politischen

Verhältnisse hat der Kurfürst es doch gerade in entscheidenden Momenten, zumal in späterer Zeit, nicht daran fehlen lassen, bestimmende Entscheidungen zu treffen. Andere, vornehmlich die Zeitgenossen, haben allen Zammer, der die Mark getroffen, der Person seines vornehmsten Rates, dem Grafen von Schwarzenberg zugemessen; aber wenn man dessen Politik auch für ein irrite und schädliche halten wird, so kann man nicht leugnen, daß sie eine einheitliche Richtung, daß sie dieselbe Spize, dasselbe Ziel unentwegt im Auge behalten hat. Noch andere haben die Uneinigkeit Schwarzenbergs und der reformierten Räte des Kurfürsten als die Quelle des Uebels angesehen, aber wie schwiezig auch ins Gewicht fällt, so drang die Meinung des Grafen doch allemal beim Kurfürsten siegreich durch. Man wird die Unschlüssigkeit des Kur-

fürsten beklagen, des Grafen Schwarzenberg Politik verurteilen, den Zwiespalt der Räte bedauern müssen, aber den Grund des heillosen Elends, der Zerstörung aller staatlichen Gesüges doch nicht allein in diesen Umständen suchen dürfen.

Es war eben die allerschwerste Zeit, das allerschrecklichste Gewitter, das gerade in dieser Zeit wie über Deutschland, so auch über die Marken erging, und diese Zeit brauchte allerdings außerordentliche Männer, welche der Markt damals fehlten, aber sie brauchte auch außerordentliche Mittel. In jenen sturm bewegten Zeiten des dreißigjährigen Krieges handelte es sich für Brandenburg um die Erhaltung der evangelischen, der lutherischen wie der reformierten, Lehre mit ihren geistigen wie sozialen Errungenchaften. Es handelte sich weiter um die Behauptung der Ansprüche auf Preußen, auf die rheinischen Länder, auf Pommern — denn mit dem Tode des kinderlosen Herzogs musste das so sicher begründete, so oft verbriehte brandenburgische Erbrecht in Geltung treten — ja um die Stammlande selbst, und diese Ziele hatte man zu verfolgen im Einklang sowohl wie unter dem Widerspruch der gesamten europäischen Staatenwelt, wie sie sich damals entwickelt und im Widerstreit mit den eigenen Ständen. Und diese Welt stand damals im Kriege, im furchtbaren Kriege, den die neuere Geschichte überhaupt kennt. Welchen Entschluß man also auch in Brandenburg fassen, welche Politik man auch befolgen möchte, eine jede forderte die Aufstellung eines einigermaßen brauchbaren Heeres, forderte die Bereitschaft erheblicher Mittel. Und eben diese erhielt der Kurfürst, abhängig wie er, zumal seine Domänen längst verpfändet oder überschuldet waren, von seinen Ständen war, von diesen, geringfügige Ausnahmen abgesehen, nicht bewilligt. Was halfen alle Entschlüsse, wenn man nicht im Stande war, auch nur einen von ihnen auszuführen, wenn weder die alte militärische Verfassung irgend eine Truppe zur Verfügung stellte, noch die Stände die Mittel hergaben, ein Heer nach anderen Grundsäzen zu bilden! Oder wenn die Stände selbst die Mittel bewilligten, aber diese wieder nicht eingingen! Welche Vorwürfe immer man also der Regierung Georg Wilhelms machen mag, die schlimmeren, das Land ohne Verteidigung, ohne Truppen, ohne die zum Unterhalt der Truppen nötigen Mittel gelassen zu haben, treffen die Stände und deren Kursichtigkeit. Mit furchtbarstem Elend und grausamster Not bestrafte sich die Schwächung der landesherrlichen Gewalt, und die ganze Verirrung der ständischen Verfassung, die Übertragung aller Regierungs-Gewalt vom Landesfürsten weg an die Stände trat mit entsetzlichsten Schrecken zu Tage — und das zu einer Zeit, wo die Bedeutung Brandenburgs für das ganze Deutschland, ja für Europa in eigentümlicher Weise sich zeigte.

Die erste Sorge des jungen Kurfürsten galt dem Herzogtum Preußen, wo man die Gelegenheit der Huldigung zu neuer Schwächung des Landesherrn zu bemessen trachtete, ja eine Partei sogar die völlige Einverleibung des Herzogtums in Polen betrieb, während die Schweden bereit standen, schon Pillau zu erobern, und andererseits dem Kaiser wieder der Plan vorschwebte, das Land zu einem geistlichen Fürstentum umzugestalten. Durch gute Worte und Nachgiebigkeit des Kurfürsten wie durch das Übermaß der äußersten Partei, deren Forderungen doch vielen von den Ständen selbst zu weit gingen, erreichte man wenigstens im Oktober 1620 die Huldigung der Stände, während die Belehnung durch Polen erst nach mannigfachen Eingriffen polnischer Kommissarien in die landesherr-

lichen Rechte unter dem Druck des schwedischen Vorgehens am 21. September 1621 erfolgte.

Inzwischen hatten aber die Böhmen, um ihren Glauben zu retten und den von ihnen gewählten König Friedrich zu behaupten, den Kampf gegen das Haus Österreich begonnen, und Brandenburg hatte, als nach der ersten Niederlage der Böhmen bei Budweis englische Scharen zu Hilfe eilten, von diesen die erste Plünderung zu erleiden, während Kurachsen sich bei dieser günstigen Gelegenheit in der Lausitz huldigen ließ. Als aber die Union sich auflöste, und die Niederlage der Böhmen am weißen Berge (8. Nov. 1620) dem Königreich Friedrichs ein schnelles Ende bereitete, hatte Brandenburg auch den Übermut des kaiserlichen Siegers zu empfinden. Der Kurfürst wagte es nicht, seinem Schwager, dem König Friedrich, in der Mark ein Asyl zu gewähren, sein Protest gegen die Übertragung der Kur-Würde von Pfalz auf Bayern wurde vom Kaiser nicht beachtet. Markgraf Georg von Jägerndorf ward geächtet, sein Land vom Kaiser statt an seinen erbberechtigten Lehensvetter, den Kurfürsten, einem Grafen von Lichtenstein gegeben, ja kurfürstliche und kaiserliche Regimenter standen fertig, wegen der böhmischen Lehen in Brandenburg einzufallen. In dieser Gefahr wandte sich die kurfürstliche Regierung an die Stände. Diese jedoch, erfreut über die Niederlage, die der Calvinismus in Böhmen erlitten, und in der Absicht, dem lutherischen Sachsen, sobald es einsalle, Thür und Thor zu öffnen, verweigerten die Mittel, auch nur für die bestehenden Kompanien, das Kradsche Regiment, den Sold zu zahlen. Man solle sie entlassen, einhundert und dreißig Mann seien vollaus genug. Und derselben Meinung war das Volk, das in Köln z. B. seinen Rat aussorderte, sich lieber in den Turm stecken zu lassen, als Mittel für Truppen zu bewilligen, das in Mittenwalde zu offener Empörung trieb. Man sah nur, daß dem Calvinismus Schaden geschah, und dieser „habe ja doch nur die Hülsen; Saft und Kraft aber sei bei den Papisten“. Waren auf diese Weise dem Landesherrn die Hände gefesselt, so war es in der That eine einsichtsvolle, sachgemäße Maßregel, wenn man durch Verhandlungen mit Schweden, England, Holland, Frankreich das Geschick Brandenburgs an die großen europäischen Konstellationen zu knüpfen versuchte. Aber um so mehr mußte auch eine solche politische Kombination wieder auf ausreichende Geldmittel gestützt sein, 1625 als 1625 König Christian IV. von Dänemark als Kreisoberster des niedersächsischen Kreises die Leitung des Kampfes übernahm, und diesem nun Wallenstein und Tilly von Süden her entgegen rückten, ehe eine Einigung der europäischen Mächte erfolgt war. Jetzt riet nicht nur Schwarzenberg, sondern rieten auch die reformierten Geheimen Räte zu voller Neutralität. Doch selbst die für eine solche erforderlichen Mittel versagten die Stände, und nicht einmal die Havelvölker vermochte der Kurfürst zu besiegen. Die Folgen waren auf der einen Seite weit aussehende Pläne der Kaiserlichen, ein immer schrofferes Auftreten des Kaisers gegen Brandenburg, über dessen Kürhut schon zu Gunsten Wallensteins verfügt wurde, auf der anderen aber ein Einfall des Grafen von Mansfeld, dessen Soldaten in der Altmark und Pregenitz schamlos wüteten. Da endlich traten die zum Februar 1626 berufenen Stände wenigstens im April zusammen und bewilligten dem Kurfürsten 3000 Mann, aber auch diese nur auf drei Monate. Natürlich besetzte Mansfeld, durch eine solche Bewilligung nicht gehindert, nun die ganze Mark, und der Kurfürst hatte wohl nicht Unrecht, wenn er im höchsten



ÆR ENGRAVOUR

*Inclavis PRÆCIDIÆBURGÆ Scholæ profundat diam... Pergo, ege, latum, virtutem, p[ro]teguntur munis.
Orbis terrarum, quæ populis KITTENBUNES,
Sug[est] Tua lau[or]is, nonz v[er]tibus, v[er]mōs b[us].
Serentis Potentiss[im]q[ue] Electoris Brandenburgici etc. Filij primogenitū*

EFFIGIES

*Gloriosissimi Princeps GEORG-WILHELMI Marchionis Brandenburgensis, Prusie, Polie, Clivie,
Mentium, Silesia, Pommeriae, Cœsabior[um] Vandabor[um] et in Sibilia, Croacie, et Carnovie,
DUCI, Augustini Nörner Princip. Ruge, Com. Nöreri a ilavensi. D. in Duxi.
Al' anno obijcia in Cal' tri Regnab[us] eten meij[us], iusq[ue] Celi' dedicata à Simon[us] Pa[ul]o.*

Georg Wilhelm

Georg Wilhelm.

Gezeichnet und gestochen von Simon de Passe (um 1590–1644).

Dem Stich liegt eine im Lager zu Rees hergestellte Zeichnung zu Grunde. Das Namensstempelstück nach einem Original im St. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Ulmnit über die Stände, „die alles gehemmt, aufgehalten und gesperrt hätten, was zur Rettung des Landes nötig sei“, jetzt den Anschluß an den Kaiser für dringend geboten erachtete. Wenigstens darin trug er die Meinung seiner Stände, daß er den Ratschlägen seiner reformierten Geheimen Räte entgegen handelte. Und der immer wiederholte Rat des Grafen Schwarzenberg, dem Kaiser sich anzuschließen, mußte jetzt um so mehr ins Gewicht fallen, als Mansfeld von 1626 Wallenstein bei Tschau (April 1626), König Christian von Tilly bei Lutter am

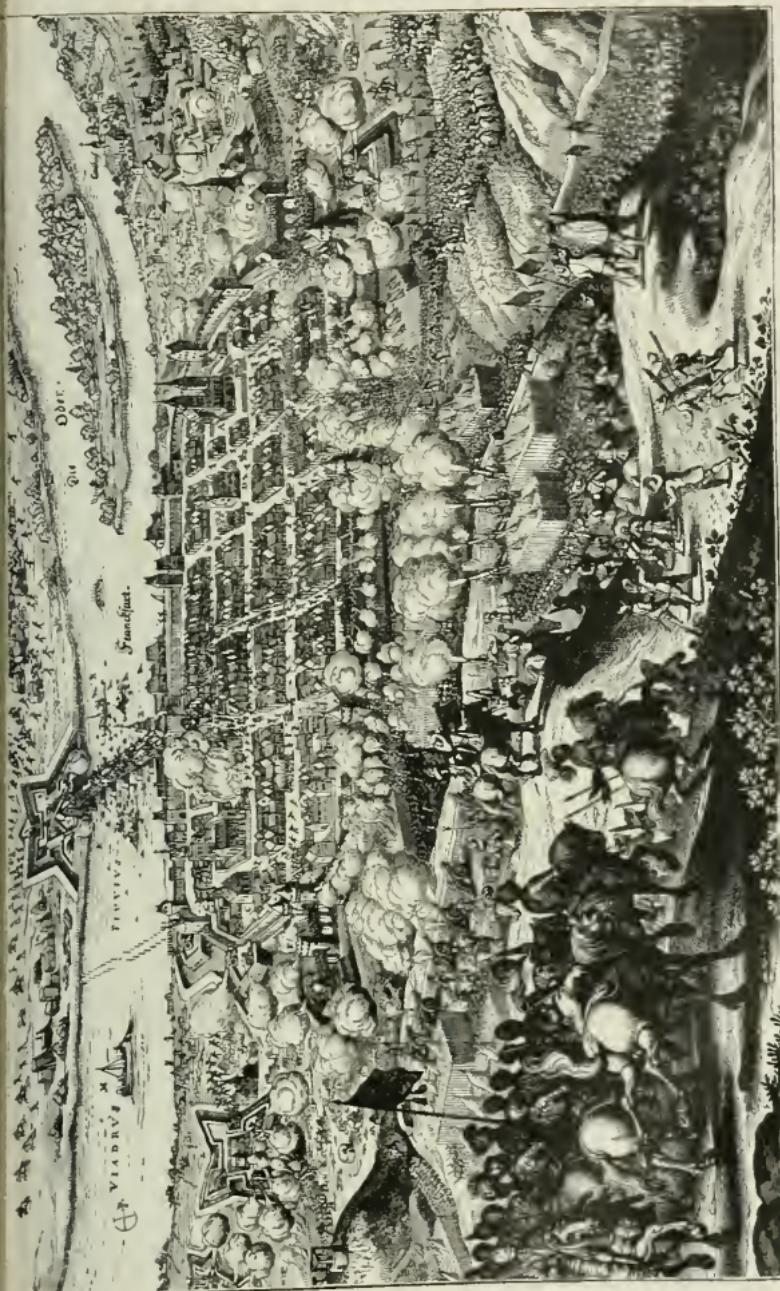


1627

Adam von Schwarzenberg.
Stich von P. Rosso nach dem Gemälde von M. Cwiezel.

Polen keine Hilfe zu gewähren. Und über die rheinischen Lande, die teils von den Spaniern, teils von den Holländern besetzt waren und ausgepreßt wurden, befahl der Kaiser, die Seqnestration jetzt trotz Georg Wilhelmus Gehorsam durch Tilly ausführen zu lassen. Doch damit nicht genug, erfolgte nun, um die Verbindung des dänischen Königs mit dem schlesischen Heere unter Bernhard von Weimar zu unterbrechen, ein Einfall einer großen Zahl kaiserlicher Regimenter in die Marken und damit eine abscheuliche, grausame Aushangung des Landes. Aber so arg und schlimm die Not auch sein mochte, die Stände versagten auch jetzt ihre Hilfe, 900 Mann war die höchste Truppenzahl, die sie bewilligen wollten. Sehr wohl erkannte Schwarzenberg in der ständischen Mit-

Barenberge (August 1626) geschlagen wurde, als die zur Musterung aufgebotenen Bassallen der Uckermark überhaupt nicht erschienen, der Kaiser mit der Acht drohte, und nun auch Gustav Adolf von Schweden Pillau besetzte, Preußen aufrorderte, zu ihm überzutreten, und dieses in der That einen Neutralitäts-Vertrag mit Schweden abschloß (Ende 1626). In tumultuarischen Szenen erklärten sich auch die Stände für den Anschluß an den Kaiser und Anhalt. Aber die wenigen Truppen (2000 Mann), die sie Georg Wilhelm zu werben gestatteten, und mit denen er gegen Gustav Adolf vorrückte, streckten vor dem König am 6. Juli 1627 ohne Kampf die Waffen, und Georg Wilhelm mußte sich Gustav Adolf gegenüber verpflichten, den



Belagerung Frankfurts a. D. durch Gustav Adolf, König von Schweden, vom 27. März bis 3. April 1631.

Nach dem Kupferstich von Wach. Berlin im "Theatrum Europaeum", Frankfurt a. M. 1637, auf die Kästle verkleidet.

A. Bierkorb. B. St. Nikolai, daran das Stüberl gew. C. Karlskirche. D. Rathaus. E. providentur darin die Zöglinge ih. gefest. F. Altonaische Thor. G. Altonaische Thor, welche mit zwöckelnden abweichen, berouff die Schwedische an. Fischbrunnen, benen der Obstige Sandbiff mit feiner Steatzen geholzt. H. Zurrort, in welchem 3. Ost. Maueflat feilten hacentonnen. J. Spanische Zollstube. K. Altonaer Salzstube, so in die Über reiteten und nachtheils eisoffen. L. Södung daran die Spaniertheit geschlossen, und ließ Maueflat hantzen. M. Gefangene so nach Zetteln geführt worden. N. Weißfiehne Steutzen mit ihren Garablinen, so die Mauern erliegen, nach der Stadt fuhrt.

regierung die Wurzel alles Übelns, suchte wieder und wieder sie zu mildern, denn „die Landschaft sei schuldig, die Kontribution zu zahlen“. Es blieb aber ein vergebliches Bemühen. Unmündigen sprachen die Stände es aus, „es sei ganz und gar unnötig, ferner einiges Kriegsvolk zu unterhalten, weil man sich nach wie vor in kaiserlicher Devotion befindet“. Die Folge war natürlich, daß die Marken von den nun fortwährend stattfindenden Durchzügen der Wallensteinischen Truppen die allerärgsten Gräuel zu ertragen hatten, die unter Auflösung aller sittlichen Bande, aller wirtschaftlichen Bedingungen das Land in den tiefsten Verfall brachten. Ebenso zeigte sich nur zu bald, daß auch jeder politische Gewinn, den man vom Anschluß an den Kaiser gehofft hatte, hinfällig geworden war. Weder die Zurückgabe Jägerndorfs, noch die Bestätigung des Unrechts auf Pommern erfolgte, vielmehr offenbarten sich in dem Vorgehen Tillys und Wallenstein, der zum „ozeanischen und baltischen Admiral“ ernannt wurde, die mercantilistischen Pläne des Kaisers auf die Herrschaft über die Nordküsten. Und auch Georg Wilhelm zweifelte nicht mehr, daß der Kaiser über Preußen zu Gunsten des deutschen Ordens verfügen, in den rheinischen Ländern gegen ihn entscheiden, ja selbst die Neumark zu Schlesien ziehen und die Altmark an Markgraf Georg geben werde. Als aber Stralsund, die einzige Stadt, die dem Heere Wallensteins erfolgreichen Widerstand entgegensezte, eine schwedische Besatzung aufnahm, war die Erwerbung Pommerns doppelt unsicher geworden, zumal Wallenstein Dänemark zum Frieden von Lübeck bewog (12. Mai 1629) und so freie Hand gegen Schweden bekam. Doch die Krone aller Unbilden, die man vom Kaiser zu erleiden hatte, war der Erlaß des Restitutions-Edikts, das wieder alle Reformierten, also auch den Kurfürsten Georg Wilhelm, vom Religionsfrieden ausschloß, und alle seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Kirchengüter den Katholiken wieder einräumte, unter ihnen das Erzbistum Magdeburg, die Bistümer Brandenburg, Havelberg, Lebus. Wie ein Hohn nur klang es, als der Kaiser des weiteren nicht nur die Güter brandenburgischer Vasallen eigenmächtig einzog, sondern auch dem Kurfürsten unter der Androhung, Berlin zu besiegen, verbot, sein einziges Regiment aus Preußen in die Mark zu führen. Hatte doch Schwarzenberg sogar den traurigen Mut, seinem Herrn zu schreiben, 100 bis 150 Mann Leibgarde seien genügend, — und doch standen schon die Kroaten vor den Thoren Berlins und forderten den Durchzug!

Mittlerweile war jedoch der Pfalzgraf von Neuburg zu der Überzeugung gekommen, daß die Sequestration der rheinischen Länder seinem Interesse durchaus zuwider laufe, und er ließ sich daher zu einer vorläufigen Teilung der Länder bereit finden, die, wenn auch für ihn günstiger als für Brandenburg, doch zunächst weitere feindselige Schritte des Pfalzgrafen verhinderte. Wichtiger noch war, daß Frankreich, beunruhigt durch die wachsende Macht Österreichs, zwischen Polen und Schweden einen Waffenstillstand vermittelte, der Brandenburg eine mittlere Stellung zwischen beiden streitenden Mächten gewährte und sowohl die Abhängigkeit von Polen etwas lockerte, wie einen Anschluß an Schweden vorbereitete. Ein solcher mußte aber damals, da der Kaiser inzwischen Dänemark zum Angriff gegen Schweden aufgereizt hatte, und Wallenstein im Begriff schien, nach Schweden selbst überzuziehen, auch für Gustav Adolf von Wichtigkeit sein. Für Brandenburg und alle evangelischen Fürsten war es indessen naturgemäß weit wichtiger, daß Schweden, vom Kriege mit den Polen befreit, jenen Plänen Wallensteins und

Dänemarks zuvorzukommen dachte, und zugleich in den Kampf für das Evangelium in Deutschland eintreten konnte.

Am 24. Juni 1630 landete Gustav Adolf auf der Insel Rügen, schloß mit Herzog Boguslav von Pommern einen Allianzvertrag, der das brandenburgische Erbrecht anerkannte, vertieft die Kaiserlichen, deren Feldherr Wallenstein gerade erst vom Kaiser auf Drängen der Liga hin entsezt wurde, aus Pommern und Mecklenburg, schlug sie glänzend bei Garz und Frankfurt, entriss ihnen die Städte Frankfurt und Landsberg (April 1631). Was mußte wichtiger, was notwendiger für Brandenburg erscheinen, als eilig sich dem Könige anzuschließen! Aber alle Verhandlungen, die man schon vorher in Danzig mit Schweden begonnen, führten zu keinem Resultat, da Georg Wilhelm in Übereinstimmung mit Sachsen und mit seinen Ständen, die weder offensiv noch defensiv sich an dem Krieg beteiligen, sondern in kaiserlicher Devotion bleiben wollten, Neutralität forderte, die Gustav Adolf nicht bewilligen zu können meinte. Endlich öffnete der Kurfürst, wenn auch in tiefster Schwerpunkt, den Schweden Spandau, und nach dem Falle Magdeburgs mußte er sich selbst den schroffsten Forderungen Gustav Adolfs, der nun mit seinen Truppen auch Berlin, Brandenburg und Küstrin besetzte, fügen und ihm monatlich 30,000 Thaler zahlen. Unter schwedischem Druck mußten die Stände ferner für den Kurfürsten selbst 5000 Mann bewilligen, die, während Gustav Adolf nach der Schlacht von Breitensfeld seinen glänzenden Siegeszug durch ganz Deutschland ausführte und überall das Evangelium herstellte, Kroppen, Grünberg, Freistadt eroberten und mit den Schweden tief in Schlesien eindrangen. Dank dem schwedischen Eingreifen hatte wenigstens Preußen und zwar auf lange Jahre Ruhe, und nach dem Abzuge der Spanier und Holländer konnte selbst Cleve und Münster in Besitz genommen werden. Ja der Gedanke Gustav Adolfs, auf Grund einer Heirat des brandenburgischen Kurprinzen mit seiner einzigen Tochter die brandenburgischen und schwedischen Länder zu einem Reiche, dem auch die Kaiserkrone zufallen solle, zu vereinigen, eröffnete sogar die weitesten Aussichten. Der spanisch-österreichischen Macht gegenüber schien so mindestens ein Gegengewicht geboten werden zu können.

Aber wenn der Kurfürst selbst solche Hoffnungen geteilt haben sollte, so waren sie wie das Aufslackern des verlöschenden Lichtes. Mit der Schlacht bei Lüzen (am 16. November 1632), in der Gustav Adolf fiel, wurde die Lage der Mark wieder so kritisch wie zuvor.

Zwar hielt Georg Wilhelm — wenn er sich auch dem Heilbronner Bunde nicht anschließen möchte — an dem Vertrage mit Schweden entschieden fest, lehnte sogar, trotzdem Wallenstein aufs neue in die Mark einfiel und sie wiederum aufs unbarmerzigste aussaugte, den geforderten Übertritt zum Kaiser ab, unterstellte jetzt vielmehr seine Truppen dem schwedischen Oberbefehl, obwohl Schwedens Absichten, Pommern für sich zu behalten, unzweideutig hervortraten. Als aber Kursachsen mit dem Kaiser den Frieden von Prag (1635) geschlossen hatte, ¹⁶³⁵ glaubte Georg Wilhelm unter Zustimmung der Stände, diesem Frieden nicht nur beitreten, sondern im Januar 1636 den Schweden sogar den Krieg erklären zu sollen.

Allerdings verlochten nun die Kaiserlichen und kursächsischen Truppen in der Mark einige Erfolge über die Feinde, aber nach dem Siege der Schweden bei Wittstock lösten sich nicht nur die wenigen (3500 Mann) brandenburgischen Truppen

Übertragung.

„Der feind marchiert
heremwärts der her e-
raffe) alles stehen und
liegen und incaminire
sich herzu mit allem
volk und sworen auf
dass er morgen seie den
uns sich befusse(n)

Ich aber verbleibe
hiermit

des heen dienst-
williger

A. D. 3. M.

Eutzen den 15. November.
An 1632.

Er ist schon an dem
tag wo gestern der last
(iolani) weggetrefft.“

Auf der Rückseite steht
die Adresse:

„Dem Hoch undt Wolgebr.
nen besonders lieben Schwager
Gottfried Heinrichen Graeven zu
Pappenheim auf Treichling
Rdm. Ian Maj Reichs-Hofratb,
Gammerer undt Dero wie auch
der Catholischen Liga Armee
behesten Wallmarschalen.“

Daneben der Dringlichkeitssig-
neel: »Cito, cito ciuis-
sime, cito.«

Das sehr gut erhalten Siegel
(Ringseigel) ist aus rotem Lack
und enthält das Wallensteinische
Herczegswappen, von der Seite
des goldenen Blieses umgeben.

Pappenheim fiel in der Schlacht
bei Lüzen, in leiner Brusttasche
lond man die neblende, auf
grauweiss Büttenpapier mit
Tinte geschriebene Ordre, deren
Ränder von seinem Blut ge-
tränkt sind

*Der Feind erreicht freienrafft der Fe-
ind gegen mit Eingen nicht zusammen-
treten mit allen wort mit Rücksicht auf
er machen sie sich und sag zu mir
ganz unschuldig gewesen*

*Am Samm. 1632
zu Lüzen*

G. H.

Am 15. Nov. 1632.

*Cito, cito ciuis-
sime, cito.*

Ordre Wallensteins (Albrechts, Herzogs von Mecklenburg)
vom 15. November 1632 für die Schlacht bei Lüzen (16. Nov.) an den Feldmarschall
Grafen Gottfried Heinrich von Pappenheim.

Nach dem Original im A u A Heeresmuseum zu Wien auf 23 verkleinert.



Thaler Georg Wilhelms vom Jahre 1620.
In Größe des Originals im K. Münzabinett zu Berlin.

völlig auf, sondern daß ganze Land geriet wieder bis auf wenige Festungen in die Hände der Schweden, die ihrerseits den Absall des Kurfürsten mit der schamlosesten Heimsuchung des Landes bestraften und furchtbare Kontributionen erhoben. Doch blieb der Kurfürst, auch als ihm die Schweden Waffenstillstand anboten, auf Seiten des Kaisers, der ihn zu seinem Generalissimus ernannte, ja er trennte sich auch nicht von ihm, als (1637) der letzte Herzog von Pommern starb, und die Schweden dessen Land in Besitz behielten. Vielmehr rüstete der Kurfürst mit Geldern, die angeblich der Kaiser hergab, in der That aber der Mark entstammten, 6000 Fußtruppen und 1000 Reiter aus, aber diese mußten „dem Kaiser und an des Kaisers Statt dem Kurfürsten“ Gehorsam schwören. Dahin war es gekommen, daß des Kurfürsten eigene Truppen dem Kaiser schwören und der Kurfürst zufrieden sein mußte, im Namen des Kaisers das Kommando über seine eigenen Truppen mitten im Kriege übertragen zu erhalten. Was sollte werden, wenn etwa der Kaiser einem anderen Feldherrn das Kommando übergab?

Zimmerhin kamen die Schweden jetzt in eine bedrängte Lage, aber schlimmer noch war die Lage Brandenburgs, denn ärger und schäflicher noch als bisher hausten hier die Schweden und die kaiserlichen Obersten, und keineswegs dachte der Kaiser etwa daran, Brandenburg mit Pommern zu belehnen; im Gegenteil ward es immer klarer, daß er, um dem unglücklich geführten Kriege gegen die Niederlande und Frankreich eine günstigere Wendung zu geben, bereit war, mit Schweden Frieden zu schließen und als Preis dafür Pommern an Schweden abzutreten. Erst als diese Aussicht durch den Abschluß eines Bündnisses zwischen Schweden und Frankreich ferner gerückt worden war, belehnte der Kaiser den Kurfürsten mit Pommern und gab ihm die Erlaubnis, 25,000 Mann zu werben, wozu er natürlich gar nicht im Stande war. Mit der Abreise des Kurfürsten nach Preußen, wo die Versuche des polnischen Königs Wladislaus, durch Errichtung von Seezöllen sich die Mittel zu einer Marine und zur Seeherrschaft zu verschaffen, mannigfache Weiterungen hervorgerufen hatten, lösten sich auch die wenigen Truppen, die man hatte, beinahe ganz auf. Und der Kaiser, — seit dem 15. Februar 1637 Ferdinand III. — durch Bernhards von Weimar, sowie durch Baners Vorgehen hart bedrückt, suchte wieder mit Schweden anzuknüpfen.

Zu der Mark aber tobte der kleine Krieg mit endlosen Verwüstungen, hin und her schwankenden Erfolgen fort und fort, während das nächste Interesse Brandenburgs — der Besitz Pommerns — keineswegs von diesen Erfolgen abhängig war, sondern an die großen europäischen Fragen, den Ausgang des spanisch-österreichischen und französisch-niederländischen Kampfes gebunden war.

1640 Mitten in dieser Krise starb nun Georg Wilhelm, am 1. Dezember 1640, und wenn auch in dem durch den Krieg selbst hervorgerufenen Kontributions- und Steuerwesen, wie in dem durch ihn geschaffenen Soldatenstand wenigstens Keime lagen, die dereinst vielleicht zur Rettung bemüht werden könnten, so kann man sich von dem Elend des Landes bei Georg Wilhelms Tode doch kaum eine Vorstellung machen, die nicht hinter der Wirklichkeit noch zurückbliebe. Nach einem Protokoll, das über die Zustände im Überbarnim aufgenommen wurde, war die Bevölkerung schon 1634 etwa um ein Drittel gesunken, und betrug die jährliche Abgabe des einzelnen Unterthanen etwa den 25fachen Betrag der heutigen, während doch jede ernährende Thätigkeit gebrochen war. Freund und Feind hätten das Land zur Wüste gemacht, so klagte der Berliner Rat dem Kurprinzen (21. Juli 1640), Ackerbau könne gar nicht getrieben werden, alle Geschäfte und Nahrung hätten aufgehört, Städte und Dörfer ständen wüst. Auf viele Meilen weit fände man weder Menschen noch Vieh, weder Hund noch Käze. Dennoch würden die Kriegsteufeln mit Gewalt beigetrieben, und habe man den Bürgern Häuser, Äcker, Gärten, Wiesen und Weinberge genommen. Die Beamten, Kirchen- und Schulehrer könnten nicht besoldet werden, viele hätten sich beeilt, durch Wasser, Strang und Messer ihrem Leben ein Ende zu machen. Wie sollte man bei einem so hohen sozialen Elend an irgend eine Regierung überhaupt noch denken! Und Schwarzenberg selbst ist es, der dies für unmöglich erklärte. Im Dezember 1640 stellte er den Ständen vor, daß nicht allein die Form der Regierung gänzlich umgestürzt und die vorige Herrschaft verändert, sondern auch alles in Polizei-, Gerichts- und Haushaltungs-Sachen mit eitel Verwirrung und barbarischem Weise erfüllt worden sei. Das also war die Aufgabe des Nachfolgers, das Land aus der Barbarei heranzuführen, und wohl hat man mit Recht darauf hingewiesen, daß es dem nunmehrigen Kurfürsten Friedrich Wilhelm aus dem Herzen gesprochen war, wenn man am Sarge seines Vaters für ihn betete: „Möge der Herr mit ihm sein, daß durch ihn wieder gebauet werde, was so lange wüst gelegen, daß er einen Grund lege, der für und für bleibe“. —



Artilleristen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Aus J. Callot's "exercices militaires".

TEMPERANTIA.

Sweites Buch
—
Der Staat
des
Großen Kurfürsten
1640—1713



Obiges Titelblatt ist entnommen aus: „Bisson, Von Kalten, Warmen, Minerischen und Metallischen Wassern.“
Berlin 1572. Gedruckt von L. Thurneysen.



Aus Leon. Thurneysers „Omnia sicut“. Gedruckt zu Berlin durch N. Volken 1583.

Zweites Buch

Der Staat des Großen Kurfürsten. 1640—1713.

I

Der Große Kurfürst. 1640—1688.

Vom Regierungsantritt bis zum Westfälischen Frieden. 1640—1648.



der Besitz Preußens war von der Belehnung Polens abhängig, die Erwerbung Pommerns oder nun gar Jägerndorfs trotz aller Rechtstitel ganz und gar unwahrscheinlich. „Pommern ist dahin, Jülich ist dahin, Preußen haben wir wie einen As beim Schwanz und die Marken wollen wir auch vermarkentieren.“ Die Stände aber hatten weder in Preußen, noch in den Rheinlanden, noch selbst in den Marken die Fähigkeit oder auch nur die Neigung, dem Landesherrn Unterthanenpflichten zu leisten, ihm zu helfen, daß man vom Feinde befreit, aus der Verachtung wieder zu Ansehen, daß man wenigstens wieder zum eigenen Besitz zur Freude am Dasein gelangen könnte. Am wenigsten war in der allgemeinen Verwirrung der staatlichen Zustände und bei durchgehenden Verderbtheit der sittlichen Anschauungen natürlich an eine irgendwie geordnete Rechtspflege zu denken. Man fand „im Lande nichts Gemeineres als Lamentiieren über die Ungerechtigkeit, Korruption und Unbilligkeit der Richter und

Beamten". Hatte man doch selbst das Gefühl für menschliche Würde verloren — wie sollte da der staatliche Trieb, die der menschlichen Natur sonst innenwohnende Sehnsucht nach staatlicher Gestaltung zur Geltung kommen! Die Macht der sittlichen Ideen war dahin, wie weggetilgt aus dem Bewußtsein der Menschen — wo sollte da die Idee des Staates Platz greifen! Oder vielmehr umgekehrt, das staatliche Dasein, die Bedingungen für ein staatliches Gemeinleben waren zerstört — wie konnte da der Mensch an sein höheres Selbst, an sein moralisches Ich noch denken! Denn die menschliche Natur vermag sich selbst gerecht zu werden, vermag ihre volle Blüte zu treiben nur im Anschluß an ein Gemeinwesen, und nur in der Unterordnung unter ein Ganzes, in der Ausübung von Pflichten gegen die Allgemeinheit, nur im Staat gelangt der Mensch zur vollen Entfaltung seiner Kräfte. Im Staat und im Dienste des Staates erst erfüllt sich der Mensch mit der Erkenntnis des eigenen Wertes. Und mit dem Maße der Pflichten steigt die Bedeutung, steigt der eigene Wert. Je inniger der Mensch als dienendes Glied einem Ganzen sich anschließt, um so erweiterter wird sein Gesichtskreis, und mit höher gesteckten Zielen wächst der Mensch selbst.

Sollten Land und Leute noch gerettet werden aus dem physischen und sittlichen Verfall, so mußte also ein Ganzes erst wieder geschaffen werden, ein Staat mußte entstehen, als dessen dienende Glieder sich die Unterthanen wieder fühlen konnten und fühlen möchten. Es mußte dem Volke das Bewußtsein, einem Ganzen anzugehören, einem Staat Pflichten zu schulden, und von einem solchen getragen zu werden, erst anerzogen werden. Das Pflichtbewußtsein des Einzelnen mußte wieder gebildet werden, und je ernster das Haupt es mit dem eigenen Pflichtbewußtsein nahm, um so eher mußte es sich bei den einzelnen Gliedern wieder einfinden. Dann erst konnte wieder moralische Befindung, sittliche Würde in die Herzen der Menschheit ziehen, dann möchte auch wieder äußerer Wohlstand gewonnen werden.

So wird man es wohl eine gnädige Fügung nennen dürfen, daß Brandenburg jetzt einen Fürsten zum Herrn erhielt, dem die Erfüllung der Pflicht zugleich das tiefste Bedürfnis des Herzens wie die strenge Forderung des Verstandes war. Wie Friedrich Wilhelm einst in Holland als Jüngling im lebendigen Bewußtsein dessen, was er seiner Ehre und seinem Lande schulde, den lüsternen Gesellen den Rücken gefehrt hatte, wie er ungeachtet aller Abneigung gegen die Schwarzenbergsche Politik in pflichtschuldigem Gehorham sich unter die ihm so unliebsamen Gebote des Vaters gebeugt hatte, und von Holland zurückkehrend an dessen Hof sich begeben, ihm nach Preußen gefolgt war, so wollte er auch in seiner Regierung „dessen stets eingedenk bleiben, daß es nicht seine Sache sei, die er führe, sondern die des Volkes“. Dies kräftig ausgebildete Pflichtbewußtsein in Verbindung mit einem festen Vertrauen auf Gott gab dem Kurfürsten den Mut und die Sicherheit, gegen die äußeren und inneren Feinde seines Staates mit der gleichen Gewissensruhe in Güte wie mit Strenge aufzutreten, und die Pflicht gegen das Ganze gab ihm die sittliche Kraft, auch über juristisch begründete Rechte, die dem Ganzen zum Schaden werden mußten, hinwegzuschreiten. So schwer es ihm im Einzelfalle auch sein möchte, er stand dafür ein, daß sumnum jus nicht summa injuria wurde.

Auf Veranlassung der Kurfürstin-Witwe überreichte der General Georg Ernst von Wedell dem jungen Kurfürsten in den ersten Tagen seiner Regierung eine

Denkschrift, welche Regierungsgrundsätze aufstellte, die ihm zur Richtschnur dienen sollten. Wir hören zwar nicht, wie der junge Kurfürst sie angenommen hat, ohne Zweifel aber wirkte der fromme Ton, den sie anschlägt, auf sein Gemüt, die hohe klassische Bildung, die sie verrät, schlug eine ihm verwandte Saite an, und endlich die Realpolitik, die sie empfiehlt, stammt in überaus merkwürdiger Weise mit der vom Kurfürsten wirklich befolgten Politik überein. Schonung aller Untertanen, auch der etwa widerstreitigen, wenn sie in ihrem Recht zu sein glauben, die weise Beschränkung auf das, was zu erreichen möglich ist, der Rat, es niemals auf die extrema ankommen zu lassen, der Hinweis, daß es besser sei, einstweilen ein wenig von seinem Recht nachzugeben, als alles in die Schanze zu schlagen, nicht nach dem Spruch ant Caesar, aut nihil zu handeln, vornehmlich aber auf die Erhaltung der Festungen zu sehen und sich ein



Der Kurfürst Friedrich Wilhelm im Alter von 10 Jahren.
Nach dem Original eines unbekannten holländischen Meisters im Kgl. Schlosse zu Berlin.

Heer zu rüsten: das sind Ratschläge, von denen man meinen nicht Ratschläge für die Regierung des Kurfürsten, sondern die aus derselben gezogene Quintessenz.

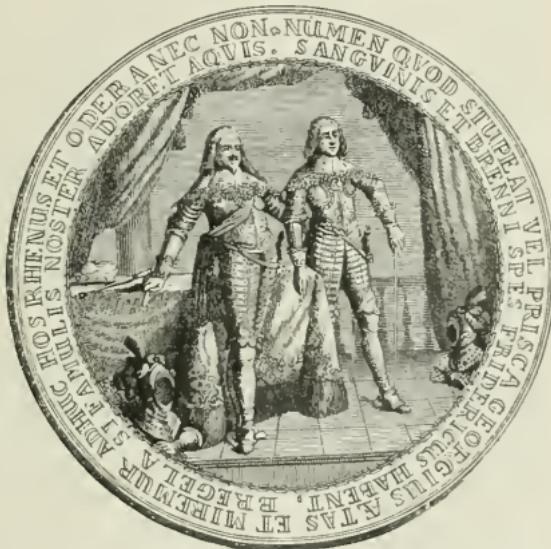
Riemaud zweifelt, daß der Führer eines Schiffes eine günstige Fahrt nur dann erzielt, wenn er Herr seiner Mannschaft und des festen Gefüges der Planken, der Dauerhaftigkeit seiner Takelage gewiß ist, aber auch klares Wetter

müß ihm leuchten, ihn Klippen und Felsen in der Meeresenge erkennen lassen. So auch der Führer des Staatschiffes, vor allem des brandenburgischen. Der Kurfürst mußte erst wieder der Machtmittel und Kräfte des Landes gewiß werden, er brauchte aber auch die Gunst und Gewogenheit wenigstens des einen oder des anderen Nachbarstaates, um desto leichter die Schwierigkeiten zu überwinden, die Abneigung und den Haß der anderen zu besiegen. Denn zunächst stand er allein, nur auf sich angewiesen. Aber je höher er die eigenen Kräfte zu spannen wußte, um so stärker war das Gewicht, mit welchem er den auswärtigen Mächten zu begegnen vermochte. Und ebenso umgekehrt, je höhere Erfolge er in der auswärtigen Politik erlangte, um so sicherer konnte er im Innern die Art an die Wurzel des Übels, an die Abhängigkeit von den Ständen legen. Eins wirkte auf das andere unmittelbar ein.

Die Hauptangelegenheit war zunächst, die fremden, feindlichen wie angeblich verbündeten Heere aus den Marken zu entfernen und sich den Besitz der Länder zu sichern. Man mußte mit den Schweden ein Abkommen treffen, das womöglich dem Kurfürsten Pommern sicherte, man mußte trotzdem aber die Geneigtheit des Kaisers erhalten, um nicht die rheinischen Länder zu verlieren, noch sonst von seiner Übermacht Schaden zu leiden. Man mußte ferner von der Krone Polen die Belehnung mit Preußen erzwingen und doch die Verbindung mit Schweden nur fester knüpfen, obwohl man dadurch Polens Argwohn erregte.

Demgemäß schonte der Kurfürst den ihm verhassten Schwarzenberg, bestätigte ihn sogar als Statthalter — denn in diesem Amt gewährte er die gewünschte Deckung gegen den Kaiser — und erklärte sich mit der Belassung der bisherigen Festungskommandanten einverstanden, ja selbst den Auftrag, den der Graf an die ihm vertrauten Offiziere gab, gegen die Schweden zu streifen, ließ er unwidersprochen. Dagegen gab er seinem Gefandten in Regensburg, wo Kaiser und Reich mit Schweden unter anderem auch über Pommern verhandelten, Befehl, diese Verhandlungen abzubrechen, weil er selbständig mit Schweden darüber ins Benehmen treten wolle. „Denn die Natur selbst lehre einen jeden“, so schrieb er dem darüber unwilligen Kaiser, „daß, wer nicht zu resistieren vermöge, gute Worte geben und also sich konservieren müsse“. Gleich darauf be-

Berner, Gesch. d. Pr. Staates.



Medaille v. J. 1639 auf die Anwesenheit des Kurfürsten Georg Wilhelm und seines Sohnes, des Kurprinzen Friedrich Wilhelm, in Preußen und die dasselbe hergestellte Ruhe.

In der Größe des Originals (Silber) im Nat. Münzkabinett zu Berlin.

sahl er gemäß den dringenden Bitten der Stände, die Truppenzahl zu verringern und sich gegen die Schweden lediglich auf die Verteidigung zu beschränken. An die Kommandanten seiner Festungen erließ er direkte Befehle, ohne auf Schwarzenberg Rücksicht zu nehmen und stellte vor allem den fast ausgelösten Geheimen Rat infosofern wieder her, als er den alten Kanzler Göye und andere, durch Schwarzenberg entfernte Räte wieder in ihr Amt einsetzte. Das ständische Kreditwerk war bankrott, die auf die Domänen in allen Provinzen gemachten Schulden — in Preußen z. B. brachten etwa 50,000 Hufen noch nicht 6000 Thaler ein — betragen mehrere Millionen, der einträglichste Zoll, der zu Lehnzen war an Dänemark verpfändet, für eine Schuld, die man, um den Besitz von Cleve-Mark antreten zu können, 1629 bei dem Holländer Peter Hösnier aufgenommen, sollte man Wucherzinsen zahlen, dem Kaiser mehr als eine halbe Million an rückständigen Steuern bezahlt. Und doch hatte man nicht Geld genug, auch nur den Bedarf der Hofküche zu bestreiten, mußte mehrfach vom Berliner Magistrat die hohe Summe von 15 Thalern aufnehmen, um nur leben zu können. Nun ließ der Kurfürst über die Einnahmen und Ausgaben Ermittlungen anstellen und leitete selbst eine allgemeine Revision über die Kammerverwaltung, die Kriegsexpedition und den Hofhalt, wobei sich dann erst die wirkliche Größe der Finanznot ergab.

Bedrohtlich genug ließen sich die ersten Folgen dieses selbständigen Vorgehens an. Der Kaiser verbot die Reduktion der Truppen und war doch weder im stande, die Schweden aus der Mark zu vertreiben, noch auch gar willens, dem Versprechen des Prager Friedens gemäß Pommern für Brandenburg zu erobern. Im Gegenteil wußte man, daß eben dies Land der Preis sei, um den er von den Schweden den Frieden erlangen wollte. Graf Schwarzenberg, entsezt über das eigene Vorgehen des Herrn und gepeinigt von der Besorgnis, daß seines Waltens nicht mehr lange sein werde, verfiel in Krankheit und starb eines plötzlichen Todes. Allein selbst sein Tod war nur scheinbar ein günstiges Ereignis, wenigstens schadete er dem Kurfürsten infosofern, als er nunmehr das geringe bisher noch vorhandene Vertrauen beim Kaiser einbüßte, und über die Frage seines Nachfolgers im eigenen Lande, vornehmlich bei den Lütherischen große Ansregung entstand. Endlich als der Kurfürst trotz des kaiserlichen Verbots die Reduktion der Truppen wirklich begann, die förmliche Bereidigung der übrigen Truppen auf seinen Namen bezahl und eine Untersuchung über die ungehöflicheren Unterschleife, die unter Schwarzenbergs Leitung sich die Offiziere hatten erlauben dürfen, einleitete, kam es zu einer Empörung der Soldaten, und trozig verweigerten ihm die Obersten die Eidesleistung.

Indessen gelang es dem Kurfürsten, hauptsächlich durch die Unterstützung des Kommandanten von Küstrin, Konrad von Burgsdorf, einige Regimenter und Festungen zu gewinnen. Markgraf Ernst, der Sohn des Markgrafen von Jägersdorf, wurde — da der Kurfürst noch in Preußen weilen mußte, um die Belehnung von Polen durchzuführen — zum Statthalter in der Mark ernannt und waltete seines Amtes mit aller Energie. Der Kurfürst selbst setzte es bei Polen durch, daß ihm wenigstens die Übernahme der Regierung in Preußen gestattet wurde
1641(21. April 1641), und vornehmlich landte er seinen einzigen Erzieher Klemens alkum genannt Lenckmar nach Stockholm, dort einen Waffenstillstand zu verhandeln und zugleich unter der Hand von dem alten Prince Gustav Adolfs, einer Vermählung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm selbst mit der jungen Königin Christine von Schweden.

zu sprechen. Da nun damals die Kaiserlichen mit einem Erfolg gegen die Schweden vorgingen, und diese zugleich einen Krieg mit Dänemark fürchten mußten, so bequemten sich die Schweden in der That am 14. Juli 1641 zum Abschluß eines vorläufigen Waffenstillstandes, der wenigstens die Durchmärsche durch die Mark beschränkte, die Verpflegung der Truppen für diese Fälle regelte und endlich — man sieht, wie es dem Kurfürsten auf die eigensten Interessen der Unterthanen ankam — die Straßen zu Wasser und zu Lande für den freien Verkehr sicherte, die willkürlichen Zölle beseitigte.

Wenig später war es nach den heftigsten Streitigkeiten im polnischen Reichstage und mit den preußischen Ständen, von denen namentlich die Städte die unerhörtesten Forderungen an den Kurfürsten stellten und die Krone Polen für deren Befriedigung aufriesen, dahin gekommen, daß Friedrich Wilhelm am 8. Oktober 1641 zu Warschau vom Könige von Polen „friedsam und still“ belehnt worden war. Allerdings war dies nur unter Zugeständnissen schwerster Art an die Krone wie an die Stände ermöglicht worden, und die Städte verharrten dabei, jede Steuer abzulehnen, wurden endlich nur mühsam zur Huldigung bewogen, ja Königsberg konnte nur durch einen königlich polnischen Befehl dazu vermocht werden, die Beisehungsfeier des Kurfürsten Georg Wilhelm ohne Störung geschehen zu lassen. Aber der Kurfürst war doch nun auch in Preußen rechtmäßiger Landesherr, und er stand zugleich wenigstens mit den Oberständen in gutem Vernehmen. Auch wußte er durch Beseitigung der eigentlich ausgebildeten und durchaus nicht ordnungsmäßig verwalteten Seezölle schon damals für den völlig gelähmten Handel Königsbergs, Memels, ja des ganzen Landes Ersprießliches zu leisten.

Endlich hatte der Kurfürst einen Fuß im Bügel. Doch um in den Sattel zu kommen, fehlte noch viel. Hierfür war das Vorhandensein einer einigermaßen großen Truppenzahl dringend erforderlich und dem fortwährend schwankenden Kriegsglück, dessen Theater doch der märkische Boden blieb, gegenüber mußte man wenigstens leidlich gerüstet sein. Aber trotz aller Gefahren weigerten sich die Städte, den auf sie fallenden Teil der bewilligten Summe von etwas über 100 000 Thalern zu zahlen. Nicht 16, sondern 12 Kompanien seien zum Schutze des Landes genug. Und doch wogte der Kampf hin und her, gingen die Kaiserlichen an der Oder wie an der Elbe vor, rüstete der König von Dänemark, machte dann Torstenson jenen fühen Zug nach Schlesien und Mähren, bedrohte die Kaiserstadt selbst. Wie aber sollten unter solchen Verhältnissen die Friedensverhandlungen, deren Beginn schon auf den 25. März 1642 in Münster und Osnabrück festgesetzt war, gedeihen! Und selbst wenn sie begannen, was hatte Brandenburg von ihnen zu hoffen! Man wußte ja, daß der Kaiser Pommern an Schweden zu überlassen bereit war, daß Schweden den entschiedensten Anspruch auf dieses Land, ja auch auf die Altmark mache, daß selbst Dänemark von einem niederländischen Königthum träume. In den Rheinlanden war die Stellung der Niederlande die festeste geworden, und da die elevischen Stände sich weigerten, für die Berichtigung der Höfyserschen, auf die Generalstaaten übergegangenen Schuld einzutreten, so hatten diese ein Mittel gefunden, mit dem sie Brandenburg noch viele Jahre drangsalieren konnten. Da war es denn in der That ein großer Erfolg, daß im Mai 1643 mit den, durch einen dänisch-polnisch-kaiserlichen Angriff bedrohten Schweden, ein Vertrag ge-

schlossen werden konnte, der die Mark von den schwedischen Truppen fast völlig befreite. Und indem nun bekannt wurde, daß der Kurfürst den Vermählungsplan Gustav Adolfs aufnahme, trat eine Wendung der politischen Lage Brandenburgs ein, die für Polen, die Niederlande, für den Kaiser, Dänemark, ja Spanien höchst bedrohtlich schien. Denn die solchergestalt in Aussicht stehende Vereinigung der schwedischen und brandenburgischen Macht hätte in der That die Ostsee beherrsch, hätte der habsburgischen Macht ein Gegengewicht gegeben und alle europäischen Machtverhältnisse verschoben. So mußten sich doch die Augen des ganzen Europas wieder auf den Beherrscher dieses armen, so tapfer vertretenen Landes, das man als gute Beute zu verteilen schon gedacht, mit einiger Aufmerksamkeit richten.

Friedrich Wilhelm aber wollte nichts anderes und konnte nichts anderes wollen, als dem ewigen Krieg ein Ziel zu setzen, endlich Frieden zu schaffen, um die ganz zerfahrenen Verhältnisse im eigenen Lande und im Reiche endlich wieder einer Ordnung entgegenzuführen. Mächtig schaltete aus allen Gegenden der Hammer der Unglücklichen, die um das Ende der Drangsal flehten. Ganz Deutschland lag erschöpft, blutend, verödet und seufzte nach Erholung. Sein Kaiser wollte jedoch nur mit den Schweden Frieden haben, und für ihn wollte er deutsches Land dahin geben, aber nicht um Deutschland den Frieden wieder zu schenken, sondern um die Reichskräfte für den Krieg Spaniens gegen Frankreich frei zu machen und sie für die spanisch-österreichischen Interessen ins Feld zu führen. Doch auch im Norden wurden die Aussichten für den Frieden geringer, da nun wegen des Sundzolls der Krieg zwischen Dänemark und Schweden ausbrach und auf deutschem Boden ausgefochten wurde. Indessen endete er bald mit dem Siege der Schweden, und Torstenson konnte sich nach 1645 dem Frieden von Bromsebro (Sommer 1645) wieder direkt gegen den Kaiser wenden. Auch schlug er ein kaiserliches Heer bei Jenko in Böhmen und fiel von nemem in Mähren ein. Zugleich aber bedrohte der Fürst Ragoecy von Siebenbürgen den Kaiser, drangen die Franzosen und Holländer in die spanischen Niederlande mit Erfolg ein, und ebenso eroberte Turenne am Oberrhein eine Stadt nach der anderen: Mannheim, Worms, Landau, selbst Mainz. Indem so die österreichischen Länder und das habsburgisch-spanische Hausinteresse selbst angegriffen waren, mochte Deutschland hoffen, daß auch sein Kaiser zum Friedensschluß geneigt sein werde. Wirklich wurde auch Graf Trantmannsdorf, der vertraulichste Rat des Kaisers, zum Kongreß nach Münster und Osnabrück gesendet. Denn Schweden sowohl wie Frankreich hatten bei der Verschiedenartigkeit ihrer Absichten, bei der Rivalität, mit der beide Mächte nach der Beherrschung Deutschlands strebten, ganz folgerichtig es für vorteilhafter gehalten, an zwei verschiedenen Orten mit Deutschland zu verhandeln, und man hatte Münster für die Verhandlungen mit den Franzosen, Osnabrück für die mit den Schweden gewählt.

Wie war nun die Stellung Brandenburgs auf diesem Kongreß eine so überaus eigentümliche!

Die kaiserliche Willkür hatte alle Ordnungen zerstört, auf denen früher das deutsche Reich geruht hatte, namentlich seit Karl V. war das deutsche Reich für den Kaiser nur noch ein Faktor in der zum großen Teil von Jesuiten geleiteten österreichisch-spanischen Hauppolitik, und nicht mehr vertrat der Kaiser das Reich und seine Bedürfnisse, sondern das Reich sollte die Interessen des



Der Große Kurfürst als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft.

Nabierung aus „Der Deutsche Palmenbaum. Das ist Lobsicht von der hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft“. Nürnberg 1647.

In die Stammrolle der Gesellschaft trug der Kurfürst 1644 als Wahlspruch ein:

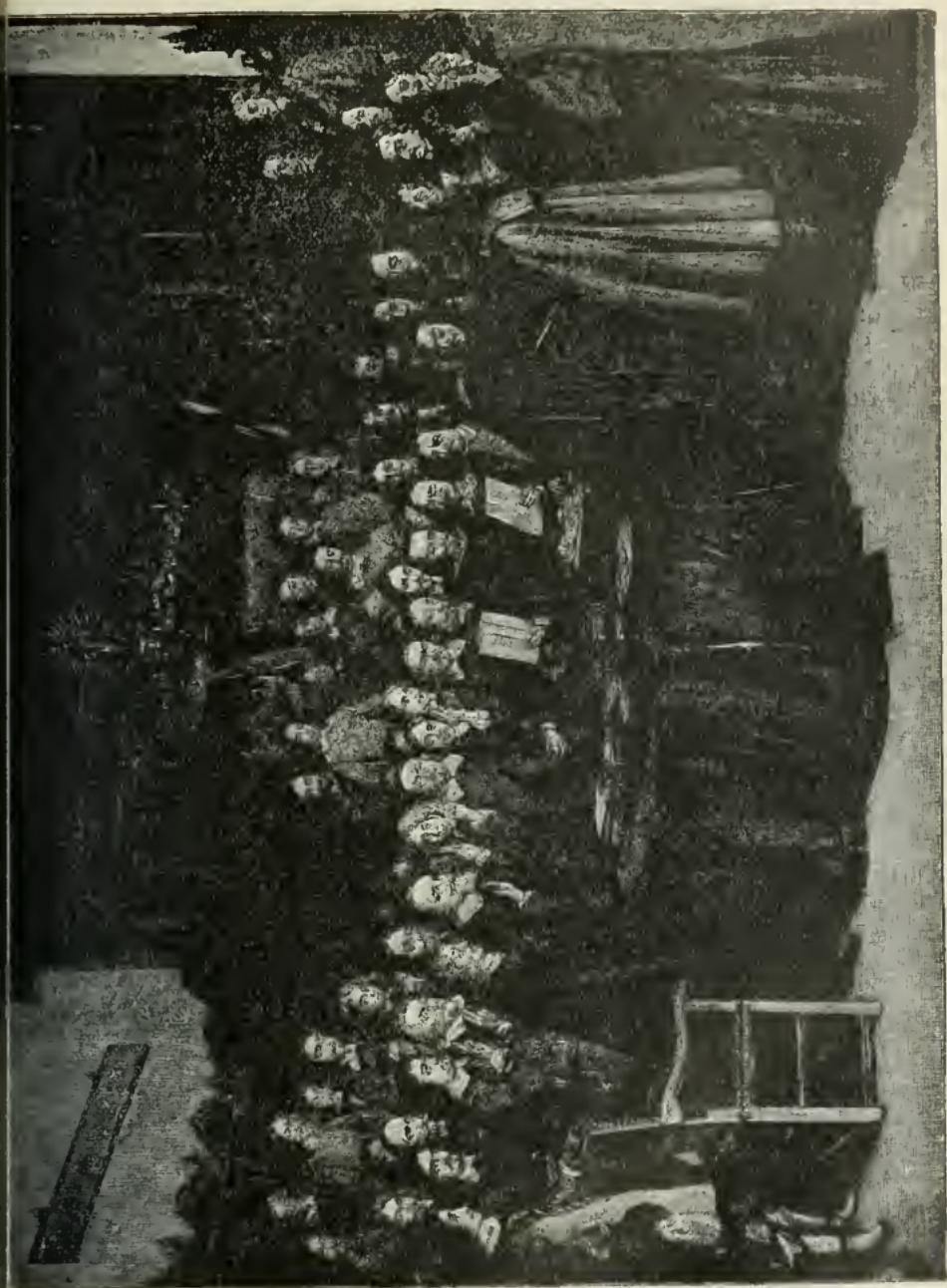
Große Herrn thun wol, sich zu bestleihen,
Den Armen als den Reichen Recht zu leisten.

Haus des Habsburg versechtern. Und diese lagen vornehmlich in Spanien, Italien, Ungarn, am wenigsten in Deutschland, wo der Kaiser nur zu oft durch Übergriffe und Verlebungen der Reichsverfassung Ansehen und Einfluß zu gewinnen strebte, während er selbst und sein Hof, an dem nicht einmal die deutsche Sprache, sondern italienisch und lateinisch gesprochen wurde, völlig entdeutscht waren. Das Beispiel des Kaisers aber wirkte natürlich auf die deutschen Fürsten ein, es lockerten sich daher die Verbindungen zwischen den einzelnen Territorien allmählich vollständig, und die einzelnen Fürsten finanziell, wie der Kaiser selbst, meist erschreckend zerrüttet, handelten nur nach ihren eigenen Interessen, verlernten mehr und mehr, ein gemeinsames Gesamtinteresse anzuerkennen. Unter den furchtbaren Folgen des gewaltigen Krieges ist gerade der endgültige Verfall der Reichsverfassung, das Verschwinden des nationalen Zusammenhangs eine der traurigsten. Lebte noch hie und da ein patriotisch deutscher Gedanke, die Hoffnung auf eine doch deutsche Politik des Reiches, die Absicht, des deutschen Reiches Interesse zu wahren, so konnte sich eine solche kaum jemals noch an das Reichsoberhaupt, den Kaiser, anlehnen. Sie mußte, wenn sie nicht auch dem österreichischen Interesse entsprach, sich zumeist im Gegensatz zum Kaiser und wider dessen Willen Geltung zu verschaffen suchen. Und gewiß dann, wenn es sich um das Recht des Protestantismus, um die Freiheit des Evangeliums handelte. In diesem Sinne war es, wenn sich der Kurfürst „zuvörderst dem Reich und nochmals dem Kaiser“ verpflichtet fühlte, oder wenn er sich „einzig und allein als gut reichisch“ bezeichnete. In diesem Sinne war er als „der Untadlige“ auch der Frucht-

bringenden Gesellschaft beigetreten, deren vornehmste Devise „deutsche Tugend und deutsche Sprache zu üben“ ganz seiner Sinnesart entsprach. So verlangte er auf dem Kongreß vor allem die Aufhebung des Restitutionsedikts von 1629, die Belebung des Prager Friedens, die Aufnahme auch der Reformierten in den Religionsfrieden und ebenso forderte er — entgegen den Absichten des Kaisers, allein oder höchstens im Einvernehmen mit den Kurfürsten den Frieden schließen zu wollen — die Teilnahme aller deutschen Fürsten an den Friedensverhandlungen. Für sich beanspruchte der Kurfürst natürlich das ganze Pommern, ein Anspruch, der doch zugleich im Gesamtinteresse Deutschlands lag, wie auch für außerdeutsche Staaten von Wichtigkeit war. Gewiß war das dynastische Recht des Kurfürsten ein voll begründetes, nicht zu bezweifelndes, und die pommerschen Stände haben energischen Protest eingelegt dagegen, einem anderen Staate als Kurbrandenburg einverlebt zu werden, „denn sie seien durch ihren Eid dem Kurfürsten pflichtig, und könnten doch nicht wie das unvernünftige Vieh gehalten und veränbert werden“.

Ohne Zweifel war es für das Kurfürstentum von unendlicher Bedeutung, die Küstenländer und die Odermündungen zu gewinnen. Aber wenn außer Bremen und Verden, das die Schweden für sich verlangten, auch Pommern an diese fiel, so verlor nicht nur Brandenburg, sondern Deutschland überhaupt jeden Einfluß auf die baltische Politik, und dem Handel auf der Oder wurde ebenso der Lebensnerv durchschnitten wie dem auf der Elbe und Weser. Im Besitze der Oder-, Elbe- und Wesermündung hätte Schweden nicht nur politisch die norddeutsche Tiefebene beherrscht, sondern dem deutschen Handel die wichtigsten Ausgangspforten verrammelt. Und weder konnten, so schien es, die Franzosen eine solche dominierende Stellung Schwedens, die auch ihre Macht am Rhein beeinträchtigte, zugeben, noch konnte es den Dänen oder gar den Polen willkommen sein, die Schweden eine, für sie militärisch so bedeckliche Position einzunehmen zu lassen, noch mochten endlich die Niederlande ihren Handel nach den Ostseeländern — Preußen zumal war ihnen von großer Wichtigkeit, weil sie von dort das Holz für ihren Schiffsbau bezogen — durch die Schweden beschränken lassen.

In dieser Bedeutung Pommerns für die außerdeutschen Länder lag allein die Gewähr des Gelingens, und von diesem Gesichtspunkte aus sind die unendlich langwierigen, jahrelangen und mühseligen Verhandlungen in Münster und Osnabrück über Pommern zu beurteilen. Es kam selbst (1646) dahin, daß der Kurfürst die Waffen gegen die trozigen Schweden, die all seine Erbietungen mit Lachen hinwegwiesen, zu ergreifen schien. Die geplante Vermählung mit der Königin Christine gab er auf; zur großen Verwunderung der Herren Schweden vermählte er sich mit der ältesten Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, der Prinzessin Luise Henriette — eine Vermählung, die zwar der Ansicht des Kurfürsten über die Gemeinsamkeit der Interessen Brandenburgs und der Niederlande sowie seiner Vorliebe für dieses Land voll entsprach, und die dem Kurfürsten ein fest und sicher gegründetes Eheglück, aber politische Vorteile, wenn man an solche gedacht hat, zunächst nicht gebracht hat. Vielmehr nahmen die Verhandlungen auf dem Friedenskongreß einen immer unerwünschteren Verlauf. Denn wie sehr auch das Interesse der außerdeutschen Staaten gegen den Besitz Pommerns in der Hand der Schweden war, so wenig lag ihnen doch daran, Brandenburg zu verstärken, und vor allem war der Kaiser trotz seines



Die Geiselnahmen bei Münster zu Münster 1648.
Gemälde von Terborch (geb. zu Zutphen 1618, gest. zu Deventer 1681) in der Nationalgalerie zu London.

Vertrahens entschieden gegen Brandenburg. Ihm wäre nichts willkommener gewesen, als mit einem Schlag die Schweden ohne seine Unkosten zu befriedigen und zugleich Brandenburg zu schwächen. Der Kurfürst sah sich schließlich vor die bittere Wahl gestellt: entweder den Frieden ohne brandenburgische Zustimmung und mit dem Verluste vom ganzen Pommern geschlossen zu schließen, oder einen Teil Pommerns an Schweden abzutreten und für den Verlust des anderen, für die Abtretung von Vorpommern angemessene Entschädigungen zu erhalten.

Tief schmerzlich war das Opfer, das ihm zugemutet wurde, er fühlte, wie viel er hingab, doch er mußte das Opfer bringen, „lieber etwas von seinem Lande zu verlieren als das Ganze quitt zu gehen“ und die Teilung Pommerns zugeben. Am 7. Februar 1647 kam es trotz aller Störungsversuche des kaiserlichen Gesandten zwischen Schweden und Brandenburg durch den französischen Bevollmächtigten d'Avaux zum Abschluß. Aber anderthalb Jahre dauerte es noch, bis auch der Kaiser sich zum Frieden bequeme. In den immer neuen Verwicklungen versuchte der Kurfürst wohl eine „dritte Partei zu bilden, die sich beiden kriegenden Teilen konsiderabel machen“ und sie zum Frieden zwingen könnte. Dies mißlang zwar, aber trotz der heftigen Einprache Kurbrandenburgs erreichte der Kurfürst, daß auch die Reformatoren als Evangelische in den Frieden eingeschlossen wurden, und als die Franzosen und Schweden bis an den Inn vorgedrungen, die Schweden die Kleinseite von Prag erobert hatten, und nun Wien selbst von zwei Seiten bedroht war, da war auch der Kaiser gezwungen, das spanische Interesse bei Seite seines zu setzen. Am 24. Oktober 1648 vollzog er den Frieden. —

Wohl war nun Friede, aber es war ein Friede, der hunderhältigen Keim zu neuen Kriegen in sich barg. Wohl war die Freiheit der Religionsbekenntnisse anerkannt, das Restitutionsedikt aufgehoben, aber wer hätte sich nicht wie der Kurfürst an den Gründtag erinnern sollen, daß man den Neuhern Treu zu halten nicht schuldig sei? Wohl war nun die Landeshoheit, le droit de souveraineté eines jeden deutschen Fürsten anerkannt, aber es war zugleich das deutsche Reich als solches zu politischer Ohnmacht verurteilt, und die verfummerte Reichsverfassung unter die Garantie der freuden Mächte Schweden und Frankreich gestellt. Österreich, das sich der Einwirkung des Reiches nun völlig entzogen und seine Erblande aus der Reichsverfassung gelöst hatte, wirkte umgekehrt mit den Resten der, seinem Herrscherhause wie erblich zustehenden kaiserlichen Gewalt lähmend auf das Reich ein, Frankreich hatte mit dem Elsaß sich die Thüre zum Reich geöffnet, hatte die Fürsten am Rhein, in Schwaben und Franken in der Hand, und Schweden hatte mit Vorpommern, mit Bremen und Verden die Mündungen der Oder, Elbe und Weser und damit die Herrschaft im Norden tatsächlich erlangt. Es lag in der Natur der Sache, daß diese drei Mächte immer wieder um den vorwaltenden Einfluß, um die beherrschende Stellung in Deutschland ringen würden, und es war nicht anzunehmen, daß sie einem der deutschen Fürstenhäuser gestatten würden, seine Kräfte so zu konzentrieren, daß es ihnen widerstehen, das nationale Interesse Deutschlands ihnen gegenüber versetzen könne. Die einzige Hoffnung war vielleicht, daß gerade aus der Rivalität der drei Mächte sich eine Kombination bilde, die deutsches Gut und deutsches Recht wieder zu erringen möglich mache.

Freilich hatte Kurbrandenburg Hinterpommern erhalten, waren ihm die Städte Minden, Ramin, Halberstadt und Magdeburg zugesprochen. Aber ganz abgesehen



Kurfürst Friedrich Wilhelm mit seiner Gemahlin Luise Henriette,
geb. Prinzessin von Oranien.

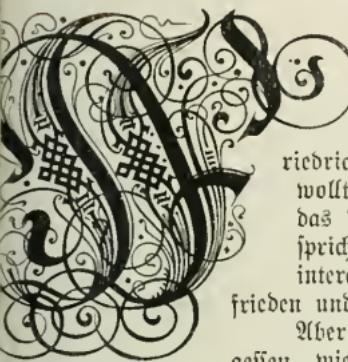
nach dem Original (Lebensgröße) von Pieter Nason (geb. um 1615, gest. nach 1680) im Kgl. Schloß zu Berlin.

davon, ob diese Länder dem aufgegebenen Vorpommern gleich kamen, war der Besitz Halberstadts, noch mehr der von Magdeburg dadurch in eine unbestimmte Zukunft gerückt, daß die Übernahme erst nach dem Tode des zeitigen Inhabers aus dem Hause Sachsen erfolgen sollte, war ferner die Regulierung der Grenzen gegen Schwedisch-Pommern weiteren Beisprechungen vorbehalten, und so auch der Anlaß zu kriegerischem Einchreiten Schwedens gegen Brandenburg gegeben. Es war aber weiter Brandenburg vom Meer fast ausgeschlossen, da die wenig entwickelte Küste Hinterpommerns mit dem kleinen Hafen von Colberg, dem der Kurfürst später in Leba einen zweiten hinzuzufügen suchte, einer maritimen Entwicklung keine rechte Möglichkeit bot. Durch den Besitz Vorpommerns, Verden und Bremens und die zugleich gewährte Reichsständschaft war Schweden gerade für Brandenburg der Feind geworden, an dem jedes Emporringen erfolglos abgleiten mußte. Die Existenz, das Leben Brandenburgs hing daran, daß diese Fremdherrschaft vor seiner Thür und auf deutschem Boden, die das wirtschaftliche Leben von ganz Deutschland unterbunden hatte, beseitigt wurde. Auf Vorpommern ferner hatte Brandenburg das beste und begründeste Recht gehabt, die kaiserliche Politik hatte es ihm genommen und dafür in jenen Stiften Ansprüche gegeben die an vielen Orten Eiserneucht erweckten und Gegenaansprüche hervorriefen. Ebenso waren die Rechte Brandenburgs in den rheinischen Ländern keineswegs anerkannt worden, sondern die unklaren Verhältnisse dauerten dort fort, und die Ansprüche Pfalz-Nienburgs bildeten einen Zunder, der nur des Zankens bedurfte, um den Kampf aufs neue hervorzurufen, den Kampf, der unschätzbar wieder ein allgemeine werden zu müssen schien. Währte doch noch der Krieg zwischen Spanien und Frankreich fort, und wenn der Kaiser eine günstige Gelegenheit zu erneuter Unterstützung Spaniens ergriff — wie möchte man nicht zagen, daß er auch das Reich wieder hineinziehe in den Kampf! Und wenn der Ausbruch des Krieges aus zwischen Polen und Schweden nur wie an einem Faden hing — wer sah nicht daß Brandenburg dann wie zwischen Hammer und Ambos lag? Rechnet man hierzu die zerrissene und getrennte Lage der bisher nur durch die Person des Landesherrn vereinten brandenburgischen Länder, die sich von einander streng abschlossen, die auffässige und übermütige Haltung der Stände, die überdies in Preuße an Polen, in den Rheinlanden an den Generalstaaten eine Stütze hatten, rechnet man endlich die Armut, das Elend, ja die völlige Verkommenheit der Lande hinzu, so erkennt man, welche Riesenaufgabe es war, aus diesen Ländern und den verschiedenen Rechten, die der Landesherr in ihnen hatte, »membra unita capitum«, eines Hauptes Glieder, einen Staat zu schaffen, man zweifelt an den Gelingen. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm ging unverzagt ans Werk oder vie mehr setzte mit neuem Mut die begonnene Arbeit fort. Er mußte sehen, wie sich durch den Widerwillen, die Trägheit und Unlust im Innern, durch die Eisernsucht und Misgründ der Mächte hindurch wand, wie er trotz aller Feinde den Frieden bewahrte. Niemals, meinte er, sei ein Fürst in ähnlicher Bedrängnis gewesen wie er, weder Salomo noch David sei es so schwer geworden, zu finden was zu thun sei, und mit Davids Worten betete er wohl „Herr, zeige mir den Weg, den ich gehen kann“.



Vom Westfälischen Frieden bis zum Frieden von Oliva

1648—1660



Friedrich Wilhelm hatte keineswegs erlangt, was er gewollt, im Hinblick auf das bonum publicum, auf das Beste des Vaterlandes hatte er, wie er es ausspricht, viel von seinem Recht nachgegeben, sein Privatinteresse gänzlich zurückgesetzt und nur auf den Reichsfrieden und das Wohl seiner Lande und Leute gesehen.

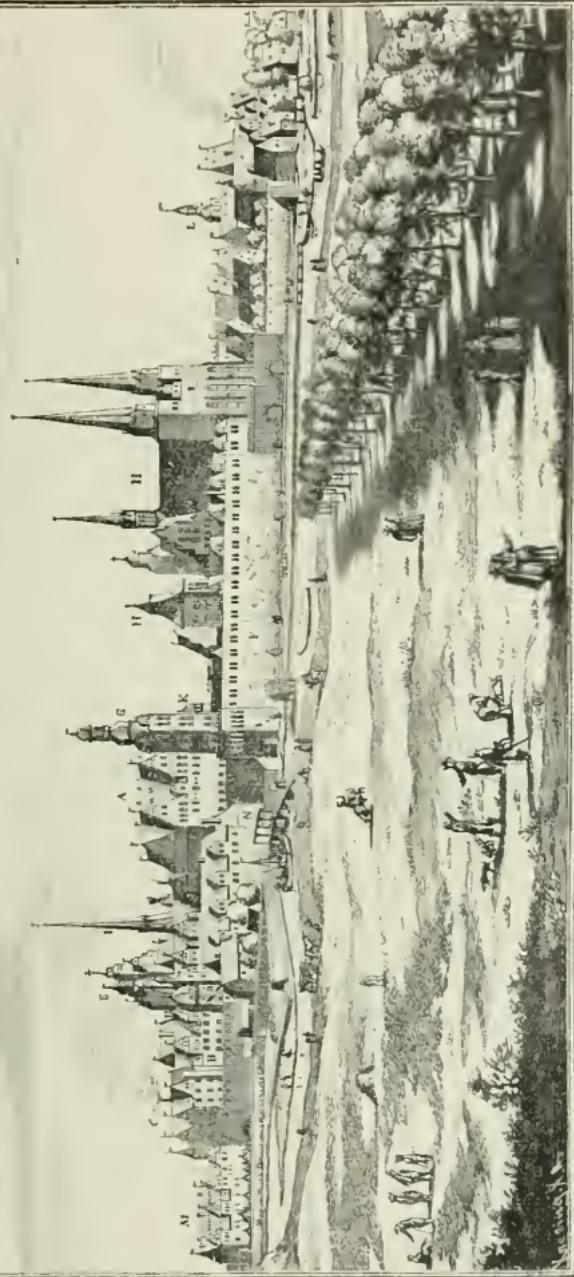
Aber man darf über dem Nichterreichten nicht vergessen, wie ungeheuer viel es war, was der Kurfürst erlangt hatte; selbst die melancholische Stimmung, in der er sich wegen der Bereitstellung seiner Rechte befand, kann den Blick nicht trüben, der die Lage Brandenburgs beim Regierungsantritt und nach dem Friedensschluß vergleicht. Im Jahre 1640 schien der Untergang Brandenburgs gewiß, Freund und Feind hausten im Lande auf das furchtbare, und schon hatten beide das Los über das Land geworfen, es im Geiste unter die kriegsführenden Mächte verteilt, die Vertreibung des Kurfürsten vom Throne seiner Väter ins Auge geaßt. Jetzt hatte der Kurfürst nicht nur von den angestannten Ländern Besitz ergriffen, sondern durch die Haltung, die er zwischen den kriegsführenden Mächten eingenommen, durch die Beziehungen, die er, erdrückt fast zwischen dem Kaiser und den Schweden zu dritten Mächten angeknüpft, eine Stellung gewonnen, die verlangte, daß man auf ihn achtete, und zu den Ländern seiner Väter hatte er wenigstens das Recht auf die Hälfte des pommerschen Erbes, auf die Stifte in Mitteldeutschland zugesprochen erhalten. Längst fühlte man im Lande nicht nur, sondern auch an den auswärtigen Höfen, welch' energischer, führner Wille in Berlin jetzt gebot, man fürchtete Friedrich Wilhelm als einen Fürsten, der „nächst dem Kaiser an Land und Leuten der größte und considerabelste Herr im Reich sei und eine überaus große Ambition habe, sich noch größer zu machen“. Man fürchtete ihn nur um so mehr, als man erkannt hatte, daß der Kurfürst nur das fordere, nur „das ambitioniere“, worauf ihm ein unbedingtes Recht zustand, und als dieses Recht ihm zu verweigern, das Interesse der Mächte verlangte.

Zwischen diesen mußte er zunächst dahin streben, daß ihm wenigstens die in dem Frieden zugestandenen Rechte auch voll zu Teil würden. Denn keineswegs kam der Kurfürst mit der Unterzeichnung des Friedensinstruments nun auch in den wirklichen Besitz der neuen Landschaften. Vielmehr mußte von Schweden der Abzug aus Hinterpommern und den Stiften, die Regulierung der Grenzen erst sehr mühsam durchgesetzt werden, es mußte vom Kaiser die Ausführung der Bestimmungen des Friedenstraktats, die Regelung der deutschen Verhältnisse ver-

aus Bernhard Robin, Fundamentbuch. Straßburg 1579.

langt werden, man müßte die endliche definitive Ordnung der seit 1609 offenen Frage über den Besitz der Rheinlande bereiben, man müßte die Ansprüche auf das Erbe des 1621 gestorbenen Markgrafen von Jägerndorf im Auge behalten, man müßte die Einwirkungen Polens in Preußen, der Niederlande in Cleve beseitigen, und zu all diesen umfassenden Aufgaben der äußeren Politik kam die eigentliche Aufgabe, für die jene nur ein Mittel sein konnten, die Wiederbelebung des Landes selbst, dessen Wohlstand, dessen physische und moralische Genebung.

Mit aller Energie betrieb der Kurfürst die Zahlung des auf ihn fallenden Teiles der an Schweden zugesagten Entschädigungssumme von über 800000 Thaler, und hatte die Genugthuung, sie zuerst voll bezahlt zu haben. Gleichwohl kam er mit den Schweden zu keinem Resultat. Aus Minden und Halberstadt zogen sie erst Ende 1649 ab, und in Pommern erhoben sie unerwartet den Anspruch auf weitere Gebiete am rechten Oderufer, auf die Hafenzölle vom brandenburgischen Hinterpommern. In Nürnberg wurde der Hauptexekutionrezess ohne Rücksicht auf Brandenburg geschlossen, und unter der steten Sorge eines Bruches mußte man noch Jahre verhandeln, ehe es zur endlichen Feststellung der Grenzen kam. Aber konnte Polen, konnten die Generalstaaten zugeben, daß Schweden immer kühner sich ausbreitete, in dem Kampfe, den es gegen Polen nun plante, daß es die Ostsee, „die Mutter alles Handels“, zu einem schwedischen Binnensee mache? Polen, unter dem trügen König Johann Kasimir durch innere Zwistigkeiten und das Vordringen Russlands, in dessen Schutz die polnischen Kosaken damals traten, geschwächt und gelähmt, bot keinen Rückhalt. Der Kurfürst rechnete auf die Niederlande, wie er denu immer die Gleichartigkeit und das Zusammentreffen der Interessen dieses Staates mit den seinigen annahm. Und damals schienen die Niederlande jede Hilfe, die sich ihnen bot, mit Dank annehmen zu müssen, denn mit Erfolg gingen die Spanier gegen die Franzosen in Belgien vor, und der Pfalzgraf von Neuburg bemühte die allgemeine Kombination, in welcher unter diesen Umständen dem katholisch-spanischen Wesen neue Hoffnung winkte, um sich von dem Provisional-Vertrage, in dem ihn der Kurfürst 1647 zur Schonung seiner protestantischen Unterthanen gezwungen hatte, frei zu machen. Entgegen den Bestimmungen dieses Vertrages wollte der Pfalzgraf für die religiösen Zustände nicht das Jahr 1612 als Normaljahr mehr anerkennen, sondern das im westfälischen Frieden festgesetzte Jahr 1624 auch auf die in seinem Besitz befindlichen Länder Jülich und Berg ausdehnen. Schmachvoll bedrückt und knechten er daher die etwa 62000 Protestanten daselbst, und nur die Abreise des Kurfürsten nach Preußen erwartete er, so ließ Friedrich Wilhelm dem Kaiser melden, um die brandenburgischen Länder am Rhein zu besiegen. So beschloß der Kurfürst den Angriff, ließ im Zuni eine kleine Truppenzahl in das Herzogtum Venlo einrücken. Mit Münster und Osnabrück, mit Köln und Trier suchte der Pfalzgraf ein Bündnis und berief die Truppen des verjagten Herzogs von Lothringen ins Land. Die Spanier, nach Mazarins Sturz im Frieden mit Frankreich und in gutem Einvernehmen mit Cromwell, dem Protektor von England, konnten jeden Augenblick ins Land fallen, stellten vorläufig dem Pfalzgrafen drei Regimenter zur Verfügung, und im Rücken des Kurfürsten war der König von Polen, als Schwager des Pfalzgrafen zu dessen Unterstützung wohl geneigt, jedoch der Papst war bereit, ihm für sein Unternehmen Geldsummen zur Verfügung zu stellen.



Die Kurfürstliche Residenzstadt Berlin und Potsdam um 1650.

A Vorber. Schloß bilden. B Das Schloß hinden. C Zir. G. D. Binner. D Der Genthstein da man tan hinaufreiten. E Schloß Kirche. F Wallersteine. G Wallerstein.

H Der Zahn. I Et. Hiccau in Berlin. K Rathaus L Köln. M Wittenau u. Wodera. N Grus. O Fragment aus W. Beiter 'Topographia Electoratus Brandenburgi et Ducatus Pomeraniae u. f. m. (Graeffurt a. Main a. 3, [1652?]). Zu Druck gegeben und

drückt durch Matthaei Merian Ged. Erben.



Hier an der Westgrenze schien der Kriegsteim, der im westfälischen Frieden lag, zuerst aufgehen zu sollen, und die beiden rheinischen und der westfälische Kreis rüsteten sich daher mit Macht. Aber in den Niederlanden war nach dem Tode des Prinzen Heinrich Friedrich von Oranien die antioranische Partei ans Ruder gekommen, und diese suchte, da gerade der Kriegsrath eine der Ursachen der großen Popularität der Oranier war, Frieden um jeden Preis und achtete nicht der Gefahren, die in den Erfolgen der Spanier für ihr Land lagen. Dreimal ist der Kurfürst persönlich im Haag gewesen, während seine Truppen schon über den Rhein gegangen waren. Vergeblich. Die Generalstaaten boten höchstens die Vermittlung beim Pfalzgrafen an, und dieser lehnte sie ab. Mehrfach begab sich der Kurfürst zu persönlichen Zusammenkünften mit dem Pfalzgrafen, auch sie verliefen resultlos. Der Kaiser, von ganz anderen Motiven bewegt und zur Rücksicht auf den Kurfürsten genötigt, gab dem kurfürstlichen Gesandten von Blumenthal zwar gute Worte, aber selbst Blumenthal, unter den kurfürstlichen Räten derjenige, der am meisten zum Anschluß an den Kaiser riet, fürchtete, daß der Kaiser auf Andrängen der Katholischen nachgeben werde. Trotzdem und trotz kleinerer nicht entscheidender Gesetze gegen den Pfalzgrafen war der Kurfürst jetzt willens, die Sache in Güte beizulegen. Und da weder von den Schweden noch von den Staaten ein Eingreifen zu hoffen war, so fügte er sich der Vermittlung kaiserlicher Kommissarien, aber auf seinen Vorschlag mußten diesen doch je zwei kurbrandenburgische und zwei kurpfälzische hinzutreten. Der Vergleich stellte dann den früheren Stand einfach wieder her.

Durchaus nicht hatte der Kurfürst erreicht, was er gewollt, selbst der Schutz der Evangelischen in Jülich war ihm nicht gelungen, und überall im Reich und außer dem Reich war großes Geschrei über den Friedensstörer von Brandenburg, der es gewagt, den teuer erkannten Frieden zu verleihen, und „keiner Macht hätte der Kurfürst dergestalt trauen dürfen“, wie es in einem Gutachten heißt, „daß er sich nicht vor und wider ihr in etwas vorzusehen hätte“. Schweden insbesondere wollte jetzt sogar das brandenburgische Preußen an Polen geben und dafür Livland für sich nehmen, ja indem Schweden nun ein Bündnis mit Braunschweig und Hessen-Kassel einging, umflammerte es Brandenburg noch fester. Schlimmer noch war, daß die Königin, die immer mehr und mehr zum Katholizismus hinneigte, Anschluß sogar an den Kaiser und Spanien suchte.

Zimmerhin war der Streit indessen noch im Stein erstickt worden, dem Berlich, kraft angemahnter kaiserlicher Überhoheit die Frage zu entscheiden, war durch die Hinzuziehung der landesherrlichen Kommissarien die Spitze abgebrochen, und die Sache war ohne Rücksicht auf die freudigen Staaten zu Ende geführt.

So war bei aller Sorge für die auswärtige Lage doch wenigstens die Würde und das Ansehen Brandenburgs behauptet, und wohl konnte man zweifeln, ob nicht die innere Gefahr noch größer wäre. Mit Zug urteilte Blumenthal die Hauptsache sei, „daß E. R. D. ihre Sicherheit auf ihre eigene Macht auf ihre eigenen Kräfte und deren Vermehrung sowohl in ökonomischer wie politischer Hinsicht und dann auf ihre eigene Autorität stellen, daß E. R. D. all ihre Actiones zur Ehre des großen Namens Gottes und zur Gründung und Förderung des Heils und der Wohlfahrt ihrer Unterthanen jeder Zeit lenken und bestimmen.“ Vom Beginn seiner Regentenähnlichkeit an hatte Friedrich Wilhelm nicht nur vornehmlich sein Augenmerk auf diese gerichtet, sondern all seine politische

Maßnahmen hatten, indem sie auf einen ehrenhaften Frieden abzielten, eben diese allein zum Zweck, nur daß der Friede immer die Voransetzung des inneren Ge- eihens war. Mit dem ganzen Eifer seiner pflichtbewußten Seele hatte er zur neuen Lebahrung des Alters, zur neuen Thätigkeit des Bürgers das Mögliche ver sucht, hatte durch zahlreiche Bauern- und Gesinde-Ordnungen, wie durch wiederholte Mah- ungen, die mit Wald bestandenen ehemaligen Altersflächen wieder auszuroden, dem A udbau aufzuhelfen geacht. Namentlich aber hatte er durch energisches Ein- greiten gegen Bauern und Kossäthen, die ihre Stellen verliehen und dadurch den rationellen Wirtschaftsbetrieb unmöglich machten, sowie durch Heranziehung von fremden Bürgern und Bauern, denen die verlassenen Grundstücke und Bau läze in den Städten, die frei gewordenen Hufen auf dem Lande angewiesen, einen zeitweiser Steuererlaß und staatliche Unterstützungen zugesagt wurden, auch tatsächlich erfreuliches Resultat erzielt. Aber in der Natur der Sache lag es, daß diese Thätigkeit noch wenig innerlichen Zusammenhang haben und nur den augen- sichtlichen Verhältnissen angepaßt sein konnte. Niemalsmehr hatten die wenigen, von Kriegslärm nicht erfüllten Zeiten ausgereicht, dem Elend, das der Krieg auf dem Lande wie in den Städten geschaffen, abzuholzen. Noch immer lag die Industrie der Städte völlig darnieder, und ihre Schuldenlast war trotz der an sich hoch edenklichen Zins-Moratorien zu außerdentlicher Höhe angeschwollen. Entsch- sch war noch die Verwilhelung der Gemüter, die Verderbtheit der sittlichen An- haumungen, und der gehässigsten Ausbeutung von Recht und Gewalt, wie solche aamentlich in den Städten im Schwunge war, entsprach eine unwürdige und ge- reine Unterthänigkeit und Servilität der Bedrückten. Naturgemäß waren unter solchen Umständen manche Pläne, so der eines Kanalbaues zwischen Oder und Spree gescheitert, andere dringend notwendige Reformen, wie die der städtischen Verhältnisse nur je nach Gelegenheit und im Einzelnen in Angriff genommen. Es mußte vorerst ausreichen, ja es mußte als ein großes Werk erscheinen, wenn man wenigstens die oberste Leitung, die Zentralverwaltung ordnete und die Besserung der lokalen Verhältnisse, wie verdorben sie auch waren, jener Aufgabe intantsehe. Aber ohne Aussicht auf Frieden, in steter Gefahr, aufs neue von eindlichen Heeren überfallen zu werden — wie sollten die Werke des Friedens gefördert werden?

Nach den Schrecken des 30 jährigen Krieges lag es am Tage, so sollte man meinen, daß Mittel vorhanden sein müßten, eine Militär-Macht im Lande zu erhalten, aber selbst die märkischen Stände verweigerten wiederholt die Mittel, waren entrüstet über den Kurfürsten, als er auch ohne ihre Bewilligung seine leine Truppenzahl beihielt. Die preußischen Stände waren in heller Auf- regung, daß der Kurfürst, auch ohne den Landtag zu berufen, zu regieren suchte; auch sie weigerten die Mittel für das Heer, die Landräte entzogen sich überhaupt der Beratung. In Cleve endlich hielten die Stände den Verboten des Kurfürsten zu wider Verhämmlungen ab, und in dem Streit mit dem Pfalzgrafen hatten sie Verfügungen gegen die kurfürstlichen Befehle erlassen, die diese direkt aufhoben, hatten offen zur Empörung gegen den Landesherrn getrieben. Der allerärgste Partikularismus herrschte in den einzelnen Ländern, und der gegenseitige Ab- schluß war so groß, daß auch der tüchtigste Beamte nur eben in dem Landesteil geduldet wurde, darinnen er geboren war. Aus diesen verschiedenen Ländern und Rechten einen Staat zu bilden, forderte vor allen Dingen, den Gegenzug zwischen

Landesherrn und Landständen zu überwinden, die Übermacht der Stände zu brechen, die Scheidewand, die sie zwischen dem Landesherrn und den Unterthauen aufgerichtet, niederzuwerfen und die unmittelbaren Beziehungen zwischen dem Herrscher und dem Volk wieder herzustellen. Über dem Wirral der ständischen Gliederungen mußte sich ein einheitliches, alles umfassendes und alle Verhältnisse belebendes und reinfügendes, monarchisches Regiment erheben, und die kurfürstliche Regierung mußte für alle Stände, für alle Länder gleichmäßig sorgen. Freilich kam der Kurfürst, um nur zu irgend einem Resultate zu gelangen und die notwendigsten Geldmittel zu erhalten, den Ständen überall weit entgegen. Denen in der Mark mußte er sogar, damit sie nur im Laufe von sechs Jahren die kleine Summe von wenig 1653 über eine halbe Million Thaler für das Heer zu leisten versprachen, 1653 einen Rezeß bewilligen, der ihnen, der Ritterchaft wie den Städten, obrigkeitsliche Rechte über ihre Unterthauen einräumte, die Leibeigenschaft bestehen ließ. Es war freilich ein Zugeständnis, das dann auf lange hinaus schwer wiegende Folgen für die Landbevölkerung gehabt hat. Auf lange Zeit hinaus blieb dieser Rezeß die Grundlage der ständischen Verhältnisse und ein schweres Hindernis für die Festigung der landesherrlichen Gewalt, wenn auch in jener Bewilligung wenigstens wieder einer der Keime des stehenden Heeres lag. Aber das waren eben Folgen der kriegerischen Zustände, und was man auch erreichen wollte, man konnte es nur, indem man an das geschichtlich Gewordene anknüpfte, sofern man nicht etwa wie anderwärts, wie namentlich in Frankreich oder Dänemark mit tyrannischer Willkür verfahren wollte. War doch der Kurfürst entfernt nicht der Meinung, die Stände, etwa zu beseitigen! Er sah in ihnen vielmehr ein berechtigtes Glied des staatlichen Gefüges, nur daß es ihm dienen, nicht es beherrschen sollte. Viel zu weit viel zu sehr auf das Erreichbare gerichtet war der Blick, viel zu eng das Gewissen des Kurfürsten für einen gewaltsamen Bruch mit dem, was nun einma rechtlich entstanden war. Und wie einst sein Ahne hätte er mit bloßer Gewalt samkeit nur negativ seine Aufgabe gelöst, hätte nur erblürt, nicht — was ihm doch selbstverständlich — zugleich versöhnt. Er beschied sich daher, alle nur kommunale Rechte unaufgetastet zu lassen und nur die wesentlichsten politischen in Ansprud zu nehmen, so daß die Stände schließlich trotz aller Vorzüge doch nicht neben oder über ihm, sondern unter ihm, in seinem Staat lebten.

Und wenn auch die Räte, die der Kurfürst nach dem Tode Schwarzenberg herangezogen hatte, vor allen der Oberkammerherr von Burgsdorf und der Kanzle Göye eine Politik einzuschlagen versucht hatten, die nur brandenburgisch war und die Bedingungen, Vorteile wie Nachteile, die sich aus den rheinischen wie preußischen Landen ergaben, nicht oder doch nicht genügend in Betracht zog, so war jetzt der Moment gekommen, wo eine das Ganze umfassende Politik einzuziehen kounte. Es wurde nun eine der wichtigsten Fragen, wie man „S. & D. Lande vereinigen könne, und schon kommt für sie, die neue Auffassung treffend wiedergebend der Ausdruck „Provinzen“ auf. Der Kurfürst umgab sich jetzt mit Männer, die, wie Fürst Moritz von Nassau, wie General von Sparr, der Graf Schwerin Zena, Platen, Sonnitz, Weimann und vorzüglich der Graf Waldeck, den Wei des wachsenden Staates erkannten und der Aufgabe, die diesem gestellt war, sich voll hingaben. Endlich entschloß sich der Kurfürst, auch Burgsdorf, dem vielerlei namentlich aber eine größere Rücksicht auf die ständischen als auf die staatlichen Interessen zur Last gelegt ward, und dessen rücksichtsloses Auftreten den feir

ihlenden Sinn der Kurfürstin Luise oft tief verletzt hatte, zu verabschieden. Noch vorher aber erließ er das Dekret (4. Dezember 1651), durch welches der Geheime Rat völlig neu geordnet wurde. Die gesamten Geschäfte wurden in eine Reihe von Titeln zerlegt, jedem der Geheimen Räte ein Teil von ihnen zur Bearbeitung übertragen, und zwar so, daß jedes Territorium auch



Luise Henriette von Brandenburg, Gemahlin des Kurfürsten Friedrich Wilhelm.
Nach dem Originale von Gerard von Honthorst (1590—1656) im kgl. Schlosse zu Berlin.

einen besonderen Vertreter im Geheimen Rat hatte. Doch blieb dieser eine nur beratende Behörde, deren Organisation sich allerdings bald in mancher Beziehung als verbesserungsfähig erwies. Der Kurfürst selbst behielt sich die Eröffnung aller Schreiben, ihre Zuweisung an die einzelnen Räte, sowie endlich und hauptsächlich die Entscheidung selbst vor. Er war es, der regierte,

wenn er auch 1652 in der Person von Blumenthal einen Direktor des Geheimen Rates bestellte. Er pflegte er sich, wenn er die Meinungen seiner Räte gehört, in sein Kabinett zu holen, eifriges Gebet und zu traurlicher Besprechung mit seiner Luisa zurückzuziehen. Niemals sei ihm etwas mißlungen, hat der Kurfürst nach dem Tode seiner Gemahlin selbst gestanden, wenn er ihrem Räte gefolgt sei, und oft noch soll er vor ihr Bild getreten sein und gelagt haben: „O Luisa, wie sehr vermisste ich deinen Rat!“ Ubte sie doch durch ihr, in der Anlage von Gärten und Meiereien befundenes, wirtschaftliches Verständnis, sowie namentlich durch ihre werthändige Frömmigkeit und weiblichen Sinn den wohlthätigsten Einfluß auch auf sein Volk! Und das von ihr, kurz vor der Geburt des Kurprinzen Karl Aemil, gestiftete Waisenhaus zu Cramenburg hält noch heute ihr Gedächtnis lebendig.

Neben der auswärtigen Politik war dem Geheimen Rat aber auch die Erledigung einer Reihe von inneren Verkehrsverhältnissen, so die der Posten, Münz- und Salzhandlungssachen übertragen. Gleich dem Geheimen Rat wurde auch das Kammergericht einer Neordonnung entgegengeführt, die namentlich im Gegensatz zu jenem die kollegiatische Entscheidung der Sachen anordnete und die Überweisung der Rechisprechung von jenem an dieses anbaute. Die wichtigste Sorge war

nämlich die der Kammerverwaltung, d. h. der Finanzen und die des Militärs. Diese waren, wie erwähnt, durch die ständische Mitregierung, durch den Krieg, durch die Unterschleife und die überlebte losipielige Naturalwirtschaft völlig zerrüttet, und alle bisherigen Versuche hatten noch nicht zu einer Lösung führen können. „Mein Lebtag“, schrieb Blumenthal vielmehr an Waldeck, „habe ich nichts schlechter gesäßet gefunden, als die Expedition bei der Berliner Amtskammer: auch glänbe ich nicht, daß bei zehn Edellenten im ganzen Lande, ob sie wohl arme Leute sind, sich eine solche Armut und Mangel finde, als jehiger Zeit in der kurfürstlichen Kasse; alle Rechnungen liegen von vielen Jahren unabgelegt



Medaille auf die Geburt des Kurprinzen Karl Aemil
(6. Febr. 1655).
In der Größe des Originals vergoldetes Stück im Ngl. Münzkabinett zu Berlin.

und unzureichend, die Ämter sind nicht gehörig visitirt worden“. Bei dem dringenden Bedürfnis galt es jetzt, ein stehendes Heer und eine regelmäßige, eine stehende Steuer einzuführen. Zunächst wurde, hauptsächlich auf Waldecks Anregung, das ganze Finanzwesen, einschließlich der persönlichen Einkünfte des Kurfürsten, einer, aus Waldeck, Blumenthal, Schwerin und Tornow zusammengesetzten, Zentralstelle überwiesen, damit „das Einkommen in eine richtige Verfaßung gebracht, die Ausgaben damit recht proportioniert werden“. Eine Verpflichtung der verschuldeten und wenig ertragreichen Domänen auf Zeit wurde ins Auge gesetzt, die Ausgaben bei Hofe und im Zivilstaate gemindert und geregelt. Endlich wurde



Das Kurfürstl. Lustschloß Oranienburg. Erbaut 1650/51 durch die Kurfürstin Luise Henriette.

Verkleinerte Nachbildung der Abbildung von J. B. Vaubel (um 1670—1755) aus dessen „Vues des Palais et Maisons de Plaisance de Sa Majesté le Roy de Prusse“. Augsburg 1753.

der Bestand der Domänen festgestellt, ihr Soll-Ertrag nach einer zwölfjährigen Friedenszeit berechnet und die Umwandlung der kostspieligen Natural- in die Geldwirtschaft, die eine leichtere Kontrolle ermöglichte, angebahnt. Natürlich hatten alle diese Maßregeln nur einen allmäßigen Fortgang, aber der Erfolg — binnen fünf Jahren waren die Einnahmen mehr als doppelt so hoch geworden — zeigte erst klar, wie schlecht die Wirtschaft vorher gewesen. Dagegen scheiterten die Pläne Waldecks, die direkten Steuern, die wesentlich den armen Mann bedrückten, in indirekte Abgaben umzuwandeln, ebenso wie die von Pfuel befürwortete Neuaufnahme des Grundbesitzes, gerechtere Verteilung der direkten Steuer aufgrund dieser Aufnahme und Verwaltung der Steuern durch kurfürstliche statt durch ständische Beamte, an dem Widerspruch der Landstände, wie an der ängstlichen Scheu eines Teiles der Geheimen Räte, die auch noch von der Aufschauung beherrscht waren, daß eine solche Steuerpflicht nur Hörigen und Leibeigenen aufgelegt werden dürfe. Beide Pläne mussten, obwohl sie den vollen Beifall der Kurfürsten hatten, vorerst liegen bleiben. Aber indem der Kurfürst auch bei der jetzt möglichen Reform des Finanzwesens keineswegs nur auf das fiskalische Interesse Rücksicht nahm, förderte er mit diesen Maßregeln in erster Linie „als ein rechter Landesvater, wie er sich zu erweisen vorgenommen“ seiner armen Unterthanen Aufnehmen“. Eben dieses erforderte aber vor allen Dingen militärischen Schutz, und bei dem Mangel an genügenden Mitteln zum Unterhalt eines stehenden Heeres griff man zu einer Art von Krümpersystem, indem man schon ausgebildete Truppen auf dem Lande ansiedelte und ihnen die Verpflichtung auferlegte, sich bei einer Einberufung gegen den gewöhnlichen Sold zu stellen. Ebenso wurden überall nicht ohne Erfolg Versuche gemacht, dem alten Land- und Lehns-Auf-

gebot den veränderten Verhältnissen gemäß neues Leben einzuhauen, und es soldatisch umzubilden. Endlich wurden, worauf wir noch zurückkommen, neben den ständischen Kreis-Kommissaren das Amt der landesherrlichen Kriegs-Kommissare zur ordnungsmäßigen Betreibung des Kontributionswerkes, der von den Unterthanen für das Heerwesen geforderten Leistungen wieder hergestellt.

Allerdings beanspruchte das Heerwesen einen für die bedrängte Lage der Einwohner erheblichen Teil der Einnahmen, aber nur zu bald sollte sich zeigen, daß ohne genügende militärische Kräfte der Friede nicht erhalten werden konnte.

Das Verhalten des Kaisers hatte zwar 1651 schon gezeigt, daß es einen Punkt gab, der ihn wenigstens zu einiger Nachgiebigkeit veranlassen könnte. Es schien nämlich die höchste Zeit, die neue Kaiserwahl vornehmen zu lassen, und dazu brauchte man Brandenburg. Indem nun der Kurfürst seine Stimme davon abhängig machte, daß der Kaiser einen Druck auf Schweden zur endlichen Ausführung des Friedens ausübe und Schweden nicht eher mit Pommern besleue, noch zur Session auf dem Reichstage zulasse, als bis es das brandenburgische Pommern geräumt habe, raf er zugleich die Absicht des Kaisers. Denn durch die Aufnahme Schwedens in den Fürstenrat wurde natürlich das Verlangen dieses Kollegiums auf die ihm im westfälischen Frieden zugesicherte Teilnahme an der Ausstellung



Georg Friedrich Graf Waldeck.

Nach dem Gemälde von Jan van Baan (1633—1702), gestochen von Pieter van Gunst (1667—1724).

der Wahlkapitulation und einer Neuordnung der Wahl immer weniger abzuweisen möglich.

Unter diesen Umständen wurde eine persönliche Zusammenkunft des Kaisers 1652 mit dem Kurfürsten verabredet, die im November 1652 in Prag stattfand, und bei welcher dem Kurfürsten namentlich auch in bezug auf Jägerndorf die besten Versprechungen gegeben wurden. In der That bequemte sich nun Schweden, die Räumung Pommerns zuzugestehen, und Friedrich Wilhelm, der seinerseits in der überaus wichtigen Frage der Seezölle nachgeben mußte, hatte damit wieder „für

die gemeine Wohlfahrt und deren einigen und wahren Grund, nämlich die Vollziehung und Stabilisierung des Friedens im Reich" ein wichtiges Resultat erreicht. Aber kann war Ferdinand IV. (21. Mai 1653) gewählt, als jede Rücksichtnahme auf Brandenburg geschwunden, jede Ansicht, in irgend einer Form die Verfassung des Reiches herzustellen, die Lösung aller der im Frieden unbestimmt gelassenen rechtsrechtlichen Fragen in Angriff zu nehmen, erloschen war. Jägendorf, so hieß es jetzt, sei rechtmäßig dem Kaiser angefallen, eine Deputation der aussässigen Stände in Cleve wurde vom Kaiser empfangen, öffentlich sprach der junge Pfalzgraf von Neuburg davon, daß Brandenburg seiner Rechte in Jülich-Cleve verlustig sei, und der Kaiser befahl die Festungen Hamm und Lippstadt zu zerstören, die kürfürstlichen Truppen abzuführen.

Ein lebhafter Unwillen der Fürsten gab sich nun wohl gegen den Kaiser kund. Die Kurfürsten von der Pfalz, von Trier und Köln waren tief erbittert, und das Kollegium der Fürsten war schwer verletzt, weil der alte Vorrang der Kurfürsten bestehen blieb. Alle evangelischen Stände lebten in größter Sorge, weil die katholischen Stimmen im Kurkolleg die Majorität behielten, und mit der Aufnahme einer Reihe von neuen österreichischen Fürsten in den Fürstenrat auch dieses Kollegium in seiner Majorität katholisch gemacht war. Klug und energisch war der Kurfürst auf dem Reichstage aufgetreten, die evangelischen, ja ein Theil der katholischen Fürsten, so namentlich die Kurfürsten von Köln und Trier hatten sich um ihn geschart, und auf wenigstens zwei Gebieten war man doch einen erheblichen Schritt vorwärts gekommen. Die neu geschaffene Kriegsverfassung der Kreise bot wenigstens die Möglichkeit einer Verteidigung des Reichs und durch den Beschluß, daß die Landshäfen und Unterthanen schuldig seien, in der Verteidigung des Landes ihrem Fürsten "mit hüflichem Beitrag gehorsamlich an die Hand zu gehen" waren die sehr häufigen Klagen der Stände beim Reichshofrat oder Kammergericht über ihre Landesherren für unstatthaft erklärt. Für die Entwicklung der Landeshoheit nutzte dieser Beschluß von durchgreifender Bedeutung werden.

Was Wunder aber, daß der Graf Waldeck, der damals, nachdem die bisherige Nachgiebigkeit gegen das Haus Habsburg so bittere Früchte gezeitigt hatte, die vornehmste Stelle im Rat des Kurfürsten inne hatte, Pläne fasste, die Deutschlands Macht auch ohne den Kaiser begründen sollten! Ihm schwante ein Bündnis der Reichsfürsten vor, das unter der Führung des mächtigsten protestantischen Staates den Schutz und Schirm Deutschlands, den der Kaiser nicht gab, sichern sollte. Kurbrandenburg sollte an der Spitze einer Anzahl evangelischer, aber auch katholischer deutscher Fürsten und vielleicht im Bunde mit Frankreich eine bedeutende Stellung im europäischen Staatenkonzert einnehmen, im letzten Grunde aber ein "einig Imperium" ein einheitliches deutsches Reich gegründet werden. „Feuer muß man zeigen“, so äußerte Graf Waldeck sich bei anderer Gelegenheit, und Feuer zeigte er auch bei diesem Plane. Nur war er mehr großartig, mehr patriotisch gedacht, als in einer Zeit der allgemeinen Missgunst, der Eifersucht auf Brandenburg irgendwie durchführbar. Wie der Kurfürst, dem man wohl eine Neigung zu unausführbaren Plänen zuschrieb, dessen Sinn aber stets sich dem Wirklichen und Möglichen zuwandte, sich zu solchen Plänen verhielt, wissen wir nicht genauer. Jergend eine Folge hat er ihnen nicht gegeben. Wohl trat er für das von den Schweden hart bedrängte Bremen ein, wohl brachte er, und er allein, dem Kölner Erzbischof die ersehnte Rettung vor den in sein Stift

Lüttich eingebrochenen räuberischen lothringischen Scharen. Wohl unterhandelte auch Graf Waldeck bald an diesem, bald an jenem Hof, wohl offenbarte sich dabei das gewonnene Aussehen des Kurfürsten, aber über einen Defensivauftrag mit den braunschweigischen Herzogen kam man doch nicht hinans. Vergeblich bemühte man sich in Regensburg um die Ausgestaltung des „wie ein Beben“ ausgelösten Reiches. Raum daß man der kaiserlichen Politik, die offenkundig darauf ausging,

die durch den westfälischen Frieden geschaffene Stellung der deutschen Fürsten zu untergraben, einige kleine Erfolge abrang. Der Reichstag wurde schließlich geschlossen, ohne daß die große Frage der deutschen Verfassung, welche das Friedensinstrument offen gelassen, gelöst worden wäre.

Da aber zeigte sich, während die Vermählung des jungen Königs Ferdinand IV. mit einer spanischen Infantin dem habsburgischen Hause wieder die Verwirklichung der weltbeherrschenden Macht in Aussicht stellte, daß die Existenz des jungen brandenburgischen Staates selbst auf dem Spiele stand. Die Königin Christine von Schweden legte nämlich 1654 ihre Königskrone nieder, und mit dem Regierungsantritt ihres Vetters Karl Gustav aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken war der Besitz der gesamten Länder rings um die Ostsee herum höchst zweifelhaft geworden. Denn die vermeintlichen Ansprüche Schwedens an diese durchzuführen, hatte Christine ihrem Vetter ausdrücklich an-



Karl X. Gustav (v. d. Pfalz) König von Schweden.
Nach dem Gemälde von David Teniers gestochen von Jeremias Falck.

empfohlen, und für den kühnen, mit Leidenschaft nach Ruhm begierigen Karl Gustav 1651 war eine solche Anspröderung kaum erforderlich. Sie ergab sich ihm aus seiner eigenen Veranlagung, sie ergab sich auch aus der Notwendigkeit, den inneren Gährungen in Schweden, die seine Königskrone gefährdeten, einen Abfluß nach außen zu eröffnen. Sie ergab sich endlich und vornehmlich aus der überaus großen Bedeutung, welche die Herrschaft über die Ostsee, der „Mutter der Kommerzeien“ für den Handel damals hatte. Der reiche Gewinn, den Dänemark aus dem Sundzoll zog, der zunehmende

Reichtum, welchen neben dem bisher am meisten begünstigten Holland nun auch England hier zu erwerben wußte, ließen die Schweden den Verlust der preußischen Häfen der „Augen der Ostsee“ und der einst erhobenen Seezölle nur um so weniger verschmerzen. Im wesentlichen war daher mit dem Thronwechsel die Frage, ob Krieg oder Frieden herrschen sollte, zu Ungunsten des Friedens entschieden, und nur das war noch zweifelhaft, auf welchen Gegner Karl Gustav sich zunächst stürzen würde. Es lagen drei Möglichkeiten vor, um den übermütigen Charakter des Königs zu befriedigen. Es konnte sein, daß er die schon versuchte Unterwerfung Bremens beenden, von Bremen aus die angeblichen Ansprüche seines Hauses auf die pfalz-neuburgischen Länder am Niederrhein mit den schwedischen Machtmitteln durchführen werde, und ein Streit zwischen Kurpfalz und Pfalz-Neuburg schien solchen Absichten um so mehr Aussicht auf Erfolg zu geben, als der Hader der Stände den Landesherrn schwächte. Gewiß aber war, daß Schweden, einmal im Besitz von Jülich-Berg, nach dem brandenburgischen Cleve-Mark seine Hand ausstrecken werde. Es konnte indessen auch sein, daß Karl Gustav die südlichen Landschaften Schwedens, die noch im Besitz Dänemarks waren, angreifen, daß er Bornholm, wo die Dänen die schwedische Schifffahrt nach der Odermündung und Pommern belästigten, erobern, daß er den Dänen den Sund und mit dessen Zoll die wichtigste Einnahme rauben werde. Endlich aber konnte der König das innerlich vollkommen zersetzte Polen angreifen, die von diesem unmittelbar oder mittelbar beherrschten Küsten sich aneignen und den immer noch unsicheren Besitz Livlands zu einem endgültigen machen. Dies war um so leichter, als Polen, von Russland in einen Krieg verwickelt, im Osten große Einbußen erlitt. Wer aber konnte zweifeln, daß in diesem Falle die von Schweden so lebhaft beanspruchten hinterpommerschen und auch die preußischen Lande des Königs Begier reizten würden? Nur wenn der Angriff auf Dänemark erfolgte, durfte Brandenburg die Krise mit einer gewissen Ruhe sich entwickeln sehen, in allen anderen Fällen war Brandenburg unmittelbar bedroht. Karl Gustav entschied sich für denjenigen, welcher für Brandenburg der gefährlichste war. Er griff Polen an.

Natürlich, daß dem Kurfürsten das Herausziehen des Sturmes nicht entgangen war. Wie auch immer er sich entschied, zwischen den beiden Gegnern Polen und Schweden, schien er erdrückt zu werden, mindestens, „seinen Augapfel“, das preußische Herzogtum fürchtete er zu verlieren. Und wohin er sah, war eine Hilfe von auswärts nicht zu erblicken. Weder an Österreich noch an die deutschen Fürsten war auch nur zu denken, obwohl die Reichsverfassung ihnen den Schutz der deutschen Länder gebot. Dänemark schien trotz seines Umfangs durch die unglückliche Verfassung des Landes völlig ohnmächtig. Die Niederlande waren die einzigen, mit denen er um ein Bündnis verhandeln konnte, denn jede Ausbreitung der schwedischen Herrschaft in der Ostsee schädigte vorzüglich den schwunghaften Handel, den die Holländer nach den Häfen der Ostsee mit Kolonial- und Wollwaren trieben, während sie von dort Getreide und das für den Schiffsbau höchst nötige Holz exportierten; da hier aber die anti-oranische, die republikanische Partei das Heft in Händen hatte, und diese in jeder Förderung des Kurfürsten einen Gewinn der orangischen Partei, der monarchischen Verfassungsform sah, so kostete es unendliche Mühe, sie zu einem Bündnis zu bewegen.

Mit seinem ganzen Eifer verwendete sich daher der Kurfürst für die Bewahrung des Friedens, die allein der Lage der Dinge entsprach, und unermüdlich verhandelte er gleichmäßig in Warschau wie in Stockholm. Doch in Warschau mit seinen Warnungen abgewiesen, sah er in Stockholm sich nur um so hochmütiger behandelt. Memel und Pillau, die wichtigsten Höfe Preußens forderte Karl Gustav als das Geringste, und daß der Kurfürst an dem einen Hofe verhandelte, wurde ihm an dem anderen zum Vorwurf gemacht. Doch wie hätte er den Kampf anders vermeiden können, als hüben und drüben verhandelnd, zum Frieden ratend? Oder war in der That der Kurfürst von Brandenburg zu tadeln, wenn er gleichzeitig Vorbereitungen zum Kriege traf und so das brandenburgische Interesse zu wahren suchte? Und lag etwa die Ansdehnung der Schweden in Deutschland — wenn auch das Reich um die Fremdherrschaft im Lande sich nicht großkummerne — im Deutschlands Interesse? Ohne Zweifel war ferner die polnische Überlebenshoheit über das deutsche Preußen durch die Not zwar staatsrechtlich begründet, ebenso zweifellos aber war sie nichts anderes als eine traurige Fremdherrschaft über ein deutsches Land, die zumal bei der Schwäche des polnischen Reichs noch länger zu ertragen unwürdig war. Und Sklavenketten zu zerreißen, hat immer für ein Verdienst gegolten, und deutsches Land vom Fremdenjoch zu befreien, noch stets für eine sittliche Forderung, die in diesem Falle doch darum nicht weniger heilig war, weil die Herrschaft der Fremden ein Jahrhundert hindurch hatte geduldet werden müssen. Die Forderung war vielmehr jetzt nur um so ernster, als das Festhalten an Polen nur zu einem Wechsel in der Person der Fremden, zum Übergang der Lehenshoheit auf Schweden zu führen schien. Denn von dem kraftlohen Polen war ein kriegerischer Erfolg gegen die Schweden durchaus nicht zu erwarten. Bei der unbezweifelten Habgier der Schweden nach dem deutschen Küstenlande war aber im Falle des schwedischen Sieges entweder — wenn der Sieg Brandenburg an Polens Seite traf — die einfache Begnahme des Landes oder, wenn Brandenburg an Schwedens Seite gekämpft hatte, mindestens die Unterstellung des Landes unter schwedische Hoheit und unter schwedischen Einfluß zu gewärtigen.

Oder sollte der Kurfürst die Odysseus-Gabe besitzen und zwischen der schwedischen Schylla und der polnischen Charybdis sein Schifflein hindurch zu steuern wissen? Sollte er Geschick und Macht genug haben, um Preußen aus der polnischen Fremdherrschaft an der schwedischen vorbei zur Freiheit zu führen, es wieder deutsch zu machen? Alles kam darauf an, die richtige Balance zwischen den beiden Mächten herzustellen. Da rückte Karl Gustav im Juli 1655 von der Oder her gegen Polen vor, und, da er die vom Kurfürsten in Stettin für den Abschluß eines Bündnisses gestellten Forderungen — Aufhebung der Lehenshoheit, eine Verbindung der Mark mit Preußen und das Bistum Ermland — nicht zugestanden hatte, so eilte Friedrich Wilhelm, Preußen in eine militärisch so befestigte Stellung zu bringen, daß wenigstens die Neutralität aufrecht zu halten möglich bleibe. Und in der That: unter den gewaltigen Schlägen Karl Gustavs brach das morsche Polenreich zusammen, und natürlich wurde dadurch der Übermut des Königs gegen Brandenburg nur noch lächerlicher und dreister, so daß der Kurfürst — da aus die immer wieder erbetene, selbst vom spanischen Gesandten in Wien eindringlich befürwortete Hilfe vom Kaiser nicht zu zählen war, und die Niederlande die in dem abgeschlossenen Vertrage zugesicherten Truppen nicht stellten — jetzt den

iußersten Moment gekommen sah, wo er mit Schweden sich vereinigen müsse. Nicht sowohl der Rat Cromwells und der Herzoge von Braunschweig, auf schwedischer Seite das evangelische Interesse zu suchen, als vielmehr die unmittelbar von den Schweden drohende Gefahr bestimmt den Kurfürsten zum Abschluß des Königsberger Vertrages vom 16. Januar 1656. Einen tiefen Stachel im Herzen, 1656 lestand Friedrich Wilhelm in diesem den Schweden die Oberlehensherrlichkeit über Preußen, die Öffnung der preußischen Häfen und die Hälfte der Seezölle zu, räumte die im polnischen Preußen von ihm besetzten Festen, namentlich die Marienburg und übernahm die Stellung von 1500 Mann. Dagegen verpflichtete sich Schweden, das herzogliche Preußen zu verlassen, vereinigte Ermland mit demselben und gab einige von der Krone Polen bisher behaupteten Rechte auf. Es verzichtete auf den Tribut und auf das Recht, außerordentliche Steuern aufzuerlegen.

Für den Augenblick war jedoch vielleicht weniger die Unterstellung unter schwedische Oberhoheit bedenklich, als vielmehr von Wichtigkeit, daß der Kurfürst, dessen Heer schon mehr als 20 000 Mann zählte und von so hervorragenden Führern wie Sparr und Tersslinger befehligt wurde, sich doch den Schweden nur mit 1500 Mann verpflichtet hatte. Allerdings glaubte man an den übrigen europäischen Höfen, der Kurfürst sei in jene Kombination eingetreten, die Schweden und das, damals unter Cromwell zu hohem Glanz emporgestiegene England zuinem energischen Vorgehen gegen die Katholiken vereinen und unter der Ägide Frankreichs das Haus Österreich stürzen sollte. Dem gegenüber drängten nun die katholischen Mächte zum Kampfe gegen die Evangelischen, man hoffte, daß der Kaiser allein 60 000 Mann gegen Schweden und Brandenburg aufstellen werde, und auch im Westen schien der jesuitische Eifer des Pfalz-Neuburgers alles zu gefährden. Die Polen aber erhoben sich mit überraschender Kraft von ihrer Niederlage, und, von nationalem und religiösem Enthusiasmus befeilt, boten sie den Schweden so entschieden die Stirn, daß diese ihnen kaum noch zu widerstehen vermochten. Damit änderte sich die Situation vollständig, und Karl Gustav war ekt auf das brandenburgische Heer angewiesen. Doch die rücksichtslos unterkommenen Einfälle der Polen in Hinterpommern und in die Neumark, die Wildheit und Grausamkeit, mit der sie gegen alle Deutschen versuhren, zwangen nun auch umgekehrt den Kurfürsten, von seinen stets erneuten Friedens-Versuchen abzusehen und sein Land gegen die Polen zu verteidigen. Am 25. Juni 1656 ward daher zwischen Schweden und Brandenburg zu Marienburg ein neuer Vertrag geschlossen, der gegen die Zusicherung von vier polnischen Palatinaten und weiterer Lösgung der oberlehensherrlichen Fesseln den Schweden die Hilfe von 1000 Brandenburgern für die Dauer des Krieges, für das laufende Jahr sogar die der gesamten brandenburgischen Macht zu Gebote stellte. Zugleich aber hatte Friedrich Wilhelm in dem Wunsche, den König von Polen zum Frieden zu bestimmen, Karl Gustav das Zugeständnis abgerungen, diesem das eigentliche Polen als erbliche Monarchie anzubieten. Indessen Johann Kasimir lehnte unter dem Eindruck eines neuen Sieges auch dieses Friedensangebot wie alle früheren ab, und nun vereinigten sich die brandenburgischen mit den schwedischen Truppen. Am 28. Juli kam es bei Warschau zur Schlacht. Drei Tage wähnte sie, schließlich erslitten die Polen die vollständigste Niederlage. Die „hohe Konduite“ des Kurfürsten am zweiten Tage bei der kleinen Colline, der Sturmangriff der Brandenburger unter Sparr am dritten Tage brachte den Verbündeten „die



König Karl N. Gustav von Schweden und Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg in der Schlacht bei Warschau.

Ausschnitt aus der Radierung eines unbekannten französischen Künstlers nach Zeichnung von E. J. Dahlberg in Pusendorf's »De rebus a Carolo Gustavo . . . gestis«. Nürnberg 1696.

herreliche Viktorie". Das war die erste Waffenthat der brandenburgischen Armee. Sie bedeutete die Befreiung Preußens von dem slavischen Zoch, die Wieder gewinnung Preußens für Deutschland.

Doch hatte die Schlacht im kriegerischen Betracht zunächst geringere Folgen als man glauben sollte. Die Polen rätselten sich wieder auf und brachten namentlich in Westpreußen den Schweden wiederholte Verluste bei, so daß Karl Gustav dessen Heer überdies durch Zersplitterungen und Krankheiten geschwächt war, zu Schuze Preußens, Pommerns und der Marken nichts thun konnte. Und muß der König nicht fürchten, daß Dänemark seine täglich schwächer werdende Kra bennuzen werde zum Einfall in Schweden selbst? Schien bei der gewaltigen Au regung der katholischen Mächte noch ein Zweifel möglich, daß endlich auch der Kaiser von Schlesien aus vorbrechen werde, um den unbequemen Garanten des westfälischen Friedens und zugleich den mächtigsten protestantischen Reichsfürste mit Macht anzugreifen? Oder war etwa von den Niederlanden und dem in ihnen geschlossenen Traktat Hilfe zu erwarten? Die Flotte, die sie jetzt in die Ostsee jaudten, hatte sicherlich nicht die Aufgabe, den Schweden die für den holländischen Handel so wichtigen Häfen zu lassen. Und um die Lage Karl Gustav völlig zu verschlimmern, griff auch der Zar von Moskau thätig ein, ließ seine Truppen bis nach Riga vorgehen und sich mit den polnischen vereinigen. Sogar dem Kurfürsten bot er ein Bündnis und den Schutz Preußens unter russische

Überhoheit an. Schließlich geschah auch, was Karl Gustav so lange gefürchtet: die Polen besetzten Danzig und schnitten ihn damit von Pommern ab. Nun war der König allein, und wenn jetzt auch Brandenburg sich von ihm wandte, so war es um ihn geschehen. Schon suchte Polen den Kurfürsten für sich zu gewinnen. Da mußte Karl Gustav, in all seinen stolzen Entwürfen getäuscht, dem Kurfürsten wohl entgegen kommen, und so erkannte er ihn im Vertrage von Labian als „obersten, absoluten und sonveränen Fürsten von Preußen“ an (10. November 1656), und beide Herrscher verpflichteten sich zu gegenseitiger Hilfeleistung. Auf immer wurde das Herzogtum von der Krone Polen getrennt, dagegen der brandenburgische Anspruch auf die polnischen Palatinate so gut wie angegeben.

Indessen entzog Karl Gustav dem Vertrage nur zu bald seine Basis. Alle ernierten Friedensversuche des Kurfürsten, Frankreichs und der Niederlande wies er ab, verabredete sogar mit dem Fürsten von Siebenbürgen und den Kosacken neue Pläne zur Teilung Polens und drang selbst bis zu den Karpaten vor. Damit versagte er tatsächlich Brandenburg den vertragsmäßigen Schutz gegen Polen, und stellte es den polnischen Angriffen gegenüber bloß. Da nun aber Frankreich und England sich gegen Spanien verbündeten und so die, ohnehin durch den Tod Kaiser Ferdinands in Gefahr geratene Macht Österreichs bedrohten, schloß Österreich jetzt mit Polen einen Vertrag, um in Schweden zugleich Frankreich und England zu schädigen,

und gleichzeitig bemühte Dänemark die Gelegenheit, brach gegen Schweden los. In Eilmärschen eilte der König mit seinen überall gründlichst gehaßten Schweden aus Galizien zurück, drang in kühnem Zuge nach Holstein und Jütland vor. 6000 Mann sollte er nach dem Vertrage zur Verteidigung Preußens stellen, jetzt zog er fast alle seine Truppen aus Preußen fort, suchte Cromwells Beistand durch Versprechungen auf deutsche Länder, wie Dithmarschen, Oldenburg, zu gewinnen und überließ es dem Kurfürsten, wie er den vereinten polnisch-österreichischen Heeren widerstehen und zugleich die ebenfalls bedrohten rheinischen Länder decken wollte.

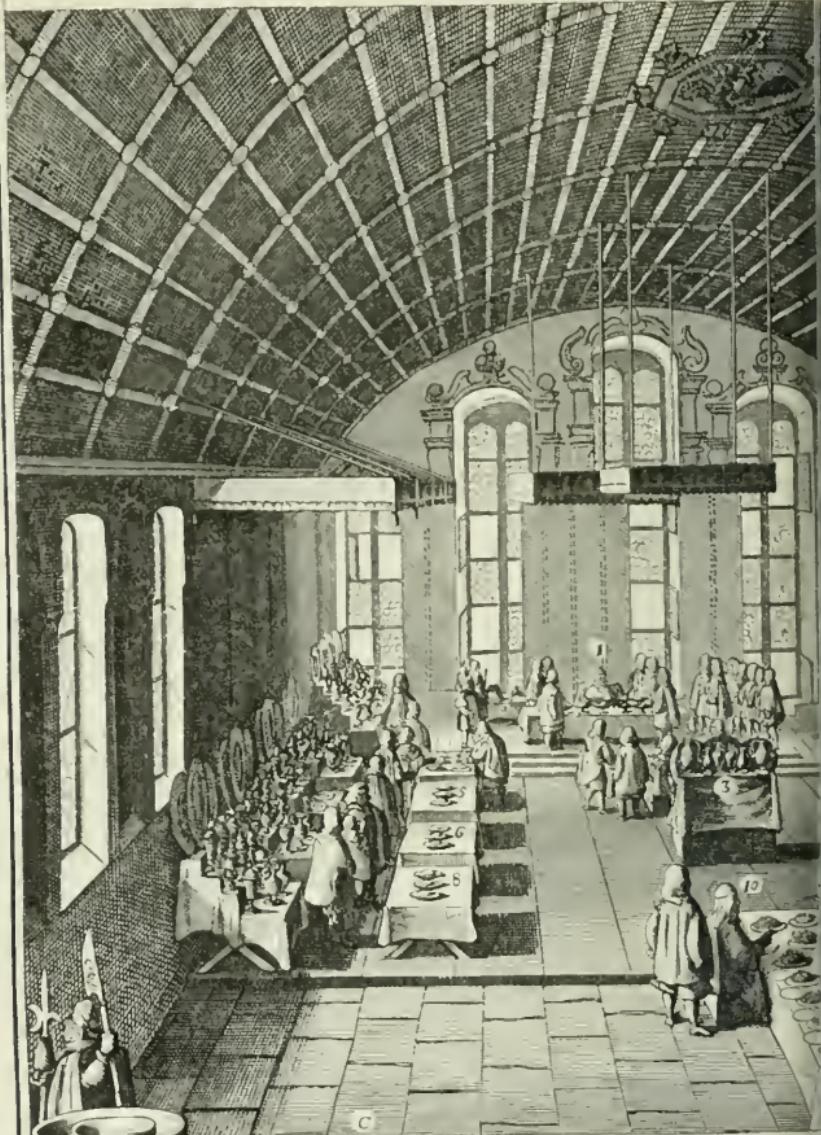


Grabmal des Grafen Otto Christof von Sparr
(gestorben 9. Mai 1668) in der St. Marienkirche zu Berlin.
Von Artus Quellinus d. J. (um 1625—1670).

Der Rache der Polen war der Kurfürst nun preisgegeben, aber er war nun mehr auch freier Herr seiner Entschlüsse. Mit Johann Kasimir mußte er eine Aussöhnung suchen, aber eine solche mußte es zugleich sein, die ihm sein großes Ziel, die Souveränität in Preußen, gewährte. Und so bedeutend war nun schon die Stellung Brandenburgs, daß die Gesandten der auswärtigen Stände, schwedische, polnische, französische, österreichische um die Entscheidung des Kurfürsten mit einander kämpften. Da bot ihm Polen durch den Mund des österreichischen Gesandten Lisola das ersehnte Ohr, die Basis, auf der er stehen konnte, bot ihm die Souveränität. Da durfte er nicht mehr zögern, wenn Brandenburg nicht die Strafe für Karl Gustavs Eroberungsglücke treffen sollte. Seinem Vertrage treu teilte er indessen dem Könige vorher mit, daß er zwar dessen Zug zum Schutz Schwedens selbst begreife, daß er aber, da alle Vermittlungsversuche scheiterten, da keine Hoffnung vorhanden sei, daß der König, auf den er so lange gewartet, zur Rettung seiner Lande etwas thun werde, er aber allein den verbündeten Österreichern und Polen nicht gewachsen sei, mit Polen abschließen werde. 1657 Demgemäß unterzeichnete er am 19. September und 6. November 1657 mit Polen die Wehlauer und Bromberger Verträge, in denen gegen Aufgabe von Ermland und der vier Palariate nun auch von polnischer Seite die Souveränität des Kurfürsten über Preußen anerkannt wurde, ohne daß dieser zum Angriff gegen Schweden verpflichtet wurde. Lauenburg, Bülow und Traheim wurden dem Kurfürsten unter verschiedenen Formen zugesprochen, dagegen mußte er zu gestehen, daß die freitlich noch zu erobernde Stadt Elbing gegen Zahlung einer Geldsumme und nach Schleifung der Befestigungen an Polen zurückfallte. Infolge dieser Verträge fand eine feierliche Begegnung des kurfürstlichen und des königlichen Paars in Bromberg statt, und es schien, als ob die Hoffnung, unter brandenburgischer Vermittlung den Frieden herzustellen, gelingen könnte.

Aber die gewaltigen Erfolge, die Karl Gustav gegen Dänemark gewann, ließen alle Friedenspläne scheitern, ja Karl Gustav traf nicht nur energische Vorbereitungen, Brandenburg für den durch seinen eigenen Vertragsbruch erzwungenen Abfall zu züchtigen, sondern ließ gegen das Reich so frei seinem Übermut die Zügel schießen, daß die Gefahr für ganz Norddeutschland mit Händen zu greifen war. Die politische Abhängigkeit, in die man von Schweden sowohl wie von Frankreich, das unbeschränkten Einfluß am Rhein übte, durch den westfälischen Frieden geraten war, zeigte immer deutlicher, daß man unter dem Zoch der Fremdherrschaft stand. Die wirtschaftliche Gebundenheit, der Deutschland durch den Verlust seiner Flußmündungen, durch die fremden Zölle an den Küsten des Nord- und Ostsee überliefert war, erstickte auch jedes materielle Aufleben nach den Auswirkungen des großen Krieges im Reime. „Wir sind“, so schreibt daher der Kurfürst damals in einer Entschrift an den „Ehrlichen Deutschen“, „dem letzten Kriege schier Dienstknchte fremder Nationen geworden; was sind Rhein, Weser, Elbe, Oderstrom anders als fremder Nationen Gesangene? Was in unsere Freiheit mehr, als daß andere damit spielen?“ Von dem einst so herrlichen Körper des deutschen Reiches sei nichts mehr übrig als das Skelett; wem noch deutsches Blut im Herzen warm sei, der müsse darüber weinen. „Gedenke ein jeder der kein schwedisches Brot essen will, was er für die Ehre des deutschen Namens zu thun habe, um sich gegen sein eigenes Blut und sein einst vor allen Nationen berühmtes Vaterland nicht zu versündigen. Gedenke, daß du ein Deutscher bist.“

Abbildung des Kaiserlichen und Thürfürstlichen E

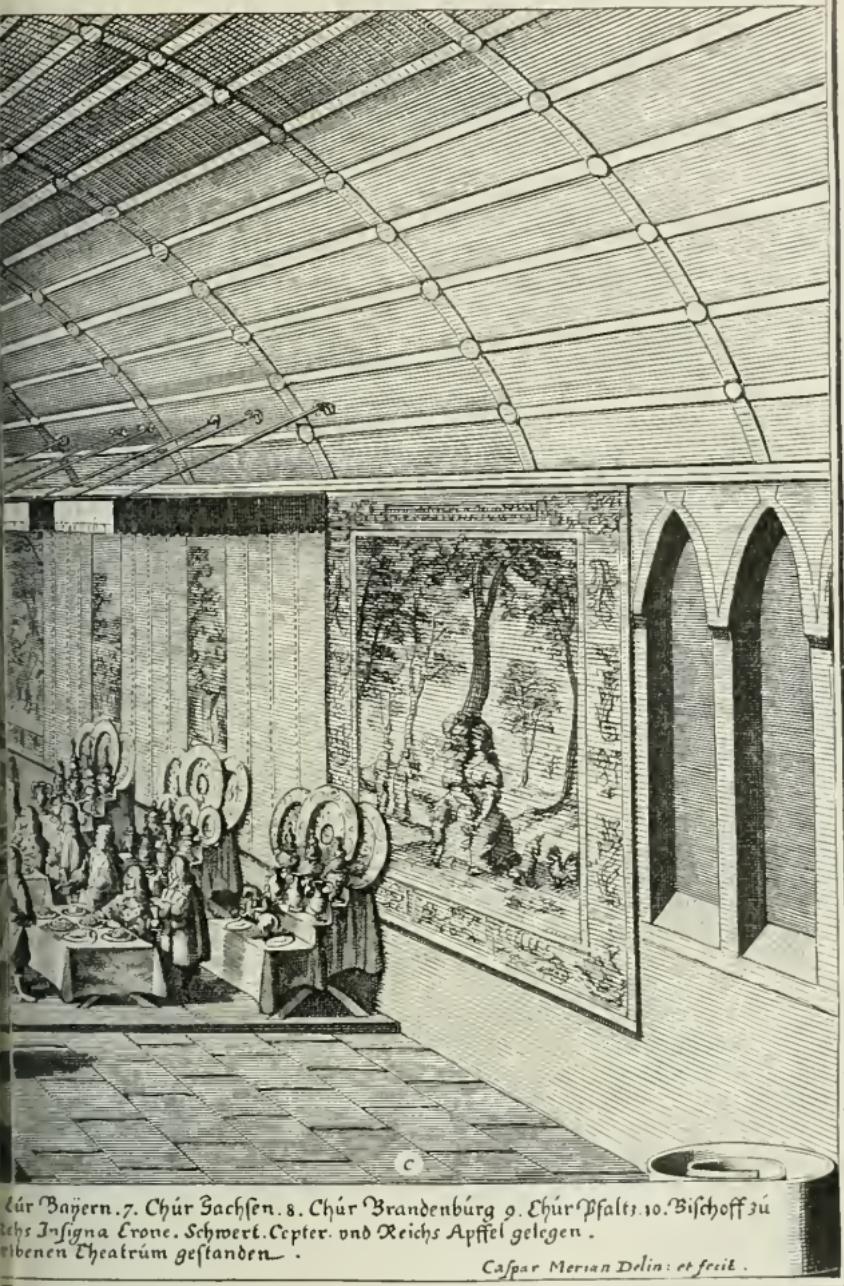


1. Ihr Kaiserliche Majestatt. 2. Thür Maintz. 3. Thür Trier. 4. Thür Coln s. l.
Wormbs. 5. Fürst von Lockowitz. und Fürst von Auersperg. a. Taff
b. Fürsten Taffel. c. hie sofern haben die Musicanen auf
Cum Privilegio Sac. Cesat. May

Banquet auf dem Römer in Frankfurt a. M. am 1.

Kupferstich aus M. Merian

uff dem Römer in Frankfurt. den 22. Augus*tii*. A. 1658.



63 bei der Wahl Leopolds I. zum deutschen Kaiser
l. 7. Chur Sachsen. 8. Chur Brandenburg 9. Chur Pfalz. 10. Bischoff zu
l. Ichs Insignia Krone. Schwert. Cepfer. und Reichs Apfel gelegen.
vbenen Theatrum gesstanden.

Caspar Merian Delin: et fecit.

63 bei der Wahl Leopolds I. zum deutschen Kaiser

ll. Bd. Frankfurt a. M. 1667.



Doch dieser Mahnruf hatte wenig Erfolg. Vielmehr schloß sich eine große Anzahl deutscher Fürsten eng an Frankreich an, einigte sich (14. August 1658) in dem sogenannten rheinischen Bunde und schloß von dem Schutz, den man sich gegenseitig zusagte, die brandenburgischen Länder nicht nur ausdrücklich aus, sondern man verpflichtete sich sogar, den Schweden Hilfe zu leisten, wenn etwa neben Polen auch Brandenburg sie in den dem deutschen Reich entrissenen Herzogtümern Bremen und Verden angreifen sollte. Mit Eifer hatten viele dieser Fürsten schon vorher die von Frankreich und Schweden empfohlene Wahl eines deutschen Kaisers aus einem anderen als dem habsburgischen Hause betrieben, die Deutschland zum Tummelplatz der Rivalität zwischen Frankreich-Schweden und Österreich-Spanien mache. Drei Kurfürsten waren für die österreichische Wahl, drei dagegen. Österreich mußte also Brandenburg gewinnen, und Karl Gustav's Vordringen bis an seine Grenzen hatte überdem das Erzhaus darüber belehren können, welche Bedeutung die Mark für seine eigenen Länder habe, daß ihm Schweden so feindlich wie Frankreich sei. Und da auch der Kurfürst den Anschluß an Österreich sah und die bitteren Erfahrungen, die er namentlich bei der letzten Kaiserwahl gemacht, hintansteckte, um den Einfluß der fremden Kronen im Reich nicht noch nächtiger werden zu lassen, so schloß er mit Österreich jetzt ein Beteidigungs-Bündnis und setzte, trotzdem es mit der nach diesem Bunde zu leistenden Hilfe zögerte und wegen der brandenburgischen Ansprüche in Schlesien nur widerwillig halbe Zusicherungen gab, die Wahl Leopolds zum Kaiser durch 18. Juli 1658.

In dieser Vereinigung der katholisch-österreichischen und der evangelisch-brandenburgischen Macht hatte der Kurfürst ein Mittel gefunden, das nicht nur den schwedischen Angriffen gegenüber Augen stützen sollte, sondern das zugleich ebenso die früher das Eintreten des Kurfürsten zu Gunsten des Kölner Erzbischofs die unglückselige kirchliche Parteigruppierung der deutschen Fürsten beendigen und der französischen und schwedischen Fremdherrschaft gegenüber das nationale, das deutsche Interesse betonen und zum Siege führen konnte.

Im August 1658 begann Karl Gustav ans neue den Krieg, und zwar 1658 wiederum mit einem Angriff auf Dänemark. Im Bunde mit dem Kaiser und in der Hoffnung, daß nun auch Holland das Seinige thun werde, hielt der Kurfürst, der im eigenen Lande auf einen Angriff Schwedens gerechnet hatte, jetzt den Augenblick zum Handeln für gekommen. Er erkannte, daß die Entscheidung weder in Polen noch in Preußen oder Pommern, sondern in Holstein zu suchen sei. Denn hier fühlte sich Karl Gustav völlig sicher, während von hier aus zugleich er niederländische Kreis geschützt werden tonne. In der Spur brandenburgischer und polnischer Truppen sowie einer Reichsarmee brach Friedrich Wilhelm dorthin auf, entriß den Schweden Holstein, Schleswig, Jütland, während eine holländische Flotte die schwedische im Sunde besiegte. Damals schon entwarf ein Holländer den Plan, den Kurfürsten zum „Admiral-General“ aller deutschen Seeschiffe zu ernennen. Das lag nun zwar noch weit ab von der Wirklichkeit, aber im Dezember noch nahm der Kurfürst in der That durch eine glänzende Waffenhat die Insel Alsen.

Endlich hatte der Ruf von der Unüberwindlichkeit der schwedischen Waffen in Deutschland einen Stoß erlitten, Karl Gustav war auf die Defensive aufwiesen, mußte im Februar nach monatelangen Bemühungen die Belagerung Lübeckens aufgeben und im Mai die Übergabe von Friedrichsodde an den Kur-



Medaille auf den Frieden zu Oliva, 3. Mai 1660.

Avers.

Umschrift: *Pectora quo regum coeunt quo vulnera seclii,
En felix oleum pacis Oliva dedit.*

An Größe des Originals überl. im Agl. Münzabiente zu Berlin.

wissen gezwungen sehe, die Länder, die er durch Gottes Gnade besitze, zu verteidigen, und nicht einsehe, mit welchem Grunde er darüber von irgend jemand getadelt werden könne". Aber im Haag wußte Mazari so lebhaft die Furcht vor England zu erregen, daß Holland den beiden Mächten nachgab, die günstigsten Bedingungen für Schweden zugestand und das Unternehmen des Kurfürsten nach der Eroberung von Janö, auch Fünen zu erobern, in keiner Weise unterstützte. Ja in den sogenannten Haager Konzerten (Sommer 1659) gaben die Staaten vielmehr den überhaupt nur mit geringem Ernst geführten Kampf gegen Schweden auf, und nun versuchten Frankreich, England und die Niederlande Schweden und Dänemark zum Frieden zu zwingen. Inzwischen hatte auch Frankreich gegen die Spanier solche Erfolge errungen, daß diese einen Präliminarfrieden mit jenen schlossen, der aus der österreichisch-spanischen eine französisch-spanische Vorherrschaft einzuleiten schien. Das mußte Österreich wieder verhindern, und um die französischen Heere vom spanischen auf das nördliche Kriegstheater abzulenken, — wenigstens erkennt man keinen anderen Grund, da die Habsburg gewiß ebenso weit davon entfernt war, für Brandenburg das Land zu erobern, wie etwa den alten Paul Wallensteins, Österreichs Herrschaft bis zur Ostsee auszudehnen, jetzt anzuführen zu wollen — sollte daher ein Einfall in Pommern unternommen werden. Den man meinte, daß Frankreich eine so starke Schwächung Schwedens, wie die Eroberung Pommerns war, nicht zugeben werde. Indessen war ein solcher Einfall das Signal auch zu einem Kriege mit Frankreich. So entschieden der Kam-

fürsten erleben. Endlich war ein deutsches Heer zum Angriff und zum Siege über die fremden Unterdrücker geführt, und selbst in Wien, wo man sofort nach den Siegen die brandenburgischen Ansprüche zurücksetzte und den Kampf zu Zug und Frommen der Spanier auch gegen Frankreich zu führen gedachte, gestand man doch, daß ganz Europa hierin wesentlich das Verdienst des Kurfürsten erkenne. Unter solchen Umständen griff jedoch die Politik Mazarins ein, da Frankreich den Ruin Schwedens nicht wünschen konnte. Freilich der Kurfürst antwortete auf die Zusageungen der Franzosen mit voller Würde, „daß er sich in seinem Ge-

Ehrlicher Teutscher!

Ein edles Vaterland war leider bey den letzten Kriegen/unter dem Vorwande der Religion und Freyheit gar zu jämmerlich zugerichtet/und an Marck und Wein deromassen gesogen/daz von einem so herrlichen corpore schier nichts übrig lieben/als das blosse Sceleron: Weme noch einig teutsch Blut sein Herze warm ist/nuß darüber weinen und seufzen! Weme Vaterland lieb ist/muß die unglückliche Zeiten beklagen: Wir haben unser Gut/wir haben unser Blut/wir haben unser Ehre/und Nasdahin gegeben/und nichts damit aufgerichtet/ als daz wir uns zu Dienstnechten/und fremde Nationes berühmet/uns desz uhr haben Namens fast verlustig/und diejenige/so wir vorhin taumeten/damit herrlich gemacht. Was sind Rhein/Weser/ und Oderstrom nunmehr anders als fremder Nation Gefange? Was ist deine Freyheit und Religion mehr/als daz andere damit en? Summa/alles verlohr sich mit dem trefflichen Pommern/ undern so statlich wändern!

Nun der Allerhöchste erbarmete sich unsers Jummers einiger und gab zu Münster endlich seinem Volcke einen Friede/einen de/da ihm alles/was lebendigen Athem hatte/für dankete/ und den wir bekennen/alles fieng an wieder zu blühen/ alles nahm zu anschafft und Viehe: Und hätte wol ein iederman gehoffet/ er de nunmehr eine gute Zeit unter seinem Feigenbaum/ und Weinruhiglich leben/und die alte/ welche ihre unglückliche Jahre in soeren Zeiten zugebracht/ ihre graue Haare mit Frieden in ihre Erbgrube haben bringen mögen. Wie nun aber eine Frau das swedische Scepter quitirete/ so schien/daz der Allerhöchste uns den den wieder wolte nehmen/ da er ihn uns mitgegeben/ inmassen kurz hernach davon die Vorbothen sich im Bremischen sehen/ und endlichen das Feuer mit voller Flamine in Polen aufgesogen. Polen/ die hochberühmte Vormauer der Christenheit/ war den Frembden dermassen allerends angegriessen/daz es kaum an ihm

felsbst noch stunde / und musste es daby nicht bleiben/ da es bey aller Welt umb Hülffe schrye und da ersle der ihige König von Schweden mit aller Macht/ und grieff es von der Evangelischen/ und im Rücken an/ dermassen/ daz es Anfangs alsbald in ihme zerfiele/ und männiglich schier in die Gedanden kam/ daß es allen Völkern zum Raube bleiben würde: &c. &c.

Chur-Brandenburgischer
An die Königliche Majestät von Schweden
abgelassener Gesandschafft

Gerrichtung/

Voraus zu erschen/
Wie wunderlich man dieselbe getractiret und
gewesen / weil Sie vom FRIEDE sprechen / und S.
Kurfürstl. Durchl. mit Schweden gegen Polen/wi-
dero gealliiet sich in die vorige Kriegeshändel
nicht wieder einlassen wollen.

Zu Hamburg im Jahr 1658.

Titelblatt und erste Seite der Denkschrift des Kurfürsten Friedrich Will
an den „Ehrlichen Deutschen“.

ürst daher diesen Einfall, er überdies die Stellung der Alliierten in Südtirol sehr schwächte, mißbilligte, so wenig durfte er sich doch der Teilnahme an ihm entziehen. Sein eigenes Interesse, sowie die allgemeine, vom französischen Übergewicht bedrohte Lage Europas eboten sie vielmehr. Inessen nur zu bald sollten sich seine Besorgnisse als gerechtfertigt zeigen. So bald Spanien mit Frankreich den pyrenäischen Frieden geschlossen hatte (3. November 1659), und gar die intimste Vereinigung dieser beiden änder durch einen Ehevertrag gesichert war, hatte der einzige Grund für das überraschend energische Vorgehen des Kaisers seine

Vredigung gefunden. Da der Angriff auf Pommern den Spaniern keine Erichtung gebracht, Spanien sich vor Frankreich hatte bingen müssen, solahmte die österreichische Energie, und man hob sogar ohne Rücksicht auf die Nachteile, die Schweden bei Nyborg, in Pommern, in Polen wie in Fünen litt, die schon im August begonnene Belagerung Stettins auf. Damit hatte Frankreich auch im Norden freie Hand, und um keinen Preis wollte es irgend welche Einbuße Schwedens, das abgesehen von den Folgen des Krieges nach dem tödlichen Ableben Karl Gustavs (23. Februar) auch an den Folgen einer vorund schaftlichen Regierung frankte, zugeben. Wie sehr sich der Kurfürst auch mühte, wenigstens Stettin, das ihm diesmal auch der Kaiser zusicherte, zu erhalten, so mühte er doch wieder die deutschen Länder an Schweden überlassen. In so unbedeutender Differenzen willen werde der Kurfürst, so meinte der Kaiser, in Generalfrieden, für den niemand mehr als er gearbeitet habe, doch nicht scheitern lassen. Im Kloster Oliva wurde er am 3. Mai 1660 voll-



Medaille auf den Frieden zu Oliva, 3. Mai 1660.
Revers.

Umschrift: PACIS · OLIVENSI · ANNO · MDCCLX · III · MAI · AD · GEDANUM · IN · PRUSSIA · CONCLUSA · MONUMENTUM.
Gedenk · in · Preußen · konclusae · monumentum.

In Größe des Originals (Silber) im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.

Aber die Schweden waren doch auf das empfindlichste getroffen, ja ihre Macht wäre zerstört worden, wenn nicht die andere fremde Macht, wenn nicht Frankreich sie gerettet, und der Kaiser durch das vorzeitige Aufgeben des Kampfes dies ermöglicht hätte. Allem Neide zum Trotz, der sich gegen den jungen aufstrebenden Staat bildete, war die Selbständigkeit Brandenburgs erstritten, und das Ansehen des Kurfürsten, der in der energischen Wahrung seines Interesses zugleich das gute Recht Deutschlands auf sein Gebiet vertreten, allgemein zur Weltung gekommen. Pommern war zwar wieder den Fremden überlassen, aber wenn das Reich seit einem Jahrhunderi an seinen Grenzen nur Verluste gehabt hatte, so war in dem Herzogtum Preußen doch endlich ein großes deutsches Land zurückeroberet. Obwohl Kaiser und Reich es ablehnten, die vom Kurfürsten beantragte Einverleibung in das deutsche Reich zu vollziehen, so war doch das „neue Deutschland“ den Slaven entrissen, und Schweden wie Polen hatten die dem Kurfürsten in den letzten Jahren gemachten Zugagen, vornehmlich die Souveränität über Preußen, ans neue anerkennen müssen. Mit einem Drittel seines Gebietes außerhalb der zerschreckten deutschen Verhältnisse als souveräner Fürst stehend, arbeitete der Kurfürst daran, dies Herzogtum mit seinen alten Ländern zu einer Einheit, zu einem deutschen Staat umzubilden, und hierfür waren natürlich die inneren Verhältnisse von größter Wichtigkeit.



Das Stadtschloß zu Potsdam.

Erbaut von Kurfürst Friedrich Wilhelm 1660—82. Bignette aus L. Begebs „Thesaurus Brandenburgicus selectus“. Köln, bei Ulrich Liebpert 1696 ff. S. u. S. 167.

Vom Frieden von Oliva bis zum Frieden von S. Germain. 1660—1678.



Aus einem Berliner Druck von
U. Liebpert.

ll jene furchtbaren Schrecken, die der Krieg mit sich geführt, hatten die Unzulänglichkeit der ständischen Verfassungen in den einzelnen Territorien klar gelegt. Welche Reformen der Kurfürst auch bisher unternommen hatte, es hatten nur Anfänge, zum Teil nur taftende Versuche sein können. Allerdings handelte es sich in den Verhandlungen mit den Ständen seit dem Reichstagschluss von 1654 nicht mehr um die Frage, ob die Stände die Mittel zur Verteidigung des Landes bewilligen wollten, sondern nur um die Höhe der zu bewilligenden Summe. Aber natürlich lag hierin genau dieselbe

Schwierigkeit, und der Kurfürst war genötigt, auch ohne Bewilligung der Stände die notwendigen Steuern zu erheben. Mit Evidenz ergab sich, daß, wenn hier den halblosen Zuständen des Reichs gegenüber ein Staat sich bilden sollte, der eine bewußte hrenhafte Politik treiben und die Seinigen schützen wollte, aus der Landeshoheit, die der westfälische Frieden für die Reichslande, der von Oliva für Preußen dem Kurfürsten zugesichert hatte, eine Wahrheit werden müßte, d. h. der Landesherr müßte er seiner auswärtigen Politik völkerrechtlich gewährten Souveränität in der inneren Souveränität erst die Basis geben. Er müßte Herr der Finanzen, der Steuern werden und, um solche erzielen zu können, für das Wohl der Unterthanen nach allen ur Zeit möglichen Richtungen sorgen. Aus den Verhältnissen wie aus der ihm als Landesvater obliegenden Pflicht ergab sich dem Kurfürsten diese Aufgabe. Ihre Erfüllung war um so notwendiger, als die Stände nicht nur dem Landesherrn die Mittel zur Regierung versagten, sondern die Unterthanen ausschwerste bedrückten. Die Bauern, soweit der Krieg sie nicht von Hause und Hof vertrieben hatte, feuften in schlimmster Hörigkeit, während der Gutsherr, selbst da, wo er wie in Preußen nicht steuerfrei war, sich auch der bewilligten Steuern oft genug zu entziehen wußte. In den Städten aber hatte sich eine Gevatterwirtschaft, eine Korruption der Finanzen, eine Unlauterkeit der Gesetzung und ein verstöckter Egoismus raufigster Art ausgebildet. Mit wuchtiger Schwere lastete die Hand der regierenden Registratsräte, die ebenfalls oft genug sich der eigenen Steuerzahlung zu überheben verstanden, auf dem Bürger. Wenn in den Rheinlanden der reichste Bürger bis 6 Thaler steuerte, Prälaten und Ritterschaft weder Steuern noch Zölle haben, so mußte der ärmste Mann auf dem platten Lande 15 Thaler und mehr, der Bauer 70—80 Thaler, soviel wie eine ganze Stadt zahlen. Und aus Preußen schreibt der Statthalter Fürst Radziwill, daß Königsberg keinen Heller ahle, und die Reichen des Landes sich auf tausend Wegen eximierten. Nach oben wie nach unten meinten die Stände nur Rechte zu haben und wußten nichts von Pflichten; mit der Erweiterung ihrer Rechte hatten sie den Kreis ihrer

Leistungen nur enger und enger gezogen, und das eigene Interesse galt weit höher als das Wohl des Landes, für das man kaum ein Verständnis hatte.

Dies ruhte allein beim Landesherrn, er allein sah über die lokalen und persönlichen Gesichtspunkte hinweg auf das Gemeinwohl des Ganzen, und indem er dieses als Richtschnur nahm, begründete er seinen Staat. Der tiefe Blick, den er für die Verhältnisse des Ganzen hatte, deckte ihm die Größe des Übels in seiner vollen Schrecklichkeit auf, er zeigte ihm aber auch die Mittel, es zu besiegen. Denn nicht entfernt handelte es sich für ihn darum, den Ständen nur Rechte zu nehmen, sondern die von jenen verjüngten Pflichten seinerseits anzunehmen, das war die Triebfeder seines Strebens. Pro Deo et populo, so bezeichnet er selbst nach der Schlacht von Warschau den Grundgedanken seiner Staatsauffassung. Immer war es seine Absicht, an das geschichtlich Gewordene anzuknüpfen und mit gelinder Hand, mit Schonung der thatächlichen Verhältnisse die faulen Zweige zu beseitigen. Und indem er und seine Regierung das leisteten, was die in ihren vermeintlichen Rechten verkürzten zu leisten längst verlernt hatten, indem er der Mittelpunkt für alle Interessen, indem sein Staat die Wurzel wurde, die Saft genug hatte, alle Zweige des Baumes zu speisen, gewann er Rechtfertigung wie Verjährung auch bei den Widerstrebbenden. Charakteristisch für das Verhalten des Kurfürsten ist es daher, daß man in Preußen zur Zeit des erbittertesten Kampfes gegen ihn doch die Überzeugung hatte, „in S. Ch. D. allezeit einen guten und guädigen Herrn zu haben“, und daß ei andererseits es ausgespricht, „wie in den Fällen der extremae necessitatis, wo es sich um die Selbsterhaltung des Staates handle, die Privilegien Einzelner, also auch die des Adels und der Städte, keine Geltung haben könnten“.

Bor allem mußte die Steuerstrafe in der Hand des Landesherrn liegen. Die Steuern mußte, wie schon oben erwähnt, eine regelmäßig eingehende, eine stehende werden ihre Last mußte gerecht und den Umständen des Einzelnen gemäß verteilt werden und der Landesherr mußte über ihre Erhebung verfügen. Das war erforderlich, nich nur um das Heer erhalten zu können, sondern um dem Unterthan durch dieses die Existenz, die Möglichkeit seines Gewerbes geben zu können. Man mußte nicht nur von den Ständen pflichtmäßig Steuern fordern, um das Land zu verteidigen, sondern man mußte an Stelle der bisherigen Verteilung, die den armen Mann unverhältnismäßig benachteiligte, eine Form finden, welche ihr Gewicht gleichmäßig verteilte und endlich eine Besserung der Zustände, ein „Aufnehmen von Land und Stadt“ ermöglichte.

Daher ging der Kurfürst auf den schon erwähnten Vorschlag zurück, a Stelle des alten Pfundschlosses, einer seit Jahrzehnten bestehenden Haushaltungssteuer, die Alzise einzuführen, die geringe Abgaben auf möglichst viel Verbrauchsartikel legte, die Last relativ gerechter verteilt und die gehässige Steuerekzeptionen beseitigte. Schwere Mühe verursachte es jedoch, die eingewurzelten Vorurteile, wonach jede Steuerzahlung eigentlich des freien Mannes unwürdig war, und jede Bewilligung nur wie eine dem Landesherrn auf ein gewisse Zeit gewährte Gnüt und Gnade angesehen wurde, zu überwinden. Namentlich der Adel trat diesem neuen System, das ihn seiner Vorrechte beraubt mit Entschiedenheit entgegen, so daß der Kurfürst von einer Abänderung der Kontributionszahlung auf dem platten Laude überhaupt absah, ja er beschied sich, auch den Städten die freie Wahl zu lassen. So ward die Alzise zunächst nur in einige

märkischen Städten eingeführt (1667), aber so glänzend bewährte sie sich zugleich als ein Heilmittel für die unteren Klassen, daß, wo die Magistrate sich spererten, die Bürgerchaft die Annahme erzwang. „Eine Eingebung Gottes“ nannte man die Reform, man schwärzte für die Akzise als für ein Universal-Heilmittel, und von allen Seiten wurde der Kurfürst angefleht, sie einzuführen. Von wesentlicher Bedeutung aber für die städtische Verwaltung wie für die Ausbildung des States selbst wurde später die Einsetzung eines landesherrlichen Steuerkommissars (1667), der die Einziehung und Abführung der Akzise überwachte und im Laufe der Zeit auf die Stadtverwaltung überhaupt und ebenso auch auf das in argen Verfall gerathene Kunstwesen Einfluß gewann.

Gerade die Einmischung in ihre Finanzen sowie die Aufdeckung der Unterschleife und Begünstigungen fürchteten die gewinnsüchtigen Ratsfamilien in den Städten, zumeist natürlich in den rheinischen Ländern und in Preußen, wo ja die Stände überhaupt die umfassendsten Privilegien hatten. Hier aber war umso mehr ein, wenn auch entschiedenes, so doch gütiges und gelindes, vorsichtiges Verfahren geboten, als in beiden Ländern die Stände in auswärtigen feindlichen Mächten, den Niederlanden und Polen Hilfe finden konnten, die dem aufstrebenden Brandenburg gegenüber nur zu gern gewährt wurde. Doch so bedrohlich noch in den fünfziger Jahren die Stände in Cleve aufgetreten waren, jetzt gelang es noch in dem Jahre des Friedensschlusses dem kurfürstlichen Statthalter Prinzen Moritz von Nassau-Siegen die Stände zum Verzicht auf die in den unruhigen Zeiten entzogenen landesherrlichen Rechte zu bewegen. Sie verzichteten auf das Recht, zur Werbung und Einführung von Truppen ihre Zustimmung zu geben, verzichteten auf die Notwendigkeit, die Beamten auf die Landtags-Abschiede zu vereidigen, und der Kurfürst konnte nun persönlich (Frühjahr 1661) die für das Gediehen dringendsten Reformen vornehmen.

Weit schwieriger lichen sich die Verhältnisse in Preußen an, und doch war gerade hier durch den Krieg, durch Seuchen und Hungersnot das Elend entsetzlich. Einer Einöde gleich das Land oder „wo man noch Menschen erblickte, sah man nur noch Gegenstände des Mitleids, und Elend und Jammer war allgemein“. Jahre hindurch haben hier namentlich der Fürst von Radziwill und Otto von Schwerin mit den Ständen um die wichtigsten Regierungsrechte, die nötigsten Geldmittel gekämpft. Hier vornehmlich war das Volk unter der ständischen Regierung gedrückt und niedergebeugt, und wenn der Kurfürst es internahm, seine Souveränität zu wirklicher Geltung zu bringen, so war es das Beste des Volks, das er gegen die Willkürherrschaft der Stände zur Geltung brachte. Eben deshalb verweigerten die Stände die Anerkennung der Souveränität, behaupteten, sie sei ohne ihre Zustimmung null und nichtig, da die Krone Polen nicht mehr, als sie selbst besäß, dem Kurfürsten habe abtreten können. Aber die Souveränität war es auch nur, die Polen abgetreten, und die der Kurfürst in Anspruch nahm, während er alle Privilegien und Rechte der Stände, soweit sie dieser nicht entgegenstanden, voll anerkannte. Und durch die Unterwerfung unter die schwedische Oberlehensherrslichkeit, welcher die Oberräte, Landräte und Deputierte des Adels und der Städte zugesimmt, welcher der Landtag nicht widersprochen hatte, hatte jene Behauptung die Beweiskraft verloren. Über wie konnten die Stände über ein Recht, das nicht ihnen, sondern der Krone Polen zugestanden, und das diese aufgegeben, ihrerseits verfügen wollen? Und wenn es Rechte waren, die sie ver-



Huldigung im Schloßhof zu Königsberg i. Pr. am 18. Oktober 1663.

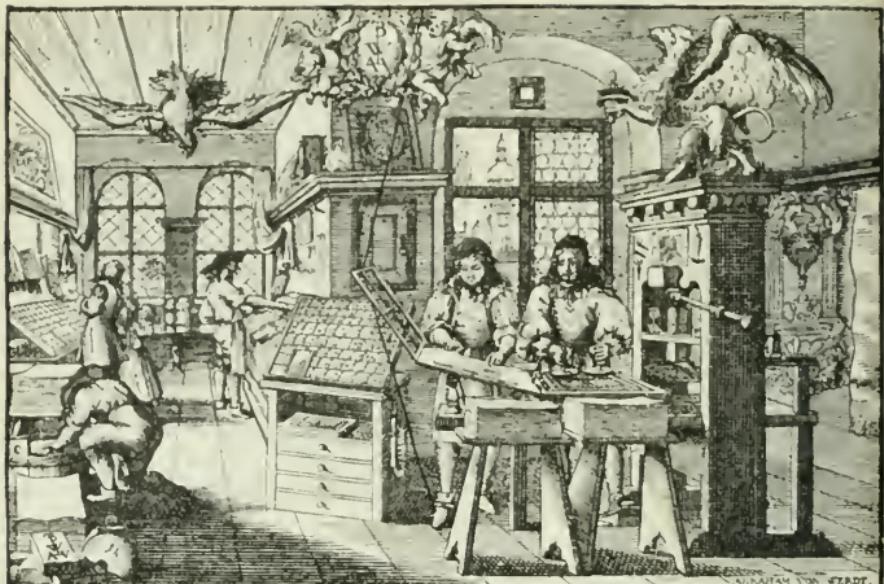
Stich von J. G. Vorlich nach einer Zeichnung von Christof Gerde.

teidigten, so waren diese doch von ihnen dem Landesherrn in Zeiten der Not und Schwäche abgetrotzt und abgekämpft worden — was Wunder, daß die erstarke landesherrliche Gewalt sie wieder nehmen wollte! Und mit fortwährenden Klagen über die während des Krieges unbewilligt erhobenen Steuern, über das märkische Joch, in dem „die wahren Nachbarn der Polen“ angeblich eine Fremdherrschaft zu erdulden hätten, über die Gefahren, die dem Luthertum wie dem Papismus von dem reformierten Fürsten drohten, suchte man auch in den unteren Schichten Königsbergs Stimmung gegen den Kurfürsten zu machen. Der Haupträdelführer war dabei der Königsberger Schöppenmeister Hieronymus Rohde und sein Bruder, ein Jesuit. Auch hier schauten die Oberräte wie die Magistrate in den großen Städten vor allen Dingen die Rechenschaftsablegung über ihre Verwaltung. Aber nicht lange, und die Gemeinde wenigstens war, wie der Kurfürst schrieb, sehr gut, mit ihrer Hilfe hoffte er durchzudringen. Auch hier erkannte der gemeine Mann, daß sein Schutz in der pflichtmäßigen Regierung des Landesherrn ruhte. Die eigentliche Gefahr lag jedoch in den Beziehungen der Opponenten zur Krone Schweden und namentlich zu der Polens, mit der man sich

nicht scheute, hochverräterische Verbindungen anzuknüpfen. Wie wären sie getroffen worden, wenn der Plan, der damals gesetzt wurde, sich hätte verwirklichen lassen, wenn der Gedanke, dem Kurfürsten die Krone der Jagellonen aufs Haupt zu setzen, nicht an dessen Forderung, seinen evangelischen Gläubigen beizubehalten, gescheitert wäre! Als unter dem Schutz der polnischen Königin die Wahl des Herzogs von Enghien zum Thronfolger in Polen betrieben wurde, da durfte die Opposition sogar auf französische Unterstützung und auf ein schwedisches Heer rechnen. Und im Reich drohten auch wieder Verwickelungen, die den Kurfürsten in Anspruch nahmen. So mußte er dem hartnäckigen Widerstand nachgeben und im März 1663 den Ständen alle Privilegien, vornehmlich das Steuerbewilligungs-¹⁶⁶³recht, bestätigen. Nur die Verteidigung des Landes behielt er sich selbst, aber mit dem Beirat der Stände vor, mit dem Recht der Überaufsicht über das Kammerverwesen beugte er der weiteren Verschleuderung des landesherrlichen Domänenums vor, und mit dem Zugeständnis der Stände, auch Reformierte in der Verwaltung und im Gerichtswesen zuzulassen, war auch die Einschränkung des landesherrlichen Ernennungsrechts der Beamten durchbrochen. Wie viel auch hatte nachgegeben werden müssen, im Ganzen hatte der Kurfürst damit doch mehr erreicht, als er selbst gehofft hatte. Darauf, erst im Oktober, leisteten die Stände die Huldigung dem Kurfürsten als souveränen Herzog.

Doch noch viele Jahre grollte dem Kurfürsten eine Partei in Preußen, weigerte hartnäckig die notwendigsten Zahlungen und hoffte noch immer wieder polnisch zu werden. Besonderes Aufsehen hat namentlich das wilde und ungezügliche Heben des gegen den Kurfürsten aufs heftigste erbitterten Obersten von Kalkstein hervorgerufen. Schließlich wurde er in Warschau ergripen, vor Gericht gestellt und wegen Hochverrats hingerichtet. Hierbei sind freilich die vorgeschriebenen Prozeßformen verlegt worden, und bis heute haben sich Stimmen des Tadels deshalb gegen den Kurfürsten erhoben. Aber ihm war es kein Gewaltakt, keine Kabinettsjustiz, er selbst war vielmehr von seinem guten Recht nicht nur überzeugt, sondern ihm war es eine Pflicht so zu handeln, ein Alt der Notwehr gegen die Umtriebe, mit welchen man Preußen wieder unter polnische Herrschaft bringen wollte, Umtriebe, die in der strengen Bestrafung Kalksteins eine eindringliche Warnung erhielten.

Wenn aber die Stände mir für ihr eigenes Wohl und Wehe offene Augen gehabt und dem Verfall des Ganzen mit verschrankten Armen zugeschaut hatten, so war dem Kurfürsten die Erfüllung der Pflicht für das Gemeinwohl der Adel seiner Thätigkeit, die Grundlage und die Rechtfertigung seines Staates. Vorsätzlich alles, was auf die Hebung des Ackerbaues, auf die Belebung von Handel und Verkehr irgendwie günstig einwirken konnte, fand bei ihm eindringendes Verständnis und lebendigste Fürsorge. In die Besiedlung des platten Landes mit fremden Zugängern, in die Berufung fremder Handwerker und Gewerbetreibender in die entvölkerten Städte kam trotz manchen Widerstandes der engherzigen Bürger immer mehr System. Noch fehlte es der Bürgerschaft sowohl an der nötigen Unternehmungslust wie an den für einen größeren kaufmännischen Betrieb erforderlichen Kapitalien. Fehlte es doch noch 1647 in Berlin an einem Zimmermeister, Baumeister und Steinmeisen, also daß der Kurfürst sich solche von ausswärts verschreiben mußte. Durch Monopole und andere Privilegien zog er nun fremde Kapitalisten ins Land und betrieb mit fiskalischen Mitteln Großhandel, so



Innenes einer Buchdruckerei um die Mitte des 17. Jahrhunderts.
Holzschnitt von Abraham von Werdt (thätig um 1636—1680) auf etwa die Hälfte verkleinert.

namentlich den Handel mit Lüneburger Salz. Bald gab es aber auch ein eigenes Kommerz- und Judenstric-Departement, das unter Rabau von Canstein die erspriehlichste Thätigkeit übte. Es galt den einheimischen Handel erst widerstandsfähig gegen die Übermacht des höher entwickelten auswärtigen zu machen und zur Verarbeitung der Rohprodukte des Landes anzuregen. Daher wurden die Zölle auf ausländische Gewerbe erhöht, die Ausfuhr der inländischen Rohprodukte erschwert, namentlich die Wolle auszuführen ganz verboten, und so dem Handel, „als worin die beste Aufnahme eines Landes besteht“, ein ungemeiner Aufschwung gegeben.

Schon erregte die Schnelligkeit und Sicherheit der neu gegründeten Posten das Erstaunen der Fremden, und seit deren Leitung dem Amtskammerrat Michael Matthias (1654) übertragen war, brachten sie, anstatt wie früher 20 000 Reichsthaler zu kosten, denselben Gewinn. Der Friedrich-Wilhelms-Kanal bot, die Elbe mit der Oder verbindend und dem bedeutenden hamburgisch-breslauischen Handel die Wege durch die Mark weisend, einen Erfolg für den Verlust der Odermündungen, und recht ein Fest nach dem Herzen Friedrich Wilhelms war es, als auf dem „Graben“ die ersten Schiffe in Berlin eintrafen. Handelsverträge wurden mit fremden Staaten, besonders mit England abgeschlossen oder angebahnt und die heimische Schiffahrt in jeder Weise ermuntert. Straßen wurden angelegt oder verbessert, fiskalische Zölle im Lande aufgehoben. In kurzer Zeit hob sich namentlich Berlin, begünstigt durch die Einführung der Akzise statt der Kontraktion, wie durch sachgemäße Gener- und Baupolizei-Ordnungen außerordentlich

— allein im Jahre 1667 wurden gegen hundert und fünfzig Häuser gebaut — vermehrte sich die Kaufahrtei Königsbergs in hohem Maße. Und ungeachtet aller Kriegsnot war für die Bildung und Erziehung, namentlich die Gymnasien, viel geschehen, hatte der Kurfürst Mittel gefunden, die Universitäten Frankfurt und Königsberg neu zu beleben, ja mitten in den Kriegswirren hatte er die Muße, in Duisburg eine Universität zu gründen, die Wissenschaft und Leben in die rechte Wechselwirkung setzen, die gegenseitige Befruchtung beider ermöglichen sollte. Schon hatte der Kurfürst die Bibliothek gegründet, die erste Buchhandlung in Berlin privilegiert (1659), und schon zog sein Hof in höherem Maße Gelehrte und Künstler an sich. Aus Holland, wo die bildenden Künste auf Friedrich Wilhelm in seiner Jugend einen tiefen Eindruck gemacht hatten, kamen Bildhauer, Architekten und Maler, wie die Brüder Gerard und Wilhelm van Honthorst nach Berlin und wurden vom Kurfürsten mannigfaltig beschäftigt. Konnte er doch jetzt daran denken, wenigstens kleinere Schlösser, wie das in Potsdam und das in dem benachbarten Bornim zu erbauen! Durchdrungen aber auf das innigste von der Überzeugung, daß die Gewissen seiner Untertanen nicht ihm gehören, sondern Gottes seien, daß kein Potentat in der Welt die Gewissen zwingen könne, führte er die schon von seinem Großvater proklamierte Tuldung aller Bekenntnisse mit vollstem Ernst durch, und in ihrer völligen Gleichstellung that er einen Schritt, der weit weg von der als staatsrechtliche Theorie wie in der Praxis noch immer geltenden Regel — *cujus regio ejus religio* — zur Bildung des Staates unendlich viel beitrug. Mit überzeugter Glaubensstreue und der warmen Innigkeit seines Gemütes hielt er an seinem reformierten Bekenntnis fest, aber dem gehässigen Schelten und Toben gegen das reformierte Bekenntnis in Schriften und auf der Kanzel, dem selbst ein Religionsgespräch kein Ende gemacht hatte, trat er nur im Interesse des kirchlichen Friedens mit Entschiedenheit entgegen, forderte „das unchristliche Verkezern, Verlästern und Verdammnen“ zu unterlassen. Eben deshalb verlangte er von den Geistlichen die Ausstellung eines Reverses, nach dem sie die Taufe auf den Wunsch der Eltern auch ohne den Exorcismus zu vollziehen sich anheischig machen sollten. Einer der mildesten und gemäßigtesten lutherischen Geistlichen, der berühmte Dichter der Kirchenlieder Paul Gerhardt, geriet infolge dessen (1667) in Konflikt mit dem kurfürstlichen Konsistorium, und, erst von seinem Amt enthebt, dann wieder eingezogen, glaubte er selbst seines Gewissens wegen sein Amt niedergelegen zu müssen.

Dem Kurfürsten war der kirchliche Friede Gewissenssache, denn in der That wurden bei der ungeheuren Leidenschaft, mit der alle Klassen der Bevölkerung an den kirchlichen Streitigkeiten den lebendigsten Anteil nahmen, diese eine Gefahr für das Land, die den inneren Frieden auf das bedenklichste störte. — Diesem nun sollten auch die Reformen der Justiz dienen, denen der Kurfürst große Aufmerksamkeit widmete. Man plante nach dieser Richtung vielerlei, Änderungen im prozeßualischen Verfahren, Ausstellung neuer Normen für die Besetzung des Kammergerichts und vor allem die Einsetzung einer obersten Appellationsinstanz. Doch bei dem Widerspruch der Stände kam man nicht zum Ziel. Nur die schon früher angebahnte Übertragung der Rechtsprechung vom Geheimen Rat auf die ordentlichen Gerichte kam insofern vornwärts, als die Justizialchen, die der Geheime Rat zu erledigen hatte, einer besonderen Kommission übertragen wurden.

Naturgemäß aber hatte der Kurfürst ein Hauptaugenmerk auf die Finanzen gerichtet, und er förderte sie in der That dadurch außerordentlich, daß er sie einer einheitlichen Leitung unterstellte, und zwar der des schon genannten Raban von Constein. Er erhielt die Kontrolle über den gesamten Rämerstand, „die Inspektion über alle Domänen und Intraden in allen unsern Landen.“ Indem nun aber dieser höchste Finanzbeamte des Staates auch zum Oberhofmarschall ernannt wurde, brach der Kurfürst mit der herrschenden Ansicht, wonach die Domänen der fürstlichen Familien, die immer noch den Grundstock der staatlichen Einnahmen bildeten, in erster Linie den Bedürfnissen des fürstlichen Haushalts zu dienen und nur ihre Überreste die staatlichen Bedürfnisse zu befriedigen.



Inneres eines deutschen Patrizierhauses, mit Tischgesellschaft, zu Mitte des 17. Jahrhunderts.
Nach einer Radierung von Conrad Meyer (1618—1689), auf etwa die Hälfte verkleinert.

hätten. Ohne Unterschied wurden fortan die Einkünfte aus allen Gütern zusammen vereinnahmt und nur ein Teil davon der Schatzkammer des Kurfürsten überwiesen. Deutlich kennzeichnet sich hierin die Auffassung, welche der Kurfürst von seiner Pflicht gegen den Staat hatte. Zugleich aber wurde eine zentrale Verwaltung des Kassenwesens, wenn auch noch vergeblich angestrebt.

Die wichtigste Neuerung im Geheimen Rat bildete es, daß Otto von Schwerin, nachdem er mehrmals abgelehnt hatte, zum „Obersten Praesidenten“ des Geheimen Rats (30. August 1658) ernannt wurde, und ihm alle Staats-, Justiz- und Lehenssachen unterstellt wurden. Denn indem für alle Regierungs- und Justizgeschäfte der sämtlichen Territorien mit dieser Ernennung eine oberste Instanz geschaffen worden, gelang es allerdings dem Kurfürsten, „seinen Estat etwas besser zu fassen“. Dies Amt konnte die übergeordnete Instanz für die Provinzialorgane, konnte ein Eckstein werden für die werdende Einheit des Staates,

und auch in der äußerlichen Ehre, die der Kurfürst ihm beilegte, drückte er selbst die Bedeutung aus, welche er ihm als dem wichtigsten Amte in seinem Staate beimaß.

Doch Feinde ringsum, das war und blieb die Signatur des Landes, und demnach mußte die Heeresverfassung die Grundlage des Staates bleiben. Nächst Gott stellte der Kurfürst daher die „Konservierung seines Estats und Landes in Waffen“ und mußte sie in diese stellen. Während des letzten Krieges hatte er seine Truppen bis auf 26 000 Mann gebracht, nach dem Frieden von Oliva reduzierte er sie auf die geringe Zahl von 3550 Mann, und unter unendlichen Schwierigkeiten und heftigstem Widerspruch der Stände hatte er wenigstens hierfür die Mittel gefunden. Aber schon 1666 sahen die Stände, wiewohl mit Klagen, die hierfür monatlich erforderlichen 22 000 Thaler »pro ordinario onere«, als hergebrachte Last an. Damit war das stehende Heer geschaffen, und es war eine Folge von der größten Bedeutung für die Entwicklung der landesherrlichen Macht gegen die Übergriffe der Stände, daß hier das monarchische Gefühl den besten Nährboden finden sollte. Allmählich war das Pflichtbewußtsein des Kurfürsten durch die sittliche Strenge, mit welcher er selbst ihm nachlebte, in seine Räte, Offiziere und Beamten übergegangen. Hier nun, in dieser Erkenntnis der Stände zeigt sich der erste Reim davon, daß jetzt auch die Unterthanen selbst das Gefühl für staatliche Zusammengehörigkeit, die Empfindung, dem Staate Pflichten zu schulden, wieder gefunden haben. Wie Großes war damit erreicht! Aber wie nahm der Kurfürst auch auf die bedrangte Lage der Unterthanen Rücksicht! Erst nach einer neuen Rüstung hat er (1666) diesen Anfang eines stehenden Heeres auf 6- bis 7000 Mann erhöht, und zwar behielt er auch während des Friedens die größere im Felde erforderliche Zahl der Offiziere bei, doch mußten sie sich eine erhebliche Verringerung ihres Gehaltes gefallen lassen. Und es will etwas sagen, daß der Kurfürst eine solche Maßregel, die doch seine verdientesten Generale, wie Sparr, Derfflinger, den Fürsten von Anhalt schwer traf, vornehmen durfte, in der Hoffnung, daß sie nicht so sehr auf ihren eigenen Vorteil als auf seinen Dienst sehen würden. Entgegen der früheren Sitte, wonach die Obersten und Hauptleute ihre Truppen warben, und die höheren Offiziere die Subalternoffiziere selbstständig ernannten, hatte sich der Kurfürst in diesem kleinen Heer vornehmlich ein durchaus landesherrliches gebildet, dessen Offiziere lediglich von ihm ernannt wurden, und die, durch eine sich allmählich festigende Disziplin und durch den Begriff der Ehre zusammengehalten, an Pflichttreue und Diensteifer gewöhnt wurden. Zu außerordentlicher Bedeutung aber sollte sowohl für das Heerwesen wie für den ganzen Staat ein Institut sich im Laufe der Zeit entwickeln, das mit der Beibehaltung des stehenden Heeres nun auch ein ständiges blieb, das des General-Kriegs-Kommissariats mit seinen zahlreichen Unterorganen, den Kommissariaten für die einzelnen Provinzen und deren vorzüglichsten Kontrollbeamten, den schon erwähnten Steuerkommissaren. Indem dies Amt nämlich durch seine Tätigkeit für die gesamte Heeresverwaltung zugleich auch eine landesherrliche Steuerbehörde und ebenso eine landesherrliche Polizeibehörde wurde, die für eine große Anzahl der einzelnen Teile der allgemeinen Wohlfahrt zu sorgen hatte, entkräftete es zugleich die Bedeutung der Stände, entzog ihnen die Einziehung und Verwaltung der Landessteuern und bildete für die Zusammensetzung der einzelnen Länder wie für

die Befestigung der landesherrlichen Gewalt in ihnen immer mehr und mehr ein festes Bindemittel. Und in ähnlicher Weise wirkte die Armee noch nach anderer Seite. Notwendigerweise folgte nämlich aus der Beibehaltung des Heeres auch die Forderung des kürfürstlichen Garnisonrechtes in den Städten, und wenn diese sich dagegen nach Möglichkeit sträubten, so wurden sie doch jetzt wieder in einen Zustand gebracht, der ihre Verteidigung ermöglichte. Denn in immer höherem Grade hatten die Städte die Befestigungswerke verfallen lassen, und selbst dem notwendigsten Wachdienst hatten sich die Bürger Berlins im großen Kriege zu entziehen gewußt. Nun übernahm der Kurfürst die Befestigung aus fiskalische Mittel (in Berlin 1657), und seine Truppen leisteten den militärischen Dienst. Hiermit war den Städten eine schwerwiegende Pflicht, die eingeschließlich vernachlässigt worden, vom Kurfürsten abgenommen, wogegen sich wie von selbst in dem militärischen Gouvernement des Kurfürsten, wie in dem Kommissariat eine weitere Stütze der landesherrlichen Regierung bildete, die trotz mancher Härten im einzelnen doch für das Wohl des Landes weit greifende Bedeutung erhalten sollte.

Und wenn auch alle diese Reformen mehr gelegentlich nach dem augenblicklichen Bedürfnis und nicht etwa nach einem allgemeinen Programm ins Leben getreten waren, und später noch Änderungen und Umgestaltungen nötig wurden, auch der Kurfürst selbst sie nur als Anfänge bezeichnet, wie sie eben die Kriege und gefährlichen Zeiten zugelassen hätten, so bildeten sie doch die Keime des späteren Besseren, und zum weitans größten Teil wirkten sie damals namentlich auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Wohlfahrt ganz außerordentlich.

Und für die Denkart und Bestrebungen des Kurfürsten ist eine umfangreiche Deutschrift, die er im Mai 1667 als Instruktion für seinen Nachfolger ansiehte, das sogenannte Politische Testament, von höchstem Interesse. Fast alle Gebiete der inneren und äußeren Politik behandelt er, diese den Bedürfnissen der Zeit entsprechend natürlich anführlicher als jene. An die Spitze seiner Ausführungen über die innere Politik stellt er die Freigebigkeit gegen die Armen und die Erbauung neuer Kirchen, die Beförderung des Kirchenfriedens, wozu vornehmlich die Reformierten beitragen würden. Den Katholischen seien nur die einmal gewährten Rechte, diese aber auch unbedingt zu sichern, die Universitäten solle der Nachfolger sich zum höchsten anbefohlen sein lassen, dem Adel solle er gnädig und belebt entgegen kommen, aber alle Untertanen solle er ohne Unterschied der Religion als rechter Landesvater lieben, ihren Nutzen allzeit befördern, den Handel überall in Aufnahme bringen, die Bevölkerung zu vermehren suchen, ohne Ansehen der Person den Armen wie den Reichen gleiche Justiz angedeihen lassen. In die Wahl der Räte müsse er sehr vorsichtig verfahren und sie in Abhängigkeit vor sich halten, aber er müsse sie auch so behalten, daß sie ihm zur Ehre leben könnten und sich nicht korrumpern ließen. Im Rat solle er alle Räte hören, der jüngsten zuerst, damit nicht der jüngere durch das schon abgegebene Votum des älteren Rats eingeschüchtert werde. Den Bienen gleich, die aus allen Blumen den besten Saft saugen, solle er aus allen Voten das beste heranzünden und dieses beschließen.

An die Spitze der Ausführungen über die auswärtige Politik ist die Bewahrung des Friedens gestellt, und die Notwendigkeit, guten Frieden zu unterhalten, der zwischen anderen Staaten entbrennenden Krieg durch gütliche Verhandlungen bei zulegen, Gott um friedfertige Regierung anzurufen — denn der Friede ernähre

er Krieg aber verzehre — wird mehrfach hervorgehoben. Bei der allgemeinen Feindschaft gegen Brandenburg müsse man mit allen Mächten vertrauliche Beziehungen unterhalten, sich jedoch keineswegs von seinen Rechten und Ansprüchen erdrängen lassen. So müsse man bei dem Bündnis mit dem Kaiser vornehmlich die Wohlfahrt des Reiches, der Evangelischen und endlich auch die eigene bedenken, bei dem mit Polen auf die Souveränität sehen, bei dem mit Schweden auf die Zechäsen ein gutes wachendes Auge haben, bei dem mit Frankreich fürnehmlich ißs Reich und dessen Verfassung achten, bei dem mit Holland dessen Übergriffe in den rheinischen Ländern abweisen. Endlich müsse man auch mit England und Dänemark verbunden sein, weil ihre Flotten die Küsten decken könnten. Namentlich die Allianz mit Holland wird seiner Flotte, der gemeinsamen Religion, der ostflandischen Handelsinteressen im Osten wegen, und weil es der älteste Verbündete ist, hervorgehoben. Indessen seien Allianzen zwar gut, und ein Schwert halte es öfters das andere in der Scheide, eigene Kräfte indessen seien noch besser, auf e könne man sicherer sich verlassen, und demgemäß solle der Nachfolger die Magazine und Festungen, deren Besatzung im einzelnen festgestellt wird, wohl in stand halten und fortbilden. Besonders eingehend wird noch über das Herzogtum Preußen gehandelt, und der Nachfolger zur Standhaftigkeit gegen die dortigen Stände und Oberräte dringend ermahnt. Wenn der Nachfolger diese Ermahnungen ehrzige und allezeit in Gottes Wegen wandle, so würde er, heißt es zum Schluß, eine glückliche Regierung führen, „Niemanden außer Gott“ werde er zu fürchten aben und Segen und beständigen Frieden im Lande genießen.

Man sieht, auf fast alle Gebiete senkt der Kurfürst die Augen seines Erben, ber immer wieder betont er die Notwendigkeit des Friedens, die Vorbedingung des Gedeihens, und zwölf Jahre erhielt er damals Brandenburg und, von einem irzen Zuge gegen die Türken abgesehen, auch Deutschland den so höchst nötigen Frieden. Aber unter welchen Schwierigkeiten, unter welchen Mühen! Staunenswert ist die Klugheit, mit der Friedrich Wilhelm die Kriegsfurie, die überall ihr Haupt erheben wollte, nieder zu halten wußte. War Deutschland, dessen Westgrenzen von Frankreich und den Niederlanden durchlöchert und immer unklarer geworden waren, gewissermaßen in drei Gruppen geteilt, je nachdem Österreich, Schweden oder Frankreich den vorwaltenden Einfluß übte, so war jeder Zwist unter den deutschen Fürsten Anlaß zum Ausbruch eines allgemeinen Krieges, und ist genug hat der Kurfürst in jenen Jahren für die friedliche Beilegung derartiger Zwiste sein Ansehen, seine Vermittlung in die Waagschale gelegt. Unter dem Druck der allgemeinen Lage, der französischen Pläne, namentlich in Bezug auf die polnische Königswahl, gelang es auch mit Pfalz-Neuburg in einer Reihe von Verträgen zu einer definitiven Ordnung der Besitzverhältnisse und anderer Streitpunkte in den Rheinlanden zu kommen, und diese Verbindung gab nicht nur den kurfürstlichen Ländern am Rhein größere Sicherheit, sondern setzte zugleich den spanischen Absichten auf die spanischen Niederlande ein bedeutendes Hindernis entgegen. Inzwischen war nämlich, und nicht zum mindesten auf Frankreichs Betreiben, der lange gefürchtete Krieg zwischen England und den Niederlanden ausgebrochen, und der Bischof von Münster hatte seinerseits den Kampf gegen die Niederlande, die ihn oft gekränkt, energisch aufgenommen, Frankreich aber hatte ihr die Niederlande Partei ergriffen. So mußte dieser Kampf der Seemächte in einen Landkrieg in Deutschland verwandelt werden. Brannuten doch der Kaiser



Magdeburg im 17. Jahrhundert.
Ausdruck aus einem anonymen Gedicht, auf $\frac{1}{4}$ verkleinert.

und Spanien darauf, im Bunde mit England Frankreich anzugreifen, den Reichskrieg zu erklären. Und Schweden, obwohl von Frankreich umworben, verbündete sich mit England, drohte von seinem bremischen Gebiet aus mit Münster gemeinsame Sache zu machen. Unabsehbare war der Krieg, der hier aufstammte, und von unermesslichem Segen war es, daß es dem Kurfürsten, der sich doch selbst hatte rüsten müssen, glückte, im Frieden von Cleve den Streit zwischen den Niederlanden und Münster beizulegen.

So bedeutend war das Ansehen des Kurfürsten geworden, daß Frankreich sich ihm jetzt näherte, daß Schweden und Dänemark, die braunschweigischer Herzöge, Kur-Köln, Hessen-Kasse' Dejseniv'-Allianzen mit ihm abschlossen, und selbst der Kaiser die Allianz von 1658 zu gegenseitiger Verteidigung erneuerte und auch die Generalstaaten süd vorsichtig gegen ihn verhalten mußten.

Die Lage Deutschlands war somit doch eine sehr verändert geworden, und dem Drucke, den Schweden im Norden, dem Einfluß, den Frankreich im Westen ja bis in das Herz Deutschlands und durch Polen auch in Osten Deutschlands ausübt gegenüber ein Gegengewicht geschaffen. Dem Vorwurf indeß als ob er durch sein Bündniß mit dem Kaiser ganz in dessen und Spaniens Abhängigkeit geraten sei, durste Friedrich Wilhelm in der Wahrheit und sein echt deutsche Gesinnung wieder einmal scharf bezeichnend mit de-

Erläuterungsblatt

zu der

nachstehend wiedergegebenen ersten Seite der

eigenhändig niedergeschriebenen „Väterlichen Ermahnung“ des
Kurfürsten Friedrich Wilhelm

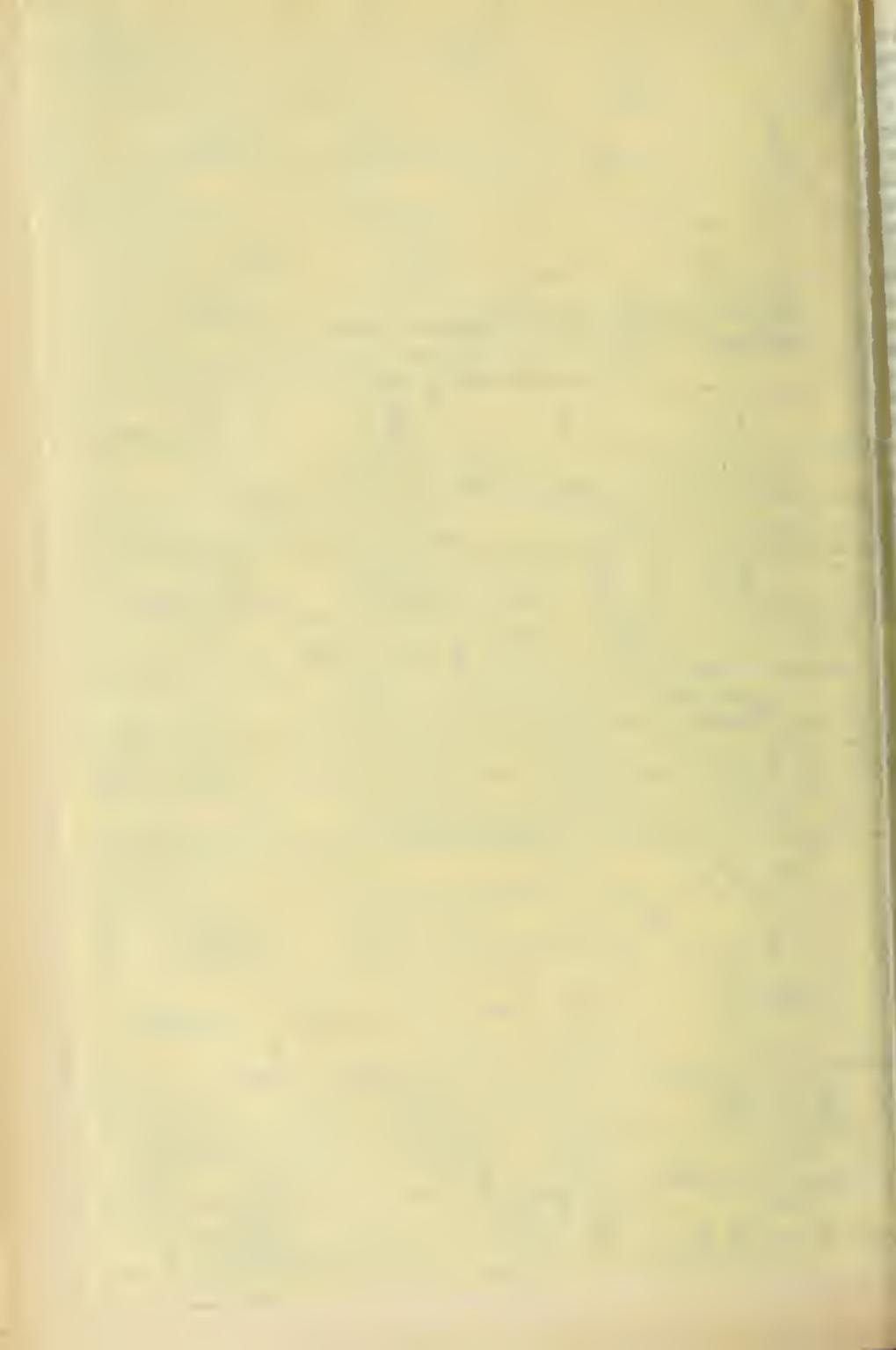
vom 19. Mai 1667.

In Größe des Originaleß im Kgl. Haußarchiv zu Berlin.

Übertragung der uebenthend wiedergegebenen ersten Seite der eigenhändig niedergeschriebenen „Väterlichen Ermahnung“ des Kurfürsten Friedrich Wilhelm vom 19. Mai 1667.

Die Vatterliche liebe So Ich als ein Vatter kegen (= gegen) seinen Sohn vndt zu-
tunstigen Successoren trage, halt mich verursacht, Ihme einige auß langer erfahrenheit nugh-
siche unterrichtungen zu hinterlassen, vndt also dieses kurzlichen in die Feder zu fassen, in
betrachtung, das es Ihme nottig, vndt dienlich zu wissen iſt, Wie Er Seine ganze Regirung
führen, wie Er darin zuförderſt gegen Gott, Seines gleichen, wie auch gegen Seine, Ihme
von Gott Untergebene vndt anuertraute Unterthanen, in Kirchen vndt weltlichen Regimendt,
Sich zu verhalten, was für Rächte Er gebrauchen, wie Er im Rächte Votiren lassen solle,
auch wan vndt wie Er das conclusum nehmen solle, Mit welchen Er in Alliace ſen, vndt
mitt wehme Er ſolche noch zu machen habe, vndt wie der Cammerſtadt (= die Finanzen)
verbefiert werden kan, was an conservation der Beſtungen gelegen, bemannungen der Beſtungen
ſo ahn ipo ſein, vndt was für Dritte bequemlich zu Verſicherung vndt communication der
Länder angelegt werden können, was für garnisonen in Friedens vndt Kriegzeitten darin
nottig, darnebenift die Unterhaltung der Magasinen vndt daffen Vermehrung; So trage Ich
ganz keinen Zweifel bz = daß) in dieſen außtag gnugfahm begriffen ſein wirdt, wie der
ganze Staadi gefuhret werden muß, hoffe auch das mein Sohn ſolches gebuhrend beobachten
werde, wodurch Er dan dieſes erlangen wirdt, daß Ihme Seine Regirung [nicht ſchweſt ſondern
ganz leicht für kommen auch ſolches von ſeinen Dienen nicht zu lernen haben wirdt, ſontern ſelbst die Wiffen
ſhaft haben kan.]

Die Vaterlinsen lieben Dein Tadel von Vater
Dogen, finner Doff, und zu dem Pflegy Gneffen
tunzo, falt mich horen saest, ohne einiger vnglaugen
verfahen mit' lisa Antwoorten steyn zu finken lafft,
und also dreyßig Kintzlijer in die Forderung geftafft, in
betwesung, das ob ihme wettig, und dienlich zu
leiffen ist, die Leidung zwey Regimenter fingen, das
Leidung zwey Regimenter gegen Gott, Diine glaufen,
die auf gegen Diine, ohne den Gott hertugtzen,
und ununterbrocher Antwoorten, in Kintz, und
Kintzlijer Regiment, die zu befehly, und zu befehly
zu gebrauchen, das Leidung zwey Regimenter lafft,
alle, vnißt das, und hin zu der conclusion aufjung
aller, Mitt Kreuz, Leidung zwey Regimenter, und mitt Kreuz
in folger nach zu machen, fahrer, und hin zu den
miftort Kreuz, Mitt Kreuz, Leidung zwey Regimenter, und in confirmation
in Hoffnung gelungen, bezeichnung den Hoffnung
O. A H 18 18 18



Sorten gegenüberstehen: „Er sei weder kaiserlich noch spanisch, weder französisch noch spanisch, sondern einzig und allein gut reichlich, und allein für die Freiheit des Reiches werde er alle consilia und actiones dirigieren.“

In dieser verhältnismäßig günstigen Lage konnte der Kurfürst es nun unternehmen, die ihm im westfälischen Frieden zugesicherten Rechte auf das Erz= 1660 ist und die Stadt Magdeburg ihrer Ausführung näher zu bringen. Die unglückliche Parteigung in der Stadt, die auf Grund gefälschter und nicht vorwürfbarer Privilegien Ottos I. reichsunmittelbar zu sein behauptete, sowie die Schwäche des sächsischen Administrators hatten die Stadt wehrlos gemacht, und die schamlose Unterwerfung Erfurts, welche der Erzbischof von Mainz durch französische Truppen hatte vollziehen lassen, ließ die Gefahr einer ähnlichen Herrumpelung, sei es durch Frankreich oder durch Schweden nahe genug erscheinen. Denn weitaus war Magdeburg handelspolitisch und militärisch der wichtigste Elbpäss, der die Marken deckte und die Verbindung zwischen den östlichen und westlichen Ländern des Kurfürsten sicherte. Während unter General Parr sich einige Regimenter in Halberstadt sammelten, verhandelten daher unter Zustimmung des Administrators Zena und Platen in Wanzleben mit dem Rat der Bürgerschaft, forderten Huldigung für den Kurfürsten und das Besatzungsrecht. „Ohne Anlegung einigen gewalts freiwillig“ war binnen wenigen Tagen Verträge von Kloster Berge (28. Mai) beides zugestanden. Eine kurfürstliche Armee zog in Magdeburg ein, die Bürger huldigten (23. Juni) dem Kurfürsten, und mit vollstem Eifer erfolgte demnächst die Festigung der Stadt. Ich hier war nicht sowohl die anmaßliche Selbständigkeit vernichtet, als vielmehr Stadt einer ordnungsmäßigen Verwaltung zugeführt, und eine der wichtigsten deutschen Städte vor der Fremdherrschaft bewahrt.

Noch einmal wußte der Kurfürst einen allgemeinen Krieg zu vermeiden, indem er den Anlaß, den das Vorgehen Schwedens gegen die Stadt Bremen bot, nutzte. Aber was konnten schließlich alle Bemühungen, alle Verhandlungen gegen den mursätlischen Erbgrz Ludwig XIV. von Frankreich, dessen wohltame Hand im Innern alle Gewalten niedergebeugt und einen Absolutismus gründet, der keine Schranken kannte, aber in der jultanhafsten Willkür, die er hat, die ganze Fülle aller Kräfte und Mittel seines Landes sich dienstbar gemacht habe! Denn kaum war Ludwig im Innern absoluter Herr geworden, so richtete den Blick auf das Ausland, vornehmlich auf Deutschland und die Niederlande. Im Charakter des Königs und seiner Staatsauffassung entsprach es, wenn er führende Rolle nicht nur, sondern eine beherrschende Stellung in Europa überhaupt für sich beanspruchte. Damals nun suchte Ludwig, wie zur Einleitung seiner Universalherrschaft, sein Übergewicht an zwei Punkten zugleich zur Geltung bringen, in den spanischen Niederlanden und in Polen. Von jenen beprachte er unter einem gänzlich unbegründeten Erbschaftstitel seiner Gemahlin einen Teil für Frankreich selbst, dort suchte er durch die Wahl eines französischen Prinzen zum König Frankreichs Dominat auch im Osten zu begründen; an beiden Punkten mußte er die spanisch-österreichische Vorherrschaft treffen, an beiden aber leicht Brandenburg sich höchst unbehaglich machen. Plötzlich fiel er (1667) in Kunden ein, nahm im folgenden Frühjahr die Freigrafschaft. Die Niederlande waren nun direkt bedroht, der burgundische Kreis für Deutschland so gut wie verloren. Schon aber hatte Frankreich in voller Ausnützung der im westfälischen

Frieden ihm gewährten Stellung sich der meisten deutschen Fürsten, außer denen des immer mehr ermächtigenden Rheinbundes auch Kurkölns und Kurbayerns versicherte, ihre Genehmigung zum Durchmarsch eines französischen Heeres nach Polen erhalten, und schon rüstete es die Abfahrt einer Flotte nach Danzig. Im Bunde mit dem Kaiser und Spanien, dem England, Holland und die deutsche Fürsten, von denen damals so mancher Eiserner zeigte, beitreten sollten hatte der Kurfürst — eben damals durch das Hinscheiden seiner Gemahlin (18. Juni 1667) auch persönlich tief bedrückt — gehofft, Widerstand leisten zu können. Aber die Niederlande suchten sich mit Frankreich zu verständigen, meinte durch einen solchen Bund die Hälfte der spanischen Niederlande für sich zu erhalten, und die Haltung Schwedens wie Englands blieb eine unbestimmte. Der Kaiser aber demmerte den Kurfürsten beim Könige von Frankreich als denjenigen der allein ihn wider seinen Willen zum Kriege zwinge, und der Eisernen, die deutschen Fürsten jetzt entfalteten, konnte eine rechte Frucht doch nicht bringen. Unmöglich hätte der Kurfürst allein den Schutz der Westgrenze übernehmen können während er im Osten naher bedroht war. Er durfte es als einen Gewinn ansehen, daß man in Paris ihn so hoch schätzte, gegen Zusicherung seiner Neutralität die Pläne in Polen, an denen Frankreich mit allem Ernst gearbeitet, aufzugeben. Damit war dem französischen Einfluß im Osten, wie ihn Ludwig gehofft, wenigstens zunächst die Spire abgebrochen. Im Westen aber schloß die vielgerühmte Tripleallianz, die, um die spanische Herrschaft in Flandern und Brabant aufrecht zu erhalten, zwischen den Niederlanden, England und Schweden geschlossen war, ¹⁶⁶⁸ Mai Aachener Frieden, der die Freigrafschaft an Spanien zurückgab, dagegen nicht in die von Frankreich geforderten Festungen diesem überließ, sondern zugleich den unbekanntlichen Rechtstitel, auf dessen Grund Ludwig jene Ansprüche erhoben hat im Prinzip anerkannte.

Eben dies hatte nun aber, wie man bald erfuhr, ganz im geheimen schon der Kaiser gethan, und zwar aus einem Grunde, der fernab von Deutschlands Interessen lag. Auf dem spanischen Königsthron saß damals Karl II., schwächerer franker Knabe, mit dessen frühzeitig erwartetem Tode, so schien die spanische Linie des Hauses Habsburg aussterben würde. Unzweifelhaft muß dann das ganze Erbe an die jüngere Schwester Karls, die Gemahlin des Kaisers Leopold fallen, während Ludwig als Gemahl der älteren Schwester das Erbe beanspruchte, obwohl diese ausdrücklich Verzicht geleistet, und obwohl Frankreich im pyrenäischen Frieden dem Erbe feierlich entsagt hatte. In Wirklichkeit ist diese Frage erst viel später zur Erledigung, aber die Möglichkeit, daß sie zu jeder Stunde praktische Bedeutung erhalten könnte, hat schon von dieser Zeit an die allgemeine politische Lage bestimmd eingewirkt. Schon jetzt glaubte nämlich der Kaiser es an der Zeit, mit Frankreich einen provisorischen Teilungsvertrag (19. Januar 1668) zu schließen, der Österreichs Macht im Reich auf ordentlich erhöhte. Gleichzeitig suchte aber der Kaiser genau wie Frankreich im Osten die beherrschende Stellung zu gewinnen. Zwar veranlaßte er den Kurfürsten, für die von diesem selbst gebilligte Wahl des Pfalzgrafen von Neuburg zum König von Polen einzutreten, leitete indessen, von den Jesuiten unterzuhalten dahin, daß der Prinz von Lothringen gewählt wurde, und diese Wahl trieb er nicht nur hinter dem Rücken des Kurfürsten, sondern auch sonst Formen, die ihn tief beleidigen mußten. Es kam soweit, daß der Kurfürst

kaiserlichen Gesandten erklärte, „einmal könne man ihn wohl betrügen, aber gewiß nur einmal“. In dem wilden Gezänk der polnischen Parteien war die gemessenste Partei entschieden für die Wahl des Kurfürsten selbst oder doch die des Kurprinzen, und wiederholt ist er um ihre Annahme ersucht worden, doch hat er sie stets abgelehnt. Er war eben ein deutscher und ein evangelischer Fürst, der seine Länder nicht zum Anhängsel dieses verrotteten Slavenstaates zu machen gesonnen war.

Aber trotzdem zuletzt in Polen weder der französische noch der österreichische Kandidat, noch auch der Pfalzgraf von Neuburg, für dessen Wahl der Kurfürst alles gethan hatte, gewählt wurde, wußte Österreich sich durch die Vermählung 1669 einer Erzherzogin mit dem gewählten Piasten doch den gewünschten Einfluß im Osten zu sichern. Immer schärfer spitzte sich demnach die Frage zu, ob Frankreich oder Habsburg die dominierende Macht in Europa werde, und Deutschland wurde in diesem Streit, wie Leibniz es ausdrückt, „der Grasapfel, der Ball, den die einander zuwerfen, welche um die Monarchie spielen, der Kampfplatz, darauf man um die Meisterschaft in Europa ringt“. Und in diesem Kampf stand Brandenburg allein. Denn von den Mächten der Tripleallianz, den beiden Seemächten und Schweden, war diese ihm entschieden feindselig. Die anti-oranische Partei in den Niederlanden aber that dem Kurfürsten jeden Tort an, und wie sie im nordischen Kriege seine Aktionen gehemmt hatte, so wußte sie jetzt in der Besatzung der elevischen Festungen, der Hohenzöllerschen Schuld, der Geldernischen Frage und anderen Sachen fort und fort ihm Chikanen zu bereiten und Nadelstiche zu verzecken. Dem Kaiser hatte er seit Beginn seiner Regierung sich immer wieder genähert, ihm allein verdankte das Haus Österreich die letzten beiden Kaiserwahlen, er hatte das Reichsheer zum Siege in Füttland, in Pommern geführt, und trotzdem der Kaiser im Frieden von Oliva abermals dafür gesorgt hatte, daß Pommern ihm genommen, daß Schweden ihm auf den Nacken gesetzt worden, hatte er wieder das Bündnis mit dem Kaiser erneuert, hatte geglaubt, in der polnischen Wahl die Linie gefunden zu haben, auf der er mit dem Kaiser zusammengehen könne. Auch da hatte man ihn getäuscht, und nun stand die Macht Polens, um das Gewicht des Kaisers verstärkt, ihm im Rücken. Noch weniger schienen die Fürsten des Reichs einen Anhalt zu bieten. Wohl suchten ihrer mehrere, während in Regensburg die tollste Verwirrung herrschte, sich einander zu nähern, Bündnisse zu schließen, um sich der österreichischen und französischen Übermacht zu erwehren, wohl entwarf damals Leibniz seinen großen Plan über die Sicherheit des Reichs. Aber mehr als tausende Versuche waren jene Bündnisse nicht, und solche Pläne blieben ohne praktische Bedeutung. Nur allzu deutlich und richtig hatte Samuel von Pufendorf kurz vorher unter dem Namen Montzambano in seiner Schrift *de statu imperii* die volle Zerfahrenheit und Unmöglichkeit des Reichs geschildert.

Da war es doch wertvoll, daß Frankreich immer aufs neue die Verbindung mit Brandenburg suchte, daß es für den Fall der Erledigung der spanischen Erbschaft und des Übergangs der spanischen Niederlande an Frankreich dem Kurfürsten die elevischen Festungen, die Holland nicht herausgeben wollte, und die für die militärische Deckung der rheinischen Länder notwendig waren, zusicherte, ihm auch den Wiedererwerb Jägerndorfs verbieß, während der Kurfürst sich Frankreich gegenüber eben auch nur für diesen Fall verpflichtete, und König Ludwig die Absehnung weitergehender Forderungen hinnahm. Brandenburg war für den Kampf

der Mächte wichtig genug geworden, aber in diesem Kampfe lag doch die schlimmste Gefahr für seinen Bestand selbst. Man durfte die Hand, die einzige, die sich bot, nicht zurückstoßen, so sehr man sie fürchten, so sehr man sie auch hassen möchte.

Und schon erhob sie sich zum Schlage. Holland sollte er zunächst treffen. Aber das Bündnis, das Ludwig jetzt von Friedrich Wilhelm forderte, selbst das Verlangen nach Neutralität, womit er sich begnügen wollte, lehnte der Kurfürst wiederholt und mit Entschiedenheit ab.

Und dabei beharrte er trotz aller Chikanen der Hochmögenden Herren im Haag, die in sorgloser Sicherheit, aus Sparsamkeit sowie aus Haß gegen den jungen Oranier ihre Heeresmacht verschwändigten, an eine Gefahr nicht glauben mochten und die schon werdende Einigung des westfälischen Kreises, die ihnen ein Schutz werden konnte, so viel sie vermochten, hinderten. Er beharrte dabei auch, wiewohl seine Haltung nun sofort Schweden und Frankreich einander näher brachte, und namentlich der König von England, der ebenso geldbedürftig wie begierig war, die evangelische Lehre und die parlamentarische Verfassung im Lande auszurotten, von Ludwig längst gewonnen war, bald auch Schweden das Bündnis mit Frankreich wieder aufnahm, und damit die Tripelallianz der drei Mächte gegen Ludwig gesprengt war.



IOANNES GEORGII
PRINCIPES ANHALTINUS.

Johann Georg II., Fürst von Anhalt-Dessau
(1627—1693).

Nach dem Gemälde von Jacob Baillant (1628—1691) ge-
stochen von Johann Heinzelmann (1641—1693?).

Herren im Haag daran glauben, wovon ihnen die außerordentlichen Rüstungen Ludwigs galten, daß weder ihre Unterwürfigkeit noch die Bemühungen Brandenburgs Ludwig von seiner Absicht zurückhalten würden. Die anti-orauische Partei aber, die der Brüder de Witt, hatte die Zeit ihrer Herrschaft nur zu gut benutzt, um das Land völlig wehrlos gegen einen Angriff zu Lande zu machen. Nun endlich schickten sie einen Gesandten, Herrn von Amerongen, nach Berlin, um Hilfe zu verabreden, aber mit so beleidigenden Bedingungen, daß es der vollen Einsicht des Kurfürsten von der Größe der Gefahr, der ganzen Wonnehmeit seiner Besinnung bedurste, um alles nachgebend, endlich zu einem Schluß zu kommen. Und wenn neben dem holländischen

In raschen Stößen hatte Ludwig im August 1670 Lothringen eingenommen, daß Elsass mit Frankreich verbunden. Jetzt drang er mit gewaltigen Heerhaufen durch das Erzstift Köln gegen die Generalstaaten vor. Da mußten selbst die Hochmögenden alle Zeitungen schon voll waren, daß 1672 Jan

ein französischer Gesandter in Berlin wiederum nur um Neutralität verhandelte und dafür weit günstigere Bedingungen namentlich bezüglich der elevischen Festungen bot, als die Herren im Haag für gut hielten, für wirkliche Hilfe zuzustehen, wenn noch immer eine Partei im Haag ihren Frieden mit Ludwig zu machen hoffen konnte, so sieht man, wie hochherzig zugleich der Entschluß des Kurfürsten war. Denn kam es zum Frieden zwischen den Holländern und Ludwig, so mußte sich die ganze Schale des Zornes Ludwigs auf Friedrich Wilhelms Haupt entladen. Doch Friedrich Wilhelm sah zu weit. Wie groß immer die Gefahr war, die er durch den Kampf gegen Frankreich auf sich nahm: die größere drohte dem Reich durch Frankreich gewiß dann, wenn es Holland über den Haufen geworfen hatte. Die Frivolität, mit der Ludwig allen Verträgen zum Trost um sich griff, das Übergewicht, das er bei vielen Fürsten im Reich gewonnen, ließ in dem Angriff auf Holland mit Sicherheit schon den auf das Reich voraussehen. Aber wie sich auch der Kurfürst bemühte, wie energisch er den deutschen Fürsten wieder zu Gemüte führte, „gedenket, was das Waterland von euch fordert!“ — es fand sich kein deutscher Fürst, der es mit ihm gewagt hätte, ja Köln und Münster hatten sich längst zu gemeinsamer Aktion mit dem Könige verbunden. „Der Franzos“, so schrieb man freilich damals warnend, „läßt die Todtent-Posaun blasen: der Freiheit letzten Tag läßt der Franzos dem Niederländischen Reich und dem ganzen Europa ansagen“. Aber „Augen haben die Reichsfürsten und sehen nicht, teils werden sie von des Goldes Strahlen verblendet, teils ob sie schon das Schwert rücken, oder ihr Haupt trutzig emporheben, werden sie doch in Ansichtung des Franzosen gleich wie von Gorgonen erschreckt und sind so stumm, als ob sie in einem Felsen verkehret wären.“

Um so lebhafter mußte der Fürst von Anhalt, den der Kurfürst, immer bestrebt, für Deutschlands Interessen den Kaiser zu gewinnen, nach Wien gesandt hatte, dort den Abschluß eines Bündnisses betreiben, und dank des persönlichen Eintretens des Kaisers und des spanischen Gesandten kam ein solches ungeachtet ¹⁶⁷²_{zum} der Gründe der Gegenpartei und ungeachtet des vom Kaiser mit Frankreich am 1. November 1671 geschlossenen Neutralitätsvertrages zu stande. Es war doch nicht vergeblich gewesen, daß Lisola, der kaiserliche Gesandte im Haag, mit immer neuer Energie darauf hingewiesen hatte, daß Frankreich das ganze Rheinland erobern und die Kaiserkrone gewinnen wolle; nur daß der Kaiser den Bund mit Holland nicht zu schließen wagte, bevor Brandenburg für Holland eingetreten war. Erst nachdem er der brandenburgischen Hilfe versichert war, befahl nun auch der Kaiser mit Holland das Bündnis abzuschließen.

Aber inzwischen war Ludwig ins Clevische, von da in Holland eingefallen, hatte infolge von Verrat und Feigheit Festung auf Festung eingenommen, hatte die ganze Macht der Holländer überrannt. Alles boten die Regenten in den Staaten auf, wie teuer auch immer den Frieden zu erkauften, ohne doch auch nur vertragssmäßig ihrem Bundesgenossen von Brandenburg wenigstens Kunde von den Verhandlungen zu geben. Ebensowenig zahlte man dem Kurfürsten die Subsidien, doch traf man sonst die für das Vorgehen des Kurfürsten nötigen Vorbereitungen, doch brachte man endlich, wie man übernommen, Spanien oder Dänemark oder Braunschweig zur Kriegserklärung. Selbst die so höchst nötige Allianz mit dem Kaiser schloß Holland trotz aller Gewandtheit Lisolas erst am Ende des Jahres. Bleichwohl zog der Kurfürst seine Truppen bei Halberstadt zusammen, und Anfang

September fand sich hier auch der kaiserliche General Montecuccoli mit der Hälfte der zugesagten kaiserlichen Truppen ein. Da nun ein direkter Marsch aus Holland und ein gemeinsames Operieren mit den Truppen des Prinzen von Oranien nicht mehr möglich war, so beschloß man durch eine Diversion in das kölnische Gebiet einen Teil der französischen Truppen von Holland abzuziehen und zugleich Spanien zum Angriff auf Frankreich zu ermuntern.

In der That mußte Ludwig seinen tüchtigsten Marschall, Turenne, den Verbündeten entgegen schicken, und so erhielten die Niederlande, wo nach der schänderschaften Ermordung der Brüder de Witt durch das Volk nun der Prinz von Oranien die leitende Stellung gewonnen hatte, die Möglichkeit, sich zur Verteidigung aufzuraffen. Aber alle Bemühungen des Kurfürsten, den kaiserlichen General zu energischer Kriegsführung zu bringen, scheiterten. Jede offene Feindseligkeit gegen Turenne lehnte dieser ab, und ganz offen gestand man ein, daß der Kaiser dem Könige von Frankreich es zuge sagt habe, jeden Angriff zu unterlassen. Ohne Rücksicht auf Ludwigs Einfälle in Cleve und in die Grafschaft Mark behauptete man noch immer, daß Frankreich nicht das Reich angegriffen, den westfälischen Frieden nicht verletzt, man also auch keinen Grund zum wirtschaftlichen Kriege mit ihm habe. Und weder Trier noch Mainz noch Frankfurt gestatteten die Benützung der Schiffsbrücken zum Uebergang auf das linke Rheinufer, und Kurmainz konnte sich hierfür, so erfuhr man, auf direkte kaiserliche Befehle berufen. Im Jahre 1673 wurde der Feldzug noch weniger kriegerisch geführt; zu einer Schlacht, die Friedrich Wilhelm und der kaiserliche General dem Marschall Turenne bei Soest anboten, kam es nicht, eine Diversion, die von Hamm aus unternommen werden sollte, unterblieb. Der Kurfürst geriet vielmehr in die Gefahr, von Turenne und den münsterischen Truppen umzingelt zu werden, er mußte sich zurückziehen. Der Kaiser wollte und konnte nach seinem geheimen Vertrage mit Ludwig es nicht zum Schlagen kommen lassen, wenn er nicht die in demselben ihm zugesicherten Vorteile auß Spiel sehen wollte. Schon im Februar wußte Turenne, daß die kaiserliche Armee den Kurfürsten im Stich gelassen habe. So wenig wie der Kaiser, so wenig waren aber auch die Holländer zu einem irgend entschiedenen Handeln zu bringen, oder bereit, ihrerseits die Bedingungen zu erfüllen, auf Grund deren sich der Kurfürst zum Kampf hatte entschließen können. Seine rheinischen Lande seufzten nach Frieden, die anderen vermochten nicht mehr, weitere Opfer zu leisten, die polnische Gefahr drohte, seitdem der polnische Reichstag den Frieden mit den Türken verworfen, wieder lebhaft, und Schweden, mit dem der Kaiser wegen der Türken sich verbinden wollte, forderte dafür mehrere Städte in Preußen, Elbing, Thorn, Marienburg. Der Kaiser aber unterhandelte auch mit Münster, ja jetzt erhielt der Kurfürst in Paris den vollen Beweis dafür, daß er sich überhaupt nur zum Scheine mit Brandenburg verbunden und gegen Frankreich nicht vorzugehen in Paris wiederholt ausdrücklich zugesichert hatte. Köln und Münster rechneten auf den Gewinn brandenburgischer Länder, Kurfürster wartete nur auf eine brandenburgische Schlappe, um seine rheinischen Ansprüche mit Gewalt zur Geltung zu bringen, und Schweden war schon zu einem Angriff auf Pommern oder Bremen bereit. Endlich die Staaten selbst hatten ihre Friedensverhandlungen mit Frankreich kaum unterbrochen, hofften den Frieden jeden Augenblick abzuschließen. Und Frankreich, noch immer gewillt, Brandenburg entgegen zu kommen, forderte vom Kurfürsten nur, er solle die Unterstützung der Staaten



DER HOCHWOL GEBORNE HERR,
HERR GEORG FREIHERR VON DERFLINGER,
Churfürstl. Brandenburg: Geheimer Kriegs Rath, Statt-
halter des Herzogthums hinter Pommern vnd Fürsten-
thums Camin, General Feld Marschal vnd Ober Gou-
verneur der Churfürstl. Festungen Herr zu Quetenin
vnd darzu gehörigen Gütern, auch auf Schildberg, Gufow,
Plakow, Wulkow, Klessien, vnd Hermers torff. etc.

Georg Freiherr von Dersilger.

Gezeichnet und gestochen von Johann Heinzelmann (geb. zu Augsburg 1611, gest. zu Berlin 1693?).

aufgeben, während ihm die Verteidigung des Reiches, falls Ludwig es etwa angreife, frei stehen und doch ihm die Mittel für sein Heer gewährt werden sollten.

Hierauf war der Kurfürst gezwungen einzugehen, wenn er, allein gelassen, nicht ganz erliegen wollte. Nur hielt ihn weder der Vertrauensbruch des Kaisers, noch das vertragswidrige Verhalten Hollands ab, beiden Mächten gegenüber mit voller Ehrlichkeit zu handeln. In Wien wie im Haag ließ er, wie einst an Karl Gustav, ausdrücklich seinem Entschluß mit Frankreich zu unterhandeln mitteilen, und auf der von diesem gebotenen Grundlage schloß er den Vertrag von 1673 Wessels im Juni 1673 zugleich für Köln und Münster ab. Auch übergab ihm Frankreich seine eisernen Festungen bis auf Wesel, Rees und Schenkenschanz, und er behielt dem Kaiser den Zutritt zu diesem Vertrage ausdrücklich vor.

Freilich war aller Orten der Unwill groß und der Lärm arg über den Kurfürsten, der sich doch nur hatte zurückziehen müssen, weil niemand neben ihm trat, weil man ihn allein die Gefahr bestehen ließ. Aber nun, da Brandenburg nicht mehr für die anderen die Kastanien aus dem Feuer holte, nun da Turenne ungehindert am Main, in Franken, Hessen eindrang, mit empörender Gewaltsamkeit gegen die Einwohner und die Fürsten verfuhr, ein zweites französisches Heer die Pfalz besetzte, da endlich erkannte man die ganze Größe der Gefahr, die dem Reich von Ludwig drohte, die der Kurfürst so eindringlich in Wien wie an den deutschen Fürstenhöfen und im Haag hatte vorstellen lassen. Jetzt endlich, da auch Spanien den Angriff auf Frankreich ins Werk zu setzen begann, beschloß man, so schien es wenigstens, mit Ernst vorzugehen. Die unerhörten Frevelthaten, die Frankreich im Reich übte, die grauenwolle Verheerung der Pfalz, die kecke Frechheit, mit der Ludwig den Kaiser und die deutschen Fürsten verhöhnte, erzeugte auch wieder eine nationale Empfindung, wie sie sich in den energischen Ausrufen der Zeit, in der lebhaften Anerkennung der Thaten des Kurfürsten zeigt, und indem nun die vom Kurfürsten von Anfang an betriebene Koalition zwischen dem Kaiser, Spanien und Holland abgeschlossen war, und die deutschen Fürsten thaträstigen Eifer gegen den „Reichsfeind“, wie man Ludwig XIV. damals nannte, bewiesen, England aber mit Holland Frieden zu schließen bereit war, durfte man auch auf Erfolge rechnen. Denn Brandenburgs war man, da Frankreich das Reich selbst in unerhörter Weise angegriffen, völlig sicher. Und in der That war der zu Wessels vom Könige von Frankreich besonders zugestandene Fall jetzt unzweifelhaft vorhanden. Der Kaiser verhielt sich allerdings noch sehr kühl, aber der Prinz von Oranien wußte wohl, wie viel auf den Kurfürsten ankomme, dringend forderte er ihn wiederholzt zur Unterstützung auf, denn unlöslich, wie Himmel und Erde, sei man ja verbunden. Aber erst als Turenne, der 1673 durch Montecuccoli noch recht erhebliche Verluste erlitten hatte, aufs neue über die deutsche Armee bei Singheim (16. Juni) gesiegt, bequemte man sich in Wien zum Vertrage mit dem Kurfürsten. Hochherzig zeigte der Kurfürst allen Groll und alles noch so berechtigte Misstrauen beiseite, und unter der Bedingung und Zusage, daß man ihn, falls seine Lande selbst angegriffen würden, mit der nötigen Truppenzahl unterstützen und daß man nur gemeinsam Frieden schließen werde, versprach der Kurfürst seine Hilfe (1. Juli 1674). Die nächste Wirkung war, daß Ludwig alle seine Truppen, Baum und Arrièrebann, aufbot.

Mit größter Schnelligkeit rüstete der Kurfürst seine Truppen, mit über 20000 Mann erschien er im Felde. Aber — wer sollte es glauben — der

Feldzug verlief fast noch trauriger und elender als der frühere, jede Unternehmung, 1674 jedes Vorgehen wurde durch den österreichischen General Bourbonville gehindert, verdorben, vereitelt. Selbst österreichische Offiziere sprachen mit schärfstem Tadel über die elende Leitung, und der Verdacht des Verrates, den der Kurfürst hatte, und den die Soldaten offen aussprachen, läßt sich nicht abweisen. Schon von vornherein wurden die brandenburgischen Truppen statt nach den Niederlanden, wo die Verbündeten bei Seneff in blutiger Schlacht ohne Entscheidung geschlagen hatten, nach dem Elsaß, wo die Kaiserlichen ebensfalls ohne Entscheidung bei Enzheim gesiegt, dirigiert, wurde der dem Kurfürsten zugesicherte Oberbefehl ihm genommen. Bei Marlenheim in der Nähe von Straßburg stand man mit etwa 50 000 Mann den 20 000 Truppen Turennes in verhältnismäßig günstiger Lage gegenüber, aber den dringenden Rat des Kurfürsten und Derfflingers, Turenne anzugreifen, ihn zu vernichten, verspottete man als lächerlich; und doch erklärte selbst ein österreichischer General, daß man mit Truppen wie die brandenburgischen nicht allein die Franzosen, sondern selbst den Teufel in der Hölle angreifen könne. Trotzdem verschanzte man sich, und Turenne entkam. Hier war es, wo zu all dem Unwillen, den der Kurfürst über die schmachtvolle Kriegsführung empfand, ihn noch der tiefe Schmerz traf, seinen Kurprinzen Karl Xemil, dessen hervorragende Geistesgaben ihm und seinen Landsmen die fröhlichsten Hoffnungen waren, durch den Tod, und wie er meinte, an Gift zu verlieren (7. Dezember 1674). Hagenau, Belfort sollten genommen werden, aber trotz aller Zusagen verweigerte der kaiserliche General seine Mitwirkung. Turenne konnte Verstärkungen heranziehen und aufs neue vorgehen, dem kaiserlichen General, da er stets anders handelte, als festgesetzt war, Verlust auf Verlust beibringen. Schließlich, nach der Schlacht bei Türkheim, zog Bourbonville sogar heimlich ab, und mitten in der Nacht mußte nun auch der Kurfürst, um nicht abgeschnitten zu werden, den Rückzug antreten.

Der Feldzug war völlig und um so mehr mißlungen, als auch der Prinz von Oranien ohne Glück gekämpft hatte, und die Spanier genötigt waren, Truppen nach Sizilien zu senden. Weit schlimmer aber als alles dies war, daß es dem diplomatischen Geschick Fenquieres, des französischen Gesandten in Stockholm, gelungen war, die Schweden zu einem Einfall in die Mark zu bewegen. Allerdings hatte der Kurfürst, obwohl er vor dem Feldzuge mit Schweden einen Vertrag zu gegenseitiger Verteidigung geschlossen, dies von vornherein gefürchtet. Deut es entsprach zu sehr der allgemeinen und der gleichartigen Lage Schwedens und Frankreichs — aber in Wien hatte man ihn und seine Warnungen stets abgewiesen. Auch selbst da nun Wrangel mit 15 000 Mann am Ende des Jahres 1674 1674 in die Mark wirklich eingedrungen war, dachte man im Ernst weder die zugesagte Hilfe zu leisten, noch auch nur die Brandenburger zum Schutz ihrer Länder abziehen zu lassen. Man fand es wohl gar ganz gerechtfertigt, daß Schweden den Kurfürsten aus seiner angemessenen hohen Stellung zurückweise. Wenn nun auch die Feinde vorerst noch sich wenigstens maßvoll in der Mark verbielten unter der Maske, Brandenburg zum Frieden mit Frankreich zu bestimmen, so war doch an ihren wahren Absichten nicht zu zweifeln, zumal Hannover und Bayern mit ihnen verbündet waren, Münster mit ihnen verhandelte, Kurhachsen schließlich jede Hilfe verweigerte. Dazu war nun auch, was Friedrich Wilhelm noch nicht einmal wußte, der König von Polen, Johann Sobiesky, von Frankreich für einen Einfall in Preußen gewonnen. Alle Mittel der Verhandlungen setzte der Kurfürst daran,

die Hilfe der Verbündeten zu erhalten, aber mehr als gute Worte und verheißungsvolle Beschlüsse, mit denen man allerdings sehr freigiebig war, seyte er weder am Reichstag, noch in Dänemark, weder in Wien, noch selbst beim Prinzen von Oranien durch, selbst die Subsidien von Spanien und Holland stockten völlig.

Die Niederlande fürchteten für ihren Handel und schauten sich vor der tüchtigeren Seerüstung Schwedens. In Kopenhagen verlangte man, daß Holland und der Kaiser vorangingen, und gerade dieser wieder mache seine Zustimmung, noch nachdem der Feldzugsplan mit Wilhelm von Oranien festgestellt war, von der dänischen abhängig. Da in Wien meinte man selbst im Augenblick der schwersten Gefahr offenerherzig genug, der Kurfürst möchte allzu mächtig werden. Denn darüber hatte er allerdings keinen Zweifel gelassen, daß jetzt den Schweden Pommern unter allen Umständen entrissen werden müsse. Nur um so mehr mußte er selbst sich rüsten und vorbereiten zum Kampf. Und da ist es von besonderer Bedeutung, daß er damals Pläne, die ihm schon früher vorgelegt und lebhaft seinen Geist beschäftigt hatten, zur Ausführung brachte. Er machte den Versuch, auch auf der See dem Feinde entgegen zu treten. Im Februar 1675 erteilte er die ersten Kaperbriefe, bald darauf schloß er den ersten Vertrag mit dem Schöffen der Stadt Middelburg, Benjamin Raule, wonach dieser die ersten drei brandenburgischen Schiffe auszurüsten hatte. Drei weitere Schiffe wurden in Amsterdam auf brandenburgische Kosten übernommen und ein Marinier-Regiment angeworben.

Doch die Schweden waren inzwischen immer weiter vorgedrungen und übten

Schandthaten, die kaum hinter denen des dreißigjährigen Krieges zurückstanden, wenn auch mancher Befehlshaber sich Mühe gab, die Disziplin strenger zu handhaben. Bei Stettin hatten sie die Oder überschritten, waren bis in die unmittelbare Nähe Berlins gelangt, besetzten die wichtigen Pässe über die Havel. Der Übergang über die Elbe stand bevor, es drohte die Vereinigung mit Hannover, die Überrenpumpling Magdeburgs. Und weder der Statthalter in den Marken, der Fürst von Anhalt, noch die Bürger oder Bauern, die teils auf Befehl des Fürsten von Anhalt, teils freiwillig sich bewaffnet hatten, konnten ihnen erfolgreichen Widerstand leisten. Immerhin zeigte diese Erhebung des Volkes, soweit sie eine freiwillige

*Letztes Land dragen
ist mir nicht eingezogen
Gute und lastlos über gau
Sobald der Todt sein Werk gelebt*

*Das vorgedrohten Krieger Gen:
Wo dann jene Land obwirlos
Zu groß das ja verschafft
Zum geschehnis 1656*

Wahlspruch Derßlingers.

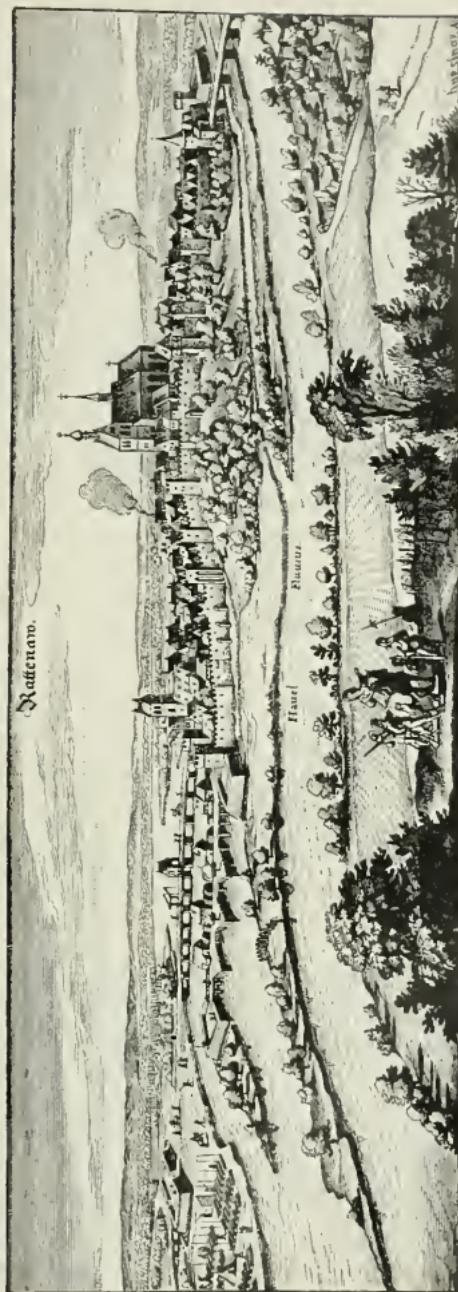
In das Stammbuch des Grafen v. Baudissin geschrieben. In Größe des Originals, jetzt im Berliner Privatbesitz.

Übertragung.

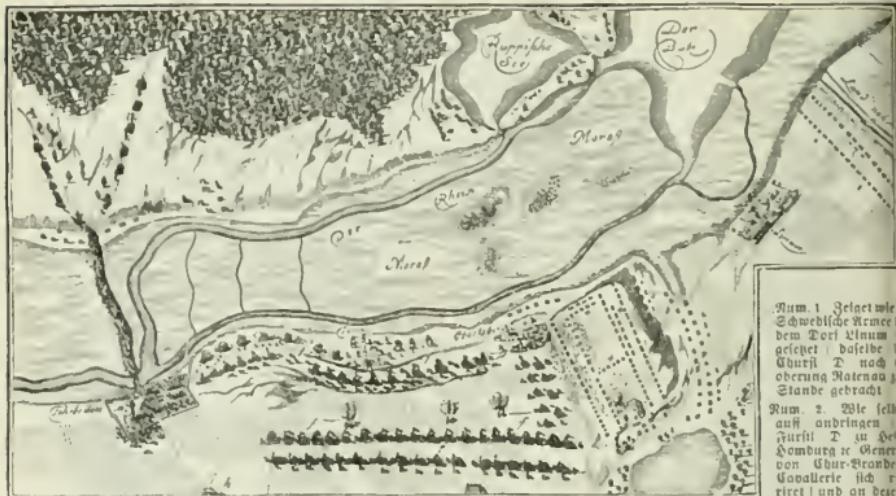
Windt und Regen
ist mir oft Entgegen
Duckt mich so Vor Über gan
Das Weder will Sein Willen haben
Georg Derßlinger Gen: Wo a. d. meister
Vndt obreiter zu Rosi den 14 Marti
dieses Zum gedächtniß anno 1656.

war, schon von dem Beginn einer vaterländischen Gesinnung, und recht treuherzig war der Ausdruck, den ihr Bauern in der Altmark gaben, wenn sie auf eine noch heut vorhandene Fahne die Inschrift setzten: „Wahr Bauern von geringem Guth Dienen unsern gnädigen Kurfürsten und Herrn mit unsern Blut.“

Im Mai aber war der Kurfürst und sein Heer vom Main ausgebrochen und führte nun jenen wunderbaren Geschwindmarsch aus, der ihn schon am 20. Juni nach Magdeburg führte. Am 23. in der Frühe brach er mit der Kavallerie, mit 600 Dragonern und 1350 Fußtruppen auf, erschien vor Rathenow, dessen Kommandant, Oberst von Wangelin, von einer Ankunft nichts ahnte. Am 25. morgens erfolgte der Angriff, die Fußtruppen erstürmten eine Stadtpforte und das Mühlenthor, die Dragoner unter Derfflinger drangen durch das Havelthor ein. Die Überrumpelung war vollständig gelungen, und die Verbindung der schwedischen Truppen durchriß, der geplante Elbe-Übergang unmöglich gewacht. Am 27. erreichte die Kavallerie die Nachhut des Generals von Wrangel, der sich von Brandenburg aus schleunigt mit seinem Bruder, dem Feldmarschall, zu vereinigen suchte. Bei Nauen wurde sie verdrängt. Im nächsten Morgen — Freitag 28. Juni — hatte der Prinz von Homburg mit seinen 1500 bis 2000 Reitern die Schweden kurz vor Fehrbellin eingeholt, wlang Wrangel, seine Stellung



Rathenow.
Aus W. Zeitler's Topographia Electoratus Brandenburgici etc. Frankfurt a. M. D. 3. (etwa 1652) bei Matth. Merianus vel. Erben. Vertiefung auf die Hälfte.



Plan der Schlacht bei Fehrbellin.

Nach Merians "Theatrum Europaeum" XI., Frankfurt a. M. 1682.

Bezeichnung: Was zwischen der Königl. Schwedischen Armee und der Chur-Brandenbg: Cavallerie den 18 und 19 July (sic!) Ao. 1675 zwischen den Landwehr bey Linum und dem Poche Fehrbellin auf dem Ländlein Bellin passirt ist:

a. Die Brandenbg. Comendirten. b. Die Brandenbg. Cavallerie wie selbe im Tressen gestanden und avanciret ist. c. Die Dörfslingerischen und Domstornischen (sic!) Dragoner welche um den Berg vor die 2 Stude verspiet und gegen den Feind avanciret sind. d. Der Berg worauf die 2 Stude gestanden. e. Die Comendirten wie selbige in der Schweden flucht marchiret sein. f. Die Brandenbg. Cavallerie wie joltje gegen die Schwedische Armee marchiret ist. g. Die schwedische Armee. h. Das Brandenborgsche Regiment, welches nach dem tressen von Berlin nachkommen ist, und zur avangarde Comendirten war. i. Die feindliche Bellin wie er mit der schwedischen Bagage, die Straßen verstopf mit hindertloßing 5 Metallener Stud (das die Stud ist den wohnter Bataille erobert) Munition wagen und anderer Bagage, einige Häuser in Fehr-Bellin angefeindet und wie sie endlich über den Tham den k. Die fernere flucht nehmen. l. Die Comendirten 500 mann Infanterie untern Commando des Oberst Leutnants von Kann, welche nach dem Tressen erst nachkommen sind, denn bey dem Tressen kein mann zu Fuß gewesen. m. Brandenbg. Studie welche allezeit gleich dehnen Trouppen den Feind mit versogel und auss die höchsten wieder gepflanzt worden."

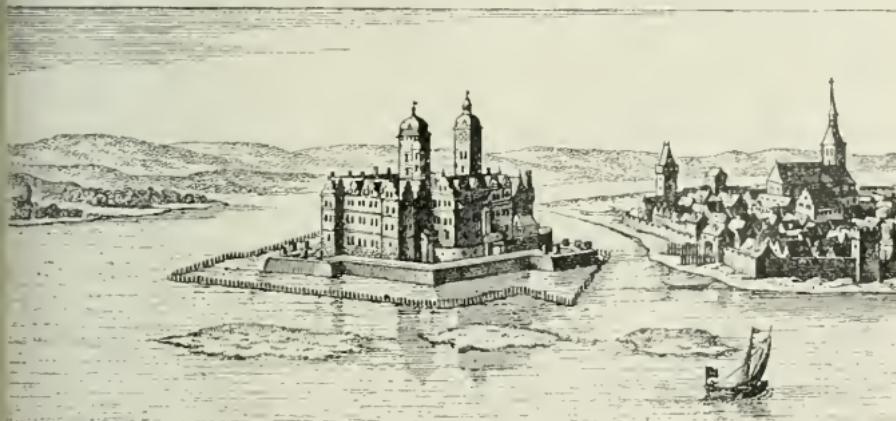
bei Linum aufzugeben und sich weiter bis nach Halenberg zurückzuziehen. Unter dem Schutz der Dragoner konnten die Brandenburger nun ihre wenigen Geschütze auffahren. Mit gewaltigem Stoße drang schwedische Infanterie und Reiterei gegen sie vor, aber nach heissem Kampf mußte sie weichen, die Geschütze waren gerettet. Immer aufs neue führte der Kurfürst — das Fußvolk war noch nicht heran — selbst seine Schwadrouen gegen den Feind. „Wie zwei funkelnende Kometen erschienen seine Augen“, unausgesetzt war er, wie der fast siebzigjährige Dörfslinger im heftigsten Gedränge, im schlimmsten Kugelregen, um mit seinen Soldaten zu siegen oder ritterlich zu sterben. Unmittelbar neben ihm sank sein Stallmeister Emanuel von Froben, von einer schwedischen Kugel tödlich getroffen vom Pferde. Endlich zog sich der Feind nach Fehrbellin zurück, suchte am nächsten Morgen zu entkommen. Noch gab es hier und da ein Gefecht, ein Scharmützel, aber weiter und weiter mußten die Schweden weichen, mußten die ganze Mark räumen.

Das war ein Waffenerfolg, so glänzend wie ihn nur je die berühmtesten Feldherren ersuchten. Mit etwa 6000 Reitern ohne jedes Fußvolk waren die noch immer für unbesiegbar gehaltenen, fast doppelt so starken Schweden völlig geschlagen und ihnen die Verbindung mit ihren Freunden, den Hannoveranern, unmöglich gemacht. Damals war es, wo schon das elsässische Volkstheil den Kurfürsten Friedrich Wilhelm als „den Großen“ feierte. Endlich hatte das ganze deutsche Volk wieder den Helden, an dessen Heldengröße es sich emporranken konnte, aus dessen Kraft ihm die Hoffnung auf eine neue Herrlichkeit des Vaterlandes entsprossen. Es war aber auch ein nationaler Erfolg von der größten Bedeutung, es war ein Schlag gegen die schwedische Fremdherrschaft, der zugleich Frankreich traf. Denn auch den französischen Übermut durfte man hoffen, wieder zügeln zu können, wenn Frankreich nicht mehr auf Schweden zu zählen vermochte, wenn die Schweden völlig von der deutschen Scholle verjagt wären.



Avers einer Medaille auf die Schlacht bei Fehrbellin.

In Größe des Originals (Silber) im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.
Die beiden Reiter im Vorbergrund sind Kurfürst Friedrich Wilhelm und dessen Stallmeister von Groben, der, eben von einer Stückluge tödlich getroffen, vom Pferde sinkt.



Schloß und Stadt Wolgast.

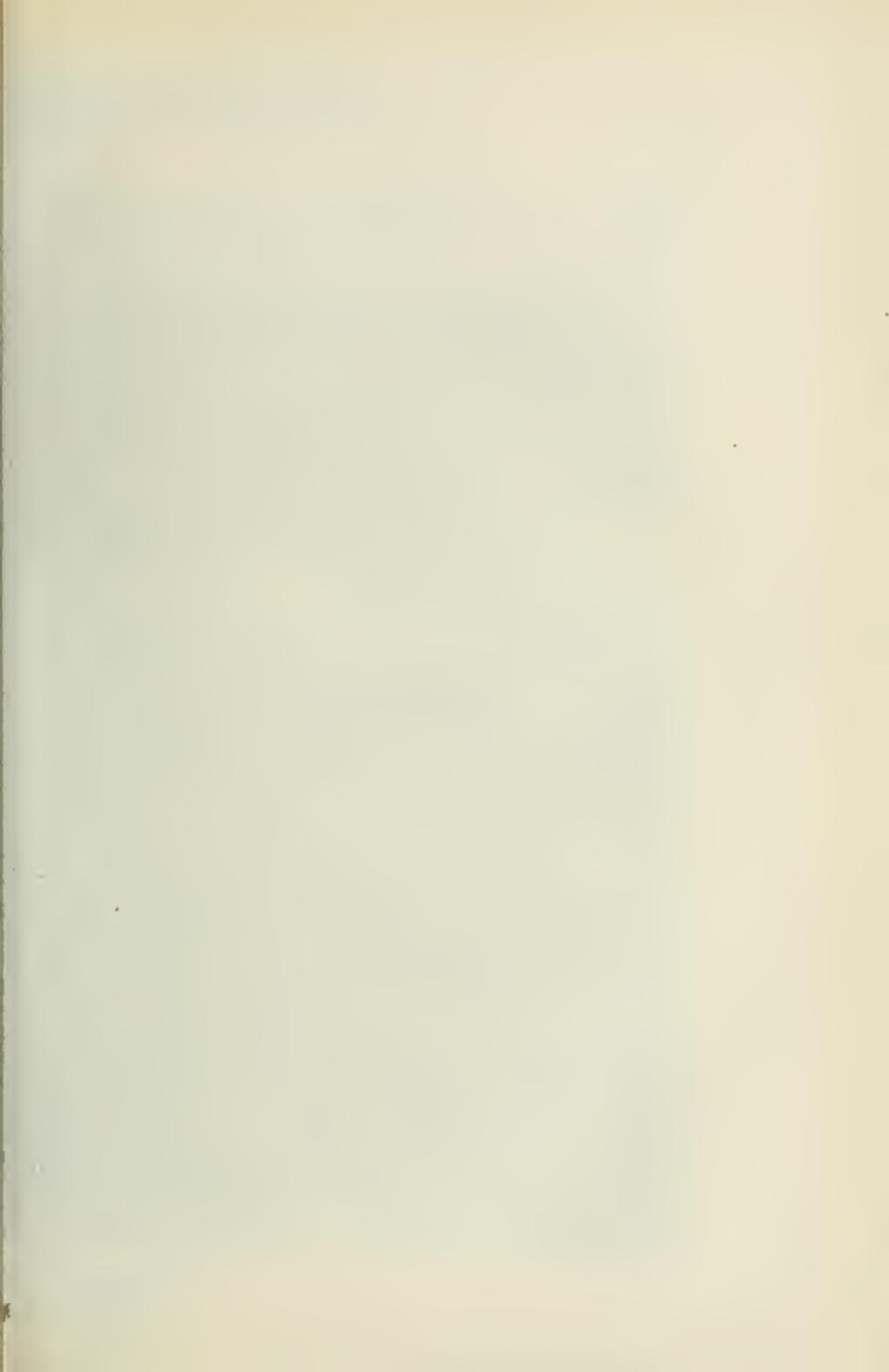
Ausschnitt aus dem Kupferstich in M. Zelter's „Topographia Electoratus Brandenburgi“ etc.,
Frankfurt a. M. C. J. (etwa 1652) bei M. Merians sel. Erben. Verkleinerung auf die Hälfte.



Beschießung von Wolgast 1675.

Gobelín im Hohenzollern-Museum zu Berlin, wahrscheinlich nach Entwurf von Abraham Cornelis Begeijn († 1697) gewirkt von den Gebr. Caesteels und P. Mercier.

Zunächst wichen sie nach Mecklenburg, und ihre Niederlage machte auch ihren übrigen Feinden Mut. Nun da Brandenburg die Bahn gebrochen, fingen auch die Verbündeten an, einige Thätigkeit zu zeigen. Dänemark schloß im Oktober mit Brandenburg ein Bündnis, verabredete in Gadebusch mit dem Kurfürsten 1675 einen Kriegsplan. Hannover sah sich zu einem Neutralitätsvertrag mit Brandenburg genötigt, selbst einige kaiserliche und kurfürstliche Regimenter erschienen. Der Reichstag erklärte den Reichskrieg und sicherte dem Kurfürsten „behörige Satisfaktion“ zu. Brandenburgische und braunschweigische, sowie münstersche Regimenter bereiteten den Schweden im Bremischen Verlegenheiten, die durch brandenburgische Schiffe an der Wesermündung noch vermehrt wurden. Der Kurfürst eilte nach Pommern, nahm im Oktober Wollin, eroberte im November Wolgast, und wenn auch die Belagerung Stettins noch unterbleiben müßte, so war doch Schweden sowohl wie auch das, bei Saßbach, an der Conzerbrücke, sowie durch die Wiedereroberung von Trier und vor allem durch seine inneren Verhältnisse schwer geschädigte Frankreich zum Frieden geneigt. Hezt indessen war selbst der kaiserliche Hof wenigstens der Meinung, daß man das schwedische Toch abschütteln müsse, und der Kurfürst brachte in der That trotz schlimmster Geldnot die Mittel für den nächsten Feldzug zusammen, selbst einige Schiffe konnte er durch Raule wieder anrüsten lassen. Er hoffte, „daß Gott seine Waffen segnen, daß er ganz Pommern okkupieren“ und die Schweden „hinter ihre Scheeren“ zurückjagen werde. Das hing nun aber wesentlich von der Einnahme Stettins ab, und dies sollte noch unendliche Mühe und Anstrengungen verursachen. Zunächst wurde der Versuch des schwedischen Generals Königsmark, Wolgast wieder zu nehmen, vereitelt, eine dänisch-



VEROVERI



Froberung von :
Radierung in f.

van STETTIN



Dezember 1677.
an de Hooghe.



ölländische Flotte erfocht im Juni 1676 bei Bornholm einen Sieg über die schwedische, bei welchem brandenburgische Schiffe eine Fregatte und einen Brander usgriffen, der Kurfürst nahm die Peinemünder Schanze, Anklam, Demmin, ödniß, Damm. Damit war Stettin umschlossen, aber die eigentliche Belagerung mußte man auf das nächste Jahr verschieben, zumal der Einfall Polens, als Frieden mit der Türkei geschlossen hatte, unmittelbar bevorzugtstehen schien. Dazu wurde es schon immer klarer, wie wenig die Verbündeten, wie wenig insbesondere der Kaiser trotz aller Zusagen in Wirklichkeit gewillt waren, dem Kurfürsten im Frieden — zu dessen Abschluß unter Englands Vermittlung in Rügen ein Kongreß zusammengetreten war — Pommern wirklich zu überlassen. Die Beliebtheit des Prinzen von Oranien, auf dessen Persönlichkeit allein der Bund mit Holland beruhte, erlitt infolge seiner unglücklichen kriegerischen Unternehmungen schwere Einbuße. Auf dem Kriegstheater am oberen Rhein hatten 1677 die Verbündeten nur Verluste, selbst Freiburg fiel in die Hände der Franzosen. immer mehr drängten daher die Generalstaaten, drängten auch der Kaiser und England zum Frieden, bevor der Kurfürst Stettin erobert habe. Allein nach erfolgter Eroberung Stettins konnte auch der Kaiser höhere Ansprüche machen, und dadurch ward er zunächst noch von einem voreiligen Friedenschluß zurückhalten. Denn die Eroberungen in Pommern boten den einzigen Ersatz für die verluste Spaniens, das immer weniger leistete, und mit jenen hoffte man diese rett zu machen.

Doch bis in den September währte es, bis der Kurfürst mit voller Kraft 1677 gegen Stettin vorgehen konnte, und bis Ausgang Dezember wehrte sich die Stadt mit heldenmütiger Tapferkeit. Endlich war sie zur Kapitulation gezwungen, und am 6. Januar 1678 hielt der Kurfürst seinen Einzug in Stettin. Aufs 1678 zudigitte waren die Bürger enttäuscht, als statt der thyrannischen Willkür, die an ihnen vorgespiegelt, die „kurbrandenburgische, gnädige Leutseligkeit, mit der spätern Großmütigkeit vergefellschaftet“ ihnen entgegen lächelte; und der edle hohe Anstand, womit der Kurfürst die Begrüßung der Stadt entgegennahm und ir alle Rechte bestätigte, eroberte ihm vollends die Herzen der Bürger.

Gewiß war allen Verbündeten diese neue glorreiche That Friedrich Wilhelms ochwilkommen, aber ebenso gewiß war man nicht gewillt, ihm die Früchte seiner Mühen zu gönnen, obwohl, von Dänemark abgesehen, keiner der Verbündeten Erfolg, ja kaum ernsthafte Mühen aufzuweisen hatte. „Es gefalle dem Kaiser nicht, daß an der Ostsee sich ein neuer König der Vandale erhebe“ — das war die Stimme am Wiener Hofe, sie entsprach der nur allzu vieler deutschen Fürstenhöfe, und mit unterwürfigster Demut bettelten die Staaten bei Ludwig XIV. um Frieden. Sie und ebenso der Kaiser — aufgefangene, wenn auch unechte Briefe bewiesen — waren völlig bereit, die erste Forderung Ludwigs, die Rückgabe Pommerns a Schweden zuzugestehen. Selbst der Prinz von Oranien, nun mit der Tochter als II. von England verlobt, verabredete mit diesem Friedensbedingungen, ohne an ihnen dem Kurfürsten auch nur Mitteilung zu machen. Er, auf den Friedrich Wilhelm am sichersten gezählt, hatte, so meldete der brandenburgische Gesandte, die Rückgabe aller Eroberungen an Schweden zugestanden (Juli 1678). Nun so mehr erzielte Friedrich Wilhelm, neue Waffenerfolge zu erringen, und namentlich die Flotte sollte, wie schon vor Stettin gute Dienste leisten. Rügen, das die Schweden während der Belagerung Stettins den Dänen entrissen hatten, wurde mit der



Landung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm auf Rügen 1678.
Gobelín im Hohenzollern-Museum zu Berlin, wahrscheinlich nach Entwurf von Abraham Cornelisz Begeijn
(† 1697) gewirkt von den Gebr. Gasteels und P. Mercier.

größten Anstrengung im September 1678 zurückerobert, Stralsund im Oktober, Greifswald im November zur Kapitulation gezwungen. Ganz Pommern war von den Schweden befreit, und, was für die Folge noch wichtiger war, der immer steigende Waffenruhm der brandenburgischen Armee wurde ein Band, das alle Länder des werdenden Staates umfasste und einigte. Die persönliche Feldherrngröße des Landesherrn und der überall mit Jubel begrüßte Erfolg seines Heers wurden naturgemäß auch für den Zusammenschluß der Länder von der allergrößten Wichtigkeit.

Nur die Treue der Verbündeten stand im umgekehrten Verhältnis zu den außerordentlichen Leistungen, den großartigen Erfolgen des Kurfürsten. In Spanien und in Holland hatten, da Frankreich nach dem Abmarsch der Brandenburger die Übergewicht vollaus behauptete — nur zu richtig hatte Ludwig den Wert de-

hwedischen Einfalls berechnet — die Friedensparteien die Oberhand. Obwohl Friedrich Wilhelm auch jetzt wieder 6000 Mann unter General Spaen nach dem heim gesandt, und obwohl man ihm vertragstätig zugesichert hatte, nicht ohne ein mit dem Feinde zu verhandeln, schlossen Spanien und Holland mit Frankreich i September 1678 den Frieden von Nymwegen, in dem Holland zwar selbst ¹⁶⁷⁸ nichts aufgab, aber die Rückgabe aller Verluste Schwedens zugestand.

Was kounte mithin für Ludwig XIV. wichtiger sein, als die Demütigung, e er dem Kurfürsten durch den schwedischen Einfall zu bereiten gedacht, jezt o er zweier Feinde entledigt war, unter allen Verhältnissen zur Wahrheit zu achten. Seine Geldmittel rüsteten Schweden aufs neue aus, und indem nun die chweden mit Macht in Preußen einseilen und auf die hilfreiche Hand der Polen it Zuversicht rechnen konnten, andererseits aber Ludwig in den rheinischen Ländern Brandenburgs vordrang, schien kein Zweifel, daß man doch noch dem Kurfürsten n Garas machen werde. Gleichwohl erbot er sich in Wien zu jeder Aktion gen Frankreich und erklärte sich bereit, außer den 6000 Mann unter General n Spaen noch 10—12 000 Mann am Rhein, oder wo es der Kaiser nur möchte, operieren zu lassen. 80 000 Mann könne man ohne Mühe gegen ankreich allein aufstellen, zumal Schweden schon so tief gedemütigt sei. Aber en daß Brandenburg dies Verdienst zukam, daß der Preis des Sieges dem Kurfürsten zusallen müßte, erschreckte in Wien. Und ohne Skrupel darüber zu spinden, daß man sich verpflichtet hatte, dem Kurfürsten Hilfe zu leisten, wenn n Land angegriffen würde, fand man, „daß Kaiserl. Maj. nicht schuldig sei, i Krieg zu kontinuieren, um andere groß zu machen.“ Und wenigstens der ihm und das Ansehen Friedrich Wilhelms wurden immer größer. Denn auf i Einfall der Schweden in Preußen folgte nun jener unbeschreiblich grohartige intersfeldzug in diesem Lande, jenes unübertrefflich herrliche Verjagen der hwedten aus allen Stellungen, zuletzt auf Schlitten über das fest gefrorene sche, über das kurische Haff bis zwei Tagemärkte vor Riga. Trotz eigener antheit hatte der Kurfürst, begleitet von seiner zweiten Gemahlin Dorothea, wieder an die Spitze seiner Truppen gesetzt und, unterstützt von Generälen e Derfflinger, Görcke, Hennigs von Treffenfeld und Schöning, nicht nur bei chtbarster Kälte mit der Armee in zwölf Wochen hundert Meilen zurückgelegt, idern „in zwei Tagen“ den Feind aus dem Lande geschlagen, die feindlichen uppen förmlich zermalmt; nicht 3000 von 18 000 Mann Schweden kamen nach land zurück. Alle ihre Lorbeeren mußten die Schweden vor der überlegenen ldherrugröße des Kurfürsten dahinwelken sehen.

Da erreichte diesen in Königsberg Ende Februar die Nachricht, daß auch der sier zugleich im Namen des Reiches mit Ludwig Frieden gemacht, die Rück- ¹⁶⁷⁹ e Pommerns an Schweden zuge sagt habe.

Und diese Nachricht war die Wahrheit. Wieder einmal hatte neben den verein Verbündeten auch der Kaiser die deutschen Küsten geopfert, hatte sie geert zu einer Zeit, wo Brandenburg sie mit den schwersten Opfern neu erobert te, wo mehr als je das deutsche Interesse es erforderete, daß eine Macht geiffen werde, die, im Rücken gedeckt, sich ganz gegen Frankreich wenden könnte. Er in der Eiserjucht auf Brandenburg hatte man die schimpflichsten Bedingungen, zweideutigsten Bestimmungen angenommen ohne Rücksicht darauf, daß ein ver- tnismäßig großes kaiserliches Heer gegen Ludwig im Felde lag, daß nun nach

der vollkommenen Besiegung Schwedens Brandenburg und auch Dänemark im Stande waren, mit voller Kraft Frankreich gegenüberzutreten. Selbst der Kaiser geriet in Verlegenheit, als man ihn zu diesem Frieden beglückwünschte, der Schwedens Stellung im Reich wieder herstellte, der Frankreich zum Herrn des



Dorothea, geb. Herzogin v. Holstein-Glücksburg, die zweite Gemahlin des Kurfürsten
Friedrich Wilhelm.

Nach dem Gemälde von Jacob Baillant (1628–1691) im kgl. Schlosse zu Berlin.

Elsäß machte und ihm eine Etappenstraße von der Maas bis zum Rhein, den freien Zugang zu Deutschland übergab. Aber das Reich nahm den Frieden a der Kaiser vollzog ihn, und Ludwig rückte nun gegen seinen Hauptfeind bis die Weser vor, drohte — Hannover versagte dem Kurfürsten den zum Schu

von Cleve erbetenen Durchmarsch — über Minden, Halberstadt, Magdeburg nach Berlin zu marschieren. Da mußte auch Friedrich Wilhelm dem König sich ergeben. Was er auch noch versuchte zu erreichen, wie er sich auch mühete, hinreichende Streitkräfte aufzubringen oder im Wege der Unterhandlungen wenigstens Stettin zu retten, es war alles umsonst, und ein tollkühnes unüberlegtes Vorgehen wäre nicht nach der Art des Kurfürsten gewesen. „Denn nicht allein diejenigen sündigen“, schrieb er später, „die einen ungerechten Krieg beginnen, sondern auch die, welche in gerechter Sache die Waffen ergreifen ohne Hoffnung auf Erfolg, ohne den Ernst der Vorbereitung und Berechnung, die das furchtbare Kriegsspiel erfordert.“ Im Frieden zu St. Germain en Laye am 29. Juni 1679¹⁶⁷⁹ gab er ganz Pommern, gab er alle Früchte des mühseligen Krieges an Schweden zurück. „Ganz Deutschland war in Erstaunen, daß der Besiegte alles behielt, der Sieger nichts als die Schande“, so schrieb selbst der kaiserliche Historiograph — nur daß er Schaden mit Schande verwechselte, und die Schande auf Seite derjenigen war, die den Sieger wieder einmal im Stiche gelassen hatten. Denn „nicht der König von Frankreich sei es, der ihn zum Frieden zwinge, sondern der Kaiser, das Reich, seine Verwandten und Bundesgenossen; dereinst würden sie es bereuen, wozu sie ihn gezwungen, und ihr Verlust würde so groß sein, wie jetzt der seine“ — so urteilte Friedrich Wilhelm; aber sein Wunsch war, wie er den Holländern schrieb: „daß Gott ihren Staat inskünftige vor allem Unglück und feindlichen Überfall bewahren wolle, auf daß sie nicht einst zu ihrem Schaden gewahr werden möchten, was es nach sich ziehe, getrene Freunde zu verlassen“.

Ihm hatte der Friede von Nymwegen den Boden seiner Politik entzogen; jede Hoffnung, gemeinsam mit dem Kaiser des deutschen Reiches Interesse zu vertreten, gemeinsam mit den Verbündeten die Freiheit Europas gegen den französischen Übermut zu retten, war aufs gründlichste zerstört. Er mußte sehen, wie er sich rette, und wenn es, nach seinem Ausdruck, sein Herz drückte, daß er als Deutscher geboren sei, wenn er „unter ihnen nichts sah, als Ungerechtigkeit“, dann mußte er doppelt so scharf zusehen, wie er seinen Staat, wie er den Staat zette, der allein die Feinde des Reiches gedemütigt hatte.



Stattage des Stiches „Die Belagerung von Stettin“ durch Kurfürst Friedrich Wilhelm 1677 in P. Balduinier „Das verwirrte Europa“. Amsterdam 1683.



{Die brandenburgische Marine auf offener See.

Nach dem 1681 entstandenen, erst neuerdings in seiner historischen Bedeutung gewürdigten Gemälde von Peter Berchuer († zu Rotterdam 1686), jetzt im Arbeitszimmer Sr. Maj. Kaiser Wilhelms II. im Kgl. Schloß zu Berlin.
Die Flagge zeigt den roten brandenburgischen Adler im weißen Felde.

Das letzte Jahrzehnt. 1679—1688.



Aus „Missale sconcum rubricam ecclesie
Brandenburgensis.“
Druck von Melchior Lohrer. Leipzig 1516.

rbitterung und Empörung, Gross und Zorn, so hat man damals gesagt und so sagt man auch neuerdings wieder habe nach den Friedensschlüssen von Nynwegen und St. Germain des Kurfürsten Politik beherrscht. Nur der Unwill über den Verrat habe ihn dahin geführt von einer weiteren Verbindung mit dem Kaiser abzusehen und Anschluß an Frankreich zu suchen. Es war doch bei weitem nicht so. Gewiß wallte des Kurfürsten Gemüt in heftigstem Zorn auf, wenn er gedachte, wie die Bundesgenossen ihre Versprechungen, ihn zu verteidigen, ihm „Satisfaktion“ zu geben, nicht ohne ihn Frieden zu schließen, gehalten hatten. Gewiß hatte er ein Recht darauf, ihnen ihre Treulosigkeit vorzuwerfen und seine sittliche Entrüstung über sie hat er nicht verhehlst. Aber eifern nicht gestattete er seiner Leidenschaft Einfluß auf seine Politik; mit der äußerste Besonntheit vielmehr, der vorsichtigsten Klugheit leitete er die Geschicke seine



Das Kurfürstliche Lustschloß Bornim.

Erbaut von Kurfürst Friedrich Wilhelm nach 1664. Nach einem Kupferstich von Samuel Bleßendorf (1660—1706) in L. Beger, „Thesaurus Brandenburgicus selectus“. I. Bd. Cölln a. Spree, 1696 bei Mr. Liepertz. Auf $\frac{2}{3}$ verkleinert. (S. S. 167.)

Staates. Eine energische deutsche Politik zu treiben oder gar für Kaiser und Reich das Schwert zu ziehen: das hatte man ihm nicht etwa nur verleidet, sondern völlig unmöglich gemacht.

Das war nach all den unseligen Feldzügen, der elenden, von den Zeitgenossen heftig genug beklagten Kriegsführung vornehmlich klar, daß damals keiner der Verbündeten imstande war, Frankreich die Stirne zu bieten, ja daß kaum einer von ihnen auch nur den rechten Ernst dafür hatte. Immer wieder im Stich gelassen, hätte der Kurfürst in vollster Verblendung leben, seinen Staat in unverantwortlichem Leichtsinn vollständig aufs Spiel setzen müssen, wenn er selbst jetzt noch ihnen getraut hätte. Wagehalsig hätte er nur sich selbst und seinem Staat das gewisse Grab geöffnet. Und wenn er von seinen natürlichen Bundesgenossen verlassen, wenn Schweden ihm wieder auf den Nacken und Polen ihm in die Flanke gesetzt war, wenn die deutschen Nachbarsfürsten zum guten Teile mit argwöhnischen und habgierigen Blicken um ihn gelagert waren, wenn in dieser verzweigten und ausgesetzten Lage alle Kräfte des Staates von Grund aus für die deutsche Sache vergeblich erschöpft waren, und das dringendste Bedürfnis vorlag, irgend eine Stütze, irgend einen Halt zu finden, so war eben kein anderer vorhanden, als bei demjenigen, den man mit der größten Willenskraft bisher bekämpft, dem man Schaden und Verluste beigebracht, wie er sie von keinem anderen erlitten. Schon aber eilten nicht nur die Schweden, sondern auch die bisherigen Verbündeten, dem Kurfürsten in Paris zuvorzukommen und dort einen Bund zustande zu ringen, dessen Spitze sich gegen ihn kehren sollte. Und wenn er schon wußte, daß das Oberhaupt des Reiches, daß der Kaiser sich jetzt nicht einmal gescheut hatte, mit seinen ärgsten Feinden, den Schweden, sich zu vereinigen, wie sollte er nicht sehen, daß diese Vereinigung ihn vollends verderben mußte?

Was anders konnte also das nächste Ziel seiner Politik sein, als die Sicherung seines eigenen Staates? Doch wenn alle ihm feindlich gesinnt waren, so ließen ihre auf seinen etwaigen Untergang gerichteten Entwürfe doch abhängig

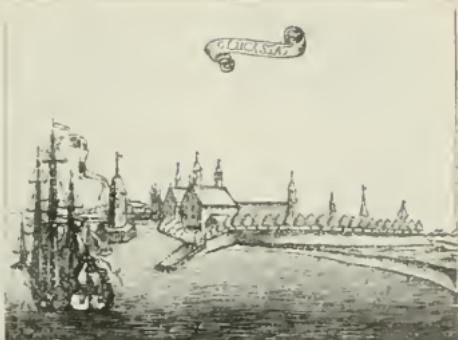
von dem Herrn, der unbedingt über die Geschichte Europas zu gebieten schien, und wieder dieser hatte ein Recht daraus, dem Kurfürsten Feind zu sein, und war doch der einzige zugleich, dessen gute Wille die Rettung ermöglichte. Aber wie die doch wahrlich verdiente Abneigung, das wahrlich gerechtsame Mißtrauen König Ludwigs überwinden? Nur ein Zugeständnis gab es, daß für diesen von Wert war, und das war die Kaiserkrone. Denn eben nach dieser strebte sein Ehrgeiz. Da ging der Kurfürst, klar und entschlossen, wie er stets war,
1679 auf dieser Grundlage mit dem König Ludwig ein Bündnis ein (25. Oktober 1679) und stellte ihm unter Umständen die Kaiserkrone in Aussicht. Dafür erhielt er Subsidiegelder und Anerkennung der Jägerndorfschen Ansprüche zugesichert. Aber der Eintritt dieser Umstände war so völlig unwahrscheinlich, und das Zugeständnis war durch den brandenburgischen Gesandten Otto von Meinders in Formen gesetzt, die den König von vornherein überzeugen mußten, daß diese Verpflichtung eine praktische Bedeutung niemals gewinnen werde. Gleichwohl nahm Ludwig, froh, den gefährlichsten und thatkräftigsten seiner Gegner zu gewinnen, ihn von den übrigen abzuziehen, das Bündnis an. Vor allen Dingen erreichte Friedrich Wilhelm das für den Augenblick Wichtigste: Ruhe und Frieden, die Möglichkeit, die riesen Wunden, die der Krieg seinem Lande geschlagen, wieder auszuheilen und seine Kräfte zu rüsten und zu stärken für den Augenblick, da es möglich war, die französische Gewalttherrschaft wieder abzuwerfen. Von großer Wichtigkeit war ferner, daß Friedrich Wilhelm im Bunde mit Frankreich die von Schweden und Polen drohende Gefahr als minder drängend ansahen konnte, daß die enge Verknüpfung Schwedens mit Frankreich, die jener Macht fast allein noch Bedeutung gab, zerrissen war. Im Bunde mit Frankreich und doch, wie dessen stets neues Mißtrauen zeigte, gefürchtet von diesem, durfte er hoffen, allmählich die Kraft zu gewinnen, Ludwigs Übermut, sei es diplomatisch, sei es, und wähnte es noch so lange, zuletzt auch wieder militärisch zu bändigen.

Denn freilich nur zu bald zeigte sich, wie Ludwig die unklaren Bestimmungen des Friedens von Nymwegen verstand, wie empörend der Übermut, mit dem er Deutschland seine Beischießerei anstießte. Denn nicht nur, daß er Elsaß mit Lothringen besetzte hielt, Schlettstadt und Colmar besiegte, zeigte er vielmehr die „Reunionsstammern“ ein, welche unter dem Schein des Rechtes all diejenigen Gebiete bezeichnen sollten, die einst zu den an Ludwig abgetretenen Teilen des Reiches gehört hätten und demnach von Frankreich in Besitz zu nehmen seien. Ihr heiligem Ingriph erzitterte das Gemüt des Kurfürsten über die Gewaltthate Ludwigs gegen das Reich, aber mehr als immer neue Vorstellungen bei Ludwig für die Bedrängten konnte er nicht wagen, wenn er nicht seine und Deutschland Existenz auß Spiel setzen wollte. Den Beitritt zu einer „Association“, die der Prinz von Oranien plante, mußte er daher im Hinblick auf die vollkommen Aussichtslosigkeit einer energischen Ausführung des Vertrags umso mehr versagen, als Schweden zu den Teilnehmern gehörte. Ja, mißtrauisch von Ludwig XIV. und dessen Gesandten in Berlin Rebénac stets beobachtet, mußte er sich zu einem weiteren Defensiv-Vertrag mit Frankreich bequemen, dessen Forderung zwar zeigte, wieviel Wert Ludwig auf das Bündnis mit dem Kurfürsten legte, diesen aber durch die endlich durchgesetzte Anerkennung des Nymweger Friedens und der Reunionen auß tiefe demütigte.

Gleichwohl ließ es Ludwig geschehen, daß der Kurfürst auß neue Schiff anrüstete, daß er nach dem besonders von Holland gegebenen Beispiel, nun endlich

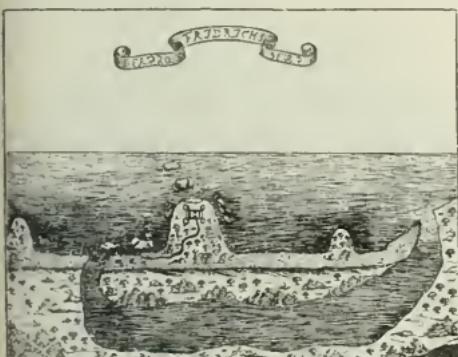
die von Spanien mit troßigen Worten verweigerten Rückstände der Subsidien einzutreiben, bei Östende ein reich beladenes spanisches Schiff aufbringen ließ, daß er, sehr zum Ärger der Holländer, zwei Fregatten, „das Wappen von Kurbrandenburg“ und den „Morian“ nach Guinea sandte, dort Handelsverbindungen anzuknüpfen, daß er sogar 1682 eine afrikanische Handelsgesellschaft ins Leben rief, überhaupt für die Hebung des Handels und der Industrie seines Landes unermüdlich thätig war, endlich daß er, von den ostfriesischen Ständen berufen, an der Emsmündung Macht und Bedeutung gewann. Sein Hauptaugenmerk aber richtete der Kurfürst nun, da er der Häfen Vorpommerns, vorzüglich Stettins, beraubt war, auf die preußischen und hinterpommerschen Häfen, auf Pillau, Königsberg und Kolberg. In Königsberg und Kolberg sowie in Berlin wurden neue Konnerkollegien eingerichtet und alles wurde gethan, um die Schifffahrt zu erleichtern, den Handel vom Auslande unabhängig zu machen und ihm die Vorteile des Seeverkehrs zuzuwenden. Darum auch versuchte man damals durch Benützung der Rega und Drage eine Wasserbindung zwischen der Neumark und der Ostsee herzustellen, die, wie jener ältere Kanal dem Handel Breslaus nach der Nordsee durch brandenburgische Länder einen Weg gewiesen hatte, nun auch ihm einen solchen nach der Ostsee eröffnen sollte.

Denn wie immer dem Kurfürsten mitgespielt worden war, den Glauben an die Zukunft seines Staates hatte er so wenig verloren, daß er jetzt vielmehr die Neigungen seiner Jugend ins Werk setzte. Aller Demütigung in Europa zum Trotz suchte er nunmehr die außereuropäische Welt seinem Lande nutzbar zu machen und in überseelischen Ländern Einfluß zu gewinnen. Seine Flotte, die 1681 schon die stattliche Zahl von 30 Schiffen anwies, hatte daher nicht nur den Zweck militärischer Verteidigung, sondern mit ihrer Hilfe sollten vornehmlich Kolonien in fremden Weltteilen angelegt werden, die Brandenburg auch den Nutzen des Welthandels gewähren sollten. Hierfür erwies sich



Absahrt der brandenburg. Schiffe von Glückstadt.

Aus Otto Friedrich von der Gröbens „Orientalische Reise, Beschreibung des Brandenburgischen Adelichen Pilgers“. Marienwerder 1694. Auf 1/3 verkleinert.



Plan der Festung Großfriedrichsburg.

Aus Otto Friedrich von der Gröbens „Orientalische Reise, Beschreibung des Brandenburgischen Adelichen Pilgers“. Marienwerder 1694. Auf 1/3 verkleinert.

„B ist der Große Friederichs Berg | liegt vom Munde des Flusses C. 1000 Schritt | vom Berge D. eine starke halbe Meile | vom Berge A aber | 2000 Schritt. E sind die Alpen so dunn die Berge liegen. E u. C sind die zwey Mündungen des Flusses. G ist der Fluß so zu Blaters Zeiten den Berg zur Insel macht.“



Groß-Friedrichsburg und Umgebung.

Nach einer gleichzeitigen Zeichnung im Archiv des Generalstabes zu Berlin.

auch jene Zelebierung an der Emsmündung in Greetsiel, die Verlegung der afrikanischen Handelsgesellschaft nach Emden, von großer Wichtigkeit, weil die Einfahrt in die Ostsee und nach den Häfen Preußens und Hinterpommerns von Schweden wie Dänemark belästigt wurde. Hatte der Kurfürst schon 1650 Tranquebar auf Koromandel von den Dänen kaufen wollen, so betrieb er jetzt am Kap Trespunktas, am Kap der drei Spiken, an der Westküste Afrikas großartige Kolonialpläne. Im Jahre 1681 wurde ein Vertrag mit einigen Negerhäuptlingen geschlossen, durch den Brandenburg einen Landstrich auf der Goldküste erhielt. Im Sommer 1682 ließen wieder zwei Schiffe, der „Churprinz“ und der „Morian“, von Glückstadt aus, und nach der Erneuerung jenes Vertrages wurde nun auf Guinea durch Major von der Gröben Großfriedrichsburg mit der



Medaille auf die afrik. Expedition des Kurf. Friedrich Wilhelm 1681
In Größe des Originals (Silber im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.)
Avers.

Dorotheenschanze und der Schanze „Sophie Luise“ angelegt, Tacerau und Tacearay besiegelt und südlich vom Kap S. Blancko das Kastell Arguin erbaut. In jener Stellung wurden die Brandenburger zwar von den Holländern, in dieser von den Franzosen belästigt, aber man konnte sich doch behaupten, und namentlich ward Arguin die Hauptstation für Guinea, die der Afrikanischen Gesellschaft um so grösseren Gewinn brachte, als die Neger mehr Vertrauen zu den Brandenburgern, als zu den Franzosen und Holländern fanden. Weiterhin aber plante der Kurfürst noch eine Ansiedlung in Amerika auf der Insel St. Thomas, die Gründung einer Ostindischen Gesellschaft und die Ausserndung einer Expedition nach China und Japan: kurz Entwürfe und doch auch Erfolge, die trotz der Kleinheit aller Verhältnisse für jene Zeit von einer Großartigkeit waren, wie sie kaum in den Zeiten der Hansa und niemals von einem anderen deutschen Fürsten gewagt worden sind, und die von der größten Wichtigkeit für die Bedeutung des Landes, für seinen Reichtum, ja für den Handel des deutschen Kaufmanns überhaupt werden könnten.



Das Comptoir eines deutschen Kaufmannes im 17. Jahrh.
Nach einem gleichzeitigen anonymen Stich im Hohenzollern-Museum
zu Berlin, auf die Hälfte verkleinert.



Medaillle auf die afrik. Expedition des Kurf. Friedrich Wilhelm 1681.
In Größe des Originals (Silber) im Ngl. Münzkabinett zu Berlin.
Never. 1681.

Daher erscheint der Neid und die Missgunst der übrigen Seestaaten gegen die neu aufstrebende Flotte auch weniger auffallend, als daß König Ludwig solche Dinge überhaupt duldet. Denn inzwischen waren seine Gewaltthaten gegen das Reich immer schamloser geworden, selbst Straßburg, „das herrliche propugnaculum des Reiches“, hatte er genommen. Doch eine Deputation, die man in Frankfurt versammelt, um mit Ludwig nunmehr zu einer endgültigen Abmachung über die Grenzlinien und die Auslegung des Nymwegen Friedens zu gelangen,

kam über elende Ceremonialstreitigkeiten und hohle Proteste so wenig hinaus, wie die 1682 vollklingenden Erkläre und gehärrnächtigen Erklärungen des Reichstages oder des Kaisers den König irgendwie belästigten. So heftig man auch mit dem Säbel rasselte, so war doch gar nicht daran zu denken, ihn auch nur aus der Scheide zu ziehen, und in Wirklichkeit schlug auch die Politik des Kaisers gar keine anderen Bahnen als die bisherigen ein. Friedrich Wilhelms weise und vorsichtige Haltung aber hatte es dahin gebracht, daß jetzt Ludwig ihm freiwillig anbot, er wolle auf jede weitere Wegnahme verzichten, falls der Kurfürst dem gegen ihn sich bildenden Bunde nicht beitrete. Das Ansehen und die Stellung des Kurfürsten in Europa konnte kaum schärfer bezeichnet werden, als durch dies Anerbieten geschah, aber, und das war die Hauptache, durch eben dieses war endlich Deutschland sicher gestellt. Ohne Bögern schloß Friedrich Wilhelm den Vertrag.

<sup>1682
dam.</sup> Wie anders wirkte der Kurfürst für das Reich als der Kaiser und die meisten deutschen Fürsten! Müßte es nicht endlich klar werden, was es für Deutschland bedeutete, daß sich ein Staat entwickelte, der eine Macht zu Schutz und Trutz war? Freilich verbündet war der Kurfürst mit Frankreich, und oft genug wurde es ihm in bitteren und scharfen Worten von denen vorgeworfen, die wenige Jahre zuvor es so eilig gehabt hatten, mit Frankreich Frieden zu schließen. Aber den Segen dieses Bündnisses hatte doch nicht, wie man behauptet, Frankreich, das ohne dieses im Kurfürsten die letzte Säule des Reiches zertrümmert hätte, sondern Deutschland. Und selbst wenn nicht das dringendste Gebot der Selbsterhaltung den Anschluß an Frankreich gerechtfertigt hätte, diese Art seiner Benutzung offenbarte die Absichten dessen, der ihn vollzogen, und gab ihm, was man zuweilen noch heute verkennt, die vollste Rechtfertigung.

Mit heftigster Leidenschaft aber wurde damals an den übrigen Höfen zu neuem Kriege gegen Ludwig geschrürt, und vor allen drängte der Kaiser und der Prinz von Oranien zu einem allgemeinen Kriege mit Frankreich, und Graf Waldeck, nun in orangischen Diensten, wirkte an den kleinen Höfen Deutschlands mit dem ganzen Feuerreifer seiner Seele dafür. Aber so edel bei vielen die Absicht, so unmöglich war doch die Ausführung. Eben deshalb hielt der Kurfürst, so fest er auch überzeugt war, daß es zum Kriege mit Ludwig kommen müsse, damals den Beginn des Krieges für sündhaft. Freilich zimmerte Ludwig am Sarge der deutschen Nation, aber die müßerlegt vorwärts drängende Politik seiner Feinde schmiedete die Nügel dazu. Denn auch nach dem Urteil des Prinzen von Oranien mußte der Bund gegen Ludwig sich wesentlich auf England stützen. König Karl II. von England aber war durch reichliche Geldspenden völlig von Ludwig gewonnen und nicht im entferntesten gewillt, ihn zu bekriegen. England sowohl wie die Generalstaaten waren ferner infolge der Zerrützung ihrer Finanzen wie der heftigsten inneren Parteiumingen gar nicht in der Lage, gewaltsam gegen Frankreich aufzutreten. Spanien mußte stillschweigend alle Uebelthaten Ludwigs über sich ergehen lassen. Von den deutschen Fürsten schlossen sich zwar unter der Führung des Grafen Waldeck eine Anzahl kleinerer mit dem Kaiser im Lauenburger Bunde zusammen, aber daß sie auch nur einen Teil der verabredeten Truppen anstellen könnten, war billig zu bezweifeln. Noch weniger aber als früher war jetzt an eine thatkräftige Kriegsführung seitens des Kaisers zu denken. Denn schon konnte niemand daran zweifeln, daß alle seine Kräfte anderweitig höchst nötig gebraucht würden. Immer näher und näher schwoll nämlich die seit lange drohende Türken-

gefahr, und seit etwa 1680 stand es mit vollster Gewissheit fest, daß die Türken mit größerer Macht als je in Deutschland einzfallen würden. Völlig unmöglich aber war es, ihnen zu widerstehen und zugleich einen Kampf gegen Frankreich zu führen. Bei der militärischen Unfertigkeit des Kaisers war vielmehr schon der Kampf mit den Türken allein von solcher Größe, daß er nicht nur alle Mittel verbrauchte, sondern auch trotz ihrer Anwendung den sichern Sieg des Halbmondes mit zitternder Angst fürchten ließ. Wie, wenn nun, was man allerorten mit Schrecken voransah, geschah, wie, wenn König Ludwig diese furchtbare Lage des Kaisers und des Reiches zu einem neuen Raubzuge benutzte und wenn er gleichzeitig auch die Schweden zu nemem Einfall in das Reich bewog! Vom Osten, Westen und Norden überfallen, wäre das Reich jammervoll zusammengebrochen. Und doch steuerte man mit vollen Segeln darauf los, Deutschland in dieses doppelte Unwetter hinein zu treiben.

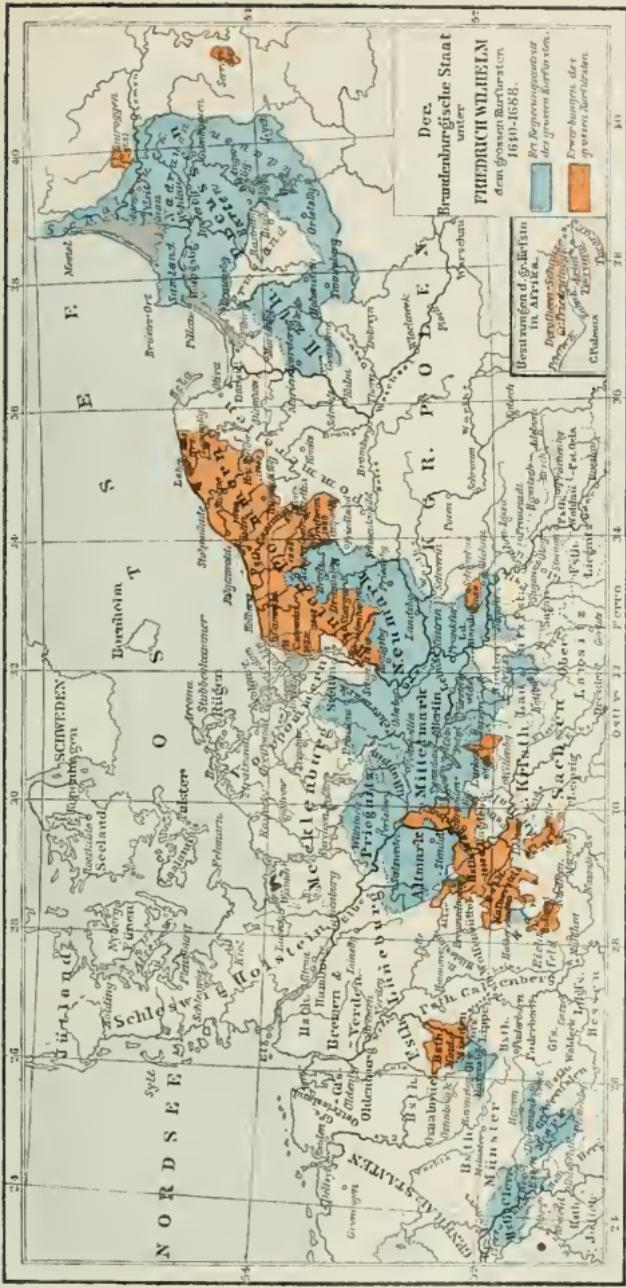
Der Kurfürst hätte nicht der sorgsame Steuermann sein müssen, der er war, wenn er nicht überall im Reich und namentlich zu Regensburg in dem berühmten Magdeburger Botum mit den beredtesten Worten diese Lage hätte vorstellen lassen! Auf den Arzt wies er hin, der Lob verdiene, wenn er, um das Leben eines Menschen zu retten, eile, das kalte Glied abzuschneiden. Aufs dringendste mahnte er, mit Ludwig den geforderten Vertrag zu schließen. Denn immer noch sei es besser, an Ludwig abzutreten, was er einmal habe, und was man jetzt nicht die Macht habe, ihm zu entreißen, als ihm das ganze Vaterland aus Meier zu iefern. Und so klar lag diese Gefahr auch vor aller Augen, daß mit einziger Ausnahme von Bayern das ganze Kurkollegium, der größte Teil der Fürsten die Notwendigkeit einer endlichen Abmachung mit Ludwig XIV. anerkannten.

Ebenso ließ Friedrich Wilhelm durch seine wiederholt nach Wien geschickten Gesandten immer dringender und dringender zum Abschluß mit Ludwig raten. Denn dieser allein biete die Sicherheit, Frankreichs Reunionen zu beenden, und einebare Unmöglichkeit sei es, zwei so gut gerüsteten Gegnern, wie den Franzosen und den Türken, die Spitze zu bieten. Sei erst einmal mit Frankreich abgeschlossen, und so die Westgrenze gedeckt, so wolle er gern dem Kaiser gegen die Türken helfen, auch in der Jägerndorffschen Angelegenheit, deren Berechtigung die Habsburg so oft anerkannt, wolle er, um dem Kaiser gegen die Türken freie Hand zu lassen, für jetzt eine Entscheidung nicht herbeiführen. Von allen Seiten, selbst vom heiligen Vater in Rom wurde der Wiener Hof zu einem endlichen Abkommen mit Frankreich, zur vollen Entwicklung aller Kräfte gegen die Türken gemahnt und gebeten. Auch erkannte man in Wien sehr wohl die entsetzliche Gefahr, in der man sich befand, und gestand dies dem kurfürstlichen Gesandten ein. Doch er hatte man in der That noch ganz andere Verhältnisse in Betracht zu ziehen. Die große Frage der spanischen Erbfolge schien nämlich ihrer Erledigung nahe zu sein, und alles lag für das Haus Österreich daran, den kalten König Karl von Spanien bei gutem Willen zu erhalten, damit er Österreich zum Erben seiner leiche einsetze. König Karl aber, aufs heftigste gereizt gegen Frankreich und doch bei weitem nicht kräftig genug, allein es zu bekämpfen, verlangte von Österreich den Angriff auf Frankreich. Diesem Willen gegenüber, von dem alles abhing, mußte der Kaiser es darauf wagen, mit den Türken und Frankreich zugleich sich zu schlagen, immer in der Hoffnung und dieser unbewußten Ausdruck gebend, daß das Reich, daß namentlich Brandenburg, daß zuletzt

doch die übrigen Mächte durch die Wucht der Verhältnisse mit in den Kampf gezogen werden müssten, und das Hans Österreich, in dem doch der eigentliche Schwerpunkt gegen Frankreich liege, nicht untergehen lassen könnten. Deutschland müsste allerdings damit in den furchtbarsten Krieg gezerrt werden und einer entschlechten Verwüstung entgegen gehen. Aber dem habsburgischen Hansinteresse gegenüber kam dies nicht in Betracht, denn unmöglich könne der Kaiser „sein und seiner Leibeserben patrimonium abandonnieren“. Wie gering auch die Hoffnung war, den Türken zu widerstehen, so wies man daher die oft gebotene Hilfe Friedrich Wilhelms dennoch wieder und wieder ab, da dieser sie von dem Abschluß mit Frankreich abhängig mache und in seinem wie in Deutschlands Interesse abhängig machen müsse.

Doch selbst wenn dieser zum Abschluß gekommen wäre, blieben die Angebote des Kurfürsten für die Sicherheit des Reiches unendlich hochherzig; denn nicht nur, daß er jeden Gedanken an Nachre für den Verrat von 1679 völlig hintergehe, wußte er vielmehr, daß ihm selbst jetzt Schlimmeres bevorstand. Denn harmlos genug bekannte sogar der spanische Gesandte in Wien den brandenburgischen den Plan, daß, sobald des Kurfürsten Truppen nach Südosten zum Schutze von Kaiser und Reich abmarschiert seien, Polen, Schweden und die Braunschweiger als Verbündete des Kaisers ihm ins Land fallen würden. Hinzu kam noch, daß im Norden zwischen dem, mit Frankreich verbündeten, Dänemark und dem, mit den welsischen Herzogen geeinten, Schweden die Verwicklungen und Gegensätze so weit gediehen waren, daß auch hier ein Krieg jeden Augenblick losbrechen konnte, der nicht nur Brandenburg in Mitleidenschaft ziehen, sondern auch Frankreich neuen Anlaß zum Kriege gegen Deutschland geben müsse. Trotz alledem lehnte der Kaiser sogar eine 20- bis 30jährige Waffenruhe, zu der König Ludwig sich schließlich verstand, ab, und das, wiewohl die drei Kollegien des Reichstages sie annahmen. Ebenso wies Spanien auch die von England angebotene Vermittelung mit Frankreich zurück.

Indessen wenn man in Wien „auf die bekannten generösen Sentiments des Kurfürsten wegen Deliberierung des Vaterlandes“ gerechnet hatte, so war dies doch nicht unrichtig gewesen. Durch beispiellos fühlne Wendungen und die schwierigsten Kombinationen beschwore er zunächst den Kampf im Norden, der — wenn er auf seinen Vorteil allein gesehen — ihn wohl hätte zu neuem Kampf um Pommern veranlassen können. Mit großer Bestimmtheit verauflachte er ferner den König Ludwig, an Kaiser und Reich immer neue Vorschläge zu machen und ließ sich durch dessen Drohen von seinen Anerbietungen, dem Kaiser Türkenhilfe zu senden, nicht abschrecken. Im Gegenteil rüstete auch er sich für alle Fälle mit voller Macht, und selbst gehässige Gegner des Kurfürsten erkennen an, daß jene Bestimmtheit, die durch das auf 30000 Mann gebrachte Heer und die Erinnerung an dessen Thaten gegen die Schweden den nötigen Nachdruck erhielt, ebenso wie die Besorgnis Ludwigs, der Kurfürst könne doch das ihm auferlegte Hochabschütteln, den König vermocht haben, von dem geplanten Einfall in das Reich zur Zeit der Türkennot abzustehen. Dank der unermüdlichen Fürsorge des Kurfürsten hatte inihm der Kaiser sich allein der Türken zu erwehren. Und dies gelang. Heldenmäßig verteidigte sich Wien gegen die, an Zahl gewaltig überlegenen und deshalb sorglos gewordenen Türken. Am 12. September 1683 war Wien entsezt, waren die Türken geschlagen. Gran wurde von Johann





Sobiesky, bei dessen Heer 1200 Brandenburger, die der Kurfürst trotz allem gesandt, erobert.

Natürlich daß man in Wien und Madrid nur um so stolzer das Haupt erhob. Spanien erklärte Frankreich den Krieg, und mit erhöhtem Selbstgefühl betrieb ihn der Kaiser. Aber im September rückte Ludwig in Brabant ein, eroberte die Festungen, nahm selbst Lügemburg, und gleichzeitig zwang er durch ein schauderhaftes Bombardement Genua zur Unterwerfung, drang vom Elsass bis nach Trier und Köln vor, ließ weitere Truppen marschieren. Und Holland that — die Haltlosigkeit der Pläne des Prinzen von Oranien und des Grafen von Waldeck grell beleuchtend — trotz allem Träumen nichts. Jetzt forderten Ludwigs Gesandte im drohendsten Ton von Kaiser und Reich den Abschluß des Waffenstillstandes. Und vor den gezückten Waffen Ludwigs schwanden alle reichspatriotischen Phrasen dahin, verstimmt alles Kriegsgeschrei. Selbst nach der Besiegung der Türken konnte man also nicht einmal Frankreich allein widerstehen, und mehr als alles andere bewies dies, daß der vom Kurfürsten stets gegebene Rat doch den einzigen Weg zur Rettung zeigte. Im August 1684 wurde ¹⁶⁸⁴ der Waffenstillstand vom Kaiser, vom Reich, von Spanien angenommen.

Wie traurig und beschämend es auch war, daß man für die Dauer des Waffenstillstandes Frankreichs Gewaltthaten anerkennen mußte, so hatte das Reich doch endlich vor ihm Ruhe und konnte nunmehr wenigstens beginnen, sich für den Krieg zu rüsten, den der Nebermut Ludwigs offenbar unvermeidlich machte. Vor allen Dingen suchte Friedrich Wilhelm eine Organisation des Reichsheeres durchzusetzen. Die kleineren Reichsglieder sollten nur Zahlungen leisten, und dafür die mächtigeren größere und wirklich brauchbare Heere aufstellen. Er suchte wiederum Verbindungen mit anderen Staaten anzutüpfen, so mit dem immer feindlichen Hannover und mit den immer unzuverlässigen Niederlanden; mit ¹⁶⁸⁴ ^{Eu.} jenem wurden sie durch die Vermählung des Kurprinzen mit der Prinzessin Sophie Charlotte inniger als man gehofft, mit diesen wurden sie durch Nachgiebigkeit des Kurfürsten auf der ganzen Reihe seiner gerechten Beschwerden erreicht. Durch Paul von Fuchs wurde ein Verteidigungsvertrag verabredet, der zugleich die Stellung des Oraniers sicherte. Ebenso ließ der Kurfürst sogar mit Stockholm verhandeln, und auch hier kam er zum Schluß.

Wenn diese nähere Verständigung mit Holland und Schweden gelang, so hatte dies seinen eigentlichen Grund darin, daß jetzt ein allgemeiner Gesichtspunkt das Verhältnis der europäischen Staaten zu einander erheblich verschob. Der gesamte Protestantismus fühlte sich nämlich damals durch den überall mit Erfolg vorgehenden Papismus in seinen Grundfesten bedroht, und so gewann wieder einmal das protestantische Gemeingefühl in jenen Staaten die Oberhand. In Frankreich, wo es schon lange nicht für passend gegolten, eine andere Religion als der König haben zu wollen, ging Ludwig XIV. mit immer schärferen, immer grausameren Maßregeln gegen die Hugenotten vor. In Österreich wurden die Verfolgungen gegen die Evangelischen seit den Erfolgen gegen die Türken immer rücksichtsloser. In England hatte nach Karls II. Tode Jakob II. den Thron bestiegen und begann alsbald auch hier, die Unterdrückung der Evangelischen mit stetig steigender Energie vorzunehmen. Eine allgemeine Wiederherstellung der katholischen Kirche schien bevorzugt, und die Interessen der Kirche schienen die staatlichen Gesichtspunkte überwinden zu sollen. Gleichwohl aber ließ sich der sehr weltliche Gegensatz

zwischen den beiden Hauptmächten des Katholizismus nicht so leicht übertünchen, und Ludwig XIV. that, was nur möglich war, um Österreich zu zwingen, bei den protestantischen Mächten Hilfe zu suchen. Denn wie Kinderpiel erschienen die Reunionen einzelner Dörfer, Städte und Landesteile gegen das, was Ludwig jetzt in Scene setzte.

Am Beginn des Jahres 1685 benutzte er nämlich eine gefährliche Erkrankung des Königs von Spanien, um in einer überall verbreiteten Denkschrift die gesamte spanische Erbschaft für seinen Dauphin in Anspruch zu nehmen, und den Tod des Kurfürsten von der Pfalz benutzte er in derselben Weise, um für Frankreich den ganzen Allodialnachlaß und alle Länder, die Kurpfalz links vom Rheine besaß, zu fordern. Endlich betrieb er auch die Wahl seines Sohnes, des Dauphins, zum deutschen Kaiser, hoffte sie mit Gewalt durchzusetzen und die deutsche Kaiserkrone in seinem Hause erblich zu machen. Da hatte man deutlich das Bild der Universalmonarchie, wie sie Ludwig wollte. Alle Staaten, alle Völker waren bedroht, und wenigstens „in Deutschland“, so gestand man sich ein, „könne und müsse Kurbrandenburg allein vor den Riß stehen“. Natürlich war der Kurfürst bei diesen erneuten, allem Völkerrecht Hohn sprechenden, allen Verträgen zu wider laufenden Ansprüchen Ludwigs auf weite deutsche Länder auch nicht mehr durch seine Verträge an Frankreich gebunden. Ludwig hatte sie vollständig zerrissen, und deutlich zeigte er seine Überzeugung, daß Friedrich Wilhelm jede Gelegenheit bemüht werden werde, die ihm auferlegte Kette zu sprengen. Man lachte schon lange in Frankreich über die Behauptung, daß es zur Zeit ein deutsches Reich gäbe, aber man gestand, daß des Kurfürsten ganze Thätigkeit darauf gerichtet war, ein solches wieder zu schaffen. Schon jene Annäherung an Holland hatte bei Ludwig daher heftigen Widerwillen erregt und empörende Forderungen an den Kurfürsten hervorgerufen. Aber dieser erfüllte sie nicht, und Ludwig mußte dies hinnehmen, weil er noch immer Brandenburg brauchte und nicht zulassen konnte, daß Brandenburg und der Kaiser sich vereinten. Denn wie vom Anfang seiner Regierung an suchte der Kurfürst, trotz allem was geschehen, auch damals wieder, mit dem Kaiser in nahe Verbindung zu kommen. Denn nur auf seine Lände, die für den Augenblick durch die französisch-brandenburgischen Verträge ja geschützt waren und diesen Schutz durch die Annäherung an den Kaiser verlieren mußten, Rücksicht zu nehmen, lag dem Fürsten, der allzeit „gut reichisch“ sein wollte, sehr fern. Wie Friedrich Wilhelm das Verhältnis ansah, war er auf den Kaiser, und dieser auf ihn angewiesen; Ludwig war der beiden gemeinsame Feind, war der Feind des Reiches. Und wenn sich eine Linie bot, auf welcher er mit dem Kaiser zusammen für das Reich eintreten könnte, so war dies völlig und ganz nach seinem Sinn. Eine solche nun mußte sich aus jenem Anspruch Ludwigs auf das spanische Erbe damals ergeben. Denn wie dem Kurfürsten eine Verteidigung des Reiches selbst ohne die Machtmittel des Kaisers nicht möglich gewesen wäre, so konnte auch der Kaiser ohne Brandenburg weder auf die Durchsetzung seiner spanischen Ansprüche, noch auch nur auf die dauernde Abwehr der Türken, mit denen er noch immer im Kampf begriffen war, rechnen.

Tarum mußte man in Wien die Eisensucht auf „das neue Königthum der Vandalen“ zurücktreten lassen hinter die Erkenntnis, „daß ohne den Kurfürsten nichts auszurichten sei, und derselbe vor allem zufrieden gestellt werden müsse“. Man sandte einen der gewandtesten Unterhändler, den Baron Franz Heinrich



Frederik Wilhelm. by de Gracie Gods
Kewvorst van Brandenburg

Friedrich Wilhelm

Kurfürst Friedrich Wilhelm.

Schabkunstblatt von Jakob Gole (geb. zu Amsterdam 1660, gest. dasselbst 1737).

Das Namenskunstblatt nach einem Original im K. Pre. Staatssarchiv zu Berlin.

Fridag von Gödens, nach Berlin, zunächst um Hilfe gegen die Türken zu bitten. Denn die kaiserlichen Armeen seien jamt den Hilfsvölkern in die größte Not geraten, das Land, von Feind und Freund geplündert, liege wüst, das Volk je zu weiteren Kontributionen untüchtig, alles hänge von der Entscheidung Friedrich Wilhelms ab, auf ihn bauet der Kaiser. Allein das hinderte nicht, gleichzeitig alle Rechte und Forderungen Brandenburgs abzuweisen, die Entscheidung über ſo zu vertagen. Nur die Belehnung mit Magdeburg, dessen Administrator, der Herzog von Sachsen, 1680 gestorben war, konnte man, wenn man sich einma auf den westfälischen Frieden stützte, nicht verweigern. Aber namentlich die Ansprüche auf die schlesischen Herzogtümer lehnte man ab. Außer Jägerndorf welches man so oft dem Kurfürsten in Aussicht gestellt hatte, war nämlich mit dem Tode des Herzogs Georg Wilhelm von Liegnitz, Brieg und Wohlau (Dezember 1675) auch der in der Erbverbrüderung zwischen Brandenburg und Liegnitz von 153 vorgesehene Fall des Aussterbens des herzoglichen Hauses eingetreten, und Brandenburg der berechtigte Erbe dieser Herzogtümer geworden. Das aber wollte man in Wien um keinen Preis zugeben. Der Kurfürst hatte noch im Todesjahr des Herzogs und seitdem wiederholt, wie vor der Belagerung Wiens durch die Türkei an diese Ansprüche erinnert; doch wie er damals seinen Beifand nicht von der 1686 Entscheidung dieser Frage abhängig gemacht, so schloß er auch jetzt (4. Jan. 1686) mit Österreich einen Vertrag, in dem er, ohne daß jene Frage erledigt wäre dem Kaiser wenigstens 7000 Mann gegen die Türken zusagte. Schon im April waren sie marschfertig, zogen von Kroßen, wo der Kurfürst Heershau über hielt, unter Schöning nach Ungarn und erfrothen hier namentlich bei der Belagerung Széns neue Lorbeer.

Ein dreister Act der Willkür Ludwigs hatte auf die Vollziehung dieses Vertrages durch den Kurfürsten wesentlich eingewirkt. Im Sinn jener vordrängend katholischen Reaktion hatte nämlich Ludwig einen Schritt gethan, der die ganze evangelische Welt in die hellste Entrüstung setzte, und Friedrich Wilhelm dara einen Gegenschritt, der ihm den entschiedensten Zorn Ludwigs zuzog. Im Oktober 1685 entzog der König durch die Auflösung des Edikts von Nantes den Evangelischen die Erlaubnis, in Frankreich zu leben. Jeder reformierte Gottesdienst wurde verboten, Schulen und Kirchen wurden geschlossen, zuletzt auch die Wanderung bei Galeerenstrafe den Reformierten verboten. Die Einheit der Kirchen dem Könige eine unabweisbare Forderung des Staates zu sein im vol. Gegenjahr zu den Hohenzollern, die in der Freiheit der Bekenntnisse gerade der saftreichsten Wurzeln des Staates sahen. Aufs tiefsste empfanden der Kurfürst und alle evangelischen Christen diese empörende Maßregel, die weitans die heiligen Verfolgungen der Reformation übertraf. Wie der Kurfürst den Kaiser in Lebhaftigkeit von den gräßlichen Verfolgungen der Evangelischen in den Erbländern und vorzüglich in Ungarn abgemahnt hatte, so erhob er sich mit dem ganzen Gefühl seiner tiefen Frömmigkeit, mit seinem vollen protestantischen Bewußtsein auch zuerst gegen Ludwigs blinden Fanatismus, und schon am 8. November erließ er das Potsdamer Edikt, in welchem er die Flüchtlinge aufforderte, in Brandenburg zu kommen, ihnen Rat, Unterstüzung, jegliche Förderung auf Reise und in der neuen Heimat zusicherte. Über 15 000 Refugees aus allen Ständen und von jedem Beruf — die meisten zwar arm, aber fest und ausgebildete Charaktere — folgten dem Ruf des Kurfürsten. Mit der größten Herzl-



Der Kurfürstliche Lustgarten zu Berlin.

Nach einer Radierung von Peter Schenk (1645—1715), auf die Hälfte verkleinert.

it wurden sie empfangen, wurden ihre Verhältnisse nach ihren Grundsätzen gedenkt. Mit unerschütterlicher Treue, mit der größten Förderung des wissenschaftlichen Lebens und der Industrie haben sie der neuen Heimat gedankt und die Fürchtungen, die man bei Aufnahme einer so großen Zahl Fremder wohl hegten unte, zu Schanden gemacht. Binnen kurzem waren sie voll und ganz Braudenger geworden. Besonders hohen Anteil an der Industrie hatte neben Brandenburg und Frankfurt die Hauptstadt Berlin, für die überhaupt sehr viel geschah, e denn damals auf Veranlassung der Kurfürstin die nach ihr benannte Dorotheenstadt vom Lustgarten bis zum Tiergarten erbaut wurde. Die Einwohnerzahl, 1620 etwa 6000 betragen haben mag, hob sich auf 20000. Von tiefgehender Wirkung aber für die ganze Volkswirtschaft war die wesentlich durch die Franzosen gebürgerte Fabrikarbeit, welche anders als die bisherige Arbeit der Zünfte die Reihe von Arbeitszweigen in der Hand eines Unternehmers vereinigte und zugleich eine bis ins Kleinste ausgeführte Teilung der Arbeit herbeiführte. Wollensberei, Tuch-, Seiden- und Halbseide-Fabrikation waren die hauptsächlich geförderten, im Kurfürsten finanziell unterstützten Unternehmungen, aber auch Metallgewerbe in Gold- und Silberarbeit, Glashäfikation und Spiegelschleiferei wurde nun im Lande betrieben, durch Pierre Mercier sogar eine Gobelinmanufaktur angelegt.

Den Born Ludwigs über das Edikt von Potsdam zu beschwichtigen, kostete im Kurfürsten die größte Mühe, und um so mehr nur mühte bei ihm das allgemeine Interesse, das Europa gegen den König hatte, ins Gewicht fallen. Wie ist dies Verständnis und die Bereitwilligkeit des Kurfürsten, sein eigenes

Interesse dem europäischen, insbesondere dem deutschen unterzuordnen, fging, zeigen die Verhandlungen, die neben jenen, auf die Türkenhilfe gerichteten, mit Österreich gepflogen wurden, und die zu dem geheimen Defensiv-Vertrage vom 1686 22. März 1686 führten. Gegen Abtretung des kleinen, damals unfruchtbaren Kreises Schwiebus und Zusicherung einiger unbedeutender Dinge (von denen vor die Besson der sogenannten liechtensteinischen Forderung auf Ostfriesland vielleicht Bedeutung gewinnen konnte, während die Zahlung der verheißenen Subsidien von dem nach eigenem Eingeständnis zahlungsunfähigen Österreich kaum zu erwarten war) verzichtete der Kurfürst auf die sämtlichen schlesischen Fürstentümer, die seinem Hanse zustanden, auf Tägerndorf, auf Liegnitz, Brieg und Wohlau, verpflichtete sich, bei der Kaiserwahl für Österreich zu stimmen und zur Unterstützung der spanischen Ansprüche Österreichs 8000 Mann zu stellen. Denn nun schien der Türkenfriede vor der Thür zu stehen, und daher endlich die Zeit gekommen, mit Frankreich abzurechnen.

Österreich hatte sich in den Kämpfen gegen die Türken ein zuverlässiges Heer gebildet, hatte überdies durch den Zuwachs Ungarns an Kraft gewonnen, die meisten Reichsfürsten, ebenfalls in den Türkenzügen gestählt, traten dem Augsburger Bunde bei. In den Staaten hob sich in Folge der Grafsamteiter Ludwigs gegen die Blauburggenossen die Partei des Prinzen von Oranien sichtlich, und es konnte mithin von ihrer Seite auf kraftvolle Kriegsführung gerechnet werden. Jakob II. von England war durch die Verteilungen und die inneren Verhältnisse Englands gefesselt, und Schweden war aus der französischen Verbindung herausgerissen. Endlich war überall im Reich, in den Staaten, in Schweden, selbst in England die Stimmung des Volkes entschieden für den Krieg gegen Frankreich. Nunmehr schien der rechte Ernst der Vorbereitung, ohne daß der Kurfürst auch den gerechten Krieg für sündhaft hielt, bei allen Fürsten, in allen Staaten vorhanden zu sein, und vornehmlich hatte Ludwigs Macht in Innern durch seine Tyrannie erheblich an Sicherheit eingebüßt, und der Wohlstand und die Mittel seines Landes hatten, und nicht zum wenigsten durch die Vertreibung der Evangelischen, gewaltige Verluste erlitten. Man durfte hoffen daß er nur viel geringere Heeresmassen als früher aufstellen könne. Zehn entwarf der Kurfürst den Plan, in drei Heeresabteilungen durch Burgund, Lothringen von Brabant aus, „Gerades Wegs nach Paris“ zu marschieren. Endlich glaubte er alles gerüstet, alles vorbereitet, um das mit tiefstem Widerwillen getragene französische Hoch abzuschütteln zu können.

Aber wie schmählich hatte das Hans Österreich selbst jetzt ihn hintergangen! Wie hatte es schon vor dem Abschluß des Vertrages diesem die Grundlage entzogen! Wie verstand man es, den Zweck des Vertrages während der Verhandlungen selbst hinfällig zu machen!

Ein Zwiespalt in der turfürstlichen Familie hatte schon längst Aufsehen erregt, mancherlei Hoffnungen Nahrung gegeben. Man wünschte, daß der Kurfürst seinen jüngeren Söhnen erster Ehe eine Ausstattung in Land und Leuten zu hinterlassen gewünscht hätte. Es war natürlich, daß die zweite Gemahlin, die Kurfürstin Dorothea, darauf bedacht war, auch die Zukunft ihrer Kinder sicher zu stellen. Aus diesem Bestreben, das auf ganz den Hansgezeiten entsprechenden Wege erreicht werden konnte, war aber durch Zwischenrägerien das übelste Verhältnis zwischen der Stiefmutter und den Stiefkindern entstanden. Da allgemein war

das Gerücht besprochen und geglaubt, der Kurfürst habe zu Gunsten seiner Kinder zweiter Ehe denen der ersten Ehe und ebenso dem Staate selbst empfindliche Nachteile in seinem Testamente zugefügt. Hinzutam, daß durch die Verträge des Kurfürsten mit Frankreich an seinem Hofe sich seit Jahren eine starke Partei gebildet hatte, welche jene mit Entschiedenheit verurteilte und in dem Anschluß an den Kaiser die nicht allein natürliche, sondern auch in jenen Jahren der deutschen Ohnmacht die allein richtige Politik Brandenburgs zu erkennen meinte. Persönliche Gewalttätsen waren am Hofe entstanden, und besonders hatte die Ernennung des, als Hugenott aus dem französischen Dienst getretenen, Marschalls von Schonberg zum General en chef der brandenburgischen Armee die alten Generale Derfflinger und den Fürsten von Anhalt tief verletzt. Mancherlei Wirrnisse haben diese Spaltungen hervorgerufen, manchen schweren Kummer dem alternden Helden zugefügt. Vornehmlich aber der Kurprinz, aufgestachelt durch den Hof von Hannover und durch den Schwager seiner Mutter, den immer zu Österreich neigenden Fürsten von Anhalt, stand mit Entschiedenheit auf der Seite des Kaisers, in dem er den natürlichen Bundesgenossen seines Hauses sah.

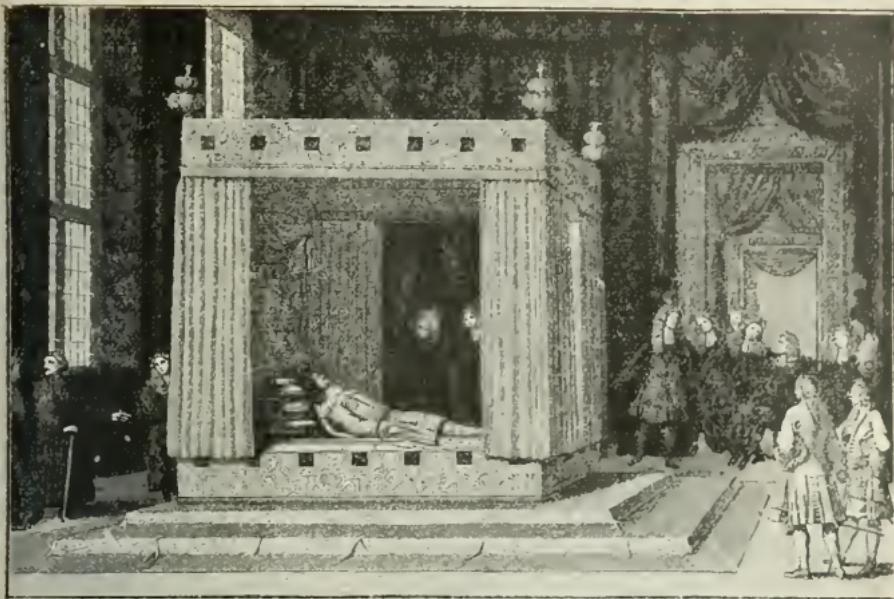
Da nun der kaiserliche Hof im Ernst in keiner Weise auf die Abtreitung irgend welchen Landgebietes für den Verzicht des Kurfürsten auf die schlesischen Fürstentümer einzugehen gewillt war, Friedrich Wilhelm aber mit vollster Bestimmtheit darauf bestand, so war Fridag auf den Gedanken gekommen, durch ein Ränkespiel dem Kurfürsten die Abtreitung vom Schwiebns zwar zuzugestehen, vorher jedoch sich durch einen Revers des Kurprinzen die Rückgabe des Kreises an Österreich wieder zu sichern zu lassen. Und darauf war der Kaiser, waren die Kaiserlichen Räte eingegangen. Nur hatten sie, „damit die üble Nachrede bei der Welt, gleichsam als ob man diesen jungen Prinzen überreilt und den Revers rätselhaften hätte, vermieden werde“, die dem Kurprinzen zugedachte Belohnung etwas erhöht. Unterstützt vom Fürsten von Anhalt, überredete Fridag in der That den Kurprinzen, die Ansprüche auf Liegnitz, Brieg und Wohlau seien ohne rechtliche Begründung, der Anspruch auf Jägerndorf sei durch die Zusicherung der liechtensteinischen Schuldforderung an den Kurfürsten und andere Zugeschändisse vollauf ausgeglichen, und der Kaiser könne unmöglich noch Schwiebns darum abtreten, zumal da dies seinem, als König von Böhmen geleisteten, Eide widersause. Nur die französisch gefünte Partei veranlaßte den Kurfürsten, diese Abtreitung zu verlangen. Sollte also das Bündnis mit dem Kaiser nicht scheitern, o müsse der Kurprinz die Rückgabe des Kreises dem Kaiser bei seinem dergestigten Regierungsantritt durch ein schriftlich gegebenes Versprechen zu sichern. Völklich vollzog der Kurprinz am 28. Februar 1686 diesen Revers, und darauf 1686 schlossen die Kaiserlichen mit dem Kurfürsten den Vertrag.

Nur allzu bitter sollte sich am Kurprinzen eine That rächen, deren Gefahr er schon daraus erkennen mußte, daß man ihm nicht einmal gestattete, seinem extraordentlichen Rat und früheren Lehrer und Erzieher, Eberhard von Danckelmann, Mitteilung davon zu machen. Aber darauf konnte er später allerdings aufmerksam machen, daß nicht nur sein Vater, sondern er selbst von Fridag betrogen worden sei. Denn weder waren die schlesischen Ansprüche Brandenburgs ohne rechtliche Begründung, noch bildete die liechtensteinische Schuldforderung einen Bruch für Jägerndorf, und daß die rechtlichen, aus dem böhmischen Krönungseide ergeleiteten, Bedenken des Kaisers nur vorgegebene waren, bewies die thatsfäch-

liche Uebergabe des Kreises an Friedrich Wilhelm, da sie den Böhmen doch eine bedingungslose mindestens scheinen müßte.

Diesen Betrug hat der Kurfürst nie erfahren, wohl aber mußte er noch erkennen, daß es ein Irrtum gewesen, wenn er geglaubt, Österreich habe dasselbe Interesse wie er gegen Frankreich oder befände sich doch durch die Frage der spanischen Erbsfolge und durch seine Stellung im europäischen Staatenystem wenigstens in so entschiedenem Gegensatz zu Frankreich, daß es an dessen Bekämpfung alle Mittel seien müsse. Sehr bald wurde vielmehr klar, daß das katholische Interesse Österreichs stärker war, als sein politischer Gegensatz zu Frankreich, daß die Betonung des Katholizismus seinem nächsten Interesse, der vollen Eroberung Ungarns, zur Zeit förderlicher war, als der Kampf gegen Frankreich. Nun aber hingen die überaus großen Hoffnungen, welche der Katholizismus aus der Verfolgung der protestantischen Lehre in Frankreich und Österreich hatte schöpfen können, wesentlich davon ab, ob die großen Fortschritte, die Jakob II. für den Katholizismus auch in England gewonnen, ebenso dauerhaft seien würden, wie es von den in Frankreich und Österreich gelungenen vorausgesetzt wurde. Allein dies war gewiß dann nicht der Fall, wenn Jakobs Schwiegersohn und geheimer Nachfolger, der Prinz von Oranien, nach ihm den englischen Thron bestieg. Unter allen Umständen mußte daher der Prinz hieran gehindert werden, und dies war wieder ohne die Hitze Frankreichs unmöglich. Demnach hatte die Kurie das entschiedene Interesse, Frankreich die Hand frei zu lassen für den Kampf gegen England, und eben deshalb arbeitete sie mit allem Eifer daran, den Kaiser zum Frieden mit Frankreich zu bestimmen. Andererseits aber wuchs mit den Erfolgen, die der Kaiser, Benedig, Polen, selbst Russland damals über die Türken erfochten, und die eine Eroberung sogar von Konstantinopel leicht möglich erscheinen ließen, zugleich auch die Hoffnung der Kurie, zu all den verheizungsvollen Erfolgen im Westen nun auch den seit Jahrhunderten schmerzlich vermiedenen Orient zu gewinnen und die griechische Kirche wieder unter ihre Herrschaft zu bringen. Und gleichsam als ob Rom noch an dem Glaubenseifer des Kaisers zweifeln könne, bemühte dieser — ohne Beachtung der häufigen Verwendungen des Kurfürsten für seine ungarischen Glaubensbrüder — die Verbindung der Rebellen in Ungarn mit den Türken zur grausamsten Bestrafung der Evangelischen, und das Blutbad von Péries bewies noch einmal mit Flammenschrift, daß Österreich nicht hinter Frankreich zurückbleiben möchte in der Ausrottung der Ketzer. Und weil dies das Ziel der Kurie war, so lag dieser alles daran, Österreich in dem Kampf gegen den Orient festzuhalten, und weil er ihn nur dann durchzuführen vermochte, wenn es mit Frankreich in Frieden lebte so mußte eben darauf die nächste Absicht Roms gerichtet sein. Und wie sollte gegen diesen großartigen Plan der römischen Kircheneinheit, die den Orient und Occident umfaßte, die Freiheit der europäischen Staaten in Betracht kommen. Mochte Ludwig XIV. die Staatenfreiheit vernichten, mochte er Deutschland knechten wenn er nur half, die Einheit der katholischen Kirche wieder herzustellen!

So erfüllte sich denn die erste Voraussetzung für den Krieg gegen Ludwig XIV. wie ihn Friedrich Wilhelm geplant, nicht. Der Friede mit den Türken wurde nicht geschlossen, dagegen in Paris wie in Wien von Kardinälen für die Erhaltung des Friedens gehandelt, und in der großen katholischen Hoffnung fühlte auch der hoch gespannte Kaiser der katholischen Reichsfürsten gegen Frankreich sic-



Kurfürst Friedrich Wilhelm auf dem Todtenbette.

Anonyme Radierung aus „Christian Coqui, Davids des Koenigs in Israel heilige Fuerbereitung zum Tode . . .“ Tölln a. d. Spree bei Mr. Liebpert. D. J., auf $\frac{1}{2}$ verkleinert.

wieder ab. Je entschiedener daher der Kurfürst das Interesse des Reiches gegen Ludwig betonte, um so schwieriger ward es für ihn, ein leidliches Verhältnis mit Frankreich aufrecht zu erhalten. Namentlich auf dem Reichstage zu Regensburg, wo die neue Forderung Ludwigs, den zwanzigjährigen Waffenstillstand in einen endgültigen Frieden umzuändern, erörtert wurde, kam es zu den ärgerlichsten Zwistigkeiten. Denn nichts anderes bedeutete diese Forderung Ludwigs, als den völligen und dauernden Verzicht des Reiches auf alle von Frankreich gewaltthätig genommenen Länder, die man bisher nur für die Zeit des Waffenstillstandes ihm gelassen.

Mit vollster Energie trat der Kurfürst dem entgegen, und so weit ging sein Eifer gegen diesen „disreputitlichen Frieden“, daß er seinen Gesandten in Regensburg, weil er in Übereinstimmung mit dem französischen Gesandten den Vorschlag gemacht hatte, über diesen Frieden wenigstens zu verhandeln und währenddessen keine Feindseligkeiten vorzunehmen, abberief. Damit war Brandenburg Frankreich gegenüber bloßgestellt. Und gleich darauf verständigte sich Österreich ungeachtet seines Bündnisses mit Brandenburg durch gegenseitige Erklärungen über den Waffenstillstand mit Frankreich und gab dem Könige damit den bündigsten Beweis dafür, daß es ihn nicht mit Krieg überziehen werde. Immer sicherer wurde Ludwig. Schon schloß er mit Hannover, das der Kurfürst doch seit der Vermählung des Kurprinzen mit der Prinzessin Sophie Charlotte gewonnen zu haben glauben konnte, einen Bund, und bei der bevorstehenden Wahl eines neuen Erzbischofs in Köln, dessen zeitiger Hirt auch die Bistümer von Lüttich, Münster

und Hildesheim in seiner Hand vereinigte und gleichsam zu vererben schien, durfte Ludwig auf die Wahl eines Erzbischofs rechnen, der ihm völlig ergeben war. Dänemark hielt sich ganz an Oranreichs Seite. Jakob II. von England war im innigsten Einverständnis mit Ludwig, und nur wenig Mühe konnte es diesem kosten, den Polenkönig von seinen türkischen Schlachtfeldern abzurufen und ihm Brandenburg als lockendes Angriffsfeld vorzustellen.

In Wirklichkeit war daher die Stellung Ludwigs kraftvoller denn je, und die Macht der katholischen Kirche wuchs immer höher. Und trotzdem erfolgten nicht nur Ueberritte deutscher lutherischer Fürsten zum Katholizismus in erschreckender Zahl, sondern lutherische Fürsten und Staatsmänner, Gelehrte und Geistliche waren in hohem Maße, und gewiß zum großen Teile mehr aus politischen als religiösen Gründen eingenommen für den Gedanken, die lutherische Kirche mit der katholischen wieder zu vereinen.

Stets hatte der Kurfürst für den Kampf gegen Ludwig vorzüglich auf England gehofft, auf die Teilnahme der Generalstaaten gerechnet. Und indem nun die Unterjochung, welche König Jakob gegen die Evangelischen immer heftiger betrieb, die Mißachtung, welche er gegen die englische Verfassung immer deutlicher an den Tag legte, die Engländer veranlaßte, den Prinzen von Oranien aufzufordern, jetzt schon sein Erbrecht anzutreten und durch seine Herrschaft die bürgerliche und kirchliche Freiheit in England zu retten, durfte der Kurfürst hoffen, England aus der Verbindung mit Frankreich gelöst zu sehen. Er durfte daran rechnen, auch ohne den Kaiser im Einvernehmen und in Gemeinschaft mit den Seemächten das Gleichgewicht der Staaten und den Protestantismus zu retten. Es ergab sich ihm am Ende seines Lebens, daß dem Bunde der katholischen Staaten gegenüber die Unabhängigkeit wie die Gewissensfreiheit — zwei der hauptsächlichsten Grundlagen, auf denen sein Staat beruhte — doch allein in einem Bunde der evangelischen Staaten gesichert sei. Noch immer war infolge der kirchlichen Umtriebe eine Vereinigung der Staaten nach rein staatlichen Gesichtspunkten unmöglich. Das ungeheure Uebergewicht der Katholischen, die Ueberzeugung, daß in der Gefahr der evangelischen Kirche der Kurfürst der defensor fidei, der Verteidiger des Glaubens sei, sowie die Gewaltthamkeiten Jakobs gegen Holland bewogen nämlich auch die Staaten zu einer Versöhnung mit dem Prinzen, veranlaßten sie, für dessen Zug nach England zu rüsten. Die Voransetzung für diesen aber war, daß Brandenburg dem Prinzen und den Staaten den Rücken sowohl gegen Oranreich wie auch gegen Dänemark decke. Und dies war allerdings zu erwarten. Hatte doch Friedrich Wilhelm durch die außerordentliche Förderung seiner Unterthanen — wir erwähnen nur die Erleichterung des Bauernstandes durch die Verlegung der Infanterie in die Städte (1684), die Reorganisation des Kassenwesens und die Reform der Domänenwirtschaft, wie sie zumal seit dem Eintritt des Freiherrn Otto von Kämpfhausen angestrebt wurde, die Einsetzung des General-Kommerzienkollegiums unter J. E. von Grumbkow (1684), die Verbesserung der Artillerie und ihre Einführung in Magdeburg — allein die Kriegsgefälle bis auf anderthalb Millionen Thaler geiteigert! Hatte er doch die sonst üblichen Vorbehaltie der höheren Offiziere gegen die landesherrlichen Befehle sowie ihr Ernennungsrecht der Subalterne-Offiziere auf ein möglichst geringes Maß zurückgeführt und das Heer aus einer privatrechtlichen zu einer öffentlich-rechtlichen, zu einer ihm, als dem Landesherrn, unbedingt ergebenen Truppe von 30 000 Mann



Denkmal des Kurfürsten Friedrich Wilhelm auf der Langen Brücke
zu Berlin.

Nach dem 1698—1700 entstandenen Modell Andreas Schlüters (1664—1714) im Jahre
1700 gegossen durch Johann Jacobi († 1726).

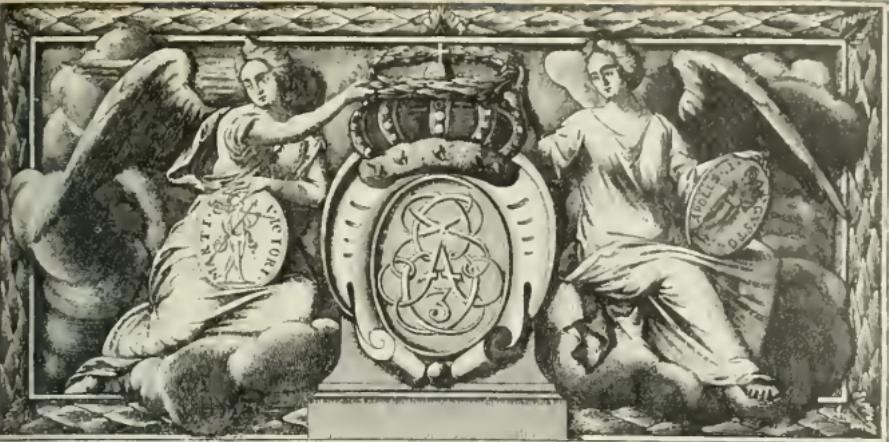
Nach einem Lichtblide.

gemacht! Mit regstem Eifer hat der Kurfürst daher in den letzten Monaten seines Lebens an dem Plane seines Neffen gearbeitet, und schon zog er größere Truppenmassen im Niederländischen zusammen. „London“ war die vorletzte, „Amsterdam“ die letzte Parole, die er ausgab, bis zum Tode beschäftigt mit dem Gedanken an das große Unternehmen, das seinen Staat sichern, das Deutschland und Europa vor der Uebermacht Frankreichs bewahren und das Evangelium retten sollte.

1688 Aber die Ausführung des Unternehmens sollte er nicht mehr erleben. Schon längere Zeit hatte er gekrankelt, oft die heftigsten Schmerzen erduldet. Seit dem Januar litt er wieder schwer an der Wassersucht, er wußte, daß es zu Ende ging, bezeichnete selbst den 7. oder 8. Mai als seinen Todestag. Am 7. Mai versammelte er zum letztenmale seinen Geheimen Rat um sich, mit tief ergreifenden Worten übergab er dem Kurprinzen die Regierung, dankte den Räten für ihre treuen Dienste, ermahnte sie, solche auch seinem Nachfolger zu leisten, und nahm ihr Gelübde der Treue für diesen in Empfang. Dann nahm er von den Seinigen herzbewegenden Abschied, bat den Kurprinzen feierlich, seinen Rathschlägen zu folgen. Aber noch wollte ihn der Tod von seinen Dualen nicht erlösen. Wie ein Held und frommer Christ hatte er gelebt, wie ein Held und frommer Christ rang er mit dem Tode. Noch konnte er mit den herbeigerufenen Predigern von Gott und dem Jenseits reden, seiner Zuversicht auf Vergebung der Sünden Ausdruck geben. Dann nahm er noch einmal Abschied von den Seinigen. Endlich am 9. Mai früh 9 Uhr, nach schweren, mit unendlicher Geduld ertragenen Todeskämpfen, und in der trostreichen Gewißheit: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt und er wird mich auferwecken aus der Erde“ schloß der Kurfürst Friedrich Wilhelm „ganz sanit und selig ohne einige Veränderung der Gestalt mit Neigung des Hauptes die Augen“. „Die Seinigen haben von ihm“, schreibt Schwerin, „lernen können, wie man sterben muß“. Aber auch die Vorbereitung zu solchem Sterben, ein Leben voll Mühe und Arbeit, voll strenger und harter Pflichterfüllung haben sie von ihm lernen können. Diese hatte er den Seinigen, diese hatte er aber auch seinem Staate eingeplant, und in ihr lag die frohe Hoffnung, daß dieser Staat, daß sein Werk auch ohne ihn weiter sein und bestehen werde.



Sarkophag des Kurfürsten Friedrich Wilhelm im Dom zu Berlin.
Anonyme Radierung aus Christian Tochius (Kurfürstl. brandenb. Hofprediger) „David des Königs in Israel
heilige Vorbereitung zum Tode . . .“ Cöln a. d. Spree bei Utr. Liebertyt. D. 3.



Kupferstich vom Monogrammist J. C. S. nach Zeichnung von Samuel Bleßendorf, kurfürstl. Hofkupferstecher (1660—1706) in L. Beger „Thesaurus Brandenburgicus selectus“ I. Bd., gedruckt von U. Liebpert, Cölln a. d. Spree 1696. Auf etwa $\frac{2}{3}$ verkleinert.

Kurfürst Friedrich III. — König Friedrich I.

1688—1713.

Die kurfürstliche Zeit 1688—1701.



Aus L. Beger „Thesaurus“ I. Bd., bei U. Lieb-
pert, Cölln a. d. Spree 1696.

ninen Staat geschaffen, der, vom Feinde gefürchtet, vom Freunde geachtet, eine Stellung im europäischen Staatenystem gewonnen hatte, mit der gerechnet werden mußte. 2013 Geviertmeilen, mithin etwas mehr als die drei heutigen süddeutschen Staaten zusammen umfassend, hatte der Staat zwar bei weitem nicht eine geographische Einheit, wohl aber ein innerliches Gefüge, eine Festigkeit, eine Sicherheit seiner Mittel erhalten, war eine Pflichttreue seiner Beamten und zum großen Teile auch einer Unterthanen geschaffen, wie sie damals nur in geringem Maße in Europa,

pflichttreue gegen den Staat, das war der Lebensinhalt des Großen Kurfürsten gewesen. Pflichttreue im Größten, wie im Kleinsten, Pflichttreue nicht nur in den Zeiten der Hoffnung auf fröhliches Gelingen der ernsten und im wahren Sinne patriotischen Arbeit, sondern Pflichttreue auch in den Zeiten, da alle Arbeit, alle Hingabe, alle Aufopferung für das deutsche Reich mit Undank und Verrat belohnt worden. Aber allem Neide, aller Missgunst zum Trotz war der treuesten Pflichterfüllung doch wahrlich auch der schönste Lohn geworden. Aus den zertretenen, verarmten und wie aus allen Fugen gerissenen Ländern, die ihm sein Vater hinterlassen, hatte der Kurfürst

in Deutschland gewiß nicht zu finden war. Hierin lag das Geheimnis seiner Macht, seiner Bedeutung, die über das Maß seines Umfanges erheblich hinausgriff.

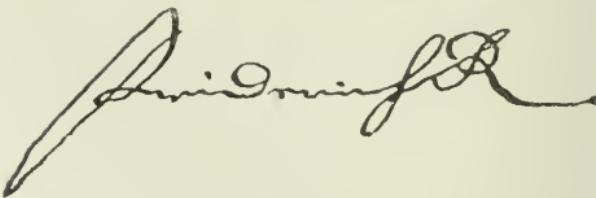
Denn wenn auch für deutsche Verhältnisse groß, nahm Brandenburg seinem Umfange nach unter den europäischen Staaten erst den dreizehnten oder vierzehnten Platz ein. Aber während innere Krankheiten die weitans meisten Staaten jener Zeit nicht zur vollen Entfaltung ihrer Macht kommen ließen, herrschte hier dank der Pflichttreue des Herrschers frisches, arbeitsames, gesundes Leben, die Stetigkeit des Diensteis, die Gewöhnung an Pflichttreue gegen das Ganze, gegen den Staat. Hier in Brandenburg wußte man wieder, daß der Staat Macht ist und Macht sein muß, wenn anders er Sicherheit nicht nur gegen auswärtige Feinde, sondern vornehmlich die Grundlage und die Mittel jeder geistigen und materiellen Entwicklung dem Volke geben soll. Und wenn der Kurfürst in einem Staat diese Macht errungen hatte, so war eben das ihr eigentümlich, daß sie auf das ganze Deutschland zurückwirkte. Wie das geistige Leben, das am Hofe zu Berlin und in den brandenburgischen Universitäten, in der brandenburgischen Verwaltung, wie in der brandenburgischen Justiz herrschte, mehr und mehr die jähigsten deutschen Köpfe anzug, so mußte jeder wirtschaftliche Aufschwung dieses Staates doch durch die drei großen Verkehrsadern, den Rhein, die Elbe, die Oder, die das brandenburgische Land durchschnitten, auch wieder für das Reich von Bedeutung werden. Immer aber blieb die politische Sicherheit die Hauptache. Und was wollte es nicht sagen, daß unter den verkommenen geistlichen Staaten rheinauf rheinab im Westen jetzt ein Vollwerk aufgerichtet war, das selbst den Waffen eines Ludwigs XIV. ein ferndes Halt zuriß! Was hatte es nicht zu bedeuten, daß im Osten der flügellahme weiße polnische Adler aus deutschem Lande vertrieben war, und der rote Nar Kurbrandenburgs seine Fittiche hier schützend ausbreitete, mit scharfem Auge die Grenze bewachte! Was wollte es nicht sagen, daß Schweden jetzt nur noch eine — freilich eine herrliche — Scholle Deutschlands besaß, daß Schwedens Wimpel nicht mehr in preußischen Häfen wehten, daß Schwedens Schiffe an der preußischen, der hinterpommerschen Küste vorbeisegeln mußten, daß Polen, Schweden und Frankreich des deutschen Schwertes Schärfe wieder fürchten gelernt hatten! Was hätte — man vermag die Frage kaum zu unterdrücken — aus Deutschland werden können, wenn die deutschen Fürsten, wenn der deutsche Kaiser neben den Kurfürsten getreten wären, ja wenn sie ihm nur die Verträge gehalten, wenn sie ihn nicht verraten hätten!

In den ersten Jahren seiner Regierung noch viel zu schwach, um der doppelten Fremdherrschaft, die der westfälische Friede an Schweden und Frankreich zugesichert hatte, ein Ende zu machen, hatte er doch wenigstens in Preußen die polnische Fremdherrschaft abgeschüttelt und die Versuche der Schweden, statt der polnischen ihre Herrschaft auch in Preußen zu begründen, abgewiesen. In kühnsten Wendungen hatte er die Souveränität in Preußen gewonnen und den schroffesten Angriffen der Stände gegenüber zur Geltung gebracht. Wenig fehlte, daß er den Schweden auch den letzten Rest deutscher Erde entrissen, da mußte er auf die Drohung Frankreichs, auf den Willen des Kaisers den Degen in die Scheide stecken. Als Frankreich mit unerhörter Gewaltthat seine Fremdherrschaft auszubreiten suchte, da war es der Kurfürst, der zuerst den hingeworfenen Zehdehandschuh aufnahm, und der, wie hinterhaltig ihn die Verbündeten auch in die Enge führten, allein mit solcher Energie den Kampf betrieb, daß Ludwig, um nur vor

seiner mächtigen Hand Sicherheit zu finden, seine Teilnehmer an der Freindherrschaft in Deutschland, die Schweden, aufrief, ihm in den Klüden zu fallen. Das aber war — wer möchte nicht staunen! — nur der Auslaf für den Kurfürsten gewesen, die Schweden vollkommen zu schlagen. Mit dem Tage von Fehrbellin, mit jenem unvergleichlichen Zuge nach Preußen war der Kriegsruhm der Schweden, war die schlotternde Angst vor ihnen dahin. Aber Frankreich hatte seine Pläne nur zu wohl erreicht. Ohne den Kurfürsten hatten ihm weder der Kaiser, noch Holland, weder das Reich, noch Spanien Widerstand leisten können. Doch statt nun den mit Sicherheit zu hoffenden heissen Mitt vom Haff zum Rhein, der Rettung bringen könnte, auch nur zu wünschen, hatte man sich im schimpflichsten Frieden vor Frankreich gebeugt, die wohl erworbenen Vorbeeren dem Kurfürsten vom Hause gerissen. Man hatte Bedingungen zugesandt, deren wahren Inhalt das deutsche Reich wie Holland und Spanien erst durch Ludwigs empörende Verlehnungen alles Völkerrechtes kennen lernten. Mit diesem Frieden aber hatte man naturgemäß auch den Kurfürsten zur Unterwerfung gezwungen. Ungeachtet aller seiner Erbietungen und allen Verträgen zum Trost hatte man ihn allein der Wit Ludwigs ausgesetzt und konnte den Treubruch nicht anders als durch den damals nicht einmal zutreffenden Hinweis auf die Nebermacht Ludwigs rechtfertigen. Mit tief verwundetem Gemüt mußte der Kurfürst wieder das mit vielem Blut getränkte deutsche Land dahingeben. Er mußte das französische Joch auf seine Schultern nehmen und nur bestrebt sein, dem vorzeitigen Drängen und Toben der alten Verbündeten gegenüber, die nunmehr leichtfertig und ohne genügende Vorbereitung das Schwert ziehen wollten, durch Nachgiebigkeit und Verträge Ludwig von weiteren Gewaltthaten zurückzuhalten. Und während die Kriegspartei den König durch Krieg und Kriegsgeschelei zu größerem, dreistern Nebermut trizte, war es die, wie immer nachgebende und beschwichtigende, doch selbstbewußte Haltung des Kurfürsten gewesen, vor der Ludwig Halt gemacht. Es war von unbeschreiblichem Segen für das Reich, daß Frankreich von einem Einfall in Deutschland zurückgehalten wurde, als die Türken mit gewaltiger Macht bis Wien vordrangen. Doch wie Ludwig selbst es hatte voraussehen müssen, war Friedrich Wilhelm der erste, der, sobald es die wahren Machtverhältnisse zu gestatten schienen, bemüht war, das fremde Joch abzuschütteln. Ja, als sich wider alles Erwarten ergab, daß das katholische Interesse, welches Frankreich mit dem Kaiser gemeinsam hatte, im Augenblick stärker als der dynastische Gegensatz zwischen beiden war, arbeitete der Kurfürst mit hingebendem Eifer an der von seinem Neffen ins Auge gefaßten Befreiung Englands, um in dem Bunde der evangelischen Staaten das Gleichgewicht gegen Frankreich zu finden. —

Für dieses Unternehmen war nun auch der Kurprinz von seinem Vater gewonnen, und wenn in den letzten Jahren eine Spannung zwischen beiden geherrscht hatte, die in der sogenannten Flucht des Kurprinzen nach Kassel ihre schärfsten Ausdruck gefunden hatte, so war es zunächst von größter Wichtigkeit, ob die angebliche Benachteiligung des Kurerben, worin eben der Grund für jene Spannung gelegen, wirklich in dem Testamente des Vaters festgesetzt war.

Am 17. November 1688 ward es eröffnet. Es ergab die Aufrechthaltung der Einheit des Landes, den ungeschmälerten Übergang der Souveränität auf den Kurerben, während für die jüngeren Söhne Paragien d. h. auf einen mit adeligen Rechten versehenen Grundbesitz gegründete Apanagen ausgeworfen waren. Doch war dies unter



König Friedrich I.

Ausschnitt aus einem Kupferstiche von Johann Georg Wolfgang (1664—1744) nach dem Original von
Hofmaler Johann Friedrich Weuel (1660—1729), auf $\frac{2}{3}$ verkleinert
Das Namensblatt wurde nach einem Exemplar im Rgl. Bauhause zu Berlin.



Sophie Charlotte

Königin Sophie Charlotte.

Ausschnitt aus einem Kupferstiche von Johann Georg Wolfgang (1664—1744) nach dem Original von
Gédéon Ramondan (auch Ramondau u. Romandau genannt, † 1698), auf $\frac{2}{3}$ verkleinert.

Das Namenshalsmilde nach einem Exemplar im Ngl. Staatsarchiv zu Berlin.



Das Kurfürstliche Schloß zu Cölln a. d. Spree im Jahre 1690.

Nach einer Zeichnung von Johann Stridbeck d. J. († 1714) in der Kgl. Bibliothek zu Berlin,
 auf etwa die Hälfte verkleinert. S. S. 223.

Formen und Bedingungen geschehen, die im Laufe der Zeit wohl zu eigentlichen Regierungsrechten führen konnten. Und eben dies hätte dem Interesse des Kaisers, dem die Vollziehung des Testaments übertragen war, und dem Friedrich selbst in dem Schwiebusscher Revers eine gefährliche Waffe gegeben, voll entsprochen. Ein Zweifel in der Familie müsste also die kaiserliche Einmischung in die innere Angelegenheit des Hauses und Landes nach sich ziehen, die durchaus zu vermeiden war. Und Friedrich wollte, wie er es aussprach, „nicht der Mann sein, durch den der Glanz und die Macht seines Hauses zerrüttet werde“; er war der Überzeugung, doch in dem Sinne zu handeln, mit dem der Vater geschaffen, wenn er jeder Möglichkeit einer Spaltung des Landes sich widersegte. Wesentlich der Vermittelung der viel geshmähten Kurfürst-Mutter und unter Hinweis auf die in der „Väterlichen Ermahnung“ des Großen Kurfürsten stark hervorgehobene Notwendigkeit der Unteilbarkeit der Lande gelang es in der Folge, die jüngeren Brüder gegen reiche Entschädigungen zum Verzicht auf die ihnen zugedachten Rechte zu bestimmen. Und ohne Zweifel hatte diese friedliche Beilegung der Sache für den Staat den größten Wert.

Die beginnende Verständigung in der Familie erleichterte dem Kurfürsten den Anfang seiner Regierung anherrordentlich. Er war ganz des Willens, das große Werk seines Vaters voll zu erhalten, pflichtmäßig dem Dienste des Staates sich zu widmen, und „S. R. D. haben demnach“, wie es heißt, „wenig Zeit, die sie nicht in den Geschäften emplonieren“. Einer seiner ersten Schritte war die Ernennung seines einstigen Erziehers und bisherigen Rates, Eberhard's von Danckelmann zum wirklichen Geheimrat, und mit dem tiefen Ernst seines Charakters widmete sich dieser der Aufgabe, im Geiste des dahin gegangenen Genius weiter zu arbeiten.

Ihn hatte Friedrich Wilhelm zugleich mit dem Kurprinzen eingeweiht in das Geheimnis des englischen Unternehmens, und wenn dem Prinzen von Oranien

sofort nach der Thronbesteigung von Friedrich die bündigsten Zusicherungen gemacht wurden, so war dies um so wichtiger, als zwar Hessen-Kassel, auch Braunschweig-Celle — Hannover verhielt sich kühn zurückhaltend — nach längerem Zögern zur Unterstützung Wilhelms sich bereit erklärten, aber Brandenburg allein zum Kampfe gerüstet, und seine Entscheidung für den Beitritt anderer Fürsten maßgebend war. Im August sagte Brandenburg dem Prinzen 6000 Mann zu, im September bei einer Zusammenkunft in Minden soll das Nähere zwischen Friedrich und dem Prinzen verabredet worden sein. Unterdessen war aber in Köln zur Wahl geschritten, und da der französische Kandidat nicht die nötige Stimmenzahl erhielt, so mußte man die Besetzung der Stadt durch französische Truppen befürchten. Brandenburgische Truppen retteten sie zwar noch durch ihr rechtzeitiges Einrücken vor dem Schicksal Straßburgs; aber König Ludwig, in lebhaftester Sorge über die, mit den Erfolgen gegen die Türken wachsende Macht des Kaisers, und in der Erwartung, daß die holländischen Kräfte und der Prinz von Oranien selbst durch das Unternehmen nach England vollaus in Anspruch genommen würden, überschritt am 24. September 1688 die deutschen Grenzen.



Eberhard von Dandlmann.

Schwarzkelbstatt von Peter Schenk (1645—1715), auf etwa die Hälfte verkleinert.

In raschem Vorgehen nahm er Speyer, Worms, Mainz, Mannheim, Heidelberg. Damit waren die vier rheinischen Kurfürstentümer in Ludwigs Hand, ganz Süddeutschland erzitterte vor ihm, selbst Breslau war schon in lebhafter, heller Verzweiflung. Holland war durch ein brandenburgisches Heer unter Schonberg gedeckt. Deutschland aber mußte für die Befreiung Englands den Blutzoll entrichten. Doch wenigstens im Norden wurde auf Friedrichs thatkräftiges Betreiben, wie durch seine Nachgiebigkeit in anderen Fragen, das Magdeburger Bündnis zwischen Brandenburg, Celle, Hannover, Kur Sachsen, Hessen-Kassel geschlossen, wurde ein kräftiger Widerstand organisiert und die Mainlinie gesichert. Ebenso war die Landung Wilhelms in England glücklich erfolgt, König Jakob vertrieben, Wilhelm König von England geworden.



Beschleierung Bonns durch Kurfürst Friedrich III. 1689.
Kupferstich vom Monogrammist A. R., auf $\frac{1}{2}$ verkleinert.

Aber Wilhelm sowohl wie der Kaiser lehnten — jener mit Rücksicht auf die englischen Verhältnisse, dieser mit Rücksicht auf die Türkentämpfe — den von Friedrich betriebenen Bund gegen Frankreich ab. Man hatte ja so eben den Reichskrieg erklärt, man durfte hoffen, daß der Kurfürst, trotzdem ihm Ludwig die glänzenden Anerbietungen mache, „sich auch weiter der Defension des geliebten Vaterlandes annehmen werde.“ Erst als die Franzosen jene satanische Verwüstung Süddeutschlands ins Werk gesetzt hatten, die eine Wüste zwischen Frankreich und Deutschland schaffen sollte, schlossen (im Mai 1689) der Kaiser und England einen Bund gegen Ludwig, zu dem man auch Brandenburg „zulassen“ wollte. Im Hinblick auf den großen Zweck überließ Friedrich die Mißachtung Wilhelms wie des Kaisers und war militärisch wie diplomatisch aufs lebhafteste thätig, Ludwig zu besiegen. Seine Truppen, etwa 30000 Mann stark, nahmen die Städte am Niederrhein, so Rheinberg, Kaiserswerth, halsen die Kapitulationen von Mainz herbeizuführen und eroberten endlich unter des Kurfürsten eigenem Befehl mit Hilfe des Herzogs von Lothringen auch Bonn (15. Oktober 1689). Dadurch waren die Gebiete von Kurköln und Kurtrier von den Franzosen gesäubert. Ebenso verhandelte Friedrich mit den deutschen Fürsten und dem Kaiser, um ein geschlossenes Vorgehen des Reiches herbeizuführen. Deshalb unterstützte er auch den Wunsch seines Schwiegervaters, für Hannover die Kurwürde zu erlangen, und benutzte andererseits die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen König (Januar 1690) nicht, um irgend welche Zugeständnisse von Österreich für Brandenburg auszuwirken. Nur eins hatte er verjucht. Wiederholte hatte der Kaiser schon an die Rückgabe von Schwibus erinnern lassen, und Friedrich hatte

endlich vor seinen Räten den Schleier des Geheimnisses lüften müssen. Nun konnten diese wohl die Gültigkeit des Reverses überhaupt in Frage stellen, da die Rechtsverbindlichkeit dessen, was ein Thronerbe thut, für den Staat allerdings zu bezweifeln ist. Aber darauf kam es keineswegs an. Denn welche Mühe sich auch die Räte gaben, einen Ausweg aus der schlimmen Lage zu finden, so war doch klar, daß der Kaiser, dessen Ansehen damals größer als während seiner ganzen Regierung war, auf seinem Schein bestehen werde. Es wurde zwar selbst von den kaiserlichen Ministern zugegeben, daß der Revers „nicht eben ganz im Ordnung sein möchte“, aber man hielt es doch — den Zeitverhältnissen allerdings entsprechend — für selbstverständlich, „daß unter Fürsten und Herren nicht auf juristische und gerichtliche Subtilitäten gesehen werde.“

Doch vorsichtig war man mit dem Kriege vollauf beschäftigt, und er verließ in gewohnter Weise. Die Verbündeten erlitten Verluste, Brandenburg wendete die schlimmsten Folgen ab und wurde dafür mit schnödem Undank belohnt. Wie man dem Kurfürsten für den Unterhalt derselben Anzahl von Truppen, für welche der Kaiser $4\frac{1}{2}$ Millionen in Anspruch genommen, 300 000 Thaler anwies, so verfügte der Kaiser auch eigenmächtig über die brandenburgischen Truppen. Waldeck erlitt eine furchtbare Niederlage bei Fleurus durch den Marschall von ¹⁶⁹⁰ Luxemburg, und nur der schleunige Marsch der Brandenburger bis in die unmittelbare Nähe Brüssels rettete die Niederlande. Die französische Flotte besiegte die englisch-staatliche, die Landung französischer Truppen in England schien bevorzugt zu stehen, und nur die Brandenburger in Brabant konnten nach Königs Wilhelms eigener Meinung sie daran verhindern. In Italien war Frankreich mit dem Siege bei Staffarda Herr der Po-Ebene, bedrohte Mailand, und natürlich sandte ^{18. Aug.} der Kurfürst von Brandenburg Truppen nach Italien. Am Rhein drangen die Franzosen bis über Aachen hinaus vor, und nur die Brandenburger traten ihnen in den Weg. Endlich erlitt der Kaiser selbst in Ungarn Niederlagen, und nach der Einnahme von Belgrad durch die Türken war die Gefahr für Österreich ^{8.} größer denn je. Und trotz allem, was bisher vorgefallen, und trotzdem die Schwiebner Angelegenheit nicht einen Schritt vorrückte, sandte der Kurfürst auch nach Ungarn 6000 Mann. All das geschah, obwohl sich inzwischen Schweden mit Frankreich verständigt hatte, und die Befürchtung vor einem gemeinsamen Vorgehen Schwedens und Hannovers unter der schützenden Hand Frankreichs nur zu berechtigt war. Zweifelhaft aber war es, ob der Schutz, den die Verbündeten dem Kurfürsten für einen solchen Fall in dem im März 1690 abgeschlossenen Vertrage verheißen hatten, einen wirklichen Wert gewinnen würde. Glücklicherweise nötigte jedoch der brennende Ehrgeiz des Herzogs Ernst August von Hannover diesen, von den schwedischen Plänen abzusehen und auf den Kaiser und die Seennächte Rücksicht zu nehmen. Indem nun Friedrich den Plänen des Herzogs die erfürige Unterstützung zu teil werden ließ, gelang es, ihn (März 1692) bei der gemeinsamen Sache festzuhalten. Als demnächst (Dezember 1692) der Kaiser die Kurwürde Hannovers anerkannte, herrschte namentlich in Berlin große Freude, und Brandenburg war es zu danken, wenn der Widerspruch, den die „korrespondierenden Fürsten“ noch viele Jahre dagegen erhoben, eine Bedeutung nicht erlangt hat.

Auf den Kriegsschauplätzen war inzwischen während des Jahres 1691 „nichts Rennenswertes“ geleistet, und im Jahre 1692 hatte Wilhelm III. in den Nieder-

lauden, wohin Friedrich zu ihm geeilt war, schwere Verluste erlitten. Ebenso war die Türkennot für den Kaiser großer und größer geworden, und er verlangte von Friedrich neue 6000 Mann zum Kampf gegen die Türken. Da nun Friedrichs Truppen auf sämtlichen Kriegstheatern, am Rhein, in den Niederlanden, in Italien und Ungarn kämpften, und diese neue Forderung das eigene Land noch mehr von Truppen entblößen müßte, so glaubte Friedrich jetzt vom Kaiser den Verzicht auf die Herausgabe von Schwiebus, die Anerkennung der Anwartschaft auf Ostfriesland und die Zusicherung, auch seinen Truppen endlich den nötigsten Unterhalt zu gewähren, erwarten zu können.

Aber wieder sah Friedrich „sich verspottet und mit leeren Worten abgespeist“, nicht einmal die gewöhnliche Courtoisie glaubte der Kaiser gegen ihn wahren zu müssen. Dennoch wurde auch diese Forderung des Kaisers erfüllt. Und dies geschah deshalb, weil hier der Plan einsetzt, in dessen Verwirklichung das größte Verdienst Friedrichs um die Entwicklung des Staates zu erkennen ist: die Erwerbung der preußischen Königskrone. Auf leise Andeutungen dieses Wunsches bei den kaiserlichen Ministern gab nämlich der eine oder andere von ihnen halb zustimmende, halb bedenkliche, jedenfalls ausschließende Erklärungen, aus denen der Kurfürst indessen die Möglichkeit eines Erfolges entnahm. Vorbedingung hierfür war aber allerdings, die außerordentlich bedeutenden Leistungen im Felde fortzuführen und sich zu jeder nur möglichen Nachgiebigkeit gegen den Kaiser bereit zu erklären. So ließ Friedrich nicht nur die geforderten Truppen gegen die Türken marschieren, sondern gab jetzt auch den Kreis Schwiebus an Leiterreich zurück.

Es wollte freilich nicht gerade allzuviel bedeuten, daß der Kaiser gelegentlich dieser Rückgabe endlich das Expektanzdefret auf Ostfriesland ausstellte, auch die preußische Herzogswürde anerkannte. Wichtiger, wenigstens nach allem Anschein für die wirkliche Rückgabe des Kreises maßgebend, war die, doch nur sehr allgemein gehaltene, Zusicherung des Kaisers, bei einer Standeserhöhung dem Kurfürsten niemanden vorziehen zu wollen. Das Bedeutungsvollste aber war, daß die kaiserlichen Kommissarien einen Verzicht auf die schlesischen Herzogtümer und die Bezeichnung auf den Revers verlangt, die brandenburgischen dies mit Entschiedenheit abgelehnt, und jene daraufhin ihre Forderung fallen gelassen hatten. Nicht auf Grund des Reverses, sondern „zum Zeichen gegen Hs. M. tragenden Deserenz und in dem lebhaften Wunsch mit Hs. M. auch in diesem Punkt zu guter Einigkeit zu kommen“, hatte der Kurfürst in die Abtreten gewilligt, und indem die kaiserlichen Kommissarien nach umständlicher Erörterung ihren Widerspruch gegen diese Auffassung fallen ließen, war auch rechtlich die Wirkung des Reverses aufgehoben, und mit der Vernichtung des Reverses und der Rückgabe von Schwiebus lebten alle Ansprüche auf die für Schwiebus dahingegebenen schlesischen Fürstentümer wieder auf.

Aber was half alle Nachgiebigkeit gegen den nun einmal am Kaiserhofe besetzten Grundsatz, Brandenburg, daß zu mächtig wurde, zu demütigen! Namentlich in einer mecklenburgischen Erbschaftsangelegenheit machte der kaiserliche Hof in unangenehmster Weise seine Ansprüche geltend, und es kam zuletzt dahin, daß dem brandenburgischen Gesandten Nikolaus von Tandemann der Hof fast verboten wurde, er ohne Abschiedsandez Wien verlassen müßte. Dazu stand in Polen die Königswahl wieder bevor, und wurde schließlich der österreichische Kandidat Kurfürst Karl August von Sachsen gewählt. Kursachsen war nun nur

olen verstärkt, und in Warschau wie in Dresden stand der österreichische Einfluß in Zenith.

Auf dem Friedenskongress zu Ryswick, der damals, als aller Stimmen sich für die Beendigung des Krieges erklärten, zusammenrat, wurden die brandenburgischen Besandten mit schändlicher Mißachtung behandelt, und den am 30. Oktober 1697 1697 in stande gebrachten Friedensvertrag konnten Brandenburg und andere evangelische Fürsten nicht einmal unterzeichnen, da in ihn im letzten Augenblick zum Nachteil der Evangelischen eine Klausel eingesetzt war, wonach in allen Orten, in denen während der französischen Besatzung einmal katholischer Feldgottesdienst stattgefunden, die katholische Kirche zu Recht bestehen sollte.



„Unter den Linden“ zu Berlin im Jahre 1691 (vom Lustgarten aus gesehen).
einer Zeichnung von Johann Stridbeck d. J. († 1714) in der Kgl. Bibliothek zu Berlin, auf etwa die Hälfte verkleinert. Die Unterschrift ist erst 1701 aber später hinzugefügt, daher „Königl. Stall“.

Der Friedenschluß hatte Brandenburg nur die neue Demütigung gebracht: „ingeschlossen zu werden“. Das war, wie Friedrich schrieb, der ganze Erfolg von Brandenburg. Selbst Wilhelm von Oranien, obwohl er wiederholt bekannte, daß er vornehmlich Brandenburg alles danke, hatte seine Nichtachtung nicht verbergen. Brandenburg stand allein. Es hatte wieder einmal seine ganze Kraft die Freiheit Europas eingesetzt und wurde wieder einmal von seinen Bundesgenossen verlassen. So wollte es einmal das Geschick des Staates, der mehr lebte als andere, und dessen Aufkommen doch den bisher vorwaltenden Mächten angemäß ein Dorn im Auge war.

Viele, nur nicht der Kurfürst, maßen Dantelmann die Schuld bei. Inzen hatte gerade er schon andere Verbindungen angeknüpft, die der Lage des Staates wohl zu entsprechen schienen. Er hatte nämlich inzwischen den alten



Samuel Pufendorf.

Nach einem Stiche von Johann Martin Bernigeroth (1713–1767), auf etwa die Hälfte verkleinert.

sowohl in der Thatkraft, mit der man den gefördert, um Deutschland, um Holland, um England, gewiß aber um Wilhelm von Oranien anderes als Ullrank verdient zu haben. Man durste noch immer die Ueberzeugung haben, daß man in dem Eintreten für die Freiheit der Staaten und der Gewissen doch das Rechte gehan habe, wie bitter auch die Früchte waren, die man geerntet.

Ebenso war für die innere Entfaltung nicht Unerhebliches geschehen. Gerade hier trafen die Neigungen des Kurfürsten in mancher Beziehung mit dem Bedürfnis des Landes zusammen, und die Pracht- und Prunkliebe des Kurfürsten, an sich schon durch ein seines Verständnis für das ästhetisch Schöne gemildert, rief eine Reihe von Industrien, wie Seidenwebereien, Gold- und Silberspinnereien, Spiegelfabriken,

Bündnisvertrag mit Schweden erneuert, der nicht nur gegen Polen, sondern selbst auch gegen Schweden für ganz Norddeutschland Deckung gewährte. Er hatte ferner mit Kurbayern, aus dessen Kurprinzen, als Eutel der Gemahlin Leopolds, die alleinigen und jedenfalls von beiden Seemächten unterstützten Anrechte an die spanische Erbschaft übergegangen waren, einen Vertrag eingeleitet, der den Erwerb von Geldern, von Jülich und Berg in Aussicht stellte. Indem man so in der allgemeinen europäischen Politik zur rechten Zeit Stellung nahm, sicherte man sich nicht nur im Westen Deutschlands eine erhöhte Machtstellung, sondern man gab zugleich auch der reichen oranischen Erbschaft, die sowohl von Rechtsweger wie nach den oft gemachten Aeußerungen König Wilhelms auch nach dessen Testament Brandenburg zufallen musste, eine günstige Grundlage. Vornehmlich aber durste der Kurfürst und durft Dantelmann das Bewußtsein haben anfänglichen Plan trotz aller Mißgun-



Philip Jakob Spener.
Schwarzfunkblatt von B. Schenl (1645–1715), auf etwa 1/8 verkleinert.

Erläuterungsblatt

zu der

nachstehend wiedergegebenen siebenten Seite der

eigenhändig niedergeschriebenen „Väterlichen Ermahnung“ des
Kurfürsten Friedrich III.

für seinen Sohn, den Kurprinzen Friedrich Wilhelm

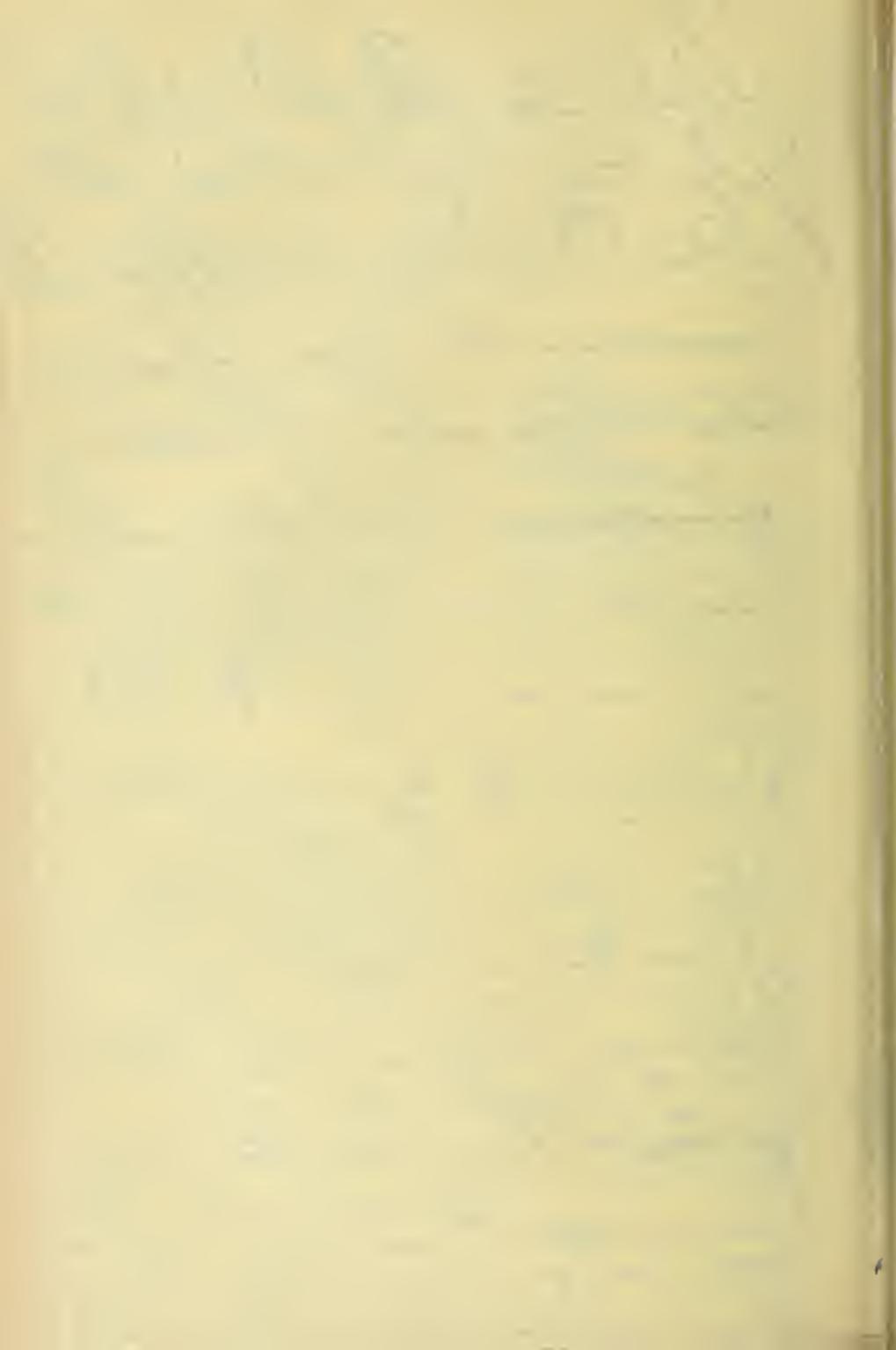
vom Jahre 1698 oder 1699.

In Größe des Originale im Kgl. Hausarchiv zu Berlin.

Übertragung der nebenstehend niedergegebenen siebenten Seite der
eigenhändig niedergeschriebenen „Väterlichen Ermahnung“ des Kurfürsten Friedrich III.
vom Jahre 1698 oder 1699.

Führs daß Triette muhs Er allemahl darhin sehen daß Er mit der Krohn Tennenard oder Schweden in guhter allians steh, damit wan einer von beyden etwas mit uns anfangen wollte man alsdan gahr wol den krieg führen lan, und nicht zu zweifelen sieht man werde alsdan auch eben sowol von dem Höhesten Gott die assistenz haben als wie mein Herr Vatter in den sorgigen Schwedischen kriege gehabt hat, Ich vermahne aber meinen Successer daß Er sich gahr wol hätte leinen unbesonnenen krieg anzufangen, und solange man es immer verhindern lan, den frieden bey zu behalten, trachten möge, damit der algemeine man dardurch nicht roninieret sondern vielmehr conserviert werde, dan daß gemeine sprichwohrt heißt was der Friede Ernehret der Krieg wieder verzehret, und hätte ich wünschen mögen, die genade von Gott zu haben, daß ich meine Lant und lente in frieden hätte regieren können, Es scheinet aber daß Gott solches alles denen evangelischen zum besten geschildet hat.

Das ist nicht mehr zu verantworten
daß das Brot mit dem Brot der Diakone und
der Prediger in gleichem alliancē steht, Denn
wenn man den bösen Menschen nicht aufzuhalten will
wenn alle von geist und Seele Christus sein werden, in dem ist
~~ganz nichts~~ Gott mehr wahr als dem einzigen so,
nicht vom Gott lieben Gott die apostolische
welt wird nicht zum Vatikan in den Fängen
des Papstes Papagey gefangen, Jesu Christus
aber nicht Diakon des Papstes gefangen und
Gott ist ein Gott in seinem Papagey eingefangen, in
welcher man nicht immer hinzukommen kann, Denn wenn
man Gott fallen läßt kann nicht, Denn ist Gott allein,
niemand kann Gott in seinem Lande verhindern
daß er konserviert wird, Denn Gott ist ein Gott
der Papst ist ja ein Papst für Gott Gott
lang lebt, und füllt in Ewigkeit für ewig, Der gute
herr Gott sei loben, der ist in seinem Lande und
kann in seinem Lande regieren Rom, Christus
aber das Brot ist nicht mehr das evangelische
gut Christus gebracht hat,



alle Arten Galanteriewaren im Lande hervor. Die Tuch-, Eisen- und Leder-industrie, die Kohlenwerke hoben sich beträchtlich. Handelsverträge mit den Nachbarstaaten und die vortrefflichen Einrichtungen der Post, die z. B. Leib-niz rühmt, „beförderten die Konumerien aufs beste und mit so gutem Succes, daß der Kurfürst darüber eine unvergleichliche Reputation und die Unter-thanen und Einwohner des Landes den größten Nutzen empfanden.“ Der Wissenschaft ferner und den Künsten jegliche Aufmunterung zu teil werden zu lassen, entsprach Friedrichs eigenstem Sinne vollständig.

Es erfolgte jetzt (1691—1694) die einst vom Kardinal Albrecht geplante, später vom Großen Kurfürsten betriebene, Gründung der Universität Halle, die für Staat und Kirche, für die Menschheit überhaupt von größter Bedeutung werden sollte. Wirken

hier doch gleich anfänglich neben hervorragenden Vertretern der Wissenschaft wie Ludwig Vitus von Seckendorf, Samuel Stryk, Joh. Peter von Ludewig, ein Aug. Herm. Francke ein Christian Thomasius. Jener gründete das nicht nur für elternlose Kinder, sondern für die Entwicklung des preußischen Schul-gebens so segensreiche Waisenhaus und war mit seinem Freunde, dem Berliner Propst Jakob Spener, der eifrigste Vorkämpfer für die wirkliche Betätigung des Glaubens in einem wahrhaft christlichen Leben. Thomasius aber war der erste, der lehrte, welcher den Mut hatte, deutsche Vorlesungen zu halten, eine gelehrtie Zeitschrift in deutscher Sprache herauszugeben, der heftige Gegner der alleinigen Behauptung des römischen Rechts, aller Vorurteile, aller unpraktischen Schulweisheit, er Befämpfer der Hexenprozesse, der Streiter für „die gesunde Vernunft“, er — wie ein großer, anders gesonnener Theologe sagt — „als ein Wirbelwind durch alle Gebiete des Lebens und der Wissenschaft hindurchgegangen ist“.

Ebenso lebten in Berlin, von dessen damaliger Beschaffenheit ein Augsburger Weißstecher, Johann Stridbeck, uns in zwanzig Aquarellskizzen ein schönes Bild überlassen, die bedeutendsten Männer der Wissenschaft, ein Puffendorf, den noch der Große Kurfürst berufen, um die Geschichte seiner Regierung mit freiester Benutzung aller Akten zu schreiben, Ezechiel von Spanheim, Künstler wie Rering, osander von Göthe und vornehmlich Andreas Schlüter. Nach dem Muster der Pariser Akademie konnte eine Akademie der Künste gestiftet werden, namentlich der Baukunst wandte Friedrich sein ganzes Interesse zu. Bauten wie die des Schlosses, des Beughauses und der Langen Brücke in Berlin zeigen noch heute das rühmlichste Zeugnis ab von Friedrichs seinem Verständnis und seiner Fürsorge für diese Dinge.



Christian Thomasius.

Schwarzlunstblatt von Peter Schenk (1645—1715), auf etwa $\frac{1}{3}$ verkleinert.



Zeichenschule in der Akademie der Künste in Berlin.

Anonymer Stich aus L. Veger Thesaurus Brandenburgicus III. Bd., gedruckt von U. Liebpert.
Cölln a. d. Spree, o. J. (1701 oder später). Auf etwa $\frac{1}{3}$ verkleinert. S. S. 235.

Aber auch die eigentliche Staatsverwaltung hatte Dantelmann möglichst fortzubilden gehünkt. Insbesondere wurde der Geheime Rat immer mehr und prinzipiell die oberste Zentralbehörde der sämtlichen Provinzen, und in ihm wurden die Geschäfte so verteilt, daß eine schnellere Erledigung, als dies bei der Belastung der einzelnen Räte bisher möglich gewesen, erreicht wurde. Das Generalkriegskommissariat, das bis 1690 von Grumbkow, der „dem Werke recht in's Maul gefaßt“, sowohl was die militärische, als auch die steuerliche Verwaltung betrifft, vorzüglich geleitet ward, arbeitete unter Ludolf von Dantelmann in demselben Sinne weiter und erhielt durch Ausbildung seiner unteren

Instanzen, wie durch Abgrenzung seiner Besugnisse gegen die Kammern, d. h. die eigentlichen Regierungsbehörden, festere Gestalt. Durch die Aufstellung eines General-Etats auf Grund der Etats für die einzelnen Provinzen, die jetzt endlich der angestrengten Arbeit des noch vom Großen Kurfürsten berufenen Freiherrn Toto von Anspach gelang, und durch die Bildung einer kollegialischen Hofkammer war auch für die Einkünfte aus den Domänen und Regalien der sämtlichen Provinzen ein guter Grund gelegt worden. Aber an dieser Finanzverwaltung war sehr bald gerüttelt worden. Natürlich hatten die Kriege, zumal die Subsidien nur ganz unregelmäßig einließen, sehr erhebliche Kosten verursacht, aber nicht minder hatte der Glanz des Hofs unermessliche Summen ver-



Medaille auf den Neubau der Langen Brücke in Berlin 1692.

In Größe des Originals Silber im Ngl. Münzabinett
in Berlin.
Never.

schlungen, und in der Not des Augenblicks hatte man in den Staatskassen die dringendste Befriedigung suchen müssen. Die anfänglich befolgten vortrefflichen Systeme der Finanzverwaltung hatten vor den Bedürfnissen nicht Stand gehalten, und mit der Systemlosigkeit war man zu den großen finanziellen Nöten gekommen. Auch diese rechnete man Dankelmann zu, der doch nach Kräften ihr zu sternen gesucht und immer die Verantwortung für das Finanzwesen abgelehnt hatte.

So hatte man einen doppelten Hebel gegen ihn. Denn das ernste, wohl auch schroffe Verfahren, das Dankelmann eigen war, hatte längst am Hause, der von untergeordneten Elementen nicht frei geblieben war, und unter den Beamten, die über den ihm gewährten Vorzug Neid empfanden, vielfach Missstimmung erregt. Die Kurfürstin fand sich oft von ihm verletzt, sah es ungern, wenn er den Wünschen ihrer Familie von Hannover nicht entsprach, that alles, ihn zu verdrängen. Der Kurfürst selbst empfand seine Weise oft als die des unbehaglichen Lehrers, der nicht lernen konnte, daß aus dem Böbling der regierende Herr geworden. Wie hätten nicht die Unzufriedenen eilen sollen, die Misserfolge der äußeren Politik, die Erschöpfung der Finanzen dem verhassten Oberpräsidenten in die Schuhe zu schieben. Dankelmann selbst fühlte, daß er sich nicht aufrecht halten könne, bat wiederholst um seinen Abschied, aber — dank der gegen ihn vornehmlich von dem Oberkanzlerherrn Kolbe von Wartenberg und dessen Genuhlin, einer gewöhnlich gesinnten Schifferstochter aus Emmerich, geleiteten Intrigue — wurde aus der anfänglich in vollen Gnaden gewährten Entlassung eine schimpflische Gefangensetzung erst in Spandau, dann in Peitz. Doch so wenig die Untersuchung Beweise für eine Schuld herbeibrachte, so wenig war in der auswärtigen Politik ein guter Eindruck des Geschehenen zu erkennen. Namenslich Wilhelm von England, der wohl fühlte, daß er Dankelmann alles zu danken und doch nichts gethan habe, um ihm einen Erfolg zu geben, äußerte sein Beiremden. Nur am Hause zu Berlin und an dem zu Hannover war die Freude vollkommen. Friedrich selbst atmete auf. Wie tief er davon überzeugt war, daß Dankelmann ihn in den Hintergrund schieben, selbst der Herr habe sein wollen, ergibt sich aus der „Väterlichen Ermahnung“, die er damals für seinen Sohn aussetzte. Auf das eindringlichste ermahnt er ihn, niemals einem Mann soviel Platz einzuräumen, wie er sie Dankelmann gestattet habe. Die endliche Wiederauferstellung des Friedens hatte jedoch den vollen Beifall Friedrichs, und eben in der Väterlichen Ermahnung wie in einer späteren Instruktion warnt er seinen Sohn auf das bestimmtste vor jedem Kriege. Denn dieser verzehre, was der Friede schaffe, und leicht sei es, den Degen zu ziehen, aber schwer, ihn mit Ehren wieder einzustechen. Eben deshalb solle er die Wehrkraft stärken und das Heer nicht vermindern, deun dieses sei das geeignete Mittel, den Frieden zu erhalten.

Und jene Zeit gab wohl besonderen Grund zu solcher Ermahnung. Keineswegs waren die Wirrnisse der Zeit etwa mit dem Frieden befeitigt. Im Gegenzil, mit dem Tode des jungen Kurprinzen von Bayern, durch dessen Thronerhebung in Spanien die Frage der großen Erbsfolge eine befriedigende Lösung gewonnen hätte, war diese Angelegenheit wieder die brennende Tagesfrage gerorden. Von ihrer Entscheidung hing es ab, ob Europa unter dem französischen oder dem österreichischen Uebergewicht erliegen solle, oder ob es einen Ausweg ab, der das Gleichgewicht der Völker ermöglichte. Doch noch näher wurde

Brandenburg durch eine andere Frage berührt, welche seine eigenen östlichen Länder gefährdete, deren Lösung aber umgekehrt die endliche Erwerbung Pommerns mit sich führen konnte. Der neue König von Polen nämlich hatte mit dem Zaren und dem König von Dänemark ein Bündnis geschlossen, um die Gelegenheit, da „ein junger unreifer Mensch“ — es war Karl XII. — den schwedischen Thron bestiegen, zu benutzen, einige Provinzen von Schweden losztreißen. August rechnete auf den Beitritt Brandenburgs, und man war überzeugt, daß der große Plan nur dann gelingen könne, wenn Brandenburg sich wenigstens neutral verhalte.

Im Osten und Westen zogen zwei gewaltige Wetter heran, Brandenburg war von beiden bedroht, und doch handelte es sich nicht nur darum, vor ihnen Schutz zu finden, sondern es galt zugleich, neue Ehren, es galt eine Königskrone zu gewinnen.



Kurfürstlich brandenburgisches Wappen.

Nach einem anonymen Kupferstich aus Ph. J. Spener »Insignium theoria«. Frankfurt a. M. 1717.



Nach einem Kupferstich von den Gebr. J. G. und J. D. Schleuen (arbeiteten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts) in Ch. R. Güthler „Leben und Thaten Herrn Friedrichs des Ersten . . .“ Breslau 1750 etwas verkleinert.

Die königliche Zeit 1701—1713.



18 L. Beger „Thesaurus“ III. Bd., ge-
adt von U. Liebpert. Köln a. d. Spree.
D. J. (1701 oder später).

angstreitigkeiten aller Art, persönliche Kränkungen des Kurfürsten und Zurücksetzungen seiner Gesandten gegen die anderer Fürsten hatten den Mißserfolgen in der auswärtigen Politik einen besonders für den Kurfürsten bitteren Beigeschmack gegeben. Holländer sollen auf dem Kongreß zu Ryswick den Rat gegeben haben, solchen Mißhelligkeiten durch die Annahme der königlichen Würde ein für allemal ein Ende zu machen, und sicherlich entsprach ein solcher Rat ganz der Absichtung des Kurfürsten. Ahnungsvoll hatte man ihm schon bei seiner Geburt eine Königskrone prophezeit, und bald nach seinem Regierungsantritt schwirrten überall die Gerüchte umher, daß sich

Friedrich die Königskrone auf das Haupt setzen wolle. Die Machtstellung, die der Große Kurfürst seinem Staate gegeben, bot in der That die Unterlage zu ner solchen, und schon in den Verhandlungen über das österreichische Bündnis im Jahre 1686 war, wie auf das bestimmteste versichert wird, die Erhebung der königlichen Würde zur Sprache gekommen. Kurfürst Friedrich lebte und webte diesem Gedanken, ja die Erwerbung der Königskrone war recht eigentlich sein Regierungss-Programm. Seit etwa 1690 wurde die Angelegenheit von den Räten & Kurfürsten beraten, an anderen Höfen erwähnt und, wie bemerkt, 1693

namentlich in Wien angeregt. Freilich fand der Plan bei den Räten des Kurfürsten manigfachen Widerpruch, namentlich hatte ihn Dandelsmann nur wider Willen gefördert, und Fuchs hielt ihn noch 1698 für eine „pur lantre Unmöglichkeit“. Aber gerade die Misserfolge in der äußeren Politik bestimmten Friedrich, nunmehr dem Plan wieder näher zu treten — „denn solange ich nichts als Kurfürst bin“, schrieb er, „opponiert man mir allemal“ — und Solbe von Wartenberg erkannte in der Erfüllung dieses Wunsches die Sicherung seiner eigenen Stellung.

Von vornherein war klar, daß die Hauptmächte, daß wenigstens der Kaiser seine Zustimmung geben müßte, da ohne eine Sicherheit über die nachfolgende Anerkennung die bloße Annahme der Krone zu den bedenklichsten Widerwärtigkeiten führen müßte. Ebenso klar war man sich von vornherein darüber, daß die Krone allein auf das Herzogtum Preußen gegründet werden könne, da der König eines der Reichsländer doch nur „ein Lehnkönig“ geblieben wäre und weder des Kaisers noch auch der Reichsfürsten Anerkennung gefunden hätte. Zu viel Weiterungen hätten daraus entstehen, zu viel unlösbare Schwierigkeiten daraus erwachsen müssen. In Preußen aber war der Kurfürst völlig unabhängiger Souverän.

Zunächst mußte man die Zustimmung des Kaisers, mit dem man seit der Abreise des Nikolaus von Dandelsmann völlig zerfallen, gewinnen. Der Oberkammerherr von Wartenberg veranstaltete es zunächst, daß der jugendliche Christian von Bartholdi 1698 unter der Form, die Belehnung endlich nachzusuchen, als Gesandter nach Wien geschickt wurde. In allen Punkten war ihm Nachgiebigkeit gegen die kaiserlichen Wünsche vorgeschrieben, und mündlich hatte ihm der Kurfürst den Auftrag erteilt, „die Sache der Königskrone zu encaminiren“. In der That wurde Bartholdi in Wien empfangen, und es gelang ihm, die Beziehungen mit dem Kaiserhause wiederherzustellen. Nun forderte der Kurfürst von Bartholdi, von Ilgen und von Fuchs ausführliche Gutachten. Diese hoben zwar die großen Bedenken und Gefahren hervor, welche dem Plane gegenüberstanden, rieten indessen doch keineswegs ab. Der Kurfürst hat das Gutachten von Fuchs mit eigenen Bemerkungen versehen, um jene Bedenken zu entkräften. Er legt namentlich ein großes Gewicht darauf, daß in keinem Falle eine kaiserliche Ernennung zum König stattfinden dürfe, sondern der Kaiser die eigene Erhebung des Kurfürsten nur im voraus billige. Er betont aber weiter, daß diese Billigung, wenn überhaupt, so jetzt zu erreichen sei, da die Verhältnisse für Brandenburg so ungewöhnlich günstige seien, daß man die Zeit nicht versäumen dürfe. Und dies war vollkommen zutreffend. Dem trotz aller Mißachtung und Undankbarkeit, welche die Großmächte Brandenburg erwiesen hatten, war die Lage Europas eine solche geworden, daß auf Brandenburgs Entscheidung etwas ankam.

König August III. von Polen, mit dem Friedrich mehrfach zusammen kam, sowie seine Bundesgenossen von Dänemark und Russland brauchten mindestens Brandenburgs Neutralität und mußten dafür wohl ihre Zustimmung zu Friedrichs Wunsch geben. Es kam sogar damals eine Tuschrist in Friedrichs Hände aus 1699 der Feder des Beichtvaters des Königs August, des Jesuiten-Paters Vota, der auß lebhafte für Friedrichs Plan eintrat. Indessen legte er mit dem Vor- schlag, aus der Hand des Papstes die Königskrone entgegen zu nehmen, seine eigenen Absichten für die in großem Fortschritt begriffene katholische Kirche gan-

zu offen dar. Ebenso hatte der Kurfürst gelegentlichen Neußerungen nach allen Grund, auf die Zustimmung seines Sohnes, des Königs von England, wie auf die der Generalstaaten zu rechnen.

Der Kaiser endlich schien in einer Lage zu sein, die ihm jedes Eingehen auf brandenburgische Wünsche zur Pflicht machen mußte. Lebhafter noch als früher war in Wien nach dem Tode des jungen Kurprinzen von Bayern (Januar 1699) das Verlangen, die ganze spanische Erbschaft ungeteilt dem Hause Habsburg zu sichern. Nun aber wurde zwischen den Seemächten und Frankreich ein neuer Teilungsplan verabredet, nach welchem nur Spanien, die Kolonien und die spanischen Niederlande an Österreich, beide Sizilien und Mailand jedoch an Frankreich, welches Mailand gegen Lothringen austauschen werde, fallen sollten. Um keinen Preis wollte der Kaiser dies zugeben, wollte er Frankreich in Italien festen Fuß fassen lassen. Er war entschlossen, den verlangten Beitritt zu diesem Teilungsvertrage abzulehnen und für die ganze Erbschaft die Waffen zu ergreifen. Aber wie sollte man einen Kampf von solcher Größe gegen Frankreich und zugleich gegen die Seemächte unternehmen? Woher auch nur einen Bundesgenossen nehmen? Die nordischen Staaten waren mit sich selbst vollauf beschäftigt, im Reich waren nicht nur die protestantischen Fürsten durch die Annahme der Ryswicker Klausel, sondern durch Wiener Eigenmächtigkeiten aller Art auch die katholischen Fürsten schwer verletzt. Die „in Sachen der genannten kur förspondierenden Fürsten“ begaben sich im August 1700 sogar in den Schutz Frankreichs. Und weder war die Hilfe 1700 des mächtigsten Fürsten in Italien, des Herzogs von Savoyen, mit Sicherheit zu erwarten, noch schienen die Urruhen in Ungarn für einen Kampf im Westen Freiheit zu gewähren.

Gewiß Verhältnisse der bedenklichsten Art, wie sie sich das stolze Kaiserhaus noch vor wenigen Jahren nicht hatte träumen lassen, Verhältnisse aber, wie sie sich für Friedrichs „großes Desein“ nicht günstiger gestalten konnten. Brandenburg mit seiner tüchtigen und zahlreichen Armee war der einzige Staat, auf den sich Österreich stützen konnte, von dem es Hilfe erwarten konnte. Jetzt mußte man dem Kurfürsten den Wunsch gewähren, von dem er seine Hilfe abhängig mache. Aber wieviel Schwierigkeiten hatte der junge Bartholdi noch zu besiegen! Mehr als einmal waren die Verhandlungen nahe daran, völlig zu scheitern. Rämentlich suchte man auch für die katholische Kirche Gewinn zu machen, während Friedrich gerade in dieser Beziehung felsenfest blieb. Um so merkwürdiger ist es, daß die entstehenden Schwierigkeiten häufig gerade durch einen Jesuiten, den beim Kaiser höchst einflußreichen Pater Wolf, der durch einen Irrtum bei der Dekrifrierung einer 1700 Depeche vom Kurfürsten in die Verhandlungen hineingezogen, gelöst wurden. Hauptfachlich mußte der Kaiser aber doch fürchten, daß die ernsten Vorstellungen der Seemächte, die nach dem inzwischen erfolgten ruchlosen Angriff auf Schweden wenigstens zwischen Schweden und Dänemark den Frieden von Travendahl vermittelt hatten, in Berlin einen Umschlag und den Beitritt zu den Teilungsmächten hervorrufen würden. Und schon lag der König von Spanien in Todeskämpfen. Da endlich, wahrscheinlich unter dem Eindruck der Nachricht vom Tode des Königs entschloß man sich in Wien, den Vertrag zu unterzeichnen, in welchem der Kaiser gegen Zusicherung von 8000 Mann für den Kampf um die spanische Erbfolge und eine große Anzahl weiterer Zugeständnisse in kleineren strittigen Angelegenheiten versprach, die preußische Königswürde anzuerkennen. Ganz zuletzt noch glaubte man,

eine Form gesunden zu haben, in welcher der Kurfürst das Recht des Kaisers, ihn zum König zu ernennen, anerkannt hätte — zum Glück gelang es, daß unter geschobene Worte zu besiegen. Am 16. November 1700 wurde der Vertrag gezeichnet, am 4. Dezember vollzog ihn der Kaiser. Am 16. Dezember brach 1701 der Kurfürst mit seinem Hofe nach Königsberg auf, am 18. Januar 1701 krönte er sich selbst zum König in Preußen, stiftete den schwarzen Adler-Orden, und in Königsberg wie später in Berlin folgte eine Reihe von Festlichkeiten in jenem Geschmack, dessen der neue König Meister war.



Defilier-Cour nach der Krönung.

Ausschnitt aus dem Kupferstich von Johann Georg Wolfgang (1664—1744) in „Preußische Krönungsgeschichte“ (von dem Oberzeremonienmeister J. von Besser). 2. Auflage mit Kupfern, Cölln a. d. Spree bei Ulrich Liebwerl 1712
Auf etwa die Hälfte verkleinert.

Es war ein Großes gewonnen. Es war gewissermaßen die Taufe des vom Großen Kurfürsten geschaffenen Staates. Allerdings waren die Länder, welche dem Kurfürsten von Brandenburg gehörten, militärisch und finanziell zu einem Staatswesen geeinigt und erschienen auch nach außen hin als Staat, aber noch fühlte sich der Märker als Märker, der Pommer als Pommer, der Magdeburger als solcher, der Mindener als Mindener. Nun war ein einheitlicher Name für den Staat gefunden, und bald gab es nur noch eine königlich preußische Armee, königlich preußische Behörden und königlich preußische Untertanen. Der einheitliche Name wurde ein fester Mitt für die Einheit des Staates, und die Königskrone wurde ein Edelstein für die Bildung des preußischen Staates, des preußischen Vaterlandes. Der gemeinsame Name, der von der Krone auf



Preußische Königskrone,
welche Friedrich I. bei der Krönung in Königsberg
1701 getragen.

Ausschnitt aus dem Aufertisch von Peter Schent
(1645—1715), auf 1:4 verkleinert.

den ganzen Staat überging, hat wesentlich mitgewirkt, in den Unterthanen das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Bewußtsein eines gemeinsamen Vaterlandes zu bilden.

Allerdings hatte man, um die Krone zu erlangen, schon den ersten Moment im nordischen Kampf versäumt. Von den schlesischen Fürstentümern hatte man wohl gar nicht gesprochen, aber für die Erlangung der orangischen Erbschaft, soweit es sich um die deutschen Grafschaften und um die Güter handelte, hatte der Kaiser seine Unterstützung zugesagt. Doch im Gegensatz zu beiden Seemächten und Frankreich sollte nun Brandenburg für Österreich die ganze spanische Erbschaft erkämpfen helfen! Indessen die Verpflichtung hierfür lautete nur auf dieselbe Zahl Truppen, die schon Friedrich Wilhelm zugesagt, und somit konnte man auch für die

nordischen Verhältnisse noch genugsam gerüstet scheinen. Außerordentlich günstig über war es, daß mit der Testamentseröffnung des Königs Karl von Spanien der Gegensatz zwischen dem Kaiser und den Seemächten von selbst aufhörte, und die Vereinigung der Seemächte mit Frankreich zerriß. Dies Testament sprach nämlich dem Dauphin von Frankreich die ganze Erbschaft zu, Ludwig nahm das Testament an und meldete den europäischen Höfen noch im November 1700 die Thronesteigung seines Enkels. Nunmehr konnten dies die Seemächte zulassen, sie ruhten sich jetzt ebenfalls Österreich zuwenden, und so kam zwischen ihnen und dem Kaiser ein Bündnis zu stande (7. September 1701).

Von den Reichsfürsten trat zunächst zwar nur noch Hannover — schon schien ich die englische Königskrone auf das Haupt des Kurfürsten oder seiner Mutter, er geistreichen und tüchtigen Sophie aus dem Hause Pfalz, niederzulassen — auf Leopolds Seite. Doch schließlich wurden, wenn auch nicht ohne Kämpfe, auch die übrigen Reichsfürsten ebenfalls zum Anschluß an den Kaiser genötigt. Und wirklich mußte das Reich wieder für das habsburgische Interesse in den Kampf mit Ludwig eintreten, während gleichzeitig im Osten die ärgsten Dinge vorgingen, da Karl XII. mit der Einnahme von Warschan und Krakau, mit dem Siege bei Clissowen König August III. von Polen-Sachsen vollständig lahm gelegt hatte. Nur die beiden kurfürstlichen Brüder von Bayern und Köln blieben mit Frankreich verbündet. Ohne Zweifel war indessen für Friedrich die Teilnahme am Kampf gegen die französische Universalmonarchie durch die allgemeinen Verhältnisse wie durch die Aufgabe Preußens geboten. Der Kampf gegen die französische Fremdherrschaft entsprach ebenso der Natur dieses Staates wie der gegen die schwedische. Eine war aber gerade im Begriff, das unerträglichste Übergewicht in Europa zu langen, während diese zunächst nur in weiterer Ferne zu drohen schien. Und sofern man die in Aussicht stehende orangische Erbschaft ins Auge sah, entzog der Kampf auch einem besonderen Interesse Preußens. Indem aber allzählig (statt 14 000 standen schließlich über 30 000 Mann im Felde) weit über

jede Vertrags- oder Reichspflicht hinaus die gesamten Kräfte des Staates für diesen Kampf verwendet wurden, vermochte man dem Kriege im Osten weder die für die preußischen Interessen entsprechende Wendung zu geben, noch konnte man auch nur die eigenen Grenzen ausreichend schützen. Und man kann nicht leugnen, daß die eigentümlichen Verhältnisse am Hofe zu Berlin ihren Anteil an dieser Politik hatten.

Seit der Krönung war nämlich der Einfluß des Grafen Wartenberg auf das höchste Maß gestiegen. Während Ilgen die eigentliche Arbeit in der auswärtigen Politik verjäh, bestimmte der Graf doch diese ebenso, wie er die innere Verwaltung vollkommen beherrschte. Namentlich war dies der Fall, seitdem er den Versuch einer Opposition der die Geschäfte ausführenden Räte und der oberen Hofbeamten in geschickter Weise niedergeschlagen hatte. Fortan duldet der Graf nur solche Räte und Hofbeamte, die sich ihm unbedingt unterordneten. Vor allem besetzte er die Würde eines Obermarschalls mit dem Grafen Wittgenstein, übertrug diesem zugleich die oberste Leitung der Domänen und das Amt des Oberkriegskommissars dem Grafen Wartensleben. Diese Ernennung machte besonders in der Armee böses Blut, die verdientesten Generale nahmen ihren Abschied, und es bildete sich zwischen den Heeren und dem Hofe ein entschiedener Gegenzug. Die ganze Zeit stand unter dem Einfluß französischer Sitten und Anschaungen. So sollte auch alles an Berliner Hof nach dem Muster von Versailles eingerichtet werden, und in buntester Mannigfaltigkeit erstand man immer neue Festlichkeiten, die im Schloss zu Berlin oder auf den Lustschlössern der Umgegend und in den königlichen Gärten gegeben wurden. Für die Lustfahrten auf

NICOLAI PEUDERSI
Des berühmten
Cöllnischen Poeten/
Und weyland Churf. Brand.
Cämer-Gerichts-Advocati, wie
auch Stadtrichters und Rahts-
Cämerers in Cölln an der Spree
wolkingende lustige-

Baude

Von 100. Sinnreichen

Scherz-Bedichtel

Theils der Hohen Herrschaft in tiefster Unterthänigkeit, theils vielen Hoch-Adelichen/ und andern vornehmen hiesigen Familien zu besondern Ehren geschrieben/

Nunmehr aber nach des sel. Autoris Tode in diese Ordnung versasset mit Fleiß übersehen und zum Druck befodert von

OTTO CHRISTIAN PFEFFERN/ Buchhändlern in Berlin.

Drucks Gesch. Schleicher 1702.

Titelblatt zu Nl. Peuders' Wolkingende lustige Baude. Berlin 1702, bei Otto Christian Pfeffern in Originalgröße. S. S. 235.

dem Wasser hatte sich der König ein prachtvolles Schiff, das den Namen „Liburnica“ führte, bauen lassen, dessen Schönheit weit gerühmt wurde. Besonders beliebt waren in jener Zeit Maskeraden, die sogenannten „Wirtschaften“, an denen sich die Mitglieder des königlichen Hauses zu beteiligen pflegten, und zu denen

der Oberzeremonienmeister von Besser nicht gerade geschmackvolle Verse dichtete. Noch mehr bewunderte man die allerdings besseren Gedichte des Freiherrn von Caniz, aber selbst die äußerst platten Reimereien des schon verstorbenen Rkt. Peucker wurden damals herausgegeben und sogar dem jungen Kronprinzen zugemessen.

Die Kosten für die Hoffestlichkeiten mussten immer mehr und mehr der Staatskasse auferlegt werden, zugleich aber wurde die Freigebigkeit des Königs für Genüsse edlerer Art in Anspruch genommen. Berlin, durch den Bau der Friedrichstadt vergrößert und schon von solcher Bedeutung, daß seit 1704 jährliche Adresskalender erscheinen konnten, war damals in manchem Betracht eine litterarische Metropole geworden. Leibniz, der Freund der Kurfürstin, lebte viel in Berlin, seiner Anregung war es zu danken, daß neben der Akademie der Künste eine solche der Wissenschaften gegründet wurde, die außer den wissenschaftlichen auch praktische Ziele verfolgen und auf des Königs Veranlassung auch auf die deutsche Sprache und vaterländische Geschichte ihr Augenmerk richten sollte. Die Bibliothek und die viel bewunderte Kunstkammer wurden außerordentlich begünstigt, vornehmlich aber die großen Bauten, von denen schon gesprochen, fortgesetzt. Friedrich fühlte sich als Beschützer und Förderer aller Kunst und Wissenschaft ungemein wohl und traf hierin mit seiner Gemahlin, die über die Feste und das peinlich beobachtete Ceremoniel ihren scharfen Spott nicht zurückhielt, ganz zusammen. Berühmt sind noch heute die Zusammenkünfte bei der Königin in dem ihr vom Könige erbauten Schlosse zu Liezen, das nach ihrem Namen bald Charlottenburg genannt wurde. Hier tanzten die bedeutendsten Männer der Zeit ihre Ansichten aus über die tiefsten Probleme der Welt und fanden immer neue Veranlassung, den philosophisch angelegten Geist der Königin zu bewundern.

Adress
Calender /
Der Kön. Preuß. Haupt-
und Residentz-Städte
Berlin
 Und daselbst befindlichen
Königl. Hofs /
Auch anderer hohen und
niederen Collegien, Instanti-
en und expeditionen
Auf das Jahr
XVII
MDCCIV.
 Mit Approbation
Der Königlichen Societät
 der Wissenschaften



Titelblatt des ersten, im Jahre 1704 im Verlag der Berliner Akademie erschienenen und durch den Hafner derselben, den Buchhändler Joh. Chr. Pape in Berlin, vertriebenen Berliner Adressbuches. In Größe eines Originalabdrucks in der Stgl. Bibliothek zu Berlin.

Von dauernder Bedeutung war, daß nach dem kaiserlichen Zugeständnis des Privilegiums de non appellando auch für die nicht zur Kur gehörigen Länder ein Oberappellationsgericht neben dem Kammergericht eingesetzt und so für die spätere Rechtseinheit des Staates ein Schritt vorwärts gethan wurde. Auch eine Kammergerichtsordnung und ein allgemeines Landrecht wurden geplant, und die Männer, die viele Jahre mit unermüdlichem Eifer daran gearbeitet — vornehmlich Chr. Rüdiger von Wedel und Paul von Fuchs — haben sich um die Reform der Justiz ein Verdienst erworben, das gerade in jener Zeit hell strahlt.

Mit vollem Verständnis war der König persönlich auf diese weit ausschreitenden



G. W. Freiherr von Leibniz.
Kupferstich von Johann Friedrich Bause (1738—1814) nach
dem Gemälde von Andreas Scheits (geb. etwa 1665, starb
nach 1690), auf 1/2 verkleinert.

der Hebung der Finanzen sollte das System zugleich auch die harten Pflichten der Bauern erleichtern und eine Vermehrung der Bevölkerung ermöglichen. Aber die Wirkung dieser Maßregel war nur insofern eine erwünschte, als die Hofbedürfnisse für den Augenblick einige Mehreinnahmen gewannen, schließlich führte sie jedoch zu einer Verschleuderung der Domänen, die den Grundstock der Einnahmen zu vernichten drohte.

Hinzukam, daß das Land fünf Sechstel der Kriegskosten zu tragen hatte, und daß das ungünstige Testament König Wilhelms von England mit den Niederlanden große Widerwärtigkeiten wegen der oranischen Erbschaft hervorrief. —

Inzwischen war der Kampf gegen Ludwig nur mit wechselndem Glück geführt.

Pläne eingegangen, während Wartenberg ihm die Kenntnis von den Finanzen und manchen anderen Zuständen im Lande glücklich zu entziehen wußte. Denn das glänzende Hofleben entwickelte immer mehr seine sehr bedenkliche Lehrseite. Die hierfür erforderlichen Ausgaben betrugen bald mehr als das Doppelte der Einnahmen, und was man auch für Steuern im Kleinen, für Luxusgegenstände, für die Krönung, den Schloßbau in Berlin einführte, es ließ sich das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben nicht herstellen. Vorübergehend glaubte man wohl an die Verprechungen eines Abenteurers Dominico Caetano Conte de Muggiero, der durch alchymistische Rituale Geld zu schaffen versprach. Doch bald entdeckte man die Täuschung und ließ den Betrüger an den Galgen knüpfen. Ernstlicher war die Hilse, welche das von Luben von Wulsen vorgeeschlagene, und nach Entlassung aller widerstreitenden Räte durchgeführte System, die königlichen Domänen zu parzellieren und in Erbpacht zu geben, in Aussicht stellte. Neben



Salbung des Kurfürsten Friedrich III. zum König in Preußen.

18. Januar 1701.

Ausschnitt aus einem Kupferstich in Merian's «Theatrum Europaeum», XVI. Bd. Frankfurt a. M. 1717, nach einer Zeichnung von J. J. Gouander gen. von Goethe († 1729). Auf etwa $\frac{1}{3}$ verkleinert.



Die Kunstkammer im Kgl. Schloß zu Berlin zur Zeit des Königs Friedrich I.

Nach einem Kupferstich von Samuel Giesendorf (1660–1706) in L. Beger »Thesaurus Brandenburgicus selectus« 1. Bd. Cölln a. d. Spree 1696 bei Ulrich Lieperti, auf $\frac{2}{3}$ verkleinert.

In Italien hatte Prinz Eugen dank auch der Tüchtigkeit der preußischen Truppen zwar manchen schönen Erfolg anzeweisen, in den Niederlanden aber hatte der Herzog von Marlborough nur mit Mühe seine Stellung behauptet, und in Deutschland waren die französischen und bayerischen Truppen sogar bis nach Oesterreich selbst vorgedrungen und schienen im Begriff, dem Fürsten Rákoczi von Siebenbürgen die Hand zu reichen. Für Oesterreich ein Augenblick der schlimmsten Not.

Endlich machte die Vereinigung Eugens und Marlboroughs eine Entscheidungsschlacht möglich, und bei Höchstädt am 13. August 1704 wurden die Franzosen vollständig geschlagen, ganz Süddeutschland von ihnen befreit. Wie gewöhnlich hatten die Feldherren auch hier die Tapferkeit der preußischen Truppen, die erheblich zur Entscheidung beigetragen hatten, rühmend hervorzuheben. An ihrer Spitze stand Fürst Leopold von Anhalt, der die straffste Disziplin, den echt



Medaille v. J. 1704 auf den Bau des Kgl. Schlosses zu Berlin.
An Größe des Originale. Silber. Im Kgl. Münzabinett zu Berlin.
Neverd.

oldatischen Geist den Truppen eingeslöst, der damals schon durch Einführung des eisernen Ladestocks ein Schnellfeuer ermöglicht und sein eigenes Feldherrn-Calent, wie die Tüchtigkeit seiner Truppen, am Niederrhein bewährt hatte. So ringend brauchte man die preussischen Truppen, daß, als deren anderweitige Verwendung ins Auge gesetzt werden mußte, beide Feldherren, Prinz Eugen wie Marlborough, mehrere Male nach Berlin kamen, um neue Truppen zu erbitten.

Denn allerdings waren die Verwickelungen im Osten, zumal als Karl XII. die Wahl Stanislaus Leszinskys zum König von Polen durchgesetzt hatte, so arg geworden, daß Preußen sowohl von August dem Starken, wie vom Zaren Peter und endlich selbst von Schweden um Hilfe angegangen wurde und ihm nicht eringe Vorteile, vornehmlich die Verbindung der Mark mit dem königlichen Preußen, geboten wurden. Doch über Verhandlungen kam man nicht hinaus, höchst dann nicht, als schon der Kaiser — nach Leopolds Tode (5. Mai 1705) Josef I., — erschreckt durch Karls XII. Marsch nach Polen, sich Schweden äherte, Karl aber mit dem Siege bei Fraustadt den König August zur Thronübergabe im Frieden von Altranstädt zwang und ganz Sachsen in seine Gewalt kam. Nunmer näher fühlte man in Berlin die Gefahr, daß Schweden Preußen eingenommen, von Pommern aus den Krieg eröffnen oder gar mit den Franzosen, die in Franken standen, sich verbinden werde. Aber nun lehnte Karl XII. jede Verbindung mit Preußen ab, und dem wiederholten Besuche Marlboroughs gelang es, den König Friedrich zu überzeugen, daß England ihn schützen werde, falls angegriffen werde. Inzwischen hatten nämlich Marlborough bei Ramillies in den Niederlanden, und Prinz Eugen bei Turin die glänzendsten Siege erfochten, e ihnen auf beiden Kriegstheatern das entschiedene Übergewicht verschafften.

Der Schlachttag von Turin (7. September 1706) war insbesondere für den preussischen Waffenruhm und für den Fürsten Leopold von Anhalt ein änzender. In jener Zeit geschah es auch, daß im Gebiete des Kirchenstaates im erstenmale evangelischer Gottesdienst, und zwar von den preussischen Feldpredigern gehalten wurde. Aber so rühmenswert die Erfolge der preussischen Armee waren, so wenig kamen sie Preußen selbst zu gute, vielmehr mußte man oh sein, daß, wie es scheint durch Marlborough, König Karl von dem Anschluß Frankreich abgehalten wurde und sich dem Kaiser, wie auch Preußen gegenüber zu einem Vertrage herbeiließ, der doch wieder seine beherrschende Stellung offensichtlich bezeichnete (August 1707).

Za obwohl Friedrichs Truppen auch in der gewaltigen Schlacht des höchsten Jahres in den Niederlanden bei Oudenarde mitgewirkt hatten, steigerten sie Siege nur das Kaiserliche Selbstgefühl, und in den kleinen deutschen Treitigkeiten, in der Verpflegung des Heeres, in immer anderen Wendungen und Forderungen fanden die Kaiserlichen stets neuen Auslaß, dies Selbstgefühl rade das junge Königreich empfinden zu lassen. Trotzdem Preußen weit mehr leistet, als seine Reichspflicht oder seine Verträge bestimmten, und trotzdem die verbündeten Mächte die gegen Friedrich eingegangenen Verpflichtungen keineswegs uehielten, verlangte man immer neue Leistungen und that, als ob Preußen für das ganze Reich die größte Gefahr sei. Ebenso zeigten die Generalstaaten ihre Neigung recht gesäusstlich, als aus der oranischen Erbschaft nicht nur Mörs und Lingen durch kaiserliche Entscheidung an Friedrich gekommen, und im Oberamtier Geldern die preussischen Truppen, die es genommen, stehen blieben,

1708 sondern als nun auch das Tribunal von Neuchatel dem Uebergang des Fürstentums an Preußen, das König Wilhelm schon 1694 dem Könige abgetreten hatte, die rechtliche Anerkennung gab.

Mit den Siegen des nächsten Jahres schien der Friede doch endlich kommen zu müssen. Karl XII. wurde bei Pultawa vom Zaren aufs Haupt geschlagen, 1709 und bei Malplaquet vernichteten die Verbündeten — vornehmlich mit den preußischen Truppen, unter denen sich der Kronprinz persönlich befand — die letzte Armee Ludwigs XIV. Aber im Osten trat nun der Zar an die Stelle Schwedens, eroberte Livland, Esthland, drang bis an die neuwärtische Grenze vor. Und alle Anerbietungen Preußens blieben auch bei ihm, wie früher bei Karl XII. wirkungslos, da die preußische Armee weit weg im Süden und Westen kämpfte. Sehr ernstlich fasste daher Friedrich die Absicht, seine Truppen zum Schutz der eigenen Länder zurückzurufen, doch zulegt begnügte er sich mit der von den Seemächten erklärtten Neutralität der schwedischen Reichsländer, und Prinz Eugen bestürmte den König wieder persönlich, die Truppen bei dem großen Heere zu lassen, da jetzt gegen Ludwig der letzte Stoß zu führen sei. Aber ein Sieg der Spanier und vornehmlich der Sturz des whigistischen Ministeriums in England besserten Frankreichs Aussichten erheblich, und auf der anderen Seite hatte Karl XII. jene Neutralität verworfen, sich mit den Türken verbündet und rückte nach Polen wieder vor, während in Vorpommern schon ein schwedisches Heer stand. Die Entscheidung zwischen ihm und dem Zaren musste jetzt erfolgen.

Mitten in diese Krise hinein viel nun eine andere. Immer ärger hatten Wartenberg und Wittgenstein das Land ausgejogen und dem Könige jede Kenntnis von dessen Zustand zu verbergen gewusst. Nun sollte das Land eintreten für den Notstand, welchen Mizwachs und Pest in den Provinzen Preußen und Pommern, welchen in der Stadt Cörsen eine furchtbare Feuersnot hervorgerufen hatte. Da zeigte sich, daß die hiefür bestimmten Gelder anderweitig verwendet, und die Kassen leer waren. Rücksichtslos wies der Graf Wittgenstein überdies die berechtigten und vom Könige bewilligten Ansprüche ab und rief damit allgemeine Entrüstung hervor. Jetzt trat der Kronprinz hervor; mit allem Respekt gegen den Vater und Souverän veranlaßte er den König zum Eintrittreiten. Es zeigte sich die furchtbarste Unordnung und Unehrlichkeit in der Verwaltung, in allen Kassen und Akten, es fanden sich Unterschleife der schlimmsten Art, die empörendsten Ungerechtigkeiten gegen die Unterthanen. Graf Wittgenstein wurde nach kurzer Haft entlassen, Graf Wartenberg erhielt mit seiner Gemahlin die Weisung, sich aus Preußen zu entfernen, in Frankfurt a. M. zu leben. Es war für den König ein herber Schmerz, aber schwerer war noch, in die völlig zerrüttete Verwaltung wieder einige Ordnung zu bringen, und die Kommissionen, die in den einzelnen Provinzen zur Herstellung der Ordnung eingefestigt wurden, waren mehr als vollständig beschäftigt. Die Hof- und Kammerverwaltung wurde wieder getrennt, das Generalkommissariat unter Friedrich Wilhelm von Grumbkow in eine kollegiale Behörde umgewandelt, eine einheitliche Kammerverwaltung begründet, die Reform des Kammergerichts in die Hand genommen und überhaupt der Uebergang zu einer anderen Richtung, zu einer „zulänglicheren, innerlichen Verfassung“, eingeleitet.

Aber die äußere Lage wieder zu einer günstigen zu gestalten, gelang um so weniger, als sich der Zar von den Türken den Frieden zu erkauft wußte. Unter seiner schirmenden Hand hofften nun die Könige von Dänemark und Polen ihren



König Friedrich I. auf dem Totenbett und Eidesleistung für den neuen König am 25. Februar 1713.

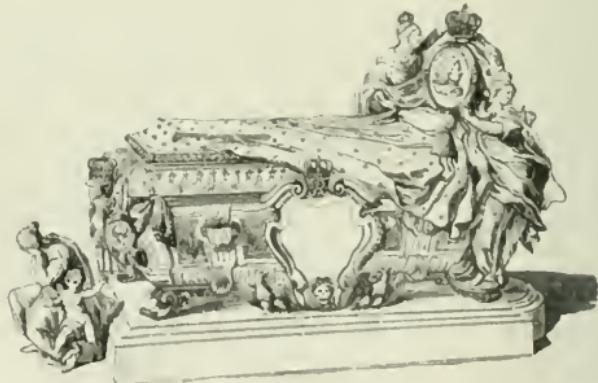
Nadierung von Peter Schenk (1645–1715), auf etwa die Hälfte verkleinert.

ersprünglichen Plan zu verwirklichen und gingen daran, die deutschen Provinzen Schwedens zu nehmen. Preußen, von Truppen entblößt, mußte wie mit verkrankten Armen zusehen, wie Russen, Polen, Sachsen durch das Land zogen, i gewohnter Weise hier hausten, wie ihnen und den Dänen Pommern zum Lohn illen sollte. Man dachte Hilfe vom Kaiser zu erhalten. Denn eben erst hatte man sich dem Hause Österreich wieder durch die mit lebhaftester Bereitwilligkeit urchgesetzte Kaiserwahl Karls VI. auß äußerste verbunden. Die schönsten Dankes-¹⁷¹¹ Orte erntete Friedrich vom neuen Kaiser, aber Hilfe gewiß nicht. „Man möge ie Sache“ — hieß es, als die nordischen Verbündeten schon Stralsund und Bismar belagerten — „erst ausreifen lassen“. Denn das ganze Interesse des Kaisers war jetzt auf Utrecht gerichtet, wo nach unendlich langen Hin- und Herhandlungen zwischen den einzelnen Staaten, an denen auch Friedrich teil genommen hatte, ein Friedenskongreß zusammengetreten war. Und trotz aller Lustungen in England war doch, als Marlborough gestürzt, außer allem Zweifel, 1712 in England auf Grund einer Teilung mit Frankreich Frieden schließen werde. Prinz Eugen versuchte noch einmal durch persönliche Besprechungen in London, inn mit militärischen Erfolgen eine Aenderung zu erzielen, aber nachdem die Engländer einen Waffenstillstand geschlossen hatten, waren auch die Kaiserlichen,

wiewohl sie von der Fortsetzung des Krieges sprachen, zum Abschluß bereit, und die Staaten hatten natürlich das größte Interesse an ihm. Für Preußen handelte es sich wesentlich darum, von der orangischen Erbschaft zu retten, was möglich sei, und die Verhandlungen und vorläufigen Abschlüsse zeigten immer deutlicher, in welchem Verhältnis die Zugeständnisse zu den Leistungen Preußens oder zu den Verträgen stehen würden.

Währenddessen hatten aber die Dinge im Nordosten eine noch viel ernstere Gestalt angenommen. Die preußischen Länder waren aufs höchste gefährdet, und selbst den Durchmarsch russisch-polnischer Truppen durch die Mark, ja an der Hauptstadt Berlin vorüber, mußte man dulden. Waren doch, wie der Kronprinz voller Bitterkeit schrieb, „keine Regimenter im Lande, kein Pulver als 1200 Zentner und kein Geld!“ „Mit der Feder wollen sie dem Königreiche Land und Leute schaffen, und ich sage mit dem Degen oder er kriegt nichts.“ Ein schwedischer General Steenbock war auf Rügen gelandet, hatte Stralsund entsezt, bei Gadebusch die Dänen geschlagen (Dezember 1712). Alle Versuche Friedrichs, einen Frieden herzustellen, scheiterten, aus Wunder kamen von Karl XII. Nachrichten, die seinen entschiedenen Willen zeigten, dem Kriege, der schon bis zur Wesermündung sich ausdehnte, neuen Aufschwung zu geben, größere Gefahren für Preußen herauszubeschwören.

Es waren trübe Tage für König Friedrich. Denn auch im engsten Kreise seiner Familie lastete schwere Sorge auf ihm, da seine dritte Gemahlin Sophie Luise, eine geborene Herzogin von Mecklenburg in geistige Umnachtung verfiel, und ihn selbst quälte schon die Krankheit, die zum Tode führen sollte. Aber in rührender Weise umgab die Liebe des Volkes den König, dessen gütiges Herz doch alle kannten, und wie anders geartet der Kronprinz als der König auch war — lag nicht, als nun am 25. Februar 1713 der Tod Friedrichs erfolgte, gerade in dieser anderen Art des Kronprinzen die Gewähr dafür, daß das Königreich neue Wurzeln schlagen, der Staat neues Leben erhalten werde?



Sarkophag des Königs Friedrich I. im Dom zu Berlin.

Getuschte Zeichnung 1713 entstanden, jetzt im Hohenzollernmuseum zu Berlin aufbewahrt) nach A. Schäfers (1664—1714) Modell, das durch Johann Falobi († 1726) in Guß ausgeführt wurde. Auf $\frac{1}{2}$ verkleinert. Die obere der das Medaillon mit dem Bildnis des Königs haltenden weiblichen Figuren stellt die Königin Sophie Charlotte vor.

Drittes
B u ch.

Der Staat
des Großen
Königs.

1713–1807.

Das umstehend abgebildete Titelblatt bildet die Umrahmung zu dem Kupferstich:

„Die Schlacht bei Carpi, 10. Juli 1701“,

nach einer Zeichnung von Paul Decker d. J. (1739–1742 Direktor der Materialakademie zu Nürnberg, Geburts- und Todesjahr unbekannt) gestochen von Karl Rembschmidt (arbeitete in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts), verlegt von Jeremias Wolff in Augsburg. Auf $\frac{1}{2}$ verkleinert.



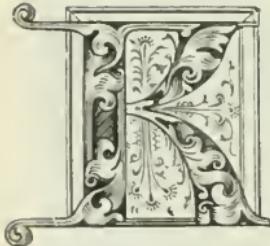
Titelcartusche der Karte „Borsussia“ in J. B. Homanns (1663—1724) Atlas, etwas verkleinert.

Der Staat des Großen Königs. 1713—1807.

1

Die Begründung durch König Friedrich Wilhelm I. 1713—1740.

Auswärtige Politik.



Von einem Einzelblatt des
Münchner Kupferstichkabinets.

ein Monarch Preußens, kein Herrscher der Welt vielleicht ist schlimmer verkannt, ist ärger verkehrt worden, als König Friedrich Wilhelm I. Indem man nur die scharfen Kanten und die Härten seines Regiments in Betracht zog, und indem man diese Härten fast lediglich nach den Berichten und Aufzeichnungen von Persönlichkeiten, die dem Könige und seinem Staate mißgünstig waren, beurteilte, vergaß man, daß der Strudel, der während seiner Regierung alles im Staate vom höchsten bis zum niederen Beamten, vom vornehmsten Mitgliede der Herrscherfamilie bis zum gemeinsten Bürger, ergriff, dem Staate zum Heile war, ihn nach oben riß. Man vergaß aber auch, daß die Verderbnis damals eine so tief gehende, eine fast alle Stände und Institute des Staates umfassende war, daß eine andere als eine gewaltsame Hand überhaupt eine Rendition gar nicht hervorbringen konnte. Der Schlendrian und die Durchstechereien in der Verwaltung, gesinnungslose Schmeichelei und betrügerische Betternwirtschaft in der Gesellschaft waren so mannigfach im Schwunge, daß selbst die Empfindung für ihre Nachlässigkeit vielfach geschwunden war, und nur mit eisernem

Besen der Unrat weggeföhrt werden konnte. Allerdings nicht durchweg war es so. Es gab sowohl in der Verwaltung wie im Militär, am Hofe wie in der Bürgerschaft eine Anzahl vortrefflicher Kräfte. Aber es fehlte ihnen die einheit-



Kronprinz Friedrich Wilhelm im 12. Lebensjahr.

Nach dem Gemälde von Arnold Vooren (1669–1729) gestochen von Pieter van Gunst (1667–1724), auf 1/6 verkleinert.

iche, zielbewußte und energische Leitung, die ihnen zum Siege über das Böse verhalf. Um wenigsten wird man sagen können, daß es etwa in Preußen schlimmer als anderswo gewesen wäre. Aber in Frankreich und England, in Holland wie

im Reich wucherte die Fäulnis und Verderbnis behaglich weiter und weiter, in Preußen indessen deckte Friedrich Wilhelm sie rücksichtslos auf, stellte sie schonungslos an den Pranger. Und er beseitigte sie,rottete sie gründlichst aus. Entrüstung und Spott hat sich der König freilich dadurch in hohem Maße zugezogen — denn irgendwie mußte man sich rächen für die Zerstörung der süßen Gewohnheiten. Allein durch ihn erhielt der Staat ein ganz neues Wesen, „das scharfe und harte Gepräge, das ihm eigentümlich geblieben ist“. Friedrich Wilhelms Reformen auf dem ganzen Gebiet der Verwaltung, dem Heer- und Finanzwesen, dem Justiz- und Schulwesen, sind die Grundlagen, auf denen wir noch heute stehen, sie sind aber auch vornehmlich der Grund, auf dem sich die gewaltige Schöpfung seines Sohnes, auf dem sich der Fridericianische Staat aufbauen konnte. In demselben Maß, als der Genius des Großen Königs das Talent seines Vaters überragt, und in demselben Maß, als die harte Behandlung des Sohnes durch den Vater das Urteil des Sohnes über den Vater trüben zu müssen scheint, gewinnt Friedrichs Urteil über Friedrich Wilhelm I. an Bedeutung. Nichts ist ergrifender, aber auch nichts historisch berechtigter, als wenn Friedrich die volle Bedeutung seines Vaters für den Staat, für das eigene Wirken immer wieder anerkennt. „Wie aller Schatten der Eiche von der Kraft der Eichel herrührt“, so schreibt König Friedrich, „so röhrt all mein späteres Glück von dem arbeitsamen Leben und weisen Maßregeln Friedrich Wilhelms her“, und ganz in demselben Sinne erklärt er gleich bei Antritt seiner Regierung, der Grund und die Mauern sollen ganz dieselben bleiben, nur in der Dekoration wolle er ändern. Vermochte der Nachfolger, der unter der Härte des Vaters wohl das meiste gelitten, die grundlegende Bedeutung des Königs für den Staat so voll anzuerkennen, so sollte auch die Geschichte nicht mehr, wie es immer noch geschieht, das System Friedrich Wilhelms nur nach den Härten, mit denen es oft rücksichtslos durchgesetzt wurde, beurteilen, sondern nach seinem Inhalt, seinem inneren Werte, seinen Absichten, seinen Zielen und Erfolgen. Der Schwerpunkt dieses Systems liegt aber wesentlich oder allein in dem inneren Ausbau des Staates, während die auswärtige Politik in jenen Zeiten, da eine allgemeine Er schöpfung einer unersättlichen Begierde nach Vergrößerung, höherer Macht, größerem Ansehen gegenüber stand, nur wenige Momente von erheblicher Wichtigkeit bietet. Denn die natürliche Folge dieses Mißverhältnisses zwischen den fast abenteuerlichen Plänen der einzelnen Staaten und ihren Machtverhältnissen drückte jener Zeit den Stempel kurzlebiger und frivoler Verträge auf, führte die Diplomatie zu jenen Schleich- und Nebenwegen, die ihr einen gehässigen Anstrich gaben, und denen die ehrliche und gerade Natur König Friedrich Wilhelms nicht zu folgen vermochte, auch zu folgen nicht einmal willens war. Doch auch die Offenheit, die Friedrich Wilhelm in der auswärtigen Politik verfolgte, sollte ein Erbteil für seinen Staat werden, das ihn oft genug vor anderen Staaten anszeichnete. Fremden Gesandten fühlte er sich nicht recht gewachsen und empfing sie daher nur ungerne, es kam vor, daß er vor ihnen entrann in die Einsamkeit des Waldes, und sie mußten wohl froh sein, wenn sie ihn Sonntags nach dem Gottesdienst an der Thüre ertappten.

Nun darf man zwar die auswärtige und die innere Politik eines Staates nicht für zwei neben einander parallel laufende Linien halten, die einander nicht schneiden, sondern immer wird die Kraft der auswärtigen Politik von den, durch



Zobehed

König Friedrich Wilhelm I.

Nach dem Gemälde von Friedrich Wilhelm Weidemann (1668–1750) im Kgl. Schloß zu Berlin.
Das Namensstümme nach einem Exemplar im Kgl. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin

die innere Politik geschaffenen Mitteln abhängen, und immer wird die Zusammenfassung der inneren Kraft von den Erfolgen der auswärtigen Politik mit bedingt sein; aber man wird beide, die äußere wie die innere Politik, wie zwei Wurzeln desselben Baumes, des Staates, ansehen und deshalb sie auch nacheinander betrachten dürfen.

„Er wird sich in hohem Maß furchtbar machen und seine Nachbaren werden seine Freundschaft suchen müssen oder seinen Haß fürchten, seine Staaten aber werden sich unter ihm wohl fühlen“, so äußerte sich der kluge sächsische Gesandte



Eidesleistung der Truppen vor König Friedrich Wilhelm I. 1713.

Radierung von Peter Schenk (1645–1715), auf $\frac{2}{3}$ verkleinert.

Rechts und links neben Friedrich Wilhelm I. stehen die Markgrafen Albert und Christian Ludwig

von Manteuffel schon in den ersten Wochen der neuen Regierung, und der holländische Gesandte meint, von diesem Monarchen sei das Schlimmste zu fürchten, denn ausdrücklich habe er gesagt, seine ganze Liebe gehöre den Soldaten. Wie sehr täuschte man sich! „Friedrich Wilhelm war mehr noch Regent als Soldat.“ Gerade die Liebe zu den Soldaten wurde, weil man die preußische Heeresmacht fürchtete, ein Mittel, den Krieg vom Lande fern zu halten, und eben dahin ging des Königs Bestreben; ja man mag wohl meinen, daß er die Entscheidung durch die Waffen allzu ängstlich vermied. Er ist „der sorgsamste Hüter des Friedens“ gewesen.

Die auswärtige Politik Friedrich Wilhelms zerfällt in zwei Abschnitte, in deren erstem die Ordnung der nordischen Verhältnisse, in deren zweitem die jülich-bergische Erbsolge den springenden Punkt bilden.

Zuvörderst mußte man auf dem Friedenskongreß in Utrecht auf jeden Fall zu einem Abschluß kommen, der freie Hand gab gegen die nordischen Gefahren. Denn eben jetzt erklärte die Pforte dem Zaren den Krieg, und war die Rückkehr Karls XII. und damit eine neue Gestaltung der nordischen Dinge vorauszusehen. Oder wenn diese Rückkehr nicht erfolgte, so wurde die nordische Frage von den Dänen, den Polen und den Russen, die in Tönning die Schweden eingeschlossen hielten, gewiß ohne Rücksicht auf Preußen gelöst. Mit allen Mitteln der Intrigue und des Hinterhaltes suchten Holland und der Kaiser, dieser in vollstem Widerspruch mit dem Vertrage von 1700, den Übergang oranischer Erbschaftsstücke an Preußen zu verhindern, aber schließlich mußten sie, nachdem Friedrich Wilhelm den englischen Gesandten durch 50000 Thaler gewonnen, das sogenannte Oberquartier von Geldern, ein kleines, unmittelbar an Cleve und Mörs sich anschließendes Ländchen, an Preußen zugestehen. Alles lebte in froher Hoffnung, endlich im Westen die Ruhe hergestellt zu sehen. England, Frankreich, Holland, Preußen, auch Savoyen und Portugal unterzeichneten am 11. April 1713 zu ¹⁷¹³ Utrecht den Frieden, aber der Kaiser weigerte sich, ihm zuzustimmen, da er von der spanischen Erbschaft Norditalien abtreten sollte, obgleich er damals infolge des russisch-türkischen Krieges im Osten keine Verwickelungen zu befürchten hatte. Wie auch hätte man sich auf der Habsburg darum grämen sollen, daß eben in Zusammenhang damit die nordische Frage für Deutschland neue Gefahren heraußführte, daß vor allen Dingen Preußen seine Machtmittel bereit halten mußte, hier deutsches Recht so gut wie das eigene Dasein zu verteidigen! Mit Leidenschaft vielmehr und durch Winkelzüge aller Art wurde im Reich die Fortsetzung des Krieges betrieben, und ohne Rücksicht auf die Reichsverfassung glaubte man, über die Truppen der deutschen Fürsten, insbesondere die preußischen, verfügen zu können. Überall pries der Kaiser die gewaltige Rüstung, in welcher er Frankreich entgegentreten werde. Aber von den vier Millionen, die er hierfür verlangt hatte, waren im Juni noch nicht 5000 Gulden eingegangen, die verfügbare Truppenzahl war unverhältnismäßig gering, und namentlich hatte Friedrich Wilhelm die Unmöglichkeit, mehr als sein Reichskontingent zu stellen, hinlänglich betont.

Denn allerdings war es ihm anders nicht möglich. Hatten die nordischen Bundesgenossen die Abwesenheit Karls benutzt, um in Pommern einzufallen, durch die Mark zu marschieren, und die Schweden in Stettin und Tönning zu belagern, selbst die Umschließung Hamburgs zu beginnen, so hatten sie dies nur thun können, in der Gewißheit, daß Preußen nichts dagegen unternehmen werde. Die Abwesenheit Karls aber hatte zugleich die abenteuerlich gesonnenen Räte des Herzogs von Holstein-Gottorp, Görz und Bassewitz, die Absicht fassen lassen, im Namen ihres Herrn in weitausgreifende Verhandlungen mit allen beteiligten Mächten zu treten. Sie wollten einen Frieden herstellen, der den Herzog zum König von Schweden machen und Holstein, das Dänemark für sich in Anspruch nahm, mit Schweden vereinigen sollte. Aber alle diese Pläne, alle Pläne der Russen auf die Küsten der Ostsee, der Sachsen auf Pommern, der Dänen auf Schleswig-Holstein, Hamburg und die Elbmündung mußten eine andere Gestalt erhalten, wenn Preußen eingriff. Und konnte man von diesem jungen König,

nachdem er durch den Frieden von Utrecht freie Verfügung über seine Truppen erhalten hatte, ebenfalls ein geruhiges Stilljagen erwarten, konnte man glauben, er werde den Dorn, den der westfälische Friede seinem Staate eingedrückt, steken, Pommern in die Hand schlimmerer Feinde, als die der Schweden übergehen lassen? Müßte nicht Schweden alles auswenden, um die kampfgeübten Preußen für ihre verlorene Sache zu gewinnen? Und war nicht die Stellung der Verbündeten, sobald nur ein neues schwedisches Heer in Pommern erschien, eine sehr bedenkliche? Von der Entscheidung Preußens hing mithin alles ab, und von allen Seiten schürten und trieben in Berlin daher die Staatsmänner, die Görz und Bassewitz, Graf Flemming und Fürst Menschikoff. Aber ein Jahr lang müßte er Zeit haben, war Friedrich Wilhelms Meinung, seine Armee und Finanzen in stand zu setzen, bevor er etwas unternehmen könne. Und so suchte er alle bindenden Verträge „als ein junger Ansänger, der noch nicht im stande, die geringste Sache mit Macht durchzusehen“, zu vermeiden. Erst als am 1713 29. September 1713 die Schweden in Stettin kapitulieren mußten, trat er ein und nun zugleich in einer entscheidenden Weise. Bis zum Frieden mußte ihm der Zar im Schwedter Vertrage vom 6. Oktober gegen Erstattung der Eroberungskosten Stettin und das ganze Land bis zur Peene zur „Possession und Sequestration“ übergeben, daßselbe für Stralsund und Wismar, sobald sie von den Schweden bereit seien, versprechen. Die Verbündeten verpflichteten sich weiter, demnächst Pommern völlig zu verlassen, und Preußen übernahm es, einen Durchbruch der Schweden durch Pommern zu verhindern. Mit diesem Vertrage hatte Preußen endlich nicht nur einen Fuß in Stettin, sondern es war zugleich der Grund gelegt, die deutschen Länder den unberechenbaren Wandlungen des Krieges allmählich zu entziehen. Ebenso bewirkte ein bei Lenzen schnell zusammengezogenes Lager preußischer Truppen, daß Dänemark auf den Raub Holsteins verzichtete, aber nach der endlich erfolgten Einnahme Tönningens rüstete es sich, in Schweden selbst einzufallen, und fand dabei den vollen Beifall des Zaren, der doch seinerseits jetzt zusagte, im künftigen Frieden Stettin und die pommerschen Inseln für Preußen zu fordern.

Gewiß war die zunehmende Ausdehnung des russischen Macht-Bereiches nicht nach den Wünschen Preußens, aber Frankreich, das den König für Schweden zu gewinnen suchte, konnte nur leere Versprechungen machen, und der Kaiser, — den Friedrich Wilhelm „zum Freund zu bekommen alle raisons rühren ließ“, zeigte die ungünstigste Haltung — „wenn der Kaiser, will ich gern, aber der Kaiser will nicht“ — ja, wenn er nach den größten Misserfolgen nun mit Frankreich zu Rastatt Frieden schloß, so geschah dies auf Grund des Nymwegener Friedens, d. h. er gestand aufs neue Pommern an Schweden zu.

Und an dieser Fremdherrschaft schien nicht zu rütteln. Denn in der That brach Karl XII. jetzt von Demotica plötzlich an, sein glänzender Name allein führte den schwedischen Verbündeten Truppen in Massen herbei. Frankreich, der Kaiser, 1714 selbst England, auf dessen Thron seit dem August 1714 Kurfürst Georg von Hannover saß, unterstützten Karls Unternehmen öffentlich oder heimlich. Friedrich Wilhelm war auf alles gerüstet, in drei Wochen konnte er mit 30 000 Mann an der Grenze sein. Aber er wollte nicht der Angreifer sein. Daher erklärte er sich gegen Erstattung der gezahlten 400 000 Thaler zur Räumung Stettins bereit und übernahm die Sicherung des schwedischen Pommerns wider sächsisch-

polnische Angriffe gegen das Zugeständnis, von dort aus nicht nach Sachsen oder Polen durchbrechen zu wollen. Auch eine Anleihe von 800 000 Thalern bot er dem Könige gegen Ueberlassung des Landes bis zur Peene. In beleidigender Form aber lehnte Karl alles ab, ja der Landgraf von Hessen kam nach Berlin und forderte die Uebergabe Stettins an hessische Truppen. Darauf ging Friedrich Wilhelm natürlich nicht ein. Er verharrte bei der im Schwedter Vertrage genommenen Stellung, in welcher er sich auf Polen und Ruhland stützte, nahm sogar, trotzdem Karl XII. das nur mit 20 Mann Preußen besetzte Wolgast



Die Einnahme von Rügen durch Friedrich Wilhelm I. 1715.

Kadierung von Jan Luyken (arbeitete zu Anfang des 18. Jahrh.), auf etwa $\frac{1}{4}$ verkleinert.

in Besitz nehmen ließ, die von Frankreich gebotene Vermittlung an. Denn „mit gütlicher Handlung“ die Sache beizulegen, „wäre mir lieb“, schrieb der König. Für sich wolle er nichts gewinnen, denn er habe durch Gottes Gnade genug. Die 1715 hannöverschen Vorschläge auf Teilung der schwedischen Länder in Deutschland wies er daher zurück, rüstete sich dagegen mit der größten Entschiedenheit zum Kampfe. Denn alle Verhandlungen führten zu keinem Ergebnis, ja während derselben vollzog Karl den zweiten Gewaltstreich gegen Preußen, ließ auch (22. April 1715) die Insel Usedom besetzen. Sofort befahl der König die Ausweisung des schwedischen Gesandten, den Abschluß der lange verhandelten Verträge mit Hannover und Dänemark und reiste am 28. April zur Armee nach Stettin ab. Der Beginn des Feldzuges wurde durch die mangelnde Rüstung

der Dänen freilich bis in den Juli verzögert, aber dann konnte man Stralsund einschließen. In glänzenden Gefechten (31. Juli bis 22. August) nahm General von Arnim Wolgast, die Peenemünder Schanze, die ganze Insel Usedom, und im September endlich konnte die dänische Flotte in den Bodden einlaufen. Damit, sowie mit der nächtlichen Ueberrumpelung des Frankenthores durch den preußischen Generaladjutanten Köppen war endlich die Landung auf Rügen, die Vorbereitung der Einnahme Stralsunds, möglich gemacht. Unter den schwierigsten Kämpfen, auch mit Wind und Wetter, ward sie durch den Fürsten von Anhalt am 15. November erzwungen. 4000 Schweden waren dabei umgekommen, aber König Karl, so unglaublich er, der selbst kommandiert, diese That gehalten, war um keinen Preis zu bewegen, Stralsund freiwillig zu räumen. Mit allen Mitteln mußte die Belagerung ins Werk gesetzt werden, endlich sah Friedrich Wilhelm seine Bemühungen mit Erfolg getönt. Am 24. Dezember kapitulierte die Festung und ging, wie Rügen und das Land bis zur Peene, nach dem preußisch-dänischen Vertrage in den Besitz Dänemarks über. Denn nur unter dieser Bedingung hatte sich Dänemark zur Abtretung Bremens und Verdens an Hannover bereit finden lassen, und davon hatte wieder Hannover seinen Beitritt abhängig gemacht. Indessen diese glänzenden Wassenthalten des Königs, die dem militärischen Genie Karls XII. und seiner Thatkraft gegenüber ganz erstaunliche Leistungen waren, riefen nur weitere Forderungen Dänemarks, Englands und Sachsen-Polens an Preußen hervor, sie waren vielen Reichsfürsten und namentlich dem Kaiser höchst verdächtlich, „machten Betrübnis und Jalonsie“. In Paris bemühte man sich — nach Ludwigs XIV. Tode (September) freilich vergeblich — die Franzosen zu einem Einfall in Cleve zu bestimmen, und der Kaiser setzte alle Hebel seines kaiserlichen Amtes an, um gegen Preußen, das eigenmächtig gegen einen Reichsstand Krieg führe, also Landfriedensbrecher sei, „Erfurt zu zeigen“. Er meinte, die preußischen Truppen für einen Türkenkrieg in Anspruch nehmen zu können, während Friedrich Wilhelm keinen Bogen, keinen Mann entbehren konnte.

Denn inzwischen war der Zar, der bisher dem Kampfe zugeschaut, in Riga erschienen, hatte König August in Danzig tief gedemütigt und war in vollem Marsch auf Mecklenburg. Er schien nur gewartet zu haben, bis die Gegner hinreichend ermattet wären, um über ihnen als Herr zu entscheiden. Allerdings trat er damit auch dem hannöverschen Interesse König Georgs entgegen, weil dieser die mecklenburgischen und vorpommerschen Lande für sich gewinnen wollte. Daher geschah es, daß sich die nordische Frage zu einem Kampfe zwischen Russland und England zusetzte, in welchem die Stellung Preußens durch das Bündnis Englands mit dem Kaiser und die allmähliche Hinneigung Russlands zu Schweden eine immer schwierigere wurde. Wie vieler Zummungen, wie vieler ungehöriger Forderungen hatte sich der König zu erwehren! Er mußte ein gutes Verhältnis mit dem Zaren aufrecht erhalten, ohne sich doch von ihm schrecken zu lassen. Mehrfach ließ er sich aufrfordern, den Zaren zu besuchen, endlich sprach er ihn in Stettin, eine weitere Zusammenkunft aber lehnte er wieder ab. Den Übergang Wismars an des Zaren Schwiegersohn, den Herzog von Mecklenburg, gab er zu, aber er bestand darauf, daß vorher die Festungswerke geschleift würden und verweigerte die Ueberlassung preußischer Truppen für den Feldzug in Schonen. Auch der von Frankreich mit der Zusicherung, das Reich nicht anzugreifen, angebotenen

Gewähr für Stettin und das Land bis zur Peene mußte Peter in einer neuen Zusammenkunft zu Havelberg seine Zustimmung geben. Viel schwieriger war, daß Verhältnis zu England aufrecht zu erhalten, da die welfischen Pläne des Königs Georg I. den Beifall des Kaisers hatten, und sogar ein dem Bündnis beider Staaten entgegengesetzter Vertrag Englands mit Frankreich in Wien deshalb gutgeheißen wurde, weil er das beste Mittel sei, Preußen niederzuhalten. Der Kaiser brauchte die englische Flotte gegen die Spanier, und wenn er dafür die hannöverschen Absichten gegen Preußen unterstützen mußte, so war ihm dies um so willkommener. Ja selbst seinen Anspruch auf die spanische Krone gab er auf und trat dem Bunde Englands und Frankreichs bei (April 1718).

Brüst und rücksichtslos ging König Georg daher gegen Preußen vor. Gegen die Rückgabe Verdens an Schweden hoffte er für Hannover Vorpommern zu gewinnen, und zur Erwerbung Mecklenburgs bot ihm der Kaiser bereitwillig die Hand, indem er ihm die Exekution gegen den Herzog, der im Kampf mit seinen

Ständen die ärgsten Rücksichtslosigkeiten übte, übertrug. In Rostock waltete eine Kaiserliche Kommission, besetzt aber war das Land von den Hannoveranern. Doch auch unmittelbar schritt der Kaiser wider König Friedrich Wilhelm ein, als dessen Stände in der Altmark und im Magdeburgischen dem Könige sich widersetzen. Er gab kurzerhand landesherrliche Verordnungen auf und entband die Stände von ihrem Gehorsam gegen den König. Hatte er doch die Zustimmung Hannover-Englands und Sachsen-Polens, dessen Kurprinz eben damals zum Katholizismus übertrat, die Hand einer Erzherzogin zu erlangen suchte — wie sollte er nicht der



Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.

Nach dem Original von Thomas Huber (1700—1779) im Stadtschloß zu Potsdam.

Habsucht und dem Neide gegen Preußen, der täglich größer, täglich sichtbarer wurde, die Bügel schließen lassen! Und schon sammelten sich die kaiserlichen Truppen in Schlesien.

Georg I. und der Kaiser meinten, dem Könige Gesetze vorschreiben und ihn zugleich als Vollstrecker ihrer Politik benutzen zu dürfen, aber lieber wollte der König alles, den letzten Blutstropfen wagen, als „sich den Fuß auf die Gurgel setzen lassen“. Russland allein bot ihm einen Rückhalt. Doch wie er schon bei den Besuchen des Zaren im November 1716 in Havelberg, im September 1717 in Berlin nur eine Grundlage für den Frieden gesucht hatte, so behauptete er 1718 auch jetzt in der „Punktation“, die er mit Russland am 28. Mai 1718 schloß, das Recht, selbständig den Zeitpunkt eines etwaigen Bruches mit dem Kaiser und England bestimmen zu können. Denn alles lag ihm am Frieden, und trotz aller Kränkungen suchte er, diesen auch in London immer ausz neue zu bewerkstelligen. Er begnügte sich daher selbst jetzt mit dem Pfand-Besitz Stettins. Und um so wichtiger war dies, als eine Annäherung zwischen Schweden und Russland im Werfe war, die England nebst dem von ihm abhängigen Dänemark in den Staub werfen sollte. Im geringsten nicht dachte der König, sich für solche Absichten brauchen zu lassen, und eben deshalb hatte er vom Zaren jene Bedingung gefordert, die ihm freie Hand ließ, und an welcher der Vertrag selbst dann scheiterte. Unabsehbar musste der Kampf werden, wenn dies das Ziel des nordischen Krieges war, und dieser mit dem von Spanien entzündeten in Verbindung gebracht wurde. Denn Spanien blieb auch nach einer von England im Mittelmeer erlittenen Niederlage, und trotzdem der Kaiser mit den Türken den Frieden zu Passarowiz geschlossen hatte, in den Waffen gegen Österreich, plante den Sturz des Regenten von Frankreich, des Herzogs von Orleans, um den eigenen König auf den französischen Thron zu setzen, und war voller Begierde, den stuartischen Prätendenten auf den englischen zu heben. Eben deshalb schlossen England, Österreich und Frankreich jenen Bund, dem die Niederlande, wie man meinte, von selbst beitreten müßten.

Natürlich suchte jede Partei das waffengewaltige Preußen zu gewinnen, doch geschah eben damals ein Ereignis, das den König wohl vorsichtig machen mußte. Auf höchst merkwürdige Art und Weise wurden ihm nämlich durch einen Ungarn von Klement im tiefsten Geheimnis Pläne des Wiener und Dresdner Hofes, an denen aber eine große Zahl preußischer Hof- und Staatsbeamten beteiligt seien, vorgelegt, die auf die Gefangennahme des Königs, den Raub des preußischen Schatzes, „Plünderung Preußens in großartigem Maßstabe“, die volle Aufteilung des Staates hinansließen. Der Prinz Eugen von Savoyen habe, sagte Klement aus, ihn selbst seit Jahren für die Ausführung dieses Planes benutzt, auch bis ins kleinste alle Maßregeln getroffen, sei indessen zu einer Verständigung mit Preußen bereit. Die beispiellose Sicherheit, mit der Klement sich zu jedem Beweis bereit erklärte, mußte in jener Zeit, wo solche Dinge wohl im Bereiche der Möglichkeit lagen, tiefen Eindruck machen. Denn in der That fannnte er selbst ganz geheime diplomatische Vorgänge aus allergenaueste und hatte Briefe über jene Pläne vorzulegen, an deren Echtheit man nicht zweifeln konnte. Entrüstet war der König, und seine verdächtigte Umgebung hatte schwere Tage. Erst nach drei Monaten ergab sich die Haltlosigkeit der Behauptungen Klements. Aber daß Friedrich Wilhelm ihnen überhaupt auf den Grund zu kommen versucht hatte, gab

dem Hass gegen ihn neue Nahrung. In der That faßte man Pläne, die ungefähr das enthielten, was Klement angegeben hatte. Denn nun kam die Wiener Allianz (Januar 1719) zum Abschluß, die unter dem Schein der Verteidigung die Macht des Kaisers, England-Hanovers, Sachsen-Polens, Dänemarks und die mancher Reichsfürsten wider den preußischen Staat vereinte, um diesen zu zer-



Kronprinz Friedrich als Kind und seine Schwester, Prinzessin Wilhelmine.

Nach dem Gemälde von Anton Pesne (1684—1757) im Kgl. Schloß zu Berlin.

nalmen. Daß dieses die Absicht sei, leugnete man natürlich, aber unter sich war man darüber einig, und der Wortlaut des Vertrages läßt einen Zweifel nicht zu. Auch war der König völlig klar darüber, daß man nur einen Vorwand suche, ihn einzugreifen. Mit größter Wachsamkeit hielt er daher sein Auge auf sein Heer gerichtet und war trotz aller Klagen über „die große Armatur Preußens“ bemüht, sich in solche Position zu setzen, denen, die uns Böses thun wollen, zu widerstehen, und allenfalls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben“.

Glücklicherweise lag die Rettung in den Verbündeten selbst. Sie waren durchaus nicht in der Lage, ihrem bösen Willen den entsprechenden kriegerischen Nachdruck zu geben. Die Hauptsache jedoch war, daß die Volksstimme in England sich entschieden gegen den Krieg erklärte, und daß die englischen Minister, empört über die welfische Politik, die ihre hannöverschen Kollegen mit der Macht Englands trieben, den König zwangen, mit Preußen Verständigung zu suchen. Schwere Mühe hatte der alte Ilgen, den König dahin zu bestimmen, die „Betrügereien der falschen Freunde“ zu vergessen, aber wie tief er verletzt war, die Möglichkeit des Friedens wollte er nicht zerstören, selbst zu der verlangten Geldzahlung verstand er sich, wiewohl im höchsten Unmut. Am 20. Februar 1720 wurde in Stockholm der Friede abgeschlossen und Preußen gegen zwei Millionen Thaler der Besitz Stettins und des Landes südlich der Peene zugestanden. Endlich waren die Oder-Mündungen in deutschen Händen, und das war ein Ereignis, das, wie sehr sich der König nach seinem eigenen Ausdruck auch des Friedens schämte, in der Folge für die wirtschaftliche Entwicklung Preußens, ja des Reichs von der allergrößten Bedeutung war. Länger als anderthalb Jahre wähnte es noch, bis auch zwischen Russland und Schweden die Waffen zur Ruhe kamen. Ja, da sich Peter dem Kaiser näherte, glaubte dieser die Gelegenheit, die sich in den Pfälzer Religionsstreitigkeiten bot, benutzen zu können, um Preußen seinen Zorn fühlen zu lassen. Peter aber sah doch, daß allein die Haltung Preußens ihn vor seinen Feinden beschützte, und da er durch einen neuen Angriff Schweden zur Besinnung brachte, so wurde auch zwischen diesen Mächten zu Nystadt am 10. September 1721 der Friede geschlossen, der den Russen nicht nur die Ostseeprovinzen bis zur Düna überließ, sondern ihnen in Europa eine Stellung gab, die für alle Mächte von Bedeutung wurde. Für Preußen natürlich vornehmlich, und so sehr Friedrich Wilhelm sich mächtige Freunde — nicht aber mächtige Nachbarn — gewünscht hatte, jetzt hatte er einen der mächtigsten zum Nachbarn. Und wenn der nordische Krieg Preußen endlich Stettin und die Odermündungen gebracht hatte, so mußte es jetzt mit einer Macht rechnen und im Frieden zu leben suchen, deren ganzes Dasein auf Krieg und Vergrößerung gegründet war, und die über unerschöpfliche Mittel gebot.

Fortan suchte Friedrich Wilhelm mit allen Mächten freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen, wie er sie denn mit England im Charlottenburger Vertrage, mit Russland im furländischen befestigte. König Georg kam im Oktober sogar, um den Besuch Friedrich Wilhelms zu erwiedern, nach Charlottenburg und Berlin, und konnte sich hier an dem Heranwachsen seiner Enkelkinder, deren damals sieben lebten — während die Geburt eines achten, der späteren Prinzessin Amalie, unmittelbar bevorstand — erfreuen. Besonders soll ihn die Gewandtheit, mit welcher der junge Kronprinz Friedrich seine Kadetten ezerzierte, in Erstaunen versetzt haben. — Aber auch mit dem Kaiser schien, trotzdem er fortfuhr, Preußen „auf solche indigne Art“ entgegenzutreten, daß der gesellschaftliche Verkehr aufgehoben wurde, ein besseres Verständnis möglich zu werden. Wiederum erhob sich nämlich eine Erbabsangelscphenheit, und diesmal im Hause Österreich selbst. Karl VI. war ohne männliche Erben, und auch sein verstorbener Bruder Kaiser Joseph hatte solche nicht hinterlassen. Nach den Bestimmungen Kaiser Leopolds hatten nun Josephs Töchter beim Aussterben der männlichen Linie das nächste Erbrecht an die österreichischen Staaten. Dies

Erbrecht hatte aber Karl umgestoßen und in einer von den Ständen seiner Kron- und Erblände gutgeheißenen „Pragmatischen Sanktion“ seiner Tochter Maria Theresia das nächste Erbrecht zugesprochen. Indem aber der Plan, diese Tochter mit dem spanischen Insanten Don Carlos zu vermählen, ihm die Kaiserkrone zuzuwenden, und auf diese Weise die spanische wie die habsburgische Erbsfolge zu Gunsten Österreichs zu lösen, greifbare Gestalt erhielt, schwanden natürlich die Aussichten, Preußen oder andere Mächte für die neue Erbordnung zu ge-



König Friedrich Wilhelm I. besucht seine Gemahlin nach der Geburt der Prinzessin Anna Amalia am 9. November 1723.

Rabierung von Peter Schenck d. j. († vor 1775), auf etwa $\frac{2}{3}$ verkleinert.

vinnen. Gleichwohl schloß jetzt der Kaiser mit Spanien (1725) die „De- und 1725 Offensiv-Allianz gegen die Türken und die protestantischen Mächte“, die jene spanisch-österreichische Vermählung verbürgte. Leidenschaftlicher noch als bisher trat er insbesondere Preußen entgegen, selbst Ostfriesland wollte er an Holland verlassen, und in der Sache der magdeburgischen Ritterschaft scheute er sich nicht — wiewohl von Hunderten von Edelleuten nur noch sechs oder acht dem Könige widersprachen — Exekution gegen den König von Preußen zu befehlen und deren Ausführung Schweden, Polen, dem ober- und niedersächsischen, dem fränkischen und schwäbischen Kreis aufzutragen, kurz das ganze Reich wider Friedrich Wilhelm auszubieten. Unterstützt aber von den Jesuiten und der römischen Propaganda, rbeitete der Pfalzgraf von Neuburg dem Kaiser gegen Preußen in die Hände.

Denn bei seinem hohen Alter und seiner Kinderlosigkeit mußten in einer nicht fernern Zukunft nach den alten Verträgen Jülich und Berg ohne weiteres in die Hände Preußens übergehen, während er die Länder seinem Schwiegersohn von Pfalz-Sulzbach zu hinterlassen wünschte. Um diese Frage drehte sich von nun an die Stellung aller Staaten zu Preußen. Niemand gönnte ihm den Erwerb, so unstreitbar der Rechtstitel war. Namentlich erhob auch August von Polen-Sachsen auf beide Länder, ja auch auf Cleve und Mark wieder Anspruch, und er und sein Sohn brachten die Jesuiten, um ihre sehr weltlichen Pläne auf diese und auf die Erblichkeit der polnischen Krone durchzuführen. Bis zu den grausamsten Hinrichtungen der Evangelischen ließ August sich hinreissen (Dezember 1724), als Jesuiten-Schüler das Volk in Thorn durch Mißhandlungen zum Aufstande gereizt hatten.

Um meisten bedroht waren durch jene spanisch-österreichische Allianz indessen die Engländer und Holländer, und nicht nur wegen der ins Auge gefahnen Wiederherstellung des Gottorper Herzogs, sondern vornehmlich, weil Spanien der kaiserlichen Handelskompagnie in Ostende die größten Rechte für den Handel nach Amerika gewährte, und mit dem drohenden Verlust von Gibraltar und Minorca auch der Levante-Handel leiden mußte. Das allgemeine Entsehen, der Schrei der Entrüstung in der englischen Kaufmannswelt wie in den Kreisen des Protestantismus, den man mit der türkischen Religion gleich zu behandeln und zu vertilgen versuchte, zwang König Georg, seine hannöverschen Wünsche der englischen Politik unterzuordnen und sich Preußen zu nähern. Er ließ selbst keinen Widerwillen mehr gegen die von seiner Tochter, der preußischen Königin, heiß gewünschte Vermählung seiner Enkelinder, des Herzogs von Gloucester mit der Tochter Friedrich Wilhelms, Wilhelmine, und des preußischen Kronprinzen Friedrich mit der englischen Prinzessin Amalie, blicken. Indem nun England und gleichzeitig auch Frankreich den Übergang von Jülich und Berg garantierten und nachgaben, daß sich Preußen in nichts gegen Russland und den Herzog von Holstein-Gottorp verpflichtete, gelang es ihnen, den König, sehr gegen die Meinung Ilgens, zum 1725. Abschluß der hannöverschen Allianz zu bestimmen. Doch die Freude der Königin, ^{8. Sept.} ihre Hoffnung auf endlichen Vollzug der Vermählungspläne dauerten nur kurze Zeit. Sehr bald erkannte Friedrich Wilhelm, betrogen zu sein, erkannte, daß er die Pläne Englands und Frankreichs auf die österreichischen Niederlande mit seinem Heer ausführen sollte, die Verbündeten aber nicht daran dachten, für die Entscheidung der jülichschen Frage thätig zu sein. „Aber wie ein Blinder geh ich nicht hinein: ich muß den pot aux roses wissen und nicht ihr gallopin sein. Sie wollen Krieg mit der Feder führen, damit habe ich nichts zu thun; ich will Frieden haben oder rechten Krieg; soll Krieg sein, so müssen sie andere Vorbereitungen machen, als bis jetzt zu sehen.“

Auf der anderen Seite aber schien der Kaiser, gereizt durch das englische Vorgehen, selbst die Offensive ergreifen und die Russen und Polen gegen Preußen ins Feuer schicken zu wollen. Und dieser Gefahr gegenüber empfing Friedrich Wilhelm von England die trostreiche Zusage, daß man, wenn auch nur 10000 Mann auf den Beinen, doch 100000 in der Tasche habe! Zum Glück mußte Russland mit Preußen in guten Beziehungen bleiben. Peter der Große soll seiner Nachfolgerin ausdrücklich zur Pflicht gemacht haben. Da nun die Zarin Katharina versprach, in betreff des Herzogs von Holstein genaue Neutralität zu

halten und die hannöverschen Gebiete nicht anzugreifen, so kam am 3. Oktober 1726 ein russisch-preußisches Bündnis zum Abschluß. Und dies nötigte zugleich den Kaiser, auf die ohnedies vorliegenden Gründe zu einem gemäßigteren Vorgehen gegen Preußen Gewicht zu legen, denn die 60 000 Mann und der preußische Schatz gaben doch zu denken, und ohne die preußische Zustimmung war die pragmatische Sanktion unausführbar. So wurde denn Graf Seckendorff, den der König als einen ehrlichen Offizier ansah, und von dessen „bekannter Geschicklichkeit und guter Manier, mit dem König umzugehen“, man überzeugt war, nach Berlin gesandt. Hocherfreut, mit dem Kaiser endlich in Gemeinschaft sein zu können, kam ihm Friedrich Wilhelm weit entgegen. Ueberdies verhandelte sogar England jetzt mit dem Kaiser, während seine und Frankreichs Pläne auf das österreichische Erbe mit größter Deutlichkeit hervortraten. Daher gelang es Seckendorff trotz der Bemühungen der Gesandten Frankreichs und Englands und zum Schmerz der Königin, die ihr, namentlich durch Seckendorff und Friedrich Wilhelm von Grumbkow, den Vertrauten des Königs, angefochtene, Heiratsprojekt schwinden sah, im Oktober 1726 zu Wusterhausen eine Verabredung zu treffen, der am 23. Dezember 1728 das sogenannte ewige Bündnis folgte. Natürlich geschah es nur unter erheblichen Opfern Preußens. Es verzichtete auf die Hälfte seines Erbes, auf Jülich, und übernahm die Gewähr der pragmatischen Sanktion, wogegen der Kaiser nunmehr in aller Form den Heimfall von Berg und Ravenstein an Preußen aufs bestimmteste zusicherte.

Allerdings erfuhr der König wenig später, daß der Kaiser ihn wieder getäuscht und diesem Vertrage genau entgegen eben dasselbe Berg an Pfalz-Sulzbach zugesagt habe. Doch war er durch den Vertrag in leidliche Beziehungen



Generalissimo Friedrich Wilhelm von Grumbkow.
In Originalgröße des Stichs von Martin Bernigeroth (1670–1738).

zu „seinem Compatron“ in Dresden, dem König August, gekommen, wovon 1728 gegenseitige, vielversprechene Besuche beider Fürsten im Frühjahr 1728 Zeugnis ablegten. Das Wichtigste aber war, daß, namentlich seitdem die Freundschaft zwischen dem Kaiser und Spanien wieder erlalet war, Friedrich Wilhelm fest überzeugt sein konnte, daß es des Kaisers eigenstes Interesse sei, „Preußen für sich zu haben“, da er ohne Preußen gegen England, Frankreich und Spanien die Erbsfolge seiner Tochter nicht durchsetzen könnte. In dieser Notwendigkeit mehr noch als in jenem im Dezember 1728 abgeschlossenen, wenig glücklichen Vertrage mit dem Kaiser, glaubte der König die Sicherheit für den Übergang von Berg und zugleich für eine erfolgreiche Verteidigung des Reiches sehen zu dürfen, während er durch den Anschluß an den Kaiser Frankreich sowohl wie namentlich England sich entfremdet hatte.

Alles Herzzeid that Georg II. von England, der im Juni 1727 seinem Vater gefolgt war, dem Könige an, und die Mißstimmung zwischen beiden königlichen Schwägern stieg auf den höchsten Grad. Die unbedeutendsten Streitigkeiten über Ansprüchen preußischer Werber und über das Eigentum einer Wiese gaben Georg II. zu den hochmütigsten und unerträglichsten Schritten Anlaß. Im Herbst 1729 mußten preußische Truppen gegen Hannover mobil gemacht werden. Aber wie sehr das unsittliche Treiben am Londoner Hofe von der einfachen Bucht am Berliner abstach, und wie sehr die hannoverschen Interessen Georgs namentlich in Bezug auf Ostfriesland und Mecklenburg, wo durchaus „das weiße Roß grasen sollte“, die Heraabdrückung Preußens voraussetzten; die großen Pläne der Verbündeten auf das österreichische Erbe verlangten ebenso folgerichtig wie gebieterisch die Trennung Preußens von Österreich. Und für diese glaubte Georg in dem erwähnten Wunsche seiner Schwester, der Königin Sophie Dorothea, eine Vermählung zwischen den Königskindern von Preußen und England zu schließen, das richtige Mittel in der Hand zu haben. In feierlicher Audienz bot Sir Charles 1730 Hotham diese dem Könige an, und wie der Plan schon seither viele Kümmernisse für die königliche Familie gebracht, so wurde nun durch Zwischenträgereien der Hotham, Seckendorf, Manteuffel, Grumbkow und anderer in der königlichen Familie geschürt und geheizt, wurde namentlich das schon längst getrübte Verhältnis zwischen dem Kronprinzen und dem Könige noch mehr verbittert.

1730. avr. Doch über diese Verhältnisse hinweg beurteilte der König mit richtiger Einsicht die politische Lage. Die Vermählung seiner Tochter, der Prinzessin Wilhelmine, mit dem Prinzen von Wales war ihm selbst erwünscht, sie hatte politisch nichts zu sagen. Mit der Vermählung des Kronprinzen aber, der ihm mit seinen achtzehn Jahren überhaupt noch nicht reif genug erschien, einen Haushalt zu führen und gewiß nicht mit einer an die üppigen englischen Verhältnisse gewöhnten Prinzessin, wurde Preußen auf die Seite der Feinde des Kaisers gezogen. Ja, mit dem Vorschlage, die Prinzessin zur Statthalterin in Hannover zu machen und dort den Kronprinzen residieren zu lassen, suchte man diesen als Geisel in die Hand dafür zu bekommen, daß Preußen nichts gegen die Bundesgenossen unternahme, während übrigens Frankreich bereits im Begriff stand, Luxemburg zu nehmen und in Deutschland einzufallen. So stellte der König als Vorbedingung die Verpflichtung Englands, den Kaiser nicht im Reich anzugreifen und die schon 1725 übernommene Gewähr für die bergische Erbsfolge anzuerkennen. Nach Verlauf einiger Jahre wolle er dann auch des Kronprinzen Vermählung zugeben.

Unglaublich scheint es bei dieser, wie auch England wohl begreifen mußte, von der politischen Lage Preußens und des deutschen Reiches gebotenen und doch weit entgegenkommenden Haltung des Königs, daß Sir Hotham mit dreister



*Die Verbrüderung der Könige Friedrich Wilhelm I
von Preußen und August II von Polen
im Jahre 1728*

Nach dem in der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden befindlichen Ölbilde von Louis de Silvestre (1675–1750) gez. von Ulrich Ludwig Wolf (1772–1832) und unter Leitung von Ludwig Buchhorn (1770–1856) gestochen von Wilhelm Devrient.
In Originalgröße.

Tatlosigkeit den König persönlich bekleidigte. Er mußte voraussehen, daß dies Preußen nur noch zu eugerem Anschluß an den Kaiser veranlassen werde. Auch rat Friedrich Wilhelm in Wirklichkeit gleich darauf (Juli 1730) eine Reise an

die kleinen Höfe Südwestdeutschlands an, um diesen die Unterstützung des Kaisers und der pragmatischen Sanktion zu empfehlen, wie auch, wenn irgend möglich, um mit dem Hause Pfalz über die jülich-bergische Erbsfolge sich gütlich zu einigen.



Königin Sophie Dorothea von Preußen.

Nach dem Gemälde von Anton Pesne (1684–1757) im Kgl. Schloß zu Berlin.

Der englische Sir glaubte trotzdem seiner Sache sicher zu sein. Längst war es ja bekannt, wie die Neigungen und Verirrungen des Kronprinzen die heftigsten Zornausbrüche, empörende Mißhandlungen durch den Vater hervorgerufen hatten, wie der Vater, ohne Verständnis für die geniale Art des Sohnes, nur dessen

Fehler sah und für diese keine Entschuldigung zu finden vermochte, wie der Sohn andererseits damals des Vaters treu meinende und pflichtgetreue Arbeit noch nicht zu würdigen wußte und nur die Rücksichtslosigkeiten und Schroffheiten des Königs



Prinzessin Wilhelmine von Preußen.

Nach dem Gemälde von Anton Pöppel (1684–1757) im Kgl. Schloß zu Berlin.

fühlte. Niemand hatte mehr unter ihm zu leiden als der Kronprinz, und gegen den Sohn glaubte der König zu Strafen greifen zu dürfen, die er selbst des Offiziers für unwürdig erklärte. Aber in der heißen Leidenschaftlichkeit seines

jugendlichen Empfindens that Friedrich damals einen Schritt, der das strengste Verfahren des Sonveräns zur Folge hatte. Nicht ohne Kenntnis seiner Mutter und seiner Schwester, der Prinzessin Wilhelmine, trat er mit Sir Hotham in vertraute Beziehungen und versprach wiederholt dem Könige von England, nur die Prinzessin Amalie zur Ehe zu nehmen, ja er meldete ihm seinen Plan, über Frankreich nach England zu flüchten, erbat für die Ausführung seine Unterstützung. Auf jener Reise des Königs hatte der Kronprinz ihn zu begleiten, in der Nähe der französischen Grenze sollte die Flucht am 6. August 1730 ins Werk gesetzt werden, die Lieutenants von Katte und Keith trafen die nötigen Vorbereitungen. Im letzten Augenblick bekannte der Page von Keith, der ebenfalls ins Geheimnis gezogen war, alles dem Könige. In Wesel ward der Kronprinz verhaftet, als Arrestant nach Küstrin gebracht, ein Verhör nach dem anderen gehalten, ein Kriegsgericht eingesetzt. Europa weidete sich an diesem tief tragischen Schauspiel, während die Verhöre ergaben, in welchen Beziehungen England und auch Frankreich zu dem Fluchtplane gestanden. Der König aber, wie heftig er seinem Sohne auch Ausdruck gab, war tief im Herzen verwundet, von schweren Zweifeln und Skrupeln gepeinigt, daß er den eigenen Sohn als Deserteur, als Fahnenflüchtigen sehen und strafen sollte. Und wenn auch der Kronprinz, die Königin und die Prinzessin die Absichten der fremden Mächte nicht zu durchschauen vermochten, so war doch klar, daß der Staat nicht bestehen konnte, wenn die Mitglieder der königlichen Familie in politischen Beziehungen zu seinen Feinden standen. Wie sehr auch der König und seine unglücklichen, schroffen Erziehungsversuche Anlaß und Ursache des traurigen Ereignisses sein mochten: der Staat mußte zu Grunde gehen, wenn seine Grundbedingung, wenn der Felsen, auf den er gestellt, wenn die Pflichttreue vom Thronerben selbst so schwer verkannt wurde. Daß, wie behauptet worden, der König dem Sohne das Leben absprechen wollte, ist nicht der Fall, aber die Thronfolge dachte er ihm zu entziehen, und es blieb dem Kronprinzen nicht erspart, den Tod seines Freundes Katte durch das Schwert mit anzusehen. Leiden gingen über seine Seele hin von erschütternder Wucht. Endlich im November wurde er der schwersten Haft entlassen, aber noch blieb er Arrestant, und in strenger Arbeit als jüngster Auskultator auf der Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin täglich von 7 bis 12, von 3 bis 5 Uhr sollte er Pflichttreue, Arbeit, sollte er das Wezen des Staates kennen lernen, sich selbst mit ihm durchdringen. Wahrlich eine Strafe, eine Erziehungsweise, ehrenvoll, väterlich und staatsmännisch von dem gedacht, der sie verfügte, erhebend und läuternd für den, der sich ihr unterwarf, der sie erfüllte.

Natürlich wurden durch diese Verhältnisse die Beziehungen zu England noch fächer und gespannter, und Friedrich Wilhelm schloß sich noch inniger an den Kaiser an, zu dessen Gunsten er seine Armee überall hin, mit Ausnahme von Italien, marschieren lassen wollte. Allein wieder einmal änderte sich die ganze Lage dadurch, daß England durch andere, innere Verhältnisse veranlaßt wurde, dem Kaiser entgegenzukommen. Es brach mit dem ganzen bisherigen System, schloß mit dem Kaiser ein Bündnis (März 1730) und erkannte die pragmatische Sanktion an. Damit war der Wert der preußischen Freundschaft an der Donau erheblich gesunken, wenn man auch zunächst noch durch Sedendorf die besten Gesinnungen für den König aussprechen ließ. Denn nun spitzte sich die Rivalität der Mächte mehr und mehr zu einer solchen zwischen Österreich und Frankreich

*Recevez tres cher Ami, ce livre,
comme un témoignage d'une -
Sincère Amitié que je vous porte
Ce présent n'est il point précieux
par son dekor; il l'est d'autant
plus par le trésor inestimable
qu'il renferme.*

Erster Abschnitt von der auf das Vorsatzblatt eines Buches geschriebenen Mitteilung des Lieutenant von Klette vom 5. November 1730, welche dieselbe am Tage seiner Hinrichtung an seinen Freund Eichstädt richtete.

In Größe des Originals im Hohenzollernmuseum zu Berlin.

Übersetzung.

Empfangen Sie, liebster Freund, dieses Buch als ein Zeichen herzlicher Freundschaft, die ich für Sie hege. Ist dieses Geschenk auch nicht kostbar durch seine Außenseite, so ist es dies um so mehr durch den unschätzbaren Wert, den es in sich schließt.

zu, da dessen leitender Minister, Kardinal Fleury, keineswegs geneigt war, der pragmatischen Sanktion zuzustimmen, und das auch um so weniger konnte, als der Herzog von Lothringen vom Kaiser als Schwiegersohn und Nachfolger ins Auge gefaßt war, und dadurch sich auch die Abhängigkeit Lothringens von Frankreich lockern mußte.

Je mehr aber Preußen und England entfremdet waren, um so dreister konnte der Kaiser gegen Preußen vorgehen, und es war daher dem Wiener Hofe erwünscht, wenn der Plan der preußisch-englischen Doppelheirat vollends besiegelt wurde. Und Friedrich Wilhelm, der „stolz darauf war, der einzige Reichsfürst zu sein, der dem Kaiser nicht rampant sei, der dies sein Tag nicht sein wollte“, vermaßte im November 1731 seine älteste Tochter Wilhelmine mit dem Erb-¹⁷³¹ prinzen von Bayreuth, verlobte im Februar 1732 den Kronprinzen mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern, der Nichte der Kaiserin. Mit aller Wahrhaftigkeit seines Sinnes arbeitete er daran, die Zustimmung der Reichsfürsten zur pragmatischen Sanktion zu gewinnen, und erreichte sie im Januar 1732. Nur Sachsen, Bayern und Pfalz versagten sich ihr und fanden für ihren Widerspruch die Unterstützung Frankreichs. Nunmehr hatte aber Preußen dem Kaiser geleistet, was dieser brauchte. Was Wunder, daß er es nun gänzlich beiseite schob! Denn auch Sachsen konnte er durch die Zustimmung zur Wahl des Kurprinzen zum König von Polen und die Wittelsbacher gerade durch die Gewährung des preußischen Rechts auf Jülich und Berg gewinnen. Eine Befreiung mit Seckendorf in Priort öffnete dem König die Augen, brachte ihm, wie er selbst meinte, den Tod, und bei einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser in Prag (1732) verlangte dieser vom Könige ohne weiteres mindestens die Abtreterung von Düsseldorf und eines Grenzbezirks am Rhein. Unverhohlen zeigte man, wie wenig man das 1728 für die Anerkennung der pragmatischen

Sanktion gegebene Versprechen zu halten gesonnen war. Längst schon hatte Friedrich Wilhelm gewußt, wie der Kaiser ihn unterdrücken wolle, aber „zu schwarz“ war ihm solch schnöder Undank erschienen. Jetzt war er vollends klar, und „die Zusammenkunft in Prag wurde das Grab der Freundschaft mit dem Kaiser“. Indessen doch eben nur der Freundschaft. Politisch aber hielt der König fest am Kaiser. Trotz neuer Hemmungen wurde die Vermählung des Kronprinzen am 12. Juni 1733 zu Salzdahlum vollzogen. Und als in Polen eine zwiespältige Wahl — erst die des alten Stanislaus Leszinski, dann die des Kurfürsten von Sachsen — erfolgte, und infolgedessen Frankreich über den Kaiser sowohl von Italien, wie vom Ober- und Niederrhein aus herzusallen im Begriff war, erbot sich Friedrich Wilhelm, mit 50000 Mann, ja seiner ganzen Armee, die Franzosen zurückzuschlagen. Aber wie hätte man den voraussichtlichen Waffen-erfolgen der preußischen Armee gegenüber noch weiter Preußens Rechte am Rhein, in Ostfriesland, in Mecklenburg mißachten können! Nur 10000 Mann dürfe er stellen: so lautete daher die kaiserliche Antwort auf des Königs Anerbitten. Und so leichtsinnig, wie die Diplomatie den Kampf herbeigesührt, so schlecht wurden die beiden Feldzüge von 1734 und 1735 geführt. Der König und der ¹⁷³⁴
¹⁷³⁵ Kronprinz nahmen nur an dem ersten teil, da der König am Ende des Jahres 1734 schwer erkrankt war, sein Ende vor Augen sah, auch nicht wollte, daß der preußische Thronerbe aufs neue „Zunge der kaiserlichen Inaction“ sei. Hochherzig gab Friedrich Wilhelm dem aus Polen verjagten Stanislaus ein Asyl in seinem Lande, wodurch er die Herzen der Völker gewann, aber in Wien neuen Widerwillen erweckte, zumal alle Bemühungen, wiederum Streitigkeiten zwischen ihm und dem Kronprinzen zu erwecken, an der herzlichen Einigkeit beider völlig scheiterten. Da wurde Friedrich Wilhelm, der eben noch die lodendsten Anerbietungen Frankreichs abgelehnt, und mit ihm ganz Europa durch ganz unerwartet geschlossene Friedenspräliminarien zwischen dem Kaiser und Frankreich (3. Oktober 1735) völlig überrascht. Frankreich erkannte die pragmatische Sanktion an, ließ zugleich den König Stanislaus fallen, Österreich hatte also seinen Hauptwunsch erreicht — allerdings gegen die Hingabe des deutschen Herzogtums Lothringen an Frankreich, dessen Herzog durch Toscana entshädigt wurde. Aber wie hätte das in Betracht kommen können gegen das österreichische Hausinteresse! Und wie hätte man nun — die übrigen Höfe, besonders Spanien müßten sich dem österreichisch-französischen Vertrage bald anschließen — nicht den alten Grundsatz, Preußen herunterzuhalten, mit neuem Eifer befolgen sollen! Wie hätte man nicht diesem ehrlichen, so ganz und gar undiplomatischen Könige neue Nackenschläge geben, wie ihm den Vertrag von 1728 halten sollen! „Der Schrecken unserer Waffen ist dahin, man wagt uns zu verachten“, so schrieb der Kronprinz. Das zeigte sich recht deutlich, als nunmehr die jülich-bergische Erbsfolge der Entscheidung sich zu nähern schien.

Alle Mächte, der Kaiser, Frankreich, England und Holland widerstreben energisch einer solchen Vergrößerung Preußens. Der Kaiser hatte überdies die Aussicht, durch die Begünstigung der bayerischen Ansprüche auf Jülich und Berg zugleich Frankreich einen Dienst zu erweisen, wie die endliche Bestimmung des bayerischen Hauses für die pragmatische Sanktion zu gewinnen. Holland und England hofften für den Handel, namentlich den durch die spanische Kontrolle belastigten Schmuggelhandel, und für die Kolonien durch Nachgiebigkeit gegen

Frankreich Vorteile zu erlangen. So wurden — die Höhe der französischen Macht voll bezeichnend — identische Noten der vier Mächte aufgestellt, die sie am 10. Februar 1738 in Berlin feierlich überreichten. Preußen sollte ihnen — 1738 dem Kaiser, Frankreich, England und Holland — die Entscheidung über sein gutes Recht anheimstellen, gleichzeitig aber für den Todesfall des Pfalzgrafen von Neuburg die vorläufige Besitznahme des Landes durch Pfalz-Sulzbach zugestehen. Mit ruhiger Würde lehnte Friedrich Wilhelm dies Ansinnen ab. Es war in der That empörend, daß die Großmächte über diese reindeutsche Angelegenheit, über ein gutes preußisches Recht krafft ihrer Überlegenheit entscheiden



Bermählung des Kronprinzen Friedrich von Preußen mit Elisabeth Christine von Braunschweig zu Salzdahlum am 12. Juni 1733.

Kupferstich von Johann Georg Schmidt (thätig in der ersten Hälfte des 18. Jahrh.), auf $\frac{2}{3}$ verkleinert.

wollten. Empörender aber war, daß nächst Frankreich der Kaiser selbst diesen Schritt hervorgerufen, um auf preußische Kosten die Zustimmung der Wittelsbacher zur die Erhaltung der ganzen österreichischen Erbschaft zu erringen. Der König zürnte heftig, daß „die puissances ihn so honteusement behandeln und mit der Feder solche bassesse thun machen wollten. Er sei zu alt, um sich mit seinen fünfzig Jahren zum Hundsfott machen zu lassen. Er werde also nicht nachgeben, bis er unterliege, und davon solle ihn nichts bringen als die force vieler puissances.“ Und heftiger noch drängte der Kronprinz, sofort die ganze Armee am Rhein zusammenzuziehen, sofort bei eingetretenem Fall Berg zu besetzen und dem, der uns hindern will, auf den Leib zu fallen. „Ich würde ihnen antworten,“ schrieb der Königssohn, „der König von Preußen ist wie der edle Palmbaum,

du willst ihn bengen, aber hoch schnellt er seinen stolzen Wipfel.“ Unzweifelhaft war dies richtig. Denn kam es darüber zum Kriege, so hätte diejer doch wieder die Seemächte vom Kaiser und von Frankreich getrennt, und die preußische Rüstung war so weit gediehen, daß man auch den Mächten in ihrer Gesamtheit widerstehen zu können hoffen durste. Dennoch wollte Friedrich Wilhelm alles thun, um den Frieden zu erhalten. Aber ein neuer Versuch bei König Georg scheiterte, trotzdem das englische Volk begeistert die preußische Allianz als „das Evangelium des Tages“ pries und die Freundschaft mit Russland, die Voraussetzung eines glücklichen Erfolges in solchem Kriege, erkaltete durch die Bemühungen Frankreichs, das dort sowohl wie in Schweden anzutünpfen verstand, mehr und mehr. Bei aller Vorbereitung zum Kriege schien den dessen Aussichten mithin schwankende, und für Friedrich Wilhelm war der Friede die selbstverständliche Grundlage seines Staates, die er zu seiner Erhaltung, zum Besten und Aufnehmen seiner Unterthanen in seiner Instruktion auch seinem Nachfolger empfohlen hatte. Da bot sich eine solche Ansicht von der Seite, von der es der König am wenigsten erwarten konnte, von Frankreich. Denn in dem Ruf des allgemeinen Friedensstifters suchte dessen Lenker, der Kardinal Fleury, das Uebergewicht Frankreichs in Europa zu festigen. Freilich „ehe nicht Zeichen und Wunder geschehen“ mochte der König „nicht daran glauben“; aber im April 1739 kam es doch zu einem vorläufigen Abschluß, in dem Frankreich wenigstens für einen Teil von Berg, doch namentlich ohne Düsseldorf, Preußen Gewähr leistete. Indessen allen Grundanschauungen Friedrich Wilhelms wider sprach es, von Frankreich sich preußische Rechte garantieren zu lassen, und in der That hatte kurz vorher dasselbe Frankreich mit dem Kaiser dasselbe Recht an Pfalz-Sulzbach garantirt! Man versteht mithin, daß der König, so oft verraten von allen Staaten, die gesamte auswärtige Politik für „Windschlägerei“ hielt, die sich für einen honesten Mann nicht zieme, für „Tenselswerk“, das ihn von nützlicherer Beschäftigung abhielt. Er hatte in der That Wichtigeres gethan, Wichtigeres, das unserem Staat unverkennbar die Spuren seiner Hand eingedrückt hat.





Abendgesellschaft des Königs Friedrich Wilhelm I., das sogenannte „Tabakskollegium“. Nach dem Gemälde eines unbekannten Künstlers im Hohenzollernmuseum zu Berlin.

Verwaltung und Gesetzgebung.



Aus L. Beger. »Thesaurus« III. Bd., gelt. bei U. Liebpert. Cölln a. d. Spree o. J. (1701 oder später).

charakteristisch für Friedrich Wilhelm war sein Auftreten bei dem Brände Crossens und dem Fall des Grafen von Wartenberg gewesen. Freilich hatte er schon als Knabe durch seine Leidenschaftlichkeit, seine Herbheit, ja Wildheit oft erschreckt, aber seine rasche Auffassungsgabe, seine nüchterne Sparhaftigkeit, die Genauigkeit, mit welcher er über seine Dukaten noch heute vorhandene Rechnungen führte, der außerordentliche Eifer und das Geschick, mit dem er seine Kadetten militärisch ausbildete, die unbedingte Geradheit und Zuverlässigkeit, die strenge Rechtlichkeit seines Charakters mußten doch wieder denen verheißungsvoll sein, die nicht Geschmack fanden an dem Roulettepiel, an der phantastischen Projektentmacherei, die man für Politik hielt, die

angewidert wurden von der us viele deutsche Höfe — allerdings nicht, wie betont werden muß, den Berliner — ergiftet hatte, die von der Unsauberkeit und Unlauterkeit, Bestechlichkeit und hünstlingswirtschaft an den Höfen und in der Verwaltung, wie in der Gesellschaft zurückgeschreckt wurden. Und wenn König Friedrich, an dessen Persönlichkeit nicht der leiseste Hauch jener Gesinnung hastet, auch nie die schmutzigen

Wege so vieler seiner fürstlichen Zeitgenossen gewandelt ist, so hat er von jenen Untugenden weder seinen Hof, noch seine Verwaltung, weder Adel noch Bürgerschaft rein erhalten können. Wir sahen schon, wie Friedrich Wilhelm als Kronprinz dagegen einschritt, aber nach dem Sturze Wartenbergs trat er wieder in die ihm gewiesene Stellung zurück, und wenn auch der König zur Fortsetzung der Reformen gedrängt hatte, so war man doch kaum weiter gekommen, und Hof- wie Staatsverwaltung standen, wie Friedrich Wilhelm erkannte, „auf dem Banterrott“. In Berlin, meinte er, würde er „in Wahrheit melancholisch, sehr sensibel sei es ihm, alle die Schelmereien mitanzusehen, mit denen sie unseren guten König betrügen, es sei die tollste Haushaltung der Welt, und alle Tage ginge es in Berlin abgeschmackt zu“. Möchte immerhin die Art des Kronprinzen, rauh, eigenwillig, heftig und bestimmt, wie sie war, verleben; mochten selbst Gesandte ein Recht zu haben glauben, über die Brutalität des Kronprinzen Klage zu führen, mochte man es bedauern, daß weder sein Erzieher, der Graf Alexander zu Dohna, noch seine pedantisch-gelehrten Lehrer ihm irgendwelchen Geschmack eingeslößt hatten für das, was für höfisch, für vornehme Sitte, für geistvollen Genuss des Lebens nun einmal galt: noch waren pflichtgetreue Offiziere und Räte im Dienst, an ihrer Spitze „der alte brandenburgische Vater“, wie Ilgen von Friedrich Wilhelm genannt wird, und diese erkannten im Kronprinzen den wahren und rechtlichen Charakter. Die Unterthanen aber, die all jene mannigfachen Steuern ausbringen mußten, durften seit dem Eintreten des Kronprinzen für die abgebrannte Stadt Cörsen auf Erleichterung hoffen, und der Soldat, der trotz aller Einnahmen der Staates die rechtzeitige Auszahlung seiner Löhnnung nicht erhalten konnte, die Offiziere, die in ihrem Kriegstaub am Hofe nicht gelitten waren, mochten von dem neuen König, der mit ihnen bei Malplaquet gekämpft hatte, „dessen ganze Liebe den Soldaten gehörte“, alles erwarten.

Und schon der erste Tag seiner Regierung zeigte, wie völlig der Wind umgesetzt hatte, und wer meinen möchte, so, wie der König begonnen, könne es nicht weiter gehen, und „der Sturm werde, je heftiger er rasé, desto eher ausgetobt haben“, wer meinen möchte, es sei kein System, kein Plan in diesen Neuerungen, der verrechnete sich von Grund aus. „Der König von Preußen wird sein eigener Feldmarschall und sein eigener Finanzminister sein.“ Das war das Programm Friedrich Wilhelms. Mit dem Worte des Kyros soll er schon als Kronprinz als „die sichersten Mittel, einem Volke, einem Lande, einem Königreiche sein dauerndes Glück zu sichern, ein Heer auserwählter Krieger und eine gute Haushaltung“ gepriesen haben. Oder, wie er es späterhin ausdrückt, „er habe sich, als er das Governo bekommen, einen Plan gemacht; auf lauter Menage und guter Dekommissionhe seine ganze Versaffung“. Genaue Stats, keine, auch nicht die geringste Ueberschreitung derselben, unermüdliche Thätigkeit, Ehrlichkeit der Gesinnung, Lauterkeit des Charakters, Wahrhaftigkeit, Unbestechlichkeit und Verantwortlichkeit des Beamten für jeden Rat, jeden Vorschlag, jede That, das war es, was der König verlangte. Zucht und Ordnung überall, im Heere, in den Finanzen, in der Rechtspflege, Zucht und Ordnung im bürgerlichen Leben, im Handel und Gewerbe, in der gutsherrlichen wie in der bäuerlichen Wirtschaft, Zucht und Ordnung in den Familien, von der königlichen an bis zu der des kleinsten Taglöhners. Und wenn auch der rasche Zähzorn des Königs hier geirrt, dort Unred gethan, hier verlebt, dort schwer geträumt haben mag: was kann diesem gewaltige

Charakter gegenüber wohlthuender berühren, als das eigene Bekenntniß der Schwäche, des Irrtums, des Fehlers? Und doch stehen über diesem Bekenntniß noch zwei Eigenschaften des Königs. Was er auch an Arbeit, an Thätigkeit verlangte, wie selten er auch mit dem größten Eifer zufrieden war: er übertraf den thätigsten, den arbeitsamsten seiner Beamten noch immer. Stets, vom Morgen bis zum Abend, von seiner Thronbesteigung bis zum Grabe unermüdlich fühlte er sich, war er „im Dienst“. „Zum Arbeiten“, sagt er in der Instruktion, die er 1722 für seinen Sohn aufsetzte, seien „die Könige geboren“, und gearbeitet hat er mit nüchternem, selbst das Kleinsten mit richtigem Blick erfassendem Geist, alles umändernd, alles belebend, alles selbst prüfend, durchdringend bis an sein Ende. Und doch, nie zufrieden mit dem Geleisteten, klagt er, der unermüdlich Thätige, wohl einmal, daß er zu *tranquil* sei, wäre er mehr *cholerisch*, so würde es besser sein, aber Gott wolle es nicht haben. „Wie hat es“, urteilt sein Sohn, „einen Geist von solcher Meisterschaft für das Einzelne gegeben; wenn er bis zu dem Kleinsten hinabstieg, so war es, weil er erkannte, daß ihre Weisheit das Große ergiebt; indem er *rastlos* war, die einzelnen Teile zu vervollkommen, wußte er, daß er das Ganze vervollkommen.“

Des Morgens von 3 Uhr früh war er bei der Arbeit, entwarf Instruktionen, las die Berichte, erteilte auf alles Bescheid. Audienzen, Konferenzen, Inspektionen und Visitationen folgten, und ihnen wieder militärische Übungen, Exerzierungen und Inspektionen. „Alles dirigirt der König einzig und allein und arbeitet anbei in publicis, Privat-, Haushaltungs- und Domänen-Affairen. Wer es nicht sieht, kann es nicht glauben, daß Ein Mensch in der Welt, von was Verstand er auch ist, so viel differente Sachen in einem Tage expedieren und selbst thun könnte, wie dieser König täglich thut.“ Abends erst folgt Erholung in einem gemischten Kreise, dem bekannten Tabakskollegium, und wenn in der Erinnerung der Menschen mehr die platten Späße, die hier mit albernen Pedanten, wie Gundling, Morgenstern und Faßmann vorgekommen sind, leben, als die Grörterungen über Staatswohl und Volkswirtschaft, so ist dies ein Zeichen, wie sehr im Menschen die Spottlust und Schmähsucht die Dankbarkeit und Anerkennung für die größten Thaten, die aufopferndste Arbeit überwiegt.

Und neben der Arbeit das andere: Wie schwer, wie streng auch immer die Verantwortung war, die der König von seinen Räten, von seinen Ministern an bis zum geringsten Diener verlangte, wie schrankenlos dagegen der königliche Wille gebot: eine Schranke kannte sein Wille, ein Ziel seine Willkür. Es war sein Gewissen, das Bewußtsein der Pflicht, das völlige Durchdrungensein davon, daß er „mit seinem Amte vor Gott verantwortlich sei“, und wahrlich, gerade unter Friedrich Wilhelm ist das unbeschränkte Königtum in Preußen, man möchte weniger noch sagen, der aufgeklärte, wohl aber der pflichtbewußte Despotismus. Und mag man immerhin seinen Eigenwillen, seine Härte tadeln: die Aufgaben, die zu erfüllen waren, erforderten eine harte, eine durchgreifende Hand, und was sie geschaffen, davon zehrten und davon leben wir noch heute. Wenn heut jener Despotismus als unerträgliche Bevormundung des menschlichen Willens empfunden würde, so liegt dies ganz wesentlich eben an jener Gewöhnung zum staatlichen Leben, an der Erfüllung aller mit dem Pflichtgefühl, dem Bewußtsein der Verantwortlichkeit, der strengen und hingebenden Vaterlandsliebe, die Friedrich Wilhelm seinem preußischen Volke anerzogen hat. „Hier ist“, sagt der ausländische Reisende

von Loen, „die hohe Schule der Ordnung und Haushaltungskunst, wo Große und Kleine sich nach dem Exempel ihres Oberhauptes meistern lernen — die Zucht macht Leute, und die preußische ist herrlich“. Pflichtgetreu bis ins Kleinste, ja in diesem vornehmlich, hat Friedrich Wilhelm Großes geschaffen, und darf man wohl hinzusehen, meistens auf Wegen, die in jener Zeit die einzige möglichen, die richtigen waren. Aber bedeutungsvoßler noch dürfte sein, daß er, wie man es nennt, Schule gemacht hat, daß das Pflichtbewußtsein, die Arbeitsstreng, die Hingabe und Liebe zum Vaterlande von ihm auf seine Nachfolger, von ihm auf die Offiziere und Beamten, von ihm auf die Bürger des Staates übergegangen ist: ganz und gar ruht unser Staatswesen auf den Schultern Friedrich Wilhelms, und wenn wir heut einer freieren Staatsform uns erfreuen, so war die strengere damals nicht allein die heilsamste, sondern die heutige wäre ohne jene Erziehung des großen Zuchtmasters zur Pflichterfüllung, zur Leistung der staatlichen Arbeiten und Lasten gar nicht denkbar. „Friedrich Wilhelm brachte durch die richtigen Grundsätze der Kameral-, Rechnungs- und Polizeiwissenschaft die ganze innerer Verwaltung auf einen erstaunlich hohen Grad menschlicher Vollkommenheit“. „Er ist der größte innere König Preußens“.

Die ersten Maßregeln trafen den Hof. Sie trafen sehr schwer, aber es waren „die eines Mannes, der weiß, daß die Erbschaft, die auf ihn gekommen, auf dem Bankrott steht, und der alles daran setzt, ihm zuvorzukommen“. Ungeheure Gehalte, Pensionen waren in allen möglichen Formen an Hof- und Staatsdiener gezahlt worden — Graf Wartenberg allein hatte es seinerzeit bis auf 123000 Thaler jährliche Einnahme gebracht — 276000 Thaler betrugen sie noch, als Friedrich Wilhelm am ersten Tage sich die Etats vorlegen ließ, und 623861 Thaler waren von der etwa 4 Millionen betragenden Gesamteinnahme für Hofzwecke verwendet worden. Mit einem Federzug setzte der König jene auf 55000, seine persönlichen Einnahmen auf 52000 Thaler herab. Die kostbaren Weine und Pferde wurden versteigert, die silbernen Schmuckgeräte der Tasel und der Zimmer in die Münze geschickt, der Hof erhielt ein durchaus anderes Aussehen. Mit einem Schlag verschwanden jene zahllosen hohen und niederen Chargen, die Schweizergarde, die Grand-Mousquetaires, die Hofkapelle, Emailleurs und Tapezierer, die Maler und Architekten. Ein Rang-Reglement nach dem anderen hatte die Titelsucht der Zeit nötig gemacht. In 142 Nummern war das letzte Reglement angeschwollen, Friedrich Wilhelm strich sie sofort bis auf 42 Nummern zusammen. Fünf Oberhoscharge, 30 wirkliche Kämmerer, 31 Oberschenken und 43 oder 44 Kammer- und Jagdjunker blieben von dem ganzen glänzenden Hofstaat übrig. Generale wurden zu Kämmerherren, Hauptleute zu Hofjunkern berufen, Minister versahen den Hofsdiest. Und ihr Gehalt bezogen sie aus ihrem Hauptamt, das Hofamt hatten sie nebenher zu versehen. Immerhin blieb das verringerte Gehalt der Minister ein solches, daß sie davon nach dem Ansdruck des gewiß nicht anspruchslosen sächsischen Ministers von Manteuffel sehr anständig leben kounten, aber es begreift sich auch, daß nun „des Lamentierens und Klagens kein Ende“ war und „ein jeder sehr piano“ gehn müßte. Denn aller Prunk, aller Glanz war verbannt von diesem Hof, an dem nur der Soldatenrock, den der König gewöhnlich, seit 1725 beständig trug, Achtung erweckte. Da wollte man wohl gar glauben, so berichtet dem Kaiser sein Gesandter, „daß es bisweilen mit dem König nicht richtig sein müßte“, und hoffte nur noch, „daß er

Erläuterungsblatt
zu der
nachstehend wiedergegebenen letzten Seite des
eigenhändig niedergeschriebenen Testamentes des Königs
Friedrich Wilhelm I.

vom Jahre 1722.

Zu Größe des Originals im Kgl. Hansearchiv zu Berlin.

Übertragung der nebenstehenden letzten Seite des eigenhändig niederge schriebenen
Testamentes des Königs Friedrich Wilhelm I. vom Jahre 1722.

[Den ein Regent^e der mit honneur in die woldt Regirenn will muss seine assehren alles selber
tuhn, also sein die Regenten zur arbeit erlohen und nicht zum fascken faullen weibe lehben,
und wen mein lieber Successor erstlich werdet alles in ordre haben als den wierdt so leicht
gehen wie ein Pappies de Mühsicken (= Muschtiic), der liebe Gott hat euch auf den trohn
gesetzet nicht zu faullenzen sondern zu arbeiten und seine l: (= lieben?) lendar wahll
(= wohl) zu Regiren, leider die meijen Großen Herren seins nicht sondern Gott lohs
(= gottlos) lassen Ihrnen Ministris den willen und occupiren sich mit Mettressen und Sar-
danapalische Fleis (= Fleisches) luste, aber ich habe das feste vertrauen zu meinen lieben
Successor das er datinnen mein exemplell folgen wirdt und ein exemplaris (= exemplarisch)
lebhen führen und fleißig arbeiten als den (= alsdann) Gott Ihm gewiß sehgenen wierdt.

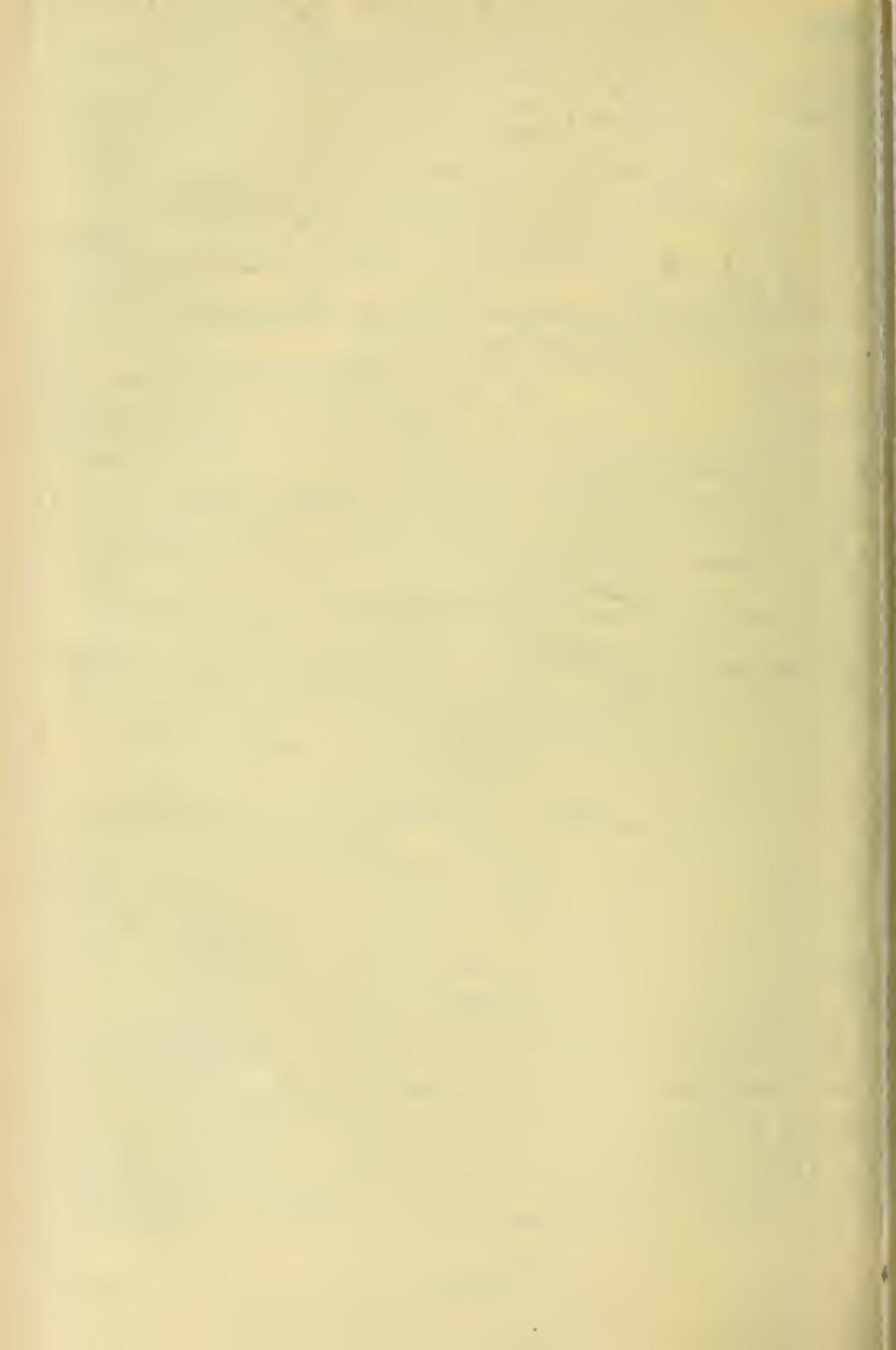
Euer hienancen mühet Ihr selber und allein traltieren und das Komando der Armeec
selber und allein bestellen und die zwei hauptzachen allein disponiren da durch werdet Ihr
die otoritet (= Autorität) in der Armeé durchs Komando und die liebe wehrgeu das (= des-
wegen weil) Ihr den Knop (= Knopf auf den Beutell allein habet von eure officir und
eirvill bedint habe und von der ganzen woldt Respectieret und admixiret werden das Ihr
so ein Kluger und Brahma Regent seidt Da zu ver helfe euch . Gott der Almächtiche.

Amen.

... Regierung will und kann
allein auf dem Lande führen, aber nicht in Regen und Gewittern.
womit wir Ihnen und nicht Ihnen Städte erfüllen
können (daher) und Sie müssen Ihnen Nachfolger sein.
Sie sind allein in ordne geboren als ein Kind der
Kunst zu sein Sie mir Pappe des Käppchen und
ihnen Gott sei Lob auf den großen Erfolg und nicht
in vorherigen Formen oder über diese verhindern und kann
Senden Sie mir Gott sei Regierung kann nur eine einzige
Eröffnung gewünscht werden Gott sei lob haben
Ihnen Ministranten bitten und übernehmen wird
mit Herrn Hesse und Son Generaldirektor und
ist, obwohl ich sehr daran gehalten habe Ihnen Gott
mögl, obwohl ich sehr daran gehalten habe Ihnen Gott
meinen lieben Nachfolger ist nur eine einzige
Exemplar folgen wird und ein Exemplar ist Ihnen
gekommen und gleichzeitig anbelassen so dass Gott Ihnen
die Wahrheit aufzugeben weißt

Sehr finnende müssen Sie selber im Ballinsteig
Singen und das Kommando der Armees über
Ballin bestehen und die Zahl freigesetzter
isponieren der Schatzkammer der Finanzialien
der Armee überzeugt und die Leibwache
in das Ihr den Krieg auf dem Beistell vollen Front
in ihren officier und civill beweise für den indien der Frei-
heit und Rechte eines und admiringen überreichen
des Sieg des Krieges und Brüder Religent mit
der Zahl der Soldaten nach Gott der Alten gezeigt

Amen



en Kopf wider anstoßen müßte, alsdann würde er sich schon finden und wiederommen". Wie sehr täuschte man sich! Wie anders lautete das Urteil, das nach wenigen Jahren schon der oben erwähnte Reisende fällte! „Es ist also möglich“ — so schreibt der Freiherr von Loën 1718 — „daß man ein großer König sein kann, ohne die Majestät in dem äußerlichen Pomp und in einem langen Schleif buntarbiger, mit Gold und Silber beschlagener Kreaturen zu suchen. — Wenn man von dem Berliner Hof redet, so versteht man darunter fast nur die Kriegsleute: diese allein machen den königlichen Hof aus. Die Räte, Kammerherren, Hofmänner und dergl., wenn sie nicht zugleich Kriegsämter haben, werden an diesem Hof nicht viel geachtet und kommen meistenteils wenig an den Hof; die Gelehrten aber haben sich bei dem König am meisten verächtlich gemacht. Er hatte einige dieser Leute um sich, weil er ihrer nicht entbehren kann, sie sind aber bei weitem nicht so geschliffen, wie die Soldaten.“

Die oberste Staatsbehörde, der Geheime Staatsrat, war beim Regierungsantritt zusammengesetzt aus den einzelnen Ressortchefs — Heinrich Rüdiger von Ilgen für das Auswärtige, Marquard von Prinzen für die Hofsachen, das Lehnwesen, die Kirchen- und Schulangelegenheiten, von Kameke für das Kammerwesen, von Blaspil für das Kriegswesen und Bartholdi für die Justiz. Friedrich Wilhelm behielt diese Minister bei, setzte jedoch neben Ilgen noch den Grafen Christof von Dohna und Marquard von Prinzen und neben Blaspil Friedrich Wilhelm von Grumbkow, den zweiten Präsidenten des Generalkriegskommissariats. Dazwischen standen die neu ernannten Feldmarschälle von Wylich-Lottum, der Herzog von Holstein-Beck und vor allen Fürst Leopold von Dessau, der persönliche Freund und Arbeitsgenosse des Königs, eine Natur von der größten Ähnlichkeit mit dem Friedrich Wilhelm, „ein Mann von furchterlichem Ungezüm, eine wahre Windeskaut von einem Menschen“. Doch kam der Geheime Staatsrat bei der Überprüfung der einzelnen Minister und der Selbständigkeit des Königs bald nicht mehr in rechter Thätigkeit, zuletzt blieben ihm nur die Justizsachen.

Insbesondere die auswärtigen Angelegenheiten leitete Ilgen schon seit 1715 ieder ausschließlich allein, und der König liebte es, in vertraulichen Erörterungen mit ihm die Rechte und Ausprüche des Staates zu besprechen, unter denen namentlich Schlesien keineswegs vergessen war. Erst als Ilgen hochbetagt war, wurde ihm sein Schwiegersohn Freiherr von Enyphausen und der Generalleutnant von Orcke, obwohl sich dieser heftig sträubte, ein Amt anzunehmen, dem er nicht gewachsen zu sein glaubte, zu Gehilfen bestellt. Zugleich war das hohe Alter Ilgens — er war über 50 Jahre (seit 1679) im Dienst — für den König Verlassen, an eine prinzipielle Ordnung dieses Departements zu denken. Denn gab, wie Borcke schreibt, „in der That keinen Beamten, der so wie Ilgen, eichsam wie ein lebendiges Archiv, in allen Angelegenheiten des preußischen Staates Bescheid weiß, dem Gott eine ungemeine Vivacität und Penetration, eine Seele voll zu imaginieren und einzuschauen, gegeben, und überdehn einen unerträglichen Geist zu solcher Arbeit, daß er von Jugend auf bey die 56 Jahre lang in so Handwerk ohne interruption getrieben, alle große revolutiones, so in so langer Zeit in Europa vorgefallen, gesehen! Und weil an denen meisten das Königl. Haus directement oder indirectement theil genommen, Er mit dabei die der gebrauchet, so hat solches alles, absonderlich bei einer so großen application, nichts anders als eine vollkommene Fertigkeit, sich aus den schwersten Sachen

herauszuziehen, zu wege bringen können". Diese unerreichbare Fähigkeit des einzelnen Mannes mußte der König durch ein System ersperen. Eingehende Erörterungen pslog er mit Ilgen mündlich auf dessen bei Berlin gelegenem Gute Briz oder durch brieflichen Verlehr. Ilgen hieß nur den König selbst für fähig, die auswärtigen Angelegenheiten zu leiten. „Ich will Eure Königl. M. nicht flattirn“ — das hätte Friedrich Wilhelm nie gelitten und der dem Grabe zufiechende alte Ilgen hatte keinen Grund dazu — „aber dieses muß ich Ihr doch sagen, daß mein größtestes Vertrauen hieben auf Dero Theuerste Persohn gerichtet ist, Gott hat Eure Königl. M. mit einem Dero Alter weit übersteigenden Verstand und großem Gedächtniß begabt.“ Unglaubliche Mühe und Arbeit habe der König angewandt, sich in den auswärtigen und innerlichen Affairen zu informieren, allemal, selbst in den allerschwersten Staatsaffairen habe er die beste und raisonabelste Partei genommen, und ihm sei von Gott das Talent verliehen, das sori und das laible der einzelnen Beamten schnell zu erkennen.

Doch erst einen Monat nach Ilgens Tod wurde die neue Instruktion fertig, wonach zwei Minister — Borcke und Enyphausen (an dessen Stelle 1730 Grumbkows Schwiegersohn Heinrich von Podewils trat) mit zwei expedierenden Sekretären, d. h. vortragenden Räten, Canngießer und Tulemeyer, die auswärtigen Angelegenheiten zu bearbeiten hatten. Neben ihnen stand jedoch noch Ludwig Otto Edler von Plotto für die so unendlich verwickelten Reichsangelegenheiten zwar als Minister, aber ohne dem Departement selbst anzugehören, dessen Wirkungskreis auch demnächst dem Justizminister überwiesen wurde. Besonderen Werdegang legte der König auf die Ausbildung jüngerer Leute, auf die Erziehung frische Kräfte, die beim Abgang der ausscheidenden Räte geeignet wären, deren Stellung zu versetzen. Auch Ilgen führte dies als notwendig an, doch kam es, obwohl der König schon damals die Geldmittel zu bewilligen bereit war, erst 1739 zu einer entsprechenden Einrichtung, indem den Gesandten an verschiedenen Hößen Legationssekretäre zur Einführung und Schulung in ihrem Amt zugewiesen wurden.

Der Geschäftsverkehr zwischen dem König und den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten sollte wohl ursprünglich ein mündlicher sein, wie der Umstand, daß eine Person als Mitglied des militärischen Hofstaates stets in die Nähe des Königs war, auf die Ernennung Borckes bestimmend eingewirkt haben soll. Außerdem hatte Ilgen dem Könige die „Methode“ empfohlen, „mit wenigen amarginem gesetzten Worten“ über die ihm eingereichten Gutachten zu entscheiden und die überaus zahlreichen, in ihrer oft drastischen, ja sarkastischen Kürze brühmt gewordenen eigenhändigen Randverfügungen des Königs beweisen, wihm diese Art des Geschäftsbetriebes gefiel. Doch lag es in der Natur der Sach, daß ein weiterer schriftlicher Verlehr sich nicht völlig vermeiden ließ, und so biente sich der König erst des Geheimen Finanzrates Boden, später Samuel von Marschall als Kabinettsekretäre. Beide Männer wurden später Minister, ihr Amt aber entwickelte sich weiter zum Kabinett des Königs.

Zimmer haben selbst die Tadler des Königs seine eigenste Schöpfung, die preußische Heer, als etwas Außerordentliches gevriesen. Die ungeheure Vermehrung des Heeres, das etwa 80 000 Mann beim Tode Friedrich Wilhelm zählte, wie seine Schlagfertigkeit waren zu deutliche Zeichen der preußischen Macht ihre Schöpfung zu sichtbar das Werk des Königs, als daß selbst die Neider ihres Gegner über sie hätten hinwegsehen können. Aber auch hier sand man doch no-

Ein Bröckchen des Originals im Nat. Museum in Berlin.

Handfertigungs handschrift:
Rescr. am die &c. Cammer, daß
Sr. K. M. feudenlich das Geld dazu
gefehn zu lassen. Den 6. Februar 1759.

Transcription:
Narren Possen Narren
Possen Narren Possen
Narren Possen

Transcription:
Narren Possen Narren
Possen Narren Possen
Narren Possen

Musfertigungsbürodrift:
Reser. an die Sc. Cammer, daß
§r. 16. III. bedenktlich das Geld dazu
gehen zu lassen. Den 6. August 1750.
Ferold. 260M. S.

reichlich Stoff zu Spott und Tadel. Die „langen Kerle“, aus denen der König für ungehöhere Summen, bis über 1000 Thaler für den einzelnen Mann, namentlich seine Potsdamer Riesengarde zusammensetzte, verlachte man und übersah, daß dies keineswegs eine Leidenschaft nur Friedrich Wilhelms war,

sondern daß man vielfach in jener Zeit die großen Menschen in besonderem Sinne geeignet für den Soldatenstand hielt, und z. B. das gelbe Regiment Graf Rütersky in Dresden ebenfalls nur aus langen Kerlen zusammengesetzt war. Man schalt über die harte, brutale Behandlung der Soldaten und ließ es doch unbeachtet, daß überhaupt das Prügeln und Schlagen der Leute auch im bürgerlichen Verhältnis herrschende Sitte war, und daß in allen Armeen der Zeit der Stock und das Spießrutenlaufen eine furchtbare Rolle spielten. Noch zeigten sich ja die Heere aus dem Auswurf der Menschheit zusammen, und jeder Thunichtgut, der sonst sein Fortkommen nicht finden, jeder Viederjahn, der in der Gesellschaft nicht geduldet werden konnte, wurde als gemeiner Soldat untergestellt, — was Wunder, daß Strafen häufig nötig wurden! Friedrich Wilhelm aber liebte „seine blauen Kinder“, und wie scharf und blutig auch die Strafen waren, willkürlich oder ungefeizlich waren sie gewiß nicht. Schon am 12. Juli 1713 vielmehr hatte der König neue Kriegsartikel erlassen, nach denen der ordentliche Richter, der Auditor — und jedes Regiment hatte einen solchen — zu richten hatte, und eher noch (seit 1692) als von den Zivilrichtern wurde von den Militärauditeuren die Ablegung einer Prüfung vor ihrer Anstellung verlangt. Freilich Desertionen waren noch an der Tagesordnung, aber das lag eben jedem Heere sozusagen im Blute, da sie aus geworbenen Mannschaften bestanden, die mit demselben Interesse oder mit demselben Widerwillen in diesem oder in jenem Heere dienten, je nachdem sie bessere Löhnnung erhielten oder Strafe zu gewärtigen hatten. In Preußen aber wurden die Soldaten besser bezahlt, besser ernährt, als irgendwo, sie hatten sogar größere Freiheit als Männer in anderen Berufen, und indem der König zugleich Schulen einrichtete, in denen jeder Soldat schreiben und lesen, rechnen und den Katechismus lernen mußte, hob er die Bildung der Leute, ihre sittliche Führung außerordentlich. Und für ihre hinterbliebenen Waisen sorgte das in Potsdam errichtete große Militärwaisenhaus, für welches der König mit der denkbar größten Freigebigkeit immer neue Summen ausziespte. Wenige Jahre nach Friedrich Wilhelms Tode behauptete ein bedeutender Schriftsteller, daß die Soldaten der preußischen



Ein Riesengardist vom Potsdamer Riesen-Garde-Bataillon des Königs Friedrich Wilhelm I.

„Donas Hinrichssohn aus Norwegen meist.
o Jus o Zoll N v Moos“
Nach dem von König Wilhelm I. selbst gemalten
Tafelbild in der Audienzhalle zu Berlin.

richtete, in denen jeder Soldat schreiben und lesen, rechnen und den Katechismus lernen mußte, hob er die Bildung der Leute, ihre sittliche Führung außerordentlich. Und für ihre hinterbliebenen Waisen sorgte das in Potsdam errichtete große Militärwaisenhaus, für welches der König mit der denkbar größten Freigebigkeit immer neue Summen ausziespte. Wenige Jahre nach Friedrich Wilhelms Tode behauptete ein bedeutender Schriftsteller, daß die Soldaten der preußischen

Armee selbst für den dreifachen Lohn nicht in ihre frühere Stellung als Knechte zurückkehren würden. Die Leute fühlten sich als Angehörige des preußischen Heeres und gaben etwas darauf, ihrem Regemente — denn ein solches bildete mit seiner eigenen Dekomie, eigenem Prediger, Auditeur, Feldscheer, Schulmeister, Zahl- und Proviantmeister ein in sich abgeschlossenes Ganzes — anzugehören.

Selbst das Drillen, die Einübung der technischen Kenntnisse, der militärischen Fertigkeit hat man zu tadeln gewußt, und ein Prinz Eugen steht an der Spitze dieser Tadler. Denn wie die Uniformierung der Armee, schon vom Großen Kurfürsten begonnen, voll durchgeführt aber erst vom König wurde, so wurde jetzt auch erst das einheitliche Exerzitium durch die ganze Armee mit dem Feuereifer der alles überwindenden Energie der großen beiden „Exerzitienmeister“, des Königs und des Fürsten Leopold, von jenem auf dem Paradeplatz in Potsdam, von diesem auf der Wiese zu Halle, durchgeführt. Aber eben dies einheitliche Exerzitium hat die Ruhe der Truppen im Feuer, die Sicherheit, mit welcher der Feldherr über sie in Schlachten verfügen konnte, hat „jene spartanische Kraft geschaffen, die ihrer Zeit Schlesien erobern und behaupten sollte“.

Auch über die Bevorzugung der Militärs vor den Zivilbeamten hat man geklagt, und diese haben sie ohne Zweifel oft schwer empfunden. Denn nicht nur wurden jene in weitaus höherem Maße des persönlichen Umganges mit dem König gewürdigt, sondern wie an der Spitze der Verwaltung oft Generale standen, so brauchte der König fast für alle Zweige der Verwaltung, bald zur Ausführung sachlicher Aufträge, bald zur Spionage über die Beamten, seine Offiziere, und für die Ausübung der Subalternstellen hielt er seine Unteroffiziere überhaupt für vorzüglich geeignet. Und richtig war jedenfalls, daß die Militärs gerade in der Richtung, in welche der König die Verwaltung gebracht sehen wollte, von vorzüglicher Brauchbarkeit waren, während es an genügend vorgebildeten Zivilisten oft noch mangelte. Andererseits aber that der König alles, um die Amtsbefugnisse zwischen Zivil- und Militärverwaltung abzugrenzen, und gerade auf diesem Gebiet hat, wie auf dem der Werbungen, früher der „Anekdotenjäger mehr gesündigt, als der vergleichende Rechtshistoriker erforscht“.

Nichts aber war zutreffender, nichts sittlich berechtigter, als wenn der König dem wohlfeilen Spotte, den die einfältigen und verfaulten Höfe über seine „Soldatenpielerei“ erhoben, den Hinweis entgegensetzte, wie jene für die frivolsten und schmutzigsten Dinge die lächerlichsten Summen hingaben, seine Ausgaben, eine Thätigkeit für das Heer aber allein zum Heil und Segen für den Staat eien. Ihm war es bitterer Ernst, und in seiner Lage mußte es ihm bitterster Ernst sein, eine feste und hinreichend große Truppenzahl zu haben, um sein Land, einen Staat zu verteidigen, und indem er sein Heer an Bucht, Gehorsam und Pflichttreue gewöhnte, indem er aus den losen Werbetruppen Friedrichs I. allnächst ein vaterländisches, d. h. großenteils aus Insländern bestehendes und von inheimischen Offizieren geführtes Heer schuf, gab er seinem Staat die innerliche Kraft, auch den heftigsten Stürmen zu widerstehen. Vor allen Dingen schaffte er jede Art Miliz ab, denn nur ein stehendes Heer konnte dem Zwecke genügen. Wie überall in jener Zeit, mußte auch er werben lassen, und bis zu 1000 Werbeoffiziere soll er teilweise gehabt haben. Aber schon 1714 verbot er die gewaltame Werbung, und zwar aus volkswirtschaftlichen Rücksichten, da sie auf die

Industrie, die Bewirtschaftung und Besiedelung empfindlich einwirkte. Im wesentlichen befrügte er sich bei den Werbungen auf das Ausland, die unendlich viele Widerwärtigkeiten mit andern Staaten — mit und ohne Grund — einbrachten, und gerade die Ausländer neigten naturgemäß zur Desertion. Daher ließ der König es zunächst zu, daß adelige Hauptleute ihre Güter einlassen in ihre Kompanien einreihen und sie nach vollendeter Ausbildung auf die Dauer wieder beurlaubten, nur im Herbst jährlich auf zwei Monate einberufen. Dies war immerhin ein Anfang für die Bewaffnung des Volkes selbst, aber wie es zu



Werbescene am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

Kupferstich eines unbekannten Künstlers in Hans Friedr. von Flemming „Der vollkommene Deutsche Soldat“, Leipzig 1726. Auf etwa $\frac{1}{3}$ verkleinert.

manchen Streitigkeiten zwischen den einzelnen Offizieren führen mußte, so war es vor allem ein Notbehelf ohne gesetzliche Grundlage. Gerade aber der Gedanke, aus dem Heere einen Teil des Volkes zu machen, denjenigen, dem die Verteidigung des Vaterlandes obliege, lebte in Friedrich Wilhelm. Schon in einem Edikt von 1714 spricht er von „dem Souverän und Landesherrn“, dem die jungen Leute „nach ihrer natürlichen Geburt und des höchsten Gottes eigener Ordnung und Befehl mit Gut und Blut zu dienen schuldig und verpflichtet seien“, und 1733 in dem Edikt über die Kantonspflicht ist der Satz, daß alle Einwohner des Landes

für die Bassen geboren seien, mit voller Klarheit ausgesprochen, nur ein kleiner Bruchteil der Gebildeten davon ausgeschlossen. Das Land wurde in Kantone geteilt, und etwa je 5000 Fenerstellen einem Infanterie-Regiment, je 1800 einem Kavallerie-Regiment zur Rekrutierung überwiesen. Man „enrollierte“ in den Städten, auf den gutsherrlichen und Amtsörfen die jungen Leute des Kantons, hob die erforderliche Anzahl jährlich aus und beurlaubte die Ausgebildeten wieder zu ihrem bürgerlichen Erwerb. Hierdurch und durch die Quartiergeber, bei denen die Soldaten wohnten, kam das Heer und Volk in die nächste Verührung und Interessengemeinschaft. Die rote Binde aber und der Püschel an der Mütze, den die zum Heeresdienst Eingetragenen trugen, wurden recht ein Zeichen, wie Armee und Volk mit einander verwuchs, der echte Stolz des Bauernohnes. Ja es kam vor, daß ein Schulmeister einen Obersten bat, ihm in die Stammlisten einzutragen und als Korporal zu beurlauben, da er anders mit den schon eingetragenen Bauernlümeln nicht fertig werden könne.

Dieses allmäßliche Hineinwachsen des Volkes in das Heer ist gegenüber der oft gescholtenen Strenge in demselben überhaupt von dem allergrößten wirtschaftlichen Segen gewesen. Eine völlig neue Lebensanschauung brachte der gediente Bauernohn nach der Erfüllung der Dienstpflicht mit in die Heimat, er hatte etliche Grundbegriffe der Bildung in sich aufgenommen, war an Sauberkeit, Pünktlichkeit gewöhnt worden, er hatte andere, vielfach bessere Sitten kennengelernt und, was besonders bedeutungsvoll wurde, er war dem Gerichtsstand der Gutsherren entzogen, denn er unterstand dem Gericht des landesherrlichen Auditeurs, und nicht der Gutsherr, sondern das königliche Regiment d. h. eine staatliche Behörde erteilte ihm die Erlaubnis zum Heiraten. Damit wurde die Hörigkeit thatächlich zerrissen, und aus dem Bauer konnte so allmäßlich ein freier Mann werden.

Noch bedentender aber war der Einfluß der Armee auf den Adel. Er erhielt durch die Armee eine völlig neue Grundlage und wurde von dem zu einem großen Teil dürftigen und elenden Leben, das er bisher geführt, befreit. Ebenso wurde der bisherige Gegensatz zwischen dem rittermäßigen Teil der Stände und dem Landesherrn thatächlich aufgehoben. Als der König es unternahm, die Stellung des Ritterpferdes, zu dem der Adel in den Reichsländern des Königs verpflichtet war, in eine jährliche Abgabe von 40 Thalern zu verwandeln, erhob sich freilich, wie erwähnt, ein Sturm der Entzüstung namentlich in dem altmärkischen und magdeburgischen Adel; selbst vor Konspirationen und Klagen beim Reichshofrat in Wien schreckte man nicht zurück, und im benachbarten Hannover und Mecklenburg fand man die Unterstützung der Gejinnungsgenossen, in Wien die ausgiebigste Förderung. Aber der König drang durch. Freilich, das Einziehen der jungen Söhne des Adels zum Kadettencorps, das der König statt der zwei kleinen in Colberg und Magdeburg in Berlin errichtete, kostete anfangs in nicht seltenen Fällen beinahe Anwendung von Gewalt; aber schon 1722 zählte man 300 Kadetten, und bald ward es in immer höherem Maße Sitte für den Adel, im Heere des Königs zu dienen. Wenn der Offizier des dreißigjährigen Krieges, von der Pike auf dienend und ohne Rücksicht auf seine Vergangenheit befördert, immer etwas vom „Räuberhauptmann“ an sich hatte, und auch zur Zeit König Friedrichs I. sich wieder unsaubere Elemente in den Offiziersstand eingenistet hatten, so wurden diese jetzt völlig ausgemerzt und nur Leute von Ehre und untaeligen Sitten, adelige wie auch bürgerliche, aufgenommen.

Und indem der König für die Offiziere ein besonderes Dienstreglement (1726) erteilte, daß vom Offizier zwar unabdingten Gehorsam verlangte, aber ausdrücklich die Ausnahme hinzufügte: „es sei denn, daß er an seiner Ehre angegriffen wird“, impfte er dem Offizierkorps jenen besonderen Geist ein, der durch die völlige Hingabe an den Dienst und den leidenschaftlichen Pflichteifer der Vaterlandsliebe die beste Heimstätte gab. Und die Zucht und Ordnung, die gute Wirtschaft und das ehrbare Leben, das der König von seinen Offizieren verlangte, die neue soziale und politische Lebensauffassung wonach nicht mehr ständische Vorrechte, sondern der Dienst des Landesherrn, der Dienst des Staates als das höchste Ideal, das wahre Interesse erschien, brachte der ausgediente Offizier auf sein Gut, in die Kreise seiner Standesgenossen zurück und rief auch hier eine neue Auffassung vom Staate hervor.

Dadurch aber, daß der König allen und jeden Bedarf des Heeres allmählich mir im Lande zu kausen bezahlte, worauf noch zurückzukommen ist, sowie dadurch, daß die Soldaten bei den Einwohnern lebten, und endlich dadurch, daß am 14. Mai 1713 auch die Kavallerie in die Städte verlegt, und so der Baner von der schweren Naturallieferung entlastet wurde, wirkte die Armee ebenfalls ganz außerordentlich auf die Hebung der Volkswirtschaft ein, und das Geld blieb, was der König „den Stein der Weisen“ nannte, im Lande.

Denn „Mehrung der Revenuen und Konservation der Unterthanen“, das war und blieb die Parole des Königs vom Anfang bis zum Ende. Unendlich viel lag ihm an der Steigerung der Einnahmen, der Füllung der Kassen, aber wehe dem Beamten, der auf Kosten der Unterthanen, wie man es nannte, „Plus zu machen“ suchte! Den Unterthanen leistungsfähig machen und erhalten, die eingekommenen Steuern sachgemäß dem Lande zum Heile verwenden, das war es, woran alles anknüpfte, das war es, was der König seinen Beamten als ihre teure Pflicht gegen Gott und ihn selbst immer ansäss neue einschärzte. —

Die Einnahmen des Staates beruhten im wesentlichen auf den Domänen und den Kriegsgefällen. Wie fast durchgehend griff der König auch hier während der ersten zehn Jahre seiner Regierung nur hessend und bessernd ein, ohne auf radikaler Änderung zu bestehen. Doch vereinigte er schon durch das Edikt vom 1713 27. März 1713 die für die sogenannte Kammerverwaltung, d. h. alle Domänen-gefälle bestehenden verschiedenen Behörden, die Geheime Hofkammer, das Über-jägermeisteramt, Generalpostamt, die Hofstaats- und Schatzkasse im General-finanzdirektorium, von dem nunmehr alle Regalien, namentlich das Postwesen, die Forsten, Münze, Zölle u. dergl. abhängen. An die Spitze der Behörde wurde der bisherige Präsident der Hofkammer, von Kamke gestellt, dem zwar als dem verantwortlichen Leiter unbedingt Gehorsam zu leisten war, dem aber für das Kassen- und Rechnungswesen doch der bisherige Auditeur im Regiment des Kronprinzen, Grenz an die Seite trat. Ebenso wurde Ordnung in die Amtskammern der einzelnen Provinzen gebracht, ihnen die erforderliche Anzahl von Räten zugesetzt, diesen der Sitz der Behörde als ständiger Wohnsitz zugewiesen und in den Domänenkommisariaten in Preußen und den mittleren Provinzen ein neues Amt von einschneidender Bedeutung geschaffen, da die Kommissare alle Güter in ihrem Bereich zu bereisen und bis ins einzelne hinein über die Wirtschaft zu berichten hatten. Wir bemerkten schon, welchen Schaden die Vererbtpachtung der Domänen dem Staate gebracht hatte, und gleich beim Regierungsantritt ging der

König auf dem 1710 eingeschlagenen Wege mit rüstigsten Schritten weiter. Da jene nämlich unzweifelhaft eine Art von Veräusserung der Domänen darstellte, die durch die Hausgesetze wie die den Ständen gegebenen Reversie verboten war, so hob Friedrich Wilhelm in dem berühmten „Edikt von der Inalienabilität der alten und neuen Domänengüter“ alle Erbverpachtungen gegen Rückgabe der gezahlten Summen und so billige Bedingungen völlig auf, daß die meisten Erbpächter sich mit der Aenderung einverstanden erklärten. Er kehrte zur Zeitpacht zurück, die sich etwa 1727 in die Generalzeitpacht umsetzte, d. h. es wurden nicht mehr



Kriegsschule am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

Kupferstich eines unbekannten Künstlers in Hans Friedr. von Flemings „Der vollkommene Teutsche Soldat“, Leipzig 1726. Auf etwa $\frac{1}{3}$ verkleinert.

einzelne Teile, sondern nur ganz abgerundete Domänen auf sechs Jahre verpachtet, und namentlich arbeitete von Görne Regulative aus, die eine dem wahren Ertrag entsprechende Pachtsumme erzielen sollten. In demselben Edikt bestätigte der König die Unveräußerlichkeit sowohl der vorhandenen, wie der von ihm zu erwerbenden Domänen, dehnte aber zugleich in lebendiger Erfassung des staatlichen Gedankens, überaus pflichtgetreuer Anschauung seines königlichen Berufes die Eigenschaft der Unveräußerlichkeit auch auf das private Stammgut der königlichen Familie aus, hob den Unterschied zwischen Schatull-, ordinären Kammergütern in totum auf

und legte auch diesen die Natur und Eigenschaft rechter Domanial- und Tasel-güter samt der denzelben in den Rechten anstehenden Qualienabilität bei", d. h. er schenkte dem Staate das Privatgut der königlichen Familie. „Hier und hier zuerst erhob sich ein Fürstenhaus zu der ganzen Höhe seiner öffentlichen Pflicht“. Dazu kam nun, daß der König auch das Forst- und Jagdwesen den Amtskammern unterstellt, daß er überall wirtschaftliche Verbesserungen im weitesten Umfange einführte und manches andere, so daß die gesamten Domanial-Einnahmen in der Zeit von 1713—1740 von 1,890,613 Thaler auf 3,300,940 Thaler, d. h. die Hälfte aller Staatszinnahmen stiegen.

Die andere Hälfte waren die Kriegsgefälle, d. h. die Kontribution vom flachen Lande und die Altzise in den Städten. Diese führte Friedrich Wilhelm auch in Cleve — allerdings unter sehr erheblichen Schwierigkeiten — ein, so daß sie mit Ausnahme von Geldern im ganzen Staat erhoben wurde. Und ihre wohlthätige Wirkung, die gleichmäßige Besteuerung aller Unterthanen ohne Ausnahme, zeigte sich auch hier. Die Erhebung dieser Kriegsgefälle war die Ausgabe der Kommissariate in den einzelnen Provinzen, die dem Generalkommissariat, an dessen Spitze Grumbkow gestellt wurde, unterstanden und neben dem Steuerwesen zugleich die Aufsicht über die Städte, die neuen Besiedlungen und das gesamte Militärverwaltungswesen zu üben hatten. Die Kommissariate und unter oder neben ihnen der commissarius loci oder Stenerrat wurden für die gesamte Staatsverwaltung, vornehmlich die Steuer- und Finanzreform und dadurch wieder für die endgültige Beseitigung jeder ständischen Mitregierung das wichtigste Amt. Alles in allem brachten die Kriegsgefälle zuletzt etwas mehr als die Domänen ein, und von der Gesamteinnahme des Staates, die sich 1740 auf 6,917,192 Thaler belief, wurden etwa fünf Millionen für das Militär, fast eine Million für die Ansammlung des Staatschages und etwa ebensoviel für Zivil- und Hofzwecke verausgabt.

¹⁷¹⁴ Für die Kontrolle der Rechnungen beider höchster Behörden war schon 1714 die Generalrechenkammer errichtet, die unter dem Vorsitz von Creuz direkt unter der unmittelbaren Leitung des Königs jenen herrlichen Zustand der preußischen Finanzen begründet hat, der es bei peinlichster Einhaltung der pünktlichsten Zahlung jeglicher Posten ermöglichte, jene großen Ausgaben für das Militär zu machen und einen Schatz anzusammeln, der 1740 — ohne die baren Bestände in den Kassen von einer Million und ohne die, einen Wert von anderthalb Millionen darstellenden Silbergeräte in den königlichen Schlössern — 8,700,000 Thaler betrug.

Bei dem weiten Umfange der Geschäfte des Kommissariats aber kam es, zumal als die Altzise auf das platte Land ausgedehnt wurde, zu fortwährenden Kompetenzstreitigkeiten zwischen den Kammern und den Kommissariaten, die immer ärger und ärger wurden und selbst in den Spalten, dem Generalfinanzdirektorium und dem Generalkommissariat trotz der von Grumbkow aufgestellten principia regulativa nicht zu beseitigen waren. Je mehr der König die Erhöhung der Erträge und doch zugleich die geringere, relativ gleichmäßige Belastung der Unterthanen erstrebte, um so mehr mußte sich ihm die Überzeugung von den Nachteilen einer doppelten Finanzverwaltung aufdrängen. Und zwischen beiden bestand in der That ein sachlicher Gegensatz, indem die Kammern mehr die alten „privatrechtlichen und privatwirtschaftlichen Gesichtspunkte“, die Kommissariate, denen die

ganze Vorliebe des Königs daher gehörte, „die staatsrechtlichen und staatswirtschaftlichen Gesichtspunkte“ zur Geltung brachten und beide so den Gegensatz zwischen der alten und neuen Zeit vorstellten. Natürlich aber bewirkte jeder Zwist zwischen beiden Verwaltungen nur Nachteile der Unterthanen, wie der staatlichen Kassen. Radikalen Änderungen überhaupt abgeneigt, überlegte der König die Frage ein ganzes Jahr hin und her, korrespondierte auch von seinem abgelegenen Jagdschloß Schönebeck aus, wohin er sich zurückgezogen, mit dem Fürsten von Anhalt über die Frage, wie den Schwierigkeiten abzuholzen sei. Möglich ist, daß der Fürst dem Könige die erste Idee von einer Vereinigung beider Aemter gegeben hat, wenigstens schreibt dieser selbst, daß „er des Fürsten Räsonnement wegen der combination der Kommissariate und Kammern reißlich überlegt habe und alle Tage mehr empfinde, daß es seinem Interesse convenabler sei“. Doch fand er, daß die Kombination „vors erste Confusio mache und resolution deshalb, Fuß vor Fuß zu gehen und crüth das Generalkommissariat und Finanzdirektorium zu combiniren“. Jedenfalls röhrt der Entwurf zu der „neuen Verfassung seines Staates“ ganz vom Könige selbst her, im Dezember hat er ihn — „da ich denn wirklich an dieser Fassung und resolution selber schreibe, es so zu fassen, wie ich gedenke, daß es gut sein wird“ — in Schönebeck selbst ausgearbeitet und niedergeschrieben, und im Januar 1723 ist er nach seinem Tiktat durch Thulemeyer in die endgültige Form gebracht. Am 19. Januar 1723 wurde die neue Behörde eingesetzt und jeder einzelne Beamte dem Könige neu vereidigt. Ganz abgesehen von den Eigenschaften, die der König hier von seinen Beamten verlangt, wie Ehrlichkeit, offenen Kopf und vor allem Verantwortlichkeit für jede That, jedes Schriftstück, wird die gesamte innere Verwaltung nun nur einer direkt unter dem Könige stehenden Behörde, dem Generaloberkriegs-, Finanz- und Domänendirektorium oder kurz dem Generaldirektorium unterstellt und dieses in fünf Departements unter je einem Minister zerlegt. Jedes Schriftstück, das dem Könige unterbreitet wurde, mußte die Unterschrift aller fünf Minister tragen, und jeder von ihnen war dafür verantwortlich, „einer für alle und alle für einen“. Ein regelmäßiger schneller Geschäftsgang wird ihnen zur besonderen Pflicht gemacht, bei schwerer Geldstrafe müssen sie pünktlich des Morgens um 7 bez. 8 Uhr den Dienst beginnen und dürfen „nicht aneinandergehen, bis alle und jede Sache . . . abgethan worden, damit nicht ein Bettel davon übrig bleibe“. Waren um 12 Uhr mittags die Geschäfte noch nicht erledigt, so hatte die Hofküche ihnen ein gutes Mittagessen zu liefern. So kam es, daß in einer Sitzung 22 bis 36 verschiedene Sachen abgehandelt wurden, und das Generaldirektorium fast unglaubliche Leistungen aufweisen konnte. Das Bezeichnende aber war in dem Eide ausgedrückt, den jedes Mitglied dem König neu zu leisten hatte. Jeder Einzelne mußte schwören „S. M. Nutzen und Bestes, insonderheit die wahre Verbesserung und Vermehrung der sämtlichen Revenuen und Einkünfte, ingleichen die Konservacion der Unterthanen in Stadt und Land nach allen Kräften zu fördern, alles was dem zuwider und S. M., sowie den sämtlichen Ländern und Unterthanen nachteilig sein möchte, abzuwenden und zu verhüten“. Das Präsidium führte der König selbst, „um denselben desto mehr Lustre, Autorität und Nachdruck beizulegen“.

Wie die Zentralbehörde, wurden auch die Provinzialkommissariate und Kammern zu einer Provinzialkammer vereinigt, die in je zwei Abteilungen, die Domänen-

und Kriegsabteilung, zerfiel. Alle Räte aber mußten sich, zumal in der Zentralverwaltung, mit den sämtlichen Zweigen der Verwaltung vertraut machen und konnten dies bei den speziellen Vorschriften, die der König gab, auch bewerkstelligen. Ebenso sorgte der König durch Aufnahme von Auskultatoren auch für die Bildung und Heranbildung jüngerer geeigneter Kräfte auf den Universitäten, wie im praktischen Dienst und gab Vorschriften für den Subalterndienst von solcher Sachkunde, daß sie großenteils noch heut in Geltung sind.

Gleichzeitig erfolgte eine entsprechende Aenderung der Generalrechenkammer, die in zwei Abteilungen zerlegt und dem Generaldirektorium angegliedert wurde. Jeder Minister hatte der Prüfung der Rechnungen aus seinem Departement zu präsidieren und im Generaldirektorium darüber vorzutragen, dieses aber die sämtlichen Rechnungen abzunehmen.

Von der hervorragendsten Bedeutung aber war, daß sich seit 1717 das Landratsamt immer stärker entwickelte, daß es, auf einer alten städtischen Einrichtung beruhend und versehen durch einen adeligen Gutsbesitzer, doch immer mehr und mehr die dem Provinzialkommissariat untergeordnete und mit landesherrlichen Aufträgen aller Art beauftragte Lokalinstanz wurde. Sichtbar für fast alle Landleute vertrat der Landrat die Regierung und behielt doch das volle Vertrauen der Rittergutsbesitzer. Er vornehmlich wurde das versöhnende Bindeglied zwischen den Ansprüchen der adeligen Stände und der monarchischen Staatsgewalt.

Eine außerordentliche Thätigkeit entwickelte der König namentlich in den vielsachen Instruktionen, die er meist persönlich für alle Beamten von dem vornehmsten Minister bis zum geringsten Kanzleidiener und Handlanger entwarf. „Lehrbuchartig“ hat man diese umfassenden Instruktionen zureissend genannt und sie in ihrer gleichmäßigen Ausbildung des formalen Geschäftsganges, wie der materiellen Verzeigung als „wahre Muster der Zeit“ gepriesen. Und nicht gern glaubte der König thun zu können in der Kontrolle über ihre Ausführung. Diensteide, regelmäßige und außerordentliche Berichte, Inspektionen und Visitationen jeder Art, doppelte Kassenbeamte, Kantonen und Revisionen dienten derselben, Beamte wie Offiziere mußten über jeden Mißstand Meldung thun, und die Minister sollten alle Uebelstände kennen, bevor sie rückbar wurden. „Mit nichts sollte hinter dem Berge gehalten, noch mit Unwahrheiten dem Könige unter die Augen gegangen werden.“ Und er selbst sorgte dafür, daß dies nicht möglich war. Alles untersuchte er persönlich, alles sah er, in alles griff er ein, alles prüfte, ordnete, besserte er selbst, über die kleinsten Dinge entschied er direkt. Eben darum bereiste er jährlich das Land, um die Uebelstände in der Verwaltung wie in der Gesellschaft durch eigene Anschauung kennenzulernen, für ihre Beseitigung die geeigneten Mittel zu ergründen.

Denn alle Behördenorganisationen zielten auf nichts anderes als auf die „Konservierung der Unterthanen“, die Verbesserung des Landes. Noch immer litt man aufs heftigste unter den Nachwirkungen des großen Krieges, noch immer waren Land und Leute entfernt nicht wieder auf der Stufe des materiellen Wohlstandes angelangt, der vor dem großen Kriege und bis 1624 geherrscht hatte. Noch immer war die Zahl der wüsten Stellen in den Städten sehr groß, am größten vielleicht in der Altmark, wo ihrer 1721 z. B. in Stendal 365, in Salzwedel 191 gefunden wurden. Aber auch in den kurfürstlichen Städten betrug ihre Zahl 3257, und auf dem platten Lande lagen noch immer die weitesten

Strecken einst wohlbebauten Landes, zahllose Hufen und Dorfmarken wüst und unbewohnt. Von Anfang an hatte der König daher sein Augenmerk auf die „Peuplierung“, d. h. auf die Vermehrung der Bevölkerung, die neue Besiedelung des Landes gerichtet und war den Versuchen von Gutsherren und Pächtern, solcher wüsten Hufen sich zu bemächtigen, entgegengetreten, weil dadurch die Lust der Gutsunterthanen zugleich auf die neu angeeigneten Landstrecken ausgedehnt und die Peuplierung gehemmt wurde.

„Menschen halte vor den größten Reichtum“ und „wenn das Land gut peupliert ist, das ist der größte Reichtum“, schreibt Friedrich Wilhelm, und wenn man den niedrigen Stand der Kultur beachtet, auf dem dünn bevölkerte Länder regelmäßig stehen, so wird man die Bedeutung dieses Satzes zu würdigen wissen und in dem Eifer, mit welchem der König sogar seine langen Herle an hochgewachsene Mädelchen zu verheiraten suchte, doch auch wieder den volkswirtschaftlichen Grundgedanken des Königs finden. Es war ja geradezu entsetzlich, daß in Preußen z. B., wo heute 2700 Menschen auf einer Geviertmeile wohnen, damals höchstens 600 ihr Dasein fristeten und natürlich entfernt nicht im stande waren, der Natur die Erträge abzugewinnen, die sie zu bieten vermochte. Vielmehr mußten gerade die weiten unbebauten Ebenen jede Kultur schon im Keime ersticken. Im Laufe des dreißigjährigen Krieges war, wie erwähnt wurde, etwa ein Drittel der Bevölkerung ums Leben gekommen, und dies zu ersehen, war daher eine naturgemäße Aufgabe der Regierung. Ungeheuer aber ist ihr Erfolg zu nennen. Denn es gelang ihr, im Laufe eines Jahrhunderts bis 1740 durch fremde Zugänger die Bevölkerungsziffer um den vierten Teil, um 600 000 zu erhöhen. Im ganzen wird damit der Verlust an Menschen, den der Krieg herbeigeführt, durch die Arbeit der brandenburgisch-preußischen Herrscher dem Lande wieder ersetzt sein. Von ungleich größerer Bedeutung war jedoch, daß die Bevölkerung wieder fähig war, ihre natürlichen Gaben zu brauchen, um den Reichtum des Landes zu heben oder vielmehr, um ein der menschlichen Würde gemäßes Leben zu führen. Und eben hierfür war der König und seine Behörden vorzugsweise thätig, und während sonst in Europa die schwindelhaftesten Bankunternehmungen, wie die Mississippi-Aktien Laws in Frankreich, die Bubbles und die Südseekompagnie in England Staat und Unterthanen an den Bankrottührten, erhob sich in Preußen Friedrich Wilhelm zu einer unter den damaligen Verhältnissen des Landes unzweifelhaft richtigen, die Bedingungen des wirtschaftlichen Gediehens ihrem ganzen Zusammenhange nach voll würdigenden Anschanung. Vor allem die Wechselwirkung zwischen Landwirtschaft und Industrie, die Abhängigkeit, in der beide, oft als natürliche Feinde angesehene Zweige menschlicher Thätigkeit von einander stehen, wurde mit durchdringendem Verständnis für alle Wirkungen im großen wie im kleinen in Obacht gezogen, und die Gesamtheit der Interessen, der Lebensbedingungen aller Unterthanen bildete das Feld, für dessen Bestellung die Behörden thätig sein mußten.

Wir hörten, in welcher Weise der König die Domänen dem Staate und dem Gesamtinteresse dienstbar zu machen wußte. Wichtiger noch war, aus dem hörigen einen freien Bauernstand zu schaffen und diesen sowohl durch Belehrung über einen rationalen Wirtschaftsbetrieb, wie durch möglichst geringe Belastung leistungsfähig zu machen. Wenigstens auf den Domänen, in den königlichen Amtsörsjern wurde die Leibeigenschaft völlig aufgehoben. Denn, wie es in einem der be-

züglichen Edikte heißt, „der König habe in Erwägung gezogen, was es für eine edle Sache sei, wenn die Unterthanen statt der Leibeigenchaft sich der Freiheit rühmen, daß Ihrige desto besser genießen, ihr Gewerbe und Wesen mit um so mehr Begier und Eifer als ihr eigenes betreiben und ihres Hanses und Herdes, ihres Ackers und Eigentums sowohl für sich als die ihrigen, für Gegenwart und Zukunft desto mehr gesichert seien“. Troy der notwendigen Beschränkung auf die Domänen mußte aber eine solche Maßregel, ebenso wie die Einrichtungen des Heeres, auch für die Gutsunterthanen des Adels und der Städte mittelbar von Einfluß werden. Soweit es möglich war, ergriff der König auch für diese Maßregeln, die unmittelbar zur Besserung ihrer Lage führten, wie er denn vorzüglich das bekannte Mandat gegen das Schlagen der Bauern erließ (9. April 1738) und die Uebertreter mit der Narre, ja mit Todesstrafe bedrohte. Auch gegen die Ungehörigkeiten, die sich die Soldaten auf dem Marsch wie auf Urlaub leicht gegen die Bauern zu Schulden kommen ließen, schritt der König mit Entschiedenheit ein, bedrohte die Unteroffiziere und Gemeinen, wie auch die Offiziere, von denen er doch „die Meinung habe, daß sie nicht capable seien, ohne extra ordinair gegebene Ursach die armen Bauern und Unterthanen mit Schlügen und Prügeln übel zu traktiren“, mit empfindlichster Strafe. Ebenso verbot er das Auskaufen der Bauern auf den nicht königlichen Aemtern, wies die Kammern an, „dahin zu sehen, daß kein Landesvassall von denen Markgrafen an bis zu dem geringsten, er sei wer er wolle, sich eigenmächtig unterstehen dürfe, einen Bauern ohne begründete raison und ohne den Hof gleich wieder zu besiegen, aus dem Hofe zu werfen“. So erhielt auch der Gutsbauer die größtmögliche Sicherheit seines Eigentums, und war damit die Hoffnung auf guten Anbau und ordentliche Bewirtschaftung gegeben. Vornehmlich aber mußten die Kammern auf die Eigenschaften der Domänenpächter achten, in deren Hand das Wohlsein der Amtsbauern wesentlich ruhte, und unter der Aufsicht der Kommissariate haben diese „Beamten“ oder Überamtleute Hervorragendes geleistet. Endlich hatte der König gleich im Anfange die Leistungen der Bauern aufzeichnen lassen, die sie der Gutsherrschaft schuldig waren, und so wenig er diese rechtlich begründeten Verhältnisse völlig lösen konnte, so setzte er der wirtschaftlichen Ausbeutung der Bauern doch durch die Verordnung, daß sie in der Regel nur einen Tag in der Woche zu „scharwerken“, d. h. Spanndienste zu thun verpflichtet sein sollten, eine Schranke. Allerdings nur allmählich und als Beispiel vermochte der König hier zu wirken, aber wenn auf den königlichen Domänen die wirtschaftlichen Fesseln des Bauern gelöst wurden, so war dies, da mehr als ein Drittel des ganzen Grundbesitzes Staatseigentum war, doch von durchgreifender Bedeutung.

Die Bebauung des Landes selbst war wieder einer der Zweige, für die der große Wirt in Preußen die volle Sachkunde und die vollste Hingabe hatte. Unermüdlich ist er für die Verbesserung, die „Meliorationen“ thätig, er weiß, welche Frucht dem jedesmaligen Boden entspricht und sorgt dafür, daß sie gepflanzt wird. Die Pflege der Viehzucht, hauptsächlich der Pferdezucht, die Wiesenkultur, die Anlage von Hopfen- und Obstgärten, Pflanzung von Maulbeerbäumen zur Einbürgерung des Seidenbaues, der Schutz gegen ausländischen Weitbetrieb, die Schaffung von Absatzwegen, die Anlage königlicher Getreidespeicher, die Einwirkung auf die Getreidepreise, und was irgend sonst zur Pflege des Bodens beiträgt, für alles hat der König ein offenes Auge. Ueber alles müssen ihm die Amtleute und

Kammern regelmäßig berichten, für alles erläßt er die geeigneten Weisungen, Ernahmungen, Antriebe, für alles stellt er Vorbild und Beispiel hin, alles durchdringt er mit dem Feuerfeuer seiner Seele und überwacht die Ausführung.

Freilich sollen die Einnahmen vermehrt, der Bestand der Domänen durch geeignete Ankäufe vergrößert werden, aber allemal ist die Schonung der Unterthanen, ihre Beförderung und ihre Leistungsfähigkeit vorangestellt und solle „keine Auslage gemacht werden, bei der die Unterthanen nicht bestehen können“. Damit die Lasten mit gleichen Schultern getragen werden könnten, wurden für die Erhebung der Kontribution fast überall neue Matrikel angelegt, die Kataster in Ordnung gebracht und auf gleichmäßige Klassifikation und Quotifikation gesehen, die Kontribution nach der Aussaat und Fruchtbarkeit, der „Bonität“ der Güter erhoben. Ausländische Früchte, vor allem das polnische, zeitweise auch das sächsische und mecklenburgische Korn, werden so hoch versteuert, daß der Absatz der inländischen leicht möglich wird, für Beiten des Misswachses werden allmählich in allen Teilen des Landes Magazine angelegt, der Ausgangshandel des Getreides dagegen nur mit einer „leidlichen Akzise“ belegt“.

Vor allem wichtig blieb aber die Urbarmachung des Landes, und hier hat der König namentlich in der Entwässerung der angedeihenden Havelbrüche, des sog. Rhin- und Havelländischen Luchs, das erstaunlichste Beispiel gegeben. Dasselbe bedeckt eine Fläche von 22 Geviertmeilen, die, abgesehen von ganz geringem Weidewert bei trockener Witterung im Sommer, keinen Ertrag gab, sondern nur zahlreichem Wild besonders Wasser- und Sumpfvögeln, zum Aufenthalt diente. Der König unternahm es, dies weite, manch deutschem Fürstentum an Größe gleichende Gebiet, für die Kultur zu gewinnen, und wie viel Schwierigkeiten auch die Interessenten (52 Ortschaften und 62 größere und kleinere Besitzer) in Verkenntung des zu erwartenden Nutzens erhoben, vollendete er es, unterstützt vornehmlich durch den Oberjägermeister von Hertefeld, Minister Statthalter, Generalmajor von Gersdorff und Kammerpräsidenten von Fuchs, binnen sieben Jahren und mit unverhältnismäßig geringen Kosten. Durch zwei große Gräben, einen nach der Havel, einen nach dem Rhin, und durch unzählige andere Gräben, deren gesamte Länge $67\frac{3}{4}$ Meilen ausmachte, war das Luch trocken gelegt, und die ganze Fläche für eine geordnete und gesicherte Bodenbebauung gewonnen. Auf dem Könige gehörigen und durch Ankäuf bis auf gegen 15,000 Morgen vergrößerten Besitz wurde hier die Musterwirtschaft Königshorst angelegt, die insbesondere für die Viehzucht und Butterbereitung nach holländischer Art vorbildlich wirkte, indem hier für Bauerntöchter eine zweijährige förmliche Unterweisung in der Meierei, der Milchwirtschaft, der Butter- und Käsebereitung stattfand. Weit über fünf Prozent wirtschaftete der König aus seinen Gütern heraus, und umhängbar ist der Gewinn des Landes, der vorzüglich durch das Muster dieser Domäne auf die Bewirtschaftung der adeligen Güter anging.

Überhaupt war die bessere Bewirtschaftung und dadurch herbeigeführte Hebung der finanziellen Lage für den Adel ein ebenso wesentlicher Erfolg für den Verlust der ständischen Rechte, wie der Dienst im Heere des Königs. Geviß hatte die Vorliebe für einfach bürgerliches Wesen, die man vielfach bei Friedrich Wilhelm bemerk hat, nicht in einer Abneigung gegen den Adel ihren Grund. Gerade die Personen, mit denen der König vertraulich umging, gehörten ihm an, und aus seinen Reihen stammten seine Generale und nicht wenige seiner

Räte. Wie ging es dem Könige aus Herz, als er mit einem Getreideausfuhrverbot „seinen getrennen Adel“ einmal auch finanziell schädigen mußte! Aber alle öffentlichen Dienste ließ er durch seine Beamten versiehen, die nur wegen ihrer Tüchtigkeit und Sachkunde angestellt wurden. So weiter aber die Einführung der indirekten Steuern vorsah, um so mehr wurden auch das Steuerbewilligungsrecht und damit die ständige Steuerverwaltung, der Landkassen, wie die Landtage überhaupt hinsäßig. Natürlich erhob sich dagegen Widerstand, und mehrfach wurde der König um Anberamung neuer Landtage angegangen. Friedrich Wilhelm sah in ihnen wesentlich die „Auswendung merklicher Kosten“. Gelegentlich ließ er sie daher wohl zusammentreten, „ich lasse den Junters den Wind der Landtage“, aber „in dem Allergn. Vertrauen, sie werden sich zu dero Bergnügen überall wohl ausführen und dero Ordres besser parieren als bis anhero bei einer und anderer Gelegenheit geschehen“. Am schärfsten war noch der Widerspruch in Ost preußen und im Magdeburgischen. Diesen erwähnten wir schon, von jenem wird noch die Rede sein. Das Wesentliche ist, daß der König dem Adel für inhaltlos gewordene oder dem Ganzen schädliche politische Rechte eine neue Grundlage seines Daseins, ein neues Feld seiner Thätigkeit gab, den Gegensatz zwischen Landesherrn und Adel zerstörte. Fortan wetteiferte der Adel mit dem Landesherrn im Dienst für das Ganze, in der Hingabe für den Staat. Der preußische Adel hatte die seiner würdige Stellung gefunden. Mit Opfern an Gut und Blut hat er sie allzeit zu behaupten gewußt.

Allein weit einnehmender noch war des Königs Regierung auf die Städte. Allerdings hatte schon der Große Kurfürst die bessernde Hand an deren Zustand gelegt, und auch Friedrich I. hatte das Seinige gethan, um die sittliche Fäulnis und Verderbtheit in der städtischen Verwaltung zu heben. Aber gerade hier war man nicht über gelegentliche Reformen bei einzelnen Städten hinausgekommen, waren andere Anläufe im Sande verlaufen. Erst Friedrich Wilhelm hat durch seine Kommissariate und Spezialkommissare Wandel geschaffen. Man muß sich freilich weitans die meisten Städte nur klein vorstellen, aber im ganzen doch nicht viel kleiner als heute, und die städtische Bevölkerung betrug in der Kurmark 1740 schon etwa 44% der gesamten Einwohnerzahl gegen 56 der ländlichen. Preußen war also schon damals keineswegs ein nur agrarischer Flächenstaat mit dünn gesäeteten Städten, nur daß sich auch hier ein großer Gegensatz zwischen den einzelnen Territorien vorsah, so zwar, daß in Cleve aus 1,3 Geviertmeile eine Stadt, in Preußen aber erst aus 12 Geviertmeilen eine solche kam. Indessen soviel ist klar, daß das Wohl oder Wehe von mehr als einem Drittel der Untertanen für den Staat selbst wesentliche Bedeutung hatte. Verfassung wie Verwaltung der Städte war aber fast durchgehend derart, daß ein Gediehen nicht erfolgen konnte. Fast überall ruhten die Magistratsstellen in den Händen weniger Familien, die stets — oft genug nur durch Bestechungen und Unterschleise — ihre Söhne in das Magistratskollegium zu bringen wußten, dessen übergroße Mitgliederzahl — in Berlin gab es z. B. 1707 auf 55 000 Einwohner 75 Bürgermeister und Ratsherren — nur Verwirrung aber keine Erledigung der Arbeiten herbeiführte. „Das wechselnde Ratsmittel“, d. h. das System, den Vorsitz im Rat und die übrigen Aemter in gewisser Reihenfolge unter den Mitgliedern wechseln zu lassen, war keine Quelle der Kontrolle mehr, sondern eine Gelegenheit zur Verschleppung der Beschlüsse, zur Bereicherung derer, die das

Hest im Händen hielten — wie denn der abgehende Kämmerer dem neu an-tretenden wohl auf Treu und Glauben ein Handbuch und eine Büchse gab oder überhaupt den Bestand behielt, bis er wieder ins Amt trat. Die Geschäfts-ordnung war die allerschlechteste und wurde von herrschsüchtigen Bürgermeistern völlig gemischaucht, ließ gewissenlosen Thür und Thor öffnen. Dabei hatten die älteren Ratsglieder oft sehr gute Gehalte, die durch besondere Gelegenheits-gelder und Sporteln erheblich vermehrt wurden. Bielsach kam es vor, daß einzelne „Senatoren“, wenn sie Geld brauchten, sich die Pachtsumme städtischer Pächter vor dem Fälligkeitstage auszahlen ließen, und ihre Quittung von der städtischen Kasse als barer Pachtschilling angenommen wurde. Ganz unabsehbar war die Reihe der von „den Herren“ in Anspruch genommenen Naturallieferungen: Benutzung der städtischen Gebäude nebst der für diese bestehenden Einquartierungs-freiheit, das in der Stadtheide geschossene Wild, die in den städtischen Seen und Flüssen gesangenen Fische, der Gewinn aus den städtischen Forsten, die sämtlichen Naturallieferungen der städtischen Dörfer, die Pferde und Wagen der Stadt zu Privatreisen, Anspruch auf die meist kostbaren Meisterstücke der Handwerker, be-sondere Sporteln bei Vermietungen städtischer Gewölbe und dergleichen, alles das meinten sie für ihren Beutel in Anspruch nehmen, der städtischen Kasse entziehen zu dürfen. Es galt allgemein als Recht der „Herren“. Ja das Getreide, das den Magistratsmitgliedern von städtischen Gütern zustand, beliebte es ihnen wohl, am Fälligkeitstermine nicht anzunehmen, um erst in Zeiten des Mangelwachses vom städtischen Speicher die ganze Menge des fälligen Getreides zu erheben und für die höchsten Preise zu verkaufen. Dazu wurde bei allen dentbaren Gelegenheiten auf Kosten der Stadt, die eben hierfür das kostbarste Tafelgerät hielt, gegessen und getrunken. Wie wenig dabei erspart wurde, zeigen z. B. Rechnungen aus Cleve, wo in einem Jahre Hunderte von Thalern allein für Mandeln, Rosinen und Zuckerwerk ausgegeben wurden. Auch fanden die Herren kein Unrecht darin, wenn sie sich bei Hochzeiten und Kindtaufen nicht auf ihre, sondern auf städtische Kosten beschenkten.

Dieser Macht der herrschenden Familien gegenüber war die Bürgerschaft so gut wie rechtlos, und wenn auch hier und da sich noch eine Art Vertretung derselben erhalten hatte, so waren deren Mitglieder höchstens Fa-Herren, die ohne Kunde der Geschäfte blieben und nur „zu mehrerem Staat und Pracht auf den Quer-bänken saßen“, während „die Herren an der table d'honneur oder Ehrentafel“ die Entscheidung trafen. In der Natur der Sache lag es auch, daß eine solche Herrschaft weniger Familien auf jede Weise die Aufnahme Fremder zum Bürger-recht, die Zulassung zur Kaufmannschaft oder in die Kunst aufs äußerste er-schwerte. Die Kleinbürger, d. h. gewöhnlich alle Mieter, durften weder ein Handwerk treiben, noch ward ihnen eine Teilnahme an den städtischen Gerechtsamen zugestanden. Die Rechtspflege der Städte, die entweder der Rat, bezw. der Bürgermeister allein, oder ein besonderes Stadtgericht übte, wurde in bodenlosester Weise gehandhabt. Die Unfähigkeit der Richter, die Unsicherheit des Rechts, die schwankenden, dem Belieben anheimgegebenen Formen des Prozesses, die will-fürliche Höhe der Sporteln, die Pfiffigkeit der Advoekaten, die oft zum Rat gehörten, machten eine irgendwie genügende oder gerechte Ausübung der Rechts-pflege unmöglich, und selbst wo noch Schöffen herangezogen wurden, waren sie im Grunde nichts als gefügige Werkzeuge. Die Polizei lag ebenfalls im Argen.

Auch hier gegenseitige Nachsicht der Ratsherren, niederkliche oder gar keine Aussicht seitens der zahlreichen Markt-, Feuer- und Bauherren. Ueber falsches Maß, unrichtiges Gewicht, zu leichtes Brot, heimliches Schlachten, entsetzliche Unsauberkeit, Mangel an Löschwerkzeugen, überhaupt an jeglicher Feuerpolizei, Ueberschreitung der Tagen für die Lebensmittel, Nichtbeachtung der Bauordnung ertönen überall

die schlimmsten Klagen, ohne daß der Rat Abhülse zu schaffen weiß. Ja in Königsberg, wo eine Feuersozietät existierte, wurden nur die beiden vornehmen Bünfte der Kaufleute und Brauer zugelassen. Wie hätten die Herren auch den armen Mann in ihrer vornehmen Gesellschaft dulden können! Wollte er sehen, wie er sich hälj, wenn ihm sein Häuschen abbrannte!

Eine gewisse Entschuldigung hatten die Magistrate allerdings darin, daß in vielen Städten der Gerichtsstand vielfach durchbrochen war und z. B. das Militär, die Beamten, die Mitglieder der französischen Kolonie oder die Universitätsgenossen eine besondere Stellung hatten, wie es denn in Königsberg, wo viele dieser Verhältnisse zusammentrafen, zwanzig verschiedene Gerichtsbarkeiten gab. Häufig war daher der Uebelthäter an den nächsten Strafzenede den Beamten der städtischen Küssich entrückt. Indessen auch wo eihres Amtes war, thaten die Magistrate in der Regel nichts und vollends in ihrer Finanzverwaltung, wo sie ganz frei

EDICT

Daß diejenige
ADVOCATEN,
PROCURATORES
und andere
CONCIPIENTEN,
welche sich unterstehen, Leute aufzuwiegeln, um in
abgehanen und abgedroschenen Sachen
Seiner Königlichen Majestät
immediate Memorialien zu übergeben, oder auch
in anderen Justiz- und Gnaden-Sachen durch Soldaten über-
geben zu lassen, ohne alle Gnade und Pardon, mit einem
Hunde an den Seiten, aufgehängen werden sollen, und daß
dieses Edict acht Tage nach beschriebener Publication
seinen Anfang nehmen solle.

De Dato Berlin, den 16. Novembr. 1739.

Königsberg,
Gedruckt in der Königlichen Preussischen Hoff- und Academisch-
Königlichen Buchdruckerey.

Titel eines Edikts des Königs Friedrich Wilhelm I. vom
16. November 1739.
Auf etwa $\frac{1}{2}$ verkleinert.

Hand hatten, stand es am schlimmsten. Im Kassen- und Rechnungswesen fehlt jede Ordnung, Rechnungen und Belege waren selten vorhanden, oder wenn es solche gab, waren sie oberflächlich, in heilloser Unordnung. Denn nicht nur die Nutzungen aus dem Eigentum der Stadt an liegenden Gründen wurden von den Ratsherren in Anspruch genommen, sondern man erklärte sie wohl überhaupt für Eigentum nicht der Stadt, sondern der Kämmerei und des Magistrats. Oft, w in Berlin selbst, brachten die Mitglieder des Rates auch „gegen Erlegung einer

geringen „Kauffpretii“ städtisches Eigentum an sich. Grundbücher wurden selten geführt, bei den Verpachtungen städtischer Ländereien oder selbst der Steuern, wie solches auch in Berlin geschehen, fanden ebenso wie bei den städtischen Bauten die unsaubersten Dinge und Bestechungen statt, und gefälligen Pächtern sah man die Zahlung der Pacht überhaupt nach. Die Bauern auf den städtischen Dörfern waren mit Geld und Diensten außs äußerste überlastet, und in keiner Weise entsprach der Ertrag dem verhältnismäßig reichen Besitz. Dagegen erhob man neben der staatlichen Alzise noch eine bunte Menge indirekter städtischer Steuern, bei denen die Beamten sich keineswegs an die Gebühren hielten, sondern nach Belieben, nach Gunst und Ansehen verfuhrten, und namentlich die mit der steigenden Macht der bevorrechteten Klasse wiederholt auferlegten Kopfsteuern belasteten den armen Mann unverhältnismäßig, bedrückten durch unbarmherzige Beitreibung ihn auf das härteste. In Cleve-Mark z. B. zahlte, als die staatliche Alzise noch fehlte, der Weizen das Dreizehnsache, der Roggen das Biersache wie in Berlin. Am schlimmsten aber wirkte die surchtbare Schuldenlast der Städte, so namentlich wieder in Cleve-Mark und ganz vornehmlich in Halle. Au Zinsenzahlung war teilweise gar nicht zu denken, und der Kredit mancher Stadt sank z. B. in den Rheinlanden so tief, daß die Bürger außerhalb der Stadt der Pfändung ausgesetzt waren. Und häufig wußte man weder den Grund zur Aufnahme der Kapitalien, noch waren zuverlässige Verzeichnisse der Gläubiger vorhanden. Kurz in der ganzen Stadtverwaltung war „ein Pfuhl von Korruption und Betrügerei“ der allerhäßlichsten Art, ein Augiasstall, zu dessen Reinigung größere Kräfte als die eines Herkules erforderlich waren. Aber das preußische Königthum hatte wie der Briareus hundert Arme, und es gehört wahrlich zu den größten unter den großen Schöpfungen Friedrich Wilhelms, an Stelle dieser unsaubern und unlauteren Wirtschaft durch seine Kommissare eine reine und „integre“ Verwaltung geschaffen zu haben. Sie erst hat die freiere Ausgestaltung der städtischen Verfassung in späterer Zeit ermöglicht, sie erst einen ehrlichen Bürgersinn erzeugt.

Längst schon war man auf diese überall herrschende grenzenlose Verderbtheit aufmerksam geworden, und die Theorie hatte vornehmlich den Großen Kurfürsten gepriesen, der in den brandenburgischen Städten Ordnung zu schaffen versucht hatte. Man erinnerte an den alten Satz, daß die öffentliche Wohlfahrt das höchste Gesetz sei, daß Privilegien gegen das öffentliche Wohl keinen Bestand haben dürfen, daß der Staat verpflichtet sei, die so durchaus verrotteten Städte zu beaufsichtigen, und diese solche Aufsicht zu dulden hätten, „um die Blutegel zu vertreiben, die den Bürgern das Blut aus den Adern saugen“.

Auch hier griff der König nicht allgemein mit neuen Systemen ein, sondern ging Schritt für Schritt vor, und wo das Unkraut am wildesten wucherte, da setzte er das Messer an. Meist ernannte er besondere Kommissionen, welche die Zustände prüfen mußten, oder er übertrug diese Prüfung auch den Provinzialkommissariaten. Mit dem heftigsten Widerstreben der Magistrate haben diese in der Regel zu rechnen, und zuweilen vergehen Jahre, ja müssen mehrere Kommissionen ernannt werden, ehe das ganze Elend aufgedeckt ist, und nun königliche Befehle und Reglements neue Ordnung schaffen, so namentlich in Berlin, Brandenburg, Frankfurt a. O., Magdeburg, Stettin, Königsberg. Unüberwindlich schienen die Schwierigkeiten besonders in Cleve-Mark und in dem, wie gesagt, weitaus am meisten verschuldeten Halle. Dort lag die Hauptschwierigkeit darin, daß die staatliche Alzise erst jetzt gleich-

zeitig mit der Erneuerung der städtischen Verwaltung eingeführt werden mußte, und bewundernswert ist der Mut und die Schneidigkeit, mit der hier der pommersche Alzisedirektor Mr. Durham allem Hasse und allen gegen ihn beim König vorgebrachten Klagen zum Trotz die Schuldenlast aufdeckte, ordnete, regulierte. Nach Beendigung der Untersuchungen traten die Städte unter die Aufsicht der Provinzialkammer, die sie nun durch den strengen und gefürchteten, aber höchst segensreich wirkenden Steuerrat übte. Dieser mußte die neun bis zwölf Städte seines Bezirks jährlich zweimal bereisen und ihre Verwaltung beaufsichtigen. Er war es auch vorzüglich, der wieder Ordnung und Reinheit in die städtischen Verhältnisse brachte, unterstützt aber wurde er dabei durch die militärische Macht, wie denn nicht nur an der Spitze der Spezialkommissionen häufig Generale gestanden hatten, sondern der gesamte niedere Dienst durch ehemalige oder auch noch im Dienst befindliche Unteroffiziere geübt werden mußte. Ohne Zweifel wurde diese Versorgung ausgedienter Soldaten im bürgerlichen Leben leicht die Quelle zu Übergriffen und brachte soldatische Rauheit und Schärfe stellenweise zu verlebendem Ausdruck. Aber wen sonst hätte der König seinem Steuerrat zuwenden können? Der Soldat war gewöhnt an Zucht und Gehorsam, er lebte außer Beziehung zu den Betterschaften der Stadt, er brachte die Unterschleife ans Licht, während vom Magistrat die Buziehung kleiner städtischer Beamten entweder abgeschlagen wurde, oder auch deren Abhängigkeit von den Herren erfolglos blieb. Wenigstens der erste Alzise-Inspektor in den Städten mußte daher, wie der König verlangte, ein Feldwebel sein, und ebenso war der Polizei-Ausreuter, ein ausführender Beamter von besonderer Bedeutung für den Steuerrat, gebieter Soldat. Der Steuerrat aber ist es wesentlich oder allein, welcher die neuen Kassenordnungen und Etats für die Städte aufstellte, er arbeitete die Vorschriften für die städtischen Gerichte, für die einzelnen Magistratsmitglieder aus, er ordnete das gesamte Polizeiwesen. Maß und Gewicht, Strafzurichtung, Armen- und Bettlerwesen, Kirchen-, Schul- und Hospitalverwaltung, Feuerlöschordnungen, das Schlachten, Bäcken, Brauwesen, Hebammenwesen, die öffentlichen Brücken, das Leichenwesen, alles lag in seiner Hand, ging aus ihr neuformt hervor. Die ständische Steuerverwaltung wurde gänzlich beseitigt, die Städte wieder in unmittelbare Beziehung zum Staate gesetzt, und gerade die Steuerverwaltung hat dem gemeinen Mann in den Städten wieder Vertrauen zur Regierung eingeschöpft. Das „Ratsmittel“, eben diejenige Einrichtung, worauf die Zugehörigkeit nur einiger weniger Familien zum Rat beruhte, wurde gänzlich aufgehoben, alle Stellen wurden ständige, der bestehende Rat behielt zwar noch das Recht, bei dem Tode oder dem Austritt eines Mitgliedes dem Könige, bezw. dem Kommissariat Vorschläge zu machen, aber die Ernennung zum Ratsmitgliede vollzog der König oder die königliche Behörde, und „dem Könige treu und gehorsam zu sein, sich so aufzuführen, wie es einem guten und getreuen Diener gebühre“, hatte das neue Ratsmitglied zu schwören.

Oft erfolgte auch, namentlich in den größern Städten die Ernennung der Bürgermeister ohne weiteres durch den König, meist aus der Zahl der Steuerräte. Die übergroße Zahl der Ratsmitglieder wurde mit der Beseitigung des Ratsmittels erheblich herabgesetzt, zwanzig scheint die höchste Zahl gewesen zu sein, welche der König zuließ. Wenigstens die Hälfte von ihnen sollte aus dem Stande der Kaufleute und Handwerker genommen werden. Dagegen sollten die Bürgermeister, der Syndikus und Sekretär juristisch gebildet sein, vornehmlich natürlich

der zweite Bürgermeister, der das Stadtgericht zu leiten hatte. Die Verpachtung des städtischen Grundeigentums, ebenso die von den Städten zu erhebenden Steuern werden unter allgemeine Vorschriften gebracht. Für die Beaufsichtigung der Finanzen, die der Kämmerer leitet, werden besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen, er muß eine Kautions stellen, und ihm zur Seite wird ein besonderer Kämmerei-Kontrolleur gesetzt. Neben den Rat aber tritt jetzt wieder der Bürger-Ausschuß, der durch Verordnete ebenfalls die Finanzen zu überwachen hat, und über ihnen geschieht das ferner durch den Steuerrat, die Provinzialkammer, das Generaldirektorium, ja die Etats werden erst durch die Unterschrift des Königs selbst fertig.

Im besonderen erhielt auch das städtische Bauwesen, das so viel Gelegenheit zu Durchstechereien gegeben hatte, durch die Ernennung städtischer Bauinspektoren, welche die Aufsicht über alle städtischen und Privatgrundstücke in Gemeinschaft mit dem Steueramt zu üben hatten, eine ganz neue sparsamere und bessere Gestaltung. Jede Bau-Ausgabe, die sechs Thaler überschritt, mußte vom Könige selbst genehmigt werden, und wenn man beachtet, wie unermesslich viel in allen Städten gebaut wurde, so ist die Arbeitslast, die der König in seinem Pflichtgefühl übernahm, geradezu die erstaunlichste Leistung. Alle denkbaren Vorteile gewährte er den neuen Anbauern in den Städten durch freies Bauholz, Erstattung von Baukosten, Gewährung einer längeren Reihe von steuerfreien Jahren. Viele zum Teil abgebrannte Städte baute er völlig und schöner als sie gewesen, wieder auf, so verdanken ihm — um von der Provinz Preußen hier abzusehen — Grossen, Köslin, Iserlohn, Kalbe, Croppenstedt, Wegeleben, Loburg, Mansfeld, Wittstock, Oschersleben, Seehausen, Aschersleben, Lüfenwalde, Unna ihr Dasein. Man kennt die scharfen Befehle des Königs, nach denen seine Minister, Generale und Räte wie die wohlhabenderen Bürger gezwungen wurden, in Berlin neue Häuser zu bauen. Vorstellungen über den Mangel an Vermögen halfen weder beim General von Terschau, welcher den Ausbau von Berlin leitete, noch beim Könige. Aber auch hier baute dieser selbst, gab Baumaterialien und Unterstützungs-gelder. So entstand vorzüglich die ganze Friedrichstadt, die 1721 erst 697, 1737 aber 1682 Häuser zählte, und die Bevölkerungsziffer Berlins stieg allein in den vierzehn Jahren von 1726 bis 1740 von 73000 auf 90000 Seelen. Die Stadt Stettin lag vollständig in Trümmern, als sie preußisch wurde. Friedrich Wilhelm wurde ihr Erretter, der sie völlig neu gründete. Nicht nur, daß er die Wälle, Festungswerke, Forts und Thore (wie besonders das Brandenburger oder Berliner) wiederherstellte, sondern ganze Häuserreihen, öffentliche und Privat-Gebäude erbaute er in großer Zahl. Potsdam ist recht eigentlich die eigenste Schöpfung des Königs. Diese Stadt war sein Lieblingsstil, hier lag sein Leibregiment in Garnison, und in höherem Grade noch als der Berliner Lustgarten, den der König zum Exerzierplatz umschuf, ist der Paradeplatz in Potsdam der Geburtsort der preußischen Armee. Auch wurde gerade das Leibregiment Veranlassung zu den mehrfachen Erweiterungen der Stadt, und in Potsdam war Friedrich Wilhelm besonders freigiebig mit Beihilfen aller Art für neue Bauten, was besonders geeignet, auch Privathäuser selbst zu bauen. Nikolai-, Garnison-, Heilige Geist-, eine katholische und eine griechische Kirche, Garnisonschule, Exerzierhäuser, Kommandantenhaus, Gewehrfabrik und viele andere Gebäude sind vom König gebaut, und wieviel heut in Staats- oder Privatbesitz befindliche

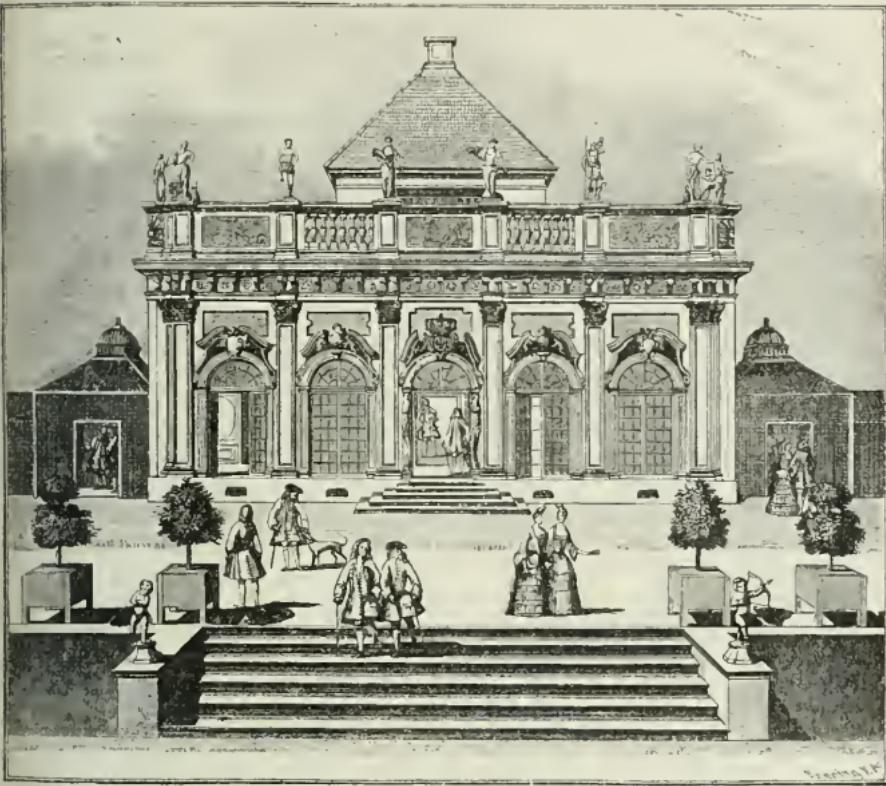
Häuser überhaupt auf königliche Kosten errichtet sind, wird gar nicht mehr festzustellen sein.

Der eigentliche Grund zu neuem Aufblühen der Städte lag indessen natürlich in der Erhebung der bürgerlichen Gewerbe und Thätigkeit überhaupt. Denn die „integre Verwaltung“ war eben doch auch nur wieder die Voraussetzung für diese. Fast unabsehbar ist die Reihe der Handwerker-Ordnungen, durch welche in die sich abschließenden Bünde neues Leben, Ordnung und Zucht gebracht wurde. Die Manufaktur aber war, wie der König es ausdrückte, „ein recht Bergwerk, ein Land ohne Manufakturen sei ein menschlicher Körper ohne Leben, ergo ein totes Land, das beständig pauvre und elendiglich ist und nicht zum Flor sein Tagelang gelangen kann“. Leben aber war ja dem König alles, und Flor und Leben in das Land zu bringen sein Hauptziel.

Handel und Gewerbe mußten vorzüglich vom Auslande unabhängig gemacht werden, es mußten Unternehmungslust, kaufmännischer Sinn, kaufmännisches Verständnis und Kapitalien erst geschaffen werden. Denn alle Versuche des Großen Kurfürsten nach dieser Richtung hin hatten dauernd doch weder das eine noch das andere schaffen können. Die Luxusgegenstände aber, die der Hofhalt Friedrichs I. gebraucht, hatten größtenteils aus dem Auslande bezogen werden müssen und diesem den Gewinn gebracht. Vorzüglich waren es Kraut und später Görne, die auf diesem Gebiet mit großer Sachkunde den Willen des Königs zur Ausführung brachten. Denn wieviel auch diesen Männern zu danken ist, das meiste beruht doch auch hier wieder auf den Antrieben, die der König selbst gab. In dem Zeitraum von 1713 bis 1723 wurden unendlich viele Kommerz-, Industrie- und Zollordnungen, Altise-Tarife, Edikte über die Wollmärkte und Wollausfuhr erlassen, auf denen der Handel und das Gewerbe Preußens während des ganzen Jahrhunderts beruhte. Manches Gängelband war ja in jener Zeit dem Handel, der noch nicht auf eigenen Füßen stehen konnte, durchaus nötig, und außerordentlich günstig wirkten daher die neu ernannten Fabrik-Inspectoren und unter ihnen die Schaumeister, die über die Beobachtung aller Vorschriften für die Industrie zu wachen hatten.

Der Eingang ausländischer Erzeugnisse wurde durch die Schutzzölle erschwert, die Ausfuhr von Roherzeugnissen, besonders der Wolle schließlich ganz verboten. Waren aber durch die Vereinfachung des Hofhaltes eine Reihe von Manufakturen eingegangen, so eröffnete ihnen der König schon 1713 den großartigsten Absatz durch den Befehl, alle und jede Bedürfnisse des Heeres im Lande selbst zu kaufen, wo aber das Inland den Bedarf nicht befriedigen könne, an ihn zu berichten, und bald wurde dieser Befehl auf alle Beamte überhaupt ausgedehnt. Das kam nun vorzüglich der hauptsächlichsten Industrie im Lande, der Leinen-, der Woll- und Tuchindustrie zu gut. Das folgenreichste Unternehmen in dieser Beziehung war wohl die Schaffung eines Lagerhauses in Berlin durch Kraut. Allerdings erfolgte sie auf eigene Kosten Krauts, aber in jeder Weise förderte ihn der König durch Schenkung der ehemaligen Ritterakademie, durch Geldsummen, welche die Ritterschaft hergeben mußte, durch Ausfuhrverbote und Preisbestimmungen der Wolle, durch Heranziehung geschickter fremder Arbeiter und vornehmlich durch den Absatz, den er im Heer und im Beamtenum dem Tuche des Lagerhauses eröffnete. Dennoch hatte Kraut und später sein Nachfolger Schindler mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. „Haufen Schelme hatten gehofft“, schrieb der König,

dass das Werk mißlingen werde, weil es mein Werk ist und nicht von andern herrührt". Schließlich gelang das Werk doch, und, worauf dem König es eben ankam, Tausende kleiner Leute hatten dadurch Arbeit und Brot, Nahrung und Verdienst erhalten. Hierauf legte der König alles Gewicht. Um die Stadt „Berlin zu souteniren und in specie der Armut Unterhalt zu schaffen“, habe er sich der Manufaktur angenommen und das Lagerhaus errichtet, „daraus sehr



Das Kgl. Lustschloß Monbijou.

Berlinische Nachbildung der Abbildung von J. B. Broebe (um 1670–1733) aus dessen „Vues des Palais et Maisons de Plaisance de Sa Majesté le Roy de Prusse“. Augsburg 1733. (S. S. 300.)

vielen Leute ihren Verdienst bekommen“. Weil das Tuch für die Armee hier gemacht wurde, „so hat die Armut durch Wollkämmen und Spinnen und dergleichen ihren Unterhalt dabei gefunden“. Er verordnet, „dass“ das Lagerhaus „sich erkundigen müsse, wo Leute in Berlin sind, die nicht Brot haben, denen das Lagerhaus Arbeit geben solle, dass sie sich durch Spinnen, Wolle-Kämmen und dergleichen ihr Brot erwerben; wenn aber dergleichen arme Leuthe demohnerachtet nicht arbeiten, sondern betteln wollen, so sollen sie sehr scharf gestrafet werden“. Man sieht, wie der König auch für den kleinsten Bürger und

Gewerbetreibenden ein landesväterliches Wohlwollen, eine Sorgfalt und eine Einsicht übt und entfaltet, die wahrhaft rühmenswert sind, und die ihre rechte Bedeutung erst erhalten durch den Blick auf die gedrückte Lage derselben Menschenklassen in anderen Staaten der Zeit. Und immer zeigt es sich dabei als Grundzog des Königs, dem Arbeiter, der durch fleißiges und tüchtiges Schaffen an der Steigerung des Umsatzes beteiligt war, auch seinen Teil an Gewinn und Verdienst zukommen zu lassen.

Dies beides: Steigerung des Umsatzes und Hebung des Verdienstes für die Tausende von kleinen Arbeitern, welche die Tuchmacherei beschäftigte, war auch eins der vornehmsten Ziele des Königs bei der Gründung der russischen Kompagnie in Berlin. Sie aber bildete zugleich eine außerordentliche Schulung für den Handel und seine Vertreter. Der Handel erweckte ja den Manufakturen die Lebensbedingungen. Überall suchte Friedrich Wilhelm ihm aufzuhelfen, sogar an überseitigen Verkehr hat auch er gedacht, und seine politischen Gesandten an fremden Höfen, seine Residenten in den wichtigsten Handelsstädten erhielten immer wieder den Befehl, „über alle Vorfälle, die für die Kommerzien-, Manufakturen=... Sachen von Belang sind, in besonderen Postscriptis Bericht zu erstatten“, um den preußischen Handel neue Abschwege zu eröffnen. Eine solche Anregung gab nun 1720 der überaus umsichtige Gesandte Axel von Mardefeld in Petersburg. Die Lieferungen der Tuche für die russische Armee hatten bis dahin die Engländer, aber es gelang den Bemühungen Mardefelds bei den verhältnismäßig günstigen politischen Zuständen des Jahres 1724, die Lieferung durch Preußen zu erlangen, und wiewohl unter mancherlei Sorgen und Zagen traten in Berlin erst zehn, dann weitere neun Kaufleute zu einer Gesellschaft zusammen, die den Vertrieb preußischer Tuche nach Russland übernahm. Die bekanntesten unter ihnen waren Splittgerber und Daum, die mit dem höchsten Anteil von 72,500 Thalern der Gesellschaft beitraten, doch blieb auch anderen Kaufleuten der Zutritt offen. Im ganzen wird das eingezahlte Kapital 100,000 Thaler nicht überschritten haben, doch schon das erste Geschäftsjahr brachte einen Gewinn von 22,878 Thaler, also über 20 Prozent, 1731 erreichte man mit 230,000 Thalern den höchsten Absatz, und daneben wurden noch die allerverschiedensten preußischen Manufakturen, so z. B. die des großen Messingwerkes von Splittgerber und Daum in Russland abgesetzt. Unter der Ungunst der politischen Verhältnisse ging die Kompagnie später (1738) freilich zu Grunde, aber unschätzbar war der Nutzen, den sie dem Handel gebracht hatte. Ja, der Verdienst, welchen die kleinen Meister besonders in der Neumark, aber auch sonst im Lande, wie in Cottbus und Beeskow, gewonnen hatten, war unberechenbar, und „die Beseitigung ihrer Not war einer der leitenden Gesichtspunkte bei allen Entschlüssen des General-Direktoriums und allen Handlungen der Steuer-Räte“, die auch für diese Kompagnie und bei allen ihren Schritten ihre segensreiche Tätigkeit zu entfalten hatten. Wie außerordentlich sich die Tuchindustrie hob, ersieht man beispielweise daraus, daß in Berlin 1720 34,969, 1735 aber 81,955 kleine Stein Wolle verarbeitet wurden, daß man 1719 nur 1628, 1740 aber 2110 Tuchmachermeister zählte, und wie die Verbesserung der Arbeit selbst stieg, zeigen die noch heute zahlreich vorhandenen Tuchproben.

Die Seidenindustrie stand dagegen noch zurück, doch schärft ein Edikt von 1716 den Amtsenten, Magistraten und Geistlichen die Anpflanzung von Maulbeerbäumen ein, 1732 gab er deren bei Berlin und Potsdam 2300, ihr Seiden-

ertrag betrug 115 Pfund. Die Gold- und Silbermanufaktur Schindlers in Berlin beschäftigte im Jahre 1714 700 Arbeiter und zahlte ihnen 40,000 Thaler Lohn, Charles Vigne stand an der Spitze der Gobelinfabrik, Claude Pitra legte in Berlin eine Seidenfabrik an, in Potsdam entstand die Sammelfabrik des Schutzjuden David Hirsch. Auch Halbseide, seidene Strümpfe u. dgl. wurde fabriziert, und vor allem erblühte, und zwar ganz unabhängig von staatlicher Hilfe damals das Geschäft der Brüder von Leyen in Crefeld; Nähseide, seidene Tücher und Bänder sowie Sammt fabrizierten und vertrieben sie mit erheblichem Umsatz.

Von grösstem Nutzen hierfür war natürlich die außerordentliche Sorgsamkeit, mit der Land- und Wasserstrafen reguliert wurden, die Aufmerksamkeit, die auf regelmässigen und vermehrten Postenlauf verwandt wurde. Fremde Reisende rühmten ihn auch damals wieder. Namentlich in Pommern und Preußen wurden zahlreiche neue Strecken eingerichtet, und die rheinisch-westfälischen Lande einem besonderen Post-Inspektorat übergeben.

Gewiß aber konnten Handel und Wandel nur gedeihen, wenn eine prompte und ehrliche Rechtspflege hinter ihnen stand. Auch auf diesem Gebiete sah es beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms traurig aus. Wie in den Städten, so waren auch in den staatlichen Gerichtshöfen die Menge und Unfähigkeit der Richter, die Mannigfaltigkeit der verschiedenen organisierten Gerichte, die Höhe der Sporteln, die Unsicherheit des materiellen Rechtes selbst, die Verschleppung der Prozesse, die Weitschweifigkeit der Prozeßordnungen, besonders des Zivilprozesses und ganz vorzüglich die Unlauterkeit des Advokaten- und Prokuratorienstandes Ursachen einer durchaus schlechten Rechtspflege. Für eine Natur von dem Pflichtgefühl Friedrich Wilhelms konnte dies nur der Anlaß zu einem äußerst energischen Eingreifen sein. Sein Wille sei, so erklärte er gleich anfänglich, „daß die Justiz in allen seinen Landen schnell, unparteiisch, mit reinen Händen, gleich für arm und reich, hoch und niedrig administriert werde“. Er befagt selbst, daß er so streng schreiben müsse, „aber die schlimme Justiz zum Himmel schreit, und wenn ich es nicht remedire, ich selbst die Verantwortung auf mich lade“. Allen Vorschlägen, langwierige Gutachten Sachkundiger einzuholen, zu denen man ihm raten zu müssen glaubte, trat er bestimmt entgegen und konnte daher schon im Juni 1713 eine allgemeine Ordnung und Verbesserung des Justizwesens veröffentlichten, welche die Behörde bei schwerer Verantwortung steif, fest und unverbrüchlich zu halten haben und welche beständig in loco judicii auf dem Tisch liegen soll. Freilich zu einer Kodifizierung eines allgemeinen Landrechtes kam es zu Friedrich Wilhelms Zeiten noch nicht, und konnte es, wie die heutige Zeit leicht begreift, nicht kommen, aber die Arbeiten an einem solchen durften während seiner Regierung nicht ruhen, wurden namentlich schon jetzt durch Samuel von Cocceji wesentlich gefördert. Sie bildeten auch die Grundlage, auf der später ein solches zu stande kam, und für Ostpreußen gelang es in Wirklichkeit schon 1721 durch Cocceji ein Landrecht zu schaffen. Die Neuerungen in diesem betraten im wesentlichen auch nur die Prozeßordnungen, dies aber war auch das Notwendigste. Zugleich mußten Plotz und namentlich Katsch und Cocceji an der Reform des Kammergerichtes und des Magdeburger Rechtes arbeiten, wurde auch hier die Prozeßordnung vereinfacht, wurde die schleunige Beendigung der Prozesse, die wissenschaftliche Tüchtigkeit und Vorbildung der Richter, ihre zweckentsprechende Befreiung von anderen Aemtern, die Reinigung des Richter- wie des Advokatenstandes, die Herabsetzung

der Sporteln, die möglichste Herausziehung des Landesherrn aus allen Prozessen, endlich die Trennung der Justizverwaltung von der Rechtsprechung mit der Ernennung Coccejis zum Minister chef de justice wenigstens angestrebt. Von besonderer Bedeutung war endlich die Ausbildung des Fiskalats; bei jeder Kammer und jedem Gericht wurden Fiskale angestellt, um die Geschäftsführung aller Beamten und vorzüglich der Advokaten zu beaufsichtigen. Doch gerade auf diesem Gebiet gelang es dem König am wenigsten, seine Pläne voll auszuführen, und nur mit tiefem Kummer sah er, wie sie scheiterten.

Ausrichtig war Friedrich Wilhelm wie in allem, so besonders in seiner tiefen Frömmigkeit, er lebte mit seinem Gott in einem, man möchte sagen, persönlichen Verkehr; er weiß nicht nur genau, daß er mit ihm gut steht, sondern auch das Jahr giebt er an, seit welchem er sein Vertrauen auf ihn gesetzt hat. Und wie er selbst, so soll seine Familie, sollen seine Beamten und Offiziere, soll sein Staat, sein ganzes Volk in wahrer Frömmigkeit leben.

Zuweilen freilich ward es ihm, wie er offen bekennet, schwer, Gottes Geboten zu folgen. So meinte er wohl von der Jagd, die ihm eine unentbehrliche, gern und oft geübte Erholung war, „wenn man recht in sein Gewissen gehe, fühle man's wohl, daß es nicht recht sei, Gott fordere viel von uns“. Mit größter Strenge hielt er namentlich auf eigenen sittlich reinen Lebenswandel, schon Komödien hielt er für Sünde, nur Kraft-Darstellungen, wie die des starken Mannes Edenberg duldet er, ebenso enthielt er sich der damaligen Sitte „des Saufens“, weil es wider Gottes Wort sei, „er habe aber“ — saßt er treuherzig hinzu — „doch oft Lust dazu, ob er's gleich nicht thue“.

Streng hielt er auf kirchliche Ordnung. Zahlreich sind die Kirchen, die er in den Städten und auf dem Lande gebaut hat, und in allem suchte er ein rechter evangelischer Christ zu sein, an dem kein Falsch sei. Ueber den Gegensatz der lutherischen und reformierten Kirche ist er innerlich hinaus, er sieht darin nur „Prediger-Gezänke“ und ist überzeugt, daß die Lutheraner so gut wie die Reformierten selig werden könnten. Unbefangen erkannte er die größere Tüchtigkeit der lutherischen Geistlichkeit an, und schon übt es keinen Einfluß auf die Anstellung eines Beamten mehr aus, ob der Vorgesetzte sich zur reformierten oder lutherischen Kirche bekennet. Doch den Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformierten, die auf der Kanzel ausgesuchten wurden, tritt er mit Strenge entgegen, und in der Instruction für seinen Nachfolger sagt er diesem: „Ihr müsstet allen Konsistorien scharf anbefehlen, daß auf den Kanzeln keine Kontroversen traktiert werden; Ihr müsstet immer auf Einigkeit der beiden Religionen hinarbeiten“. Die von Joachims II. Zeiten üblichen, an den Katholizismus erinnernden Formen des Gottesdienstes suchte er zu vereinfachen, die langatmigen Predigten zu kürzen, und besonders eingehend sorgt er für die Vorbildung der Geistlichen.

Der katholischen Kirche wurden gewissenhaft die zugesicherten Rechte gewahrt und im Gegensatz zu anderen protestantischen Staaten, wie England und Holland, volle Freiheit ihrer Religionsgebräuche gestattet. Selbst als die Unterdrückungen der Evangelischen in Thorn und in Salzburg den Gipfel aller Verfolgungswut erreichten, und der König in Warschau und Wien wie an den protestantischen Höfen alle Hebel zu ihrer Beseitigung ansetzte, ist er doch über die Androhung mit Repressalien nur wenig hinausgegangen. Ungemein segensreich hätte hier die namentlich von Cocceji betriebene Ernennung eines Generalvikars



Samuel von Cocceji.

Nach dem Gemälde von Anton Besne (1684—1757) i. J. 1752 gestochen von G. F. Schmidt (1712—1775).
Auf $\frac{2}{5}$ verkleinert.

für alle Katholiken der Monarchie, für die Rom schon unter gewissen Formen seine Zustimmung gegeben, wirken müssen, doch ist es schließlich nicht dahin gekommen. Die Zahl der katholischen Unterthanen nimmt unter ihm — schon durch die Armee — erheblich zu, und bereitwillig baut er ihnen Kirchen und sorgt für ihre Seelsorge. Nur die Jesuiten, „Vögel, die dem Satan Raum geben und sein Reich vermehren wollen“, „Teufel, die zu vielem Bösen capabel“, duldet er nicht in seinem Staat. Sie solle auch kein Sohn, so instruiert er ihn, nicht aufnehmen und ebensoviel neu einwandernden Juden Schutzbriefe geben, denn die Juden ruinierten die Christen.

Hauptsächlich hat man immer die Missachtung getadelt, mit der Friedrich Wilhelm Künste und Wissenschaften verspottet habe. Und freilich, für den Schmuck, den die Künste dem Leben geben, hatte jene eiserne Zeit, die erst die Grundbedingungen schuf, um ein ehrliches, sittenreines Leben zu ermöglichen, keine Muße. In den Briefen des Königs an seine Gesandten finden sich wohl Aufträge, ihm von einer berühmten Statue einen Abguß zu senden und das Geld dafür nicht zu sparen, aber das Erstaunen über solche überraschenden Anträge löst sich, sobald man hört, daß jene Statuen nur Umschreibungen für „lange Kerle“ waren, die der Gesandte besorgen sollte, ohne daß die fremde Regierung die Art des Auftrages erkennen konnte, falls sie den Brief, wie damals oft geschah, öffnete. Auch zeugen die Malereien, die der König in Stunden körperlichen Elends zu verjüngten liebte — in tormentis pinxit unterschrieb er sie — sicherlich nicht von künstlerischer Ausbildung, aber mit Vorliebe hörte er Händelsche Kompositionen und ließ den Kronprinzen schon im fünften Lebensjahr im Klavierspiel unterrichten. Dass der Baukunst seineswegs nur das Notdürftigste zugemutet wurde, bezeugt die Fortsetzung des Berliner Schloßbaues, der Ausbau des Schlosses Monbijou, bezeugen die Häuser in der Wilhelmstraße in Berlin und andere kirchliche und Profanbauten. Auch die Kupferstecherkunst fand größere Ermutigung, und die Porträts des sogar mit einem Gehalt von 1500 Thalern angestellten Hofmalers Antoine Pesne finden noch jetzt und mit Recht voller Beifall. Die angebliche Vernachlässigung der Wissenschaft beruht ferner auf einer Verwechslung dieses Begriffes mit dem der Gelehrsamkeit. Diese war es, die der König für unfruchtbare hielt, und das vielsach aufgeblasene und gespreizte Gebahren ihrer Vertreter wußte er in so tröstlicher Weise an Personen wie Gundling, Faßmann, Morgenstern, wie in der berühmt gewordenen Frankfurter Disputation an den Pranger zu stellen. Für einzelne Zweige der Wissenschaft aber, so namentlich der Medizin und Nationalökonomie hatte Friedrich Wilhelm sehr wohl ein Verständnis. Aus der Akademie, die mehr ein Prunk für den Hof, als eine Stätte wahrer Wissenschaft geworden war, wurde unter ihm ein Institut zur Vorbereitung für die Aerzte der Armee, und auch in anderer Weise, wie durch die Förderung des Seidenbaus wirkte sie für die Belehrung des Volkes. In hohem Maße sorgte der König für die wissenschaftliche Ausbildung seiner Beamten auf der Universität, immer mehr wird der Nachweis einer solchen die Voraussetzung für die Anstellungen. Ganz neue Professuren wurden an den Universitäten Halle, Frankfurt a. O. und Königsberg gegründet, namentlich für alle Zweige der Verwaltung, für deutsche Beredsamkeit, für Ingenieurwesen und Mechanik, und Halle wurde die erste und besuchteste Universität Deutschlands mit mehr als 2000 Studenten. Und ebenso wie der König seine Generale — unter

denen der genannte Reisende von Loen „verschiedene gute Köpfe“ kennt, „welche den Wissenschaften mehr Ehre machen, als diejenigen, deren Handwerk eigentlich es ist, Gelehrte zu sein“ — wie er die Landwirte und Kaufleute brauchte, so zog er auch die Universitätslehrer mannigfach für praktische Staatszwecke heran. Kurz wahre Wissenschaft liegt überall zu Grunde, wird überall vom König vorausgesetzt, gefordert und gefördert. Ja im Jahre 1739 las er sogar täglich mehrere Stunden die philosophischen, entzücklich breit geschriebenen Werke Chr. Wolfs und bemühte sich, den von ihm früher selbst aus Halle entfernten Philosophen für Frankfurt zurückzugewinnen, nahm die Widmung des zweiten Teiles seiner Philosophie entgegen.

Das Ruhmreichste und Folgenschwerste aber, was der König in dieser Beziehung that, war die Schöpfung der preußischen Volkschule und des preußischen Schulwanges für alle königlichen Lande durch das Edikt vom 23. Oktober 1717. Um, wie es später noch heißt, „den höchst explorablen Zustand des Landwolts in Ansehung alles Wissens und Thuns u beseitigen“, befahl er ei harter Strafe den Eltern, die Kinder vom ersten bis zum zwölften ebensjahr im Winter

iglich, im Sommer wenigstens ein- oder zweimal wöchentlich in die Schule zu holen. Reichlich gab der König die erforderlichen Summen zum Bau von Schulhäusern, zur Besoldung der Lehrer, nötigte die Patrone, auch ihrerseits zu deren Unterhalt beizutragen. Und wenn es an Lehrern fehlte, und vielfach Handwerker zum Schuldienst herangezogen werden mußten, so war es der Stifter



Jacob Paul Freiherr von Gundling.

Auf 1/2 verkleinertes Titelkupfer eines unbekannten Meisters in „Der Gelehrte Narr . . . Freiburg 1729“.

Diese von David de Rhemann gegen Gundling verfaßte, von dem Buchhändler Büdner zu Berlin die Angabe Freiburgs als Verlagsort ist eine fingierte Verlegte Spottschrift dringt folgende „Erläuterung“ des Kupfers: „Der gelehrte Narr sitzt in seinem Museo, mit einem Schloß-Pelz bekleidet, und eine große Berogue aufhabend. Einige Affen und Hasen genießen seines Unterrichts, und lachen von seinen gelehrten Discoursen zu profitieren. Ein Affe ist besorgt, die Berogue des gelehrten Narrin auszufäumen. Der Satyr Silenus, von dem man sieht, daß er des Baschi Pleg-Vater gewesen, ihn auch auf seinem Zug nach Indien begleitet, hält dem Gelehrten Narrin ein großes Buch vor, aus welchem ein unartiger Affe ein Blatt reißet. Von diesem Sileno ist hierbei noch dieses zu merken, daß er sonst auf einem Sessel reitende, und stets trunden pfleget vorgetragen zu werden. Der Gelehrte Narr will dem unartigen Affen, seiner Bosheit wegen, mit einem Stock auf den Kopf schlagen. Ein anderer Satyr oder präsentiert dem Gelehrten Narrin eine angekleidte Weisse Todad, selnen Zorn dadurch zu befriedigen. Unten denn Gelehrten Narrin steht eine Voutelle mit Blei und ein Glas, weil er tunner durtig ist, und sehr gerne zu trinden pfleget.“

des Waisenhauses in Halle, war es Aug. Herm. Francke, der nicht nur bei 1000 Waisenkinder erzog, sondern zugleich junge Theologen zu Lehrern ausbildete, welche die Schulen leiteten und sie später als Geistliche beaufsichtigten. Wie in Halle, so entstanden auch in Stettin und Magdeburg Lehrerseminarien, und der König gründete einen Mons pictatis als Schuljonds, erließ wiederholt Edikte, den Schulzwang und die Schulerform durchzuführen. Ja, er selbst ging in die Schuler und machte sich so vertraut mit dem Lehrsystem, daß er „mit Lachen“ bei Hof zeigen konnte, wie es die Kinder beim Buchstabieren machten.

Immer höher wuchs die Zahl der Schulen an, und namentlich in Ostpreußen wurden im Bezirk der Königsberger Kammer 855, in Litauen 275 neue Schulen gegründet; die Armenschule in der Stadt Königsberg zählte allein 1300 Schulkinder, die von 65 Studenten der Theologie Unterricht erhalten. Es war ein ungeheure Resultat, das wesentlich zu der Umgestaltung Ostpreußens beitrug, die recht eigentlich die größte Schöpfung Friedrich Wilhelms ist und deshalb wenigstens mit einigen Strichen in Zusammenhänge zu zeichnen ist.



August Hermann Francke.
Ausschnitt aus dem Aquarell von Bernhard Vogel
(1683–1737). Auf etwa $\frac{1}{2}$ verkleinert.

Entzeglich hatten hier die wahren des Krieges 1656 von den Pole herbeigerufenen Tataren gehaus bei 34000 Mann hatten sie allein in die Sklaverei geführt, eine Seuch hatte außerdem noch etwa 8000 Mann hinweggerafft. Und diese Seuche waren andere gefolgt, die Menschen und Vieh erlagen. Afurchtbarsten aber wütete 1709 die Pest in Königsberg allein waren ihr 18000

in Litauen 155000, im ganzen 235806 von der etwas über 600000 Seelen betragenden Bevölkerung zum Opfer gefallen. Ein entsetzlicher Menschenmangel war eingetreten, aber entsetzlicher noch zeigte sich die Roheit und Armut der Überlebenden. Wie aufgelöst schienen alle Bande menschlicher Gesittung, als Gefühl für verwandtschaftlichen Zusammenhang wie ausgetilgt, und wenn ja noch etwas von Kultur übrig geblieben, so hatten die Leiden des nordischen Krieges vernichtet. Der dreißigjährige Krieg hatte der Provinz Preußen wohl wenig Elend gebracht als den andern Provinzen, jetzt aber war es durch Natur und menschliche Grausamkeit auf furchtbare Weise nachgeholt. Kaum wurde noch der Acker bestellt, man lebte von der gräßlichsten Nahrung, baute weder Obst noch Gemüse, das Land versumpfte, der deutsche Pflug war so gut wie unbekannt. Wind- oder Wassermühlen gab es fast gar nicht im Lande, das wenige noch vorhandene Vieh lief wild und ohne Aussicht umher, wurde von zahllosen Wölfen zerissen. Auch der Adel war mit ganz wenigen Ausnahmen unter solchen Ver-

ständen verarmt, lebte nahezu unter denselben dürtigen und jammervollen Lebensbedingungen wie der Bauer. Der Handel lag ebenfalls ganz darnieder, und 1704 war er so tief gesunken, daß die einst so reichen Königsberger Kaufleute kein Schiff mehr besaßen, und zu alledem seufzte das Land unter einem Steuerdruck, der durch die ungleichmäßige Verteilung zu den größten Härten gegen die kleinen Leute geführt hatte.

Mit tiefstem Kummer hatte Friedrich Wilhelm beim Antritt seiner Regierung solche Schäden gesehen, und mit seiner ganzen Arbeitskraft, seiner einzigen dastehenden Sachkunde, seinem ausgebildeten Pflichtgefühl unternahm er es, sie zu beseitigen. Welchen Fortschritt aber bezeichnetet es gegen den Widerwillen der Stände, mit dem der Große Kurfürst hatte rechnen müssen, das der König jetzt in einem Eingeborenen des Landes, dem Grafen Karl Heinrich Truchsess von Waldburg, den bereitwilligsten Förderer und Ausführer seiner Pläne fand! Aber alle Berichte Waldburgs, seines „treuen Trux“, wie ihn der König nannte, und alle Beratungen einer Spezialkommission mußten doch noch vor der „preußischen Regierung“ cachirirt werden, bis alles ebauchirirt wird sein, als dann auf einmahl eclatieren und in fuhrig einrichten, daß die Leute keine Zeit haben zur Remonstration“. Heimlich mußten die Schoßnehmer Verzeichnisse aller Steuern und aller Steuerausfälle an den König senden, denn gerade nach dieser Richtung hatten Waldburgs Berichte die schlimmsten Fälschungen, Betrügereien, eine namenlose Überbürdung der Armen bei fast vollständiger Steuerfreiheit der Angesehenen in Stadt und Land gezeigt.

Hier konnte nur eine volle Aenderung helfen, und der König genehmigte daher den, auch von Ilgen, Crenz und Grumbkow gebilligten Plan Waldburgs, an die Stelle aller bisherigen Steuern eine einheitliche Generalhufensteuer nach

DECLARATION,

Daß die

Dorf-Güster Und Schulmeister,

Welche

Das Schneider = Handwerk als Meister treiben,
Wehr nicht als zwey Gesellen halten,

Auch keine andere
Als Bauer = Fleider
verfertigen sollen.

De Dato Berlin, den 2. Maij 1736.

B E N E F I C I A

Gedruckt bey dem Königl. Preussischen Hof-Buchdrucker,
Daniel Andreas Nüdiger.

Titel eines Edikts des Königs Friedrich Wilhelm I. vom
2. Mai 1736.

Auf etwa $\frac{1}{2}$ verkleinert.

der Ertragfähigkeit, der „Bonität“ der Güter einzuführen, und ernannte den Grafen zum Präsidenten des Königsberger Kommissariats. In der That gelang es diesem, durch geschickte Verhandlungen den größten Teil des Adels für die Menerung zu gewinnen, während ein anderer ihn allerdings als „die Geisel des Landes“ schmähte und zu einem allmählich immer heftiger werdenden Widerspruch sich hinreißen ließ. Trotzdem war der König bereit, gegen eine sichere Gewähr für den regelmäßigen Eingang einer 220000 Thaler betragenden Steuer alles nachzugeben. Denn wie diese, geringere als den Soll-Etat anzumachende, Zahl beweist, war es dem Könige durchaus nicht um eine Erhöhung der Gesamtsumme, sondern lediglich um deren sicherer Eingang zu thun. Erst als die Deputierten der Stände auch dies ablehnten, gab der König seiner Aussäffung vom Staate in jenen berühmten Worten Ausdruck: „Er stabiliere die Souveraineté wie ein Rocher de Bronze; der Windt könne auf dem Landtage immer noch gemacht werden, aber die Hubenkommision habe ihren Fortgang“. Unermüdlich arbeitete die Kommission unter Waldburgs Leitung, und in vier Jahren war man zum Resultat gekommen. Es zeigte sich, daß 34 671 Hufen bisher verschwiegen und also steuerfrei geblieben waren, und indem diese nun zu den 65 884 bisher versteuerten Hufen ebenfalls zur Zahlung herangezogen wurden, und viele adelige Hufen statt zwei Dritteln Thaler jetzt fünf bis sechs Thaler steuern mußten, ergab sich eine ungemeine Erleichterung für den armen Mann, eine Wohlthat für das ganze Land. Freilich war schon damit dem Grundbesitzer ein lange behauptetes Vorrecht genommen, aber auch alle seine Besitztitel wurden untersucht und Tausende von Morgen, die er als herrenloses Gut an sich gezogen, dem Staat zurückgegeben. Endlich wurde ihm das Recht, nur eingeborene Beamten und Richter zu dulden und die Ansiedelung Fremder von seiner Zustimmung abhängen zu lassen, genommen. Doch der weitaus größte und gebildetste Teil des Adels stimmte dem Könige zu, erkannte den bisherigen Zustand als frankhaft an und fühlte in der neuen Stellung, die seine ganze wirtschaftliche Lage so einschneidend veränderte, doch zugleich die höhere, würdigere Aufgabe. Als der König auch hier die Allodifikation der Lehnen anordnete, konnte sie ohne Widerspruch durchgeführt werden.

In einem andern Punkte wirkte der König für den Adel vorbildlich, für die Unterthanen in seinen Amtsölffern unendlich segensreich. Auch hier erklärte er nämlich durch die Edikte von 1719 und 1723 die Leibeigenschaft auf den Domänen für aufgehoben, die Höfe der bürgerlichen Domänen-Unterthanen für deren freies, vererbliches und veräußliches Eigentum, dessen Bewirtschaftung auf eigene Kosten zu bewerkstelligen sei. Und in jeder Weise wurde der Bauer durch die Kammern und Räte des Königs, wie durch die Musterwirtschaft des Fürsten von Anhalt, der auf Veranlassung des Königs in Preußen das große Gut Bubainen angekauft hatte, über sachgemäße Wirtschaft belehrt, ihm sogar die Ackergeräte, namentlich der deutsche Pflug geliefert. Aber wie frei und wie gerecht besteuert der Bauer auch sein möchte, er mußte, wenn er vorwärts kommen sollte, seine Erzeugnisse absezzen können. Ganz erstaunlich ist die Thätigkeit, die in dieser Beziehung namentlich von Waldburgs Nachfolger, Lessgewang, und dem Minister von Grumbkow ausgeübt wurde. Flüsse wurden schiffbar gemacht, mit Schleusen versehen, die beiden Friedrichsgräben vom Könige angekauft, die Wege hergestellt oder verbessert, die Posten vermehrt. Neue Absatzorte im Innern wurden angelegt,

und durch Verlegung der Behörden — Gumbinnen erhielt z. B. die zweite Kriegs- und Domänenkammer neben der Königsberger — durch Häuserbau, Heranziehen von Handwerkern, besonders Wollwebern, durch Förderung der Industrie eine Reihe von Städten wie Tapiau, Ragnit, Biala, Stallupönen, Gumbinnen sozusagen neu erschaffen. Große Getreide-Magazine legte der König an, die dem Landmann das Getreide abzukaufen hatten, und endlich folgte sogar eine völlige Neuverteilung des Grund und Bodens selbst. Jeder Bauer erhielt danach mindestens zwei Hufen mit vollständigem Viehbestand, die Höfe und Dörfer wurden, wo es erforderlich war, neu gebaut, die Hosdieste des Bauern auf zwei Tage beschränkt und die Naturallieferungen in Geldbeträge umgewandelt. Kurz, vom Könige selbst wurde auch hier wieder eine sozialpolitische Maßregel durchgeführt, die es verständlich macht, wenn man an diesem Königtum etwas der tribunicia potestas der Römer Ähnliches bemerkt hat, eine Maßregel, welche das preußische Königtum von einer Kraft und Einsicht ohne Gleichen zeigt.

Von vornherein aber war der König darauf bedacht gewesen, dem Mangel an Menschen abzuhelfen und erfahrene Wölfe herbeizuziehen. Durch Erleichterungen aller Art gefördert, kamen solche auch aus den verschiedensten Teilen Deutschlands — einwanderungslustige Polen wurden bestimmt abgewiesen — besonders aus Sachsen, und sie haben für die Förderung der Kultur in Preußen unendlich viel gethan, obwohl sie naturgemäß mit den Eingeborenen vielerlei Schwierigkeiten und Reibungen zu überwinden hatten und auch ihrerseits trotz der alle Verhältnisse im voraus bestimmenden Einladungs-Patente des Königs Schwierigkeiten machten. Im insterbürgischen und ragnitschen Departement waren allein bis 1715 schon 9539 Personen angesezt, und standen nur noch 645 Hufen wüst.

Die größte Förderung der Besiedelungs-Pläne des Königs sollte aber der Glaubenseifer eines katholischen Kirchenfürsten, des Erzbischofs Firmian von Salzburg, gegen seine evangelischen Untertanen gewähren. Ungeachtet der wiederholten Anstrengungen der Evangelischen aus dem Erzbistum hatte sich in diesem nämlich die Reformation so lebendig erhalten, daß 1730 bei einer erzbischöflichen Kommission noch 20,678 Personen sich selbst zur Aufzeichnung als Evangelische meldeten. Wie Empörer und Verbrecher behandelte der Erzbischof diese Leute, und der Kaiser scheute sich nicht, ohne alle Rücksicht auf die Vorstellungen evangelischer Fürsten, seine Regimenter gegen sie auszusenden, sie mit Gewalt in den Schoß der Kirche zurückzuführen. Darüber entstand natürlich eine starke Anregung unter den Evangelischen in Deutschland, aber „bei Religionsbeschwerden im Reich sieht man sich überall nach dem Könige von Preußen um“. Und nicht vergebens. Schon im August 1731 beschäftigte der König sich mit den Vorbereitungen, den evangelischen Glaubensbrüdern in seinem Lande ein Asyl zu eröffnen, und noch vor Ende des Jahres wies der Erzbischof die Unangesezten „mit hintantragendem Sac und Pac“ und dem Segenswunsch „so fahret hin zum Teufel“ über seine Grenze. Selbst die Drohungen des Königs, an der katholischen Kirche in seinem Lande Repressalien auszuüben, wenn die Grausamkeit des Erzbischofs nicht aufhöre, ja selbst die politischen Verhältnisse, die den Kaiser zum Einlenken bestimmen mußten, fruchteten nichts. Da erließ der König am 2. Februar 1732 das Patent, in welchem er sich bereit erklärte, die Vertriebenen aufzunehmen, ihnen Kommissare zur Führung nach Preußen stellte und sogar Behrungsgelder von vier Groschen für den Mann, drei für die Frau, zwei für jedes Kind auf den Tag

bewilligte. Am 30. April 1732 schon kamen die ersten 843 Salzburger in Berlin an, teilnehmend und gästlich vom König und den Einwohnern begrüßt. „Die Mannschaften nach der Neumarkt, die Ackerlente nach Preußen“, so hatte der König bestimmt. Unendlich rührend ist namentlich die Ankunft des zweiten Zuges, den der König auf der Landstraße in der Nähe Berlins traf. Er selbst stimmte ein geistliches Lied an, in tiefer Frömmigkeit sangen die Vertriebenen es nach, gewiß, daß sein Abschiedsgruß „Reiset mit Gott“ die lauterste Wahrheit seines ergriffenen Herzens war. Für etwa 5—6000 Kolonisten hatte der König Fürsorge getroffen, aber auf die Meldung, daß ihrer viel mehr seien, schrieb er: „Sehr gut. Gottlob! Was thut Gott dem brandenburgischen Hause für Gnade! Denn dieses gewiß von Gott kommt!“



Ansicht des Schlosses Rheinsberg, vom See aus.

Stich von Friedrich Ebel »Plans et vues du chateau, du jardin et de la ville de Reinsberg« 1773.
Auf 1/4 verkleinert.

Im ganzen kamen 20694 Salzburger, von denen 15508 in der Provinz Preußen und zwar 11989 auf Staatskosten angesiedelt wurden. Die meisten von ihnen waren Bauern, die Ackerland, Wohnhaus, Wirtschaftsgebäude, Abgabenfreiheit für die ersten drei Jahre, das nötige Vieh, die Aussaat und Ackergeräte erhielten. Freilich bewährten sich auch hier wie sonst nicht alle Zugänger als gute Hirte, aber doch die überwiegende Mehrzahl. Und wenn der König einmal, da eine Sturmflut wieder furchtbare Verwüstungen angerichtet hatte, „seiner preußischen Haushaltung müde wurde und anfing zu glauben, daß er mit renñiren werde“, so ließ er doch die Hoffnung nicht sinken, „er werde nicht müde werden, und wieder von vorn anfangen“. Aufs glänzendste wurde seine Arbeit belohnt. Im Jahre 1739 kam der, nun auf seinem ihm vom König geschenkten Landsitz

Rheinsberg residierende, Kronprinz auf Befehl des schwer kranken Vaters zur Inspektion nach Preußen, und hier vor allem wird er die ganz außerordentliche Bedeutung des Vaters erkannt haben. Wöllig hingenommen von dem Riesenwerk schreibt er an Voltaire: „Der König habe im Anfang seiner Regierung dort zwölf oder fünfzehn entvölkerte Städte, 4 oder 500 wüste Dörfer, ein verkommenes Land gefunden; nun habe Littauen über eine halbe Million Einwohner, mehr Städte als früher, größere Heerden; der Handel blühe aufs neue, das Land sei bestellt, sei reicher und fruchtbarer als irgend eine Gegend Deutschlands, und alles das verdanke man allein dem Könige; er habe es nicht nur befohlen, sondern selbst der Ausführung vorgestanden, alle Pläne habe er selbst entworfen und allein vollzogen, keine Mühe, keine Sorgfalt, keine noch so großen Kosten, keine Versprechungen und Belohnungen habe er gespart, um einer halben Million denkender Wesen ein Glück und ein Dasein zu schaffen, das sie ihm allein verdanken.“

Und so überall in den letzten Jahren die volle Erkenntnis, das begeisterte Lob des Sohnes für die Schöpfungen des Vaters, und in ihr auch die Gewähr für das beinahe herzliche und vertrauliche Verhältnis, das nun zwischen Vater und Sohn bestand. Kaum daß eine Nebelwolke vorübergehend Mißstimmung erzeugt. In kindlich gerührter Weise ist der Kronprinz besorgt, dem leidenden Vater Erleichterung zu verschaffen. Und auch der König gewinnt immer mehr Verständnis für die Art, für das Genie des Sohnes. „Er ist nun ein guter Wirt, er liebt die Armee, wird sie erhalten, er ist tapfer, er hat alle Talente, um gut zu regieren, er hat Geist und alles wird gut gehen“ — so spricht sich der König in dieser Zeit über den Sohn hoffnungsfroh aus. Wahrhaft ergreifende Momente kommen in den letzten Begegnungen beider vor, und über der Unterredung, in welcher der König kurz vor seinem Ende dem Nachfolger, dem, „der mich rächen wird“, von der „unvariablen Maxime des Hauses Österreich, Preußen niederzuhalten“, von der zweideutigen Haltung König Georgs von England, der unsicheren Frankreichs, der unzuverlässigen Russlands spricht, ruht nicht nur die Weihe des Todes, sondern auch das innigste Glück des Vaters über den Sohn, das volle Bewußtsein des Schöpfers, daß, was er gearbeitet, was er geschaffen, nicht vergeblich gearbeitet, daß es ihn selbst überleben, daß sein Preußen fortduern werde. „Aber thut mir Gott nicht viel Gnade, daß er mir einen so braven und würdigen Sohn gegeben?“ so ruft er seinen Offizieren zu, und wieder erklingen aus seinem Munde die Worte: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger hinterlasse!“ Noch sprach der König die Absicht aus, das Szepter niederzulegen, Podewils sollte die Abdankungs-Urkunde aussertigen. Es kam nicht dazu. Am 31. Mai 1740 um 3 Uhr nachmittags hatte er ausgelitten. Friedrich II. war König von Preußen.



König Friedrich der Große. 1740—1786.

Die beiden ersten schlesischen Kriege.



Aus „Mémoires de Brantebourg“, Berlin 1767.

uch in der politischen Welt gibt es eine Wahrheit der Dinge. Sie bewegt die Geschicke der Staaten und Völker; wahr zu sein, das ist ihr Gesetz, darin haben sie ihr Gericht.“ Wenn anders dies Wort eines geistvollen Geschichtslehrers ein zutreffendes ist — und bange Sorge müßte uns Menschenkinder beschleichen, trüfe es nicht zu — so mußte über die Staatenwelt, wie sie sich bis zum Tode Friedrich Wilhelms I. herangebildet hatte, ein furchtbares Verdikt gesprochen werden. Denn der anmaßenden Selbstgerechtigkeit gegenüber, mit der Europa das jugendstarke Preußen durch eine ränkevolle Politik niederzudrücken und zu verhöhnen beliebt hatte, standen in den meisten Staaten verfaulte und unwahre Zustände gegenüber, die ihre Politik nur um so verwerflicher machten.

Wie so ganz anders war es in Preußen! Wir hörten, wie unermüdlich der König thätig gewesen war, einen festen Untergrund zu schaffen, auf dem der Staat ruhen konnte. Und wahrlich fest und sicher, wie die Welt auf den Schultern des Atlas, ruhte der Staat auf den Schöpfungen Friedrich Wilhelms. Mit einer Einsicht ohnegleichen waren Verwaltungsformen gesunden und durchgeführt, die auf lange hinans maßgebend blieben, die ihre Richtigkeit selbst dann noch bewährten, als eine andere Welt anderer Normen bedurfte, indem sich auch diese aus ihnen entwickelten. Wichtiger aber noch erscheint, daß der König die sittlichen Kräfte des Menschen in seinen Untertanen entwickelt, sie angereizt, gespornt, in Thätigkeit gesetzt hatte. In Preußen war die sittliche Verderbtheit, die der dreißigjährige Krieg erzeugt hatte, durch Friedrich Wilhelm beseitigt. Es war in der That, wie man es ausgedrückt hat, die Lösung eines großen Staatsproblems, „daß der König ein fanles Volk arbeitsam, ein üppiges sparsam“ gemacht hatte, daß er „einen verschuldeten Staat reich gemacht hatte“. Er besaß die Mittel, einen Krieg zu führen, er hatte auch das Heer fix und fertig in allem, was zur Tüchtigkeit eines solchen gehört. Und doch war er dem Kriege aufs sorgsamste ausgewichen, hatte alles, Lng und Trug, Spott und Hohn hingenommen, es mit knirschenden Zähnen ertragen, daß die Staaten und Völker sich daran gewöhnten, zu sagen: „die Preußen schießen nicht, der König von Preußen läßt nicht marschieren“. Es gibt der gewaltshamen Natur Friedrich Wilhelms gegenüber nur eine Antwort auf die Frage, warum er nicht mit seinem guten Schwert die dreisten Gegner gezüchtigt. Sie liegt angedeutet in dem lehwilligen Mahnwort seines Vaters, keinen Krieg zu beginnen, denn dieser ruiniere den gemeinen Mann, der Krieg verzehre, der Friede aber ernähre. Friedrich Wilhelm, mehr noch Soldat als Krieger, und wieder mehr noch Regen als Soldat, hielt den Krieg für einen finanziellen und volks-wirtschaftlichen Schaden, und die Sorge um das Wohl des gemeinen Mannes, für das er alles gethan, hielt ihn davor zurück, das höchste Tribunal der Könige anzurufen.

Indessen man wird zweifeln dürfen, ob der Krieg wirklich und unter allen Umständen ein wirtschaftliches Uebel ist. Denn ganz abgesehen davon, daß Schlachten nicht allein durch zahlenmäßiges, sondern oft mehr durch sittliches Uebergewicht gewonnen werden, und daß der Krieg gerade auch die sittlichen Kräfte im Menschen zu erwecken und zu stählen vermag, ist soviel sicher, daß die politisch angefeindeten Völker auch im Handel und Wandel die besten Vorteile erwerben, während ein Volk, dessen politische Macht sich nicht drohend und kräftig bemerklich macht, auch handelspolitisch von anderen Völkern schließlich überholt wird und in seiner Wohlfahrt, seinen Interessen Schaden erleidet. Und am Ende aller Enden konnten nach König Friedrichs Ausspruch nur Handel und Industrie die Mittel für die Heere schaffen, und nur Staaten, welche aus eigenen Mitteln solche zu halten und ins Feld zu führen vermochten, zählten noch zu den wirklichen Mächten. Und das ist nicht zu verkennen: wie oft Friedrich Wilhelm den Boden umgeackert und umgepflügt, wieviel der herrlichsten Samenkörner er gepflanzt und gehegt hatte, das, was dem Boden Wärme geben, die Samenkörner hervorlocken konnte, daß sie tausendfältige Frucht brachten, die Sonne, „der prometheische Funke“, um das oft gebrauchte Wort Voltaires zu wiederholen, fehlte ihm noch. Vielleicht darf man jene Worte Friedrich Wilhelms umdeuten und es aussprechen: Welche Gnade thut Gott dem Hanse Brandenburg, dem Staate Preußen, daß er ihm diese Sonne, dies Morgenrot ohnegleichen aufgehen ließ? Denn wer wüßte es nicht, welch Sonnenlicht nun dem jungen Staate leuchtete, wer stände nicht mit immer neuer Ehrfurcht, mit immer aufs neue lebhafster schlagenden Pulsen vor den Thoren, die sich beim Regierungsantritt Friedrichs des Einzigen öffnen? Aengstlich soll der Geschichtsschreiber sich gerade bei den großen Helden gestalten seines Volkes hüten vor der leisesten Uebertreibung, und einem Friedrich gegenüber, der ihn so eindringlich ermahnt, nur das aufzuzeichnen, was der Erinnerung wert ist, wäre sie vollends unwürdig; aber das ist doch nun erwiesen, daß Friedrich nicht nur für sein preußisches, ja nicht nur für das deutsche Volk der Genius eines neuen Lebens gewesen ist, sondern daß seine Wirksamkeit für alle Völker fruchtbringende Keime, segensreiche Anstöße gegeben hat, die ohne Maß, ohne Schätzung sind.

Und wenigstens das Ungewöhnliche erwartete man von Friedrich schon, als er den Thron seiner Väter bestieg. Hatte die Welt ihn bemitleidet, als die Wolken des väterlichen Zornes über ihm sich zusammengezogen, so dicht, so schwarz, wie nie wohl einem deutschen Thronerben geschehen, so hatten sich aller Blide mit Staunen, mit Begeisterung oder mit Furcht auf ihn gerichtet, als er jenes wunderbar entzückende Leben in dem abgelegenen, schönen Winkel der Erde am „Remusberge“ in Rheinsberg sich schuf, wo er mit seinen hochgebildeten Freunden, mit Camas, mit Käyserlingk, mit Fouqué, mit Jordan, Chajot, Stille, mit seiner Gemahlin Elisabeth und ihren Damen sich ein Dasein, ein Heim von wundervollem Reiz gegründet. Hier trachtete der Kronprinz die tiefsten Fragen nach dem menschlichen Dasein, nach der Ewigkeit und Unsterblichkeit, nach den göttlichen Grundbedingungen und Gesetzen für die Menschheit, nach dem Wesen der Gottheit selbst zu ergründen und zu erfassen, hier flossen ihm die Verse aus der Feder, hier musizierte er auf der geliebten Flöte, hier veranstaltete er Festlichkeiten und feierte sie in fröhlicher, heiterer Jugendlust. Mit Hingabe trieb er Geschichte und Sprachwissenschaften, arbeitete an jenen großen Schriften über die Aufgaben des Staates, über die Pflichten und den Beruf der Fürsten, von denen Voltaire die noch heute bekannteste,

den Antimachiavell, dem staunenden Europa im Druck vorführte. Daneben stand er mit Schum, mit Manteuffel, mit Voltaire, mit vielen anderen in lebhaftem Briefwechsel, und vor allem folgte er dem Gange der großen europäischen Politik mit kritischem Scharfschlag und warmen Empfinden für die Stellung Preußens. Zugleich betrieb er den Dienst als Oberst seines Regiments im nahe gelegenen Poppin, verjagte ihn genau und pünktlich bis ins einzelne hinein und widmete sich endlich dem Studium der Aufgaben, die das volkswirtschaftliche Gediehen eines Volkes im großen wie im kleinen an den Fürsten stellt. Es war zugleich ein Schaffen wie ein Genießen von herrlicher Wechselwirkung, von einer Anziehungskraft und Schönheit, wie es wenigen Sterblichen, wie es auch einem Friedrich nur dies eine Mal im Leben beschieden war. Und trotz des überaus großen Eifers, mit dem er hier arbeitete — ein Versuch, sich des Schlages überhaupt zu entwöhnen, wurde erst nach vier Tagen als aussichtslos aufgegeben — erkannte er, daß „Erfund und Scherz sich paaren müsse“, um zur vollen Harmonie zu gelangen. Nur daß „den ernsten Beschäftigungen immer die Prätrogative bleibe“, verlangte er, und er versichert, „daß wir für die Vergnügungen nur vernünftige Anwendung haben, wir ziehen sie nur heran, um den Kopf nicht zu überanstrengen und als Gleichgewicht gegen gelehrte Verdrießlichkeit und gegen das Zaviael der philosophischen Gravität, die sich die Denkerstirn nicht ganz gutwillig durch die Grazien glätten läßt.“

Und wenn nun im Gegensatz zu der großen Menge in den höheren Klassen der Menschheit eine Bildung Platz gegriffen hatte, die mit haarscharzem kritischen Meister alle bisherigen Anschaunungen über Gott und die Welt, über Fürsten und Staaten zerstörte — wie hätten diese Kreise nicht mit flammenden Augen hinaufschauen sollen zu einem Königsohn, der so tapfer, so offen und kühn die furchtbaren Lehren Machiavells von der Tyrannen Macht bekämpfte, so unerschrocken in das dunkle Reich der Philosophie, der Metaphysik vordrang? Aber dieser Fürstensohn war doch anders, als diejenigen glaubten, welche nur eine Bildung kannten, die wohl klüger, nicht aber besser macht. Wie ablehnend er sich auch gegen die hergebrachten Wkenntnisse der Religion verhielt, so schreibt er doch mit einem wahren Triumph, daß er „das Morgenrot eines neuen Tages in sich wahrnehme, sehe, daß es in der Möglichkeit des menschlichen Wesens liege, daß ich eine Seele habe und daß diese unsterblich ist“. Allerdings sei der lebendige Glaube nicht seine Sache, aber die christliche Moral, in deren Verachtung man oft genug das Behagen des Lebens empfand, darum nicht minder die Regel seines Lebens. Und ein Aussluß dieser Sittenlehre war es, wenn er — auch wieder in scharfem Gegensatz zu jenen höher gebildeten Kreisen — in den politischen Freiheiten nicht die Ungebundenheit, sondern die Gebundenheit vornehmlich für die Fürsten erkannte. Wie auch hätte der größte Sohn Hohenzollerns das Grundthema, das kostbarste Vermächtnis seines Hauses, die Pflichttreue anders als nach seinem vollsten Gehalt, seiner innersten Tiefe erfassen können! Er war es, der ihr den treffenden Ausdruck gegeben, wenn er den Fürsten „als den ersten Diener des Staates“ bezeichnet, und ohne Zweifel ist es für seine Pflichttreue in hohem Maße charakteristisch, daß gerade sein Ausspruch sich vor vielen ähnlichen seiner Vorfahren und Nachfolger im Munde des Volkes erhalten hat. „Der erste Gedanke, den ein Fürst haben muß, das einzige Streben, das sich für ihn schickt, ist, etwas Nützliches und Großes für das Wohl seines Staates zu thun; dem muß er seine Eigenliebe und alle seine Neigungen opfern, dazu muß er alle Hilfe,

alle bedeutenden Männer, die er gewinnen kann, verwenden, mit einem Wort, alles thun was geeignet ist, sein Streben für das Wohl seiner Unterthanen zur Ausführung zu bringen". So schrieb Friedrich als Kronprinz, die Nachwelt wird immer aufs neue staunen, wie er das Wort zur Wirklichkeit gemacht, aber, wie gesagt, schon bei der Thronbesteigung erwartete die Welt von ihm das Größte.

Die ersten Regierungshandlungen bewirkten beides: sie übertrafen die hochgespanntesten Hoffnungen, sie täuschten manche Erwartungen und Befürchtungen. Schon der tiefe Schmerz über den Tod des Vaters, dem Friedrich ungeheuchelten und natürlichen Ausdruck gab, enttäuschte die, welche glaubten, der König betrachte den Tod seines Vaters als die Lösung von drückenden Fesseln. Umgereht wurden die Genossen des hellen, jugendfrohen und doch so arbeitsamen Lebens in Rheinsberg eines ganz anderen belehrt, wenn sie gedacht hatten, nun auch Einfluss auf die Regierung zu erhalten. In freundlicher oder auch in strenger Form zeigte ihnen Friedrich, daß die ernste Arbeit für den Staat ein anderes sei, als ein fröhlich-wichtiges Wortgesicht an heiterer Tafelrunde. Philosophischen Betrachtungen nachzusinnen, blieb zwar Zeit seines Lebens ihm ebenso sehr Bedürfnis, wie Musik und Dichtkunst ihm Lichtblicke in den Zeiten der schwersten Not gewährten: aber die härtere Aufgabe war die seine, und ihr widmete er sich ganz. Die Philosophen mochten folgerichtig denken, er mußte als Herrscher handeln, jene mochten durch Lehren die Welt aufklären, er mußte es durch Beispiele, jene mochten entdecken, er mußte sich entschließen.

Und er that es; in allem führte er zur Überraschung der Welt des Vaters Einrichtungen weiter, behielt dessen Ratgeber bei, aber er durchdrang sie zugleich mit dem Feuer seines Geistes. Selbst das Heer, auf dessen Verminderung man mit Sicherheit gerechnet hatte, blieb nicht nur in seiner ganzen Stärke erhalten, sondern es wurden zu den 83 000 neue 10 000 Mann eingestellt, die Feldinfanterie von 66 Bataillonen auf 83 gebracht, ein Husaren-Regiment, eine Schwadron Garde du Corps und einige Dragoner-Schwadronen neu errichtet, und durch Übernahme geschlossener Truppenkörper von kleinen Fürsten deren Kontingente dem preußischen Heer gewissermaßen angegliedert. Und der tägliche Dienst, das regelmäßige Exerzieren, die fortdauernde Beaufsichtigung durch den König blieb wie bisher, ja „noch sorgfältiger als der hochselige König bekümmt er sich“, wie der Minister von Borcke sagte, „um die Angelegenheiten des Heerwesens und verlangt die größte Pünktlichkeit“. Doch schon in den einfachen Worten, mit denen der König seine Generale am Morgen nach dem Tode des Vaters anredete: „Gegen einige von Ihnen liegen Klagen über Habfucht, Härte und Übermut vor; stellen Sie die Klage ab“ — war der neue Zug der Milde und Menschlichkeit angedeutet, der fortan im Heere herrschen sollte; die „Plackereien“ gegen die Pflichtigen, die Brutalitäten bei den Werbungen wurden bestimmt verboten, und immer sollte im Auge behalten werden, daß der „Soldat ebensowohl menschlich und vernünftig, als herhaft und brav“ sein müsse.

Die allgemeine Verwaltung und die Finanzen blieben ganz und gar, wie Friedrich Wilhelm sie geschaffen, selbst der gehäfzte Minister von Boden blieb im Amt, ja nur „ihn höre der König“, heißt es, „er predige die Sparsamkeit und finde damit noch größeren Eingang als unter der vorigen Regierung“.

Auch die für die Justizreform eingesetzte Kommission blieb in Wirksamkeit, und auf dem Gebiet des Strafprozesses ging der König aus eigener Veranlassung noch einen erheblichen Schritt weiter als sein Vater, indem er die Tortur, die schon jener nur auf seinen besondern Befehl anzuwenden erlaubt hatte (1720),

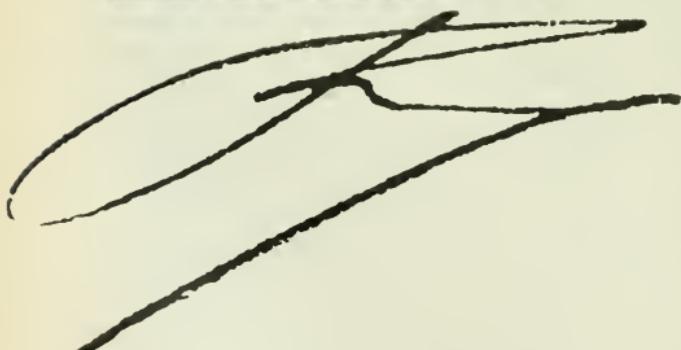
mit Ausnahme der schwersten Verbrechen überhaupt verbot. Zu Preußen hatte ein Thomasius mit mächtigen Worten wider die Tortur geeifert, in Preußen waren sie auf fruchtbaren Boden gefallen; „sie schändet“, so meinte Friedrich, „christliche Völker und sei ebenso unmöglich wie grausam“. Und demgemäß wurden auch die erst noch vorbehaltenen Ausnahmen später ganz aufgehoben. Desgleichen wurde die Liebung, kirchenrechtlich verbotene Eheschließungen durch Geldzahlungen zu ermöglichen, beseitigt, und vorzüglich wurde der altpreußische Grundzog der wahren religiösen Toleranz in maßgebender Weise erläutert. Jede Religionsgemeinschaft, jede Liebung des Gottesdienstes solle den Untertanen gestattet sein, wenn sie nur ehrliche Menschen seien. „Selbst Moscheen“, sagte der König — allerdings wohl mit gelinder Übertriebung — wollte er solchen bauen, oder, wie sein so oft mißverstandenes berühmtes Wort von der Freiheit der Gewissen vor staatlicher Bevormundung lautet, „die Religionen müssen alle tolerirt werden, und muß der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue; denn hier muß ein jeder nach seiner Façon selig werden.“ Und bezeichnend für Friedrich wie für Friedrich Wilhelm I. ist es, daß dies Wort die Antwort auf eine Eingabe ist, welche die von Friedrich Wilhelm I. für die Kinder seiner katholischen Soldaten geschaffene katholische Schule abschaffen beantragt hatte.

Doch vor allem: In jedem, was Friedrich thut, ist er, wie sein Vater, ja mehr noch als dieser, selbstständig, unabhängig von jedem Rat. Wie glänzend er den Hofhalt der Königin-Mutter, der Königin Elisabeth, seiner Gemahlin, und



König Friedrich II. in Preußen.

Nach einem im Jahre 1746 entstandenen Kupferstich von Georg Friedrich Schmidt (1712–1775) auf $\frac{1}{2}$ verkleinert. Das Namensjäumile nach einem Exemplar vom Jahre 1743 im Kgl. Pre. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.



der Prinzen einrichtete, wie eifertig die geliebteste Schwester, die Markgräfin von Baireuth herbeieilte: sie wurden bald gewahr, daß für ihren Einfluß bei Friedrich keine Stätte war. Auch die Minister und Räte, Generale und Offiziere waren nur die ausführenden Beamten der vom Könige allein aus eigener Erwägung gegebenen Befehle, und die Gesandten der fremden Mächte gerieten wohl wie Manteuffel in Verzweiflung, „daß der König die Marotte habe, ein Original zu sein, nur das Außergewöhnliche thue, überall neu und sozusagen sein eigener Schöpfer sein wolle“.

So wenig auch dies Wort die Absichten Friedrihs traf, so war es in der That doch für alle ein undurchdringliches Geheimnis, wie der König in den Fragen der europäischen Politik dachte. Für alle Staaten aber war es von wesentlicher Bedeutung, wie der junge königliche Herr sich entscheiden werde. Schroffer und schroffer hatten sich

nämlich die Beziehungen Englands zu Spanien und Frankreich wegen des Handels nach Amerika gestaltet, und alles lag für England daran, gegen Frankreich einen Landkrieg in Gang zu bringen. Wie aber die Verhältnisse lagen, hing ein solcher vornehmlich von der preußischen Zustimmung ab, und was ihm Friedrich Wilhelm nie gewährt haben würde, suchte König Georg nun von König Friedrich zu erlangen. Schon im Jahre 1734 lag in Hannover das Beileidschreiben für den Fall des Ablebens des verhafteten Schwagers in Berlin unterschrieben bereit, und mit unschicklichster Eile kam Georg bei der letzten Erkrankung Friedrich Wilhelms nach dem Festlande herüber, um, wie dieser es noch selbst aussprach, von der Thronbesteigung „zu profitieren“. Da noch ehe die amtliche Anzeige vom Tode des Königs eingetroffen, reiste der hannoversche Minister von Münchhausen zur Beglückwünschung nach Berlin. Er hatte sogar den Auftrag, jetzt noch für den Fall, daß Friedrich sich von seiner Gemahlin trennen möchte,



Königin Elisabeth Christine in Preußen.

Nach dem Gemälde von Anton Pesne (1684–1757) im Jahre 1743 gestochen von Friedrich Gottlieb Berger (geb. 1713, gest. nach 1797). Auf 1/4 verkleinert.

Georgs Tochter, die Prinzessin Amalie, dem jungen Könige zur Ehe anzubieten. Mit den höflichsten Redewendungen und leichter Plauderei über seine angegriffene Gesundheit und Verwaltungsjorgen wußte Friedrich dem Gesandten seinen unzarten Text zu verderben. Auf Verhandlungen ließ er sich mit ihm gar nicht ein, denn nicht den englischen, sondern den preußischen Interessen zu dienen war seine Absicht.

Nach all den Plackenschlägen, welche die fremden Mächte straflos Friedrich Wilhelm I. gegeben hatten, mußte ihnen die Überzeugung, daß die Preußen „den Hahn nur spannen, aber nicht losdrücken“, genommen werden. Sollte aber die Mißachtung, die man sich diesem Staate gegenüber erlaubt hatte, beseitigt, sollte den sich weit über ihre Kräfte erhebenden Mächte klar gemacht werden, daß des scheinbar schlafenden Riesen Waffen und Gewehr blank gepuht und haarscharf geschliffen seien, so mußte Friedrich zunächst doch warten, welche der Mächte ihm diejenigen Garantien bot, die das preußische Interesse verlangte. Denn wenn all die Jahre daher nur von den Interessen der Mächte die Rede gewesen war, und Preußen nur diesen hatte dienen sollen, so mußten sie endlich inne werden, daß nun es Zeit sei, auch preußische Interessen zu beachten. Zu bitter, zu schmerzlich hatte Friedrich die Mißachtung empfunden, er war entschlossen, ihr zu trocken, seinem Staate die Achtung zu erzwingen, auf die seine Mittel und Kräfte ihm Anspruch gaben; er war entschlossen, hierfür diese Mittel und Kräfte einzusehen. So mochten denn die, so ihn brauchten, ihm auch gewähren, was er brauchte. Er sandte seine Gesandten zur Anzeige der Thronbesteigung und zur Erforschung der Stimmung nach Wien, nach Hannover, nach Paris, und es wird ihn nicht allzu sehr überrascht haben, daß weder der Oberst Camas in Paris, noch Graf Truchseß von Waldburg in Hannover, noch Oberst von Münchow in Wien andere als hinhalrende, mißtrauische Antworten, wenn auch in den verbindlichsten Formen der Freundschaft und Hochachtung für ihn selbst, erhielten. Zuletzt mußte doch das eigene Interesse die Mächte zu einer Annäherung an Preußen führen. Und wie viel mehr nun, da Friedrich mit einer Reise durch Süddeutschland, von da bis Straßburg nach Frankreich hinein die Höfe überraschte und gleich darauf von Wesel aus durch das entschlossene Vorgehen gegen die Rebellen in der ehemals oranischen Baronei Herstall, wie gegen den Bischof von Lüttich, der sie begünstigte, die ganze Welt in eine unglaubliche Bestürzung versetzte! Seinen stolzen „steif-leinenen“ Heim von England strafte Friedrich, indem er auf der Heimreise von Wesel, wo er die Huldigung eingenommen, ihn nicht mit dem erwarteten Besuch beeckerte. Ebenso wußte er den salbungsvollen Kardinal Fleury in Paris, der ihm in väterlichem Tone Weisheit gepredigt und in überströmender Weise Weihrauch gespendet hatte, durch einen die nackte Wahrheit enthaltenden Brief empfindlich zu treffen. Er forderte ihn auf, ihm weniger Lob zu spenden und dafür seinen König ihm zu gewinnen.

Nun kam ihm England, auß lebhafteste in Sorge über den schon entbrennenden Krieg mit Frankreich, wenigstens einen Schritt entgegen, und von Frankreich sah er richtig voraus, daß mindestens dem Kardinal weniger an den Handelsstreitigkeiten mit England lag, als daß seine ganze Sorgfalt auf die in Aussicht stehende Erledigung der österreichischen Erbschaft, auf den Gewinn, den Frankreich bei dieser Gelegenheit auf dem Festlande machen könne, gerichtet war. Für Frankreich war sogar die Vernichtung der österreichischen Macht in gewissem Sinne

die Voraussetzung für den Kampf gegen England, weil nachdem sie erfolgt, ein Angriff auf die französische Ostgrenze weniger zu befürchten war. Nun aber besserten sich die bisher nur trüben Aussichten Englands in Wien, in Dresden und selbst in Petersburg zusehends, und um so lebhafter musste Fleury daher suchen, die Hand Friedrichs zu fassen. In der That kam es wenigstens zu nochmaliger Ausstellung der 1739 abgegebenen Erklärungen. Auch Russland, durch schwedische Rüstungen beunruhigt, übernahm die Garantie für Berg gegen Sachsen.

Da trat das große Ereignis plötzlich ein, das die bergische Frage für Preußen ganz in den Hintergrund schieben, das die Welt aus ihren Augeln heben zu sollen schien. Kaiser Karl VI. starb unerwartet schon am 20. Oktober 1740. Getreu dem lebenslang befolgten Grundsatz, Preußen zu unterdrücken, war sein letzter Akt eine allen Reichsgesetzen widersprechende, geharnischte Anklageschrift, „dessen Gleichen nie erhört worden“, gegen Preußen wegen der Angelegenheit im Herbstall gewesen. Glaubte man in Wien denn wirklich, daß jeder Fußtritt, den man dem verhafteten Preußen gebe, dieses nur um so gefügiger machen, Österreichs Macht in gleichem Maße erhöhen werde?

Bergegenwärtigen wir uns mit wenigen Worten die Stellung Preußens zu der nun eröffneten österreichischen Erbsfolge.

Die gesamte brandenburgische und preußische Geschichte seit dem dreißigjährigen Kriege und schon vor ihm ist durchtränkt und durchzogen von Unbillen, die das Haus Habsburg den Hohenzollern zugefügt. Selbst vor List und Betrug hatte man nicht zurückgeschreckt, wenn es galt, Brandenburg-Preußen so recht ins Herz zu treffen. Und vornehmlich hatte man die Offenheit und Treue König Friedrich Wilhelms auf das größtmöglichste getäuscht und hintergangen. In aller Form Rechtes hatte man ihm, nachdem er auf die Hälfte seines Erbes verzichtet, den Heimfall des ihm auch ohne erneute kaiserliche Zusage rechtlich



Kaiserin Maria Theresia.

Ausschnitt aus dem Kupferstich von Philipp Andreas Kilian (1714–1759) nach dem Gemälde von Martin van Meytens (geb. 1698 oder 1699, gest. 1770). Auf etwa $\frac{1}{4}$ verkleinert.

zustehenden Herzogtums Berg gewährleistet und dafür dem Könige die Zustimmung zur pragmatischen Sanktion, zum Übergang der gesamten österreichischen Erbschaft an den Kaisers Tochter Maria Theresia abgewonnen. Man hatte die unermüdlichen und erfolgreichen Bemühungen des Königs, für diese Sanktion auch anderer Fürsten Zusage zu erhalten, sich gefallen lassen. Aber eine Einwirkung auf die kaiserliche Politik hatte dies nicht zur Folge. Sondern unbekümmert um das kaiserliche Wort, das man dem Könige gegeben, hatte man die Unterlage der königlichen Zustimmung zerstört, hatte zuvörderst allein, dann noch einmal in Gemeinschaft mit Frankreich das Herzogtum Berg an Pfalz gewährleistet. Es war kein Zweifel, daß dieser Wortbruch des Kaisers den preußischen Staat der Frage der österreichischen Erbsfolge gegenüber vollständig frei und ungebunden hingestellt hatte. Und Thatjache war ebenso, daß die österreichischen Staaten beim Tode Kaiser Karls VI. finanziell zerrüttet und in so tröstlosem Zustande waren, daß die österreichische Regierung für die Gewährung einer Anleihe selbst schlesische Lande als Pfand in Berlin zu geben bereit war, da auch der letzte Kredit Österreichs mit dem Bankrott der besten Bankhäuser in Wien erschöpft war. Thatjache war ferner, daß Kaiser Leopold eine Erbordnung gemacht, nach der beim Aussterben seiner männlichen Linie die Töchter seines ältesten Sohnes, des späteren Kaisers Joseph, ihm nachfolgen sollten, und daß Kaiser Karl diese Erbordnung ausdrücklich anerkannt hatte. Gab es aber noch eine Gewähr für die Gültigkeit von Staatsakten, wenn der Nachfolger auf dem Throne die Regierungs-handlungen des Vorgängers einfach umstieß? Oder war es zu rechtfertigen, wenn der selbe Kaiser Karl, der jener Erbordnung als Erzherzog feierlich zugestimmt, sie als Kaiser verwarf, den Töchtern seines Bruders den Verzicht auf das von ihm selbst ihnen garantierte Erbrecht zumutete? Und durfte er glauben, daß diese Töchter und deren Erben, die Kurfürsten von Sachsen und Bayern, anders denken würden, als er selbst gehandelt hatte? Wie konnte er hoffen, daß diese jenen Verzicht für bindend erachten würden, wenn er selbst die von ihm gewährleistete Erbordnung umstieß?

Wir sahen schon, daß er Kursachsen durch die Beförderung der Königswahl in Polen, die Begünstigung der jülich-bergischen Ansprüche zu gewinnen suchte aber der Kurfürst von Bayern, mit dem die zweite Tochter Kaiser Josephs verheiratet war, beharrte auf seinen Ansprüchen, die er überdem noch anderweitig begründen zu können glaubte, und vor allem war es mit vollkommener Gewissheit vorauszusehen, daß Frankreich diese Ansprüche mit allen Mitteln befördern, si mit Gewalt zur Geltung bringen werde. Geschah aber das, so war es selbstverständlich, daß auch Kursachsen wenigstens auf gewisse Gebietsteile — vornehmlich die, welche Sachsen mit Polen verbanden und die preußischen Lande gefährdeten — daß auch Spanien, dem man ja auch den Vertrag von 1725 nicht gehalten, au Böhmen, Ungarn, unter Umständen auf Toskana und Ober-Italien Ansprüche erheben würde. Wie hätten ferner nicht die österreichischen Niederlande die Biegung Frankreichs, der Niederlande reizen sollen? Und England-Hannover sah solche Kampfe gewiß nicht unthätig zu. Endlich war in den österreichischen Erblanden die Stimmung der Bevölkerung ganz entschieden gegen die Tochter Kaiser Karl und noch mehr gegen ihren Gemahl, den Herzog von Lothringen, und für den Kurfürsten von Bayern.

So zeigte sich denn, daß nicht einmal in den Erblanden die Zustimmung zur pragmatischen Sanktion Sicherheit gab, und wie weit ihre Gewäh-

durch die fremden Mächte praktische Wahrheit werden würde, hing allein von deren Interessen ab. Die Bestückelung Österreichs aber entsprach den Interessen aller und vornehmlich den französischen. Mit einem Wort, es war mit vollster Sicherheit vorauszusehen, daß der Übergang der Erbschaft an Maria Theresia in friedlicher Weise gewiß nicht erfolgen, sondern ein Krieg darüber ausbrechen werde.

Und wie stand nun Preußen dem gegenüber? Wenn es, wie wir einleitend andeuteten, eine Wahrheit in dem Gange der Geschichte giebt, wenn eine Gerechtigkeit auch in der Staatenwelt herrscht — war jetzt der Moment des Gerichtes gekommen für alles Unrecht, für alle Unbildden, die Habsburg Preußen seit länger als einem Jahrhundert zugefügt hatte, zugefügt hatte insbesondere auch in seinen Rechten auf die schlesischen Fürstentümer? Wir erörterten schon, worauf sich diese Rechte gründeten — für Zägerndorf auf die Erbsfolge in den Besitz des Markgrafen Georg von Brandenburg, für Liegnitz, Brieg und Wohlau auf die Erbverträge mit dem Herzoge Friedrich von Liegnitz. Wir erwähnten, wie der Kaiser diese Rechte zur Zeit des Großen Kurfürsten wiederholt anerkannt und sie ihm doch voreuthalten, wie der Kurfürst endlich, um mit dem Kaiser in ein gutes Einvernehmen zu kommen, seine Rechte gegen Abtretung des Schwiebauer Kreises aufzugeben, der Kaiser aber den Kurprinzen durch falsche Vorstreuungen zu dem Versprechen der Rückgabe dieses Kreises bewogen hatte. Allerdings mußte Friedrich III. diese Rückgabe vollziehen, aber ausdrücklich hatte er es abgelehnt, dies auf Grund seines Reverses zu thun; der Revers war von den kurfürstlichen Bevollmächtigten für unverbindlich erklärt, und die kaiserlichen hatten ihren Widerspruch dagegen fallen gelassen. Bei der Kaiserwahl von 1711 hatte Friedrich eine eingehende Grörterung der Ansprüche gefordert, und unter Friedrich Wilhelm I. sind sie mit nichts vergessen worden. In einer Denkschrift von etwa 1715 hatte der Minister von Ilgen nachdrücklich an sie erinnert, er wie der König lebten der sicherer Hoffnung, durch die Unterstützung der pragmatischen Sanktion beim Aussterben des österreichischen Mannesstammes endlich die brandenburgischen Ansprüche auf Schlesien erfüllt zu sehen. Als 1728 der Vertrag mit Österreich geschlossen werden sollte, verlangte der preußische Minister von Borcke, in berechtigter Sorge, ob die vom Kaiser übernommene Gewähr für Berg auch wirklich ausgeführt werden würde, die Aufnahme eines besonderen Zusages, daß, wenn dies nicht geschehe, der Kaiser dem Könige ein „wahres Aequivalent ex propriis“, i. h. eben aus Schlesien geben werde. Und nur den Vorstellungen des Grafen Zedendorf über die ja durchaus den Kaiser bindende Kraft des Artikels über Berg war es gelungen, den König dahin zu bestimmen, von jenem Zusatz abzusehen. Ja, als man die Bereinst von seinem Großvater aufgesetzte Denkschrift über die Erwerbung Schlesiens für Brandenburg aufgefunden und ihm gebracht hatte, erklärte Friedrich Wilhelm, der Fund sei ihm lieber als 100 000 Dukaten, und bergab sie, wie es scheint, selbst seinem Sohne zur Einsicht.

Jedenfalls hat sie Friedrich wohl gekannt. Ein alter treuer Diener seines Hauses, von Kochow, erinnerte ihn beim Tode des Kaisers nachdrücklich an sie, und der Rechtslehrer von Ludewig in Halle reichte dem Könige aus freien Stücken in Gutachten über diese Rechtsansprüche seines Hauses ein, zu dem er im Auftrage des Ministers von Ilgen die Materialien seit langer Zeit gesammelt habe. Wohl sieht ganz mit Recht hat man daher daraus, daß Friedrich erklärte, die juristische

Begründung seiner Ausprüche sei Sache seiner Minister, gefolgert, Friedrich hätte eine solche für völlig unwesentlich erachtet. Denn nur ihre Ansarbeitung überließ er den Ministern. Von der geschichtlichen Entwicklung aber, von den habsburgischen Vergewaltigungen und von dem rechtlichen Auspruch seines Hauses auf die schlesischen Länder hatte er sich sehr genau unterrichtet und selbst sie in einem Aufsatz besonders dargestellt. Er war durchdrungen von der politischen Notwendigkeit, den Augenblick zu nutzen, um seinem Vaterlande diejenige Achtung und diejenige Stellung zu erringen, die ihm die Großmächte vorzuerhalten für gut fanden. Zu ihm wurzelte aber auch das Bewußtsein von dem moralischen Rechte des Hauses Hohenzollern gegen das Haus Habsburg ebenso festhaft, wie von dem voll begründeten Anspruch auf die schlesischen Fürstentümer. „Es ist gerecht, an seinen Rechten festzuhalten und die Gelegenheit des Ablebens des Kaisers zu ergreifen, um sich in den Besitz der Rechte zu setzen“ — das war Friedrichs Überzeugung. Und dieses sichere Bewußtsein des Königs darf man nicht vergessen, wenn man seine geraden und offenen Geständnisse über die Ruhmbegierde, die Sehnsucht, von sich reden zu machen, die ihn zu seiner Unternehmung auf Schlesien bestimmt hätten, richtig beurteilen will. Ohne Zweifel hatten Thatendurst und Ehrgeiz ihren Anteil an Friedrichs Entschluß, aber sie so wenig wie die Rechtsfrage waren für Friedrich das Entscheidende. Vielmehr seine Pflicht gegen den Staat hätte er gemeint, zu versäumen, wenn er in einer Welt, in der allein das Interesse regierte, nicht endlich einmal auch das Interesse seines Staates zur Geltung gebracht hätte. Wenn der Kampf um das österreichische Erbe entbrannte, so wäre es ihm eine Thorheit erschienen, in unfruchtbarem Gezänk um das ihm von allen Großmächten mißgönnte Berg zu ringen. Größeres stand auf dem Spiel, und er war bereit, in dem vorangegangenen Kampf auf die Seite der leichten Tochter Habsburgs zu treten, für sie zu fechten, um ihr das ganze österreichische Erbe zu erhalten, sofern sie nur endlich die altpreußischen Rechte in Wirksamkeit treten ließ und nicht Ansprüche geltend mache, die ihre Vorfahren gegen alles Recht an sich gerissen hätten. Denn was ihren Vorfahren rechtlich nicht zugestanden, könnte auch Maria Theresia nicht erben, könne es um so weniger, als Schlesien ein Manualehen sei, das in Weiberhände nach deutschem Recht überhaupt nicht fallen dürfe. Er war aber auch entschlossen, um den Verhandlungen wenigstens die Aussicht auf ein Gelingen zu geben, gleichzeitig die Waffen zu ergreifen. Denn eben dahin war es ja durch die hundertjährige Nachgiebigkeit gekommen, daß jede, auch die gerechte, aber nur diplomatisch gestellte Forderung Preußens an den Mauern der Habsburg wirkungslos abprallte.

So traf den König der schnelle Tod des Kaisers keineswegs unvorbereitet. „Ich gehe nicht nach Berlin“, schreibt er von Rheinsberg aus am 28. Oktober, „eine Bagatelle, wie der Tod des Kaisers, erfordert nicht große Bewegungen. Alles war vorhergesehen, alles vorbedacht. Also handelt es sich nur um die Ausführung von Entwürfen, die ich seit lange in meinem Kopfe bewegt habe.“ Wie auch der Minister Podewils, den er neben Kurt von Schwerin zur Beratung nach Rheinsberg berief, in ängstlicher Erwägung der Folgen den jungen König zurück zu halten suchte — er war entschlossen, seinen Staat „nicht der Trennsigkeit des Wiener Hoses zu opfern“, er war entschlossen, sich nicht durch einfache Unterhandlungen „zu blamieren“, sondern seinen Unterhandlungen den militärischen Nachdruck zu geben. Denn von allen Seiten kamen die Nachrichten über Rüstungen es war kein Zweifel, daß die Kriegsflamme auflohen werde. Bahnen schien, unter

französischem Schilde gedekt, zuerst loszschlagen zu wollen, aber schon setzte sich auch Sachsen in den Stand, von Russlands Arm gehalten, Schlesien zu besiegen.

Unter mannigfachen Feierlichkeiten arbeitete Friedrich mit einem Eifer, einer Hingabe ohnegleichen an seinem Plan. Die Aufregung der fremden Gesandten in Berlin, die nichts Sichereres erfuhrten, wuchs von Tag zu Tag, und der Befehl der Mobilisierung setzte alles in tolle Verwirrung. Denn keiner der Gesandten erhielt die volle Kunde dessen, was Friedrich plante, und Podewils mußte die preußischen Gesandten anweisen, an jedem Hof anders zu sprechen. Allein dem österreichischen Gesandten Marchese Botta d'Adorno, der den Thronwechsel in Wien anzusehen und die Bitte um Kurbrandenburgs Stimme zur Kaiserwahl des Großherzogs von Lothringen vorzutragen nach Berlin kam, goß Friedrich ganz klaren Wein ein. Gegen Abtretung von Schlesien sei er bereit, die Sache Maria Theresias führen, ihrem Gemahl zur Kaiserkrone zu verhelfen und überdem zwei Millionen Thaler zu zahlen. Nur mit Komplimenten und schönen Beteuerungen wolle er sich nicht abfinden lassen, deshalb würden seine Truppen Schlesien zunächst beziehen. Eben dasselbe hatte der ständige preußische Gesandte in Wien, von Borcke, ¹⁷⁴⁰ hatte namentlich ein außerordentlicher dorthin geschickter Bevollmächtigter, der Oberhofmarschall von Gotter, in der nachdrücklichsten Form vorzustellen.

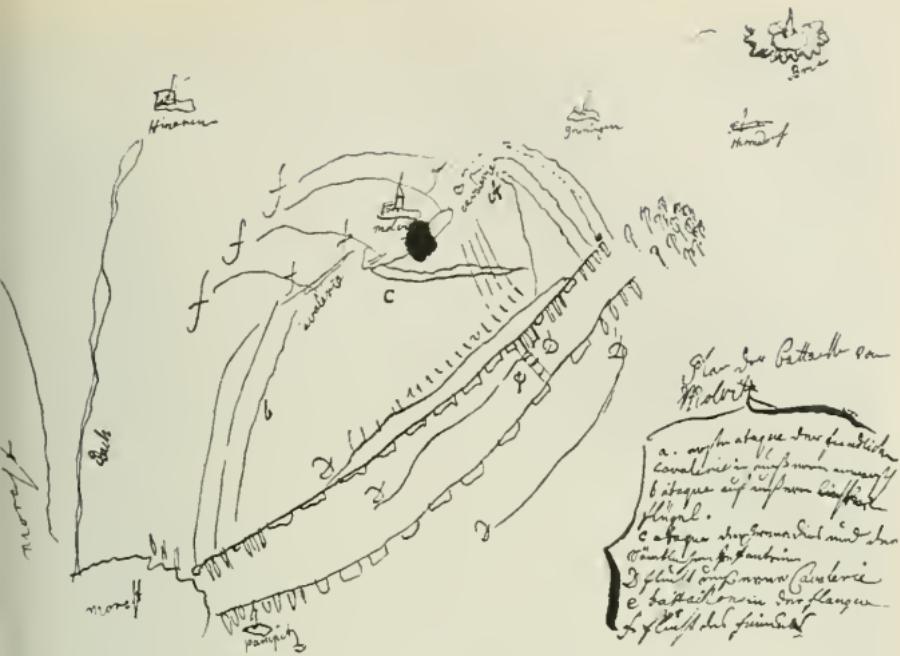
In den ersten Tagen des Dezembers verließen die Truppen Berlin, am ¹⁷⁴⁰ 14. Dezember brach der König selbst von seiner Hauptstadt auf in fröhlichster, jährlungsreichster Stimmung, und am 16. Dezember ging er mit etwa 15 000 Mann Fußvolk und 5000 Reitern über die schlesische Grenze. „Ich habe“, so schreibt er am gleichen Tage jubelnd seinem Minister von Podewils von Schweiñitz aus, „den Rubicon mit wehenden Fahnen und Klingendem Spiele übergetreten. Meine Truppen sind besetzt von dem besten Willen, meine Offiziere von Ehrgeiz, und meine Generale brennen von Ruhmbegierde, alles wird nach unsern Wünschen gehen, und ich habe allen Grund, mir das Beste von meinem Unternehmen zu versprechen. Mein Herz weißt mir alles Gute, und ein geistiger Instinkt, dessen Grund wir nicht kennen, sagt mir Glück und Erfolg voraus. Ich kehre nicht nach Berlin zurück, ohne mich meiner Ahnen, ohne mich der alpseren Truppen, die ich zu befehligen die Ehre habe, würdig gezeigt zu haben.“ Mit Freuden ward der König überall von den hartbedrängten Protestanten begrüßt, hrer viele befreite er aus den Gefängnissen, in denen sie ihres Glaubens halber schmachten, und nicht lange sollte es dauern, bis er auch viele der Katholiken gewonnen hatte. Bei Glogau ließ er 8000 Mann zurück, in Eilmärtschen zog er nach Breslau, zog nach leicht getroffenem Vergleich durch das Schweiñitzer Thor im 3. Januar in die Stadt ein, umjubelt von der Bevölkerung.

Gleich darauf ging es weiter. Ohne nennenswerten Widerstand zu finden — nur bei Ottmachau kam es zwischen Schwerin und Browne zu einem leichten Gefecht — hatte er Ende Januar Schlesien besetzt. Allein Glogau, Brieg und Leizig hielten sich, mußten aber, wie Friedrich hoffte, im Frühjahr sich ergeben.

Fast mühelos war so das kühne militärische Manöver mitten im Winter gelückt, aber den erwünschten Erfolg, die Unterhandlungen in Wien zu glücklichem Ende zu führen, hatte es nicht gehabt. Das überraschte Friedrich nicht, denn er hoffte, daß er es mit dem Hause Österreich zu thun habe, welches keinen Richter im Reich erkennen wolle, und von dem er keine Justiz zu erwarten habe. Maria Theresia, die ohne Kenntnis von dem historischen Verlauf des an Preußen ver-

übten Betruges war und von dem hartgesottenen Preußenhasser Wartenstein beraten wurde, beharrte auf der Ablehnung jeder Forderung Friedrichs und blieb dabei, daß Preußen bedingungslos zur Verteidigung ihrer Rechte verpflichtet sei. Auch daß der König mit einem guten Teile Schlesiens befriedigt sein zu wollen erklärte, dafür „Truppen, Allianz, die glänzende Aussicht auf die Kaiserkrone“, die ihn doch auf die Menhir mit Frankreich führen müsse, anbot, machte wohl ans den Großherzog von Lothringen, nicht aber auf die Königin Eindruck. Sie glaubte auf die Mächte der pragmatischen Sanktion oder doch auf den Streit zwischen Frankreich und England zählen zu können, sie rechnete, daß der alte Gedanke der Vorherrschaft der vier Großmächte Rettung bringen müsse. In der That hatte man an allen Höfen die lebhafteste Begierde, bei dieser Gelegenheit Vorteile zu erlangen, aber zwischen dem Haß auf den jungen Emporkömmling, dessen lührnes Vorgehen man nur mit Zittern beobachtete, und dem Wunsche, von dem österreichischen Geschick Gewinn zu ziehen, kam man zunächst nicht zu einem festen Entschluß. Nur Frankreich hatte seine Thätigkeit für die Kaiserwahl des bayerischen Kurfürsten begonnen, während Sachsen zu Österreich neigte. Aber im März schon erfuhr der König, daß von Dresden aus der Plan, „das detestable Projekt“, durch Österreich, England, Holland, Russland und Sachsen ihn niedergzuwerfen, greifbarere Gestalt erhalten. Nun mußte er beweisen, daß er bereiter sei als seine Gegner, er mußte den ersten Schlag ansteilen, und mußte es thun, solange er auf dem Kriegsfelde nur die Österreicher sich gegenüber sah. Denn schon sammelten sich ihre Truppen, belästigten die in Oberösterreich über ein weites Terrain zerstreuten Truppen Schwerins und wurden von den streng katholischen Bergbewohnern darin unterstützt. Friedrich selbst geriet einmal bei Baumgarten in Gefahr, gefangen genommen zu werden. Um so ungeduldiger war er, die Festung Glogau, welche die Zuflucht auf der Oder versperrte, endlich genommen zu sehen, und in der That nahm der Erbprinz von Dessau sie in der Nacht zum

¹⁷⁴¹ 9. März durch „die schönste Aktion, die in diesem Zeitalter geschehen“ mit stürmender Hand. General von Jeege vom Schwerinischen Korps besetzte den Palz von Zuckmantel (15. März), es sollte die Einnahme von Neiße erfolgen. Gleichzeitig aber hatte Friedrich, um wenigstens die Sachsen und Hannoveraner im Schach zu halten, den Fürsten Leopold von Dessau mit 30 000 Mann dicht an der sächsischen Grenze bei Göttin, südlich von Brandenburg, ein Lager beziehen lassen, das in der That in Dresden den erforderlichen Schrecken erregte. An Hannover machte er die deutbar größten Zugeständnisse und fand damit auch Aufklang. Denn es sei billig, meinten gar hochmütig die welfischen Minister, wenn Preußen gewinne, „daß man sie miteissen lasse“. Doch schon hatte der Feldmarschall Neipperg am den Nebenwegen des hohen Gebirges über Freudenthal den König, der von Jägendorf ans die große Straße nach Neiße benützte, überholt, erreichte vor ihm Neiße und durfte hoffen, dem König den Rückweg über Ohlau nach Breslau zu versperren. So viel Truppen wie möglich zog der König nun heran, und durch außerordentlich angestrengte Marsche im häßlichsten Schneewetter kam er am 9. April bis in die Gegend von Grottkau und Michelau, aber vor ihm auf dem Wege nach Ohlau, wo die preußische Artillerie und die Lebensmittel waren, stand Neipperg mit etwa 9—10 000 Mann Infanterie und 6800 Mann Kavallerie. Am folgenden Tage kam es bei Mollwitz zur Schlacht. Die furchtbare Heftigkeit des Geschützdunners auf dem rechten preußischen Flügel — neunzig Schüsse zählten die Österreicher



Plan der Schlacht bei Mollwitz.

Eigenhändiges Croquis des Königs Friedrich II., welches die Anlage zu einem Briefe vom 25. April 1741 an den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau bildete.

In etwa halber Größe des Originale im Herzogl. Hans- und Staatsarchiv zu Berlin.

In der Zeit eines Wetterunwers — brachte die Ungeduld der feindlichen Kavallerie unter Römer zum Außersten, und, ohne die Aufstellung ihres Heeres abzuwarten, türzte sie auf die Kavallerie des rechten Flügels der Preußen und zersprengte sie. Bergebllich suchte der König, die Reiter, die ihn mit fortriessen, wieder zur Ordnung zu bringen, und „exponierte sich selbst dergestalt, daß jedermann in den größten Längsten Freihalben gestanden“. Ebenso aber drang die österreichische Kavallerie auch auf dem linken Flügel vor, gelangte selbst hinter die preußische Schlachtordnung. Mitten zwischen den feindlichen Reitern standen zwar unerschüttert „wie die Mauern“ je preußischen Bataillone „und sochteten wie die Löwen“, aber nun — es war gegen vier Uhr — trat auch bei ihnen, als sie von dem Feuer ihres eigenen weiten Treffens zu leiden hatten, ein Moment so bedenklicher Gefahr ein, daß er Feldmarschall Schwerin in höchster Sorge für die Person des Königs diesen um Verlassen des Schlachtfelds nötigte und „alte Offiziere keine Rettung mehr ihm“. Jetzt befahl Schwerin in der sicheren Überzeugung, daß die Kavallerie klein eine Schlacht nicht entscheiden könne, den Angriff der Infanterie vom rechten Flügel aus. „Unter der größten Contenance, so nach der Schur, als wäre es auf dem Paradeplatz“, drang sie gegen die feindliche Infanterie, die noch gar nicht auf Schußweite herangekommen, an. Vor ihrem Schnellfeuer zerstob diese zunächst auf dem linken Flügel, und als Schwerin noch seinem linken Flügel die Feinde uzugreifen befahl, war die Schlacht entschieden. Neipperg mußte mit seinen

geschlagenen Truppen nach Neisse sich zurückziehen, während Friedrich auf das Schlachtfeld, von da nach Thlan eilte. Zwei Tage hatte er weder geschlafen noch gegessen, und wenn auch zum Verlassen des Schlachtfeldes genötigt, hatte er doch, wie es in einem Feldbrief heißt, zur Schlacht „das meiste selbst disponiret“, „und unsere vorher gemachte Disposition war gewiß magnifique, und sagen die ältesten Offiziers, daß sie niemalen nichts Schöneres gesehen“. In glänzender Weise hatte Schwerin den Gedanken Friedrichs, in schiefer Schlachtdordnung vorzugehen, verwirkt.

Die nächste Folge der Schlacht war, daß die Truppe, die sich als ungünstig gezeigt hatte, die Kavallerie, ganz anders und nur auf den Angriff hin ausgebildet wurde. Es ward ihr streng untersagt, sich angreifen zu lassen, täglich mußte sie „reiten und exerzieren“. Schon im Mai fand der Oberstleutnant von Zieten und der Major von Winterfeldt Gelegenheit, die neue Schulung ihrer Husaren und Dragoner in dem glänzenden Gefecht bei Rothschloß gegen Baranay, von dem Zieten in den Feldzügen von 1734/35 selbst gelernt, zu erweisen. Schier erstaunt sah der französische Gesandte im Juli, wie völlig anders die Truppe im Laufe eines Vierteljahres geworden.

Seltsam aber war es, wie wenig der Sieg auf die Anschanungen der anderen Mächte einwirkte. Freilich ließen alle fort und fort mit Friedrich unterhandeln, spielten die ehrlichen Makler oder die treuen Freunde, die mir gewissermaßen nebenbei doch auch ihr Interesse zu beachten batzen. Der sächsische und mehr noch der englisch-hannoversche Hof waren vornehmlich bedacht darauf, Friedrich in dem Glauben an ihren guten Willen einzulullen, während nichts einleuchtender war, als daß weder Hannover noch Sachsen Preußen einen Zuwachs gönnen, sondern nur unter den augenblicklichen Verhältnissen ohne sonderliche Mühe eigenen Gewinn zu machen suchen würden. In der That ließ man alle Minen springen, Europa gegen Friedrich in die Waffen zu bringen, wußte im Haag zu heben, in Dresden zu schüren, in Petersburg zu drängen, in Wien zu ermutigen und brachte nicht nur ein Bündnis, sondern einen Feldzugspan fertig, der mit englischen Subsidien das österreichische Heer verdoppeln, von Russland 42 000 Mann, von Sachsen 24 000 Mann, von Hannover, Hessen, Dänemark 32 000 Mann ins Feld stellen, die militärischen Kräfte von England, den Niederlanden, Russland, Sachsen, Polen, Österreich gegen Friedrich vereinigen sollte. Längst wußte Friedrich, was man gegen ihn im Silde führte, und mit den Erfolgen Englands in Amerika, mit dem Zurückweichen der französisch-spanischen Flotte vor der englischen legte England auch die Maske aufrichtiger Freundschaft gegen Preußen ab. König Friedrich konnte nicht mehr den geringsten Zweifel haben, daß ganz Europa ihm entgegengetreten und allein Frankreich, allenfalls auch Spanien ein Interesse habe, sein Unternehmen zu unterstützen. Wie sehr er ein englisches Bündnis gewünscht haben möchte, den fortgesetzten Tinten, mit denen König Georg ihn zu amüsieren für gut fand, der Kunde von dem unter Georgs Regide geplanten allgemeinen Angriff gegenüber, konnte der König sich nicht mehr der Einsicht verschließen, daß „die Leute uns betrügen, daß König Georg uns zu Leibe will“. Es gab, und wenn auch das alte Europa darob in allen Fugen krachen sollte, kein anderes Mittel, als den namentlich von Podewils so stark bekämpften Anschluß an Frankreich. Auch Friedrich, in der Meinung, daß Österreich und Preußen sehr wohl in dem herkömmlichen Reichssystem nebeneinander leben könnten, hatte lange gezögert, diesen Schritt zu thun und den Hof von Paris hinzuhalten gewußt, un-

ermüdlich mit dem englischen Gesandten Lord Hyndford verhandelt, wiederholt alle möglichen Erbietungen zur Wahl des Lothringers in Wien gemacht. Aufs lebhafteste hatte sich dagegen der französische Gesandte Valory bemüht, und vor allem hatte der Marschall Belleisle, die Seele der Kriegspartei in Versailles, sowohl den langsamsten Kardinal Henry zum Entschluß gedrängt und im Lager bei Mollwitz den König für das französische Bündnis zu gewinnen gesucht. Belleisle wurde auch Zeuge der Belagerung von Brieg, bei der leider das alte Piastenschloß, „das Hauptwerk der Renaissance in Schlesien“, in Flammen ausging. Endlich am 5. Juni ward das Bündnis mit Frankreich geschlossen. Friedrich erklärte sich zu der ¹⁷⁴¹ von Frankreich gewollten Wahl des bayerischen Kurfürsten zum Kaiser bereit und gab auch Berg auf. Frankreich dagegen übernahm es, den preußischen Besitz Niederschlesiens mit Breslau gegen jedermann zu verteidigen, übernahm es, Österreich zu örmlicher Abtretung zu nötigen und, was besondere Mühe gemacht, Schweden zum Bruche mit Russland zu veranlassen. Endlich verpflichtete es sich, den Kurfürsten von Bayern nicht nur zu schützen, sondern ihn mit Geld und Truppen, wie auch durch eine Diversion am Niederrhein in den Stand zu setzen, Österreich nachdrücklich anzugreifen.

Bald genug fühlte König Georg mit furchtbarem Schrecken, daß König Friedrich endlich wohl des fortduernden Truges müde geworden und dasjenige angenommen, o ihm gleichsam angetragen war. Aber keineswegs erwies sich nun das französisch-bayerische Bündnis für Friedrich irgendwie so nützlich, wie es sein konnte. Denn so ehr das französische Interesse Österreichs Niederlage forderte, so wenig war ihm eine Stärkung Preußens erwünscht. Mit Recht war Friedrich daher empört, daß das sorgältig bewahrte Geheimnis bekannt geworden, daß Frankreich seine Versprechungen nicht hielte, keinerlei ernste Schritte zur Aufnahme der Feindseligkeiten that, und auch der Kurfürst Karl Albert von Bayern mit seinen 20 000 Mann nichts unternahm.

Immer noch von dem Wunsche besetzt, mit Österreich sich zu einigen, wäre der König seinerseits daher selbst mit einem Teile nur Niederschlesiens zufrieden gewesen, aber das Anerbieten, das jetzt Maria Theresia durch den englischen Gesandten Robinson in Wien ihm in seinem Lager bei Strehlen machen ließ, ihm fünf Geviertmeilen des österreichischen Geldern und das Ländchen Limburg abtreten, war mehr als „eine Insulte“ zu betrachten, denn als Charakterfestigkeit der Königin zu loben. Gleichzeitig suchte Neipperg das preußische Heer zu umhauen und trotz des Verlustes von Mollwitz Breslau zu erreichen. Doch der König am ihm zuvor. Durch einen Handstreich wurde die Stadt am 7. August vom Feldmarschall Schwerin besetzt und zur Huldigung genötigt, während die Stände von Niederschlesien und des „Distrikts bis über die Neiße“ erst unter anderen Verhältnissen am 7. November „unter dem Jubel des Volkes“ die Erblandes-Huldigung leisteten. Monatelang gingen die Verhandlungen oft zweideutigster Art zwischen den einzelnen Höfen hin und her, voller Ungeduld rüst während derselben der König wohl aus: „wohlan, wie lange sollen wir noch warten, um uns von London und Wien dämpfern zu lassen!“ Denn jetzt noch hoffte Maria Theresia, Frankreich und Bayern für sich zu gewinnen, und an diese war sie zu Abtretungen in den Niederlanden, in Italien, ja in den österreichischen Vorlanden, in Schwaben und am Rhein bereit. Ende Juli hatten endlich die bayerischen Bewegungen mit der Besetzung Passaus begonnen, und ebenso sammelten sich nun zwei französische Armeen, das eine unter Marschall Maillebois am Niederrhein, um mit den kurfürstlichen und kurkölnischen Truppen Hannover zu bedrohen, das andere im Elsaß

unter Marschall Belleisle. Mitte August ging dieses über den Rhein und konne sich, da der schwäbische und fränkische Kreis Neutralitätsverträge abgeschlossen, mit den bayerischen Truppen vereinigen, mit ihnen unmittelbar auf Wien marschieren. Aber seltsam genug, kaum hatten sie die österreichische Grenze überschritten, freudig bewillkommt auch hier von dem Volk, als sie wie augewurzelt, wie gefesselt siehen blieben, obwohl nicht die geringste Truppenmacht ihnen den Weg versperre, und Wien völlig offen vor ihnen lag. Lebhaft stelle der König brieslich und durch seinen Grand-Maitre d'Artillerie von Schmettau dem Kurfürsten von Bayern vor, daß man „die Römer nur in Rom lassen könne“ und bei so günstigen Umständen dies eilist thun müsse. Nur ausweichende Antwort erhielt er, und statt Wien wollte der Kurfürst durchaus im nächsten Frühjahr Prag einnehmen, Böhmen für sich gewinnen. Hierhin sollten auch die Sachsen, die jetzt ebenfalls in Paris das Kaiserdiadem ihrem Kurfürsten-Könige zu gewinnen trachteten, kommen, und sie wollten sich nach einem unter Vermittelung des Marschalls Belleisle abgeschlossenen Vertrage in Böhmen, Österreich, Tirol, Vorarl-Böhmen, in Mähren und Oberschlesien teilen. Offenbar standen Bayern sowohl wie das freilich auch nach Österreich und England schielende Sachsen unter dem Einfluß Frankreichs, und weder dieses noch jene wollten für ihre Pläne irgend etwas leisten, sondern den Kampf sollte Preußen allein weiter führen. Frankreichs Plan war, Österreich völlig zu zerschlagen und mit den Scherben jene Fürsten zu vergrößern. So dachte es drei oder vier Mittelstaaten zu schaffen, die ihm nicht die Stirn bieten konnten, in Deutschland aber so sehr sich das Gleichgewicht hielten, daß Frankreich über das Reich die Herrschaft ausüben konnte. Und wie weit es diese Herrschaft schon tatsächlich in Händen hatte, bewies die unterwürfige Demut, mit der König Georg für sein Hannoverland die dann gewährte Neutralität in Paris erschlehte, ja ein englisch-französisches Bündnis einleitete. Danach war es klar, daß, wenn es jetzt, solange die Franzosen und Bayern in Österreich einige Meilen von Wien standen, in Schlesien zur Schlacht kam, das Haus Habsburg verloren war; zugleich aber wäre auch Deutschland gefnechtet gewesen und festgeschmiedet an den Wagen französischer Staatsweisheit. Niemals hat Friedrich das erste gewollt, das andere hätte ihn selbst vernichtet. Aber seine Truppen brauchten Erholungsquartiere, und was er gewollt hatte — Niederschlesien mit Breslau bis Neiße — jetzt endlich ließ Maria Theresia es hoffen. Völlig befriedigt damit, verstand sich Friedrich mit Neipperg und Lord Hyndford zu weiteren Besprechungen im Schlosse zu Klein-Schnellendorf.¹⁷⁴¹ und ließ das einzige Heer, welches Österreich hatte, zur Rettung Habsburgs frei abmarschieren, während er es vernichten konnte. Indessen nur eben für diesen Zweck der eigenen Rettung hatte Österreich überhaupt nachgegeben, dachte jedoch weder die Bedingung, unter der Friedrich allein ihm entgegen gekommen, zu halten, noch auch die schon gewährte Konsequenz zu ziehen. Die Königin brach die Zusage die Vereinbarung völlig geheim zu halten und zeigte den König damit der Rache der Franzosen, die schon Prag nahmen und Karl Albert die böhmische Krone amfehteten, aus. Es kam der Königin um so weniger in den Sinn, den Frieden, wie verabredet, bis zum Schlus des Jahres zu zeichnen, als ihre Heere, nachdem der schlafe, pedantische Broglie an Belleisles Stelle den Oberbefehl erhalten, in Bayern das entschiedene Übergewicht gewannen. Wohl aber unterhandelte Marie Theresia in Paris und allerorten, Frankreich wußte in Petersburg Terrain zu gewinnen, und es drohte ein Friede geschlossen zu werden, der nicht nur Preußen alle-

Früchte beraubt hätte, sondern zugleich das alte rivalisierende Uebergewicht Oesterreichs und Frankreichs über Deutschland wieder hergestellt hätte. Daher trat Friedrich dem erwähnten bayerisch-sächsischen Teilungsvertrage bei, schloß mit Bayern sogar einen unmittelbaren Bund und war vornehmlich bestrebt, wenigstens diesen Staat dem französischen Einfluß zu entziehen und einen Kaiser zu wählen, der möglichst unabhängig von Oesterreich wie von Frankreich allein im Reich und an Preußen seinen Rückhalt hatte. Mainz und Trier erklärten, sich nach Friedrichs Weisungen richten zu wollen. Sachsen und Hannover hatten sich unter dem



Huldigung der niederschlesischen Stände im Fürstenaal zu Breslau am 7. November 1741.
Nach der Radierung von Johann David Schleuen (arbeitete in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh.) in »Les actions glorieuses de Frédéric le Grand«, Berlin o. J. (nach 1763), etwas verkleinert.

preußischen Druck für die Wahl Karl Alberts bereit finden lassen. Von Friedrich so hing die Wahl ab. Jetzt förderte er sie energisch, und am 27. Januar 1742 ¹⁷⁴² einstimmig von allen Kurfürsten gewählt, den deutschen Kaisersthuhl.

Wenige Tage zuvor aber hatte Karl schon den dringendsten Hilferuf an Friedrich gelangen lassen, da sowohl in Böhmen wie in Bayern bei der Unfähigkeit der Franzosen und der Schwäche der Bayern die Gefahr, von den verlegenen österreichischen Heeren unter Rheyenbüller überrannt zu werden, jeden Augenblick bevorstand. Dieser Gefahr gedachte Friedrich mit einem unmittelbaren Stoß auf Wien zu begegnen, der ihm die Entscheidung in die Hand geben und e dem selbstgefälligen Greise in Paris entwinden mußte. Denn mit der Einnahme

von Troppau und Olmütz durch Schwerin (Dez. 1741) und mit dem eigenen Vormarsch nach Mähren hinein hatte er auch Sachsen genötigt, für den Augenblick mehr auf ihn als auf den Kardinal zu hören. In Wirklichkeit blieb man freilich, wovon sich der König zu allem Überfluß noch in einer persönlichen Besprechung mit dem Könige von Polen und dem Grafen Brühl überzeugen mußte, in Dresden dabei, Frankreich als den wahren Verbündeten anzusehen und zu fürchten, daß Friedrich die Franzosen aus Böhmen verjagen werde. Am 28. Januar war der König persönlich in Olmütz. In drei Heeren sollten die



Besprechung des Königs Friedrich II. mit August II., König von Polen und Kurfürst von Sachsen und dem sächsischen Minister Grafen Heinrich von Brühl wegen des Einmarsches in Mähren, am 19. Januar 1742 zu Dresden.

Abbildung von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1729–1801)
zum „Historisch-genealogischen Kalender 1794.“
Originalgröße.

Kaiserlichen und Franzosen, Sachsen und Preußen auf Wien vorstoßen, im Juli hoffte Friedrich, den Frieden hergestellt zu sehen. Bis zur Thaya und March besuchte er das Land, während Schwerin bis Nikolsburg vorgedrungen war, die Bietenschen Husaren bis Stockerau, vier Stunden vor Wien, streisten. Doch eine über die Kriegskontributionen erbitterte, von Maria Theresia zu den Waffen gerufene, grausame Bevölkerung führte fortwährend einen kleinen Krieg, der unendlich aufreibend war. Die Verpflegung der Truppen litt, da die Befehle des Königs nicht genau hatten befolgt werden können, auch sonst manchen Schaden, die Belagerung Brünn's konnte nicht ins Werk gesetzt werden, und vor allem zeigten sich die Verbündeten um so kleiner, je großartiger der Plan angelegt war. Sachsen sowohl wie Kaiserliche und Franzosen zauderten, thaten das Gegenteil dessen, was sie thun sollten. In Angst und Sorge vor diesem entschlossenen König waren sie sogar alle bestrebt, hinter seinem Rücken ihren Frieden in Wien zu machen, während Friedrich alle Vorschläge der Königin, so günstig sie für ihn lauteten, ablehnte, da sie weder für Bayern noch für Sachsen die von

ihnen verlangten Abtretungen enthielten. Zuletzt stand Friedrich, da die Verbündeten keine Wiene machten, sich, wie verabredet, zu vereinigen und gemeinsam auf Wien zu marschieren, im südlichen Böhmen wie in der Lust, unfähig, in dem feindlichen Lande seinem Heere den nötigsten Unterhalt zu gewähren. Mit solchen Verbündeten war nicht zu rechnen, sie verdarben alles. Ihren Gewinn wollten sie alle machen, aber es erschreckte, daß auch Preußen gewinnen könne. Am 8. April brach der König auf, und in bewundernswertester Weise führte er den Rückmarsch an. Namentlich die Nachhut unter Prinz Dietrich von Anhalt hatte scharfe Angriffe abzuwehren, mußte auch Olmütz dem nachrückenden Prinzen von Lothringen räumen, kam aber gleichfalls glücklich nach Troppau. Vorzüglich hatten sich die Truppen gehalten, hatten den König überzeugt, „daß, wenn es zu einer decisiven Affaire mit dem Feinde kommen sollte, ich von meinen Leuten“

alles haben werde, was man von einem ehrlichen braven Soldaten gewärtigen kann.“

Auch die diplomatischen Verhandlungen hatten inzwischen nicht geruht, ballten aber die Gewitterwolken über Preußen nur um so dichter zusammen. Eine Schlacht konnte allein den Frieden erzwingen. Und schon schien die Armee des Prinzen Karl von Lothringen, auf Prag vorgehend, die Verbindung mit dem französischen Heere abzuschneiden. Endlich am 17. Mai früh standen Fürst ¹⁷⁴² Mai Leopold von Anhalt und der Prinz von Lothringen bei Tschaslau einander gegenüber. Von dessen 30 000 Mann hätten Leopolds 18 000 erdrückt werden können, doch nun kam auch der König heran, leitete, wiederum die schiefe Schlachtordnung während, die Aufstellung des Heeres zum Angriff vom rechten Flügel aus. Als bald kamen die beiderseitigen Reitermassen in Kampf, bald diese bald jene, zumeist aber die österreichischen im Vorteil, dann hatte die Infanterie schwere Mühe in dem in Brand gegeckten Dörre Chotusitz. Um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr vormittags aber gelang es dem König, eine Anhöhe zu besetzen, und unter dem Feuer der hier aufgefahrenen Artillerie konnte die Infanterie Chotusitz behaupten, den Feind in die Flucht schlagen. Jetzt ward Tschaslau bedroht, und nun wandte sich auch der Rest zur Flucht. „Noch nie hätten sie“, sagten österreichische Deserteurs in Nürnberg aus, „eine so furchtbare Schlacht erlebt, die Preußen spieen lauter Feuer um sich“. Das Schnellfeuer, die Bajonettangriffe, die ruhige Sicherheit der preußischen Bataillone, die Keckheit, mit der die preußischen Husaren die österreichischen Carrés sprengten, hatten eine heilsame Furcht unter den österreichischen Soldaten erzeugt.

Allerdings versuchte der Wiener Hof noch, die Niederlage als Sieg zu feiern, aber der Macht der Thatsache gegenüber mußte er sich bugen, der englischen Friedensvermittlung sich fügen. Und da der Kaiser keine Truppen mit irgend welchem Nachdruck operieren lassen konnte, da die Franzosen nach einem knappen Erfolg bei Sahay nicht nur erst recht ihr altes System des Zauderns und Nichtstuns befolgten, sondern mit Begier an einem Frieden arbeiteten, der Schlesien nicht in Friedrichs Hand lassen sollte, ja über gemeinsame Operationen mit Russland und Österreich gegen Preußen verhandelten, so mußte Friedrich, wenn anders er nach seinem Ausdruck „ein Don Quijote sein wollte“, eilen, nicht überholt zu werden. Vor solch einem Frieden mußte er sich wohl oder übel zu sichern suchen. Er mußte, zufrieden, daß Sachsen wenigstens einzuschließen gelang, dem Drängen des englischen Gesandten nachgeben. Sollten nicht wieder, wie einst in den Zeiten des Großen Kurfürsten, die Feinde wie die Verbündeten unter sich einen Frieden schließen, dessen Kosten der brandenburgisch-preußische Staat zu tragen hatte, so durste Friedrich „als Souverän, der andere Pflichten hat als der Privatmann, der für das Interesse seines Staates, für das Wohl seines Volkes verantwortlich ist“, nicht anders handeln, als indem er, nachgebend in einer ganzen Reihe von Punkten, mit Österreich am 11. Juli zu ¹⁷⁴² Juli Breslau Präliminarien und am 28. Juni 1742 zu Berlin den Frieden schloß, überzeugt, daß „Politiker und Militärs die Gründe, die ihn zum Frieden bestimmt, gutheißen werden“.

So war denn Schlesien mit der Grafschaft Glatz und einem Teile Oberschlesiens, aber ohne das alt-brandenburgische Jägerndorf preußisch geworden, um 640 Geviertmeilen, beinahe um ein Drittel seines Umsanges war der Staat gewachsen, und, was mehr war, in seinen Unterthanen war mit der staunenden

Bewunderung für das, was der König mit der so oft verspotteten Armees seines Vaters, ohne irgendwie neue Steuern zu erheben oder fremde Subsidien zu erhalten, geleistet hatte, die Freude an diesem Staate gewachsen und vertieft. Wenigstens ein Teil der Deutschen hatte nun wieder ein Vaterland und hatte auch Ursache, es zu lieben. Nur die Kabinete Europas waren keineswegs, wie Friedrich hoffte, gewillt, den neuen Zustand als einen endgültigen zu betrachten, den jugendfrischen Staat unter ihrer altehrwürdigen Genossenschaft zu dulden.

In Böhmen wie in Bayern schleppte sich nach dem preußischen Friedensschluß der Krieg der Königin von Ungarn gegen den deutschen Kaiser und Frankreich mit wechselndem Erfolge hin. Zuletz behaupteten die Österreicher beide Länder, und nun führte auch König Georg seine Völker gegen den Kaiser ins Feld. Ein neues französisches Heer versiel, nachdem es bei Dettingen ihm vergeblich Widerstand zu leisten versucht hatte, in die alte Schläffheit und Unthätigkeit, ging vier Wochen später über den Rhein zurück. Der deutsche Kaiser hatte weder, wo er sein Haupt hinlegen, noch wovon er sich sättigen sollte, aber traumhafte Pläne umgaukelten ihn noch immer, wie er allem Mißgeschick zum Trotz dort neue Mittel, hier Entschädigungen nicht nur für seine Erblände, sondern auch für seine Ansprüche an das habsburgische Erbe erhalten könne.

Die Hauptsache für England und Österreich war natürlich, den König von Preußen durchaus fern von jeder Mitwirkung bei der schließlichen Entscheidung des Kampfes gegen den Kaiser und Frankreich zu halten, und Friedrichs ganzes Augenmerk war nur darauf gerichtet, den Kaiser aufrecht zu erhalten und den allgemeinen Frieden herzustellen. Allen Mächten predigte er, wie er selbst schreibt, Mäßigung, suchte die einen zu befriedigen, die anderen zurückzuhalten. In erstaunlichem Maße bezwang er seinen Stolz, sein lebhaftes Temperament, seinen Unwillen gegen den königlichen Thron von London und die hoffärtige Art seiner Minister und Gesandten. Er selbst freute sich darüber, daß er seine natürliche Lebhaftigkeit besser im Zaume hielt, als die Welt erwartete. Er begnügte sich, nachdem ihm der Plan, eine Neutralitätsarmee gegen Österreich und England aufzustellen, mißglückt war, auch jetzt mit dem Versuch, einen Fürstenbund zum Schutze des Kaisers ganz nach den Formen des alten Reiches und mit der Bereitwilligkeit, die Reichsarmee so gut wie ganz aus preußischen Truppen zu bilden, aufzurichten. Hatte er doch seinen Schatz schon wieder auf die überraschende Höhe von sechs Millionen, sein Heer bis auf 140 000 Mann gebracht und es ganz neu geschult! Aber völlig schlug der Versuch fehl, und je uneignemütiger die von Friedrich betriebene Reichspolitik, für die er sogar eine eigene Reise an die kleinen Fürstenhöfe nicht scheute, war, um so nüchterner zeigte sich ihm die bodenlose Verschrobenheit aller Reichsverhältnisse.

Zur größten Verwunderung der freindlichen Mächte und der eigenen Minister glückte dem Könige nach dem Aussterben der Fürsten von Ostfriesland aus dem Hause Cirksena damals die schon dem Großen Kurfürsten rechtlich zugesicherte, aber während des ganzen Jahrhunderts aufs lebhafteste angefochtene Besitznahme von Ostfriesland (16. Mai 1744).

Doch ohne Frage zuckten am fernen Horizont Blitze auf, die das nahende Unwetter prophezeiten. Kaum war noch daran zu zweifeln, daß die Wahl des Großherzogs Franz zum Kaiser irgendwie durchgesetzt werden würde, und wenn das Mißglücken der Reichspolitik dem Könige eine solche auch gründlichst verleidet haben

nochte, so konnte er den Kaiser Karl VII., für dessen Wahl und Erhaltung er das meiste gethan, nicht sinken lassen. Gerade weil er das aber nicht konnte, bedrängte die Königin von Ungarn den Kaiser immer härter. Denn dadurch zwang sie den König, für den Vergewaltigten das Schwert zu ziehen, und konnte ihn dann der ehrbaren Welt als denjenigen darstellen, der wieder einmal den Frieden brachte. Zwischen Österreich und Sachsen war im Dezember 1743 ein Vertrag geschlossen, den der sächsische Minister als ganz unschuldig darzustellen 1743
sah, der aber im letzten Grunde sich mit vollster Bestimmtheit gegen Preußen richtete, ihm jede Hilfe für den Kaiser unmöglich machen sollte. Schlimmer war noch, daß der von den Höfen zu Wien, London und Turin im September eingegangene Wormser Vertrag, der jetzt zur Kenntnis des Königs kam, ausdrücklich die Gewähr für die Lande, welche in Gemäßheit der früheren Verträge die drei Mächte „gegenwärtig besitzen oder besitzen sollten“, aussprach, d. h. für Österreich noch Schlesien. Kam hierbei die Gewähr des Turiner Hofes für Friedrich zunächst weniger in Betracht, so fielen die englischen und österreichischen Intrigen am Petersburger Hof, sowie ein sächsisch-russischer Vertrag um so mehr ins Gewicht. Ins Ungemessene gingen die österreichischen Rüstungen, alles „bis aufs Hemde“ sollte gewagt werden, Provinz auf Provinz abgegeben, um nicht nur Schlesien wieder zu gewinnen, sondern um „das Ungehörige“ zu vernichten.

Aus den mündlichen Berichten seines nach Reise, wo er zur Inspektion veilst, gerufenen Gesandten, des Grafen Fr. Lud. zu Dohna, scheint Friedrich die letzte Sicherheit seiner Überzeugung gewonnen zu haben, daß „der böse Wille der Königin sich mehr und mehr enthülle“, daß alle ihre Versicherungen, den Frieden gewissenhaft zu halten, ihm nur einschläfern sollten, daß sie und ihre Verbündeten, sobald nur der Friede mit Frankreich geschlossen sei, plötzlich über ihn herfallen und ihn in den Abgrund stürzen würden. Dagegen müsse er seine Maßregeln ergreifen, „müsste sich der Flut von Unglück, mit der die Königin und ihre Etique das Reich und den Kaiser bedrohe“, entgegen werfen. Denn „es wäre Thorheit, einem Unglück nicht zuvorkommen zu wollen, wenn man die Mittel in Händen hat, sich davor zu schützen“. Die harte Not zwinge ihn, so urteilte er selbst, zu handeln, ob er wolle oder nicht wolle.

Im Mai verpflichtete er sich daher aufs neue, den Kaiser und die Reichs-Mai
verfassung aufrecht zu erhalten, wogegen ihm dieser drei Grenzkreise von Böhmen, als Friedrich ihm wieder erobern werde, sowie den Rest von Oberschlesien zu sicherte. Von den Reichsfürsten traten diesem, als konsöderierte Union geplanten Bunde allerdings nur Kurpfalz und Hessen bei, während man die Hoffnung auf die Zustimmung auch anderer Reichsfürsten im Hinblick auf deren durch Hannover und Österreich gefährdete Lage schließlich hatte aufzugeben müssen. Umso mehr kam auf die Haltung Frankreichs an.

Mit Freuden und überraschendem Entgegenkommen war Graf Rothenburg, den Friedrich ohne jeden bestimmten Auftrag, nur um zu hören, nach Paris gesandt hatte, von Ludwig XV. empfangen, und am 5. Juni wurde das Bündnis von Paris 1744
für Rettung des Kaisers und Eroberung Böhmens für diesen ganz nach den Wünschen Friedrichs fertig. Endlich schien wirklich sowohl am Hofe wie im Heere Frankreichs Thatkraft, Wille und Entschiedenheit wieder zu herrschen. Wenigstens erklärte Frankreich nun sowohl an England wie an Österreich den Krieg, und die bisher aufrecht erhaltene trügerische Vorstellung, als ob England

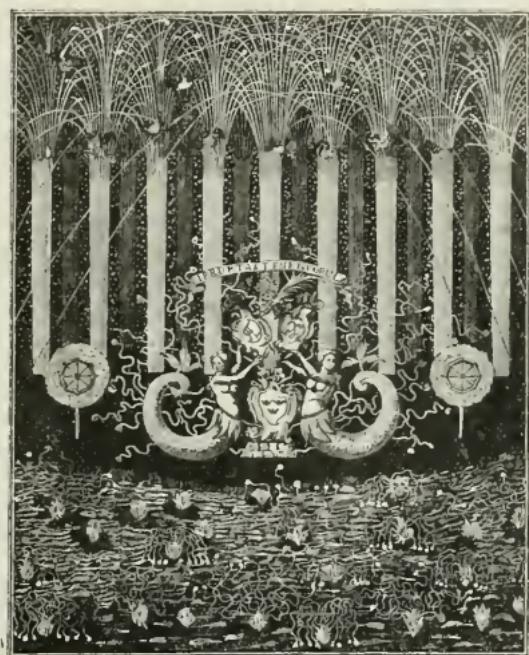
und Frankreich, deren Truppen im Felde einander gegenüber standen, im Frieden lebten, wurde zerstört. Ja, wenn Friedrich immer als Vorbedingung der Vereinigung mit Frankreich verlangt hatte, daß es mit Nachdruck handle, daß alles Werk sei, kein Augenblick unausgefüllt, ihatenlos bleiben dürfe, so schien Ludwig XV. auch diese Bedingung zu erfüllen entschlossen. Er selbst war schon anfangs Mai in das Lager zu seinen Truppen nach Flandern abgegangen, und in reihend schuellem Fortschritte hatten die Franzosen, während die Holländer noch immer um Frieden verhandelten, im Juni Festung auf Festung genommen. Aber am Oberrhein erschienen die Kaiserlichen schwere Verluste, und die Franzosen zogen sich zurück, zerstückelten sich. Prinz Karl von Lothringen, der jede Rücksicht auf die Neutralität der Kreise außer Acht gelassen, ging nach einjährigem Zaudern mit seinen Österreichern bei Mainz nun über den Rhein, war in der Lage, den Kaiser in Frankfurt gesaugen zu nehmen.

Bisher hatte Friedrich unter anderem auch deshalb gezögert, die Entscheidung durch das Schwert herbeizuführen, weil er durch ein Bündnis mit Russland erst seinen Rücken gedeckt wissen wollte. Aber trotz des Friedensschlusses zwischen 1744 Russland und Schweden und trotz der Vermählung des schwedischen Thron-^{Zust.} folgers mit der Prinzessin Ulrike von Preußen, der Verlobung des russischen mit der Prinzessin von Zerbst gelang es der von Bestuhlen geleiteten Opposition in Petersburg, die Kaiserin Elisabeth in fortwährendem Schwanken zu halten, ja zur Ausweisung des französischen Gesandten La Chetardie zu vermögen. Das einzige, was Friedrichs Gesandter Mardefeld erreichen konnte, war, daß, wenn der König von der Kaiserin auch nichts zu hoffen, so doch auf sechs Monate auch nichts zu fürchten habe. Das genügte zunächst, und Friedrich sah nun den Augenblick gekommen, das Tribunal der Könige anzurufen, um den deutschen Kaiser, das deutsche Reich, seine deutschen Bundesgenossen, wie die neutralen deutschen Fürsten vor Österreich zu sichern. Die Ruhe und Wohlfahrt seines Vaterlandes zu retten, war — so gesteht er selbst — sein einziges Ziel. Er könne es nicht dulden, daß die Königin von Ungarn die Gesetze des Reiches mit Füßen trete und den Kaiser, den das ganze Reich erwählt, aus Deutschland vertreibe.

Am 11. August überschritten die ersten preußischen Truppen die Grenze marşierten — gerade so, wie zur Zeit des nordischen Krieges die Sachsen durch die Mark und Magdeburg, mir in strengster Manneßnacht — durch Sachsen in drei Kolonnen hindurch nach der böhmischen Grenze. Am 2. September langte Friedrich selbst vor Prag an, am 6. wurde bei Beroun in einem heißen Gefecht gestritten, und am 16. früh 7 Uhr mußte der General Harisch Stadt und Festung, Prag dem Könige übergeben. Alle Vorräte, 140 Geschütze, gegen 7000 Zentner Pulver fielen in die Hand des Siegers, und 11000 Mann streckten das Gewehr sofort ging es weiter, und bis zum 1. Oktober waren Tabor, Budweis und Frauenberg in Friedrichs Händen.

Nur zu bald zeigte sich indessen, daß Friedrichs Voransetzung für den Feldzug wenigstens einige Energie bei den Franzosen und Kaiserlichen zu finden, auch diesmal eine irrite war. Der Herzog von Noailles ließ den Prinzen Karl von Lothringen ungestört über den Rhein zurückgehen, und, unbefestigt durch die Truppen des Kaisers, konnte Prinz Karl mit seinem Heere Böhmen erreichen, sich am 22. Oktober mit den Sachsen vereinigen. Und so geschickt leiteten er und Graf Traun die Märkte, daß der König die genommenen kleinen Festungen opfern und jede Hoff-

nung, endlich eine Schlacht schlagen zu können, aufgeben mußte. Nunmehr wich ihr der Feind aus, und um sein Heer vor den Qualen des Hungers, dem Hammer einreißender Krankheiten zu retten, ging Friedrich am 8. November über die Elbe. Noch hoffte er, Prag und damit Böhmen behaupten zu können, sandte Graf Rothenburg mit Verstärkungen nach Prag. Als aber die Österreicher in der Nacht des 19. November 1744 bei Selmiz den Übergang über die Elbe ver= ¹⁷⁴⁴_{Nov} suchten, da widerstand ihnen zwar Georg von Wedell mit seinem Bataillon und hielt mit einer Handvoll Leuten unter dem furchtbarsten Feuer, wie voller Bewunderung der Prinz von Lothringen rühmte, fünf Stunden lang die österreichische Armee auf. Aber so glänzend diese vom Könige mehrfach gefeierte und mit dem Widerstand, den einst Leonidas bei den Thermopylen leistete, verglichene Heldenthat war, so konnte ein einzelnes Bataillon nicht hindern, daß die Österreicher die Elbe überschritten und damit den König, der wiederholt vergeblich eine Schlacht zu erzwingen suchte, nötigten, mit seinem völlig entkräfteten Heer nach Schlesien zurückzugehen. Nachdem sich der Generalleutnant Graf Nassau von Kollin ans durch einen der glänzendsten Rückzüge mit dem Könige vereint hatte, erfolgte der Rückmarsch nach Schlesien. In der Mitte Dezember waren die Truppen — auch die Besetzung von Prag unter Graf Einzel — auf ¹⁷⁴⁴_{Dez.}



Wasserfeuerwerk beim Kgl. Schloß zu Charlottenburg anlässlich der Vermählung des schwedischen Thronfolgers Adolf Friedrich mit der Prinzessin Luise Ulrike von Preußen am 21. Juli 1744.
Radierung von Johann Georg Schmidt (stätig in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts), auf etwa 1/6 verkleinert.

Einsiedel hatte sich glücklich durchgeschlagen — auf ¹⁷⁴⁴_{Dez.} schlesischen Boden, bezogen hier die Winterquartiere.

Der so glänzend begonnene Feldzug war völlig mißglückt; massenhaft, „ohne gleichen in der Geschichte“, waren die Defektionen der geworbenen Mannschaften im preußischen Heere, und selbst über das Offizierkorps werden Stimmen laut, die es als kleinkrimig schildern. Rämentlich wurde es schon jetzt unter den Militärs eine leidige Gewohnheit, die bis auf unsere Tage die Geschichtsschreibung getrübt hat, über des Königs militärische Begabung absäßig zu urteilen. Mit Sicherheit sagte man einen schlechten Ausgang unter solcher Leitung voraus. Und wenn nur dem militärischen Mißgeschick diplomatische Niederlagen folgten, so schienen die Zaghaften und Kleinkrimigen, schienen die Alltagsmenschen, wie der Minister von Podewils und der



Preußische Militär-Kostüme zur Zeit Friedrichs II.

Von dem Einzelblatt eines unbekannten Künstlers im Hohenzollernmuseum zu Berlin. Originalgröße.

Kabinettsrat Eichel an der Spiege, nur allzu recht zu haben. In der That begegneten sich die Seemächte und die Höfe von Wien und Dresden einmütig in dem Wunsche, Preußen und diesen König, „dem Gott verbündet zu haben scheine“, 1745 zu verderben, unterzeichneten am 8. Januar 1745 eine Quadrupelallianz. Russland rüstete eine gewaltige Armee aus, um in Ostpreußen einzufallen, und auch am Hofe zu Paris schwand die Neigung für das preußische Bündnis völlig dahin. Endlich erwiesen sich alle Friedensbemühungen als eitel, selbst der plötzliche Tod des Kaisers und der Friede, den nun der junge Kurfürst von Bayern mit Maria Theresia zu Füssen schloß, erhöhte nur den Mut der Königin, auch Preußen niederzuwerfen, wofür ein neuer Vertrag mit Sachsen das Näherte schon feststellte. Friedrich allein war voller Zuversicht, ließ in Berlin die Hoffestlichkeiten beginnen, obwohl er selbst fühlte, daß man erstaunen müsse, ihn in der schwersten Krise seines Lebens so ruhig zu finden. Aber er habe viel über sich gewinnen müssen, erklärt er, ehe er diese Unempfindlichkeit sich verschafft habe. Wenn man sich die Freiheit des Geistes erhalten wolle, die unter seinen Umständen so nötig sei, so gäbe es kein anderes Mittel, als sich für alle Ereignisse fertig zu machen. Dem Himmel sei Dank sei er in einer Gewissensversäumung, mit kaltem Blute an allen den großen Vorbereitungen zu arbeiten, die er zu treffen habe, darum aber habe er innerlich nicht weniger gelitten, ja Stödtschläge habe er seiner Seele gegeben, auf daß sie geduldig und still werde. An den Mut der Königin Maria Theresia erinnert er, die, den Feind vor den Thoren ihrer Hauptstadt erblickend, nicht verzweifelte, an den Schiffskapitän denkt er, der hochherzig zuletzt selbst die Lunte in den Pulverraum wirft, dem Feinde die Hoffnung auf die Eroberung des Schiffes zu nehmen. Entweder, so gilt es ihm, ist die Macht Preußens zu behaupten, oder alles, was preußisch ist, solle untergehen, mit ihm begraben werden.

Der alte Döshauer, Graf Nassau und General von Lehwald hatten den Winter hindurch mit glücklichem Erfolg die Feinde von den schlesischen Grenzen abgehalten, auch die Franzosen hatten am 11. Mai bei Fontenoy siegreich gesiegt. Aber weit wichtiger noch war, daß Friedrich durch seinen Geist, durch seine mit Takt und seinem Sinn gespendeten Worte des Lobes wie des Tadels seine Truppen mit frischem Mut und fester Zuversicht zu beleben wußte, so daß der neue Feldzug sieges- und hoffnungsfroh begonnen werden konnte. Wundervoll



Preußische Militär-Kostüme zur Zeit Friedrichs II.

Bon dem Einzelblatt eines unbekannten Künstlers im Hohenzollernturmuseum zu Berlin. Originalgröße.

war das keke Reiterstückchen, mit dem Zieten im Mai sich mit 500 Husaren durch 6000 Feinde hindurch schlug, dem Markgrafen Karl bei Jägerndorf den Befehl zur Vereinigung mit dem Heere des Königs zu bringen. Herrlich war der Strauß bei Bratsch, durch den ein Schwerin diese Vereinigung bei Frankenstein ermöglichte, heldenmütig das Gefecht, mit dem Winterfeldt bei Landeshut Nadasdy zurückwies. Endlich schien das Glück wieder den schwarz-weißen Fahnen zu lächeln. Aber ein großer Schlag, eine Schlacht war unter allen möglichen Dingen das Einzige, was dem Könige frommte, „die Arznei, die über das Schicksal des Kranken binnen wenigen Stunden entscheiden mußte“.

Am 1. Juni hatte er sein Hauptquartier nach Jauernick verlegt, alle Gebirgs-pässe hatte er freigegeben, um den Feind in die freie Ebene bei Hohenfriedberg hinauszulocken. Endlich nach langem Warten kamen die Österreicher und Sachsen aus dem Gebirge heraus, und der Feind „war da, wo wir ihn haben wollen“, lebte aber in voller Sicherheit, mit seinen etwa 70 000 Mann die nur auf 40 000 Mann geschätzten Preußen vollständig zu schlagen, ja sie „mit den Hüten aus dem Lande zu jagen“ und selbst nach Berlin zu marschieren. Über 60 000 waren ihrer, und unbemerkt von den Österreichern hatten sie abends acht Uhr am 3. Juni ihr Lager verlassen, waren, während alle Wachfeuer im Lager unter-^{3. Juni 1745} halten wurden und die Feinde täuschten, bis um Mitternacht nach dem Striegauer Wasser marschiert. Um vier Uhr morgens ertönten die ersten Kanonenschüsse. Selbst noch im Aufmarsch begriffen, befahl der König den Angriff, um sechs Uhr waren die Sachsen vollständig geschlagen, um sieben wußte der König, daß die Schlacht gewonnen. Und nun vernichtete der furchtbare, ungestümme Angriff der Bayreuther Dragoner unter General von Geßler ein österreichisches Bataillon nach dem anderen. 66 Fahnen, eine unerhörte Zahl, und 2500 Gefangene waren der Erfolg allein dieses glänzenden Angriffs. Buddenbrock, Stille, Schau, Zieten und Geßler waren es, die in der Schlacht das meiste gethan, der Plan aber, die Anlage, die Leitung und der Erfolg waren allein das Werk des Königs. Gegen 10 000 tote und verwundete Feinde bedeckten das Schlachtfeld, 25 000 vermisste Prinz Karl von Lothringen, der seines Sieges so sicher gewesen, beim nächsten Appell, 66 Geschütze, 8 Paar Pauken, 76 Fahnen, 7 Standarten waren in die Hände der Preußen gefallen.

Mit dem Tode des Kaisers war der Grund zum Krieg für Friedrich fortgesatteln; nun nach dieser glorreichen Schlacht hoffte er nicht nur auf Frieden, sondern auf eine lange Ruhe. Nur bis Königgrätz wollte er selbst nach Böhmen rüden, während Graf Nassau den letzten Rest der Österreicher aus Schlesien verjagte. Nichts mehr hoffte und wünschte der König, als ein baldiges Ende des Krieges zu sehen. Aber Monate sollten noch vergehen, ehe daran zu denken war. Daß die französische Armee unter Conti trotz erneuter Bitten Ludwigs XV. über den Rhein zurückging, machte die Österreicher zu Herren des Südwestens und damit die Wahl des Großherzogs Franz immer sicherer. Indessen die bedeutenden Erfolge der Franzosen in den Niederlanden und die Landung des stuartischen Kronpräendenten nötigten König Georg — obwohl er als Kurfürst von Hannover noch im Juli mit Sachsen-Polen einen Vertrag geschlossen zur vollen Teilung der Länder des Preußen-Königs, dem nur die Marken und Pommern verbleiben sollten — den Frieden zu suchen. Und da Friedrich auf alle Erwerbungen verzichtete, kam wirklich mit England am 26. August der Vertrag von Hannover zu stande, auf Grund dessen der Friede mit Österreich in sechs Wochen geschlossen werden sollte, und der auch nach französischer Auffassung den Frieden Frankreichs mit den Seemächten herbeiführen konnte. Preußen gab seine Zustimmung zur Kaiserwahl des Großherzogs und begnügte sich mit den Bestimmungen des Breslauer Friedens.

1745
26. Aug.

Aber wie weit war Maria Theresia entfernt davon, Schlesiens Abtretung wieder zuzugestehen, jetzt wo die Franco-Bavaren nicht mehr im Lande waren, wo sie nur mit den Preußen zu thun hatte! Wie hätte Sachsen-Polen all die schönen Hoffnungen auf preußische Länder dahinsfahren lassen sollen, ohne die Schärfe von Friedrichs Tagen gefühlt zu haben! In vollkommen verschaffungswidriger Form und unter absichtlichem Ausschluß von Brandenburg und Pfalz wurde unter dem Schutz der ausländischen Waffen der Großherzog Franz im September zum Kaiser gewählt, und weder das Manifest Friedrichs gegen die Wahl, noch auch sein erneuter Versuch, sich mit der Königin zu verständigen, beachtet. Mit Leidenschaft vielmehr drängte Maria Theresia ihren Schwager, den Prinzen Karl, mit einem entscheidenden Schlage den König zu zerstmettern. Und wenn diesen der Mangel an Lebensmitteln schon genötigt hatte, bis in die Nähe von Trautenau zurückzugehen, so schien die Sorglosigkeit, mit der er bei Standenz sein Lager ausgeschlagen, seine Truppen bis auf 22 000 Mann detailliert hatte, den um die Hälfte stärkeren Österreichern den Sieg in die Hände zu geben. Friedrich war überzeugt davon, daß Prinz Karl mit seiner geschlagenen Armee nicht wagen werde, sich einer neuen Gefahr auszusehen, beschloß aber doch auf beunruhigende Nachrichten, die am 29. September einließen, am folgenden Tage sein Lager abzubrechen. Da plötzlich früh um fünf Uhr dieses Tages erfuhr Friedrich die Ankunft des feindlichen Heeres und, eingetrennt rechts durch die von den Österreichern besetzten Höhen, links von der Aupa, ohne Hoffnung auf einen Ausweg, schien er nicht nur erlegen, sondern in der That völlig vernichtet werden zu müssen. Aber je gefährvoller die Lage, um so schneller, um so genialer der Entschluß des Königs. Unter den Kanonen des Feindes erfolgte um sieben Uhr der Abmarsch aus dem Lager. Mit verhängtem Zügel rasierte Buddenbrocks Schwadronen gegen die feindliche Kavallerie hoch oben an den Graueren Höhen; und so gewaltig war der Angriff, daß das Unmögliche erreicht wurde. In einer Stunde waren 53 österreichische Schwadronen von der Höhe verjagt. Gleichzeitig gewann der

1745
30. Sept.

Sturmangriff der preußischen Infanterie, freilich unter schweren Opfern — unter ihnen der Leonidas von Salmiz, Georg von Wedell — Höhe auf Höhe. Und nachdem der rechte Flügel geworfen, wird der linke durch den Sturm des Prinzen Ferdinand von Braunschweig die Höhen hinauf gejagt und durch die Schwadronen Kochows aufgelöst und zersprengt. Nach fünf furchterlichen Stunden, in denen der Tod eine schreckliche Ernte hielt, war der Feind in voller Flucht nach Soor.

Freilich das Lager hatte Friedrich preisgeben müssen, und Nadasdy hatte den Kampf benutzt, um es völlig zu plündern. Die Kriegskasse, selbst die Bagage des Königs, seine Bücher, seine Flöte waren geraubt, des Königs Kabinettssrat Eichel gesangen von dammen geschleppt. Der König „lebte von der Gesälligkeit der Offiziere“. Und troß des neuen wunderbaren Sieges, und obwohl die Zeit,



Schlacht bei Soor am 30. September 1745.

Radierung von Johann Georg Schmidt (arbeitete in der ersten Hälfte des 18. Jahrh.), auf etwa $\frac{1}{2}$ verkleinert.

welche der Vertrag mit Hannover zum Friedensschluß mit Österreich festgesetzt hatte, verstrich, blieb der König bei seinem Wunsche nach Frieden, hoffte, ihn im November zu haben, und begnügte sich auch jetzt mit den Bestimmungen des Breslauer Friedens.

Doch nicht so die Feinde. Vielmehr sollte jetzt der Hauptkampf erst angehen, und nicht einmal wollte man nach der Gewohnuheit jener Zeit während des Winters die Waffen ruhen lassen. Im November erkannte der König, daß das Schwerste ihm noch bevorstehe. Er erfuhr, daß das ganze Reich gegen ihn angeboten werden sollte, daß die Österreicher durch die Lausitz nach Schlesien gehen, die Sachsen aber, durch zwanzig österreichische Bataillone, die der Feldmarschallleutnant Brünne vom Rhein heranführte, verstärkt, bei Halle operieren, daß die Hannoveraner nach dem Eichsfeld marschieren, daß an der Saale und Elbe wie in der

Lausitz, ja auf dem rechten Ufer der Oder gekämpft werden sollte. Auf die Zerstörung der Verbindung Schlesiens und Brandenburgs, auf die Besiegung der Marken, die Eroberung Berlins, die vollkommene Vernichtung Preußens war der Plan zugeschnitten.

Der König hatte seine Truppen aus Ober Schlesien zurückgezogen, jenseits des Bober, wenige Meilen westlich von Liegnitz, stand er mit 30 000 Mann, erwartete den Einmarsch der Feinde in die Lausitz. Am 21. November erfolgte er, und „wie eine Rakete“ fuhr der preußische Angriff unter sie. Bei Katholisch-Hennersdorf kam es am 23. zu einem so glücklichen Gescheit, daß Prinz Karl, statt westlich an Dresden zu marschieren, in voller Flucht, verfolgt von Winterfeldt, sich nach Böhmen wandte, erst jenseits der Grenze Halt machte. Alle Magazine, alle Bagage, an 5000 Mann hatten die Österreicher verloren, während Friedrich höchstens 30 Tote und 70 Verwundete hatte. „Gott sei gelobt, die Feinde sind geschlagen“, so schreibt der König unendlich befriedigt, „und ich habe alles, was ein General thun kann, mit möglichst wenig Blutvergießen und mit größter Wirkung gethan.“

Auch das Grünesche Corps gab nun seinen Marsch nach Lübben auf, ging von Torgau nach Bautzen, von da noch näher an die Elbe nach Königbrück. Neue Friedensvorstellungen, die Friedrich großmütig auch jetzt dem in die Enge getriebenen Dresdener Hofe auf Grund des Vertrages von Hannover machte, beantwortete dieser mit seiner Abreise nach Böhmen. Und alle Kräfte bot Maria Theresia auf, den Kampf fortzusetzen, Zeit zu gewinnen, um den Anmarsch der schon bis in die Nähe von Memel vorgerückten Russen von Osten, der Truppen des Feldmarschalls Traut vom Rhein her zu ermöglichen, um den Frieden mit Frankreich, die Unterstützung des Reichs herbeizuführen. Schon erfuhr Friedrich, daß sich König Georg von der Konvention von Hannover losgesagt habe, und längst war es ihm ja klar, daß allein der Friede mit Sachsen den mit Österreich herbeiführen werde, und daß dieser nur durch Gewalt zu erzwingen sei. Fortwährend versucht ihn Friedrich noch auf gütlichem Wege herzustellen, aber er fühlt, „erst auf dem Glacis von Dresden werden die Leute einen Frieden schließen, der für sie um so schimpflicher sein wird, da sie ihn hätten vermeiden können.“

Der König hatte gegen die Sachsen ein besonderes Corps unter dem alten Fürsten von Anhalt bei Halle bestimmt, aber dieser wurde mit seinen Vorbereitungen nicht fertig, trotzdem die Marschbefehle für die Regimenter schon am 12. November gegeben waren. Da endlich am 29. November überschritt er, vom Könige täglich gedrängt und gemahnt zu thatkräftigem Vorgehen, die sächsische Grenze, besetzte am 30. Leipzig. Dann wieder zögernd, ja nach Torgau ausweichend, war er, nur den strengsten Weisungen des Königs folgend, endlich am 12. Dezember in Meißen eingerissen, während der König auf dem rechten Ufer der Elbe mit seinem rechten Flügel wenige Meilen davon bei Großenhain stand. Am 15. ging er auf Dresden vor, auf dem linken Ufer bei Kesselsdorf traf der Fürst den Feind in der festesten, unangreifbaren Stellung. Aber „Im Namen Jesu, Marsch!“ kommandierte er, und wieder mußten die Bataillone bergan und ungebedingt gegen den wohlverwahrten Feind auf eisbedecktem glatten Boden anstürmen. Unrichtbar war das Ringen, aber beim Eintritt der Dämmerung hatte man Kesselsdorf genommen, und um vier Uhr hatte Prinz Moritz, durch den vom Frost eisglatten Ischamer Grund vorgehend, auch den linken und den Rest des rechten Flügels geworfen.

1745
23. Nov.

1745
15. Dec.

So gewaltig war die Wirkung dieser schönsten aller Waffenthaten des alien Dössauers, daß auch die gar nicht ins Fener gekommenen Scharen Grünnes und des Prinzen Karl beim großen Garten bei Dresden, etwa noch 60 000 Mann stark, sich der Flucht nach Böhmen anschlossen.

Unter furchtbaren Verlusten war der Sieg errungen, aber über 6800 Mann waren gefangen, und der Kanonendonner von Kesselsdorf brachte den Frieden. Entblößten Hauptes begrüßte der König, der von Meißen herbeigeeilt war, den Fürsten, ritt zwei Stunden mit ihm auf dem Schlachtfelde umher, dankte ihm auf eine so ausgezeichnete Art, „daß des alten Fürsten verklärte Physiognomie hinreichend zeigte, wie wohlthuend seinem Herzen und seinem Ehrgeiz diese Auszeichnungen waren“.

Am 18. zog Friedrich in Dresden ein, blieb hier drei Tage, jeden, der ihm nahe trat, von der königlichen Familie an durch seine Rücksicht, Aufmerksamkeit, durch seinen Geist fesselnd und entzückend.

Maria Theresia wollte zwar trotz aller Niederlagen noch nicht mit Friedrich, sondern nur mit Frankreich Frieden schließen, noch am 21. Dezember erhielt der österreichische Bevollmächtigte in Dresden, Graf Harrach, eine solche Anweisung, aber die Macht der Thatsachen, der Druck, unter dem Sachsen stand, war zu groß. Am 25. vollzogen sowohl Sachsen wie Österreich mit Preußen das Friedensinstrument, in welchem der Berliner Frieden einfach hergestellt wurde und Preußen den Großherzog von Lothringen als Kaiser anerkannte. Freilich war damit wieder die deutsche Kaiserkrone in die Wiener Hofburg zurückgebracht, aber gegenüber dem vielgestalteten Völkergeist in Österreich, dessen Interessen bisher das Reich gar fügsam hatte dienen müssen, hatte sich doch jetzt ein vollkommen rein deutscher und in sich straff zusammengefaßter Staat, hatte sich Preußen in seiner neuen Machtstellung behauptet, und war damit die Möglichkeit wenigstens geboten, auch das deutsche Interesse gewahrt zu sehen in dem Kampf der europäischen Interessen. Glimpflich genug war das Schicksal der letzten Tochter aus dem Hause Habsburg, wenn es ihren Nachkommen die ganze österreichische Erbschaft außer Schlesien belassen sollte. Aber schwer genug war doch auch das Verdikt, welches in dem Kampf um die wahre Macht gefällt war, nicht nur für Österreich, sondern für alle

1745.
25. Dez.

europäischen Staaten,
wenn nun endlich wieder
ein deutsches Schwert ihnen
Achtung abgenötigt. Mit
unendlichem Jubel begrüßte
das preußische Volk, das
Friedrich und sein Heer
als solches sich fühlen ge-
lehrt, den König als „den
Großen“, ihn, der sich im
Frieden mehr noch denn
im Kriege als „der Große“
erweisen sollte.



Staffage aus dem Kupferstich „Die Schlacht bei Soor“ von Johann David Schleuen (arbeite in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh.).
Auf $\frac{4}{5}$ verkleinert.



Das Lustschloß Sanssouci von der Südseite.

Radierung von Andreas Ludwig Krüger (1743–1805), auf etwa $\frac{1}{4}$ verkleinert.

Ein Friedensjahrzehnt.



Aus „Mémoires de Brandebourg“, Berlin 1767.

„Läßt uns leben und Leben fördern“ — also sahnte Friedrich seine Aufgabe nach dem endlich wieder hergestellten Frieden, und man beachte wohl, was Friedrich unter „Leben“ versteht. Wenn König Friedrich Wilhelm I. in seiner ohne viel philosophische Überlegungen gesetzten praktischen Überzeugung das Wesen der Monarchie oder doch wenigstens seines Staates dahin zusammengefaßt hatte, daß er die Arbeit für den kraft ihrer Geburt überkommenen Beruf der Könige erklärte, so war es ganz in demselben Sinne, wenn Friedrich II. sich für den ersten Diener des Staates, le premier commis, le premier domestique, erklärte. „Um zu leben“, schreibt er einem seiner liebsten Freunde, „arbeitet er viel, denn nichts sei dem Tode ähnlicher als Müßiggang. Was sei Leben, wenn man nur ein Pflanzenleben führe, was sehen, wenn man die Ereignisse nur in seinem Gedächtnisse aufhäuse, was nütze Erfahrung ohne Nachdenken? Das größte Vergnügen sei es, sich zu unterrichten.“ Dem Vater war die Einsicht über den Beruf des Fürsten aus natürlichem, praktischem Einblicke in die Verhältnisse, aus dem Bewußtsein der ihm diesen gegenüber obliegenden Pflichten erwachsen. Der Sohn hatte das Pflichtgefühl geerbt, zugleich aber hatte ihm die Natur den weiten und durchdringenden, klaren Blick des philosophischen Kopfes gegeben, und aus dem Bedürfnis der Zeit wie aus dem Nachdenken über das Wesen des Staates ergab sich ihm seine Aufgabe als Herrscher. „Der Fürst und das Volk bilden einen Körper, der Fürst ist der Gesellschaft, die er regiert, was der Kopf dem Körper; er muß sehen, denken, handeln für das Gemeinwesen, um ihm alles Gute zu schaffen, das es aufzunehmen fähig ist; er muß immer wie auf Vorposten

sein, auf die Feinde des Staates achten; er muß mit Redlichkeit, Weisheit und völliger Selbstlosigkeit regieren, als wenn er in jedem Augenblick seinen Mitbürgern Rechenschaft von seiner Regierung geben müßte; er ist verantwortlich für die Geltung der Gejeze, für die guten Sitten seines Volkes, für die nationale Erziehung."

Alles umfassende Arbeit in dem Bewußtsein der eigenen Verantwortlichkeit und in völligster Selbstlosigkeit, das ist dem Könige „Leben und Leben fördern“, ist ihm die Pflicht, die Aufgabe, die ihm als Monarchen gewiesen erscheint. Denn verloren würde sein Staat sein, so meint er, „wenn nicht alles in ihm Kraft, Nerv, Leben ist“, und darum gilt es auch ihm, alle Beamten, alle Untertanen mit der eigenen Arbeitsstreue und

dem eigenen Pflichteifer zu durchdringen. Alle sollen Diener des Staates, des Vaterlandes sein, aber der Fürst der thätigste, der arbeitsamste, der erste Diener. Denn „es giebt kein Wohl als das allgemeine des Staates, mit dem der Fürst unauflöslich verbunden ist“. Wie alle Zweige des Baumes an dem einen Stämme wachsen, so müssen alle Zweige der Verwaltung, untrennbar, wie sie von einander sind, von dem Fürsten ausgehen. Alle müssen, schreibt er in seinem politischen Testament von 1752, gleich gut verwaltet werden, „wie die Rossen vor dem Wagen der olympischen Spiele, die mit gleichem Feuer die vorgezeichnete Bahn durchliefen und, das Ziel erreichend, ihrem Führer den Sieg gewannen“. So ist der Fürst der Führer des Staatswagens, und so ergiebt sich ihm der Satz, dessen Durchführung unsern Staat geschaffen hat: „Ein König von Preußen muß selbst regieren“. „So wenig“, führt der

König in dem genannten Testamente aus, „Newton seine Gravitationstheorie hätte erfinden können, wenn er mit Leibniz und Descartes zusammengearbeitet hätte, so wenig lasse sich ein politisches System finden und durchführen, wenn es nicht aus einem Kopfe entspringe, nämlich aus dem des Fürsten, wie die bewaffnete Minerva aus dem Haupte des Jupiter“. Wohl ist es wahr, daß das Arbeitsfeld, welches Friedrich in dieser Auffassung vom Staate dem Fürsten zuweist, schier unabsehbar groß ist. Aber anders kannte er es nicht, danach hatte sein Vater gehandelt, danach handelte auch er. Und wie jener, so hatte auch er den Blick, das Verständnis und die Sachkunde, um alles selbst zu leiten, überall anzuregen, zu säen und zu pflanzen. Dadurch aber allein, so ist sein Ausdruck, „trage es die monarchische Regierung über die republikanische davon“. Denn unter allen Regierungen ist seiner Überzeugung nach „die monarchische die beste oder die schlechteste, je nachdem sie gehandhabt wird“.



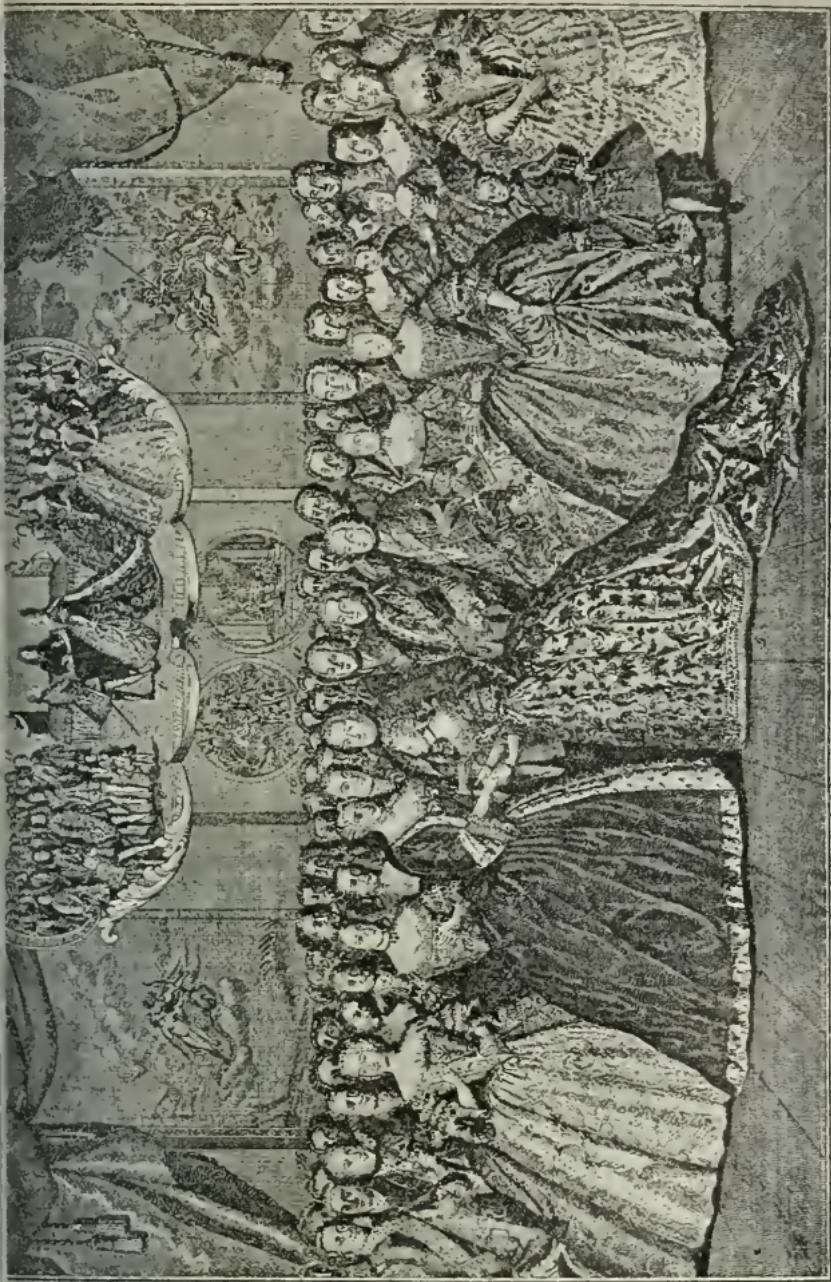
Georg Wenzel von Knobelsdorff.
Nach dem Doppelbildnis von Anton Pesne (1684–1757) im
Kgl. Schloß zu Berlin, gestochen von Gustav Seidel.
Auf etwa $\frac{1}{5}$ verkleinert.

Doch mitten in dem heftigen Betriebe der europäischen Politik stehend und den größten und umfassendsten Aufgaben des inneren Ausbaues seines Staates



Erster Plan zu den Gartenterrassen beim Schloß Sanssouci.
Eigenhändiges Croquis des Königs Friedrich II. im Hohenzollernmuseum zu Berlin. Auf $\frac{2}{3}$ verkleinert.

hingegeben, sehnt sich der König nach jener Einsamkeit, die den Gedanken Sammlung, dem Geiste Stetigkeit zu geben vermag. Einen wüsten Berg bei



Empfang der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Cassel am Berliner Hof, 24. Juni 1752.

Darüber die Darstellung ihrer den Tag darauf erfolgten Vermählung mit dem Prinzen Heinrich von Preußen.

Die Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Cassel, geb. am 24. Februar 1730, ist die Tochter des Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen-Cassel und der Prinzessin Sophie Charlotte von Sachsen-Hildburghausen. Sie ist eine sehr liebenswerte und durchaus geschickte und tüchtige Dame, die durch ihre Erziehung und Bildung, welche sie in einer sehr angenehmen und gesitteten Umgebung erhielt, eine hohe Stellung unter den adeligen Damen einnahm. Sie war eine sehr liebenswerte und geschickte Dame, die durch ihre Erziehung und Bildung, welche sie in einer sehr angenehmen und gesitteten Umgebung erhielt, eine hohe Stellung unter den adeligen Damen einnahm. Sie war eine sehr liebenswerte und geschickte Dame, die durch ihre Erziehung und Bildung, welche sie in einer sehr angenehmen und gesitteten Umgebung erhielt, eine hohe Stellung unter den adeligen Damen einnahm. Sie war eine sehr liebenswerte und geschickte Dame, die durch ihre Erziehung und Bildung, welche sie in einer sehr angenehmen und gesitteten Umgebung erhielt, eine hohe Stellung unter den adeligen Damen einnahm.

Potsdam ließ er terrassieren, und auf der Höhe erbaute ihm sein Freund von Knobelsdorf sein Landhaus, das später den Namen Sanssouci erhielt. In der Stille einer heiteren Natur und umgeben von Werken der Kunst, die Auge und Herz befriedigen, fand Friedrich hier die eiserne Kraft zu schwerster und anstrengtester Arbeit.

Nicht ohne starken Zwang gegen seine des Schlafes bedürftige Natur könnte sich Friedrich nur eine kurze Nachtruhe, und schon um drei Uhr im Sommer, um vier Uhr im Winter, stand er auf, las die eingegangenen Schreiben, nahm die Armeeberichte entgegen. Nach dem einfachsten Frühstück erteilte er der

Kabinetsräten teils mündlich, teils in kurzen, charakteristischen Randverfügungen die Weisungen, wie die Bericht und Schreiben zu beantworten seien. Militärische Beschäftigungen der ausgedehnte Privatbriefwechsel, ein kurzer Spaziergang oder Spazierritt sättigte die Zeit bis zur Tafel, die um zwölf Uhr begann und unter den geistvollen und anregenden Gesprächen des Königs mit seiner

Gästen wohl drei, an-

Friedrich II. und Voltaire.
Nach dem Gemälde von Nicolas-André Monsiau, gestochen von Pierre-Charles Baquoy. Auf etwa $\frac{1}{5}$ verkleinert.

vier Stunden währte. Demnächst vollzog der König die Reinschriften, welche die Kabinetsräte inzwischen besorgt hatten, begleitete sie oft mit seinen durch Sinn und Witz überraschenden Zusätzen, arbeitete an seinen poetischen, philosophischen und historischen Schriften, von denen hier die Geschichte seines Staates, die Mémoire pour servir à l'histoire de Brandebourg, wenigstens genannt werden müssen.

Die Abendstunden von sechs bis neun Uhr waren regelmäßig der Musik gewidmet, der König selbst spielte auf der Flöte, die ihm auch sonst im Laufe des Tages Erholung gewährte, Konzerte von Quanz oder von seiner eigenen Komposition, während Männer wie K. Ph. Em. Bach, der Sohn des auch in Potsdam gefeierten Joh. Sebastian Bach, Fasch und Benda ihn begleiteten. Vorzüglich liebte Friedrich, auch darin seine echt deutsche Natur beweisend, das Adagio, für da-



„er eine Leideuschaſt“ hatte und das er mit großer Weichheit des Gefühls spielte. Damals auch hatte er noch Freude am Theater, besonders der Oper, und war auch bereit, für deren Zwecke ansehnliche Summen zu opfern, wie er denn durch Knobelsdorf in Berlin das Opernhaus errichten, Sängern und Sängerinnen, auch Tänzerinnen, wie der bekannten Barbarina, feste Gehalte zahlen ließ. Die Opernmusik war damals ganz vom italienischen Geschmack beherrscht, ihm entsprachen auch die in Berlin während der Faschingszeit zweimal wöchentlich aufgeführten Opern, doch gelangten nur solche zur Aufführung, die von deutschen Komponisten, vornehmlich von A. H. Graun herrührten. Der König selbst aber komponierte außer Konzerten Symphonien, Sonaten und Märsche. Größer aber noch war sein Eifer, Verse zu machen, und Oden, Episteln und Lehrgedichte bilden einen großen Teil der in wenigen Abzügen damals schon gedruckten „Werke des Philosophen von Sans-Souci“.

Nach den abendlichen Konzerten folgten gewöhnlich noch jene fesselnden Gespräche des Königs über litterarische und philosophische Fragen, die jeden bezauberten, jeden erhoben und anregten. Nur Voltaire, „die nichtswürdige Seele mit dem herrlichen Genie“, Mauvertius, der Präsident der aus der Asche neu entstehenden Akademie, Algarotti, der Marshall Keith und der Marquis d'Argens seien hier aus dem Kreise derer genannt, die der — durch den Tod seiner Freunde Jordan, Kneiserlingh und Rothenburg schwer gebrengte — König seiner Unterhaltung und seines Umganges würdigte.

Unendlich merkwürdig bleibt es immer, wie dieser wunderbare Geist in Fragen und Beschäftigungen, die sonst die volle Arbeitskraft des Mannes anfüllen, seine

MEMOIRES POUR SERVIR A L'HISTOIRE DE BRANDEBOURG, AVEC QUELQUES AUTRES PIECES INTERESSANTES.

PREMIERE PARTIE.



1751.

Titelblatt zu den von Friedrich II. verfaßten
»Mémoires de Brandebourg«. D. C. 1751. Originalgröße.

Erholung von der eigentlichen Arbeit fand, wie er gerade aus ihnen die Spannkraft schöpfe, alle Hindernisse zu besiegen.

Die siegreichen Kriege hatten den Staat vergrößert, hatten das Bewußtsein der Zugehörigkeit der einzelnen Staatsglieder, die Empfindung, „Preußen“ zu sein, in hohem Maße geweckt und zur Bildung des Staates beigetragen. Sie hatten die Würde und das Ansehen des Staates nach außen unendlich gehoben, sie mußten folgeweise auch die Kraft des Bürgers, die weder durch besondere Strenge in Anspruch genommen war, noch durch feindliche Einfälle Einbuße erlitten hatte, allmählich steigern.

Aber sie hatten zunächst dem Staat doch auch schwere Wunden geschlagen, die ausheilt werden mußten, um den Unterthanen die Kraft zu geben, von der neuen Stellung des Staates vollen Vorteil zu ziehen. So hängen eben auswärtige und innere Politik unauslöschlich in fortwährender Wechselwirkung zusammen. Beide und namentlich die erste leitete der König durchaus persönlich. Das Ziel der auswärtigen Politik war jetzt die Erhaltung des so teuer erkauften Friedens. Ganz im Sinne seiner Vorfahren hatte der König immer mit Begeisterung die Wohlthaten des Friedens gepriesen. „Der Friede ist wie der Frühling im Jahr, der alles hervorbringt, der Krieg gleicht dem Herbst, da die Saaten geschnitten und die Früchte gebrochen werden.“

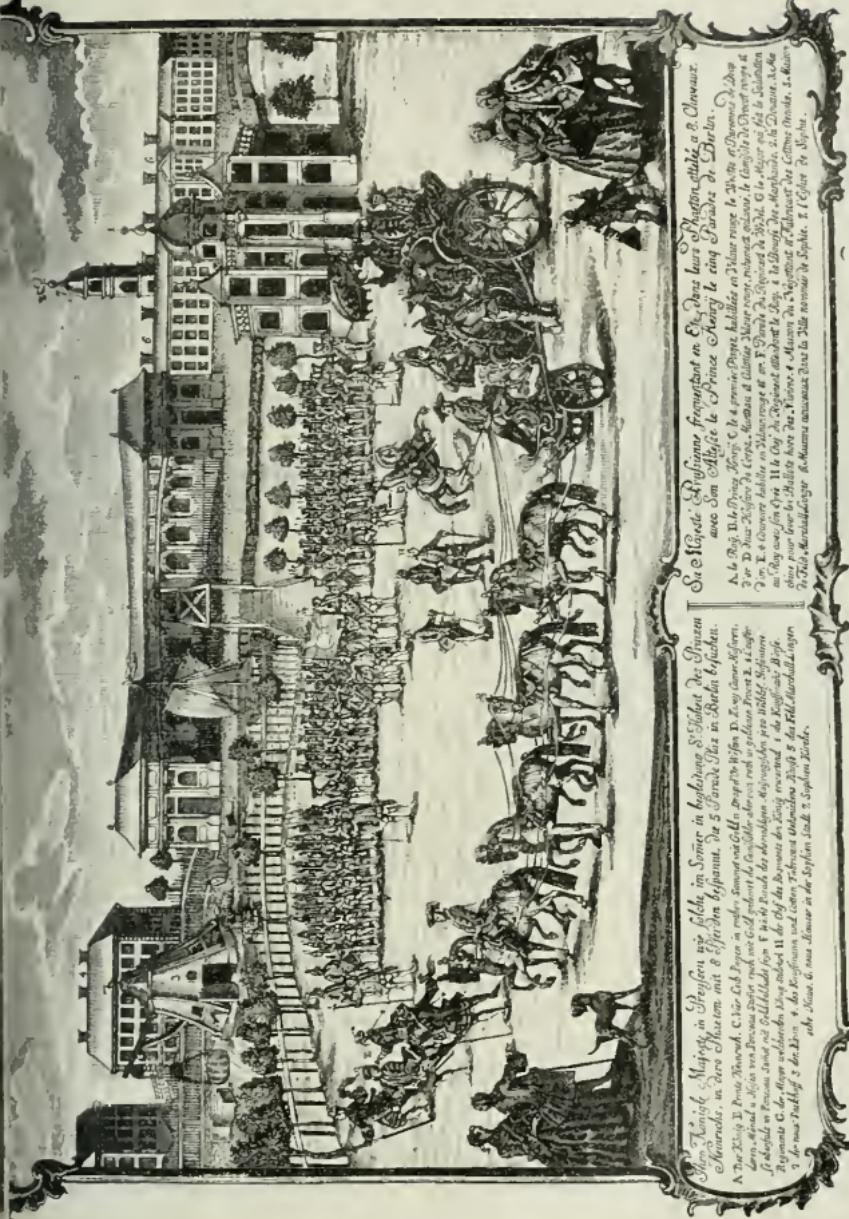
„O Friede, göttlicher Friede, heile die Wunden, die der Krieg geschlagen.“ Aber freilich, nod, galt es, mit aufgezogener Brüde denn noch gnünte dem König Erwerbung. So behielt denn Verhältnis fast mehr als das auf den Beinen, arbeitete daran, es auf 180000 Mann zu bringen und wußte es durch die neu eingeführten Manöver, durch feste Innehaltung der Zucht, durch weitere Entwicklung des Kantonswesens, durch eine, wie er selbst zugesteht, ausgezeichnete Mischung des Kanton- und Werbesystems, durch freiere und menschlichere Behandlung der Soldaten, durch einflächige Förderung des Offizierkorps, durch volle Bereitschaft und Fürsorge



Barbara Campanini, genannt La Barbarina.

Gemälde von Antoine Pesne (1684–1757) im Theatersaaly des Neuen Palais zu Potsdam.

zu führen und alles für den Krieg vorzubereiten, niemand, am wenigsten Maria Theresia, die neue Friedrich ein Heer von etwa 135000 Mann — im Doppelte der äußersten Kriegsstärke Frankreichs — es auf 180000 Mann zu bringen und wußte es durch die neu eingeführten Manöver, durch feste Innehaltung der Zucht, durch weitere Entwicklung des Kantonswesens, durch eine, wie er selbst zugesteht, ausgezeichnete Mischung des Kanton- und Werbesystems, durch freiere und menschlichere Behandlung der Soldaten, durch einflächige Förderung des Offizierkorps, durch volle Bereitschaft und Fürsorge



Scièrtliche Aufsicht der Königs Friedrich II. und des Prinzen Heinrich zur Parade im Berlin.

(Die im Mittelraum darstehende Tonne für die vom Infanterie-Regiment Nr. 26 von Wehrheim bzw. von Weckel gehaltene Nachtparade.)



Der Platz bei dem 1741—1743 erbauten Opernhouse zu Berlin.
Radierung von Johann Georg Bünck (1721—1751), auf etwa $\frac{1}{5}$ verkleinert.

für alle im Kriege notwendigen Dinge, durch Anlegen von Zeughäusern und Magazinen, wie durch kostspieligen Ausbau der Festungen, „den mächtigen Riegeln, welche die Provinzen zusammenhalten“, nicht nur zur tückigsten Europas zu machen, sondern zugleich das Bindemittel, das in ihr zur weiteren Bildung des Staates lag, zu festigen. Sie bot die Sicherheit nach außen, sie war zugleich eine Kraft, die innere Einheit des Staates zu festigen.

Ungemein bezeichnend hierfür ist die Mitteilung des Königs in seinem gedachten Testamente, daß er sich während des ersten Krieges alle nur mögliche Mühe gegeben habe, um den Namen „Preußen“ einzubürgern, um die Offiziere zu lehren, daß sie, aus welcher Provinz sie auch stammten, doch geborene Preußen seien. Die Macht und Einheit des Staates habe ihren Ausdruck in der Armee, und auch darum müsse die Armee die erste Sorge und das wichtigste Studium des Königs, er selbst ihr Kommetable sein, und in den Offizieren, für deren Ausbildung und sittliche Führung Friedrich ein sehr scharfes Auge hatte, müsse er den ersten Stand, die Säulen des Staates sehen.

Man erkennt in jener Mühe des Königs deutlich, wie der Staat noch in der Gährung, im Werden ist, man sieht den Landesherrn an der Arbeit, die einzelnen Interessen der Territorien zusammenzu fassen in dem einen staatlichen, das nachbarlichen Hader, Reid und Mißgunst überwinden und in der Sorge für alle dem Bedürfnis des Einzelnen um so gerechter werden soll. Allerdings mußten in der Zivilverwaltung die Eigentümlichkeiten und Hauptinteressen der einzelnen Provinzen stark geschont werden. Denn „alle diese verschiedenen Provinzen“, heißt es wieder in dem Testamente, „nach derselben Art regieren zu wollen, hieße sie guten Mutes zu Grunde richten“. Aber der Gesichtspunkt der zusammen-

fassenden Einheit mußte natürlich auch für die gesamte Verwaltung des Staates vorschweben, und dem sowohl die Auswahl der Beamten, wie die Einrichtung der Behörden entsprechen. Im Organismus der obersten Behörde, dem Generaldirektorium, wurde infosfern eine tiefgreifende Änderung vorgenommen, als den bisherigen, nach den einzelnen Provinzen geschiedenen, Departements zwei neue durch Kabinetsordre vom 27. Juni 1740 hinzugefügt wurden, die lediglich nach sachlichen Gesichtspunkten gebildet waren. So das für Handel, Gewerbe, Verkehr, das gesamte Kolonialwezen unter Samuel von Marschall. Marschall sollte die bestehenden Manufakturen vergrößern, fehlende einführen und vor allen Dingen so viel „Fremde von Kondition“ wie nur irgend möglich ins Land ziehen. Und nach Marschalls Tode (1750) ernannte der König nicht einen neuen Minister, sondern bearbeitete dies Arbeitsfeld allein mit dem früheren Schweizer Kaufmann Fäsch. Zweitens wurde das gesamte Militär-, Magazin-, Proviant-, Marsch-, Einquartierungs- und Serviswezen 1746 zu einer besonderen Behörde unter dem Minister von Katte für das ganze Land vereinigt.

Da aber die Kriege und die veränderten Zeitverhältnisse auch in anderen wesentlichen Punkten die Bestimmungen für das Generaldirektorium als nicht mehr völlig ausreichend hatten erkennen lassen, so ließ der König sich eine Abschrift der Instruktion seines Vaters geben, setzte überall an den Rand die erforderlichen Verbesserungen und Zusätze hinzu und strich diejenigen Bestimmungen durch, welche sich nicht bewährt hatten. Alle seine Bemerkungen wurden dann in die alte Instruktion hineingearbeitet, und diese nun als Principia regulativa am 20. Mai 1718 neu aufgestellt. Damit war die alte Instruktion zeitgemäß umgestaltet, und indem die verbesserte auch leitende Grundsätze aufstellte, bildete sie zugleich ein Regierungs-Programm, dessen einzelne Züge wir noch anführen. Hier erwähnen wir nur, daß sie die gesamte Einrichtung aller Behörden, des Generaldirektoriums wie der Provinzialkammern umfaßte, daß sie deren Zuständigkeit zu einander wie nach oben und nach unten ordnete, daß sie die Geschäftsführung regelte und die genauesten Vorschriften gab über die erforderlichen Eigenschaften der einzelnen Beamten, die Prüfungen, auf Grund deren sie anzustellen, und die Bedingungen, unter denen sie in höhere Stellungen zu befördern seien. Überall ist es dieselbe Unbestechlichkeit, dieselbe Verantwortlichkeit des einzelnen Beamten wie der Gesamtheit, der höheren Behörde für die niedere, überall dieselbe Pflichttreue, dieselbe Arbeit, die der König verlangt, wie sein Vater. Nur noch tüchtiger, noch erfundungsreicher, möchte man sagen, will er sie haben, um stets und nur das Wohlbefinden der Unterthanen zu heben, und selbst ist er wo-



Gesandtschaft des Khans der Krim und der budzatschen Tartaren am Friedrich II. Hofe, im Juli 1750.

Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726–1801) zum „Historisch-genealogischen Kalender 1794“. Originalgröße.

möglich noch thätiger, jedenfalls erfolgreicher, unterrichtet sich über alle Verhältnisse auf seinen jährlichen Revisionsreisen, weiß überall Bescheid, kontrolliert alles und jedes persönlich. Mit Furcht und Zittern ward den oft herbe und bissend gesetzten tadelnden Bescheiden des Königs entgegengesehen, und alles geschah, um solche zu vermeiden, denn nichts entging dem großen strahlenden Auge. Umgekehrt aber wirkten Zeichen der Zufriedenheit, wie nur er sie zu geben wußte, Wunder erneuter Anstrengung, ernerten Pflichteifers.

Daher denn auch ein ungeheurer Aufschwung im Staate, wie in allen bürgerlichen Verhältnissen. Die wichtigste Ausgabe nach dem Kriege war nächst der Ausbildung des Heeres selbst die Herstellung der Finanzen, und wieder diese sollte durchaus nicht durch neue Auslagen und Zölle, die vielmehr thunlichst herabzusezen seien, als vielmehr durch Verbesserung der Landwirtschaft auf den Domänen, wie den Privatgütern und durch Entwicklung der städtischen Gewerbe- und Handelsthätigkeit herbeigeführt werden. Vorzüglich fand Friedrich in dem Minister von Boden, dem Generalkontrolleur der Finanzen, die wirksamste Hilfe und die jährlichen Uebersichten, die Boden für den König zusammenstellte, gaben ihm mit den Etats der einzelnen Zentral- und Provinzialkassen zugleich die wünschenswerteste Kunde von den Fortschritten der Bevölkerung in ländlichen, wie in allen städtischen Berufen. „Preußen hat weder ein Peru, noch reiche Handelsgesellschaften, noch Banken, noch sonstige Hilfsquellen, wie Frankreich, England, Spanien; Preußen hat nur seine regelmäßigen Einnahmen, und im Falle eines dringenden Bedürfnisses kann man im Lande selbst nicht mehr als zwei Millionen Thaler erhalten“ — so erläutert Friedrich selbst in seinem erwähnten Testamente von 1752 den finanziellen Zustand. Gleichwohl hatte er schon damals die Einnahmen aus der Altzise allein durch die Hebung des Verkehrs um 140,000 Thaler während der Jahre 1746—1752 gesteigert, aus den Domänen einen Überschuß von jährlich über eine Million herausgewirtschaftet, die Gesamteinnahme seit 1740 um volle sechs Millionen Thaler, an denen Schlesien nur mit der Hälfte von drei Millionen beteiligt war, gehoben und in den, seit 1746 völlig entleerten Staatschatz 1751 wieder 5 600 000 bis 1756 über 13 Millionen Thaler legen können.

Von großer Wirksamkeit hierfür war die sparsame Haushaltung, die der König für sich selbst führte, und die ihn auch hier eine Kontrolle bis ins kleinste führen ließ, vor der seine Diener in heilsamen Schrecken zitterten. Wie bezeichnend ist es aber für die hohe erleuchtete Auffassung des Königs von seinem königlichen Amt und Beruf, daß er im geraden Gegensatz zur Auffassung seiner frustlichen Zeitgenossen, die in den Einnahmen des Staates ihre persönlichen Bezüge haben, „vom Staate eine Pension zu erhalten“ erklärt. Und wieder diese „geht fast ganz für militärische Ausgaben drauf“, so daß er sich „mit anderen kleinen Summen, die nicht in der Staatseinnahme begriffen sind, geholfen habe“. Aber selbst diese 700 000 Thaler, so hoch berechnet er sie, verwendet er nicht für sich, sonderu nur 120 000 bestimmt er für sich „als Pension“, „den Rest“, — d. h. beinahe fünf Sechstel des Ganzen — „habe ich zum Besten des Staates verwandt, teils für die Festungen, für die Artillerie, für die Pferdekasse, teils für nützliche Auslagen im Lande, einiges auch für den Tresor, um Summen, die dahin abzuführen waren, abzurunden“.

In der Kassenverwaltung blieben Friedrich Wilhelms Grundsätze völlig erhalten. Das Wesentliche war indessen der Fortschritt, den die menschliche Gesell-

schaft in der Erzeugung neuer Werte mache, war die Hebung des Volkswohles, die bessere Ausnützung der Hilfsquellen, die das Land selbst bot. Den Ackerbau zu heben, ist Friedrichs unablässige Sorge, und gerade hier legt er besonderen Wert darauf, diejenigen Verbesserungen vorzunehmen, die dem Lande nützen, nicht aber nur die staatlichen Einkünfte erhöhen. Denn das war nun einmal sein principium regulativum, daß bei dem Kontributionswesen niemals etwas erhöht, sondern, wenn es die Umstände der Leute erfordern, eher abgesetzt werden soll. Er selbst in erster Linie bereist die Provinzen, weiß, wo es fehlt, sieht, wo und wie es gebessert werden kann. Und wie er, so müssen die Kammerpräsidenten und deren Departementsräte die Aemter bereisen, ihm monatliche Listen und Berichte einreichen, und derjenige durfte seiner Gnade gewiß sein, der sie bis ins einzelne begründete. Denn der Ackerbau ist ihm „die erste der Künste, ohne die es keine Kaufleute, Könige, Poeten, Philosophen geben würde,” und für wahren Reichthum, hielt er das „was die Erde hervorbringe.“ Von der eingehenden Thätigkeit, welche der König schon in dieser Periode dem Ackerbau widmete, erwähnen wir hier nur die umfassenden und eindringlichen Maßregeln zur Einführung und Verbreitung des Kartoffelbaues, der 1746 den Domänen geradezu befohlen wird, aber noch lange Widerstand hervorrief. Die Höhe des Getreidepreises ist dem Könige Angelegenheit ernster Sorge, denn sie wirkt auf alle Verhältnisse, alle Stände ein. Friedrich will, daß der Preis nur einen Spielraum von 18 bis 24 Groschen für den Scheffel habe. Eben hierfür ist die Anlage von Magazinen ihm, von dem Fall der Mobilmachung abgesehen, so wichtig, damit „Bürger, Bauer, Beamter und Edelmann miteinander dabei bestehen können“, damit sowohl der Landmann das Seinige erhalten könne, wie auch der arme Mann die Möglichkeit habe, den Preis zu zahlen. „Ich will“, so schreibt er, „bei diesem Aufkauf und Verkauf nicht das Geringste für mich gewinnen, sondern nur durch diesen Umschlag die Armut und den gemeinen Mann in hiesigen Landen durch einen leidlichen Kornpreis soulagiren“. Das entsprach ganz dem Wunsche, den er schon als Kronprinz geäußert, daß sein Haus „die Stütze der Betrübten, der Schutz der Wittwen und Waisen, der Hort der Armen und die Bedroherin der Ungerechten“ sein möge! Oder wie er ein anderes Mal schreibt: „Meinen Principiis nach ist allemal darauf zu denken, auf was Art die Armut und der geringe Handwerksmann in denjenigen Stücken, so selbige zur Erhaltung ihres Lebens nötig haben, soulagirt werden können, und müssen daher billig auf Bier, Brod und Fleisch, wovon die Armut leben muß, allemal nur sehr geringe Taxen gelegt werden“. Doch bezeichnender aber ist für die Arbeit der Hohenzollernschen Könige, für die gesamte sozialpolitische Auffassung, die wirtschaftliche Richtung dieses Staates, wenn der König ihr einmal den klassischen Ausdruck verleiht: „Ich bin von Amts wegen der Schwalter der Armen“.

Mit einer der denkwürdigsten Verbesserungen des Bodens, der vielen armen Leuten die Mittel des Daseins gab, bewegt sich Friedrich wieder ganz in den Fußstapfen seines Vaters, ja dieser hatte sie ihm, da er die erforderlichen Geldsummen zur Zeit nicht erschwingen könnte, recht eigentlich aufgespart und mit der Bemerkung auf dem ihm vorgelegten Plan „Für meinen Sohn Friedrich“ als Erbteil hinterlassen. Es galt die Urbarmachung des Oderbruches, d. h. einer Fläche von 10—12 Geviertmeilen, die durch die Überschwemmungen der Oder und ihrer zahlreichen Arme völlig versumpft war. Gleich nach dem Dresdener

Frieden grüß der König energisch ein und hatte es seinem unablässigen Drängen und Mahnen, seinen persönlichen Besuchen und Anweisungen zu danken, daß bis 1753 trotz aller Widersprüche der Interessenten, die auch hier den Wert des Unternehmens nicht schätzen konnten, über 200 000 Morgen der Kultur gewonnen wurden. Man begreift, daß der König, als es gelungen, freudig anstreben konnte: „Hier habe ich eine Provinz im Frieden erobert“, und 1200 Familien, die nun angesiedelt wurden, verdankten ihm ihre Nahrung. Bei der neuen Verpachtung der Domänen war die Erhöhung der Erträge wohl in Obacht zu nehmen, aber nur falls sie ohne die geringste Erhöhung der Leistung der Unterthanen sich ermöglichen lasse. Stets sollte bei neuen Abschlüssen der alte Pächter, der die neuen Ansätze annehmen wollte, und „gught mit die Bauern umgegangen ist“, den Vorzug haben, ein neuer Bewerber trotz erhöhten Angebots nur dann berücksichtigt werden, wenn er es ganz sachlich begründet, „mid er darthun kann, woher er die Pacht nehmen will“. Ein Bauernplakat dagegen sollte, selbst wenn er sonst so gut gewirtschaftet habe, aus dem Amt weggeschafft und ein anderer billiger und ehrlicher Mann an dessen Stelle aufgesucht werden. Man erkennt, daß nicht sowohl das fiskalische als vielmehr das volkswirtschaftliche Interesse das maßgebende ist. Und wie liegt es dem König am Herzen, ja wie empfindet er den Pulschlag der Volksseele gewissermaßen im vorans! „Unerträglich und vor den gemeinen Mann fast nicht auszustehen“, scheinen ihm die „grausamen Hofdienste“ zu sein, welche die Bauern der Guts herrschaft zu leisten hatten, und die schon Friedrich Wilhelm zu beseitigen versucht hatte. Man müsse zusehen, „ob man es nicht so einrichten könnte, daß der Bauer die Woche drei Tage, höchstens vier diente“. Es werde freilich, so meinte der König, etwas Geschrei geben, aber er hoffte, daß alle vernünftigen Gutsbesitzer damit einverstanden wären, diese Dienste wenigstens auf einige Tage in der Woche zu beschränken, die dann unzweckhaft besser geleistet würden. Doch auch seine Absicht scheiterte, und zwar weniger an dem Widerstande der Gutsbesitzer als an dem der Bauern, die lieber die gewohnten Fronden leisten, als kleine Entschädigungssummen zahlen wollten, und Friedrich selbst erkannte schließlich, daß der Bauer noch immer nicht so weit war, die volle Freiheit würdigen und richtig benützen zu können, erkannte, daß noch nicht der Zeitpunkt gekommen war für die gänzliche Lösung der Bauern „ohne der ganzen Landwirtschaft einen tödlichen Streich zu versetzen“. Und es war nicht seine Art, den zweiten Schritt vor dem ersten zu thun.

Mit derselben Energie wie sein Vater widersehzt er sich dem Anstalten der Bauern, aber derselbe volkswirtschaftliche Grundgedanke, welcher den Schutz des Bauern gebietet, erfordert in gleichem Maße Schutz des Adels, der als Grundbesitzer von derselben Wichtigkeit für das allgemeine Wohl wie jener, und der zugleich auch für die Armee von der allergrößten Bedeutung ist. Weder der Bauer, noch der Bürger, der sich dem Studium widmen oder Domänen pachten sollte, der tausend Gelegenheiten fände, in Handel, Industrie und Fabriken sein Geld anzulegen, durfte ein Rittergut kaufen. Ja selbst dem Staate wird es untersagt, solche zu erwerben, „selbst wenn das königliche Amt dadurch um die Hälfte zu verbessern war“. Denn eine Politik, die kleinen Fürsten ziemt, schide sich nicht für den König von Preußen, der Edelleute behalten müsse und für sein Heer einen zahlreichen Adel brauche. So viel nur irgend möglich, bekehrte Friedrich ganz im Sinn und den Bedürfnissen seiner Zeit entsprechend, müsse man jeden in seinen

Grenzen festhalten, denn dies ließere jedem die Mittel seines Daseins. Und bei Strafe des Stranges sollten die Fiskale die Edelleute nicht mit längst verjährten Prozessen schikanieren, vielmehr sollte jeder Bassall in dem bei Friedrichs Regierungsantritt innegehabten Besitz geschützt werden, ja eher mußte das Generaldirektorium dem Interesse des Königs als dem des Adels zu nahe treten. Denn was ihm ein kleiner Vorteil, sei für den Edelmann oft ein großer Nachteil, und der Adel, dessen Söhne das Vaterland verteidigen müßten, sei so gut, daß er auf alle Weise erhalten zu werden verdiente. So sorgsam ist der König bemüht, die wirtschaftliche Grundlage, die sein Vater dem Adel gegeben, zu befestigen. Und von ausgezeichneter Bedeutung wurde hierfür immer mehr der Landrat, der die Erhebung der Kontribution und das ganze Militärwesen, soweit es sich auf Einquartierung, Aushebung der Truppen u. s. w. erstreckt, im Kreise zu verwalten hat, der zugleich königlicher Beamter, wie Mitglied der Stände, Leiter der Kreistage und Rittergutsbesitzer, oft genug auch gewesener Offizier ist, und der so die Vermittelung und Versöhnung zwischen dem staatlichen und ständischen Interesse, zwischen der alten und der neuen Staatsauffassung meist mit Takt und Umsicht vertreten konnte und vertrat.

Und dieselbe Fürsorge, dieselbe Sachkunde, dasselbe Ziel der allgemeinen Wohl-
schaft leitete Friedrich auch bei seinen Bemühungen für die Städte, für die Ent-
wicklung des Handwerks, der Gewerbe und des Handels. In die Verfassung der
Städte hatte der König nach den grundlegenden Reformen seines Vaters wenig
inzugreifen. Er ließ ihnen die Wahl ihrer Magistrate, aber sobald sie diese
Freiheit mißbrauchten, und die Betternwirtschaft zum Nachteil der übrigen Bürger
ich wieder zur Geltung zu bringen suchte, griff er, wie er selbst in seinem oft
genannten Testament sagt, ein. Erfolgreich unterstützte ihn darin der Steuerrat,
obwohl dessen Stellung eine stetig schwerere wurde, da er es war, der vorzüglich
die Bürger zu regerer Beteiligung am Gewerbe und Handel erziehen, der überall
die Wege finden sollte, auf denen hier eine Industrie, dort ein Handelszweig er-
sühen konnte. Denn „es ist nicht genug, die Städte zu kennen, sondern es muß
doch vor ihre Aufnahme gesorgt werden“. Diese Aufnahme bewirken aber die
Manufakturen und der Handel; jene verhindern, daß nicht unnötig Geld aus dem
Lande gehe, dieser ziehe fremdes Geld ins Land. Auch bedurfte der Handel, auf
dem schon seit etwa 1735 eine schwere Geschäftsstockung lastete, zumal nach
Kriegen jeglicher Förderung. Alle Jahre sollen dem Könige Verzeichnisse sämtlicher
Städte mit den Einwohnerzahlen und den Nahrungsquellen eingereicht und be-
onders bemerkt werden, welche Erzeugnisse eingeführt seien, welche Manufakturen
in den einzelnen Städten noch fehlten und eingesetzt werden könnten. Die besten
sind diejenigen, für die das Land selbst den Rohstoff erzeuge, doch mußte man
iesen auch im Auslande kaufen, um wenigstens den durch die Verarbeitung er-
zielten Gewinn dem Inlande zu retten, „indem sie vielen Leuten Arbeit und Brot
erschaffen“. Genaue technische Vorschriften, Schau- und Stempel-Anstalten, die
aufsicht durch die Fabrikinspektoren und die Kommissariate geben den vielen zer-
treten Unternehmern einen sicheren Absatz, da eben diese dem Käufer die Güte
der Ware verbürgen. Klamentlich die inländische Wollen- und Leinwandindustrie
esiehlt der König zu begünstigen und deren Debit auf jede Weise zu befördern.

Die Erhebung der Akzise ist thunlichst zu vereinfachen, alles Chicanieren
ei ihr auß strengste zu verbieten, „vielmehr der Kaufmann zum Handel zu
nimieren“ und „diejenigen Kaufleute, so Großhandel aufzangen, auf alle Art zu

„protegieren“. Noch lag nach Friedrichs Ausdruck in Preußen die Industrie in der Wiege, und war der preußische Handel nichts weiter als der Handlanger des fremden. Daher mußten die bestehenden Manufakturen durch Schutzzölle, Einfuhrverbote, Monopole, Prämien, Vorschüsse an Geld und Materialien konkurrenzfähig mit dem Auslande gemacht werden, mußten neue ins Leben gerufen, und die ausländischen Fabrikate sehr hoch, die ausländischen Rohstoffe dagegen möglichst niedrig besteuert werden. In gleicher Weise wurde auch der Durchgangshandel nicht zu hoch besteuert, und man gelangte so zu einem maßvollerem System der Schutzzölle, die durch die schnelle Zunahme des Handels sehr bald den Aussatz der Einnahmen nicht nur deckten, sondern diese erheblich vergrößerten. Ganz vornehmlich war es hier der Leiter des neuen Departements für Handel und Gewerbe, Samuel von Marschall, der bis zu seinem Tode nach Anregung des Königs aus allen Gegenenden der Welt fremde Manufakturiers und Kapitalisten durch seine überall vorhandenen Agenten heranzuziehen und des Königs Pläne treu auszuführen verstand. Nach seinem Tode aber ist es der König selbst, der mit der vollsten Sachkunde durch fremde Buzügler neue Gewerbe und Industrien dem Lande erschließt. „Reiche und prußante Kapitalisten oder auch recht geschickte Manufacturiers“ herbeizuführen, eine große gewerbliche Kolonisation der Städte ins Werk zu setzen, wurde jede Gelegenheit benutzt, und von 1740 bis 1756 waren 50 000 Menschen zugewandert. So entstehen neben der inländischen Wollen- und Leinen-Industrie die Metall-, Leder-, Papier- und Pergament-, Porzellan- und Fayence-, Baumwollen- und vornehmlich die Sammt- und Seiden-Industrien, die damals in Europa überhaupt den Mittelpunkt der Industrie bildete. Für sie ist Friedrich daher unermüdlich thätig, er beruft die Unternehmer, unterstützt sie mit Vorschüssen und Prämien, er zieht die Arbeiter herbei, ordnet ihr Verhältnis zu den Unternehmern, läßt zahlreiche Lehrlinge aus dem Potsdamer Waisenhaus ausbilden, er giebt die Anweisungen, wie und wo der Landmann, die Landprediger und Schullehrer die Maulbeerbäume zu pflanzen, wie die Raupen zu behandeln seien, er weist auf



Avers.



Revers.

Medaille vom Jahre 1755 auf die Begründung der Seidenindustrie in Preußen durch Friedrich I
In Größe des Originale (Silber) im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.

das Beispiel des Predigers Hecker, der in seiner auf der Friedrichstadt zu Berlin gegründeten Realschule auch die Maulbeerbaumzucht und den Seidenbau den künftigen Schullehrern erklärt. Er setzt Geldbelohnungen für den Gewinn der Seide aus, errichtet 1749, um den Seidenfabrikanten den Rohstoff billiger zu liefern und den Markt von Leipzig und Hamburg zu gewinnen, in Berlin ein Seiden-Magazin, dann eine Seiden-Fabrik. Das meiste Verständnis fand Friedrich bei dem genialen Kaufmann Górkowsky in Berlin, mit dem er gleich nach der Thronbesteigung seine Pläne beraten, und der nun mit Erfolg mehrere Seiden- und Sammet-Fabriken leitete. Bald wurde in den östlichen Provinzen, hauptsächlich in Berlin und Potsdam, auf über 1000 Stühlen gearbeitet, mehr als eine halbe Million Bäume waren gepflanzt, und der Seidenertrag ergab fast 3000 Pfund. Ein ungeheuerer Aufschwung lohnte die Bemühungen des Königs. Die gleiche Förderung fanden die Wollen-, Baumwollen- und Leinentweberei, welche letztere von Schlesien aus auch in die Mark gezogen wurde, durch freie Einfuhr des Garns, des Fäches und der Baumwolle, durch Anlegung von Spinnschulen, Einführung der Spindel, durch Arbeit der Gefangenen. Auf Friedrichs Antrieb errichten 1749 Splittgerber und Dauri in Berlin die erste Zuckersiederei, 1751 entsteht die zweite, 1754 die dritte, und endlich bringt es der König auch zur Gründung von Porzellansfabriken, von denen

	L	D
1756 2 15 ³ Türr		
Amsterdam in N° 111	112	
dito in Courant	137	136 ³
Hamburg in D'or 111	138	
dito in Courant		
Breslau in Courant		
Cler en Münz		
Dantzig in Courant		
Furth an Main in Münz		
Königsberg in Courant		
London		
Lyon		
Leipzig in Louis D'or		
Paris	78 ⁴	
Wien		
Asiatische Comp. Actionen		
Bengalische Comp. Actionen		
Louis D'or		
3 Stück		
Louisblanc		
Ducaten	104 ⁴	
£ & 1/2	103 ⁴	
£ & 4 ⁴	103 ⁵	

Carl Friedrich Richter

Kurszettel des Berliner Bankhauses von C. F. Richter, vom 15. Juni 1756.

Nach dem Originale im Ngl. Preuß. Geh. Staatsarchiv zu Berlin. Das Kopibild ist eine allegorische Darstellung des Berliner Handels, bei welcher das Käppeler zugleich einige Bauwerke des Lustgartens angebracht hat. Das halbkreisförmige Gebäude im Mittelpunkte ist das alte „Sommerangengäus“, das an der Stelle des heutigen Museums stand, rechts davon das ehemalige „Lusthaus“ (die nachmalige Vorje) im „Lustgarten“, dahinter aufragend der Turm der Marienkirche (?), links ein Krähn. Unter dem Adler ein Spruchband mit der Inschrift „A l'Ombre de soleil Unter feinem Schutz“.

namenlich die durch den Fabrikanten Wegelin in Berlin errichtete, durch ein Monopol von fünfzig Jahren und andere Freiheiten vom König unterstüpte, einen großen Ruf erlangen sollte. Für Berlin wurde ferner 1753 die Stiftung einer Giro- und Wechselbank geplant, die Zahlungen für alle Kaufmannswaren sollten in preußischem Bankgolde — seit 1750 betrug der preußische Münzfuß 14 Thaler auf ein Pfund sein — erfolgen, und auch den Kurszetteln für den Verkehr mit Hamburg und Amsterdam sollte das preußische Bankgeld zu Grunde gelegt werden.

Friedrich Wilhelm I. hatte dem Staate das so lange umstrittene Stettin, den Zugang zum Ostseehandel gewonnen, nun war durch die Erwerbung Schlesiens auch der ganze Oderstrom in preußischen Besitz gekommen, und ganz folgerichtig urteilte Friedrich daher, daß „der Handel so viel wie möglich über Stettin zu ziehen sei“. Für Stettin musste der Handel sowohl Danzigs wie Hamburgs und Lübecks erobert werden. Daher genehmigt der König, um das polnische Hinterland zu erschließen, den zollfreien Eingang der aus Polen kommenden wie der nach Polen fahrenden Schiffe, wodurch die Einführ des polnischen Getreides, der Wolle, Pottasche und Häute nach Stettin, sowie die Ausfahr von Kolonialwaren, Fischen und Manufakturen von dort nach Polen erheblich gesteigert wurde. Noch mehr geschah für den Handel Stettins aber dadurch, daß auch der Zolltarif für Kolonial- und viele russische Waren, der bisher 4 % betragen hatte, auf den Hamburger Satz von 2 % herabgesetzt, und ebenso der Einfuhrzoll auf französische Weine, Spezereien und Färbstoffe so weit herabgemindert wurde, daß Stettin mit Hamburg und Lübeck zu konkurrieren vermochte. Da aber der Binnenhandel vornehmlich über Magdeburg ging, so war Stettin vor jenen Städten insofern außerordentlich begünstigt, als der Wasserweg von Magdeburg nach Stettin über Berlin durch den 1745 eröffneten Plaue-Kanal zwischen der Havel und Elbe und den 1751 dem Verkehr übergebenen Finow-Kanal zwischen Havel und Oder um mehr als die Hälfte verkürzt wurde. Dazu wurde der Stettiner Hafen durch den Ausbau von Swinemünde zu einem wirklichen Seehafen gemacht, der von Enden, welcher dem preußischen Handel die Nordsee öffnete, zu einem Freihafen erklärt, und es wurden drei asiatische Handelskompanien, zwei für den Handel nach China, eine für den nach Ostindien privilegiert. Wohl gingen diese in den Stürmen der nächsten Kriegsjahre wieder zu Grunde, und auf den Plan, zum Schutze des Großhandels eine Flotte zu bauen, war der König überhaupt nicht eingegangen. Aber wenn jene seinen weiten Blick für den außereuropäischen Handel Preußens bezeugten, so nahm er von diesem nur deshalb Abstand, weil „die wahren Feinde“ des Staates, die Österreicher, nur eine Landmacht seien, weil alle Hilfsmittel gegen sie, und folglich für das Landheer aufgewendet werden müßten. Der Bau einer Flotte könnte, so meint der König, erst in Frage kommen, wenn Westpreußen dem Staate etwa dient zu fallen sollte.

Man erkennt in allem, wie der Staat, obwohl er nach Friedrichs Meinung als Unternehmer gar nicht oder nur ausnahmsweise auftreten soll, zwar noch Gewerbe und Handel leiten, beaufsichtigen, führen, ja hervorrufen muß, wie aber mit der Vergroßerung des Staates — er zählte damals schon mehr als vier Millionen Einwohner — auch die Anschanungen über die Nutzbarmachung des Handels wachsen, wie statt des früheren lokal und territorial sich abschließenden Systems jetzt ein weites großes Gebiet und sein Gesamtinteresse ins Auge gefaßt werden kann, und wie dieses auf den Handel und den Reichtum jeder Provinz,

jeder Stadt befürchtend einwirkt. In welchem Maße dies der Fall war, ergiebt sich schon aus der oben angeführten Steigerung der Altzise-Einnahmen, ergiebt sich aber namentlich aus der Handelsbilanz, die nach der eigenen Angabe des Königs aus der 22 625 992 Thaler betragenden Ausfuhr und der 17 015 955 Thaler hohen Einfuhr einen baren Gewinn für das Land von 5 613 650 Thaler erzielte.

War der König auf diesem Gebiet vermöge seiner weiten Einsicht erheblich weiter gekommen als sein Vater, so war dies noch mehr der Fall auf dem Gebiete der Rechtspflege. „Ein tragisches Geschick“ hat man es wohl genannt, daß gerade Friedrich Wilhelm, der mit leidenschaftlichem Eifer an der besseren Pflege des Rechts gearbeitet, eine solche doch nicht hatte erreichen können. Die Mittel und Wege, die er eingeschlagen, fanden aber den vollen Beifall Friedrichs, auf dem betretenen Wege schritt er fort, überzeugt, daß auch hier der Vater den richtigen Pfad gefunden hatte; nur darauf kam es an, ihn mit der Sonne des friderizianischen Geistes zu erleuchten. Immer ungehaltener äußerte sich der König, daß keiner in seinem Lande zu seinem Rechte gelangen könne, und verlangte von Coeeji Erklärung des schlimmen Verfalles wie Verbesserungs-Vorschläge, „die nicht nur die Rinde des bösen Baumes, sondern die Wurzel des selben anfassen“.

Und Coeeji, der nach Friedrichs Worten „für die Gesetzgebung und das Glück der Menschen geboren war“, drang allem Widerstreben seiner am Alten hängenden Kollegen, allen finanziellen Schwierigkeiten zum Trotz durch. Die bessere Qualifikation der Richter, ihre wissenschaftliche Vorbildung und ehrliche Gesinnung, ihre auskömmliche Besoldung aus dem einen richterlichen Amt, die Schöpfung einer allgemeinen Prozeßordnung und eines Landrechtes bezeichnete er als wesentliche Mittel. Ein besonders schlimmer Betrugsfall in Stettin gab die Veranlassung, zunächst in Pommern die Reform vorzunehmen. Unterstützt von Männern wie Jariges und Fürst, vermochte Coeeji im Laufe eines Jahres zum gerechten Staunen der Zeitgenossen und der Nachwelt allein in Stettin 1600, in Köslin 800 alte und gegen 900 neue Prozesse zu beenden, demnächst die beim Kammergericht schwebenden etwa 600 und ähnliche Mengen in allen Provinzen zu Ende zu führen. Hand in Hand damit ging die neue Organisation der Gerichte. Die nur zur Verschleppung der Prozesse dienende Versendung der Akten an Universitäten und Schöppenstühle wurde mit geringsfügigen Ausnahmen, für welche ganz kurze Termine gesetzt wurden, verboten, das endlich durch den Dresdner Frieden erlangte kaiserliche Privilegium de non appellando schaffte auch für die nicht kurfürstlichen Länder die Berufung an die Reichsgerichte ab, und es trat die Gliederung in drei Instanzen ins Leben. Danach sollte es in Bagatell- und Wechselsachen bei der Entscheidung des ersten Richters bewenden, bei schwierigen, ein schriftliches Verfahren erheischenden Sachen war die Anrufung des Obergerichts — in jeder Provinz gab es nunmehr eines — freigegeben, und gegen dessen Entscheidung konnte noch die des Tribunals, das zunächst mit dem Kammergericht vereinigt wurde, herbeigeführt werden. Daneben wurde allerdings die Möglichkeit, den König persönlich anzugehen, die Bitte um Ernennung königlicher Kommissionen beibehalten, aber sie wurde in durchaus geschlichte Form gebracht, deren Nichtbeachtung schwere Strafen nach sich zog, und für rechtshängige oder rechtskräftig entschiedene Sachen ward sie schlechthin verboten. Denn „ich habe mich entschlossen“, so schreibt der König selbst in seinem Testamente, „nie den Lauf der Rechts-

pslege zu tören; in den Gerichten müssen die Gesetze sprechen, und der König schweigen". Für die geringen Sachen wird die Mündlichkeit beim Verfahren vorgeschrieben, nur bei erheblicheren die Einreichung von Schriftstücken gestattet, denn in jeder Weise mußte den Versuchen der geldgierigen Advoakaten, durch solche die Prozesse in die Länge zu ziehen, entgegentreten werden. Mit großem Ernst wird sowohl die auskömmliche Besoldung der Richter, die Ausbildung der Referendarien, wie die Stellung der Präidenten und Räte, und namentlich der Advoakaten ins Auge gesetzt, um endlich es ehrliebenden Männern überhaupt zu ermöglichen, in diesen Stand einzutreten. Aber auch für das Ansehen der Richter wirkten Coccejis namentlich im Codex Fridericianus Pomeranicus wie Marchicus von 1747 und 1748 zusammengestellte Maßnahmen außerordentlich segensreich. In ihnen liegt der Grund für den Ruf der Unparteilichkeit und Gewissenhaftigkeit des preußischen Richters.

So war denn in der That etwas geradezu Wunderbares in kürzester Zeit erreicht, und allen anderen Staaten Europas stand schon jetzt Preußen mit seiner geordneten Justiz voran. Es war ein Werk geschaffen, das, wie Coccejis selbst sagt, „alle Preußaneen in Europa nicht haben effektuieren können“. Und doch sind Coccejis Verdienste damit nicht erschöpft, sondern seine Lebensaufgabe sah er recht eigentlich darin, unter Befestigung der übergroßen Zahl von Einzelgesetzen und Edikten ein auf naturrechtlicher Grundlage beruhendes und „in Vernunft und Landesversaffung begründetes“ allgemeines Landrecht für den ganzen Staat zu schaffen. Unermüdlich hat er an ihm gearbeitet, und wenn der Entwurf des Corpus juris Fridericianum, den er 1749 und 1751 herausgab, auch nur Entwurf geblieben ist, so bildet er doch die Grundlage des preußischen allgemeinen Landrechts. Und mindestens eine allgemeine Prozeßordnung ward für das ganze Land, daß Chewie Vormundschaftsrecht für alle Provinzen mit Ausnahme der Mark eingeführt.

Weiter aber erstreckt sich Coccejis Wirksamkeit noch auf die Angliederung der neuen Provinzen Ostfriesland und Schlesien an die alten, und wenigstens auf die Schlesiens ist hier noch kurz einzugehen. Zunächst war es nicht möglich, die neue Provinz einfach den für die alten Provinzen bestehenden Behörden unterzuordnen, doch gelang es schon 1747 die Grenzzölle anzuhaben, 1752 den alten Wettbewerb Breslans mit den altpreußischen Städten wie Stettin, Frankfurt, Magdeburg auszugleichen und so Schlesien nicht nur politisch, sondern auch volkswirtschaftlich mit Brandenburg, Pommern, Magdeburg und Halberstadt zu einer Einheit zu verbinden. Vorerst erhielt Schlesien in der Person des bisherigen kurfürstlichen Kammerdirektors End. Wilh. von Münchow einen eigenen Minister, unter dem zwei Kriegs- und Domänenkammern in Breslau und Glogau die gesamte Finanz-, Militär- und Polizei-Verwaltung des Landes versahen und vornehmlich für die Verschmelzung der Provinz mit den alten Ländern zu sorgen hatten. Gleich anfänglich arbeitete Münchow für die beiden Kammern Instruktionen ganz nach dem Muster der kurfürstlichen ans, und unter ihnen beaufsichtigten sieben Steuerräte die Städte, während die Kreisverwaltung 35 Landräten unterstellt wurde.

Natürlich waren überall mannigfache Schwierigkeiten zu überwinden, und eine ungeheure Arbeitslast war namentlich von dem Minister selbst zu überwinden, aber im ganzen vollzog sich die Umwandlung doch leichter, als zu hoffen gewesen war. Denn nicht nur, daß die evangelischen Einwohner der neuen Regierung mit Vertrauen entgegenkamen, hatte man auch von katholischer Seite

bal'd hier und da ein solches zu rühmen. Auch machten die längst stark eingeschränkten Stände kaum ernsthafte Schwierigkeiten, und in den spottisch schlecht verwalteten Städten brachte der Steuerrat unter dem Drängen des Königs und Münchow's in kurzer Zeit die Verhältnisse auf preußischen Fuß, ohne daß man von einem irgendwie nennenswerten Widerspruch erfährt.

Etwas mehr Widerspruch scheint sich bei der Steuerveranlagung des platten Landes geregelt zu haben, und die Heranziehung der geistlichen Güter rief, zumal sie anfangs zu hoch gegriffen war, vielfach Entzücken hervor. Aber woran die österreichische Regierung seit dem Anfang des Jahrhunderts, besonders seit 1723, vergeblich gearbeitet, das ward unter der preußischen Regierung in etwa zwei Jahren vollendet — eine vollständig neue Katastrierung des Landes, das noch immer nach der im 16. Jahrhundert getroffenen Einrichtung gesteuert hatte. Die Folge war, daß trotz einzelner Fehlgriffe gerade der Bauer weit besser als in den übrigen Großstaaten Europas gestellt war. In den geschlossenen Städten gelang die Einführung der Alzise auf Grund eines sehr herabgesetzten Tarifes, abgesehen von einigen technischen Schwierigkeiten, die sich aus der gedrückten Lage der kleinen Städte ergaben, leicht und glücklich. Etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen Thaler, von denen die Städte, der Adel und die geistlichen Güter etwa je ein Fünftel, und die Bauern zwei Fünftel aufbrachten, war der Gesamtertrag der Steuer, der nicht sowohl sich auf der aus österreichischer Zeit gewohnten Höhe hielt, als vielmehr im Gegensatz zur bisherigen Sitte auf einer gerechten und, soweit möglich, gleichmäßigen Verteilung beruhte, und der mit voller Sicherheit eingetrieben werden konnte.

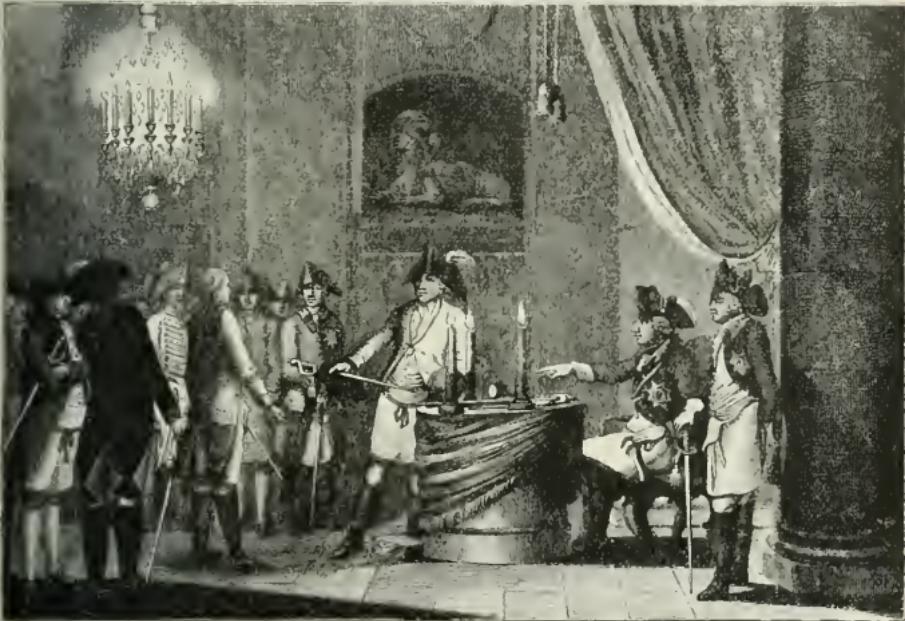
Von großem Segen für die Provinz war es, daß Friedrich großmütig ihre Schulden an englische und inländische Gläubiger aus eigenen Mitteln zurückzahlte. Die Hauptsache aber war, daß die Sorgfalt, welche der König zur Hebung der ländlichen wie städtischen Betriebe verwandte, schon jetzt eine größere Wohlhabenheit und Sicherung der Lebensbedingungen erzielte, die den Steuersatz ungleich leichter ertragen ließen, als zur österreichischen Zeit. Die auf dem Gebiet der Landwirtschaft nach dem Muster der alten Provinzen getroffenen Einrichtungen machten den Segen der preußischen Herrschaft auch dem einfachsten Landmann, der an solche Fürsorge der Regierung nicht gewöhnt war, fühlbar. Für den Handel, „der einzigen Quelle, wodurch Länder und Städte belebt und glücklich gemacht werden“, kam hauptsächlich in Betracht, daß ihm die Trennung von Österreich sein eigentliches Hinterland entzogen hatte. Glücklicherweise machte die österreichische Regierung zunächst noch verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten, und es galt nun, die vorhandenen Gewerbe zu heben, andere neu einzubürgern. Die Behörden wurden angewiesen, sich mit den schlesischen Kaufleuten in Verbindung zu setzen. 1742 wurde in Hirschberg ein Kornmagazin angelegt, „welches einzig und allein zur Unterhaltung der Spinner und Leinweber in theuren Zeiten dienen“ sollte, wie denn die Fürsorge des Königs sich sehr energisch auf die armen Spinner und Weber richtete. In demselben Jahre wurde ebenfalls in Hirschberg eine eigene Handelskammer mit einem Handelsgericht begründet, und zwar wurde diese Stadt deshalb gewählt, weil hier das wichtigste Gewerbe Schlesiens, die Leinenindustrie, einen ihrer Hauptorte hatte. Für sie wurden auch die Zölle herabgesetzt, die beteiligten Kreise nebst Breslau sogar von der Kantonspflicht befreit. Die Tuchindustrie wurde durch maßvolle Ausfuhrzölle auf die Wolle gehoben,

die Anlage einer großen Zahl neuer Fabriken, wie Kattun-, Gold- und Silberstoffs-, Kannevas-, Schmelziegel- und Fayence-, Tabakspfeisen-, Ölenlach-, Eisenwaren-, Papier-, Wachslichter-, Schupftabak- und anderer Fabriken, teils durch Erteilung barer Zuschüsse, teils durch Gewährung von Monopolien ermöglicht, die Errichtung weiterer Fabriken vom Könige auf seinen Reisen ins Auge gesetzt. Fremde Manufakturiers und Kapitalisten wurden auch in dieses Land hineingezogen, ja ein groß angelegter Plan vom Könige selbst gemacht, in Breslau eine Messe einzurichten und dieser Stadt den Vorteil zuzuwenden, den Leipzig von seinen reich besuchten Messen hatte, ein Plan der leider scheiterte. Außerordentlich wirksam wurde dagegen die Beseitigung der österreichischen Postverwaltung und die Verwaltung des Postwejens ganz auf preußischem Fuß. Gerade die außerordentlich steigenden Einnahmen der Post liefertern den Beweis, in wie hohem Maße es dem Könige gelang, eine günstige Handelsbilanz zu erzielen.

Noch ein anderes Gebiet erheischte Friedrichs volle Aufmerksamkeit, die Rechtspflege und im Zusammenhang mit ihr die kirchlichen Verhältnisse. Coceji wurde zum Justizminister auch Schlesiens gleich anfänglich ernannt und zögerte nicht mit der Erklärung: „Friedrich, in den Waffen siegreich, hätte seine Aufmerksamkeit zunächst der Einrichtung einer guten Justiz und geistlichen Verfassung zugewandt in dem Bewußtsein, daß Gerechtigkeit und Religion die Grund säulen jeder guten Verfassung seien“. Schon im Januar 1742 traten daher neben die beiden Kammer in Breslau und Glogau zwei Oberamts-Regierungen, d. h. Gerichtshöfe zweiter Instanz, insofern als sie unter Fortfall der mannigfachen Gerichtshöfe die Aussicht über die belassenen standesherrlichen Gerichte, wie über das der Stadt Breslau zu üben hatten, und denen zwei Oberkonsistorien — die geistlichen Angelegenheiten waren ja vielsach, wie zumal alle Ehesachen, Rechtsfragen — angegliedert wurden. Die Berufungen gingen an das Berliner Tribunal, und unter den Oberamts-Regierungen hatten Justizkommissarien die Prozesse in Güte beizulegen oder einzuleiten. Nach Cocejis Ernennung zum Großkanzler wurde 1748 die allgemeine Prozeßordnung für Schlesien veröffentlicht, und vom Corpus juris Fridericianum erlangte wenigstens das Vermögensrecht Gesetzkraft. Das Wichtigste war aber auch hier die Reinigung des Richter- und Advokatenstandes, die Belehmigung der Prozesse, die Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit der Gerichtshöfe, die Rechtskunde der Richter, die einen der Provinz völlig neuen Zustand der Sicherheit und Lauterkeit in der Rechtspflege schuf.

Bei schwieriger noch lagen die kirchlichen Verhältnisse, sowohl die evangelischen wie die katholischen. Denn weder konnte Friedrich die übermäßigen Erwartungen der Evangelischen erfüllen, noch konnte er allen Forderungen der Katholischen gerecht werden. Aber getreu dem Pflichtgefühl und der Duldsamkeit seines Hauses ist er mit einem bewunderungswürdigen Gerechtigkeitsinn hier vorgegangen, allein in der Beurteilung der Zuverlässigkeit katholischer Würdenträger hat er sich getäuscht. Obwohl die Friedensverträge nur den status quo der katholischen Religion, nicht der katholischen Kirche festsetzen, so dachte der König doch gar nicht daran, nach seinem im westfälischen Frieden begründeten und von katholischen Fürsten so oft angewandten jus reformandi die katholische Kirche etwa zu unterdrücken. Streng hielt er vielmehr ihren status quo inne, so daß das evangelische Belieutnis durchaus nicht so schnell sich ausdehnte, wie man wohl gehofft hatte. Inmerhin erfolgten binnen zwei Jahren, bezeichnend genug,

Uebertritte zur evangelischen Kirche. Denn selbstverständlich genoß sie volle Freiheit der Religionsübung und durfte sich Gottes- und Schulhäuser erbauen, wie Geistliche anstellen. Aber auch die Evangelischen mussten dem katholischen Pfarrer die ihm nun einmal rechtlich zustehenden Stolgebühren und Zehnten zahlen, und die Erwartung, daß den Evangelischen wenigstens die leer stehenden oder doch die ihnen widerrechtlich entrissenen Kirchen zurückgegeben werden würden, erfüllte sich nicht. Da die Prozesse, die auf Herausgabe der Kirchen dieser Art eingeleitet wurden, schlug der König zu gunsten der katholischen Kirche nieder.



Friedrich II. als Freimaurer im Jahre 1740.

Nach der Zeichnung von G. W. Hoffmann gestochen von Christian Gottlieb Geiser (1742–1803).
Auf die Hälfte verkleinert.

Man versteht es daher, daß der Fürstbischof von Breslau, Kardinal Graf Sinzendorf, „alle Sicherheit der katholischen Kirche in den großmütigen und vorurteilsfreien Gesinnungen des Königs“ fand.

Wir berührten schon, in wie hohem Maße der König vorurteilsfrei war, und wir dürfen hier vielleicht noch erwähnen, daß es das vorurteilsfreie Streben, nach der Wahrheit war, daß den König schon 1738 in den Freimaurerorden geführt hatte. Noch als König hielt er eine feierliche Loge ab, scheint aber in dem Orden doch nicht das gefunden zu haben, was er suchte, wenigstens hörte seine Teilnahme für ihn nach kurzer Zeit völlig auf. Den freien Standpunkt aber den religiösen Bekenntnissen gegenüber behielt er stets bei, ohne Rücksicht auf das Bekenntnis schloß er jeden in sein Herz ein, wenn er nur als Staatsbürger gut war, und es ist von Interesse, auch hier des Königs testamentarisch

niedergelegte Willensmeinung zu kennen. „Ich bin neutral“, schreibt er, „zwischen Geist und Rom; will Rom Geist eingreifen, so zieht es den kürzeren, will Geist Rom zu nahe treten, so wird es vernutzt; auf diese Weise kann ich den Religionshaß mindern, indem ich allen Teilen Mäßigung predige und sie zu vereinigen versuche in dem Gedanken, daß sie eines Staates sind.“ Lieben könne man jeden Menschen, ob sein Gewand ein rotes oder ein graues sei. Andererseits verlangt er: „Wenn die römische Kirche in Preußen die Rücksichten genießt, die man ihr in katholischen Ländern gewährt, so geschieht es unter der Bedingung, daß die Kurie auch dem Könige von Preußen alle die Rücksichten gewährt, welche sie gegen katholische Fürsten hat, und der katholische Clerus ihm ebenso gehorcht ist; die Religion, die der König von Preußen bekannt, darf ihm nicht die Rechte schmälen, die anderwärts den Fürsten zustehen.“ „Die Politik der Fürsten — das müßten die Katholiken vornehmlich lernen — ist dieselbe, mag auch die Religion, nach der sie genannt werden, verschieden sein.“

Also die Religion ist Sache des Einzelnen, des Staates Sache aber, die gegenseitige Toleranz zu erzwingen und von den Katholiken denselben Gehorsam zu befehlen, den sie einem katholischen Fürsten zollen. Alle rein geistlichen Sachen überließ der König daher den bischöflichen Konistorien, und nur die Zivil- und Kriminal-Fälle wie die unmittelbar in das staatliche Gebiet eingreifenden Sachen behielt er den mit den Oberamtsregierungen verbundenen Konistorien vor, von denen die Berufung ebensfalls an das Tribunal in Berlin zu richten sei. Eben um diese abzuwenden, ging der Kardinal auf den 1746 von päpstlicher Seite neu angeregten und nun von Cocceji wieder aufgenommenen Plan eines General-Bikariats ein, welches mit Ausnahme der Lehre für alle geistlichen Sachen im ganzen Staate (abgesehen von Ostpreußen und Cleve) die Aufsicht und höchste Gerichtsbarkeit üben sollte. Auch der Papst Benedikt XIV. zeigte sich dem Plane eine Zeit lang nicht abgeneigt, verlangte aber doch für sich die Anerkennung als oberster Richter. So scheiterte der Plan auch diesmal, und man hat vielleicht nicht mit Unrecht einen Grund hierfür darin sehen wollen, daß der König gleichzeitig und gegen die Wünsche der Geistlichkeit die Wahl des ihm sehr willkommenen, mit einer feinen, weltmännischen Bildung ausgerüsteten Grafen von Schaffgotsch zum Koadjutor des Fürstbischofs betrieben hat. Indessen war es für den König bei dessen hohem Alter und der entschiedenen Abneigung des Breslauer Domkapitels gegen Preußen allerdings äußerst wichtig, eine zuverlässige Persönlichkeit auf dem Breslauer Bischofsstuhl zu haben. Zu der That ist dann auch diese Wahl durchgesetzt, und der Graf Schaffgotsch nach dem Tode des Kardinals diesem in der bischöflichen Würde gefolgt. Der Papst präkonisierte ihn, die Frage der Appellation wurde durch Ueberweisung an den Generalvikar in Dresden zu allseitiger Zufriedenheit erledigt, und die neue Regelung der Erziehungs- und Eheangelegenheiten, der Verwaltung des Kirchenvermögens und der anderen Beziehungen der Katholiken zu den Evangelischen (1750) stand so sehr den Besitz des Papstes, daß er wiederholt das Lob des Königs in öffentlicher Allocution proklamierte. Aber König Friedrichs Satz von der Politik der Fürsten ohne Rücksicht auf die Religion war nur allzu sehr den tatsächlichen Verhältnissen entsprechend; das Lob des Papstes stand nicht den Besitz der katholischen Fürsten, am wenigsten den der apostolischen Königin. Ganz anderes hatte sie geplant, hatte sie beschlossen.



Allegorie auf den Beginn des siebenjährigen Krieges.

Kupferstich aus dem Verlage von Johann Martin Wille zu Augsburg (thätig in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh.)
Auf $\frac{1}{2}$ verkleinert.

Friedrich II. mit Maria Theresia Schach spielend, im Hintergrunde Mars; der vorne folgende Verse ist der Orthogr. des Originals.

Mars soll mit gutem Grund den Krieg zum Spiel vergleichen,
Wo oft der eine was dem andern endlich weichen;
Wo mancher sehr gewiß und wohl genau gesiegt,
Und doch ganz unvermutet verliebt und verpleist.
Hier läget sich Gott Mars bez einem Schach Spiel leben,
In Hoffnung, daß es wird nach seinem Willen gehen.
Er lacht, wenn alles sich in Rauch und Dampf verschürt,
Und wann manch schönes Reich wird durch das Schwert verheert.
Indeß kan er doch den Ausgang selbit nicht sehen,
Und wie es endlich wird noch läßtig din ergeben.
Well eine starke Hand das blinde Bild stets führt,
Und alles auf der Erd sehr weizlich ditzigt.

Der in der Höhe wohnt pflegt Anschlag zu verlachen,
Die oft im Cabinet sich blöde Menschen machen.
Es ist ein großer Gott, der Kron und Scepter hält.
Und theltel solche aus, wie seinem Roth gefällt.
Wer zu der Allors denselben sich erbettet,
Den weiß Er wunderbar durch seine Hand zu retten,
Was seine Weisheit hat im Himmel aus gebracht.
Das wird durch seine Macht auf Erd zu stand gebracht.
Wir wollen in der Stil jetzt diesem Spiel zu sehen
Den Ausgang wird davon ein weiser Gott vertheilen.
Das Ende zeigt gewiß der Welt noch deutlich an,
Wer was gewonnen hat, und wer verlieren kann.

Der siebenjährige Krieg. 1756—1763.



Aus „Mémoires de Brantebourg“, Berlin 1767.

In unseren Tagen erst sind die Ursachen, die den Krieg der sieben Jahre herausbeschworen, durch die Veröffentlichung des politischen Briefwechsels des Königs klar gelegt worden. Mit voller Gewißheit ergiebt sich daraus vornahmlich das Eine: Der leitende Gesichtspunkt des Königs ist die Aufrechthaltung des Friedens. Für den Frieden ist ihm kein Preis zu hoch, kein Mittel zu gering. Das ist das Resultat, zu dem die Forschung preußische und österreichische Geschichtsschreiber geführt hat, und erfolglos ist der Versuch geblieben, der neuerdings gemacht worden ist, nachzuweisen, daß der König nur bis zum Jahre 1752 eine Politik des Friedens befolgt, dann aber ebenso wie Österreich selbst einen neuen Kampf herausbeschworen, und daß er dies vor allem gethan habe, weil er Sachsen und Westpreußen erobern wollte. Gewiß hat Friedrich lebhaft die Notwendigkeit empfunden, seinen Staat abzurunden, ihm die Gebiete hinzuzugewinnen, die für einheitliche Zusammensetzung, für ein gesichertes wirtschaftliches Gedeihen des Staates erforderlich waren. Noch lag drückend die Hand fremder Völker auf Vorpommern und Westpreußen, herrschte dort der Schwede und hier der Pole, noch reichte das ihm immer feindliche Sachsen bis wenige Meilen vor Berlin, erschwerte die Verteidigung Schlesiens

wesentlich. Noch hatte der Staat kein einheitliches Staatsgebiet, sondern langgestreckte Grenzen, an denen feindelige Nachbaren saßen. Wohl lag da zu jener Zeit, in der noch der Begriff von fester Uebereinstimmung der Grenzen des staatlichen Gebiets und der Nationalität seiner Bewohner fehlte, der Gedanke nahe, diese Länder zu erwerben, und Friedrich wäre nicht der sorgsame Saatzmann gewesen der er war, wenn er damals, da ungefehlt vielmehr der Gewinn von Land und Leuten für die höchste Staatskunst galt, die man gerade auf seine Kosten auszuüben gedachte, die Erwerbung jener Territorien nicht ins Auge gesetzt, nicht sie seinen Nachfolgern empfohlen hätte. Aber alle Handlungen, alle Schriftstücke des Königs zeigen mit unzweifelhafter Gewißheit, daß in diesem Zeitraum allein die Erhaltung des Friedens sein Ziel, daß er alle nur denkbaren Mittel hierfür angewendet und daß er schließlich nur der eigenen Verteidigung wegen zum Schwerte gegriffen hat.

„Was auch immer wir am Kriege für uns erwarten können“, so gesteht er in unzweidentigen Worten seinen Nachfolgern in seinem Testamente von 1752, „mein gegenwärtiges System ist es, den Frieden zu erhalten, so lange dies möglich sein wird, ohne die Majestät des Staates zu verletzen“, denn „es geziemt sich keineswegs für uns, wiederum einen Krieg anzufangen.“ „Ohne Rücksicht auf Vorurtheile dürfe allein das Interesse des Staates im Rathe des Regenten entscheiden und durch verbindliche Unterhandlungen ohne Stolz, ohne Drohung müsse man den Krieg zu vermeiden suchen.“ Aber freilich auch daß sagt der König „in derartigen Lagen wie jetzt giebt es nichts sicheres als im Frieden dahinzuleben und in guter Haltung neue Ereignisse abzuwarten“, und „wenn die Ehre des Staates esch zwingt, den Degen zu ziehen“, so ruft er seinen Nachfolgern zu, „dann salle der Blitz und der Donner zugleich auf euren Feind“.

Ganz dem entsprechend war Friedrich schon, als er den Dreßdener Frieden unterzeichnete, entschlossen „fortan keine Käze mehr anzugreifen: es sei denn zu meiner Verteidigung“; er war selbst von den Österreichern überzeugt, „daß sie mich während des Dutzend von Jahren, die mir vielleicht noch vergönnt sind zu leben, unangeschlagen lassen werden“, er hatte endlich die Hoffnung, mit seinem Frieden auch den in Europa begründet zu haben. Darin zunächst täuschte er sich. Entgegen dem Willen des englischen Volkes und trotz des erzwungenen Wechsels im Ministerium wurde der Krieg fortgeführt, und König Georg that alles, um ihn fortsetzen zu können. Erst nach drei Jahren zwangen ihn, der österreichischen Erfolge in Italien ungeachtet, die entschiedenen Siege der Franzosen in den Niederlanden, den Frieden zu suchen. Ohne dem Wiener Hofe Kenntnis zu geben machte das Kabinett von St. James dem zu Versailles Friedensangebote, und ihnen mußte schließlich auch Maria Theresia ihre Zustimmung geben, mußte ihre Erfolge in Italien gegen die Verluste der Engländer in den Niederlanden aufrechnen lassen und außer dem Verluste Schlesiens im Aachener Frieden vom 1748. Nov. noch noch italienische Länder daran geben.

Was war mithin natürlicher, als daß die Kaiserin-Königin einen gründlichen Widerwillen gegen die englische Bundesgenossenschaft hatte? Wie häßervoll auch die welfischen Herren zu Hannover gegen Preußen waren, zuletzt zeigte sich doch, daß die Interessen des Volkes von Altengland nicht ganz im Kabinett von St. James mißachtet werden durften, und daß die Herren im Parlament nicht immer die welfischen Wünsche mit englischen Guineen zu bezahlen gewillt waren,

zumal dann nicht, wenn darüber ihr Handel leiden könnte. Was war mithin natürlicher, als daß die hartnäckige Tochter Habsburgs nun zur Befriedigung ihrer Absichten gegen Friedrich sich ganz dahin wandte, wo sie demselben Wunsche auf Verstärkung seines Staates begegnete, daß sie in dem halb barbarischen Reiche, das Peter der Große begründet hatte, Stütze und Halt suchte? Denn nicht nur, daß der Haß der Garentochter dem ihrigen gleichkam, sah der Kanzler Elisabeths, Bestushev, in dem Dasein der preußischen Monarchie das Vollwerk gegen die gewünschte Ausdehnung des russischen Reiches nach Westen, während es im Osten damals noch dieselbe Interessengemeinschaft mit Österreich gegen die Pforte verband. Weil Preußen der nächste und mächtigste Nachbar Russlands war, deshalb hielt ihn Bestushev auch für seinen gefährlichsten Feind, und durch die territoriale Lage hätten, so erklärte er, die Seemächte, hätte Sachsen und hätte Österreich das gleiche Interesse mit Russland gegen Preußen. Wohl war ein solches groß klingendes politisches Pronunciamiento nur die Verschleierung der eigennützigen Absichten des Kanzlers, aber Habgier und Willkür, Intrigue und Bestechung waren nun einmal die Triebfedern an diesem sardanapalischen Hofe, und nur mit Unwillen hatte sich die Kaiserin Elisabeth darein gefügt, nach dem Dresdener Friedensschluß von dem beabsichtigten Angriff auf Preußen absehen zu müssen. Ihrem Herzen mochte es dann wenigstens ein Gefühl der Befriedigung bereiten, mit Maria Theresia ein Bündnis einzugehen, in dem sie sich zum Kampfe gegen Friedrich, zur Rückgabe Schlesiens an Österreich verpflichtete, wenn Friedrich nicht etwa nur Österreich, sondern selbst dann, wenn er Polen oder Russland angreife (2. Mai 1746). Und um nun Friedrich hierzu zu nötigen, um ihn als den Friedensbrecher hinstellen zu können, wollte Russland das mit Friedrich verbündete Schweden mit Krieg überziehen und ließ seine Truppen volle acht Jahre lang an den preußischen Grenzen hin und her „demonstrieren“. Friedrich dachte nicht daran, sich in solchen Kampf verwickeln zu lassen, und meinte, solange er mit England gut stehe, habe er von Russland auch trotz der guten Beziehungen beider Staaten zu einander nichts zu fürchten; ja die bösen Absichten Russlands auf Schweden bestätigten sogar die Beziehungen zu Frankreich, da dieses Schweden nicht sinken lassen und dem russischen Einfluß sowohl in Schweden wie auch in Polen durch Preußen allein die Wage halten konnte.

Mit größter Geschicklichkeit verstand Friedrich jahrelang solche Gegenseite in den europäischen Interessen zu benützen, um mit klug verständigem Wort, mit weisem Verhalten die Kriegsfurie niederzuhalten. Doch das gerade gefiel dem bösen Nachbarn nicht. Der große und vielgewandte Staatskanzler Graf Kaunitz, der jetzt die Geschicke Österreichs lenkte, und seine Kaiserin Maria Theresia hatten kein brennenderes Verlangen, kannten keine andere Politik, als die, welche auf den Wiedererwerb Schlesiens, welche auf die Verstärkung Preußens bis zu dem vor der Zeit des dreißigjährigen Krieges bestehenden Umfang abzielte. Diesem „großen Dessein“ mußten alle nach preußischem Beispiel unternommenen Reformen im Innern Österreichs dienen, nach ihm mußten sich die europäischen Beziehungen richten und umformen lassen. Wohl hatte man, wie bemerk't, hierfür die herzliche Zustimmung Russlands, das Kurland und Semgallen für sich zu gewinnen, Polen mit Ostpreußen zu entschädigen hoffte, aber die Schwärflichkeit der russischen Armee und der Geldmangel am Petersburger Hofe ließen deutlich erkennen, daß das russische Bündniß immerhin ein guter Grund, nimmermehr aber das Gebäude

selbst sein konnte, in dem man das Wohnen sich so behaglich dachte, und in dem für Preußen eben nur der letzte Winkel vorgezeichnet war. Man bedurfte eines stärkeren, vor allem eines wohlhabenden und freigebigen Bundesgenossen, mit dessen Hilfe man Friedrich niedersetzen konnte. Die Seemächte aber, deren Interessen Maria Theresia ohnehin in den Niederlanden durch Missachtung ihrer übernommenen militärischen Verpflichtungen, wie durch Aenderung des Zolltarifes schwer verletzt, hatten durchaus keinen Grund, den Ruhm Preußens zu wünschen. Sie heischten ganz andere Ausgaben von Österreich und wünschten den Krieg gegen Preußen möglichst zu vermeiden. So war für Österreich der Anschluß an Frankreich geboten. Das war nun zwar schon lange in Wien erkannt, und sowohl ein politischer wie ein religiöser Grund hatten das französische Bündnis in Wien längst schon zum Brennpunkt aller Politik gemacht. Ihm lag die Gemeinsamkeit des katholischen Bekenntnisses zu grunde, und es gewährte die Aussicht, wieder zu der alten Machtstellung zu gelangen, in welcher man in der Herrschaft über das Reich nur mit Frankreich nebenbuhlerte. Es bot vor allen Dingen, was der Bund mit Russland allein nicht gewähren konnte, die Mittel zu einem Kriege gegen Preußen, und Preußens Niedersetzung müßte ja, wie kaumß erklärte, das vornehmste Ziel der österreichischen Politik bilden. Doch wie viel Mühe er sich auch in Paris gegeben, wie viel Liebenswürdigkeiten er verschwendet, noch war seiner treuen Minne der heiß begehrte Lohn nicht geworden.

Da trat fern im Westen jenseit des großen Wassers ein Ereignis ein, das für Deutschland, für Österreich wie für Preußen, zwar nicht das geringste Interesse hatte, dessen Folgen aber den Vernichtungskampf gegen Friedrich vorbereiteten. Die Forts, welche Frankreich in Nordamerika zur Verbindung seiner Besitzungen in Kanada und Louisiana herstellte und welche die Engländer, da sie ihnen den Weg zur weiteren Ausbreitung versperriert, nicht dulden wollten, sollten die Lawine bilden, die, ins Rollen gebracht, zerschmetternd auf Friedrichs Haupt niedersanken müßte. Das englische Volk, durch die französischen Erfolge an seiner empfindlichsten Stelle gepackt, drängte mit Leidenschaft zum Kriege, und der österreichische Gesandte in London blies in die Flamme. Natürlich war es, daß Frankreich im Kriegsfalle England in Hannover zu treffen suchte musste, und Friedrich hoffte zeitweise sogar, durch einen solchen französischen Angriff auf Hannover die Kriegsbegier in England zu stillen. Doch erwies sich das als ansichtslos. England schloß vielmehr mit Russland im August 1755 einen Subsidienvertrag, nach dem 60 000 Russen durch das Reich marschieren und das Welfenland gegen die Franzosen verteidigen sollten. Gewiß ein jurchtbares Geschick! Die Regulierung der englisch-französischen Grenzen in Amerika sollten nach Englands Begehr Russen und Franzosen auf deutschen Gefilden erkämpfen! Und die Russen standen fertig, die preußische Grenze zu überschreiten, die Österreicher warteten nur auf den Ausbruch dieses Krieges, um unter seinem Schutze Preußen zerschmettern zu können. Aber auch dem suchte Friedrich zu begegnen. Beide, Österreich wie namentlich Russland, bedurften zum Angriff der englischen Geldunterstützung. Da entzog sie ihnen Friedrich, indem er dem Theim von England die Hände bot. Unter voller Wahrung seines Bündnisses mit Frankreich schloß er mit ihm am 2. Januar 1756 den Vertrag von Westminster, durch welchen die Neutralität Deutschlands in dem englisch-französischen Kriege festgestellt wurde, und in welchem Friedrich die französischen, Georg aber die russischen Truppen von den Grenzen des Reiches

fern zu halten sich verpflichtete. Und wenn die Russen nicht zum Schwerte griffen, so ließen es auch die Österreicher wohl in der Scheide. Gerade durch diesen Vertrag aber hatten die Gegner Friedrichs im Rat der Krone Frankreichs ein weit höheres Uebergewicht erlangt, als Friedrich vorausgesetzt, und Kaunitz hatte den Hebel gefunden, den er brauchte, um den Erbfeind Österreichs auf die Seite seiner Kaiserin zu ziehen. Friedrich aber lebte der Hoffnung, Österreich vereinzelt, den Frieden auf dem Festlande erhalten und eine „furchtbare Liga“ zersprengt zu haben, unter welcher früher oder später unser Staat hätte erliegen müssen“. Doch größer fast noch als an der Donau war die Kriegslust an der Neiva, und heftiger noch als in der Brust der Königin von Ungarn gährte und lohte der Haß gegen Friedrich in dem leidenschaftlichen Herzen der Zarin. Offen gestand Elisabeth ein, daß sie den Krieg mit Preußen wünsche, daß Preußen auf seiner früheren Stand zurückzuführen sei, und die Niederwerfung Preußens blieb ihre „Fundamentalmaxime“, die sie nunmehr ins Leben zu sehn suchte. Gerade dies war aber auch der alleinige Zweck der österreichischen Bemühungen in Versailles, und um die drei großen Mächte des Festlandes gegen Preußen ins Feld zu bringen, bot man mit Belgien dort eine Lockspeise an, der auch die Gegner Österreichs im französischen Ministerrat nicht widerstehen konnten. Friedrich wußte wohl, welche Geschicklichkeit Maria Theresia und Kaunitz, wie der österreichische Gesandte Starhemberg in Paris anwandten, wußte, wie groß die Neigung Ludwigs und seiner Geliebten, der Madame de Pompadour, war, gegen ihn zu marschieren. Er wußte sogar, daß man einen so langjährigen Bundesgenossen wie ihn platt fallen gelassen, daß am 1. Mai wirklich der Vertrag zu Versailles zwischen Österreich und Frankreich geschlossen war. Aber weder erkannte er das ungemessene Ziel, das mit ihm erstrebt ward, wußte nicht, daß dieser Vertrag nur scheinbar zur Verteidigung geschlossen, in der That aber der „Krieg auf irgende Sicht“ war, noch ahnte er, daß der Grundgedanke der Westminster-Konvention, England vermöge die Russen an einem Angriff auf Preußen zu hindern und halte sie in voller finanzieller Abhängigkeit, völlig durchlöchert sei. Kaunitz hatte es zuwege gebracht, französische Hilfsgelder für Russland zu gewinnen und England damit in Petersburg völlig aus dem Sattel zu heben. König Georg hatte dem preußischen Verbündeten, der keinen Gesandten am Petersburger Hofe hatte, dies absichtlich verschwiegen, während Friedrich ihm, der wieder in Versailles einen Gesandten hatte, jede Mitteilung über die dortigen Vorgänge mache. Erst im Juni erfährt Friedrich die volle Gewißheit von dem unumstößlich feststehenden Willen des Petersburger Kabinetts, ihn bei der ersten besten Gelegenheit „ohne weitere Diskussion zu attaqueren“. Aber um den Frieden zu ermöglichen, und ungeachtet der nun von verschiedenen Seiten her eilaugenden Nachrichten über die umfassenden russischen wie österreichischen Rüstungen gegen Preußen, stellt er die 1756 n Ponamern und Preußen allein gegen Russland betriebenen Gegenmaßregeln sofort ein, als die russischen Rüstungen halt machen. Denn im Rückzug der Russen lehnt er die Gewähr für den Frieden. Die absichtlich falschen Angaben des britischen Gesandten in Berlin, Sir Andrew Mitchell, ließen ihn Englands Einfluß in Petersburg überschätzen, und da der Wiener Hof, wie er meinte, nicht den Wunsch hegeln könne, auf eigene Faust sein Vorhaben auszuführen, so glaubte er trotz aller Sorge, alles Argwohns an die Erhaltung des Friedens. Aber zu nahe lag doch die Gefahr des Gegenteils, und Friedrich versäumte daher um so weniger,

für diesen Fall sein Heer allmählich marschfertig zu machen, als ihm aus Böhmen und Mähren Meldungen zingingen, die ihm zeigten, wie der Gegner sich rüstete, zum Stoße sich fertig mache. Alles aber kam der Kaiserin darauf an, wie der preußische Gesandte in Wien meldete, „Friedrich als Angreifer erscheinen zu lassen“. Mit dieser Fälschung glaubte man die Vorkehrungen zu decken, die man selbst trug, „um Rache zu nehmen für den Verlust unsers theuren Schlesiens“, und am 16. Juli erfuhr der König, daß auch die Regimenter aus Ungarn auf dem Marsche nach Böhmen seien. Selbst diese Kunde, die er vor wenigen Wochen noch mit vollem Rechte als die Kriegserklärung bezeichnet hatte, bewog ihn jetzt nur zu einer am 18. beförderten Anfrage bei der Kaiserin nach dem Zwecke der Truppenbewegungen.

Da sandte ihm am 20. und 21. Juli sein Gesandter im Haag, von der Hellen, Berichte des holländischen Gesandten in Petersburg, van Swart, von dem man wußte, daß er im tiefsten Vertrauen mit den russischen Ministern lebte. Da verbreitete sich mit einem Male Starheit über die Vorgänge der letzten Monate, die man nur mühsam und doch richtig hatte zusammenreimen können. Aber es war eine Starheit, deren Strahlen jeden anderen als König Friedrich blenden mußten, es war die Gewißheit über den festen Entschluß der beiden Kaiserinnen und Kurfürstens, unter Zustimmung von Frankreich ihn mit wenigstens 230 000 Mann anzugreifen und mit der Übermacht der vereinigten Kräfte Frankreichs, Russlands, Österreichs, Sachsen, denen das Reich sich anschließen sollte, ihn zu zerschmettern. Lediglich und durchaus nur wegen der militärischen Unfertigkeit habe man den Angriff bis zum nächsten Frühjahr verschoben. Es war das schlimmste Konzert der Welt, mit vollster Sicherheit auf Friedrichs Untergang berechnet, und wer wollte es nicht gerechtfertigt finden, wenn er solchem Frevel mut zworckam? Doch zu tief war er sich der Folgen bewußt, die ein Kampf von dieser Ausdehnung haben mußte. Den Gegnern mochte es freilich ein Leichtes erscheinen, mit ihrer Phalanx von allen Seiten gegen den König ausrückend, diese kleinen Preußen zu zermalmen, und so möchten sie mit leichtem Sinn ein Wetter herausbeschwören, daß sich doch voransichtlich nur über deutsche Fluren entlud. König Friedrich aber war, da die Hoffnung auf englische Hilfe ungewiß blieb und sich jedenfalls nach den Erfolgen des bisher von England unglücklich geführten französisch-englischen Krieges bemäß, so gut wie ohne Bundesgenossen. Allein sollte er sich der mächtigsten Staaten Europas erwehren. Und doch — sollt: es denn zum Kriege kommen, nun so deutl er fühl schon daran, Westpreußen zu gewinnen, und wohl mag ihm der Gedanke durch die Seele gezogen sein, vielleicht füge sich im Verlaufe des Krieges die Dinge so, daß auch die Erwerbung von Sachsen möglich sein möchte. Aber wie wäre das jetzt zu erwarten gewesen! Generationen so hatte er in seinem Testamente gelehrt, müßten daran arbeiten, wenn dieser Platz gelingen sollte, Österreich und Russland müßten im Kriege begriffen sein gegen Frankreich, die Pforte und Sardinien, Westfalen müsse gestürzt, sein Nachfolger gewonnen sein, in England eine Minorenunitätsregierung walten, in Frankreich ein ehrgeiziger Ministerzam Ander sein. Nahezu von all diesen fabulierter Umständen war jetzt das Begenteil der Fall, und, wie unfertig die Gegner militärisch und finanziell noch waren, wie wenig der König gejammert war, sich „Rasenstüber“ gefallen zu lassen, so begreift es sich, daß Friedrich dem gewaltigen Übergewicht von Russland Frankreich und Österreich gegenüber zunächst alles aufbot, was dem Frieden frommte.

erst wenn die angeknüpften Verhandlungen scheiterten, wenn die Gegner in ihrem Zaumel sich taub wider die Stimme der Vernunft zeigen sollten, gedachte er das auszuführen, was ein jeder an seinem Platz ausführen würde; dann aber auch mit einem Gewissen, frei von jeglichem Vorwurf und mit einem vollkommenen Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache. Demgemäß wartete er auf die Antwort Maria Theresias, bis er auch nur irgendwie den inzwischen getroffenen militärischen Vorrüstungen einen größeren Umfang gab. Zugleich aber setzte er alle insländischen und ausländischen Höfe in Bewegung, um den Krieg, dem nicht Preußen allein, sondern England und alle Staaten Europas durch das Triumvirat der drei großen continentalmächte ausgesetzt seien, zu vermeiden. Und trotz aller weiteren Nachrichten, die über den bestimmten Entschluß Österreichs und Russlands, im nächsten Jahr das Vernichtungswerk gegen ihn zu beginnen, einlaufen, und trotzdem die Antwort der Kaiserin völlig der Frage ausweicht, hofft der König noch immer, den Frieden zu erhalten. Inmitten der getroffenen Vorbereitungen für den Krieg steht man in Potsdam unter der Gewitterschwüle der Unruhe und Ungewissheit. Von den Russen war allerdings eine Mitwirkung in diesem Jahre bei ihrer Schwierigkeit nicht zu fürchten, aber unbedingt nötig erschien es, auch die Teilnahme Frankreichs zunächst noch auszuschließen. Deshalb suchte Friedrich den Beginn des Krieges möglichst in den Herbst zu verschieben, und richtete daher eine zweite Anfrage nach Wien. Noch am 23. August schreibt Eichel, daß der König den Frieden zu erhalten hoffe, wenn nur Maria Theresia sich dahin erklären wolle, „n weder in diesem noch im nächsten Jahre anzugreifen. Auch diese Hoffnung wünschte, Maria Theresia beantwortete Friedrichs Hauptfrage gar nicht, sondern wich ihr aus. Und damit erklärte sie unzweideutig den Krieg, sie hatte ihr Ziel erreicht, und völlig offen, in unbedingtester Sicherheit lag die Absicht der Verbündeten vor Friedrichs Augen. Unzweifelhaft aber wird ihm zugestimmen sein, wenn er urteilt: Wer unterrichtet ist von den Angriffsplänen seiner Feinde und dennoch ihrem Gelieben sich preisgibt, der ist ein schmählicher Feigling. Doch wer in solchem alle seinem Gegner zuvorkommt, der begeht allerdings die erste Feindseligkeit, aber der Angreifer, das ist nicht er.“ Sicherlich, nie war eine Schilderhebung rechter, als die Friedrichs, der nun am 29. August die östliche Grenze überschritt. Aber selbst jetzt noch sollten die Waffen schwelen, sollten die Verhandlungen in Wien und Dresden wenn möglich im Unwetter beschwören.

Es galt in diesem Jahre, entwistens noch die Sachsen entwaffnen und sich der über bis Melsnik hin, d. h. weit sie schiffbar und dafür für die Zufuhr der Verpflegungsmittel notwendig, zu versichern. Von der Feindseligkeit des vom



Retruteindrillung.

Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726–1801).
Originalgröße.

Graßen Brühl geleiteten Dresdener Kabinetts, in dem alle Fäden der Intrigue gegen Preußen zusammengelausen, war das Schlimmste zu befürchten, und das sächsische Heer, vor der Stirnseite des preußischen kein Gegenstand der Besorgnis, ver mochte hinter dessen Rücken ihm die Verbindung mit Berlin abzuschneiden, die Mark selbst zu bedrohen. Es mußte unter allen Umständen kampfunfähig gemacht werden, ehe der König die böhmische Grenze überschritt, oder der sächsische Hof mußte sich mit Preußen unlöslich verbinden. So gering auch die Hoffnung sein möchte, Sachsen zu Preußen hinüberzuziehen, und so sicher man auch über das zweideutige Benehmen des sächsischen Kabinetts und dessen Vertraulichkeiten mit den Feinden war, so ließ Friedrich die Verhandlungen mit dem Dresdener Hof doch nicht ruhen. Da im Gegenteil spann er sogar neue Fäden mit Wien, suchte immer noch Maria Theresia zu der Erklärung zu bestimmen, ihn in diesem und den nächsten Jahr nicht angreifen zu wollen. Es ist das äußerste Maß von Besonnenheit nicht nur, sondern, wie zutreffend bemerkt ist, von Gewissenhaftigkeit, mit welcher der König dem Kriege aus dem Wege zu gehen sucht. Dreimal hatte er seinen Stolz bezwungen, dreimal in Wien angefragt, dreimal wies man den Bittenden zurück vom stolzen Kaiserstuhl. Denn ohne die geringste Scheu ließ Maria Theresia auch jetzt noch die eigentliche Frage Friedrichs einfach unbeantwortet und über schüttet,

12. Sept. ihn statt dessen mit Unwahrheiten und Beleidigungen. Unwiderruflich war der Krieg, und wahrlich die Hoffnung, dem Könige das Schicksal Heinrichs des Löwen zu bereiten, war es, mit der man die Thore des Janus tempels geöffnet.

Nun ward die sächsische Armee, die man leichtfünigerweise nicht nach Böhmen zu dem österreichischen Heere hatte abmarschieren lassen, in ihrem Lager bei Pirna eng umschlossen. Einen Sturm wollte Friedrich, in der Erwartung, daß der Hunger die Kapitulation erzwingen werde, vermeiden. Wohl aber marschierte der österreichische Feldmarschall Browne von Böhmen aus zum Entfange der Sachsen heran und war am 30. September mit 33 000 Mann, wenige Stunden bevor die, nach dem Flecken Lobosiz an der Elbe vorrückenden, Preußen die Höhen

1. Okt. des Lobosiz- und Homolkaberges besetzten, zur Stelle. Am Morgen des 1. Oktober entwickelte sich der Kampf, der mit seltener Hartträgkeit sieben Stunden lang durchgefochten wurde. Friedrich selbst erkannte die Tapferkeit der Feinde an glaubte nicht mehr die alten Österreicher vor sich zu haben, aber auch seine Truppen hatten „Wunder der Tapferkeit“ gethan, wie er sie noch nicht gesehen habe seit er sie zu befehligen die Ehre habe.“ Schließlich blieb ihnen denn auch der Sieg, um drei Uhr nachmittags war mit der Vertreibung der Österreicher aus Lobosiz der Kampf beendet, und Browne zog sich über die Eger zurück. Auch einen neuen Versuch, die Sachsen aufzunehmen, mußte er, da diese zu spät, erst in der Nacht zum 13. Oktober, über die Elbe gehen konnten, aufgeben. König August und Graf Brühl, die sich auf den Königstein in behagliche Sicherheit begeben hatten, mußten nunmehr den Vorstellungen der Generale nachgeben und die Erlaubnis zur Kapitulation ihrer von Kälte und Hunger erschöpften, am Fuße des Liliensteins von den Preußen völlig umschlossenen Truppen

14. Okt. erteilen. Etwa 16—18 000 Mann streckten am 14. Oktober die Waffen und wurden von Friedrich in seine Armee eingereicht.

König August, sein Minister Graf Brühl und der ganze Hofstaat gingen am 20. Oktober nach Warschan, nur die Königin blieb mit zwei Prinzen in Dresden zurück und unterhielt von hier aus trotz der gewinnenden Artigkeit, mit welcher



Belagerung von Prag im Mai 1757.

Radierung von Johann Adolf Stockmann (arbeitete zu Augsburg gegen Mitte des 18. Jahrh.), auf $\frac{1}{2}$ s verkleinert.

hr Friedrich entgegentrat, einen geheimen Briefwechsel mit den Feinden, der ihm vielen Schaden brachte.

Friedrich aber veröffentlichte in der Mitte des Oktober ein Manifest auf Grund der ihm zugegangenen, wie auch der in Dresden beschlagnahmten Papiere, daß den Völkern Europas die Pläne und Absichten der Feinde enthüllte und ihnen die Notwehr bewies, in der er sich befand. Mit England kam nach den mühseligsten Anstrengungen, die teils durch Ministerkrisen, teils durch die hannöverschen Minister und das Bestreben des Königs, als Kurfürst von Hannover mit Frankreich und Österreich verbündet zu bleiben, hervorgerufen waren, endlich ein Vertrag zu stande. Danach sollte eine aus englisch-hannoverschen Truppen und den Kontingenten einiger protestantischen Fürsten, wie Hessen, Braunschweig, Gotha und Schaumburg, gebildete Armee unter dem Herzog von Cumberland Westdeutschland gegen die Franzosen schühen. Das ist in den nächsten Jahren im allgemeinen auch wohl geschehen, dagegen kam es während des ganzen Krieges nie dazu, daß England auch nur eine einzige Fregatte in der Ostsee erscheinen ließ, und doch hätte hier die geringste Flotte von unendlichem Vorteil für Friedrich sein müssen, hätte ihm voraussichtlich die Russen gänzlich vom Leibe gehalten.

Alle Kräfte setzte natürlich Maria Theresia ein, um den Vorsprung, den ihr Friedrich militärisch abgewonnen, wieder einzuholen. Vornehmlich wurden die echten Abmachungen mit den Genossen getroffen, und in der That erfolgte am 11. Dezember 1756 der förmliche Beitritt Russlands zum Vertrage von Versailles. Zwischen Russland und Österreich wurde am 22. Januar 1757 das Bündnis 1757

von 1746 in einer Konvention erneuert, die so recht dem Hass beider Kaiserinnen gegen Friedrich entsprach, die volle Vernichtung des gehassten Gegners ins Auge sah. Beide Teile versprachen, wenigstens je 80 000 Mann regulärer Truppen ins Feld zu stellen, Russland überdies eine Flotte auszurüsten. Im Februar wurde endlich auch die, durch Frankreichs Weigerung, nur als österreichische Hilfsmacht zu erscheinen, bisher verzögerte, militärische Verabredung mit Frankreich fertig, nach welcher sich diese Macht zur Aufstellung einer Armee von 105 000 Mann anheischig mache. Den drei Mächten schlossen sich dann im März die Höfe von Köln, Pfalz, von Bayern und Württemberg an, und am Reichstage wurde in aller Feierlichkeit der Reichskrieg gegen Preußen erklärt. Endlich trat auch das protestantische Schweden unter dem vereinigten russischen und französischen Einfluß dem Bünd gegen Preußen bei, und auch der Herzog von Mecklenburg-Schwerin glaubte bei einem solchen nicht fehlen zu dürfen. Den Zweck der Vereinigung sprach mit unfehlbarer Deutlichkeit noch einmal der am 1. Mai 1757 zu Versailles zwischen Frankreich und Österreich förmlich abgeschlossene Teilungsvertrag über Preußen aus. Gegen Abtretung der österreichischen Niederlande an den Schwiegersohn Ludwigs XV. und einiger Plätze an Frankreich selbst erklärte sich auch diese Macht zu einer so völligen Aufteilung der preußischen Länder bereit, daß allein Hinterpommern und die Mark, selbst diese jedoch nur ohne Croßen, dem Könige in Preußen oder vielmehr dem Markgrafen von Brandenburg verbleiben sollten. Alle anderen Provinzen sollten an Österreich, Frankreich, Russland, Schweden und Sachsen nach einem schon im einzelnen näher bestimmten Plane verteilt werden. Mit solcher Zertrümmerung Preußens durfte man hoffen, das ganze Staatenystem Europas und vornehmlich Deutschlands gründlich verändert, Deutschlands Wohl und freie Selbstbestimmung vernichtet zu haben. In Preußen traf man ja zugleich den einzigen reindeutschen Staat, welcher der Fremdherrschaft Österreichs und Frankreichs entgegetreten kounte und entgegenzutreten gewillt war, traf man zugleich den Staat, welcher der kräftige Schutz und Schirm des Protestantismus war. Ja umso mehr mußte auch dieser rettungslos zu Grunde gehen, als die katholischen Staaten geeint, die protestantischen aber durch den Übertritt Württembergs, Schwedens und Mecklenburgs zu Friedrichs Feinden ge-



Generalfeldmarschall Kurt Christoph Graf von Schwerin.

Kupferstich von Philipp Andreas Kilian (1714–1759), auf etwa $\frac{1}{4}$ verkleinert.

eilt waren. Gewiß, Friedrich wehrte sich, weil er angegriffen war, weil sein Staat erschlagen werden sollte, aber so wenig Achtung ihm die Formen und Verfassung des Reichs abgewinnen konnten, jetzt ist er sich mit vollster Deutlichkeit dessen bewußt, daß er in der eigenen Verteidigung zugleich die Freiheit des deutschen Vaterlandes zu sichern hat, und weiß, daß es die Aufgabe des preußischen Staates ist, für das ganze Vaterland einzutreten. „Wenn die Freiheit Deutschlands ins Grab sinkt, dann soll im gleichen Grabe Preußen ruhen. Ich werde die Freiheit der deutschen Fürsten selbst wider ihren eigenen Willen schützen; so lange ein Preuße am Leben ist, so lange soll man nimmer sagen, daß Deutschland seiner Verteidiger entbehrt.“

Und wie der König diesen Bernf Preußen und diesen Charakter des Krieges klar anspricht, so ließen sich die Beispiele häufen, daß auch im ganzen deutschen Volk diese Empfindung lebendig war, und selbst der junge Erzherzog Joseph hat es, voller Schrecken über die Abhängigkeit, in die Österreich von Frankreich geriet, nicht in Vorstellungen über die Gefahr des französischen Bündnisses fehlen lassen. Als trostiger Knabe ward er dafür gehalten; es sollten durchaus die Waffen entscheiden, und wie hätten die zahlreichen Beguer auch daran zweifeln mögen, daß, wenn einmal die Staaten ernstlich gewogen würden, ihr erdrückendes Übergewicht diese seine Preußen blitzschnell in die Höhe schleudern werde?

Wie immer die Welt in ihrer Auffassung von der Methodik des Krieges den König ob der Kühnheit seiner Pläne zeradelt hat, uns Nachlebenden, die wir an eine Kriegsführung im großen Stil gewöhnt sind, erscheint es wie selbstverständlich, daß der König zuerst die Österreicher, noch ehe die Franzosen und Russen herau waren, treffen und sie zerschlagen wollte. Am 10. Januar verließ er Berlin — nach vollen sechs Jahren erst sollte er es wiedersehen. Vom 18. April an rückten die Preußen in mehreren Abteilungen zur Überraschung der Österreicher in Böhmen ein, am 2. Mai langte der König mit 44 000 Mann vor Prag an, wohin Prinz Karl von Lothringen alle österreichischen Truppen zusammenzuziehen suchte. Am 6. traf endlich der Feldmarschall Schwerin mit 6. Mai weiteren 20 000 Mann ein, um 10 Uhr früh begann die Schlacht. Und obgleich ihr eigentliches Ziel, den rechten Flügel des österreichischen Heeres zu umgehen und es völlig zu vernichten, mißglückte, wurde doch der glänzendste Sieg errungen. Freilich des Königs Anordnungen ward vielfach nicht genügt, folgenschwere Thaten geschahen wider seine Befehle. Und zu seinem schmerzlichsten Zorne verblutete daher manch braves Soldatenherz mehr, als nötig gewesen wäre. Ihrer 12 bis



Schwerins Tod bei Prag am 6. Mai 1757.

Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki
(1726—1801) in „Generalgälicher Militärischer Kalender
auf das Jahr 1787“. Originalgröße.

18 000 Mann, „die Säulen der preußischen Infanterie“, bedeckten die Wahlstadt. Winterfeldt, Fouqué, des Königs jüngster Bruder, Prinz August Ferdinand, waren mehr oder weniger schwer verwundet, und der Tod Schwerins, den die Sage, in ihrer Weise den Helden verherrlichend, ausgeschmückt hat, „weltte die Lorbeer des Sieges“. Aber auch von den Österreichern waren gegen 24 000 Mann gefallen, und der Rest ihrer Armee mußte sich nach Prag zurückziehen, das der König nun einschloß, in der sicherer Erwartung, daß, nachdem sich Prag ergeben, weder Russen noch Franzosen die Grenzen überschreiten, und die Österreicher auf jede Bedingung Frieden schließen würden. Natürlich gehörte aber dazu, daß er die Entsatzarmee, welche Daun heranführte, ebenfalls vernichtete. Er begab sich daher selbst zu dem Truppenteil, den er ihm unter dem Herzog von Bevern entgegengeschickt hatte, und dem Daun stets ausgewichen war. Da wollte es das Unglück, daß Friedrich die Schlacht, zu welcher er nun Daun in der Nähe von Kolin am 18. Juni nötigte, völlig verlor. Alles war auf die Vernichtung Dauns berechnet, und trotz des Mißverhältnisses der Truppenzahl — 34 000 gegen 53 000 Mann — und trotz der äußerst günstig gewählten Stellung Dauns schier sie mit Sicherheit erfolgen zu müssen. Herrlich war wieder die Infanterie, die erst, nach dem die Hälfte ihrer Leute auf dem Brachfeld tot oder verwundet lag, müde in ihren Angriffen ward. Aber eine Reihe von Mißverständnissen seitens der Generale, manch übel angebrachte Rührung, wie ein ungestümer Angriff Mansteins und andere unvorhergesehene Ereignisse hatten, wie heute unwiderruflich bewiesen ist, die Anordnungen des Königs völlig über den Haufen geworfen und eine Niederlage gerade in dem Augenblick herbeigeführt, als der Sieg den Frieden dictieren sollte.

Nun geschah das Gegenteil, die erste große Niederlage hatte weitere Verluste zur Folge, ja sie hat den König für den ganzen Feldzug auf die Verteidigungslinie zurückgeworfen. Inzwischen hatten auch die übrigen Gegner, die Russen,



Augustus Ferdinandus.
König Preuß. Markgraf Brandenburg.
D. Peter Pöppel 1720 d. 13. M^r

Kupferstich von Johann Elias Nilson (1721—1788), auf die Hälfte verkleinert.

Das Porträt nach einer Zeichnung von Joachim Martin Falbe (1721—1788).

dem Brachfeld tot oder verwundet lag, müde in ihren Angriffen ward. Aber eine Reihe von Mißverständnissen seitens der Generale, manch übel angebrachte Rührung, wie ein ungestümer Angriff Mansteins und andere unvorhergesehene Ereignisse hatten, wie heute unwiderruflich bewiesen ist, die Anordnungen des Königs völlig über den Haufen geworfen und eine Niederlage gerade in dem Augenblick herbeigeführt, als der Sieg den Frieden dictieren sollte.

Nun geschah das Gegenteil, die erste große Niederlage hatte weitere Verluste zur Folge, ja sie hat den König für den ganzen Feldzug auf die Verteidigungslinie zurückgeworfen. Inzwischen hatten auch die übrigen Gegner, die Russen,

Schweden, Franzosen, ihre Vorbereitungen beendigt und ihrerseits den Kampf begonnen. Der König gab die Belagerung Prags auf, rückte mit der einen Hälfte seines Heeres nach Sachsen, um dieses zu decken, während die andere Hälfte unter seinem Bruder, dem Prinzen August Wilhelm von Preußen, dem Sinterfeldt als Ratgeber beigegeben wurde, Schlesien mit der Lausitz schützen sollte. Doch dieser Truppenteil, belästigt durch fortwährende kleine Gefechte und nicht von einem einheitlichen sten Willen geführt, erlitt die schwersten Verluste und kam in der Lausitz in trostlosestem Zuge an. Die Verbindung mit Schlesien war verloren, ja der Weg nach der Mark stand den Feinden offen. Und nicht lange sollte es dauern, bis die Österreicher in Schlesien einzangen. Radasdy überfiel im September den General von Sinterfeldt bei Moys, wo dieser Freund des Königs seinen Verlust verlor, und General Adik konnte in der That Friedrichs Hauptstadt Berlin reichen und brandschatzen. Die königliche Familie flüchtete sich Spandau, doch ging die stürmste Gefahr vorüber, als die Nachricht kam, der Prinz Ernst von Anhalt näherte sich in Entzäufe. Inzwischen waren er auch die Russen in Begegnung gekommen, hatten Ostpreußen überschwemmt und den tagten General Lehwald bei Großjägerndorf südöstlich von Königsberg besiegt. Doch trotz des Sieges mußten sie sich wieder zurückziehen. Dagegen waren die Franzosen gegen die Weser vorgedrungen, hatten dem Herzoge von überland bei Hastedt am 26. Juli ein Gefecht geliefert, und alsbald zogte sich auch in ihm die Sorge um Hannover stärker als die Ehrliebe des Herrn. Am 7. September schloß er mit dem französischen Marschall Richelien die Konvention von Kloster Beven, durch welche ein Waffenstillstand und zugleich die Auflösung der niedersächsischen, d. h. der einzigen Armee zugestanden wurde, welche Friedrich vor den Franzosen retten sollte.

Die eine Armee derselben, welche der Prinz von Sonbis befahlte, versigte sich mit der Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburghausen im August,



Augustus Wilhelmus
Principis Berni Karoli Marchio Brandenburgicus
I. Electoris Regis, nat. 1722. d. 9. Aug

Kupferstich von Johann Elias Nilson (1721–1788),
auf etwa die Hälfte verkleinert.



Einnahme von Berlin durch die Österreicher unter General Hadiš, am 16. Oktober 1757.
Radierung von Johann Martin Will (arbeitete etwa 1765–1805), auf ungefähr $\frac{1}{2}$ verkleinert.

Unter dem Originale steht folgende in der ursprünglichen Orthographie wiedergegebene Erläuterung:
Nachdem der Dr. General Hadiš einen Theil seines in die Wörth dezipirten Corps an der schwarzen Elster und Röder ließ, so drang er den 16. Oktobr mit 4200 Mann unterschiedlichster Truppen, 2. Infanterie- und 2. Regiments-Stücken u. Füsilierwerde auf, und längst noch a. Mitternacht des 18. derselben gegen Mitternacht Zeit vor dem so genannten Schleischen Thor in Stadt Berlin unvermerkt an, es postierte sich höchst gemetzter General bei dem Ausgang des großen Sankt. Waldes, so schnell hieß das seine Stärke ohnmöglich entdeckt werden fome, so doch er nahm an das Thor durch die Alleen gegenüber seinen Mann gelangt ist, er fand so gleich einen Troupe zu den Magistrat und verlangte eine Brandstifter anforderung von zwanzig Mann Heimath und vor Anfang einer Tonne 4 Tropenstücke mit der bedrohung die Stadt zu belagern, wenn obiges begegneten erfüllt würde, die ersten einer der Trompeter über gefestigte Zeit aus blick und noch dazu eine abschlägige Antwort drohte Heft d. Dr. Generalis a. Vittaa forderte die Roant Elster, und der d. Corpste von Blie 2 Meilen aus der Feindwillige Gräbenbach v. Stunen s. Grenzabler Compagnien nebst 2. Feld-Stücken u. Abrigen Croeten befand, nachdem der Drift hieß Zulloss 4 mit 2. Battalions Teutische, Antimiere und Riconem von Mitromso 7. die teutische Cavallerie Goumierle der d. 3. S. Zaowischen Regiments Kreis 8. Roanten in einer kleinen Ebne hinter den teutischen Antimiere um von solche sollte gesondert werden, diefelds zu unterlügen, der d. General Hadiš hier 2. Feld-Stücken v. an das Ufer der Spree legen, dem Feind 1. Ketten an der Auwur Bruden entwue zu schleien, welches auch Georg Jo. Joseph Thum glädel politifire da den ohnemel d. General in die Stadt eindrang, nachmals aber einen Altmetzler u. Trompeter an den Residenten sandte die Milde Ro. König Blaest zu erkennen, darauf sich dan der Magistrat jundmelierte u. durch den Burgermeister u. Deputierte in s. Stunten 185000 Stdt zusammen drohte u. solche vor Brandstifter und Touetur der Trouppen überstanden, die Admigru 11 oder restliche sich mit der Guarni, nach Spanda.

und beide drangen nun nach Sachsen vor, um die Reichsexekution an Friedrich zu vollstrecken. Denn schon hatte der Kaiser es gewagt, den König von Preuße der sich der Angriffe der Königin von Ungarn erwehrte, vorzuladen, um üb. ihn die Reichsacht auszusprechen. Wie aber der preußische Gesandte in Regensburg, von Plotz, den kaiserlichen Notar April, der ihm die Vorladung übe brachte, die Treppe hatte hinunter werfen lassen, wie dieser Vorgang den Spe und das Gelächter Alldeutschlands hervorrief, so sollte es auch dem französischen kaiserlichen Exekutionsheer zum Entzücken aller Deutschen ergehen. Zwischen Halle und Naumburg hatten Soubise und Hildburghausen auf den Höhen v. Mücheln eine feste Stellung genommen und waren voller Zuversicht, mit di 64 000 Mann, die sie unter ihren Fahnen hatten, die etwa 22 000 Mann stark Preußen, mit denen Friedrich ihnen von Leipzig entgegengesetzt war, in ihre Lager zwischen Bedra und Roßbach zu umgehen und zu vernichten. Am 5. Nov. 1757 sollte dieser große Schlag geschehen, um $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags

begann man den Aufmarsch. Es war mehr, als Friedrich ihnen zugetraut hatte. So sicher waren die Feldherren des erträumten Sieges, daß sie an die Möglichkeit, Friedrich könne ihrem Plan, in den Rücken des preußischen Heeres zu gelangen, Hindernisse bereiten, offenbar gar nicht gedacht haben. Doch kaum hatte er ihre Absicht erkannt, so war auch sein Plan gefaßt, der Befehl zum Angriff auf die noch im Marsch befindlichen Truppen gegeben. In „weniger als zwei Minuten“ war das preußische Lager abgebrochen und die Armee in vollem Marsche. Seydlitz begann um $\frac{1}{24}$ Uhr den Angriff, wußt die feindliche 1757

Reiterei in einem toßen Wirbel bis über Reichertswerben zurück, und vor dem Feuer von sieben preußischen Bataillonen unter dem Prinzen Heinrich zerstob alles. Wenigstens 43 000 Mann waren von 8 500 Preußen — mehr kamen nicht ins Feuer — völlig aufgerieben. Der König hatte, wie herzlich naiv Sonbise schrieb, ihm gar keine Zeit gelassen, seine „sehr guten Dispositionen“ auszuführen. Ohne die geringste Ordnung, im wüstesten Durcheinander flüchteten Franzosen und Reichstruppen bis nach Hessen und Franken hin. Ihre Armee war nicht mehr. Ja so gewaltig war der Sieg, daß die Franzosen dem König überhaupt nicht mehr entgegenzutreten wagten, zu ihrer Abwehr genügte fortan das englisch-hannöverische Heer. Aber unermesslich höher war der moralische Eindruck im ganzen Reich. Alles in Deutschland, ob Freund ob Feind, jubelte, die Siegesthaten des Königs festigten das Vertrauen seiner Preußen zu ihm, hielten seinen Staat zusammen, aber an diesem deutschen Waffengange gegen die Welschen glaubte jeder Deutsche sein Teil zu haben, jeder erquickte und erlaubte sein Herz daran, und das Bewußtsein, ein Deutscher zu sein, trieb ungeahnt nene Triebe.

Inzwischen wurde aber Schweidnitz von den Österreichern erobert (12. November) und der Herzog von Bevern, den der König zum Schutze von Schlesien zurückgelassen, am 22. November bei Breslau geschlagen, selbst gesangen genommen. Breslau fiel in des Feindes Hand, nur Trümmer des Heeres 22. Nov. konnte Zieten noch dem König entgegenführen; doch mit dem festen Entschluß, trotz seiner kleinen Truppenschar die Österreicher zu besiegen, ging dieser mit



General Friedrich Wilhelm Freiherr von Seydlitz.
Gemälde eines unbekannten Künstlers im Ständehause zu Ohlau.



Belagerung von Schweißnitz durch die Österreicher im November 1757.

Anonyme Abbildung aus „Die Historie des Kriegs zwischen den Preussen und iheen Bundesgenossen und den Österreicher und iheen Bundesgenossen von dem Einmale in Sachien an bis zu dem 20. des Monats Thebel im 5518. Jahr nach Erschaffung der Welt, wie jolche beschrieben hat R. Simeon Ben-Jochai auf eine redliche Weise“.

Auf 2/3 verkleinert.

- 1) Die Stadt und Festung Schweißnitz. 2) Das in die Luft gestoßene Pulvermagazin 3) Die Sternschanzen. 4) Lünetten.
- 5) Approachen. 6) Lager der Kaiserlichen Armee um Schweißnitz. 7) Abgedeckte Vorläufe.

ernstem Heldenmut ihnen fühlun entgegen. Die Furcht vor dem heraufrückenden König, wie andererseits die leichtfertigste Sicherheit „die preußische Wachparade“ aus dem Felde zu schlagen, rief ein unentshlossenes Zaudern unter den Oberbefehlshabern hervor. Vor der Weistritz, nordwestlich von Breslau mit der Mitte bei Leuthen, hatten sie sich in ausgedehnter Linie aufgestellt, und als im Morgengrauen des 5. Dezember der König sein Manöver begann, und sowohl Luchesi vom rechten wie Radasdy vom linken Flügel vom Prinzen Karl von Lothringen dringend Unterstützung erbaten, war man völlig in Unklarheit, was der König wolle, ja Daun meinte sogar, er werde überhaupt nicht angreifen. Hier zeigte sich das Genie des königlichen Feldherrn auf seiner Höhe. Der Angriff auf den rechten Flügel war nur Schein gewesen, und so wurde der linke Flügel vom General von Wedell, dem Prinzen Moritz und Ziethen geworfen, ehe er von der Mitte aus unterstützt werden konnte. In heizem Kampfe wurden die Österreicher dann aus dem Dorfe Leuthen herausgedrängt, und der zähe Widerstand, den sie hinter ihm noch zu leisten versuchten, durch die Reiterei unter General Driesen und die Artillerie niedergeschlagen. Diesmal waren die Anordnungen des Königs namentlich vom Prinzen Moritz genau befolgt, und der wunderbarste Sieg, „das Meisterstück von Bewegungen, Manövern und Entschlossenheit“ nach Napoleons Ausdruck, errungen. Mit einem zweimal bis dreimal geringeren Heer hatte der König die 80—90 000 Österreicher aufgerieben, zur regellosen Flucht genötigt. Nur die einbrechende Nacht hinderte ihn, wie er selbst sagt, sie zur entscheidendsten des Jahrhunderts zu machen. Bis an das Ende seines Lebens dachte Daun an diesen Tag des Schreckens nur mit dem schaudernden Gebet, daß Gott vor ähnlichem Unglück Österreich bewahren wolle.

So war der König, den man so schnell zu vernichten gedacht, am Schlusse dieses ruhmvollen Jahres nicht nur im vollen Besitz seiner Staaten und ebenso

1757
5. Dezbr.



General Mack, 2. Die Überquerung der Oder und Neisse 3. Der Generalstab 4. Das preußische Grenadiere, 5. Rechte Könige Gruppen.

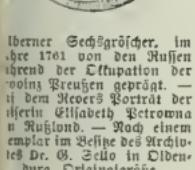
Übergabe Breslaus an die Österreicher am 24. November 1757.

Gezeichnet und radiert von Georg David Nessenthaler (geb. um 1695), auf etwa $\frac{2}{3}$ verkleinert.

Sachsen, sondern er, den man so sicher zu erdrücken gedacht, war der Held des Jahrhunderts geworden. Über den Erdkreis scholl der Ruhm seiner Thaten, und in Deutschland war der entschlummerte Nationalgeist erweckt. Anspruchslos, aber mit freudiger Begeisterung sang Gleim seine preußischen Grenadierlieder, und nicht besser glaubte er den „alten Fritz“ zu rühmen, als mit dem Aufruf an die ganze deutsche Nation „Lasst uns Deutsche sein und bleiben!“

Im folgenden Jahre übernahm Friedrich die weitere Bekämpfung der 1758 Österreicher und Russen, während die hannöversche Armee, deren Kapitulation auf die Nachricht von Roßbach der König von England nicht bestätigt hatte, unter einem so hervorragenden Feldherrn, wie der Herzog Ferdinand von Braunschweig war, die Franzosen bekämpfen sollte. Denn Ludwig XV. hielt ungeachtet aller Einreden seiner Staatsmänner fest an Österreich. Seine Truppen waren wieder in Hannover vorgedrungen, wurden aber von Ferdinand allmählich zurückgedrängt und schließlich jenseits des Rheines bei Krefeld am 23. Juni geschlagen.

Währenddessen hatte König Friedrich im April die Festung Schweidnitz zurückerobered und war in Mähren eingedrungen, um den Krieg auf feindliches Gebiet hinüberzuspielen, musste sich jedoch nach



Österner Schlossgrößer, im Jahre 1761 von den Russen während der Eroberung der Provinz Preußen geprägt. —

— dem Reverses Porträt der Kaiserin Elisabeth Petrowna von Russland. — Nach einem Exemplar im Besitz des Archivs

des Dr. G. Sello in Oldenburg. Originalgröße.

Abert.



Silberner Schlossgrößer, im Jahre 1761 von den Russen während der Eroberung der Provinz Preußen geprägt. — Auf dem Reverses Porträt der Kaiserin Elisabeth Petrowna von Russland. — Nach einem Exemplar im Besitz des Archivs

des Dr. G. Sello in Oldenburg. Originalgröße.

Abert.

vergeblicher Belagerung von Olmütz wieder zurückziehen und sich gegen die Russen wenden, welche seit Anfang des Jahres mit größerer Energie als bisher ihre Angriffe unter Aermor angenommen hatten. Östpreußen behandelten sie völlig als eine russische Provinz, zwangen die Einwohner, der Kaiserin zu huldigen, stellten russische Beamte an die Spitze der Verwaltung und übten demgemäß auch die Münzhöheit aus. Merkwürdig genug sehen die Geldstücke des preußischen Staates mit dem Bildnis des Zarin aller Russen aus! Von Preußen waren die Russen unter Seingen und Brennen durch Polen bis an die Oder vorgedrungen, häusten schrecklich in der Neumark, und schon belagerten sie Küstrin, schossen die Hämmer der Stadt in Brand. In kunstreicher Weise führte der König von Mähren aus durch Böhmen seinen Rückmarsch nach Schlesien aus und wandte sich, während sein Bruder, Prinz Heinrich, Sachsen und Markgraf Karl Schlesien verteidigen sollten, gegen die Russen. Mit nur 14 000 Mann kam er im August nach Küstrin, vereinigte sich mit den Truppen, die unter dem General Grafen Christoph zu Dohna bisher gegen die Russen und Schweden gekämpft, umging mit seinen etwa 36 000 Mann die Stellung der 40 000 Russen beim Dorfe Quarischen, und am 25. August ordnete er seine Scharen südlich von Borndorf zum Angriff. Es wurde ein furchtbares Ringen, ein schreckliches Blutbad, denn hier sotzen die Preußen, über die vielfachen Schrecklichkeiten der Russen erbittert, um ihr Heimatland, um Haus und Herd. Und die Russen, wie wuchtig sie auch getroffen wurden, wie furchtbar die wiederholten Reiterangriffe unter Seydlitz ihre Reihen lichteten, wandten sich nicht zur Flucht, ließen sich lieber einzeln zu Tode schlagen.

aller Russen aus! Von Preußen waren die Russen unter Seingen und Brennen durch Polen bis an die Oder vorgedrungen, häussten schrecklich in der Neumark, und schon belagerten sie Küstrin, schossen die Hämmer der Stadt in Brand. In kunstreicher Weise führte der König von Mähren aus durch Böhmen seinen Rückmarsch nach Schlesien aus und wandte sich, während sein Bruder, Prinz Heinrich, Sachsen und Markgraf Karl Schlesien verteidigen sollten, gegen die Russen. Mit nur 14 000 Mann kam er im August nach Küstrin, vereinigte sich mit den Truppen, die unter dem General Grafen Christoph zu Dohna bisher gegen die Russen und Schweden gekämpft, umging mit seinen etwa 36 000 Mann die Stellung der 40 000 Russen beim Dorfe Quarischen, und am 25. August ordnete er seine Scharen südlich von Borndorf zum Angriff. Es wurde ein furchtbares Ringen, ein schreckliches Blutbad, denn hier sotzen die Preußen, über die vielfachen Schrecklichkeiten der Russen erbittert, um ihr Heimatland, um Haus und Herd. Und die Russen, wie wuchtig sie auch getroffen wurden, wie furchtbar die wiederholten Reiterangriffe unter Seydlitz ihre Reihen lichteten, wandten sich nicht zur Flucht, ließen sich lieber einzeln zu Tode schlagen.

Preussische
Kriegslieder
 in den
 Feldzügen 1756 und 1757
 von
 einem Grenadier.



Mit Melodien.

Berlin,
 bei Christian Friedrich Voss

Titelblatt zu den 1758 erschienenen
 Kriegsliedern
 von J. W. L. Gleim, in Originalgröße.

Ungünstig genug verlief der Kampf der Russen war der Anprall, mit dem besonders Seydlitzens Reiter immer wieder gegen ihre Scharen losstürmten. Zuletzt blieb den Preußen der Sieg. Bei 18 000 Toten hatten die Russen doch nur 3000 Gefangene zu belagern. Sie wurden erst in die Kasematten Küstrins, dann über Berlin — wo die Einwohner, der bekannte Künstler Chodowiecki unter ihnen, die verhungerten Kerle freundlich und weichherzig bewirteten — nach Magdeburg gebracht. Die Russen gingen, vom Grafen Dohna verfolgt, nach Pommern, belagerten Kolberg vergeblich, mußten schließlich bis über die Weichsel zurück.



Schlacht bei Zorndorf am 25. August 1758.

Gleichzeitige Radierung eines unbekannten Künstlers aus dem Verlag von Jakob Geiß in Nürnberg.
 A St. Königl. Maj. von Preußen, auf einer Anhöhe befindlich um die Dispositionen der Bataille zu machen. B Das Preußische Lager des Tercyel den 24 Aug. als den Tag vor der Bataille. C Prinz Moritz von Sachsen selbstige Anführung der Cavallerie. D Gefangenennahme des Russischen General-Cavallier von Soltow. E Einhäufung der Preußischen Cavallerie unter Comando des Generals von Seydlitz. F die in die Flucht gebrachte Russische Cavallerie und Infanterie. G Zorndorf. H Quatzen. I Güstlein. K die von den Russen während der Bataille in Brand gesteckte Dörfer.

Friedrich selbst hatte leider an eine persönliche Verfolgung und Vernichtung des russischen Heeres nicht denken dürfen. Denn unterdessen war Daun in die Lausitz eingedrungen und hoffte dem Prinzen Heinrich, der bei Gamig seine etwa 25 000 Mann in einem Lager vereinigt hatte, in den Rücken zu fallen, während eine neue Reichsarmee ihn von der Stirnseite angreifen sollte. Gelang dies, so war Dresden und ganz Sachsen verloren. In Eilmärtschen zog Friedrich heran, legte in acht Tagen fast dreißig Meilen zurück. Damit war Sachsen gerettet, und Daun beschränkte sich nun darauf, den König von Niederschlesien abzuhalten. Am 6. Oktober bezog er ein unangreifbares Lager bei Kittlitz, während der König durch das Verbündnis des Generals Rehov, mit dem er sich vereinigen wollte, in die gefährdetste Stellung bei Hochkirch rückte und hier sogar, um einen vom Feldmarschall Keith herangeführten Wagenzug mit Lebensmitteln zu er-



Nach dem Gemälde von Johann Christian Fries (1780—1815) gestochen von Bennet Salomon (gest. ca. 1810). Auf etwa 1/3 verkleinert.



D. Chodowiecki, d. 17. Februar 1801

Die ersten russischen Gefangenen in Berlin nach der Schlacht bei Zorndorf am 25. August 1758.

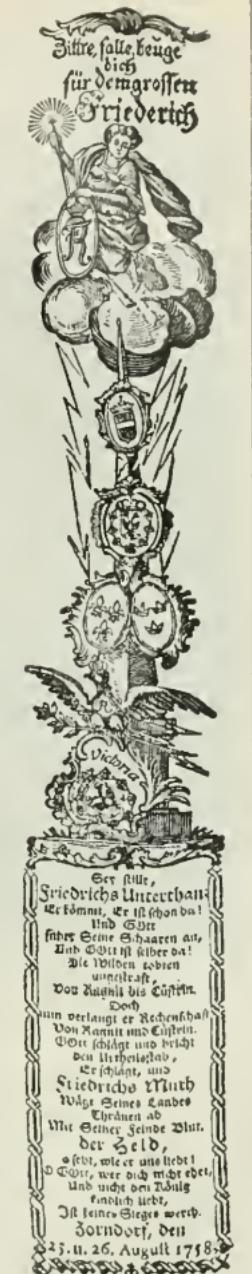
Nach einer Zeichnung von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726–1801), auf etwa $\frac{1}{2}$ verkleinert.
Rechts am Rande des Bildes der Künstler mit seiner Frau.

warten, eine Nacht länger stehen zu bleiben genötigt war, als er beabsichtigte. Allerdings hatte Friedrich auf die Unentholzenheit Dauns wohl gehofft, aber all die Erzählungen von dem unbegreiflichen Eigentüm und der Halsstarrigkeit, mit welcher er den weisen Ratschlägen seiner klugen Generale gegenüber in einer unhaltbaren Stellung verharret habe, sind als unsinnige Verleumdungen hente nachgewiesen. In der That ermannte sich Daun, den König in der Nacht vom 14. zum 15. Oktober zu überfallen, und mit seinen 67 000 Mann gelang es ihm, wie bekannt, trotz Bietens Wachsamkeit, und trotz der verwegenen, fünfmal wiederholten und mit dem eigenen Leben bezahlten Angriffe Reiths, die 37 000 Preußen zu besiegen.

Doch wünschte Dann nicht, wie er den Sieg verwerten sollte, und gab ihm nicht die geringste Folge. König Friedrich konnte ungestört durch die Niederlage nach Schlesien rüden, Meissen entsezen. Aus Schen vor einer Schlacht wisch Dann dem König aus, suchte abermals Dresden zu nehmen, während die Reichsarmee Leipzig und Torgau besiegen sollte. Jenes vereitelte Fünf — Prinz Heinrich hatte die Fortführung des Oberbefehls verweigert — dieses Graf Dohna und General von Wedell, und als der König — denn die Belagerung von Dresden wurde bei der Nachricht von seiner Annäherung sofort aufgehoben — nach Sachsen zurückmarschierte, eilte der Sieger Dann über die Berge nach Böhmen zurück. So endete auch der dritte Feldzug, ohne daß irgendwie die Pläne der Verbündeten erreicht worden wären. König Friedrich behauptete alle seine Ländereien.

Aber nun fehlten ihm doch die Mittel, in einem fähnreichen und umfassenden Angriff den Gegnern zuvorzutreten. Die Rekrutierungen wurden immer schwieriger, und wenn auch das Heer noch auf 120000 Mann gebracht wurde, so fehlte ihm doch bei weitem jene eiserne Zucht und soldatische Fähigkeit, welche dem Könige in den ersten Feldzügen zu gebote gestanden. Das Beste war noch, dem Feinde Magazine zerstören und überhaupt alles das thun, was den Beginn der Feindseligkeiten möglichst weit hinausschob. Wohl blieb Friedrich in Wahrheit auf die Verteidigung beschränkt, aber stets war er doch darauf bedacht, möglichst offensiv zu handeln, um den Feind nicht zu ermutigen. Niemals hätte der König mutwillig mehr auß Spiel gesetzt, als die politische und militärische Lage verlangte. Aber wenn diese es forderte, dann war er immer bereit, selbst das Höchste zu wagen. Vor allem blieb er bemüht, das Bewußtsein, moralisch dem Feinde überlegen zu sein, in seinen Truppen zu erhalten. Auch die jungen Rekruten sollten zu soldatischer Tugend wieder erzogen werden, auch sie sollte der feste Entschluß erfüllen, der den König unerschütterlich beseelte, zu siegen oder zu sterben. Dann mußte sich doch noch das Geschick zwingen lassen. Allerdings stritten sich Österreicher und Franzosen über den Kriegsplan, indem jene je ein französisches Heer in Sachsen und in Schlesien verwendet wissen, diese aber Hannover wieder erobern wollten. Ein Zug, den Prinz Heinrich nach Thüringen zu thun nur widerwillig übernahm und nur mit halben Kräften ausführte, hatte auch nur die halbe Wirkung, und Herzog Ferdinand von Braunschweig erlitt bei Bergen unweit Frankfurt am 13. April eine Schlappe, die den Franzosen Frankfurt überließ, und die er erst am 1. August durch seinen Sieg bei Minden wieder ausgleichen konnte. Immerhin hielt er die Franzosen fern, und ein neuer Zug, den Prinz Heinrich endlich auf vielschlesches Drängen des Königs nach Franken unternahm,ührte zwar nicht die Vernichtung der Reichsarmee

aus der Zeit des 7jährigen Krieges stammen die sogenannten Bivatbänder; sie sind schmale, lange Seidenbänder von verschiedensten Farben, welche mit sottäts, allegorischen Darstellungen und Versen bedruckt und an patriotischen und Familiensfesten — ähnlich wie heute etwa die Festmedaillen — von Männern und Frauen an Brust und Achsel, als Gürtel, Biesen und Haarschleifen getragen wurden. Ihren Namen haben die Bänder von dem auf ihnen oft wiederholten Worte „vivat“. Von diesen interessanten Erinnerungszeichen sind uns nur noch sehr wenige erhalten geblieben (etwa 60 Stück). Das früheste Band, welches wir kennen, wurde anlässlich der Schlacht bei Roßbach im Jahre 1757 hergestellt; nach dem Hubertusburger Frieden treten die Bänder nur sehr vereinzelt auf. — Das nebenstehende, wie das auf Seite 884 wiedergegebene Bivatband sind nach den Originalem es Regierungsschlosses G. G. Winkel in Magdeburg, des Besitzers der größten Sammlung von Bivatbändern, reproduziert.



Bivatband auf die Schlacht bei Rossbach.

Nach dem Originale aus 85 verkleinert.

herbei, hielt auch sie indeß für mehrere Wochen von dem östlichen Kriegsschauplatz zurück.

Um so gefährvoller mußte die Vereinigung der Österreicher und Russen werden, die immer näher zu rücken schien, da Graf Dohna auch nach einer geringen Verstärkung nicht im stande war, ihnen den Weg nach Schlesien zu verlegen. Und Friedrich mußte bei Landeshut wie auf der Laner liegen, abwarten, ob es dem ihm um mehr als die doppelte Truppenzahl überlegenen Daun — dem inzwischen der Papst für den Sieg bei Hochkirch einen geweihten Hut und Degen gespendet hatte — nicht gesalzen würde, ihn anzugreifen, oder ob er wirklich dazu die Ankunft der 60 000 Russen abwarten würde, die jetzt Salyktow befahlte. In der That waren diese schon bis Züllichau gekommen, und Friedrich, selbst mit Dauns im Juli endlich zögernd unternommenen Bewegungen beschäftigt, sendete ihnen den General von Wedell mit unumschränkter Vollmacht als Diktator entgegen. Da erlitt dieser am 23. Juli in der Nähe von Züllichau bei Ray eine schwere Niederlage, die er zwar nach Friedrichs eigenem Urteil in seiner Weise verschuldet hatte, die nun aber doch endlich Daun bestimmt, die Generale Landon und Hadit mit 35 000 Mann den Russen entgegenzufenden. Auf dem rechten Ufer der Oder vereinigten sich die Österreicher und Russen, trotzdem de-



Generalfeldmarschall Herzog Ferdinand von Braunschweig.
Nach dem Gemälde von Johann Georg Bielenß (1716—1777) gezeichnet
von Clemens Wohlf (1754—1807). Auf etwa $\frac{1}{4}$ verkleinert.

König durch Gewaltmärche es zu verhindern gesucht hatte.

Gleichwohl mußte er sich zur Schlacht entschließen, um sich so bald nur irgend möglich wieder gegen Daun wenden zu können. Das war ja sein Ziel, seine Heeresträfe durch rasche Bewegungen und fühlne Schläge bald auf diesen, bald auf jenen Gegner gleichsam zu verdoppeln und so die zahlenmäßige Überlegenheit seiner Gegner, soweit dies thunlich, auszugleichen. So mußte er hier mit übermüdeten und ausgehungerten Truppen den Angriff auf die bei Kumerstdorf vereinigten Russen und Österreicher unternehmen auf einem äußerst ungünstigen Terrain. Wohl wurde das russische Fußvolk bis zur Auflösung zurückgetrieben, aber an den mehrsachen Terrainabschnitten konnte es sic-

1759

12. Aug

Unter Wahrheit. ALVY VON HÜLIGENZ erließ Dresden vom feinen WATH-Kunstler in Proverbien.



Abzug der Preußen aus Dresden am 8. September 1759.
Gleichzeitige Radierung eines unbekannten Künstlers, auf etwa $\frac{1}{5}$ verkleinert.

nieder sahen, und im Moment der größten Ermattung der preußischen Krieger hante Laudon seine Reiterei gegen sie losjagen lassen. Was auch Friedrich, immer in der höchsten Gefahr für seine Person, versuchte, die Schlacht war nicht nur verloren, sondern das ganze preußische Heer in voller Auflösung. Ungeheuer war der Verlust auf beiden Seiten, und neben 16 000 Feinden lagen über 8 000 Preußen auf der Wahlstatt, fast die gesamte Artillerie war verloren. Es war die schwerste Niederlage, die Friedrich je erlitten, nun mußten die Pläne seiner Gegner Wahrheit werden, nun mußte der Staat zusammenbrechen. Mit vorahnendem Geist hatte Friedrich das Unglück gefühlt, alle Vorbereitungen geöffnet für den Fall, daß er in der Schlacht bliebe. Nun will ihn das Unglück übermannen, und er denkt wohl daran, selbst Hand an sich zu legen.

Aber — und das ist das Große — in dem Augenblick der tiefsten Niedergeschlagenheit sinnt sein Geist schon wieder auf Wege, auf denen die Rettung möglich sein möchte, und eben in seiner Spannkraft, in der unerschütterlichen Elendskraft, mit welcher er sich nicht entmutigen ließ, in der Persönlichkeit Friedrichs allein beruhte die Rettung des Staates. Schon am 19. hatte er bei Ürstenwalde wieder 30 000 Mann zusammen, zu denen er noch 4—5000 Mann zogen, die General von Kleist bisher gegen die zeitweise bis in die Uckermark vorgedrungenen Schweden geführt. In Schmotseifen, später bei Sagan, stand Prinz Heinrich mit 35 000 frischen Truppen, die Russen waren ermüdet, zum Teil kampfunfähig und jedenfalls kampfunlustig. Die zerstreuten österreichischen Truppen unter Daun sollten nur die Verbindung zwischen beiden königlichen Trümmern hindern und in Schlesien Festungen erobern. Leider ging durch eine vereilte Kapitulation jetzt noch Dresden verloren, Friedrich aber öffnete sich nach den Marsch nach Glogau wieder den Zugang zu Schlesien und befahl dem Prinzen Heinrich, nach der Elbe zu marschieren, damit Dresden wieder genommen

Zu Seiner Majestät
des Königs
Geburtstag.
Den 24 Jan. 1759.



Monarch,
Die jauchzt Dein glücklich
Land!
Dwar fühst Du Waffen
in der Hand,
Doch nur den Unterthan
zu decken;
Dich schaut der nördlichste
Barbar;
Du bist, was noch kein König
war;
Du bist der Välder Glück
und Schrecken;
Nicht aber, als Dein Feind
Dich suchen kan,
Lieb Dich, o Held!
Dein Unterthan.

Kivatband auf den Geburtstag des
Königs Friedrich II. am 24. Jan. 1759.
Nach dem Originale auf 2/3 verkleinert.
S. a. d. Beweisungen zu dem Kivat-
band auf S. 381.

werden könne. Anfangs Oktober konnte sich Prinz Heinrich mit dem General Fink in der Nähe von Meißen vereinigen, und er und Dahn manövrierten nun künstgerecht vor einander hin und her. Erst als der König selbst in Sachsen erschien, wurde der Versuch, Dahn zum Rückzuge nach Böhmen zu zwingen, energisch aufgenommen, und zu diesem Zweck auch Fink mit fast 15 000 Mann in den Rücken der österreichischen Armee gesandt. Leicht aber glückte es Dahn, diesen inzwischen schon geschwächten Heeresteil bei Maxen zu umzingeln und völlig gefangen zu nehmen. Das war für Friedrich ein neuer furchtbarer Schlag, den man in Wien mit Recht als ein Wunder pries. Infolge dessen blieben die Österreicher in Sachsen, aber auch der König nahm hier seine Winterquartiere, und ungebogen durch den neuen Unfall hielt er Dahn fest in einer nichts weniger wie behaglichen Stellung.

Trübselig genug ließen sich die Verhältnisse auch im nächsten Feldzuge an. Die Truppenzahl ließ sich nur unter den schwierigsten Verhältnissen ergänzen, ihre Tüchtigkeit wurde trotz aller Bemühungen des Königs eine geringere, und überall war namentlich der empfindlichste Mangel an Offizieren eingetreten. Der Geldmangel wurde immer fühlbarer, die Lebensmittel immer geringer. Der König blieb durch Dahn, der jedem ernsten Angriff auszuweichen wußte, in Sachsen beschäftigt, Prinz Heinrich, der Schlesien ursprünglich decken sollte, mußte den Russen entgegenziehen. Durch die Grafschaft Glaz aber zog Landon gegen Jonqué, der mit 11 000 Mann bei Landeshut stand, heran, schlug ihn nach der heldenmütigsten Verteidigung, nahm den General, den drei Säbelhiebe getroffen, gefangen. Bald darauf fiel Glaz in die Hände der Österreicher und Breslau entging nur durch seinen energischen Kommandanten Taunghien, sowie durch den herbeilegenden Prinzen Heinrich, demselben Schicksal. Der König hatte inzwischen fast das Unmögliche geleistet um durch irgend einen Schlag gegen die Hauptarmee oder gegen Dresden sein moralisches Übergewicht herzustellen, jetzt aber mußte er eilends nach Schlesien aufbrechen und zugleich auch durch seiner Abmarsch Dahn zu eben solchem bewegen. In der That geschah dies, aber es geschah auch, daß sich Dahn mit Landon vereinigte, und daß ihm auf seine Bitte ein russisches Korps unter Czernytschen



Belagerung der Festung Glatz durch die Österreicher im Juli 1760.

Steichzeitige Radierung eines unbekannten Meisters aus dem Verlage von Johann Martin Will in Augsburg, auf etwa $\frac{2}{3}$ verkleinert.

utgegesandt wurde, so daß Friedrich die Verbindung mit Breslau verlor. Bei Liegnitz bezog er ein Lager und hier hoffte Laudon, den König zu über-
llen, doch eine Husarenpatrouille entdeckte rechtzeitig seinen Anmarsch, und der
planten Überraschung gegenüber bewährte Friedrich wieder seine ganze Genialität.
In drei Stunden war Laudon gründlich besiegt, reichlich ein Drittel seiner Krieger
hatte den Ueberfall mit dem Leben bezahlt, und Daun hatte nicht einmal ein-
eisen können.

Doch selbst dieser Sieg war nur ein Teilsieg, der zwar den Mut der
preußischen Truppen belebte, aber den Feldzug nicht entschied. Sehr schmerzlich
war es namentlich, daß die Russen unter Tottleben gegen Berlin vorgingen und, 1760
sobald sie zurückgewiesen waren, im Verein mit Österreichern unter Lachy
Berlin zur Kapitulation nötigten. Besonders Lachs Truppen hausten furchterlich,
wüsteten auch die Schlösser in Charlottenburg und Schönhausen. Und der
hungrige Daun beobachtend und wieder ausweichend folgte, mußte jetzt zum
großen Berlins eilen. Allerdings räumten die Feinde die Hauptstadt schon auf
die Nachricht von seinem Anmarsch, das Wichtigste blieb aber doch, der öster-
reichischen Hauptarmee unter Daun beizukommen, um einen Umschwung der Ver-
hältnisse noch vor Einbruch des Winters zu ermöglichen. Endlich gelang es am
1. November, Daun zwischen Torgau und den Sumpfger Höhen festzuhalten. In
diesem Bogen mußten die Truppen des Königs Dauns Stellung umgehen, um
gleichzeitig mit dem General von Bieten, der von vorn angreifen sollte, Daun
den Rücken zu fallen. In wahrhaft großhartiger Weise sollte Daun zwischen
Feuer genommen werden. Ein Fertum über die Stellung des Feindes,
wie der weitere Fertum, daß Bieten schon im Kampfe stehe, bewirkte dann,
daß der Angriff nicht gleichzeitig begann. Daun ließ all seine Truppen kehrt
machen, und indem nun lediglich der Angriff auf die Stirnseite und allein durch 3. Nov.
Berner, Gesch. d. Pr. Staates.

den König ins Werk gesetzt wurde, fiel diesem eine furchtbare schwere Arbeit zu. Schon schickte Taun die Siegesbotschaft nach Wien, während der König — nur sein Pelz und ein goldenes Etui, das er in der Brusttasche trug, hatte ihn vom Tode durch die feindliche Gewehrkugel gerettet — keineswegs das Feld aufgegeben hatte. Da endlich erschien Zieten auf den Süptitzer Höhen, und so erschüttert waren schon die feindlichen Bataillone von Friedrichs Angriff, daß sie diesen



General Hans Freiherr von Zielen.

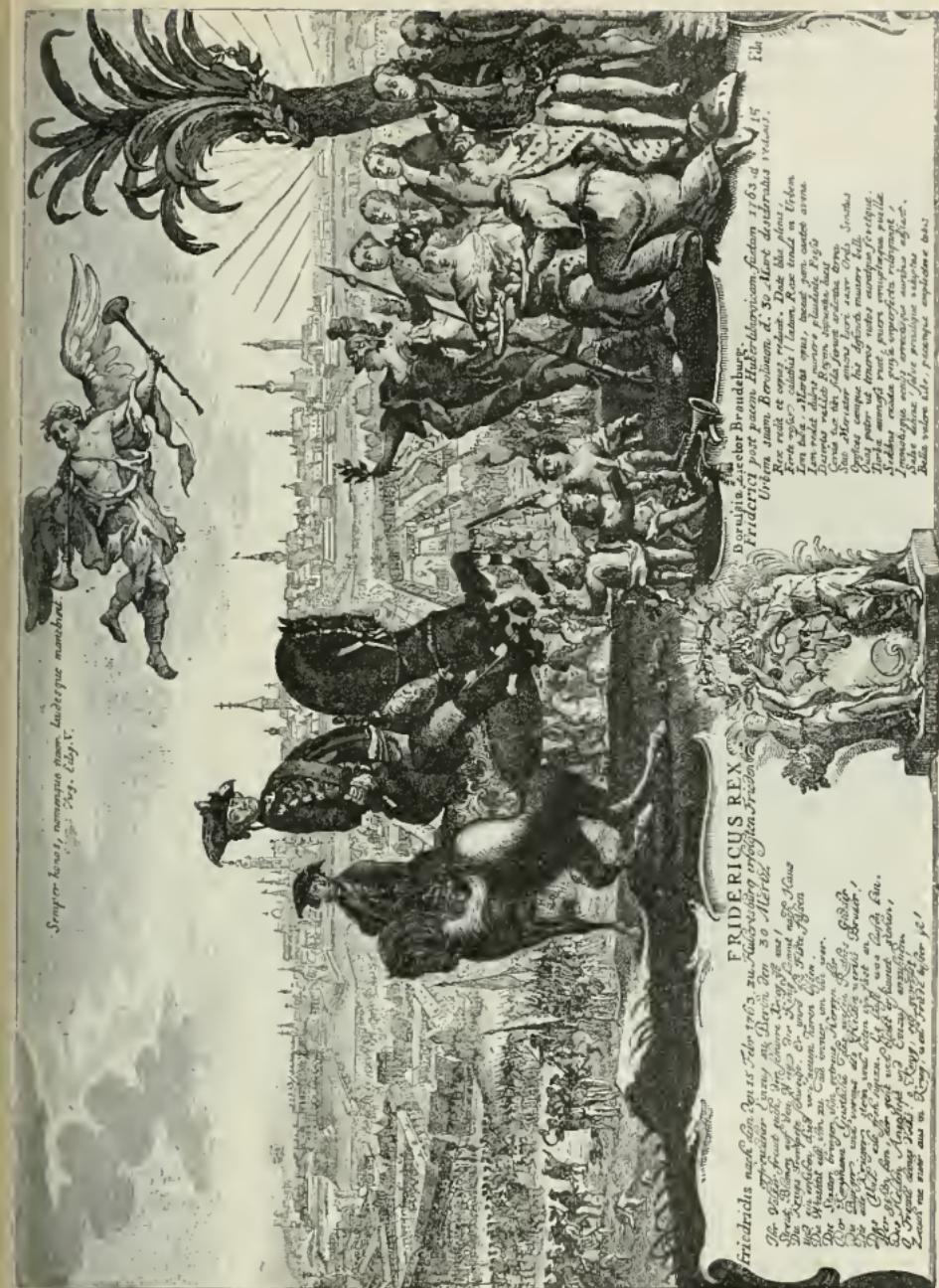
Nach dem Gemälde (1769) der Anna Dorothea Therbuschen (1722–1782) gestochen von Daniel Berger (1744–1824). Auf etwa $\frac{1}{3}$ verkleinert.

Bei der sichtbaren Erföpfung beider Teile, bei dem Friedensbegehr von Frankreichs, das in Nordamerika schwere Einbußen erlitten hatte, und bei der Unzuverlässigkeit der Russen konnte es im folgenden Jahre zu seiner größeren Entscheidung kommen, Friedrichs Lage wurde mithin auch nicht günstiger. Wahr vereinigten sich die Österreicher und Russen unter Bitturklin zur Wiedereroberung Schlesiens, aber die Uneinigkeit der Feldherren ließ es zu seinem entscheidenden Angriff auf Friedrichs Lager bei Bunzelwitz kommen. Dagegen eroberten die Russen Kolberg, das Oberst von Hende und Rettelbeck im vergangenen Jahre erfolgreich verteidigt hatten und Laudon nahm wieder Schweidnitz. Im Lager von

Strehlen hoffte man sogar, durch einen Verräter den König selbst aufheben zu können. Nur wenig fehlte, und der Schurkenstreich wäre gelungen. Einziglicher war noch, daß nach dem Tode Georgs II. von England auch Pitt gestürzt wurde, und nun die englischen Subsidien aufhörten, ja der neue Minister Bute, der nur Englands Interesse im Auge hatte, seine Abneigung gegen Preußen unverhohlen zeigte.

126

Mit großer Sorge, aber doch voll Zuversicht auf ein endliches Gelingen, sah Friedrich dem neuen Feldzuge entgegen, denn schließlich musste der Wille der Feinde unter der Last erlahmen, welche die jahrelange Erfolglosigkeit aller Anstrengungen ihnen auferlegte. Nun traf es sich sogar, daß mit dem Tode der Kaiserin Elisabeth die russische Politik sich völlig umänderte, und der für Friedrich begeisterte Kaiser Peter III. im Januar Frieden und Bündnis mit Preußen schloß. Es war freilich nur von kurzer Dauer, da Peter alsbald durch seine



Einzug des Königs Friedrich II. in Berlin am 50. März 1765, nach dem Hubertusburger Frieden.

Gleichzeitige Radierung von Johann Lorenz Rugendas, auf die Hälfte verkleinert.

Gemahlin Katharina des Thrones entsezt wurde. Doch hatte auch diese keine Neigung, einen Krieg fortzuführen, der ihrem Interesse widersprach. Sie wollte ganz von ihm befreit sein und berief ihr Heer von Friedrichs Seite wieder ab. Wieder war Friedrich der Truppenzahl nach bei weitem der Schwächere. Doch noch ehe General Czerninschew den ihm befohlenen Abmarsch ausführte,

griff Friedrich, während die Russen zwar unthätig, aber doch noch innerhalb der preußischen Schlachtlinie standen, dann bei Burkendorf an, besiegte ihn. Ebenso schlug er ihn am 16. August bei Reichenbach und konnte nun auch Schweidnitz wieder einnehmen. Endlich entschloß sich Prinz Heinrich, dem auch in diesem Jahre die Verteidigung Sachsen zugefallen war, zu einer Schlacht gegen die Reichstruppen und Österreich, die ihm unter dem Prinzen von Stolberg bei Freiburg gegenüber standen, und schlug sie leicht und glücklich am 29. Oktober.

Ohne Frage war nunmehr das Bedürfnis nach Frieden ein allgemeines, nicht am wenigsten natürlich bei den Staaten des Reiches, die ein Zug des Generals von Kleist nach Franken vollends bereit machte, den ihnen von Friedrich



Prinz Friedrich Heinrich Ludwig von Preußen.
Nach dem Gemälde (1765) des Karl Amadeus Philipp Vanloo
(geb. 1715, gest. etwa 1783) i. J. 1767 gefertigt von Georg Friedrich Schmiedl (1712–1775). Auf etwa $\frac{1}{4}$ verkleinert.

gebotenen Frieden anzunehmen. Wie aber der Anfang des Jahres den Österreichern die russischen Verbündeten entzogen, so entzog ihnen der Schluß des Jahres auch die französischen. Mit Erfolg hatte ihnen inzwischen der Herzog Ferdinand von Braunschweig widerstanden. Lord Bute aber hatte, in rücksichtslosester Treulosigkeit oder doch mindestens engherzig die englischen Interessen ausspiend, den Abfall von Preußen vorbereitet. Nun am 3. November schlossen England und Frankreich einen Präliminarfrieden zu Fontainebleau, und Österreich und Preußen standen allein einander gegenüber. Das war selbst für Maria Theresias Haß, für Kaunitzens

Widerwillen gegen Preußen zu viel, zumal seitens der Türken ein Einfall in Österreich wohl zu befürchten war. Endlich nach sieben sichtbar schweren Jahren waren die Gegner gebrochen. Am 27. November schlossen sie für den Winter Waffenruhe, in geschicktester Weise wußte Kaunitz den sächsischen Hof zur Vermittlung zu bewegen, und nach mancherlei Schachzügen konnten am 30. Dezember 1762 auf dem Jagdschlosse Hubertusburg bei Wurzen die Verhandlungen eröffnet werden, zu denen Friedrich, da er seinen Minister Grafen Lindensteine nicht entbehren konnte, den Geheimen Legationsrat von Herzberg bevollmächtigte. Mehrere Wochen zogen sie sich noch hin, endlich am 15. Februar wurde sowohl zwischen Preußen und Österreich, wie zwischen Preußen und Sachsen der Friede gezeichnet.

1763
15. Feb

Der ganze Krieg, in frevelhafter Weise zur Vernichtung Preußens herausbeschworen, war vergeblich gewesen. Friedrich versprach dem Erzherzog Joseph seine Stimme zur Kaiserwahl und blieb im Besitz aller seiner Länder. Die Stellung als gleichberechtigte Macht im Rote Europas war behauptet, aber unter welchen Opfern, welchen Entbehrungen! Ungestört durch den Krieg schweifte nun der Blick des Königs mit vollster Schärfe über sein Land, wie über die übrigen Staaten, und er sah, daß neue Aufgaben, neue Arbeiten und neue Schwierigkeiten seiner harrten. Was aber war natürlicher, als daß seine Feinde nun, da sie ihn nicht hatten vernichten, an seinem Besitz sich nicht hatten bereichern können, versuchen würden, auf andere Weise an Macht und Umfang zu gewinnen, also daß sie ihm dennoch überlegen sein möchten, ihn dennoch unterdrücken könnten!



Bildniss aus „J. G. Tieles, Beiträge zur Kriegskunst und Geschichte des Krieges von 1756 bis 1763.“, Freiberg 1781, räbiert von Daniel Nikolaus Chodowieck (1726–1801). Auf $\frac{1}{2}$ verkleinert



Einzug des türkischen Gesandten Ahmed Efendi in Berlin im Jahre 1763.
Nach der Radierung von Johann David Schleuen in »Les actions glorieuses de Frédéric le Grand«, Berlin o. J.
(nach 1763), etwas verkleinert.



Russische und österreichische Vergrößerungspläne.

Aus „R. Schüß, Rerum Pruss. Hist.“ Leipzig 1769.
Auf die Hälfte verkleinert.

ie umfassendsten Pläne Europas gegen den preußischen Staat, welche den furchtbaren Krieg heraufbeschworen hatten, waren völlig mißglückt, ja ihr gerades Gegenteil war zu unmöglichlicher Wahrscheinlichkeit geworden. Arm in Arm, so waren die Staaten Europas gegen Friedrich in die Schranken getreten, und auch der einzige ihm gewissermaßen verbündete Herrscher, der König von England, hatte noch während des Krieges sich ihnen beigezellt. Mit blutigen Köpfen waren sie heimgesucht. Friedrich behielt nicht nur, was er hatte, sondern er hatte Ungeheueres gewonnen.

Denn mit Ehrfurcht, mit staunender Bewunderung blickten alle Völker hinauf zu diesem einzig gearteten Monarchen, dem nichts, kein Drängen, kein Dränen, kein Unglück, keine Niederlage den ehernen Mut hatte bengen können, den ein stahlhartes Pflichtgefühl ihm in die Brust gepflanzt. Wahrlich nicht aus Ehrgeiz, nicht aus Ruhmger oder Eroberungssucht hatte er diesen Krieg begonnen, alle Mittel vielmehr hatte er benutzt, ihn zu vermeiden, selbst zu bitten sich herabgelassen. Im Bewußtsein der ihm obliegenden Pflicht gegen den Staat, in heiliger

Notwehr hatte er den hingeworfenen Handschuh aufgenommen, die Pflicht hatte ihm die Kraft gegeben, den Kampf auszuhalten und den Staat zu retten. Ein-
sam wie der Fels im Meer, so hatte er gestanden, und wild ausgepeitscht waren um ihn die Wellen in heftiger Brandung zusammengegeschlagen. Aber ohnmächtig waren sie, statt unter ihm den Boden zu unterhöhlen, an ihm abgeprallt. Ja der Kampf, der ihn vernichten sollte, hatte seinen Staat unendlich gehoben. Mehr ist es als eine landläufige Redewendung, wenn gesagt ist, Preußen war mit dem Hubertusburger Frieden endgültig in die Reihe der Großmächte getreten. Friedensschlüsse bezeichnen ja nicht nur das Ende eines Zeitraumes, sondern zugleich den Aufgang eines neuen. Riesengroß war der Staat gewachsen; einst hatte man ihn verachten zu dürfen, über ihn verfügen zu können geglaubt. Nun hatte er den Mächten, die seine Erhebung nicht hatten ertragen wollen, seinen Willen aufgezwungen, er war als gleichberechtigte, als mitbestimmende Macht nicht nur unter sie getreten, er hatte sie auch genötigt, als solche ihn gelten zu lassen. Das ganze Staatenystem Europas war ein anderes geworden, und das heilige römische Reich zeigte wenn nicht ein ganz anderes Gesicht, so doch unverkennbar andere Züge. Freilich der Kaiserpurpur war in der Hofburg zurückgeblieben, aber schon war er, wie die bayerische Kunstsäule gezeigt hatte, nicht nur zerstochen, sondern wirklich zerfetzt, und nie haben die blau und farblos gewordenen Steine des kaiserlichen Diadems für Friedrichs Augen einen Reiz gehabt. Man hat wohl gesagt, die schlesischen Kriege haben den Dualismus in Deutschland, den Gegensatz zwischen Österreich und Preußen geschaffen, zutreffender aber möchte die Behauptung sein, daß sie ihn nur dokumentiert, ihn äußerlich klar gelegt haben. Wenn nun einmal eine einheitliche Reichsgewalt zu schaffen unmöglich gewesen war und die Kaiserkrone bei einer Territorialmacht ruhen mußte, die aus einem bunten Gemenge fremder Nationalitäten sich zusammensetzte, die lediglich zu ihren Gunsten die kaiserliche Gewalt mißbrauchte und die kleineren, die kleinen und kleinsten Stände des Reiches durch Prozesse über ein armeliges Mein und Dein, durch Einmischung in ihre fast durchgängig jämmervollen Finanzen, durch den Unkenruf der angeblich gefährdeten, allein seligmachenden römischen Kirche oder wodurch sonst knechte, thyrannisierte, an sich fesselte — dann war für die deutschen Fürsten die volle Darlegung des österreichisch-preußischen Gegensatzes ohne Zweifel von großer Bedeutung. Jetzt war einer ihrer Ministerstände so mächtig, daß sie, wenn ihnen von Wien aus Gewalt angethan werden sollte, eine Zuflucht hatten, die sie ohne Furcht vor dem Grossen, vor dem strafenden Angesicht des höchsten Richters in Wien aussuchen konnten. Nicht lange, und die Zeit sollte erscheinen, wo sie mit einem herzlichen Gott sei Dank! es begrüßten, sich unter die preußischen Fahnen retten zu können. Und welch ein Segen des Dualismus, d. h. der Ebenbürtigkeit Preußens mit Österreich war es, daß nun auch im Rate Europas eine rein deutsche Stimme nicht allein gehört werden konnte, sondern auch gehört werden mußte. Die Lüge, als sei der von Österreich in diesem Areopag vertretene Wille — weil ja der Herrscher dieses vielgestaltigen Ländergemisches auch Oberhaupt des Reiches — zugleich der Wille der deutschen Fürsten, war nun aufgedeckt.

Immerhin aber war unter den großen Mächten — Holland war durch England inzwischen verdrängt — Preußen mit seinen vier bis fünf Millionen Einwohnern noch bei weitem der kleinste Staat, und weniger auf dem Umfang als auf dem persönlichen Ansehen des Königs beruhte das Gewicht seiner Stellung. Denn ohne Zweifel, nur die Person des Königs, seine Kraft, seine Arbeit, seine

von allen Schicksalsschlägen ungebeugte Willenskraft, sein Mut, seine Erfindungsgabe, sein Geist allein hatten den Staat gerettet, und folgerichtig ruhe daher auf seiner Person die Achtung, welche der Staat genoß. Dem Könige aber am wenigsten entging es, daß in der allein durch das materielle Interesse zusammengehaltenen oder zerrissenen Völkergemeinschaft das sittliche Übergewicht, das seine überragende Persönlichkeit in die Wagschale warf, ein entscheidendes doch nicht immer sein konnte. Allzu schroß war und wird immer das Wesen des Staates Macht und wieder Macht sein, und von seiner Macht das geistige wie materielle, das sittliche wie das sinnliche Emporkommen eines Volkes zum großen Teile abhängen. Und wieder um Macht zu haben, um Macht zu sein, bedürfte der Staat sowohl einer Wiederbelebung seiner inneren Kräfte und Gestaltungen, die — wir kommen daran zurück — teils verzehrt, teils wenigstens vertümmt waren, wie auch der guten Beziehungen wenigstens zu einer der Großmächte. Der König mußte eilen, von den Wunden, die der Krieg geschlagen, eher zu genesen, als die Feinde. Er mußte aber auch in dem Interesse, das die Großmächte wenigstens in dem Neid und der Missgunst gegen Preußen gemeinsam hatten, denjenigen Punkt zu finden suchen, in welchem er einer von ihnen nützlich sein könnte. Er mußte sehen, ob das preußische Interesse die Förderung eines fremden Interesses gestattete, ob er sich auf solcher Grundlage mit einer der Großmächte verbinden und so ihre durch die Gegnerschaft gegen Preußen gegründete Interessengemeinschaft zerstrengen könne.

Österreich und Frankreich fielen bei solcher Erwägung nach dem, was geschehen war, ohne weiteres aus, denn blutige Köpfe erzielen nur selten eine Herzengemeinschaft; England aber hatte, nachdem ihm Friedrichs Kriege, wie treffend gesagt wurde, Kanada in Deutschland erobert hatten, mit schändlichem Verrat gedankt, und Bute, der Minister Georgs III., leitete die englische Politik auch fernerhin ganz in den ausgefahrenen Geleisen der Eifersucht des Welfenhauses und der Selbstsucht des englischen Volkes. Allein Russland blieb übrig und schien um so eher zu gewinnen, als mit der zunehmenden Schwäche des Türkentreiches der Kampf gegen den Halbmond nicht mehr in dem Grade wie früher ein Zusammenhalten mit Österreich notwendig mache. Vielmehr setzten die russischen Begierden auf türkische Länder, die Hoffnung, am Bosporus und am Schwarzen Meer mit gleicher Willkür wie am finnischen Meerbusen zu gebieten, gerade eine Schmälerung der österreichischen Gewalt voraus. Eben dasselbe verlangten aber auch Russlands Pläne auf Polen. In der bodenlosen Beripplitterung, in dem fanatischen Religionseifer, in der umgebundenen, mit zügeloser Leidenschaft gemischaubrachten Verfassung, in der nichtswürdigen Anechtung der Unteren durch die Oberen, der würdelosen Kriegerei der Unteren vor den Oberen hatten die Polen längst so schwer an sich gesündigt, daß ihr Urteil reif war. Ob schon jetzt Katharina dem Gedanken, der wenigstens in der Lust lag, und den Panin offen aussprach, näher getreten war und die Verteilung der polnischen Länder beabsichtigte, mag dahingestellt bleiben. Am Tage lag, daß sie einen möglichst umfassenden Einfluß in Warschan zu üben wünschte. Und wieder diesen zu mäßigen, erforderte das Interesse Preußens. Nicht anders aber war dies bei der Eigenartigkeit des Geistes Katharinas und bei den Vorsprüngen, der, wie sie selbst zwischen Vollnst und Schlaueit hin und her schwankenden, Minister als durch ein Bündnis zu erreichen. Und soweit Katharinas Bestrebungen darauf ausgingen, beim Tode

König Augusts nicht einen Prinzen aus einem regierenden Hause, sondern einen Pfosten zum König erheben zu sehen, entsprachen sie dem preußischen Interesse, dem namentlich die Wahl eines sächsischen Prinzen durchaus zuwider war. Unter der Bedingung der Befestigung seiner eigenen Macht und der Erhaltung des deutschen Bezirks in Polen konnte Preußen daher Russland zunächst seinen Weg gehen lassen. Russland andererseits, ohnehin müde, wie bisher „am Seile Österreichs den Hund gespielt zu haben“, konnte nur im Verein mit diesem Staate auf einen Erfolg seiner polnischen Absichten rechnen, denn Österreich war gewiß nicht gewillt, ihre Verwirklichung zuzulassen, mußte ihnen vielmehr aller Erwartung nach selbst mit Gewalt entgegenwirken.

So wurde schon 1764 ein preußisch-russischer Bund geschlossen, der, nachdem Katharinas einstiger Liebhaber, Stanislaus Poniatowski, zum König gewählt, aber trotz der hinter ihm stehenden russischen Waffen nicht im Stande gewesen war, die polnischen Zustände irgendwie zu befestigen, am 4. Mai 1767 erneuert wurde.¹⁷⁶⁷ Friedrich verpflichtete sich, einen Angriff Österreichs auf die russischen Truppen in Polen mit einem Kriege gegen Österreich zu erwidern, Russland aber versprach ihm seinen vollen Beistand. Ein doppeltes Ziel war erreicht. Dem Einfluß Katharinas in Warschau war eine gewisse Schranke gezogen und einer etwaigen kriegerischen Neigung Österreichs ein Riegel vorgeschoben, ja dieses zu einer Annäherung an Preußen veranlaßt. Denn als nun in Polen der Parteienstreit der Dissidenten und Konföderierten zum Bürgerkriege ausschlug, als russische Gewaltthätigkeiten auf türkischem Gebiet, wohin Truppen der Konföderierten vor den Russen geflohen waren, einen furchtbaren Kampf zwischen Russland und der Porte entzündet hatten, da schien ein neuer allgemeiner Krieg vor der Thür zu stehen. Unter solchen Umständen glaubte doch selbst der österreichische Reichskanzler Kaunitz, Preußen entgegenkommen zu sollen. Er glaubte sogar wirklich, jetzt im Frieden die österreichischen Misserfolge des siebenjährigen Krieges auszuweichen zu können. Er meinte in der That dem polnischen Reich die Abtretung großer Gebiete an Preußen zunutzen zu dürfen, wofür dieses dann die Gefälligkeit haben werde, Schlesien an Österreich zurückzugeben. Zwei Voraussetzungen lagen den Plänen Kaunitz' zu Grunde. Die eine, daß Preußen, in dessen Interesse die Ausdehnung der russischen Macht nicht liegen könne, bereit sei, das Bündnis mit Russland zu brechen, die zweite, daß eben darum Friedrich jede Erneuerung der guten Beziehungen mit Österreich willkommen heißen werde. Nur die zweite traf zu. Die Wiederherstellung des Friedens war Friedrichs Ziel, aber gewiß nicht unter der Bedingung des Bruches seiner Verpflichtungen gegen Russland. Diese voll zu erfüllen, war vielmehr durch die Versuche Englands, ihm in Petersburg den Rang abzulaufen, für Friedrich ein Gebot der Notwendigkeit. Die eigene Erschöpfung Österreichs aber, sowie die Aussichtlosigkeit, von Frankreich wirkliche Hilfe zu erlangen, machten eine friedliche Lösung auch für Österreich notwendig.

Mit dem russisch-türkischen Kriege war die orientalische Frage aufgetaucht, die Frage, ob Russland oder ob Österreich am Bosporus die herrschende Stellung haben werde. Und unter der Wucht der russischen Siege, in der Furcht einer Vereinigung der russischen und englischen Segel im Schwarzen Meere, wie in der Gewissheit, von Frankreich nichts hoffen zu dürfen, sah das Haus Habsburg sich wieder einmal allein auf Preußen angewiesen. So kam es jetzt zu einer persönlichen Zusammenkunft des jungen, im Jahre 1765 gewählten Kaiser Joseph mit

1769 König Friedrich in Neiße und zu einer Erwiderung des kaiserlichen Besuches durch 1770 König Friedrich in Mährisch-Neustadt, wo sich auch der Kanzler Graf Kaminz eingefunden hatte. Es gab mancherlei Besprechungen, und Friedrich würdigte den ungestümten, „von Ehrgeiz verzehrten“ kaiserlichen Herrn eingehender Belehrungen, deren Summa wohl die gewesen sein möchte, welche Friedrich kurz vorher dem österreichischen Gesandten General Nugent gegeben. „Wir sind Deutsche, was geht es uns an, wenn Engländer und Franzosen sich um Kanada schlagen, oder Russen und Polen zugleich mit den Türken sich herumbalgen?“ So lebhaft im deutschen Interesse wünschte Friedrich wieder ein Zusammengehen mit Österreich zu ermöglichen, und das Resultat, eine gemeinsame Vermittelung bei Russland zu versuchen, entsprach auch etwa der Absicht des Königs. Doch es begreift sich, daß der Entschluß, Friedrich entgegenzukommen und preußische Interessen zu berücksichtigen, in Wien nur mit schwerem Herzen gesetzt war, und der junge Kaiser glaubte gewiß, sehr weise den König zu beurteilen, wenn er ihn zwar ein Genie nennt — er hätte sich blamiert, wenn er das nicht vorausgeschickt — aber hinzußetzt, „aus allem, was er, wie wunderbar immer, gesagt, habe er doch den Schelm herausgeföhlt“. Natürlich, wenn Österreich nach seinem Interesse handelte, so war das recht und gut, wagte aber Preußen von deutschen oder gar von preußischen Bedürfnissen zu sprechen, so belegte man seinen König mit einem Schimpfwort und ernstete dafür obendrein den Ruhm des geistreichen Mannes.



Zusammenkunft Kaiser Josephs II. und Friedrichs II.
zu Mährisch-Neustadt im Jahre 1770.
Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726–1801)
im Gothaer Hofkalender 1780. Originalgröße.

loßigkeit der Vermittelung bei Katharina vorausgessehen haben. Mit vollen Segeln dahersahrend gegen die entnervte Macht des Halbmondes, wie hätte sie der Wünsche die Nachbarn achten sollen! Hatte Österreich doch dank des von ihm selbst so leichtfertig angezettelten und so mühselig beendeten Krieges in Wahrheit nicht mehr die Kraft, das Schwert zu ziehen! Diese Ohnmacht Österreichs beim Auftauchen der orientalischen Frage war vielleicht die schlimmste Strafe für seine Begierde, den preußischen Staat aufzuteilen; nun vermochte es nicht mehr, nach eigenem Ermessens eine Frage von so tiegehender Bedeutung für sein eigenes Dasein zu entscheiden. Und doch die Lebensader hätte man sich durchschnitten, wenn man Russland nicht wenigstens in den Arm gelassen wäre. So besetzte Österreich das Zipsjer Komitat, d. h. es nahm polnische Landesteile einfach in Besitz und gab damit ein ansteckendes Beispiel. Der Gedanke, mit dem man bisher wie gespielt hatte, war Wirklichkeit geworden, und nichts hat nach Friedrichs Urteil die Teilung Polens mehr beschleunigt als

diese Maßregel. Sie war das Signal zur Beseitigung dieses dahinsterbenden Staates, der ins Rollen gekommene Stein, der alle Hindernisse überspringt und nicht mehr aufzuhalten ist. Katharina war außer sich; mit demselben Rechte könnten, so sagte sie, andere Nachbaren Polens verjährte Ansprüche geltend machen — und wie nun, wenn Russland solche geltend mache, wenn es sich mit Österreich verständigte, und beide, die orientalische Frage vorläufig lösend, über Polen das Los wärten? Müßte nicht Preußens Lage schlimmer, entzweilicher werden, als sie selbst in dem großen Kriege gewesen? Durch den unerwarteten Zuwachs an polnischem Gebiet mächtvoller als je, wären Russland und Österreich in langer Linie an die preußische Grenze vorgeschoben, hätten Preußen umklammert und bei erster Gelegenheit über den Haufen zu rennen versucht.

Begreiflicherweise setzte Friedrich alles daran, einen solchen für Preußen unerträglichen Zustand zu hintertreiben. In der That trug das verbindliche und sanftmütige Entgegenkommen, das sich Friedrich immer zur Pflicht gegen die Kaiserin Katharina gemacht, jetzt seine Früchte, und die Nachgiebigkeit, die er den russischen Wünschen in den letzten Jahren oft mit schwerem Herzen gezeigt, empfing ihren Lohn. Er hatte seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, angewiesen, eine Fahrt nach Stockholm über Petersburg zu machen. Glänzend empfing ihn Katharina, und ihr Anerbieten, Preußen für die ihr gezahlten Subsidien durch Gebiete, welche Ostpreußen mit dem Kern der Monarchie verbanden, zu entschädigen, zeigte, welchen Wert sie auf das Urteil des Hauptes der europäischen Fürstengemeinschaft legte. Je erfreulicher dieser Beweis dafür, daß Österreich ihn in Petersburg nicht überholt hatte, für Friedrich war, umso weniger konnte er Neigung haben, sich für den nun doch geplanten Angriff der österreichisch-türkischen Heere gegen Russland durch die von Österreich geforderte Neutralität binden zu lassen. Für diesen Fall erklärte er vielmehr, den Russen helfen zu wollen, und besetzte daher nach dem Abzug der Russen aus dem Posenschen eben diesen Teil des unseligen Königreiches. Ein Mordversuch auf den polnischen König und eine Neuwahl veranschaulichten die Vorherrschaft Russlands und die Unfähigkeit der Polen, sich zu erhalten, noch lebendiger, und Friedrich glich in Wahrheit dem Manne, dessen Nachbar sein Haus nicht ausschärfen wollte, obwohl es dem Einsturz drohte. Entweder er wurde mit ihm verschüttet, oder er mußte mit den anderen schließlich „mitmachen“. Er mußte vor allen Dingen die unklaren und ungeregelten Besitzverhältnisse in Polen zu irgend einem Abschluß bringen, welcher Russland wie Österreich befriedigte und die Ruhe zwischen ihnen erhielt. Er mußte den tatsächlichen Besitz der Mächte vertragsmäßig regeln, und aus den Willkürlichkeiten, aus deren Schoß nur eine Hydra mit ungezählten Köpfen entspringen konnte, in die Bahnen des völkerrechtlich anerkannten Besitzes überleiten, der allein den Frieden gewährte. So kam es im Frühjahr 1772 zu geheimen Verabredungen, am 5. August 1772 zu dem offenen Petersburger Vertrage zwischen den drei 1772 Mächten, der von dem polnischen Reiche Litauen mit 2500 Geviertmeilen und 824 000 polnischen Gulden Einkommen an Russland, Galizien mit 1500 Geviertmeilen und 2 700 000 Gulden Einkommen an Österreich und Westpreußen mit etwa 650 Geviertmeilen (auf Österreichs Verlangen jedoch ohne Danzig, ohne Thorn) und 512 000 Gulden Einkommen an Preußen gab.

Polen war verzweifelt, aber keine der Mächte Europas rührte sein Schicksal, die Geschichte hatte ihr unerbittliches Schicksal über die Lüge, die es einen Staat

nannte, gesprochen. Russland und Österreich nahmen einfach unter Bezugnahme auf ihre Vereinbarungen Besitz von dem Lande, Preußen hat es in dem Bewußtsein, ein deutsches Land dem Reiche wieder gewonnen zu haben. Friedrich wußte sehr wohl, daß er seine Grenzen im Osten zusammengenährt, seinen Staat abgerundet, daß er eine große Sache, die ihn seit Jahrzehnten beschäftigt, glücklich beendet hatte. Er war „Gott sei Dank im Zusammenhange mit Preußen“. Aber er wußte auch, daß er uralte deutsche Länder, die nur durch siegreiche Eroberungen der Polen dem Reiche entzogen waren, dem deutschen Wesen zurückgewonnen hatte. Mit voller Klarheit sprach er es bei der Besiegereisung aus. Was einst die Markgräfen von Brandenburg nicht hatten hindern können, war nun gesühnt, was der Große Kurfürst begonnen hatte, war fortgeführt, beinahe vollendet. Die alten deutschen Ordensländer waren wieder deutsch, und indem sie zugleich preußisch wurden, hatten sie die Gewähr für die vollen Segnungen dessen, was deutsche Arbeit, deutscher Fleiß und deutsche Pflichttreue dem Menschen zu geben vermögen. Europa aber war vor einem allgemeinen Kriege bewahrt.

Unendlich wichtig für die augenblickliche Lage Preußens war es ferner, daß die Befürchtungen Friedrichs, Joseph könne sich der Barbin nähern und in innigem Einverständnis mit Russland Preußen verdrängen, noch nicht Wirklichkeit geworden waren. Noch war der Gegensatz Österreichs und Russlands hierfür zu stark. Um so leidenschaftlicher aber tobte eine unersättliche Eroberungsgier im Herzen des Kaisers.
1774 Schon gab er von ihr ein weiteres Zeugnis, als er der von Russland zum Frieden von Kuschuck-Kainardsche und zur Anerkennung des russischen Einflusses genötigten Pforte auch die Bukowina nahm. Aber nicht dort, sondern in Deutschland selbst lagen seine Hauptwünsche. Ein altes deutsches Fürstenhaus wollte er aus Deutschland hinauswerfen, und einen deutschen Volksstamm, der seit Jahrhunderten mit seinem Fürstenhause in Treue verwachsen war, dem habsburgischen Scepter unterwerfen. Bayern zu einer österreichischen Provinz zu machen, die Wittelsbacher vom deutschen Boden zu verjagen, das schien ihm eine Aufgabe, würdig des habsburgischen Blutes, würdig der deutschen Kaiserkrone, die er trug. Und wenn dem Anwachsen der österreichischen und russischen Macht gegenüber die innere Fäulnis in Frankreich, wie — nach dem Absall Nordamerikas — auch die Ohnmacht Englands auf dem europäischen Festlande täglich sichtbarer wurde, so hatten Josephs Absichten die volle Ansicht des Gelingens, und das Übergewicht des russischen und österreichischen Kaiserhofes mußte ein unbedingtes werden. Beide fuhren fort, ihre revolutionäre Politik zu treiben, und hätten sie durchgesetzt, wenn nicht ein Staat, wenn nicht Friedrich ihnen entgegentreten wäre. Und welche weitgreifenden, welche umfassenden Pläne hatte Joseph schon für das Reich gefaßt, wie viel Änderungen glaubte er zunächst hier — denn in Österreich war er nur Mitregent seiner Mutter — ausführen zu sollen! Aber wie er „wohl Neigung hatte, zu lernen, doch keine Geduld, sich zu unterrichten“, so waren auch seine Pläne für das Reich im günstigsten Falle unausführbar. Neuen Most wollte er in den alten Schlund gießen und sah nicht, daß dieser, zerfressen überall, von der frischen, gährenden Flüssigkeit schließlich nur gesprengt werden mußte. Wie unbequem war es, daß Friedrich allen Versuchen, das Reich und seine Glieder zu unterwerfen, sich widersetzte, daß er sich der Rechte und des Besitzstandes der gefährdeten deutschen Fürsten kräftig annahm! Wie hoffte Joseph auf den Tod dieses Störenfriedes seiner

ehrgeizigen Pläne, als er im Jahre 1775 erkrankte! Auch Schlesien mußte ja dann sofort an Österreich zurückfallen! Doch die Vorsehung verlängerte das Leben des Königs, und Joseph mußte auf eine andere Gelegenheit warten.

Nun aber fügte es sich, daß der Kurfürst Max Joseph von Bayern gerade zu einer Zeit (Ende 1777) starb, wo die nordamerikanische Union begründet, ¹⁷⁷⁷ Friedrich sie anerkannt, ihre Gesandten empfangen hatte, und sowohl der Seekrieg gegen England wie der aufs neue auslohnende Kampf zwischen der Pforte und Russland die europäische Staatenwelt vollaus in Atem hielt. Jetzt glaubte Joseph die Zeit zur Ausführung seines alten Strebens gekommen, und günstig genug war in der That der Augenblick, um mit der Erwerbung Bayerns zugleich das österreichische Übergewicht im Süden und am Rhein sicher zu stellen. Ohne Rücksicht auf das Erbrecht des Pfalzgrafen Karl Theodor von Zweibrücken, ohne Rücksicht auf den allgemeinen Krieg, den er entzünden konnte, besetzte Joseph Niederbayern, und die deutschen Fürsten erzitterten. Wer war seines Besitzes noch sicher, wenn Österreich kraft des Rechts der Gewalt ein deutsches Fürstenhaus so beiseite schieben konnte? Und wer anders hätte helfen können, als Friedrich, den die Fürsten allerdings durch den gegen ihn geführten Reichskrieg nicht gerade sich verbunden hatten! Auf die Gefahr hin, einem neuen sieben- oder nach dem Ausdruck des Kanzlers Kaunitz einem zwanzigjährigen Vernichtungskriege entgegen zu gehen, sprang Friedrich in die Bresche. „Der Ehrgeiz des Kaisers muß sicherlich“, schrieb er, „in Schranken gehalten werden; wenn er unter den gegenwärtigen Umständen seinen Willen durchsetze, so würde sein Ehrgeiz, darauf kann man sich verlassen, so ausschweifend werden, daß es keinen Damm mehr gäbe, ihn zurückzuhalten. Nicht wegen der Uebel, die jetzt entstehen könnten, bin ich in den Krieg gezogen, sondern um denjenigen zuvorzukommen, mit welchen die Zukunft bedroht ist“. Das allgemeine Erbeben, das nicht lange nachher aufs neue durch die deutsche Fürstengemeinschaft über Josephs ausschweifende Pläne ging, sollte den Scharfsblick Friedrichs nur zu sehr als den richtigen darstellen. Für jetzt zuckte der Kurfürst Karl Theodor in ängstlicher Scheu zusammen und beeilte sich, in einer Verabredung Josephs Forderungen zu entsprechen. Ja lediglich dem Sporn, den Friedrich dem Thronfolger Karl Theodors, dem Herzog von Zweibrücken, eindrückte, nur den wiederholten Ermahnungen Friedrichs, die Würde und den Ruhm seines Hauses, die Selbständigkeit seines Landes aufrecht zu halten, war es zu danken, daß nicht auch dieser der Verabredung beitrat. Noch versuchte Friedrich den Frieden zu retten, und in Petersburg wie in Paris und auch in Dresden — denn Sachsen hatte Ansprüche auf den überaus reichen Allodialnachlaß des verstorbenen Kurfürsten — mußten seine Gesandten arbeiten, um das gute Recht der deutschen Fürsten gegen österreichische Habgier zu vertreten. Ja auch diese selbst suchte Friedrich zu einer einmütigen Erhebung, zu einem Fürstenbunde zu bewegen. Doch wieder mußte er es erfahren, daß alle Mühe, die seine Minister Finkenstein und Herberg, wie der frühere preußische Gesandte in Wien, Freiherr von Edelsheim, aufwandten, vergeblich war. Entrüstet schrieb er: „Diese Reichsfürsten sind lauter Furcht und ohne Thatkraft; das ist eine Schande für unser Jahrhundert, und ich erröte darüber für Deutschland“.

So schien es zur Entscheidung durch die Waffen kommen zu müssen. Im Juli rückten die preußischen Truppen ins Feld, und die sächsischen machten sich

marßhertig. Wohl hat man gesagt, Joseph habe mit der Besetzung Bayerns Friedrichs Versahren vor dem ersten schlesischen Kriege „kopiert“. Man hätte aber auch hinzusehen müssen, daß dem Versahren Friedrichs, bei aller Kühnheit, und wie aggressiv es sein möchte, ein sinnlich wie rechtlich gut begründeter Anspruch zu Grunde lag; Josephs Verfahren aber die schändliche Verleugnung jedes Erbrechtes, jedes moralischen Gefühls war. Mit größerer Berechtigung wird man sagen dürfen, diesmal habe Friedrich erreicht, was er früher vergeblich versucht hatte. Denn nicht sobald hatte er die Waffen ergriffen, als seine Verhandlungen auch Erfolge aufzuweisen hatten. Wie stürmisch, wie ungestüm der Kaiser zu kriegerischer Entscheidung drängte, so entsprach diese keineswegs den Absichten seiner Mutter. Allerdings lagte sie schon damals, daß der Sohn ihr das Heft aus den Händen winde, aber die Nachrichten aus Paris stimmtten die Hoffnung auf französischen Beistand tiefer und tiefer — wie auch hätte Frankreich ein solches Übergewicht Österreichs, wie Joseph es plante, in Deutschland dulden mögen! — und aus Petersburg lauteten die Meldungen schlimmer und schlimmer. Man mußte die bewaffnete Vermittelung Katharinas fürchten. So kam es, nachdem Joseph den Waffenstillstand zu brechen und das schlesische Neustadt niederzubrennen den traurigen Mut gehabt, in Teschen zu Friedensverhandlungen, die am 13. Mai zum Abschluß führten. Danach blieb die Selbstständigkeit 1779 Bayerns, wenn es auch das Innviertel an Österreich abtreten mußte, erhalten, und auch Sachsen ward durch Bayern für seine Ansprüche mit einer Geldsumme entschädigt. So war das für Preußen wie für alle deutschen Stämme gleichmäßig bedrohliche Übergewicht Österreichs glücklich abgelehnt, das Recht und der Besitz der deutschen Fürsten war gewahrt, und es war sogar gelungen, einem guten preußischen Recht die bisher vermiedene Anerkennung Österreichs zu gewinnen.

Wir erzählten früher, wie die fränkischen Stammlande Ansbach und Bayreuth vom Kurfürsten Joachim Friedrich 1603 seinen jüngern Brüdern abgetreten wurden. Nun waren deren Häuser dem Erlöschen nahe, und ihre Länder mußten mithin an das Stammhaus zurückfallen. Natürlich war den Österreichern die Aussicht, die schwarz-weißen Pfähle im Süden des Main ausgerichtet zu sehen, höchst unwillkommen. In diesem Frieden aber mußten sie dem Könige selbst die Brüder über den Fluß schlagen und das preußische Erbrecht anerkennen.

Wohl war nun Friede, und Friedrichs Ansehen stieg von Tag zu Tag; nun endlich war auch der Gegner überzeugt, daß Friedrich der starke Hirt des deutschen Reiches, der Schutz und Schirm des bedrängten Rechtes sei. Aber je wichtiger Kaiser Joseph durch die Bereitstellung seiner Absichten getroffen war, um so kühner schwiedete er an neuen Plänen, doch noch die österreichische Herrschaft auszudehnen und das Reich zu zerstören. Einen Damm hatte ihm Friedrich freilich vorgebaut, nun dachte Joseph, den Strom so anschwellen zu lassen, daß er den Damm durchbrach. Frankreich hatte ihm nichts gennützt, Russland war ihm an Friedrichs Seite entgegetreten. Was konnte ihm angezeigter erscheinen, als einen vollen Systemwechsel vorzunehmen, eng sich an Russland anzulehnen und Friedrich in Petersburg aus dem Sattel zu heben? Und in der That besaß er ja den Balkan, der ihm Katharinas Herz öffnen mußte. Ließ er den orientalischen Vergrößerungsplänen Russlands freien Lauf, so gab ihm Katharina gut und gern Deutschland preis, that dies um so lieber, als die preußischen Beziehungen in Konstantinopel die besten, und Friedrichs Absichten gegen die Pforte die wohl-



In memoriam Pacis Tessinensis FRIDERICVS REX DONO DEDIT Evaldo. Friderico de Herzberg. Sculpsit Alexander Trippel. Inv. et excudit. 1779.

Allegorie auf den Frieden zu Tesschen, 13. Mai 1779.

Nach dem Basrelief von Alexander Trippel (1744–1793) gez. von Johann Konrad Krüger (1733–1791) und gestochen von Johann Ludwig Stahl (geb. 1759, starb nach 1808). Auf etwa $\frac{1}{4}$ verkleinert.

wollendsten waren. Während des siebenjährigen Krieges hatte der König wohl auf eine Unterstützung durch die Türken gehofft, nach dem Frieden hatte der Sultan eine feierliche Gesandtschaft nach Berlin geschickt, und auch jetzt wünschte er mit Preußen und zugleich mit Russland in ein Bündnis zu treten. Aber gerade daß Friedrich ein solches in Petersburg empfahl, verständigte die Kaiserin gegen ihn und führte sie Österreich näher. Nun entschloß sich Joseph sogar, die Kaiserin Katharina zu besuchen, und die schmeichelhafte Art, mit welcher er ihr in Mohilew, wie in Smolensk und Petersburg begegnete, gewann ihm die Neigung der Kaiserin, und die freigebigen Spenden aus seiner Börse eroberten ihm die Herzen ihrer Großen. Noch hoffte Friedrich, daß Russland nicht über einen allgemeinen Freundschaftsbund mit Österreich hinausgehen werde, aber er mußte es erleben, daß Katharina planvoller als er vielleicht gedacht, das Steuer ihres Reiches zu führen wußte. Er mußte es aber auch erleben, daß Joseph ganz gegen seine Erwartung das österreichische Interesse im Orient der russischen Habgier wirklich opferte. Joseph ließ nicht nur die Besitznahme der Krim und anderer Länder durch Russland geschehen, sondern er begünstigte sie. Da trat der Tod Maria Theresias ein (November 1780), und 1780 er war dem Kaiser wie die Lösung der Ankter. Von diesem Augenblick an hatte sein Schiff die Freiheit zu segeln, wohin er es zu lenken gedachte. Denn Preußen hatte er insofern jetzt weniger zu fürchten, als mit seiner Annäherung an Russland die russische Förderung der preußischen Wünsche nicht nur mehr und mehr hinfällig wurde, sondern, nachdem Russland durch den Vertrag von Alinali-Kawak seine Absicht erreicht, eine direkte Unterstützung der kaiserlichen Pläne von Petersburg aus wohl zu gewärtigen war. Und weder von Frankreich noch von England hatte Preußen, obwohl es sich jenem näherte und dieses, nachdem Fox Minister geworden, Anknüpfung suchte, Unterstützung zu erwarten. Denn auch England hatte Joseph durch den Versuch, die Sperrung der Schelde für den österreichischen Handel aufzuheben, zwar stark beleidigt, aber bei dem Fortbestehen des englisch-französischen Krieges war an ein bewaffnetes Einschreiten Englands nicht zu denken.

Schon hatte er im Reich mit einer großen Kammergerichts-Visitation, sogar mit der völligen Aufhebung des Reichstages, wozu er eine höchst untergeordnete

Frage benutzte, Reformen ver sucht. Aber diese berührten keineswegs auf nationaler, sondern lediglich auf österreichischer Unterlage. Sie hatten die Befestigung Preußens zur Voraussetzung und nicht das Wohl des Reiches, sondern die Unterordnung der deutschen Fürsten zum Zweck. Als aber Joseph nun auch den Hauptstützen der kaiserlichen Politik, den geistlichen Fürsten, entgegenrat, als er von Passau und Salzburg gewaltsam Stück Landes zur Abrundung seiner Herrschaft nahm, als er den Versuch machte, die kirchlichen Diözesen nach der politischen Lage der Länder abzugrenzen und so den Besitz einer großen Anzahl der geistlichen Fürsten gefährdete, da bauten auch diese sich hoch auf, und ein Schrei der Entrüstung, der Angst ging durch das ganze Reich über diesen Kaiser, der nichts, kein Recht, keinen Besitz, kein durch die Jahrhunderte geheiltes Herkommen achtete. Seinen jüngsten Bruder, den Erzherzog Maximilian, zwang er, die Tonsur zu nehmen, verhalf ihm trotz allen Widerstrebens die Koadjutoren von Köln und Münster, suchte ihm, wie es wenigstens schien, auch den Bischofssstab von Paderborn und den von Hildesheim in die sich sträubende Hand zu drücken. Wer sollte nicht sehen, daß Joseph auf diese Weise auch Norddeutschland in seine Kreise zog und es mit österreichischer Macht zu umklammern suchte! Die Aufrégung wuchs höher und höher. Endlich sollten Josephs alte Pläne doch noch verwirklicht, und nicht nur Bayern, sondern auch Württemberg österreichisch werden. Karl Theodor sollte für den Verlust von Bayern nach dem alten Gedanken Josephs mit den österreichischen Niederlanden und dem Titel eines Königs von Burgund, der Herzog von Württemberg mit dem Herzogtum Modena entschädigt werden, und weder in München noch in Stuttgart wagte man, ein entschiedenes Nein dem Kaiser entgegen zu rufen.

Wir wissen, mehrfach hatte der König den Gedanken „eines Bundes“ der deutschen Fürsten gegen Österreich angeregt, doch stets hatte man sich entschuldigt und es dahin gebracht, daß Friedrich keine Hoffnungen mehr auf den Gedanken setzte. Selbst die mit Sachsen und Hannover nun wieder begonnenen Beratungen hatten nicht zum Ziele geführt. Jetzt aber lag die Revolution, die Joseph wollte, so sonnenklar vor aller Augen, daß einige der Fürsten auf den friderizianischen Gedanken selbst zurückkamen. Baden, Anhalt-Dessau und Sachsen-Weimar handelten hin und her, wechselten mit dem Prinzen von Preußen Briefe um Briefe, der österreichischen Tyrannie und dem kaiserlichen Despotismus gemeinsam entgegen zu treten. Und Friedrich, obgleich er bisher so schlechte Erfahrungen mit den deutschen Fürsten gemacht, nahm seinerseits den Plan schließlich doch wieder auf, und „Feuer, meine Herren, Feuer!“ so tönte es schreckenerregend aus seinem Kabinett seinen Ministern entgegen, als er die Haltung der Höfe von München und Stuttgart erfuhr. Denn die inzwischen aufs neue mit den Großmächten geführten Verhandlungen waren völlig gescheitert. Keine hatte den Mut oder die Neigung für Deutschland oder für Preußen etwas zu thun. Auch nicht „der Schatten einer Allianz“ war zu sehen.

Jetzt kam Flusß in die Unterhandlungen mit den deutschen Fürsten, und Friedrich baute nunmehr seine ganze Hoffnung auf das Reich, auf den Bund der deutschen Fürsten. Der feierliche Hilferuf des Herzogs von Zweibrücken, den Russland vergeblich zur Nachgiebigkeit gegen Josephs Wünsche zu bestimmen suchte, gab Friedrich die Gelegenheit zum Eingreifen. Die Befürchtungen der hohen Geistlichkeit vor Josephs zugreifender Hand befestigten den Gegensatz der deutschen

ürsten gegen Österreich, und wenn Friedrich gemeint hatte, Zeit sei es, einen Bund, ähnlich dem schmalkaldischen zu schließen, so unterschied sich der Fürstenbund, en er am 23. Juli 1785 zu stande brachte, dadurch doch wesentlich von dem schmalkaldischen, daß ihm auch geistliche Fürsten, selbst die Erzbischöfe von Mainz und Trier beitraten. Zu tief fühlte man im Reich, daß Österreich mit seinem eringen Prozentsatz deutscher Unterthanen nicht das deutsche, sondern lediglich das österreichische Interesse vertrat. Wie auch Friedrich versucht und gehofft hatte, mit Österreich zusammenzugehen in dem Bewußtsein des troß aller Gegensätze doch gemeinsamen Interesses gegen Osten wie gegen Westen, auch er hatte dem preußischen Staat wie den deutschen Bedürfnissen nur durch die Abwehr Österreichs genügen können. Mit tränenden Augen und im Bewußtsein des gleichen Strebens hatte der König im Jahre 1750, als er die Särge einer Vorfahren in den neuen Dom am Lustgarten überführen ließ, vor der sterblichen Hülle seines Ahnen, des Großen Kurfürsten, gestanden, nun mußte auch er wie jener am Ende seines Lebens erkennen, daß Österreich die Versöhnung nicht wolle. Überall erkannte man, daß das deutsche Interesse allein in Preußen gewahrt war, und selbst die Schweiz, selbst Sardinien näherten sich dem Bunde der deutschen Fürsten, der ein Vollwerk auch nach außen, der ein Schutz der europäischen Freiheit werden konnte. Friedrich hatte die Macht Preußens ungeheuer gesteigert, in ihr hatte er auch dem deutschen Reich ein Rückgrat gegeben, daß es wieder steif und aufrecht stehen könnte, wenn es nur wollte. Nun hatte er dem seit Jahrhunderten gespaltenen und zerrissenen Deutschland auch den Weg gezeigt, wie es nicht nur Schutz vor Österreich finden, sondern auch wie es seine Einheit wieder gewinnen könne. Seine lediglich auf die Erhaltung des Friedens und des rechtlichen Bestandes gerichtete Politik hatte ihn zum Haupt der Fürsten gemacht, und vor den Krallen des aus der Lust herunter schiehenden kaiserlichen Lars rettete man sich unter die Fittige des preußischen. Unzweifelhaft war dies die Folge der josephinischen Eroberungsgier, aber das Bewußtsein der Sicherheit, das Vertrauen, welches die Fürsten in Preußen setzten, hatte ihnen Friedrichs rechtliche Politik gegeben. Und das war Friedrichs schönes Erbschaft: das Vertrauen zu Preußen war die beginnende Einheit Deutschlands. —

Unverkennbar jedoch kann im staatlichen Leben von Vertrauen nur dann die Rede sein, wenn neben der Rechtmäßigkeit die Macht und Kraft vorhanden ist, denn als Recht Erkannten auch Geltung zu verschaffen. Jene furchtbaren sieben Jahre hatten aber die Mittel des Staates schier bis auf die Neige verzehrt. Mit einem



Friedrich II. beim Sarge des Großen Kurfürsten:
„Messieurs, der hat viel gethan“.

Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726—1801) im Gothischen Hofkalender 1789. Originalgröße.

eigentümlichen Reiz ist daher die Frage unumstöhnlich, wie Friedrich gleichwohl dies außerordentliche Ansehen erhalten, wie es ihm gelungen, die Kräfte seines Staates so zu stählen, so hoch sie zu spannen, daß er der Aufer im Streite sein könnte.



Preußische Militär-Kostüme.

Von dem Einzelblatt eines unbekannten Künstlers im Hohenzollernmuseum zu Berlin. Originalgröße.
S. S. 332 u. 333.



Gesetzgebung und Verwaltung nach dem siebenjährigen Kriege.

Niemand hat die Leiden, welche der Krieg über das Land gebracht, bitterer empfunden als der König, niemand hat kräftvoller, man darf sagen leidenschaftlicher daran gearbeitet, sie zu überwinden, als der König selbst. Neben all seinem Thun liegt die Weise des sittlichen Ernstes, der Ehrfurcht heischende Glanz gewissenhafter Pflichterfüllung. Wie den Arzt betrachtete er sich, der einem von Wunden zerrissenen, von Blutverlust erschöpften, mit dem Tode ringenden Menschen Heilkräuter, Kräfte, stärkende Mittel, Erholung und Balsam geben mußte. Denn in der That zu gewaltig war der Aderlaß gewesen, den Maria Theresia und Kaunitz dem Staate beizufügen für gut befunden hatten. Eine halbe Million Menschen, das will sagen fast den achten Teil seiner Einwohner, hatte der Krieg verschlungen, furchterlich waren die Verwüstungen, die Russen wie Österreicher und Sachsen angerichtet hatten. Ueber 13 000 Häuser rechnete Friedrich, die verschwunden waren, ganze Städte waren abgebrannt, der Bauer war von seiner Scholle vertrieben, der Adel verarmt, die kleinen Leute ruiniert, ein Drittel der Bevölkerung Berlins lebte von Armenunterstützung, und das Vieh war in der Neumark wie ausgestorben. Die Ordnungen der Polizei und Regierung waren umgeworfen, die Finanzen in Unordnung. Wer hätte noch an Handel und Wandel denken können, wer Neigung gehabt, das Land zu bebauen! Unter den Wunden und dem Blutverlust, den man erlitten, war man nahe daran,

Aus „S. Buchholz, Geschichte der Churmark Brandenburg“ II. Berlin 1765.
Auf 1/2 verkleinert.

den Leiden zu erliegen, und was der Feind im Schlachtengetümmel nicht vermocht hatte, das schien die Geißel der Verwüstung, die brennende Vernichtungsjacke seiner losgelassenen barbarischen Horden erreicht zu haben. Wahrlich, ein anderer wohl hätte die Hände sinken lassen; für Friedrich aber war die Notwendigkeit, von vorn wieder anzufangen und die zertretene Pflanzung seines Vaters, seiner Vorfahren wieder aufzurichten, nur der Sporn zur wunderbarsten Thätigkeit. Er füllte das Skelett, zu dem der Staat abgemagert, wieder aus, er führte dem vom Blute entleerten Körper wieder neues Leben zu und setzte es in frischen Umlauf.

Man galt als Großmacht, man mußte es aber auch sein. Und das nicht nur um des Ehregeizes willen an sich, sondern weil diese Stellung den Unterthanen ganz andere Mittel und Wege angab, ihr Leben auszustalten, als es in kleinen und beschränkteren Verhältnissen möglich war, weil das Zusammenarbeiten aller Glieder des ganzen Staates das Wohlsein des einzelnen begründete. Jedes Herabsteigen von der erreichten Höhe mußte allmählich zum staatlichen wie wirtschaftlichen Verfall führen, während die Behauptung der gewonnenen Höhe zur Entdeckung weiterer Quellen führen mußte, so daß das wirtschaftliche Leben in immer breiterem Strome dahinstießen konnte. Doch selbst jetzt noch war die Bevölkerung nicht so weit, dies zu erkennen, und unsagbar hatte der König mit der Beschränktheit zu kämpfen, die über den gewohnten Ideenkreis nicht hinausblieben wollte. Der philisterhafte Sinn, der vom Himmel nicht mehr sehen möchte, als sein Fensteraussblick ihm zeigte, mußte gebrochen, ihm die Vorteile der Grund, warum Preußen ein Großstaat sein wollte, klar gemacht werden. Denn, wie Friedrich in einem neuen politischen Testamente 1768 für seine Nachkommen von den Preußen schreibt, „diese Nation ist schwefällig und faul. Gegen zwei Fehler muß man beständig anklüpfen. Die Menschen bewegen sich, wenn man sie antreibt und halten still, wenn man einen Augenblick anhört, sie zu stoßen, jedermann erachtet nur die Gebräuche der Väter für gut. Man liest wenig; man hat keine Lust, sich zu unterrichten, wie man etwas anders machen kann, so daß alle Neuerungen sie erschrecken und von mir, der ich ihnen immer nur gutes gethan, denken sie, daß ich ihnen das Messer an die Kehle setzen will, sobald es sich darum handelt, eine nützliche Verbesserung oder irgend eine Aenderung einzuführen. Ich habe mich in solchen Fällen auf meine redlichen Absichten und mein gutes Gewissen verlassen, sowie auf die Kenntnisse, die ich mir verschafft habe und bin ruhig meines Weges gegangen“. Man erkennt, wie der König das Volk, für welches der Staat da ist, noch immer erziehen, gleichsam erst schaffen mußte, um den Segen, den der Staat ihm gewährte, zu erkennen.

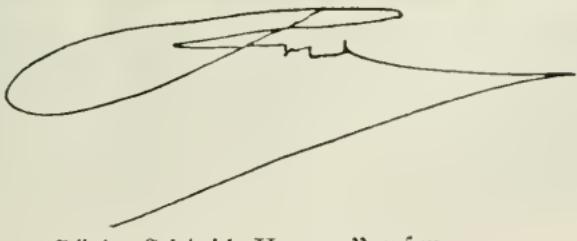
Zunächst galt es, der dringendsten Not des Augenblickes zu genügen, und mit baren Buschlässen, mit unentgeltlicher Lieferung von Saatkorn, mit Schenkung von Pferden zum Ackerbau, Darreichung von Baukosten, mit Steuererlassen, ist der König sofort eingetreten. Aus dem Heer entließ er sogar 30 000 Inländer, um den Acker zu bestellen. Im ganzen verteilte er, wie er selbst berechnet, 25 000 Wispel Mehl, Korn und Gerste, 17 000 Wispel Haser und 35 000 Militärpferde. Er schenkte der Provinz Schlesien drei Millionen, der Neumark und Pommern je 1 400 000, Brandenburg 700 000, Cleve 100 000, Ostpreußen 800 000 Thaler, und zur Rückzahlung der für die Kriegskontributionen aufgenommenen Darlehen und zur Unterstützung gab er im ganzen zwanzig Millionen Thaler hin. Allerdings mag von dieser Summe ein Teil erst etwas später bezahlt worden sein, den bei

weitem größten Teil gab der König sofort, und das Staunen über die Möglichkeit solch großer Ausgaben wächst, wenn man hört, daß auch die Münzverschlechterung, die er sich während des Krieges hatte gefallen lassen müssen, aufgehoben, daß die Nassenscheine, welche die Beamten an Stelle ihres Gehaltes erhalten hatten, eingelöst, und daß überhaupt bis zum Juni 1765 alle Schulden abgezahlt sein müßten. Aber freilich, so unlieb es ihm war, Friedrich prüfte und revidierte alle Rechnungen selbst, und er war nach seiner Erklärung nur deshalb der einzige, der immer bares Geld hatte, weil er die Klugheit hatte, stets die Einnahmen eines Jahres im voraus einzuziehen. So hatte die Zentralkriegskasse — abgesehen von den in den feindlichen Ländern erhobenen Kontributionen — 78 Millionen Thaler während des Krieges zahlen können, und doch hatte der König beim Friedensschluß noch dreißig Millionen Thaler zur Verfügung. Es war die glänzendste finanzielle Leistung, die gedacht werden konnte, und wie ein Hohn fällt klingt es auf die Pläne der Feinde Preußens, daß sie alle ausß tiefs ver schuldet waren, Preußen aber mit einem baren Bestande von solcher Höhe abschloß.

Seine ganze Zeit bemühte Friedrich, um Einrichtungen für den Staat zu treffen, und so konnte er schon am 24. Februar, wenige Tage nach dem Friedensschluß, dem Prinzen Heinrich mit Zuversicht schreiben, „es leidet keinen Zweifel mehr, daß der größte Teil der Provinzen noch in diesem Jahre wieder hergestellt sein wird, nächstes Jahr dürfen keine Spuren von dem Kriege mehr übrig sein. Es ist meine Pflicht, lieber Bruder, bei dieser Gelegenheit mich anzustrengen; wenn ich dem Staat in meinem Leben einen Dienst erweisen kann, so ist es der, ihm aus seiner Zerrüttung wieder emporzuholzen, die Missbräuche womöglich abzustellen und Verbesserungen dort anzubringen, wo es notwendig ist. Dieses Vorhaben ist unendlich groß und umfaßt viele Zweige; schenkt mir aber der Himmel noch einige Lebenstage, dann werde ich es zu Ende führen. Im entgegengesetzten Falle lasse ich Spuren meiner Thätigkeit zurück, denen alsdann die anderen folgen können, wenn sie es für angemessen erachten“.

Es ist dieselbe Größe, die eben darum so groß, weil sie mit so rührender Bescheidenheit auftritt, wie der König sie in seinem Testamente von 1768 bekundet. Die Pflicht eines jeden guten Bürgers nennt er es hier, seinem Vaterlande zu dienen und nicht zu denken, daß er für sich allein da sei, sondern für das Wohl der Gesellschaft zu arbeiten habe, in die ihn die Natur gestellt. Nach seiner schwachen Einsicht und seinen Kräften sei er bemüht gewesen, dieser Pflicht zu genügen, seitdem er durch den Tod seines Vaters zu dem obersten Amte im Staa te gelangt sei — und man beachte, wie der König trotz aller Bewunderung, die ihm die Welt zollte, bei dieser herkömmlichen Auffassung seines Hauses von der königlichen Würde als einem Amte beharrt. Er habe nicht die dumme Annahme, zu glauben, daß sein Verfahren seinen Nachfolgern zur Richtschnur dienen müsse, zu sehr nur bemerke er, daß er ein Mensch sei, d. h. ein Geschöpf, gemischt aus gut und böse, dem Irrtum unterworfen, dessen Einsichten ebenso unsicher, wie seine Talente beschränkt seien.

Wie gewaltig erscheint dieser Bescheidenheit gegenüber die Thätigkeit Friedrichs! „Eure Weisheit sei ohne Hochmut, und Eure Demut sei nicht ohne Weisheit“, so hatte einst der tiefsinnige Kirchenvater gelehrt — und wer in der Welt hätte diese Lehre so zur Wahrheit, so zum wirklichen Leben gemacht, wie Friedrich II. von Preußen? Und Thätigkeit und Arbeit empfiehlt er auch seinen Nachfolgern, giebt ihnen wiederholt den Rat, alle Zweige der Regierung in ihrer Hand zu

A large, flowing cursive signature, likely belonging to King Friedrich II of Prussia, is written across the bottom of the page. It starts on the left and curves upwards and to the right, ending with a long, sweeping flourish.

König Friedrich II. von Preußen.

Kupferstich von Nennet Salomon (gest. um 1810), auf etwa $\frac{1}{4}$ verkleinert.
Das Namensstahlblete nach einem Exemplar im Nat. Pr. Geh. Staatsarchiv in Berlin.



Unter den Linden zu Berlin im Jahre 1780.

Radierung von Johann Georg Nordenberg (1739–1808), auf etwa $\frac{1}{2}$ verkleinert.

vereinigen. Ein verständiger Fürst komme ohne eine große Körperschaft von Ratsgebern allein weiter, und wenigstens Politik, Heer und Finanzen müßten in der Hand eines Königs von Preußen vereinigt sein. Wenn dieser Grundsatz von den Nachfolgern immer befolgt werde, würde das Glück des preußischen Staates unveränderlich sein und er länger fortbestehen, als die ältesten Monarchien.

Vorzüglich müsse ein König von Preußen sich des Heerwesens annehmen, denn immer habe er, umgeben von mächtigen, eifersüchtigen und neidischen Nachbaren, an einen nahen Bruch zu denken, und jeden Tag könne er mit ihnen in Streit geraten. Und wenn man jemals, schreibt er gelegentlich seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, das Heer vernachlässigte, wäre es um Preußen geschehen. Nun hatte aber der Krieg, wie er auch bei dieser Gelegenheit bemerkte, das Heer zu grunde gerichtet und die Disziplin aufgehoben. Die Anzahl der Truppen müßte zunächst auf 150 000 beschränkt werden, doch wurde sie 1768 schon erhöht, und die Friedensstärke mag zuletzt 200 000 Mann betragen haben. Für die Herbung der Disziplin sorgten neue Reglements, die dem Charakter der im Felde angeworbenen Truppen gemäß scharf genug waren, und, indem sie darauf hinansließen, den Soldaten mehr Furcht vor den Offizieren, als vor dem Feinde beizubringen, wieder die alte Zucht und Ordnung einführten und es dahin brachten, daß der König bis zum Jahre 1770 hoffte, die Armee so tüchtig zu sehen wie ehedem. Natürlich wirkten hierzu unaushörlich fleißige Exerzierungen und Manöver mit, und mit Vergnügen sah der König bei seinen Inspektionen und Paraden, wie das Heer sich neu bildete und wie ein Phönix aus der Asche hervorging. Festungsgebäude, Vermehrung der Artillerie, vor allem aber die Ausbildung der Offiziere waren des Königs stete Sorge. Sowohl Vorschulen für sie — die Kadettenhäuser in Stolpe und Külm und eine Ritterakademie in Berlin — wurden





König Friedrich II. und seine Generale

Nach dem Gemälde von Edmund Francis Cunningham (geb. am 1742, d.



inem Manöver nach Sanssouci zurück.

Johann Friedrich Clemens (1745—1831). Auf etwa $\frac{1}{3}$ verkleinert





König Friedrichs II. Wachparade in Potsdam 1777.

Rechts hinter dem König Friedrich Wilhelm (II.), Prinz von Preußen.
Radierung von Daniel Nicolaus Chodowiecki (1726—1801), auf etwa $\frac{1}{5}$ verkleinert.

neu begründet, als auch für die weitere Fortbildung der Offiziere in fremden Sprachen und Geographie besondere Einrichtungen getroffen. Schon vor dem Kriege hatte Friedrich eigenhändig sowohl General-Prinzipien vom Kriege, wie Vorschriften für die einzelnen Waffengattungen aufgesetzt, welche seine Generale und Offiziere studieren, vor jedem Fremden aber geheim halten sollten. Für seine Nachfolger arbeitete er 1768 in dem militärischen Testament Regeln und Anordnungen aus über die großen Prinzipien, die sowohl im Kriege wie bei den Heeres-einrichtungen im Frieden zu beobachten seien, und ein umfassender Aufsatz belehrte die Generale über Lager-Kunst und Taktik. Das Kantonssystem seines Vaters erweist sich noch jetzt als eine mit großer Weisheit ersonnene nützliche Maßregel, die Kommissariate haben nach wie vor die Aufgabe für die Lebensmittel des Heeres zu sorgen, und die Anlage und rechtzeitige Füllung der Magazine erscheint als eine der vornehmsten Aufgaben. 70 000 Zuländer zählt die Armee, jede Kompanie 60 Mann, die auf zehn Monate beurlaubt werden, und deren ersparter Sold für die Werbungen ausgegeben wird. Die Armee-Inspektionen wurden eingerichtet, das Generalquartier erweitert, die Manöver, die von Jahr zu Jahr berühmter wurden, mehr Fremde herbeizogen, wurden vorzüglich für den Unterricht der Offiziere von Wichtigkeit, und wie immer wurde auch jetzt bei ihnen auf ein gesundes Ehrgesühl und gute Sitte das größte Gewicht gelegt. Denn, „die Ehre,



Flöte, Krückstock und Tabakdose Friedrichs II.

Nach den im Hohenzollernmuseum zu Berlin befindlichen Originale gez. von C. L. Becker in Berlin.

die Ruhmbegierde und das Wohl des Vaterlandes müssen die begeistern, die sich dem Waffendienst widmen, ohne daß häßliche Leidenschaften solch edle Gefühlmungen beschmutzen; mit solchen Eigenenschaften werden Soldaten achtbar, und ich sehe in ihnen nur Stützen des Reiches und Wollwerke des Staates.“ Ausschließlich den Adel hielt der König bekanntlich für fähig, das Ehrgefühl, das er von seinen Offizieren verlangte, in sich auszubilden. Wir kommen auf die oft geschilderte Vorliebe Friedrichs für den Adel zurück und bemerken hier nur soviel, daß eine große Strenge jeder Überhebung das Gleichgewicht hielt, daß die Anforderungen, welche der König, trotz der äußerst geringen Besoldung, des langsamem Avancement und den wenig verlockenden Aussichten im Fall der Invalidität für die gewährte Gunst stellte, ungemein hoch waren, und daß jedenfalls das Offizierkorps ein solches wurde, wie der König es zu haben wünschte. Das Wichtigste aber war und blieb, daß Friedrich alles selbst leitete und beaufsichtigte. Er bekümmerte sich bei seinen Inspektionen um das Kleinste, was den Dienst und die Verpflegung des gemeinen Soldaten, wie des Offiziers betraf, er sah jeden Fehler, jede Ungenauigkeit und prüfte und ordnete alles allein. Denn von seinen ersten Ansängen an, schreibt er seinem Neffen, dem Herzog von Braunschweig, müsse dieser Dienst studiert sein, oder man verrichte ihn verkehrt, und wenn der Fürst nicht selbst Soldat sei, heißt es wieder in seinem Testamente, wenn er sich nicht selbst damit beschäftige, müsse er sich darauf vorbereiten, zu sehen, wie eines Tages das von den Vorfahren mit so viel Mühen, Sorgen und Ausdauer errichtete Gebäude zusammenstürzen werde.

Begreiflich ist es, daß das Heer ungeheure Summen, fast zwei Drittel der gesamten Einnahme, kostete und begreiflich ist es, daß die Arbeiten des Friedens ebenfalls die Bereitschaft neuer Mittel zur Voraussetzung hatten. Das brachte die neue Machtstellung mit sich, das erforderte ihre Ausnützung im Sinne des Volksinteresses, daß höhere Summen als bisher dem Staate zur Verfügung standen. Allerdings konnte der König gleich nach dem Frieden den Bau eines neuen Schlosses, des Neuen Palais bei Sanssouci, beginnen, und man hat gemeint, daß es geschehen, sowohl um den armen arbeitslosen Menschen Brot und Verdienst zu verschaffen, als auch um dem Auslande zu zeigen, daß Preußen noch nicht verarmt sei. Immerhin zog sich der Bau mehrere Jahre hin (bis 1770), und die Forderung nach erheblich größeren Einnahmen machte sich gebieterisch

fühlsbar. Wie glänzend nun auch die finanzielle Leistung des in seinen Einnahmen so schwer geschädigten Beamteniums während des Krieges gewesen war, so war damit gewissermaßen seine schöpferische Kraft auf diesem Gebiete erlahmt. Zedenfalls erklärte das Generaldirektorium auf Friedrichs Anfrage, wie die notwendige Erhöhung der Einnahmen zu bewerkstelligen wäre, daß eine Erhöhung der Abgaben bei dem tief erschöpften Zustande des Landes unausführbar sei. Friedrich aber, der misstrauisch schon vor dem Kriege die zu langsam steigende Einnahme aus der Akzise verfolgt hatte, vertrat dem gegenüber thatächlich die Ansicht, daß die Ausgaben sich nicht nach den Einnahmen richten dürften, sondern daß die Befriedigung der staatlichen und sozialen Bedürfnisse die Hauptache, und demgemäß die Höhe der Einnahmen nach der Höhe der nun einmal notwendigen Ausgaben sich richten müsse. Denn der Not des Volkes konnte nicht durch die Ermäßigung der staatlichen Einnahmen, sondern nur dann geholfen werden, wenn ihr der Staat mit möglichst großen Beihilfen beisprang. Auch sah Friedrich richtig voraus, daß weder die bessere Bewirtschaftung der Domänen, noch die nach wissenschaftlichen und technischen Grundsätzen neu geordnete Verwaltung des Forstwesens, oder die des Berg- und Hüttenbaues die verlangten zwei Millionen Thaler liefern würde.

Unbesangen pflegte Friedrich das Gute zu nehmen, wo er es fand, und da ihm der Generalleutnant von Krockow, sowie der frühere Generalpächter der französischen Steuern Helvetius die Vorteile des französischen Pachtsystems einleuchtend darstellten — allein das französische Tabakmonopol brachte dem Staate 14 bis 15 Millionen Francs — so beichloß er, mit dem französischen System einen Versuch zu machen und auch die für unsfähig gehaltenen preußischen Beamten durch Franzosen zu ersehen. Noch vor der Unterzeichnung des Friedens hatte er nach französischem Muster die Einrichtung einer Lotterie angeordnet, die dann freilich nicht recht glückte. 1765 wurde der Handel mit Tabak einer Gesellschaft Berliner Fabrikanten als Monopol übergeben und 1766, da jene ihr Vermögen verloren, einer staatlichen Behörde, der General-Tabak-Administration, unterstellt. Durch die Förderung des inländischen Tabakbaues hat diese auch dem Lande nachhaltigen Nutzen gebracht, und der Staat gewann eine jährliche Einnahme von über einer Million Thaler.

Erheblich weniger brachte die später getroffene Einrichtung, den Kaffeebedarf, für den viel bares Geld aus dem Lande ging, durch staatliche Verwaltung zu decken, und diese Maßregel hinderte doch nicht vollständig den überhand nehmenden Schmuggel, wurde aber durch die als Kaffeereicher verspotteten französischen Kontrolleurs zu einer außerordentlich lästigen und verhaßten. Und beides war nun auch der Fall mit der bekanntesten Einrichtung Friedrichs, der Regie oder, wie sie amtlich hieß, der Administration générale des Accises et Péages. Friedrich trennte die Verwaltung der Akzise und der Zölle völlig vom Generaldirektorium und übertrug sie der genannten Behörde, an deren Spitze der oft zu hart beurteilte Franzose Launay de la Haye stand. Der König ging von dem Gedanken aus, die notwendigen Lebensmittel des armen Mannes möglichst steuerfrei zu lassen, wie denn schon 1766 alle Auflagen auf das Getreide, Malz und Branntwein-Schrot abgeschafft wurden, dagegen die als Luxusmittel erkannten, zu denen aber auch, ganz gegen Friedrichs Meinung, das Bier gezählt wurde, scharf heranzuziehen. „Nehmen Sie nur von denen, die bezahlen können, ich gebe sie Ihnen preis“, hatte er gleich anfänglich zu Launay gesagt. Ebenso sollte das inländische



Einwanderung der zur Errichtung der Regie nach Berlin beruijten französischen Beamten im Jahre 1771.
Radierung von Daniel Nicolaus Chodowiecki (1726—1801). Originalgröße.

Gewerbe und der Handel durch hohe Grenz- und Durchgangszölle geschüttet werden, um frisches Leben in sie zu bringen. Indessen ist das finanzielle Ergebnis doch nur ein mäßiges geblieben, die Pladereien wurden als unerträglich empfunden, und die, freilich übertrieben hoch gedachte Zahl der französischen Beamten machte die Einrichtung immer verhaschter. Spöttisch sprach der Bauer von den großen und kleinen Franzosen, je nachdem sie Vorspannrecht auf sechs oder weniger Pferde hatten, und offen belegte man sie mit dem Schimpfwort als französische Blutigel. Friedrichs eigenes Urteil ging schon in den siebziger Jahren — in der Geschichte seiner Zeit schrieb er es nieder — dahin, daß der größte Nutzen, den die Regie gewährt habe, die Abnahme der mit großer Schärfe bekämpften Kontrebande, des allen Ländern, welche eine Industrie haben, so schädlichen Schmuggels sei. Aber gerade daß der Schmugel thathächlich doch nicht ganz aufhörte, entfremdete den König der Regie immer mehr. Seit dem Jahre 1781 empfand er auch den geringen finanziellen Ertrag, den sie brachte, sehr unangenehm, und der Minister Freiherr von Heiniz wies aus einer Vergleichung der Altkostenrechnungen des laufenden Jahres mit denen von 1765/66 den Rückgang der Einnahmen nach. Viel zu hoch erschienen dem Könige namentlich die Verwaltungskosten, und die Unbescholtenseit der französischen Beamten erschien ihm immer verdächtiger, die ihnen von den Überschüssen bewilligten Tantiemen immer weniger berechtigt. Er zweifelte an der Brauchbarkeit des Systems und suchte ihm durch Herabsetzung der Verwaltungskosten, durch Umänderung der Tantiemen in Prämien und durch Be seitigung der Franzosen überhaupt zu helfen. Die Unlauterkeit und Bestechlichkeit vieler von ihnen, sowie die Tückigkeit der preußischen Beamten, die sich auch in diesem Geschäftskreis zur Geltung brachte, führte wieder zu größerer Beachtung der heimischen Kräfte und zu dem Bestreben, die Franzosen, die „lauter Schurkenzeug“ seien, sich gänzlich vom Halse zu schaffen.

Indessen war doch nicht nur die Steuertechnik wesentlich verbessert, sondern dadurch, daß alle indirekten Steuern jetzt von einer besonderen Behörde verwaltet wurden, und daß die steuerpflichtigen Waren nicht mehr nur beim Eintritt in die einzelne Stadt, sondern an der Grenze des Staates selbst kontrolliert wurden, hat die ganze Maßregel zur Ausbildung des staatlichen Gedankens, zur einheitlichen Zusammenfassung seiner Teile und Glieder außerordentlich viel beigetragen.

Es versteht sich, daß auch sonst in jeder Weise die einzelnen Zweige der staatlichen Einnahmen zu erhöhen, alle Kräfte angestrengt wurden. Durch die Not des Krieges und auf den Rat des Juweliers Beitel Ephraim hatte sich der

König bekanntlich mit Widerstreben zur Ausprägung von Münzen, die erheblich hinter dem Nennwerte zurückblieben, den sog. Ephraimiten, entschließen müssen. Die Hoffnung, sie dadurch, daß man sie mit fremdem Stempel versah, vom eigenen Lande fern zu halten, war bald zu Schanden geworden. Nun nach dem Frieden kostete es ungeheure Mühe und dem Volke ohne Zweifel noch viele Opfer, ehe man zu dem soliden altgewohnten Münzfuß von 14 Thalern auf eine Mark zurückkehren und die Aufregung über die Unsicherheit des Geldes beruhigen konnte. Der Gewinn an Schlagschätz, den die Münzen zu Berlin, Königsberg und Breslau brachten, betrug durchschnittlich etwa 100 000 Thaler jährlich. Einiges mehr brachte das Bergwerk- und Hüttenwesen, das damals einer eigenen Behörde unterstellt wurde. Für die Rentenkasse, die jetzt wieder Chargenkasse hieß, wurde 1765 ein neues Reglement erlassen, und die Stempelabgaben brachten zuletzt eine Einnahme von 176 000 Thalern. In dem Charakter der Monarchie lag es begründet, daß der König möglichst freie Hand über die Einnahmen des Staates hielt, und der Notwendigkeit, für alle möglichen Bedürfnisse schnell Geldmittel

zur Hand zu haben, entsprach es, daß der König alle Ueberschüsse der Staatskassen und einige bestimmte Gefälle zu seiner besonderen Dispositionskasse einzichen ließ. Sie hatte im Todesjahr des Königs eine ansehnliche Höhe der Einnahmen erreicht, indem sie über drei Millionen Thaler jährlich erhielt. Ein Uebelstand war freilich der, daß, geheimnisvoll wie damals alle



Ephraimit aus dem Jahre 1758.
In Größe des Originals (vergoldetes Kupfer) im Kgl. Münzaldbestand
zu Berlin.
Revers.

Ephraimit aus dem Jahre 1758.
In Größe des Originals (vergoldetes Kupfer) im Kgl. Münzaldbestand
zu Berlin.

Avers.

Finanzangelegenheiten behandelt

wurden, nur der König, jedoch keine

Behörde eine volle Uebersicht über die wirkliche Höhe des ganzen Staats hatte, aber Friedrich gewann so die Möglichkeit, schnell und durchgreifend da zu geben, wo es nötig war. Für Militärzwecke, für die Errichtung neuer Regimenter, die Verstärkung der Artillerie, den Bau der Festungen, die Abhaltung von Manövern diente die Kasse. Noch höher aber befleisen sich die Posten, die sie für die sämtlichen Zwecke der Hebung des Landes, der Beförderung des Handels, der Ansage von Fabriken zu leisten hatte. Endlich aber bildete sich Friedrich aus ihnen wiederum einen Staatschätz, den er bei seinem Tode bis auf fünfundzwanzig Millionen Thaler gebracht hat. Die Gesamteinnahme des Staates schloß 1786 mit fast zwanzig Millionen Thalern ab.

Ein wesentlicher Teil der Finanzen wurde, wie wir wissen, durch die Kontribution des platten Landes aufgebracht, und das Wohl der Bauern lag Friedrich warm am Herzen. Mit allen Mitteln nahm er sich daher des Landbaues an. Ein Haupthindernis für ihn lag damals in den sog. Gemeinheiten und in den Hütungen. Die Acker lagen oft ohne besonderen Zugang in buntem Gemeunge nebeneinander, und es mußten daher alle Besitzer zu gleicher Zeit und in derselben Art das Feld bebauen und abernten. Die Trägheit und Unlust des faulen Besitzers hinderte mithin den einsichtigen und thätigen, eine bessere Bewirtschaftung einzuführen. Ebenso führte bei den gemeinsamen Hütungen der Unverständ,

Viech zu frühzeitig auf die Weide zu schicken, dahin, daß der Gewinn von den Wiesen weit hinter ihrer Ertragfähigkeit zurückblieb. Viede Lebelsstände wollte der König ausgehoben wissen. Die Bauern, unsfähig, ihren eigenen Vorteil und Nutzen zu sehen, tobten zwar dagegen und prophezeiten den Untergang der Herrschaften wie der Unterthanen, die Umwandlung der Dörfer in Wüsten. Aber der König gab nicht nach, und daß für Schlesien darüber aufgesetzte Reglement wurde später in das allgemeine Landrecht aufgenommen. Einen Privatkornhandel gab es damals noch kaum, und der Fürst vermochte daher nach Friedrichs testamentarischer Bemerkung noch für die Festsetzung eines Preises zu sorgen, bei dem Adel, Rächter und Bauer bestehen konnten. Auch errichtete er wieder große Magazine an Getreide, die sowohl für den Landwirt, wie die Armee und in Zeiten von Mischnachs und Teuerung für das ganze Volk vom größten Segen waren.

Eingehend kümmert der König sich um die Früchte, welche gepflanzt werden sollen, die Lupinen, den roten Klee, die Kartoffeln, den Hopfen. Er betreibt die Einführung der englischen Wirtschaft, und im Zusammenhange mit seiner ganzen Staatsausstattung verbietet er die Einfuhr der im Lande selbst erzeugten Nahrungsmittel. Die Wälder, welche durch ein planloses Abholzen in manchen Gegenden fast verschwunden waren, wurden durch eine geregelte Schlagwirtschaft wieder zu einer Einnahmequelle gemacht und für die Kultur gewonnen. Eine eigene dem General-Direktorium angegliederte Behörde hatte für die gesamte Forstwirtschaft Sorge zu tragen. Die weiten öden Sandflächen wurden mit Kieseln besetzt, die Obstbaumzucht sowohl in den Gärten wie auf den Landstraßen durch Anstellung besonderer Kreisgärtner wesentlich gefördert, die Viehzucht durch Vorschriften über die Zucht, über die Stallfütterung, die Abwehr von Seuchen, wie durch Einführung fremder Viecharten anherordentlich gehoben. Noch im Jahre 1775 hatte die Kurmark allein 257 000 Thaler für Butter an das Ausland bezahlt, und 1780 schon bleiben fast zwei Fünftel davon im Lande. Selbst die Pflege des Gesäßgels und die Bieneuzucht entging nicht dem Auge des Königs, diese allein, meinte er, könne die Kontribution einbringen, doch war es natürlich unendlich schwer, dem hartnäckigen Bauer die Vorteile einer Sache klar zu machen, die nicht schon sein Urahn gekannt.

Mit großer Energie ging der König namentlich jeder gewissenlosen inländischen Getreidepekulation zu Leibe, und seine Magazine erwiesen sich, wie oben erwähnt, immer aufs neue von unendlichem Segen. Denn indem der König in guten Jahren zu ansehnlichen Preisen einkaufte, also daß er stets 100 bis 130 000 Wispel Getreide vorrätig hatte, und sie in schlummen Jahren in den von Mischnachs betroffenen Gegenden billig auf den Markt brachte, erzielte er die von ihm gewünschte Stetigkeit des Getreidepreises, das Gleichgewicht zwischen Stadt und Land, die Sicherheit des Lebensunterhaltes für die Fabrikarbeiter und Bauern, für die Bürger wie den Adel. Namentlich in dem furchtbaren Hungerjahr 1771, das ganze Länder entvölkerte, blieb in Preußen der Preis ein verhältnismäßig niedriger, und als nach 1774 eine reiche Ernte der anderen folgte, und kein Kaufmann mehr dem Landmann sein Korn abkaufen wollte, da retteten ihn die Ankäufe der königlichen Magazine geradezu vom Bankrott. Unermüdlich sorgt Friedrich für die Bauern, sucht sie ihrer gedrückten Lage zu entziehen. Sie sind ihm eine „achtbare Körperschaft der Bevölkerung“, die „Pflegeväter der Gesellschaft“, welche die Lasten des Staates tragen und die Arbeit verrichten. Wie den Augapsel müsse man sie hüten,

da ohne ihre Thätigkeit Gesellschaft wie Regierung zu Grunde gehen müßten. Aufs neue macht er Versuche und Anstalten, die Frondienste zu beschränken, aber bei dem Widerstande, der ihm auch in dieser Zeit nicht sowohl von den Herrschaften, wie von den Bauern entgegentritt, muß er sich be scheiden, sie da, wo es noch nicht gelungen, wie in Schlesien und Pommern, aus willkürlichen in gesetzliche umzuwandeln. Er beschränkte sie auf ein bestimmtes Maß und trat jeder Bedrückung mit einer Schärfe der Bestrafung entgegen, der selbst die Gemahlin eines Generals nur durch die Flucht ins Ausland entging. Pflichtgetreu wollte der König wenigstens in einem Bezirk den Versuch machen, den Bauern die volle Freiheit zu geben. Doch mußte er sich hier überzeugen, daß die Erziehungsarbeit noch nicht vollendet, und in Preußen war es nicht Sitte, in Hast und Eile Reformen einzuführen, für welche der Boden nicht bereitet war.

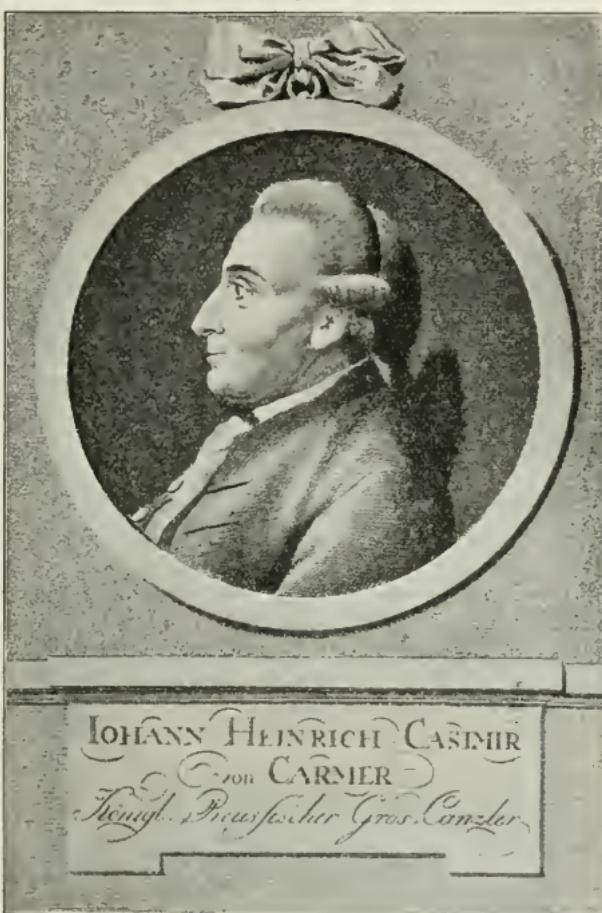
Damals aber hatten die Guts herrschaften dem Unterthanen für seine Arbeit auch Hof und Haus, Saat und Vieh, ja das Hausgerät zu liefern und für ihn einzutreten, wenn Mißwachs und Schaden, Krieg und feindlicher Einfall ihn in Not brachten. Wohl ist es wahr, daß dabei mancher Uebergriff vorgekommen ist, diese Leistungen aber zeigen die wirtschaftliche Bedeutung des Adels für den Staat und die Gesellschaft. Und wenn Friedrich auch den Mißbräuchen schroff entgegengrat, so hätte er doch die wirtschaftlichen Grundlagen seines Staates zerstört, wenn er nicht seinem Adel aufgeholfen hätte, der so getrenlich und in des Wortes voller Bedeutung Blut und Gut für ihn eingesezt hatte. Die Grundlage, die Friedrich Wilhelm dem Adel gegeben, hatte ihre volle Kraft gezeigt, hatte den Edelleuten den Spielraum gegeben, ihre Mittel dem Ganzen dienstbar zu machen, dem Könige die Treue mit der That zu erweisen. Nicht nur, daß sie auf dem Schlachtfelde in Scharen ihre Söhne — wie die Familie von Kleist allein 59 — geopfert, hatten sie zum großen Teil ihr Vermögen dahingegeben. Sehr reichlich gab Friedrich nun, wo er nur irgend konnte, den Edelleuten Geldgeschenke und Darlehen, ließ auch wohl in Konkurs geratene Güter durch ein Mitglied seiner Kammer verwalten, damit ihr Wert durch die Konkurszeit nicht verschlechtert würde.

Unangetastet ließ der König sogar die Steuerfreiheit des Adels, da wo er sie vorfand, bestehen, und peinlicher noch als bisher achtete er darauf, daß die Güter nur im Besitz des Adels blieben, verbot den Bürgerlichen, solche zu erwerben, beschrikt, wo er solche einmal zuließ, ihnen die gutsherrlichen Rechte wesentlich. Der Offizierstand wie der Stand der Gutsbesitzer sollte lediglich aus den Reihen der Adeligen sich ergänzen. Gewiß hatte dies System seine Schwächen und Schattenseiten, aber so lange Friedrich lebte, wußte er sie zu bannen. Gewiß hatte auch die sehr abfällige Meinung Friedrichs von den Bürgerlichen ihren Teil daran. Niedrig sei ihre Gesinnung, sie geben schlechte Offiziere ab, und nirgends könne man sie hinschicken. Sehr drastisch spottet der König über die heiße Sehnsucht des reich gewordenen Bürgers, den Adel zu gewinnen. Die Thür müsse man vor ihnen zumachen, weil man die Tugend herabseze, wenn man verdienstlosem Reichtum Auszeichnungen gewähre. Aber wer könnte Friedrich eine blinde Vorliebe zuschreiben? Sein Grund, warum er die Bürgerlichen nicht in den Reihen der Gutsbesitzer sehen wollte, war wesentlich ein wirtschaftlicher, und nicht nur in den Vorzügen des Adels, sondern ebenso in dem natürlichen Beruf des Bürgerstandes lag er begründet. Wir hörten, wie er die

Menschen anstoßen und antreiben müsse, wir werden sehen, wie dies gerade im Bürgerstande nötig war, und wir erinnern uns bei Friedrichs Worten an die Gesinnung der vornehmen Bürger, deren Aeußerungen in der städtischen Verwaltung Friedrich Wilhelm I. nur mühsam unterdrückt hatte. Eine höhere Bildung war unter den Bürgerschen in der That noch verhältnismäßig wenig verbreitet, selbst fünfzig Jahre später noch konnten viele Fabrikanten kaum notdürftig ihre Namen schreiben, und dem wirklichen Talent riet Friedrich in jeder Weise die Wege zu bahnen. Dem reich gewordenen Bürger aber schien die gesellschaftlich vornehmtere Stellung als Gutsbesitzer begehrenswerter, als die immerhin gewagte Anlage seines Vermögens in Fabriken. Die Folge war natürlich, daß diejenigen das Kapital entzogen wurde, und die Industrie nicht vorwärts kam. „Statt daß die Bürger ihre Gelder in solchen Unternehmungen anlegen sollten, wollen sie Güter kaufen — und ich muß Manufacturen anlegen“. Ohne Frage war es mithin wenigstens zu einem guten Teil die Notwendigkeit, den Handel einzubringen, welche den König bestimmte, die Güter dem Adel, das Geld des Bürgerstandes aber den gewerblichen Unternehmungen zuzuwenden, und die gleichmäßige Hebung aller wirtschaftlichen Kräfte machte ihm die Anseineinanderhaltung der Stände zur Notwendigkeit. Außerdem wurden, wie er sagte, die Söhne des reich gewordenen, adelsüchtigen Bürgers gar zu leicht Verschwender und Liederjahne, die das Gut doch nicht der Familie erhielten, während gerade die Gewißheit des Besitzes in einer Familie, welche der Adel bot, die Aussicht auf eine gute Bevwirtschaftung wesentlich erhöhte. Von unermesslichem Wert für die Sicherheit des Gutsbesitzes in derselben Familie und für die Erhaltung des Grundbesitzes überhaupt war nun die Gründung von landwirtschaftlichen Kreditinstituten, den sog. Landschaften, mit denen sich der König auf den Vorschlag des schlesischen Ministers von Carmer seit 1767 beschäftigte, um der durch den Krieg verursachten Schuldenlast des Adels durchgreifend abzuholzen. Mit vielen Mühen, allmählich aber doch unter thätiger Beihilfe der Einsichtigeren wurden so die schlesische, die kur- und neumärkische und die pommersche Landschaft gegründet, (1769—1781), und indem sie dem Adel gegen billige Zinsen Darlehen bis zur Hälfte des amtlich abgeschätzten Gutswertes gaben, wurde seine wirtschaftliche Lage unendlich gehoben. Da aber die von den Landschaften ausgestellten Pfandbriefe öffentlichen Glauben und unbedingtes Zutrauen genossen, hatte man zugleich auch ein äußerst bequemes Zahlmittel und einen wesentlichen Fortschritt in der Kreditwirtschaft gewonnen.

Der leichte Umlauf des Geldes sollte aber ebenso dem Handel zu gute kommen, und hierfür nahm der König den früher gehegten Gedanken der Gründung einer Hauptbank in Berlin und von Zweigbanken in den Provinzen wieder auf. „Denn das Geld ist wie der Stab der Zauberer, durch den sie Wunder thaten. Große politische Pläne, die Erhaltung des Soldatenstandes, die beste Absicht, dem Volke Erleichterung zu verschaffen, alles erstarrt, wenn es nicht vom Gelde belebt wird.“ Das Geld und die Stärke seines Umlaufes ist nicht nur der Gradmesser für den Handel, sondern übt auf diesen befriedigende Wirkung aus. Die Hauptbank sollte eine Aktiengesellschaft mit einem Grundkapitale von 25 Millionen Thalern in 100 000 Stück zu je 250 Thalern werden. Sie sollte nicht nur eine Kredit-, Wechsel- und Diskontobank sein, sondern zugleich überseeischen Handel nach allen Häfen, Land- und Seegegenden treiben, die Aus-

prägung der Gold- und Silbermünzen übernehmen, Pfand- und Leihhäuser unterhalten, die Versicherung der Handelsware zu Wasser und zu Lande allein besorgen und für einige andere Handelszweige, wie die schlesische Leinwand und den Handel nach Russland und Polen besondere Vorteile genießen. An der Vorsichtigkeit der Kaufleute, die bei jedem Schritt aus dem gewohnten Geleise noch ins Wasser zu sinken meinten und die Leitung durch Fremde, besonders den französisch gebildeten Italiener Calzabigi, verabscheut, scheiterte dieser überschwängliche Plan. Ebenso führte ein neuer Versuch, den Friedrich nach Gründung einer besonderen levantinischen Handelsgesellschaft, einer besonderen Versicherungsbank und einer Gesellschaft für den Holzhandel 1765 mache, nicht zum Ziel. Das Bankgeld in den Kauf zu nehmen, schien den Kaufleuten immer noch zu gewagt. Endlich am 29. Oktober 1766, nachdem die Minister von Blumenthal und von Hagen eingehend berichtet haben, erscheint das erweiterte Reglement der königlichen Giro- und Lehnbanken zu Berlin und Breslau. Beide sollten Banknoten ausgeben, die ohne Unterschied mit dem baren Gelde umlaufen, und durch die Vermehrung des Geldes, wie die Verringerung der Zinsen, dem Handel einen kräftigen Aufschwung geben sollten. In der That leistete die, auf solcher richtigeren Grundlage beruhende, Bank schon in den ersten Jahren ihres Bestehens unter der von Friedrich hoch gerühmten Leitung des Ministers von Hagen ausgezeichnetes. 1768 wurden in Minden, Magdeburg, Stettin, Frankfurt, Königsberg, 1769 in Emden, Cleve, Kolberg, Memel und Elbing Diskonto- und Lombard-Komptoirs errichtet, die alle der Hauptbank in Berlin unterstanden.



Berkleinerte Wiedergabe nach einer Originalradierung von Rosenberg.

Auch die Mündelgelder, die bisher bei Gericht gegen ein Prozent niedergelegt waren, sowie alle Stiftungsgelder gewannen großen Nutzen, indem auch sie auf der Bank und zwar gegen drei Prozent niedergelegt werden mußten, bis sich eine sichere Anlage zu fünf Prozent ermöglichen ließ.

Andere Handelsgesellschaften, die der König privilegierte, bewährten sich ebenfalls als für den Handel sehr nützliche Einrichtungen, so namentlich die Heringsfischerei-Gesellschaft in Emden, die von Jahr zu Jahr bessere Geschäfte machte und die holländischen Gegenbemühungen zurückschlug. Größer aber noch sollte die Bedeutung der nach der Erwerbung Westpreußens am 14. Oktober 1772 gegründeten Seehandlung werden, die nun jenen, erst der Bank zugeschoben überseeischen Handel, den Handel nach Polen, nach Holland, Frankreich und Spanien übernahm. Ihr Stiftungskapital betrug 1200000 Thaler, von denen der König selbst 1050000 Thaler hergab. Nach dem Jahre 1782 erhielt sie infolge mancher U凂ordnungen eine neue Gestalt.

Schon aus dem anfänglichen Widersprüche der Kaufleute gegen die Bank ersieht man, wie der Handel vom Könige selbst noch geleitet wurde, und mancherlei Beschränkungen Schutzzölle und Einfuhrverbote waren für die Hebung der Gewerbe noch immer erforderlich. Auch hier muß der Staat noch eintreten und selbst die Fabriken anlegen oder durch Darreichung von Mitteln ausländische dazu anregen und namentlich sachkundige Ausländer herbeirufen, die dem Volke die Fabrikation zu zeigen und es über den Vorteil der neu geschaffenen Werte aufzuklären vermochten. Noch immer gab es sehr viele Sachen, die sehr gut von den Einwohnern versiert werden konnten, und wofür gleichwohl das Geld aus dem Lande ging. „Das Silber- und Goldloch, dadurch“, wie Martin Luther einst gesagt, „aus deutschem Lande fleißt, was nur quillt und wächst, gemünzt und geschlagen wird bei uns“, sollte noch immer zugestopft werden. Durch des Königs und seiner Minister — hier besonders von Görne — Arbeit und durch königliche Mittel wurden denn auch überall im Lande, wo sich nur schädliche Gelegenheit bot, neue Fabriken, Papiermühlen, Leder-Tafett-Fabriken angelegt, die Woll- und Baumwollfabriken und Magazine vermehrt, der Tuchfabrikation und dem Leinengewerbe, vornehmlich aber der Seidenindustrie und Damastweberie eine

bis ins kleinste gehende Sorgfalt zu gewandt. Da als eine große, 1763 mit dem Fall eines Antwerpener Hauses beginnende europäische Handelskrise, der allein in Hamburg 95 Firmen zum Opfer fielen, im Jahre 1766 auch Preußen ergriff, da hat der König durch überaus geschickte Bewegungen ihr ein Halt gezeigt. Durch die nach dem Rat von Moses Mendelssohn ins Werk gesetzte neue Organisation des Seidenmagazins, durch teilweise Abnahme der aufgespeicherten Stoffe und die dadurch ermöglichte Preisreduktion, durch richtigere Prämiierung der wirklich



Aus der Folge der Berliner Ausrufer, gez. von Johann R. W. Rosenberg (1737—1809), radirt von Kahl Ehr. Glashbach (geb. 1751, starb zu Anfang des 19. Jahrh.). Auf die Hälfte verleinet.

tadellosen, im neuen Vereinigungsamt geprüften Ware, durch Bestimmungen über die den inländischen Kaufleuten abzunehmende Seide, durch Aufhebung der inländischen Zölle und weitere, den Absatz der Frankfurter Messe sichernde, und die scharfen Prohibitive-Maßregeln Österreichs und Sachsen's abwehrende Regulierung der Transitzölle hat der König damals die Seidenindustrie im vollen Sinne neu begründet. Bei seinem Tode waren in den Seidenfabriken allein mehr als 5000 Menschen beschäftigt, und der Wert der verarbeiteten Seide belief sich auf zwei Millionen Thaler, von denen etwa die Hälfte reiner Gewinn war. Und so überall bedeutende Fortschritte. Die Siedereien gaben 1785 über 1000 Arbeitern und ihren Familien den Lebensunterhalt, und erzeugten einen Wert von zwei Millionen Thalern. Eine Uebersicht, die für das Jahr 1783 für vierundvierzig Fabriken mit fast



Weihnachtsmarkt in Berlin im Jahre 1776.
Gleichzeitige Radierung eines unbekannten Künstlers, auf $\frac{1}{2}$ verkleinert.

tausend Arbeitern aufgestellt ist, ergibt einen Reingewinn von zwei und einer halben Million Thalern, und der Gesamtwert der Fabrikation wird für 1785 auf 30250 000 Thaler berechnet. Mit großer Freude verfolgte der König namentlich die Fortschritte der früher erwähnten im Kriege wieder eingegangenen, von dem bekannten patriotischen Kaufmann Gotzkowsky neu errichteten und — als dieser in jener großen Krise fallierte — vom König selbst übernommenen Porzellansfabrik. Schon 1764 beschäftigte sie 507 Menschen, hatte Aufträge selbst aus Russland und Holland und lieferte Arbeiten schöner, als sie der König in Meißen gesehen. Neuerst scharf sind die Verfügungen, mit denen die Behörden angewiesen wurden, den Ursachen eines zeitweisen Verfalles dieser oder jener Fabrik nachzuspüren, an die Begründung neuer Gewerbzweige zu denken. Sie müssen die dazu geeigneten Ortschaften aufsuchen, und besonders die Steuerräte waren unanhörlich

beschäftigt, des Königs Beschlen zu entsprechen, neue Hilfsquellen dem Lande zu erschließen, neue Ansiedler, Fabrikanten wie Handwerker, herbeizuziehen, die Reste der noch vorhandenen wüsten Stellen zu besetzen und neue Wohnstätten zu gründen. Denn planmässiger noch als sein Vater betreibt Friedrich die Besiedlung des Landes, ihr widmet er seine ganze Aufmerksamkeit. Es handelt sich nicht mehr um die Aufnahme versorgter Blankenberger, sondern lediglich um die Vermehrung der Bevölkerung, um die Zuführung fremder Gewerbe, fremden Fleisches und fremder Neuntünne. Die Zahl der zuziehenden Nichtdeutschen ist verhältnismässig gering, aber die deutschen Stämme sind wohl sämtlich unter den neuen Unterthanen vertreten. Fünfundzwanzig Millionen Thaler hat der König im ganzen dafür ausgegeben, 300 000 Kolonisten sind auf dem Lande wie in den Städten, ein Drittel davon allein in der Kurmark, angezettelt worden, und etwa eine Million der Einwohner bestand nun aus fremden Zugängern und deren Nachkommen. Wie gewaltig sich die Städte haben, sieht man z. B. daraus, daß die Einwohnerzahl Berlins trotz des starken Rückgangs während des Krieges sich auf 150 000 vermehrte, und daß der Kataster der Feuer- sozietät in Berlin seit 1730 bis 1774 von 580 000 auf 14 Millionen Thaler gestiegen war.

Die Wohlhabenheit nahm sichtlich zu, und der steigende Luxus in den besseren Ständen lieferte den Beweis für die Fortschritte des Handels wie des Gewerbes. Hand in Hand mit der Fürsorge für beide ging aber eine außerordentlich starke Be-

Erste Aufsahrt eines Lustballons in Berlin,
unternommen von dem französischen Lustschiffer Blanchard
vom Exerzierplatz im Tiergarten aus, am 27. September 1788.
Anonyme colorierte Radierung, auf etwa $\frac{1}{4}$ verkleinert.



rücksichtigung der kleinen Leute, die von jenen lebten. In Menge sind ja noch hente die Erzählungen in unserem Volke lebendig, wie der König den Beschwerden der Armen und Gedrückten abholt, wie er gerade dadurch ihr Vertrauen gewann, wie er sich die Bitte um Nachsicht dafür, daß man ihn behellige, mit den wahrhaft königlichen Worten verbat: „Dazu bin ich da“. Mit Recht meinte eine edle Prinzessin von Mecklenburg, daß der König durch seine gütige Herablassung zur niedrigsten Klasse noch größer als durch seine Siege werde. „Ich freue die Armut“, so sagte der König, „wenn sie mir zur Morgengabe Ehre bringt und Redlichkeit“. Für die Seidenindustrie war schon 1755 eine Art Gewerbegericht eingefestzt, das Reglement von 1766 aber sowie die im Zusammenhang mit einer Arbeitsseinstellung 1775 erlassenen Verfügungen und Vermittelungen sicherten die Gesellen gegen willkürliche Entlassung und Herabsetzung der Löhne, gaben ihnen einen starken Schutz gegen etwaige Willkür und Frivolität der Arbeitgeber. Ohne

Zweifel sollte und gab in der That die große Entwicklung von Handel und Industrie dem armen Manne viel bessere Bedingungen des Lebens und Daseins, als er bisher gehabt. Eine große Menge von ihnen fand jetzt in höherem Maße Beschäftigung, Brot und Einkommen, fand auch die Mittel, das Leben sich freundlicher zu gestalten. Eisrig besuchte Volksfeste, zu denen man wohl auch den Berliner Weihnachtsmarkt rechnen darf, legten Zeugnis davon ab. Auf der anderen Seite aber gewann man auch Neigung für die Kunst, und schon konnte in der Hauptstadt die erste Kunstausstellung eröffnet werden. Bald nach dem Tode des Königs sah Berlin auch, wie erwähnt sein mag, zum erstenmale das Schauspiel eines aufsteigenden Luftballons.

Ein sehr beachtenswerter Fingerzeig für den Erfolg, den die Hebung des Handels gehabt hatte, liegt aber sicherlich darin, daß in den sechziger Jahren einsichtige Beamte die Zeit der Beschränkung und staatlichen Leitung für überwunden erachteten, daß in den siebziger Jahren sogar die Minister sich gegen das bisher befolgte Prohibitionsystem aussprachen, und der König selbst am Schluß seiner Regierung das Monopolsystem als ein unzweckmäßiges bezeichnete. Es scheint hierin doch weniger eine Verurteilung des bisherigen Systems als der Nachweis dafür zu liegen, daß es dem Könige gelungen, Handel und Gewerbe von der Stufe, auf welcher der Staat sie bevormunden, leiten, erziehen mußte, herauszuheben auf die Stufe der Selbständigkeit. jedenfalls begann die Zeit, in welcher der Handel auf freien Füßen stehen konnte. Wahrlieb, ein glänzendes Zeugnis für die Arbeit der preußischen Könige!

Unerlässlich aber für den Handel und das ganze Leben war diejenige staatliche Tätigkeit, welche sich auf den Rechtsschutz bezog. Doch nur langsam ging die Verbesserung der Rechtspflege vor sich, und die Arbeit am allgemeinen Landrecht ruhte nach dem Kriege zunächst fast ganz. So ehrenwert und tüchtig beide Nachfolger Coeejis im Großkanzleramt, Zariges sowohl wie vorzüglich Fürst waren, so vermochten sie den immer dringender gestellten Forderungen des Königs doch nicht zu genügen. Die Verbesserungen blieben im wesentlichen formaler Natur, und erst 1775 nahm Fürst den Plan eines allgemeinen vollständigen deutschen Gesetzbuches wieder auf. Rämentlich wurnte den König die drakonische Strenge, mit der leichte Vergehen bestraft wurden, denn in Straßsachen sollte durchaus eher zu gelinde als zu scharf erkannt werden. Es wurnte ihm die Langwierigkeit der sich hinziehenden Prozesse, und endlich glaubte der König, mißtrauisch, wie er gleich seinem Vater die Beamten überwachte, nicht recht an die Ehrlichkeit und Unparteilichkeit der Richter, fürchtete, daß sie dem kleinen Manne zu Gunsten des reichen das Recht beugen könnten. Er leugnete nicht, daß der Bauer zum Prozeß leicht aufgewiegelt werden könne, aber wenn zehn Bauern, sagte er, gegen zehn Edelleute Prozesse führen, und jene verlieren alle zehn, dann trau er der Sache nicht. Denn der Bauer sei arm und könne nicht viel geben, wohl aber könne dies der Edelmann, er bringe Richter und Advokaten auf seine Seite, und solchergestalt geschehe es, daß die Bauern, wenn ihre Sachen noch so juste seien, dennoch mehrrenteils Unrecht kriegen. Es ist bekannt, wie der König zwar stets und mit einer damals sonst unbekannten Großartigkeit sich selbst von jedem Einfluß auf die materielle Rechtsprechung ausschloß und hier jeden Machtspruch verabscheute, aber die Empfindung, daß trotz aller Vorsicht in der Ausbildung und Auswahl der Richter unrichtige Urteile gefällt würden, und die lebhafte Sorge, das

Recht des kleinen Mannes zu schützen, führte ihn in dem berühmt gewordenen Prozeß des Müllers Arnold nicht etwa zur Bestrafung ungerecht urteilender Richter, sondern zu einer materiellen Aenderung des Urteils und zu schwerer Bestrafung der unparteiisch urteilenden ja gar nicht beteiligten Richter.

Arnold war wegen rücksündiger Abgaben an den Grundherrn Grafen von Schmettau verklagt, seine Einrede, der Landrat und Ritterchtsdirektor von Gersdorff habe ihm durch Anlegung dreier Karpenteiche das Wasser entzogen, wurde als der Wahrheit nicht entsprechend auf Grund der Zengenansagen und des Augenscheines abgewiesen, und die Mühle zwangsweise verkauft. Arnold reichte dem König unmittelbar eine Petition ein, und Friedrich befahl einem Obersten, die Sache zu untersuchen. Der Oberst sandte einen für Arnold günstigen Bericht ein. Wiederum aber entschied die neumärkische Regierung wie das Kammergericht in der Haupfsache gegen Arnold. Gewissenhaft hatte man nach dem Buchstaben des Gesetzes und nach formalem Recht geurteilt, doch, wie der König lebendig empfand, nicht nur wider alle natürliche Billigkeit, sondern gegen alle gesunde Vernunft. Denn sonnenklar schien es doch, daß der Müller nicht zahlen könnte, wenn ihm das Wasser entzogen würde. Heftig war der König, dem auch sonst damals Klagen über Bedrückung von Unterthanen zugingen, empört, „seinen Namen habe man cruel gemißbraucht“ und aufs schärfste schritt er ein; der Müller erhielt seine Mühle wieder, die Richter mußten ihm den entstandenen Schaden erzeigen, sie selbst wurden ihres Amtes enthoben und zu einjähriger Festungshaft verurteilt. Fürst ward ganz kurz, aber in Übereinstimmung mit der ihm oft schon wegen seiner angeblichen oder wirklichen Saumseligkeit angedrohten königlichen Ungnade seines Dienstes entlassen.

Dem Könige war es Pflicht, für das Wohl des kleinen Mannes so zu handeln, und wie tief das Schicksal der unschuldigen Richter auch belastet wurde, dieser Sinn des Königs und sein Streben nach unparteiischer Rechtspflege, die seinem Thun unzweifelhaft zu Grunde lag, erwedte ihm doch wieder geradeenes Vertrauen. Vornehmlich wurde nun der bisherige schlesische Justizminister von Cramer, der durch seine Tätigkeit in Schlesien sowohl für allgemeine Dinge, wie namentlich für die Rechtspflege längst schon des Königs Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, zum Großkanzler ernannt, und ihm folgte sein noch größerer Gehilfe Svarez aus Schlesien nach Berlin. Ungemein umfassend und eindringlich ist die Anweisung, die ihm der König gab, und die Svarez alsdann fast wörtlich in die „allgemeine Instruktion für die Justizkollegien“ aufnahm. Nun wurde die Schaffung eines allgemeinen Landrechts wieder mit vollster Lebendigkeit und großer Sachkunde aufgenommen. Cramer schalt zwar auf Cocceji, im wesentlichen aber stand er auf dessen Standpunkt. Das Gesetz allein sollte die Rechtsquelle sein, auch er hielt die Schöpfung eines allgemeinen Landrechts, das unter Be seitigung des römischen Rechts und seiner unzähligen Streitigkeiten nur dessen vernünftigemäßige Sätze gelten lassen sollte, für das dringendste Erfordernis. Aber indem er davon Abstand nahm, alles allein machen zu wollen, kam er unendlich weiter als Cocceji, kam er zum Resultat. Eine Kommission aus Praktikern, nicht aus Professoren, „die immer zu weitläufig seien“, wurde berufen, und deren vornehmstes Mitglied war Svarez. Noch 1781 wurde als Fortsetzung der früheren Arbeiten Coccejis eine neue Prozeßordnung veröffentlicht, Justizvisitationen in den einzelnen Provinzen folgten, die unter anderem eine neue Organisation des Kammergerichtes,



Balance de Frédéric.

Gleichzeitige allegorische Darstellung der Entscheidung Friedrics II. im Müller-Arnoldischen Prozeß i. J. 1779, in Paris 1780 gezeichnet und radiert von Vincenzo Gangioli (1744[?]-1798). Auf etwa die Hälfte verkleinert.

seine Teilung in zwei Senate, zur Folge hatten. Im Frühjahr 1786 waren die Arbeiten der Gesetzeskommission so weit gediehen, daß dem König der letzte Abschnitt des ersten Teiles des Allgemeinen Landrechts, d. h. desjenigen Gesetzbuches eingereicht werden konnte, welches man damals selbst im nichtpreußischen Deutschland als „den Vorboten des Gesetzbuches für ganz Deutschland“ ansah.

Wenn der König seine strafrechtliche Ansichtung einmal dahin aussprach, es sei besser, Verbrechen zu verhindern und ihnen zuvorzukommen, als sie zu bestrafen, und sich damit himmelhoch über die Ansichten der nächsten Vergangenheit erhob, so hoffte er wesentlich durch eine verbesserte Schuleinrichtung und namentlich durch die Hebung des Religionsunterrichtes eine Abnahme der Verbrechen zu erreichen. Aber er erkennt überhaupt in einer „vernünftigen sowohl wie christlichen Unterweisung der Jugend zur wahren Gottesfurcht und anderen nützlichen Dingen“ den Grund „für das wahre Wohlsein seiner Länder in allen Ständen“. Und dieses war ja sein alleiniges Streben. „Die Erziehung der Jugend muß“, schreibt er ein anderes Mal, „als Hauptzweck gelten. Auf alles übt sie einen Einfluß aus; sie schafft nicht, aber sie kann Fehler verbessern.“ Natürlich konnte bei den überaus großen Anforderungen, die an die Mittel des Königs gestellt wurden,

noch nicht ein idealer Zustand geschaffen werden, und in manchen Beziehungen mußte der damals außerordentlich lebhaften und weit verbreiteten Neigung von Privatleuten, sich um die Erziehung zu kümmern, Raum gelassen werden. Und Männer wie der Oberkonsistorialrat Hecker in Berlin, der Abt Felbiger in Sagan, und vorzüglich der märkische Edelmann, Domherr Fr. Eberh. von Rochow, haben sich die höchsten Verdienste um das Schulwesen erworben. Doch in Preußen hatte man schon unter Friedrich Wilhelm I. begriffen, daß dieses die Aufgabe des Staates sei, und für Friedrich war die Hebung der Bildung eine selbstverständliche Pflicht, bei der ihn namentlich der Minister von Zedlitz, sowie der schlesische Minister von Schlabrendorf mit großer Sachkenntnis unterstützten. Am 23. September

1763 erging das von Hecker verfaßte General-Landschul-Reglement, in dem die allgemeine Schulpflicht, die Ablegung einer Prüfung der Schullehrer und die doppelte Aufsicht der Schulen durch die Ortsgeistlichen wie die Superintendenten und Inspektoren angeordnet wurde. Mehrere Schullehrerseminarien wurden in den verschiedenen Provinzen gegründet, der Bau von Schulhäusern, die wenigstens auskönnliche Besoldung der Schulmeister angeordnet, ihre Nebenbeschäftigung als Handwerker oder Schantwirte ihnen leicht be seitigt. Doch mußte nach dem bayerischen Erbfolgekrieg ein Teil der Invaliden seine bürgerliche Versorgung noch in der Tätigkeit als Schulmeister finden, und daß von ihrem Feldprediger über ihren sittlichen Wandel erforderliche Zeugnis bot doch nicht die Gewähr für ihre Besährigung zu dem erzwungenen Beruf. Es war aber ein wesentlicher Erfolg, wenn in Schlesien bis zum Jahre 1769 238 evangelische und 240 katholische Schulen neu errichtet waren, wenn die Zahl der Schulmeister in der Kurmark bis auf 1760 gestiegen, für Westpreußen wenige Jahre nach der Besitzergreifung nach Friedrichs Angabe 180 neue Schulmeistersstellen geschaffen waren. Noch größere Aufmerksamkeit wurde den Gymnasien gewidmet, einzelne, wie das Joachimsthalische, wurden einer vollen Umbildung unterzogen, und sich der König persönlich dafür, daß er sich rühmte, das Studium der griechischen Sprache würde gänzlich verschwinden, wenn er sich nicht darum bekümmerte. Die Kenntnis der lateinischen Sprache verlangt er, denn sie fehlte, von allen jungen Leuten; aus der Vertiefung in die Geschichte, namentlich die neuere seit Karl V., sieht er die Vaterlandsliebe und mit ihr überhaupt alle Tugenden hervorpreisen. Der Unterricht in der Geschichte und in der Mutter sprache sind ihm die Wurzeln aller geistigen Selbstthätigkeit, d. h. des Geistes der ganzen Erziehungsarbeit.



SUAREZ.
Silhouette in „G. Göhler,
juridische Mischellen“ I. Hft.,
Berlin 1810. S. S. 420.
Originalgröße.

so eingehend interessierte die geringsschätige Meinung Friedrichs von der deutschen Litteratur, aber man weiß auch, wie er aufsatmete, als er in den Gellertischen Fabeln die Fähigkeit der deutschen Sprache entdeckte, einen Gedanken schlicht und klar auszudrücken. Man klagt, daß Friedrich die frischen Knospen unserer Litteratur nicht mehr kennen lernen möchte, aber man bewundert die Sicherheit des Urteils,

daß er gleichwohl wie ein zweiter Moses die kommende Herrlichkeit des deutschen Geistes schaut. Allerdings wie Moses den Kindern Israels den Weg zum gelobten Lande gezeigt und sie ihn geführt hatte, so war es auch nicht das Geringste, was Friedrich selbst für die deutsche Literatur gethan. Seine Thaten hatten — kein geringerer als Goethe sagt es — der deutschen Dichtung wieder Lebenskraft, unserer Bildung Gehalt und unserem Empfinden Worte gegeben. Den tief verborgenen Born unserer Sprache, die Fülle ihres Reichtums wieder aufzudecken, war gerade in den späteren Jahren des Königs Sinn und Trachten, und aus ihm floß auch das starke Gewicht, das er auf den Unterricht in der deutschen Sprache in allen Schulen legte. Mit den Gymnasien wurden zuweilen Realschulen verbunden, teils wurden solche neu errichtet. Für die Vorbildung der Gymnasiallehrer leistete ein für sie an der Universität Halle von Semler geleitetes Seminar zeitweise Ausgezeichnetes, und die Berufung der fähigsten Kräfte an die Universitäten, von denen hier nur die des Philologen Fr. Aug. Wolf nach Halle erwähnt sein mag, während Kant trotz aller Vorstellungen eine solche ablehnte, war eine der Hauptbestrebungen des Ministers von Zedlitz. Der König selbst aber beschäftigte sich so ernsthaft mit dem Universitätswesen, daß er seine Gedanken darüber in dem bekannten Aufsatz über die deutsche Literatur sorgfältig niederschrieb und sogar über die von den Universitätslehrern einzuschlagende Methode Vorschläge mache.

Eine gewisse Verwunderung hat es allezeit erregt, daß der König, als die Bulse vom 21. Juli 1773 den Jesuitenorden, den Friedrich selbst als Ungeziefer früher bezeichnet hatte, aufhob, den Verfolgten in seinen Staaten eine Freistätte geboten hat. Selbst d'Alembert meinte am Schluß eines längeren Briefwechsels über diese Angelegenheit mit dem König: „Wenn alle Fürsten Friediche wären, so könnte meinetwegen Europa mit Jesuiten gepflastert sein. Aber die Friediche gehen vorüber, und die Jesuiten bleiben.“ Jedenfalls war der Orden in seinen Ansprüchen durch die von den katholischen Fürsten durchgesetzte, päpstliche Aufhebung tief gebeugt, Friedrich hatte keinen Ertrag für den Unterricht, den seine Jünger namentlich an den Gymnasien Westpreußens und an der Universität Breslau leiteten, und um den Forderungen des Papstes zu genügen, bildeten sie auch in Preußen nicht mehr einen festgeschloßnen Orden, sondern wirkten einzeln und unterstanden der Aufsicht des Breslauer Weihbischofs von Strachwitz.

Der Bischof von Breslau selbst nämlich, Graf Schaffgotsch, war damals von seinem Amte entfernt. Mit schmälichem Verrat hatte er die, wie berichtet, sehr große Gnade des Königs belohnt und war 1757 zu den Österreichern übergegangen, war 1766, trotzdem ihn Friedrich, großmütig genug, nach dem Frieden in die allgemeine Amnestie aufgenommen, aus dem ihm angewiesenen Oppeln entflohen, und der Papst hatte den Weihbischof von Strachwitz mit der Vollmacht, als Bischof zu handeln, versehen. Ueberhaupt hatte sich während des Krieges die katholische Geistlichkeit keineswegs immer königstren gezeigt und sich mehrfach offen oder heimlich auf die Seite des Landesfeindes gestellt. Schon 1757 hatte daher der König die Befugnis der katholischen Pfarrer, von den Evangelischen Stolgebühren und Zehnten zu fordern, aufgehoben und den Evangelischen die Kirchen in Dörfern, die keine katholischen Einwohner mehr hatten, überwiesen. Sehr ernst wurde nach dem Frieden auf den Eid der Treue und des Gehorsams bei der katholischen Geistlichkeit gehalten, die Unzahl der Feiertage vermindert, bei der Bestätigung

der Prälaten mit großer Vorsicht verfahren, die Schenkungen und Legate an die Kirche beschränkt, die Hälfte der geistlichen Güter der Verwaltung durch die Kammern unterstellt, und die Klöster dadurch für den Staat nützlich gemacht, daß man sie nötige, Kolonisten anzusehen und Fabrikoulagen aller Art vorzunehmen. Eine große Anzahl von Menschen erlangte so durch den Reichtum der geistlichen Güter ihren Lebensunterhalt, und trotzdem natürlich die einzelnen betroffenen Kleriker saure Gesichter zeigten, war die katholische Kirche als solche, war namentlich der Papst voll bestrebt. Als 1773 in Berlin der Bau der katholischen Hedwigskirche vollendet war, übermittelte der Heilige Vater dem Könige, „welcher das Wohlwollen seiner Familie gegen die katholische Kirche geribt habe“, seinen Dank. Der neue Weihbischof von Breslau, von Rothkirch, stand bei den Beweisen der väterlichen Gesinnungen Friedrichs gegen die katholischen Unterthanen sein bischöfliches Amt „süß und leicht“, und ein spanisches Kapuzinerlein, voller Begeisterung für den Schuß, den dieser unvergleichliche König der katholischen Kirche angeidehen ließ, glaubte, seine Liebe für den König nicht anders bekräftigen zu können, als indem er in rührender Einfalt ihn bat, um seine Verdienste zu vervollkommen, um auch noch in den Schoß der allein seligmachenden katholischen Kirche zurückzukehren.

Und diese Zustimmung der katholischen Kirche zu Friedrichs Maßnahmen war um so wichtiger, als nach der Eroberung Westpreußens der Staat wieder eine sehr große Zahl von katholischen Unterthanen erhalten hatte, die zudem in der polnischen Zeit vollkommen verwildert und zu Barbaren geworden waren. Nur 763 Menschen wohnten hier 1772 auf der Geviertmeile, und drei Fünftel von ihnen schwacheten in der drückendsten Leibeigenschaft. Als ihren Solon und Lykurg betrachtete sich Friedrich, und langer Zeit, meinte er, würde es bedürfen, ehe man vermittelst einer besseren Erziehung dahin gelangen werde, diese Prokreten zu zivilisieren. Von der Verwahrlosung, der Dummheit, der Rechtlosigkeit, dem elenden Zustande, der in den Städten wie auf dem platten Lande herrschte, läßt sich kaum eine Vorstellung bilden, die nicht hinter der Wahrheit noch zurückbliebe. Der größte Teil der Einwohner war daher mit der Unterstellung unter preußische Hoheit „nicht eben sehr unzufrieden“. Friedrich aber führte sie zu einem menschenwürdigen Dasein, zu einem Glück, von dessen Möglichkeit sie nichts geahnt.

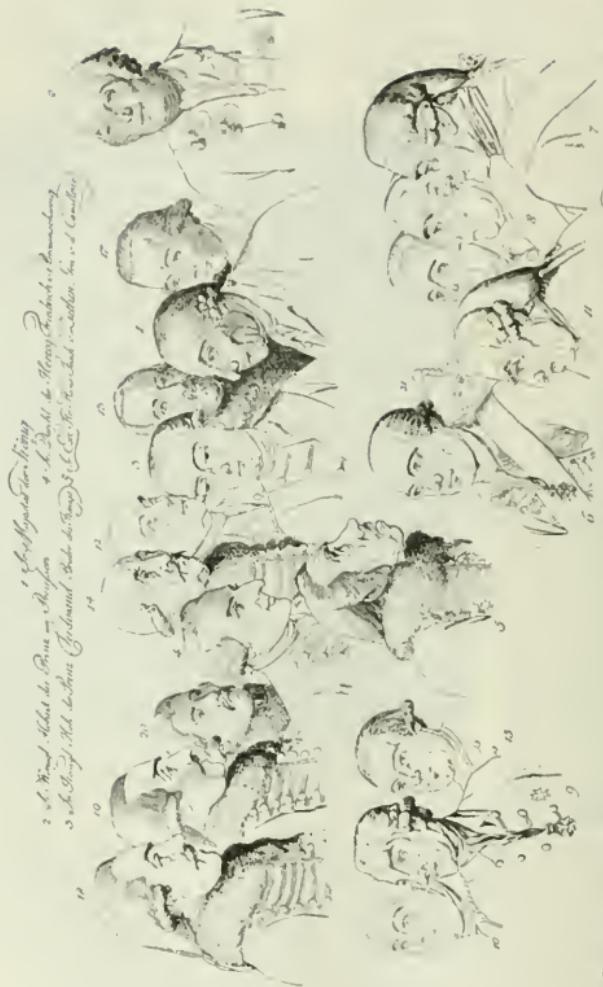
Er besiegte alle Schwierigkeiten, und der Kammerpräsident Domhardt, den er zum Oberpräsidenten ernannte, hat bei diesem Siege das nächst größte Verdienst. Schon 1771 hatte der König Grundsätze entworfen, „wonach die neue Einrichtung im Königreich Preußen soll gemacht werden“, und als das sicherste Mittel, diesen slavischen Leuten bessere Begriffe und Sitten beizubringen, bezeichnete er, solche mit der Zeit mit Deutschen zu vermischen, auch wenn es ausfänglich nur mit zwei oder drei in jedem Dorfe geschehen könne. Domhardt erhielt die anserlesersten und besten Kriegsräte und hatte zuvörderst eine neue Katastrierung des platten Landes mit größter Einfertigkeit vornehmen zu lassen, während in den Städten, wie Elbing, Marienburg, Graudenz und Bromberg die Altzise eingeführt werden sollte. In Marienwerder wurde eine Kriegs- und Domänenkammer für Westpreußen — diesen Namen gab der König dem neuen Lande — errichtet, während Ermland zum Königsberger Departement und einige östliche Striche zur Neumark gezogen werden sollten; später mußte in Bromberg

och ein Deputationskollegium hinzugefügt werden. Wesentliche Förderung erfuhr, sie erwähnt, auch hier das Schulwesen, die Rechtspflege wurde, da der König in Urteilen der ständischen Patrimonialgerichte „das Leben und die persönliche Sicherheit seiner Unterthanen nicht anssehen zu können“ erklärte, in zweiter Instanz einem Ober-Hof- und Landgerichte in Marienwerder unterstellt, während and vogteigerichte und auf den Domänen die königlichen Justiziarien die erste blten. Für den Neubau der wüsten Stellen in den Städten und auf dem Lande, orzüglich für das Wohl des armen Mannes, wurde die umfassendste Fürsorge etroffen. Entfernt nicht entzrachen die Einnahmen aus dem Lande, obwohl der Gewinn aus den Domänen allein bis zu Friedrichs Tode um dreißig Prozent stieg, den großen Kosten, welche der König aufwandte, ber er wollte das Geld gerne eben, wenn seinen Unterthanen adurch geholfen würde. Die Einnahmen aus der Provinz wurden vielmehr durch den Unterhalt der 25 000 Mann Soldaten, welche Westpreußen stellte, und durch den Bau des Neukanals, der die Weichsel mit der Oder verband, völlig verschlungen. Dieser Kanal aber wurde für die Provinz und ihren Handel im so mehr von Bedeutung, als Danzig noch nicht zu ihr zehörte. Es galt daher, den Handel wenn möglich von Danzig nach Elbing zu ziehen, schon wurde 1775 auch der Versuch gemacht, die August-Messe Danzigs und ihre Vorteile der Provinz zuzuwiesen und in der an Preußen gekommenen Danziger Vorstadt Schottland eine Messe einzurichten. Mit vollster Klarheit zeugt der bis zum Jahre 1786 von 173 769 auf 540 612 Thaler gestiegene Wert der Fabrikate, der von 77 594 auf 194 534 Thaler erhöhte Absatz für die ganz außerordentliche Aufnahme, die Handel und Gewerbe in den sechzehn Jahren genommen hatten.

Alle Arbeit aber hatte die Wiederherstellung deutscher Zustände in dem so lange in polnischer Knechtschaft schmachenden Lande zum Zweck, und Deutschland hatte gewiß hier gewonnen, was Preußen erwarb. Wir sahen oben, wie Friedrich sogar von der Sonne der deutschen Einheit das erste Morgenrot heraufzaubern wußte, wie aber die von ihm geschaffene preußische Macht diejenige war, die allein die finstern Wolken, welche sich vor sie legen wollten, zurückscheuchen



Minister Ewald Friedrich Graf von Herzberg.
Kupferstich von Ignaz Sebastian Klauer (geb. 1751, gest. um 1820)
nach dem Gemälde des Johann Heinrich Schroeder (1756–1812).
Auf 2,5 verkleinert.



Die untere Bildurschrift steht auf dem Original in gleicher Höhe wie die obere, deren Fortsetzung nach rechts sie bildet.

Österreicher vor seinem König.

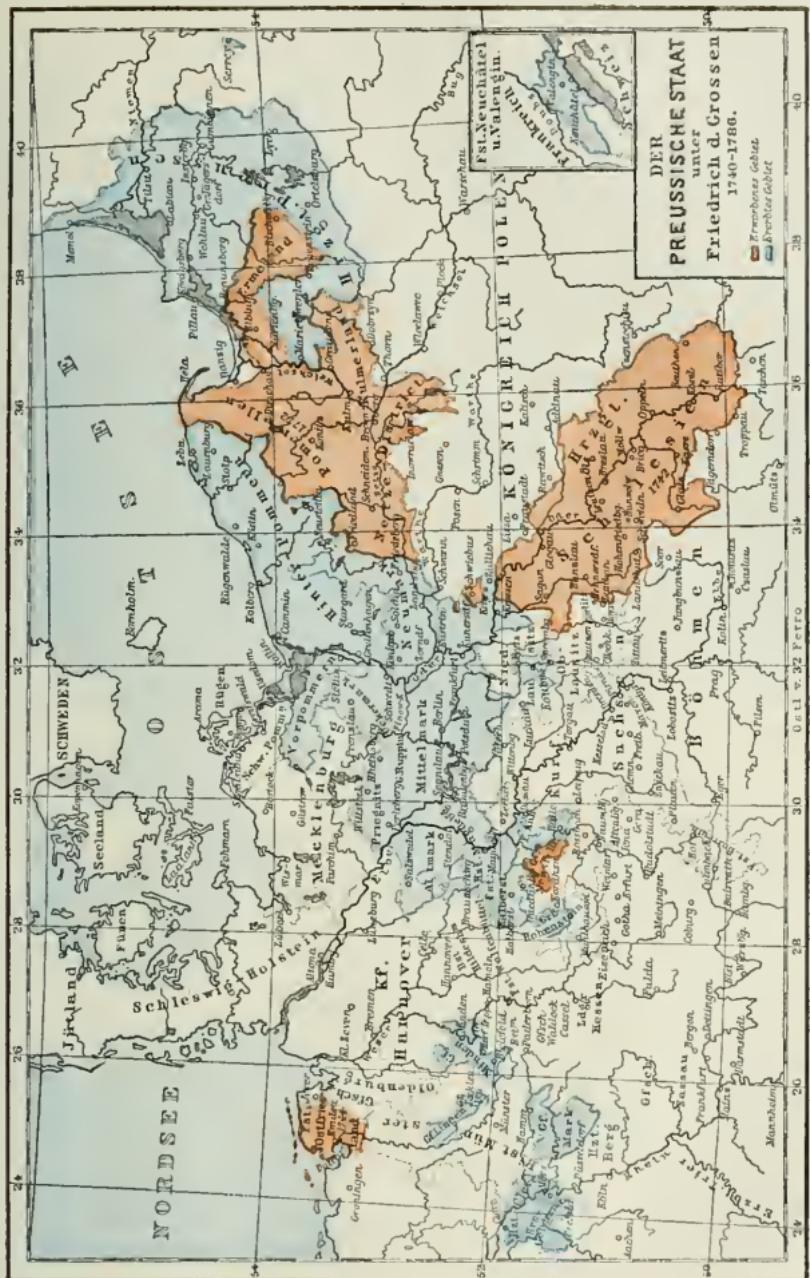
Gezeichnet und geschnitten von Daniel Nikolaus Chodowitsch (1726–1801), auf $\frac{1}{4}$ verkleinert.



könnte. Er hatte dem von seinem Vater gegründeten Staat eine unvergleichliche Stellung gegeben, von den fernsten Ländern kamen die Gesandten, ihm den Zoll der Bewunderung darzubringen. Immerhin mochte er am Schluß seines Lebens keine auswärtigen Bundesgenossen haben, aber das Vertrauen der deutschen Fürsten zu Preußen war gewonnen, und die auswärtigen Fürsten erzitterten, wenn er die Hand erhob. Er hatte aber auch das Volk seines Staates ganz umgestaltet, er hat eigentlich das preußische Volk als solches erst geschaffen. Doch schon damals zeigte das Geschöpf seine häßlichste Seite. Ein beißender Witz war Friedrich in seinen jungen Tagen eigen gewesen, und im Alter äußerte sich sein Tadel oft bitter und schroß. Die warme Liebe zum Menschengeschlecht, die innige Zuneigung zu seinem Volke und Staat, die ihn befeelte, zeigte er wohl in seinen Handlungen, aber immer seltener gab er ihr mündlichen oder schriftlichen Ausdruck. Suchte sein Volk ihm darin nachzunehmen, oder glaubte das Geschöpf den Meister meistern zu sollen? Eine unabzählbare Tadelnacht ergriff das Volk, und zu gern nur schwähte es die Einrichtungen, die Friedrich zu seinem Heile gegeben. Aber allem Schelten und auch allen Angriffen zum Trotz, die damals und später gegen den König erhoben wurden, entsprach der Liebe Friedrichs doch eine tiefe, innertliche Tantbarkeit und grenzenlose Bewunderung des Volkes für diesen einzigen König. Und man durfte wohl klagen, daß der alte Fritz in seinem Sanssouci immer einsamer wurde, so wenig Gelegenheit bot, die ihm geschenkte Liebe entgegenzunehmen.

In der That war es um ihn her seit lange gar still geworden, die einst getünpten Bunde der Freundschaft mit den Genossen seiner Jugendtage hielt sein Herz viel zu fest, als daß es andere hätte gewinnen mögen. Mit den fürstlichen Verwandten stand kaum ein Verkehr statt, auch sie fürchteten wohl das große, durchdringende Auge, das im Bitde noch heut uns Herz und Nieren zu prüfen scheint. In neidloser Anerkennung hatte Friedrich in Berlin seinen Generälen Denkmäler gesetzt, mit ausgeübter Sorgfalt begegnete er den wenigen, die mit ihm alt geworden. Wer wußte nicht, wie er den greisen Zielen ermahnt, sich des Rechtes der Invaliden Roms zu bedienen, wie er den alten Helden nötigt, in seiner Gegenwart sich niederzusezen? Rührender ist wohl noch, wie der einsame Monarch in seinem Testamente vom 8. Januar 1769 aller seiner Verwandten gedenkt, ihnen Geschenke und Legate zuweist, wie er namentlich seiner Gemahlin, die nie an ihrem großen König irre geworden, seine dankbare Hochachtung zu bezengen weiß.

Seit dem August 1785 an der Wasserfucht schwer leidend, wollte er niemanden mehr sehen, und nur mit Mühe, ja nur mit List vermochte ein Fremder ihn auf der Terrasse in Sanssouci zu beobachten. „Er näherte sich“, schreibt ein solcher, ein französischer General, „von den beiden Kammerhütlaren unterstützt, und setzte sich auf den Lehnsstuhl. Ich erblickte den alten Helden, welcher seine Feinde so oft erzittern machte, abgemattet, von Krankheit überwältigt, mit bleichem, von Leiden entstelltem Gesichte, von einem Husten besessen, den ich im Innersten mitfühlte. Er trug einen Ueberwurf von larmoißenrottem Sammet, einen alten Hut mit Federbesatz auf dem Haupte, das eine, offene Bein mit weißen Linnen umwickelt, das andere, kaum wird man es glauben, war gestiefelt. Ich wurde bei diesem Anblick von heiliger Ehrfurcht ergriffen und fühlte, während meine Augen auf ihn gerichtet waren, auf das heftigste meine Pulse schlagen. Nach fünf Minuten ließ er sich wieder zurückführen, und ich glaubte, den Geist eines Helden, der mir aus einer anderen Welt erschienen wäre, gesehen zu haben.“



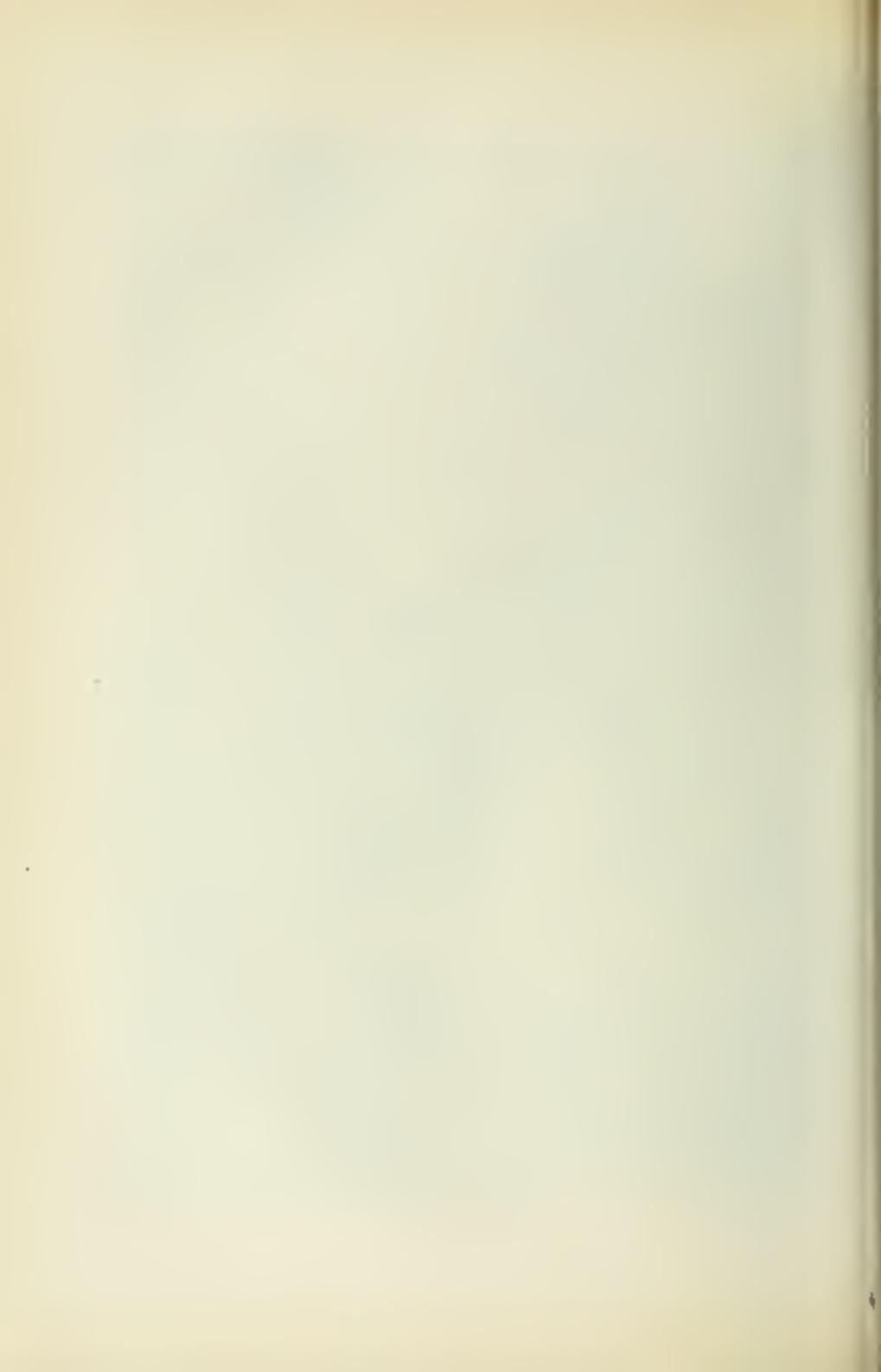
DER
PREUSSISCHE STAAT
unter
Friedrich d. Grossen

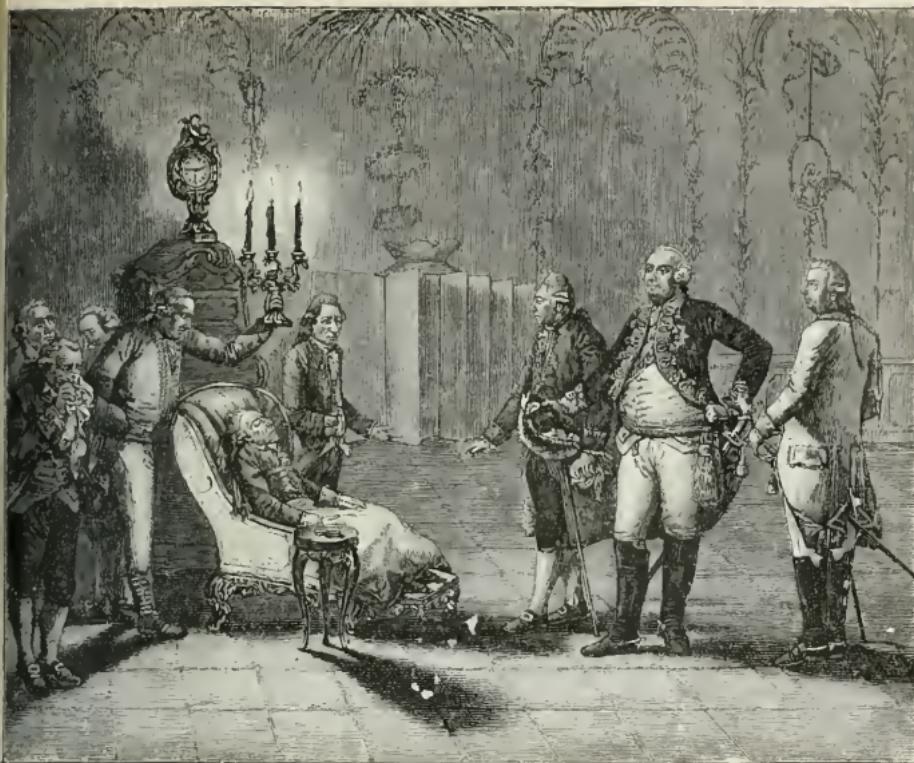
1740-1760.

■ Erworbenes Gebiet
■ Erweitertes Gebiet

Geograph. Anst. v. Wagner & Dohle, Leipzig.

Entworfen u. gezeichnet v. A. Breseke.





Der Tod Friedrichs II. am 17. August 1786.

Radierung von J. F. Voß (thätig im 18. Jahrh.), auf etwa $\frac{1}{3}$ verkleinert.

Es sind dieselben Empfindungen, die uns noch hente beseelen, wenn wir dies wunderbar reiche Leben übersehen. Es ist nichts anderes als die Verwirklichung der Lehren, welche der König selbst über die Pflichten des Fürsten gegeben. Immer solle er sich erinnern, so verlangte Friedrich von diesem, daß er nichts sei als ein Mensch, gerade wie der geringste seiner Untertanen. Und wenn er der höchste Richter, der oberste Kriegsherr, der vorderste Verwalter der Staatseinkünfte, der erste Minister des Staates sei, so sei er es nur, um deren Pflichten auszuüben. Nichts ist der Fürst, als der erste Diener des Staates, verpflichtet, ehrlich, weise und vollkommen uneigennützig zu handeln, jeden Augenblick bereit, seinen Mitbürgern Rechenschaft von seinem Thun zu legen. Und wie lautten die Worte, mit denen der König den Aufsatz über diese Pflichten schließt? „Bulekt“, so schreibt er, „ist der König recht eigentlich das Haupt einer Familie von Bürgern, der Vater seiner Völker, bei allen Gelegenheiten muß er die letzte Zuflucht der Unglücklichen, den Waisen ein Vater, den Witwen ein Helfer sein. Ein Herz soll der Fürst haben wie für den ersten Hofmann, so auch für den letzten Elenden, und volle Freigebigkeit soll er walten lassen gegen



Totenmaske Friedrichs II.
Nach dem im Hohenzollernmuseum zu Berlin befindlichen Original.

die, welche aller Hilfsmittel beraubt, mir in seinen Wohlthalen noch Beistand finden.“

Und wie der König den Anfang seines Testamentes den Worten des Psalisten nachgebildet hat: „Nichts ist unser Leben, vom Augenblicke der Geburt an, bis zu dem des Todes, als ein pfeilschnelles Dahineilen“, so war sein Leben nach den Worten desjelben Sängers kostlich auch mir, weil es Mühe und Arbeit gewesen. Sagt Friedrich es doch selbst, daß die Bestimmung des Menschen während der kurzen Spanne Zeit, die ihm gegönnt, die Arbeit für die Gesellschaft ist, welcher er angehört. „Seitdem ich zu den Geschäften gelangt, habe ich mich“, so fährt er in seiner wundervollen Bescheidenheit fort, „mit allen meinen Kräften und nach meiner schwachen Einsicht bemüht, den Staat, den zu regieren ich die Ehre habe, glücklich und blühend zu machen. Gesetz und Recht habe ich walten lassen, Ordnung und Klarheit in die Finanzen gebracht, daß Heer in der Zucht erhalten, die es allen Heeren Europas überlegen macht“. Er durfte von sich ohne Überhebung bekennen, daß er alle Pflichten gegen den Staat erfüllt habe.

Seit dem 9. Juli mußte der Minister von Herzberg in Sanssouci weilen, dem Könige bei den Geschäften zur Hand zu sein. „Obwohl man sah“, so berichtet er, „daß der König furchtbar litt, hat er es uns doch nie merken lassen,

Erläuterungsblatt

zu dem

eigenhändig niedergeschriebenen Testament des Königs
Friedrich II.

vom 8. Januar 1769.

In Größe des Originaleß im Kgl. Haussarchiv zu Berlin.

Aufang und Schluß des nebenstehenden eigenhändig niedergeschriebenen Testaments König Friedrichs II.

Übertragung.

Tempselmarke

Notre Vie est un passage rapide du moment de Notre Naissance à celui de notre mort, pendant ce court espace l'homme est destiné à travailler pour le bien de la société dont il fait Corps. Depuis que je parvins au Magistère des affaires, je me suis appliquée avec toutes les forces que la nature m'avait donné et selon mes faiblesses l'amierai à rendre heureux et florissant cet état que j'ai eu l'honneur de gouverner, j'ai fait régner la Loix et la Justice, j'ai mis de l'ordre et de la Neteté dans les finances, et j'ai entretenue l'armée dans cette Discipline qui l'a rendue Supérieure aux autres Troupes de l'Europe, apres avoir rempli ces Devoirs envers l'Etat, j'aurais un reproche éternel à me faire si je négligais ce qui concerne ma Famille, c'est donc pour l'avit les honneurs qui pourraient s'élèver entre mes proches à l'égard de mon héritage que je Déclare par Cet Acte Solennel ma volonté dernière.

1. Je rends de bongré et sans regret ce Suffle de Vie qui m'anime à la Nature bénissante qui a Daigne me le prêter, et mon Corps aux Eléments dont il a été Composé, j'ai vécu en philosophe et je veux être enterré comme tel, sans appareil, sans faste, sans Pompe, je ne veux être ni disqué ni embouillé, qu'on m'enterrer à Sansouci au haut des terres dans une Sépulture que je me suis fait préparer. Le Prince de Nassau Mortisse a été inhumé de même dans un boîte proche de Cleves, si je mourus en tems de Guerre oublier en voyage il n'y a qu'à dépasser mon Corps dans le premier Lieu et le transporter en hiver à sansouci au Lieu que j'ai désigné ci-dessus.

32. Je recommande à Mon Successeur de respecter Son Sang dans la personne de Ses Oncles de Ses Fantes et de tout Les parans, le hazard qui preside au destin des hommes Règle la primogeniture, mais pour être Roi on n'en vaut pas mieux pour cela que Les Autres, je recommande à tous mes parans à Vivre en bonne Intelligence et à Savir qu'ant le fait Sacrifier Leurs intérêts personnels au bien de La patrie et aux Avantages de L'Etat.

Mes Derniers Vœux au moment où j'expireroi Seront pour le bonheur de Cet Empire puisse t'il toujours être Gouverné avec Justice, Sagesse et force, puisse t'il être le plus heureux des Etats par la Douceur des Luix, le plus équitablement Administré par rapport aux finances, et le plus Vaillamment défendu par un Militaire qui ne respire que l'honneur et la belle Gleine, et puisse t'il durer en florissant jusqu'à la fin des Siècles.

33. Je nomme pour mon exécuteur Testamentaire le Duc Régant Charles de Brunsweic, de l'amitié de la Droiture, et de la probité duquel je me primaïs qu'il se chargera de faire exécuter ma Dernière Volonte.

Fait à Berlin le 2 de Janvier 1760.

Federle.

Übersetzung.

Unser Leben ist eine schnelle Reise vom Augenblick unsrer Geburt bis zu dem unsres Todes. Während dieses kurzen Zeitraums ist der Mensch bestimmt, für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich zur Zeitung der Welttheile gelangte, habe ich mich mit allen Staaten, welche die Natur mir gegeben hatte und nach meinen schwachen Fähigkeiten bemüht, diesen Staat, den ich zu regieren die Ehre gebadet habe, glücklich und blühend zu machen, ich habe die Gerechtigkeit und die Gerechtigkeit bereitstellen lassen, ich habe Ordnung und Klarheit in die Finanzen gebracht, und ich habe das Herz in solcher Zucht erhalten, die es den anderen Truppen Europas überlegen gemacht hat. Nach Erfüllung dieser Pflichten gegen den Staat müsste ich mir einen ewigen Vorwurf machen, wenn ich boshaftige, was meine Familie betrifft, vernachlässigte. Um den Verwüstungen vorzubeugen, die sich zwischen meinen Verwandten in Betrieb meiner Erbschaft erheben könnten, erläutere ich deshalb durch diesen schriftlichen Alt meinen letzten Willen:

1. Ich gebe willig und ohne Bedenken diesen Lebensbuch, der mich befehlt, der wohltätigen Natur zuwid, die ihn mit verliehen bat, und meinen Leib den Elementen, aus denen er zusammengesetzt ist. Ich habe als Philosoph gelebt und ich will als solcher beerdigt werden, ohne Gebränge, ohne Pein, ohne Pomp, ich will weder feiert noch embalsamiert werden, man soll mich in Sansouci oben auf den Zerstäuben in einem Grabe, welches ich mir habe bereiten lassen, beerdigen. Prinz Moritz von Nassau ist ebenso in einem Gehölz nahe bei Cleve begraben worden. Wenn ich zur Zeit eines Krieges oder auf einer Reise sterbe, so soll man meinen Leib im nächsten Orte bestatten und ihn im Winter nach Sansouci an den Ort bringen, den ich oben designirt habe.

32. Ich empfehle meinem Nachfolger, sein Blut zu achten in der Person seiner Eltern, seiner Tanten und aller Verwandten. Der Zufall, welcher das Geschick der Menschen bestimmt, regelt die Erstgeburt; deshalb ist man aber als König nicht mehr wert als die andren. Ich empfehle allen meinen Verwandten, in guter Eintracht zu leben und zu wilen, wann sie ihre persönlichen Interessen dem Wohl des Vaterlandes und dem Vorteil des Staates zu opfern haben.

Meine letzten Wünsche im Augenblick des Todes werden dem Glück dieses Reiches gelten. Möge es immer mit Gerechtigkeit, Weisheit und Kraft regiert werden, möge es der glücklichste der Staaten sein durch die Miltte des Heiles, der am gerechtensten verwaltete in Hinsicht der Finanzen, und der am tapfersten vertheidigte durch einen Kriegerstand, der nur Ehre und schönen Ruhm annimmt, und möge es blühen und dauern bis zum Ende der Jahrhunderte.

33. Ich erinnere zu meinem Testamentsvollstrecker den regierenden Herzog Karl von Braunschweig von dessen Freundschaft, Geduld und Rechtlichkeit ich mir verspreche, daß er die Vollstreckung meines letzten Willens auf sich nehmen wird.

Gegeben zu Berlin am 8. Januar 1760.

Friedrich.



Notre Vie est un passage rapide du moment de Notre Naissance a obéi
de notre mort, pendant ce Court espace L'homme est destiné a travailler
pour Le bien de La Société dont il fait Corps. Suyez que je perceve
au Maninest des affaires, j'eusse suis expliquée avec toute la force que la Nature
m'avoit donnée et felon mes faibles Lumière a rendre heureux et florissant.
C'est est que "ai eu L'honneur de Gouverner", j'avois regnés les Loix et la
Philosophie qui l'a rendue Supérieure aux Autres Royaumes de L'Europe. apres avoir rempli ces
devoirs envers L'Etat, j'avois un reproche éternel a me faire, je ne negligois ce qui
importe Ma famille, j'apportais pour Convaincre Les bracheries qui pouvoient s'élaborer entre mes
proches a l'égard de mon héritage que je Detins par Cet Acte. Volonté ma Noblesse domine :
J'aurai de bonté et sans regret ce Souffle de Vie qui m'anime a la Nature bieupassante
qui a Dauphiné me le prêter, et mon Corps aux Eléments dont il a été Composé". j'ai vécu
un filet joyeux et j'eus être enterré Comme Tel, sans apprêt, sans fosse, sans Bourge, je me
vise être né Dauphiné ni entouré, qui on m'enterré a l'abri sous au bout de temps dans
une Souterraine que je fais fait préparer, Le Prince de Neuff Monif a été intérieur de
l'opéra de Dauphiné mon Corps dans le premier lieu et le transférer ce lievant a son affaire avec
lui que j'ai Dauphiné si belle.

J'recommande a Mon Successeur de respecter Son Sacré dans la proportion de Ses Ombres
de Ses Tantes et de tout Les parans, Le hazard qui provoque au depeine des hommes
Règle La primogeniture, mais pour être Roi on n'en veult pas mieux pour cela
que Les Autres. j'recommande a tout mes parans a Vionne en bonne habitation
et a Savoir quant il Le faut Sacrifier Leurs Intérêts personnels au bien
de La patrie et aux Avantages de L'Etat.

Me Damez Jocas au moment ou j'espérerois l'avoir pour Le bonheur de Cet Empire
puisse t-il toujours être gouverné avec Justice, Sagesse et force, puisse t-il être
Le plus heureux des Etats par La Dauphiné des Loix, Le plus establement Administré
Par rapport aux finances, et le plus Vaillamment Défendu par un Ministre
qui ne ressemble que L'honneur et La belle gloire, et puisse t-il durer en
florissant jusqu'à la fin des siècles.

j'nomme pour mon successeur Temporairement Le Dés Régissant Charles
de Brabant, de l'amitié de la doctrine, et de La probité duquel je me promais
qu'il le changera de faire exécuter ma Dernière Volonte.

Fait à Berlin Le 8 de Janvier 1769.

Témoins

vergeben zu Berlin am 8. Januar 1769.

Friedrich.

ndern mit heiterer Miene, zufrieden und ruhig, und ohne je von seinem Ende, noch vom Tode zu sprechen, hat er uns immer auf das angenehmste unterhalten, indem er über die Angelegenheiten des Tages, über Literatur, über alte und neue Geschichte und besonders über Ackerbau und Gartenkunst redete". Am 16. August verließen ihn die Kräfte, am 17. befreite ein schmerzloser Tod ¹⁷⁸⁶ die Seele von den irdischen Fesseln. König Friedrich II. von Preußen war ^{17. Aug.} ahn gegangen. —

Wer wird nun die Welt regieren? — so saßte ein schlchter schwäbischer Dauersmann die Empfindungen der Überlebenden treffend zusammen, und Mirabeau fragte sich, wie der preußische Staat ohne das Genie Friedrichs fortbestehen könne. Der König aber hat in seinem Testament geschrieben: „Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir geben werde, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möchte es doch stets mit Berechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möchte es durch die Milde einer Gesetze der glücklichste, möchte es durch seine Finanzen der am besten verwalte, möchte es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhm strebt, er am tapfersten verteidigte Staat sein, o möchte es doch in höchster Blüte bis in das Ende der Zeit dauern!“ — Und in Wahrheit — mochten doch Stürme kommen und trocken gewordene Äste abbrechen, knorrig genug war der Stamm, auch schlimmen Wettern zu trotzen. Möchten doch wilde Schößlinge sich an ihm imporren, noch konnte sie die Hand des einsichtsvollen Gärtners beschneiden. Nochten doch selbst die Wurzeln zu faulen beginnen, noch hatte der Baum Saft genug, um neue Wurzeln zu schlagen, und jung und kräftig war das Erdreich, auch neue Blüten und frische Frucht zu treiben.



Apotheose König Friedrichs II.

Kupferstich von Daniel Nicolaus Chodowiecki (1726–1801), auf etwa $\frac{1}{3}$ verkleinert.



Allegorie auf die König Friedrich Wilhelm II. in Königsberg geleistete Huldigung.
Stich von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726—1801), auf etwa $\frac{1}{4}$ verkleinert.

3

Die Auflösung des Staates.

König Friedrich Wilhelm II. 1786—1797.



Aus „S. Buchholz,
Geschichte der Thur-
mark Brandenburg“
IV. Berlin 1771.
Originalgröße.

Der Tod des Großen Königs führte seinen Neffen, den ältesten Sohn des Prinzen August Wilhelm, auf den Thron. Ritterlich, liebst und voller Verständnis für den neuen deutschen Gedanken, der im Fürstenbunde zum Ausdruck gekommen, war Friedrich Wilhelm II. entschlossen, diesen, an dessen Geburt er einen wesentlichen Anteil genommen, nach Möglichkeit auszubilden. Je mehr die Herbigkeit Friedrichs in den letzten Jahren verloren hatte, um so mehr war es seinem Neffen Herzengesind, mit gewinnender Güte und menschlicher Freundlichkeit jedermann zu begegnen. Je seltener Friedrich in den letzten Jahren feierlichkeiten veranstaltet hatte, um so zahlreicher strömte man zu den Festen, die nach der Ablegung der Trauer etwa mit der großen Neujahrsgratulation im Jahre 1787 ihren Anfang nahmen. Aber hinter der Güte des Königs, die ihm den Beinamen des Vielgeliebten eintrug, trat der Gedanke, daß der Staat hart sein muß, wenn anders er sich und die Seinen behaupten soll in dieser Welt.

der sich reibenden Kräfte, nur allzu sehr in den Hintergrund. Die Minister Friedrichs, den Grafen Finkenstein und den in den Grafenstand erhobenen Ewald von Herzenberg, behielt der König zwar bei, aber die scharfe königliche Leitung fiel fort, Differenzen machten sich bemerklich, und der Hof redete in die Staatsgeschäfte hinein.

Vornehmlich gewann der Oberst von Bischöfswerder und der einstige Lehrer des Königs, Wöllner, durch die Betonung der religiösen und mystischen Dinge Einfluss auf die weiche und zu allem Uebersinnlichen geneigte Seele des Königs. Wöllner, an Stelle des hochbedeutenden von Bedlik zum Justizminister und als solcher zum Leiter des geistlichen Departements ernannt, glaubte sich



Die Neujahrsgratulation bei Hofe in Berlin am 1. Januar 1787, mit Ansicht des Schlossplatzes.

Nadierung von Joh. Georg Nösenberg (1739–1808), auf $\frac{1}{2}$ verkleinert.

berufen, die gottlos und unsittlich gewordene Menge, wie namentlich die Geistlichkeit, die sich vielfach ohne sittlichen und wissenschaftlichen Ernst in der nackten Verleugnung ihrer Kirchenlehre gefiel, durch ein Religions- und Bensuredikt zur wahren Religion zurückzuführen. Man darf selbst an der Ehrlichkeit der Absicht zweifeln, und sicher entsprachen die Thaten den Worten nur wenig. Denn nicht um eine Aenderung der Herzen, sondern um die Beobachtung äußerer Formen, um das Bekenntnis mit dem Munde handelte es sich. Die Aufklärung, deren man sich rühmte, bestand nach Lessings Ausdruck nur in der Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen auf den Markt zu bringen, wie man wollte. Aber durch Edikte, durch Examinationskommissionen und Katechismus-Ausgaben war sie so wenig wie durch polizeiliches Nachspüren zu beseitigen. Unklar, wie sie gefaßt waren, öffneten die Edikte vielmehr der Heuchelei die Thore und ließen sich nur

zu leicht gegen jeden, der sich unliebsam mache, gebrauchen. Die Thatjache, daß der König die zur Gräfin Lichtenau erhobene Wilhelmine Enfe als seine Geliebte behandelte, daß er späterhin mit der Gräfin Ingeneheim und nach deren Tode mit der Gräfin Dönhoff zu Lebzeiten seiner Gemahlin, der Königin Friederike,



Preußischer Grenadier vom Grenadierbataillon Nr. 6 in Potsdam.

Motorierter Aufsteller aus „Preußische Armeeuniformen unter der Regierung Friedrich Wilhelms II.“ Berlin 1760 del Joh. Gottl. Thiele, Kupferstecher. Originalgröße.

Ehen abschloß, wirkte auf den Hof wie die bürgerliche Gesellschaft als ansteckendes Beispiel und erwünschte Entschuldigung verderblich ein. Neben dies aber hatte das Werk Friedrichs, so gewaltig es auch war, doch auch seine Schwächen, die gerade in der Größe Friedrichs beruhten, und die sich nun schnell fühlbar machten. Von vornherein eine Natur von unübertroffener Selbstständigkeit und Arbeitskraft hatte Friedrich, wie wir sahen, selbst alles und jedes allein geleitet, ja, je älter er wurde, je mehr gewöhnte er sich, nur sich selbst zu vertrauen. Die Gabe, welche der Vater bei aller Selbstständigkeit und Eigenmächtigkeit gehabt hatte, Schüler zu erziehen, die sein Werk fortfegen konnten, war Friedrich versagt worden. Die harte Schule, in welcher Friedrich Wilhelm I. den Geist seines Kronprinzen zur Arbeit und Pflichterfüllung erzogen hatte, ist dem jungen Prinzen von Preußen nicht geworden, wiewohl auch Friedrich es an hartem Tadel nicht hatte fehlen lassen. Anfänglich trat der König energisch genug auf, erklärte, sich selbst der Regierungsgeschäfte zu unterziehen, verbat sich „ein independentes Verfahren“ der Minister und verlangte von seinen Beamten „neben der Ehrlichkeit und Thätigkeit auch Gehorsam, dieselbe Folgsamkeit bei dem Zivildienst wie von seinen Offizieren“. Allein die Beamten waren nicht mehr, wie zur Zeit von Friedrichs Thronbesteigung an Selbstthätigkeit gewöhnt, nicht mehr gezwungen, selbst zu denken, selbst zu erfinden, sondern vielfach wenigstens hatten sie sich gewöhnt, als gesegnige Werkzeuge zu dienen. An die Stelle des Bewußtseins, einem Friedrich zu dienen, trat mehr und mehr eine geschäftsmäßige Routine, die es vergaß, daß die Form der Geschäfte nach den Bedürfnissen und Ideen der Zeit, nicht aber diese nach jenen zu bilden seien. Man gewöhnte sich, in

den hergebrachten Formen den Grund der Größe des Staates zu sehen und bedachte nicht, daß jene für die Bedürfnisse ihrer Zeit getroffen seien, und daß das Leben stets neue Forderungen stellt, die ungestraf't nicht vernachlässigt werden dürfen.



Friedrich

König Friedrich Wilhelm II. von Preußen.

Nach dem Gemälde von Edmund Francis Cunningham (geb. um 1742, gest. 1795) gestochen von
Domenico Cuneo (1727–1794). Auf etwa $\frac{1}{4}$ verkleinert.

Das Namensfaksimile nach einem Exemplar im Kgl. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Dennnoch geschah mancherlei, was wohlthätig wirken konnte, wenn es nur mit Kraft durchgeführt wurde. Die Freiheit des Handels und des Verkehrs wurde durch Verminderung der Durchgangszölle und namentlich durch die Abschaffung der Zölle, des Kaffee- und Tabakmonopols begünstigt, und für die Industrie und Strafanlagen wurden im ersten Jahre allein über drei Millionen Thaler aus-

gegeben. Die Salz-Produktion wurde derartig gehoben, daß sie ohne Erhöhung des Preises der Staatsklasse nicht unerhebliche Zuschüsse liefern konnte. Dem Schulwesen wurde eine gewisse Einheit durch das aus praktischen Schülern zusammengesetzte Oberschulcollegium gegeben. Für das Heerwesen wurde das Oberkriegscollegium errichtet, die Zahl der Grenadierebataillone verdoppelt, die Anwendung sanfterer und menschlicherer Formen wurde geboten, und ihnen zunächst wohl auch, namentlich bei den Regimentern in Berlin und Potsdam entsprochen. Im Generaldirektorium, dem noch im Jahre 1786 eine neue Instruktion gegeben wurde, und im Finanzwesen suchte man Einrichtungen zu treffen, welche die bisherige alleinige Leitung der Geschäfte durch den König ersezten sollten. Die infolge des Arnoldschen Prozesses entlassenen Richter wurden für unschuldig erklärt. Mit der Aufstellung des Grundsatzes, daß kein Beamter ohne Urteil und Recht vom Amt entfernt werden dürfe, begann sich ein Staatsdiennerrecht auszubilden, und auch die erhöhte Besoldung der Beamten konnte zu ihrer Unabhängigkeit, konnte



HANS RUDOLF v. BISCHOFSWERDER
Königl. Preuss. General-Lieutenant
und General-Adjutant
Chef des Feldjäger-Corps zu Pferde.

Das Porträt nach einem anonymen englischen Schablonistablat (von Valentin Green, 1739–1818?) nach dem Gemälde von Edmund Francis Cunningham (geb. um 1742, gest. 1795). Auf $\frac{1}{2}$ verkleinert.

führen. Die Stadt Ruppin, die im August 1786 durch eine Feuersbrunst zerstört worden, wurde auf königliche Kosten für anderthalb Millionen Thaler wieder aufgebaut. Auch für die Kunst wurden Geldmittel flüssig gemacht. Der König selbst war gleich seinem Oheim ausübender Musiker, spielte mit Beifall Cello, und von seinem Verständnis für die Baukunst giebt das 1789–1793 in Berlin nach dem

Muster der Vorhalle der Akropolis in Athen von Langhans errichtete Brandenburger Thor ein glänzendes Zeugnis. Endlich gelang es sogar, wiewohl nicht ohne große Schwierigkeiten, das Allgemeine Landrecht 1794 zu veröffentlichen und zur Geltung zu bringen. Doch wie wohl solche und andere Änderungen gemeint waren, viele von ihnen flossen mehr aus einer allgemeinen, bald sentimental werdenden Menschenliebe, als aus der Erkenntnis der Wurzel alles Uebels.

In der auswärtigen Politik trat zunächst eine gewisse Unsicherheit ein, indem man aus der politischen Vereinsamung zwar durchaus herauszukommen, Finkenstein aber den Anschluß an Frankreich, Herzberg einen solchen an England wünschte. Indessen hatte Herzberg bald freies Spiel. Der Fehler des Fürstenbundes, der unter einem Friedrich zurückgetreten wäre, und der darin bestand, daß Preußen nicht eine führende, sondern nur eine beeinflussende, sonst aber den kleineren Fürsten ganz gleiche Stellung hatte, bewog ihn von diesem als "dem Kreuz der großen Politik" mehr und mehr abzusehen. Herzberg strebte vielmehr dahin, einen nordischen Bund zwischen Russland, England, Schweden und Preußen herzustellen, in dem Preußen die beherrschende Rolle spielen und dadurch zugleich für Europa der bestimmende und führende Vermittler sein sollte. Anders als Friedrich, glaubte er in der unbedingten Feindschaft gegen Österreich das Heil Preußens zu sehen, wollte Österreich erst im Bunde mit Russland, dann, als sich das österreichisch-russische Bündnis stärker zeigte, als er gehofft, auch ohne russische Hilfe möglichst in den Osten hinausschieben. Die Voraussetzung blieb aber das englische Bündnis, und dieses hoffte Herzberg durch die Unterstützung der dem englischen Interesse dienstbaren Oranier zu erlangen. In Holland nämlich war es, abgesehen von der grenzenlosen Aufregung über die josephinischen Pläne,



Nach dem Gemälde der Henriette Felicitas Tassaert (arbeitete am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrh.) gestochen von Daniel Berger (1744–1824). Originalgröße.

die auswärtige Politik. 437

Österreichisch-russische Bündnis stärker zeigte, als er gehofft, auch ohne russische Hilfe möglichst in den Osten hinausschieben. Die Voraussetzung blieb aber das englische Bündnis, und dieses hoffte Herzberg durch die Unterstützung der dem englischen Interesse dienstbaren Oranier zu erlangen. In Holland nämlich war es, abgesehen von der grenzenlosen Aufregung über die josephinischen Pläne,



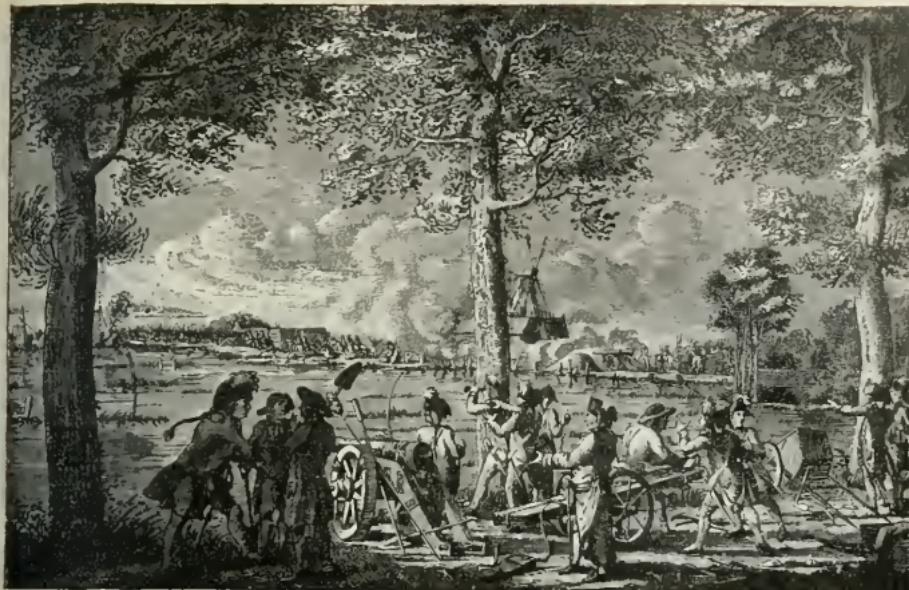
Das neue Brandenburger Thor in Berlin nach seiner Föllendung 1793.

Aufgerichtet von Daniel Berger (1744–1824), auf etwa $\frac{1}{4}$ verkleinert.

noch zu den heftigsten Streitigkeiten zwischen der monarchischen und der demokratischen Partei gekommen. England wie Frankreich benützten die Gelegenheit, um das in Auflösung begriffene Land in ihre Gewalt zu bekommen. That-sächlich hatte aber Frankreich England weit überholst, und England mußte die Hilfe, zu welcher Preußen — kraft seiner alten und gerade jetzt durch die 1767 vollzogene Vermählung der Schwester Friedrich Wilhelms mit dem Erbstatthalter Wilhelm V. festigten orangischen Beziehungen — berufen schien, daher dankbar annehmen. Längere Zeit hielt sich Friedrich Wilhelm indessen ganz auf der von Friedrich selbst noch vorgezeichneten Vermittlungslinie. Erst als seine Schwester im Juli auf einer Reise von den Patrioten, d. h. der Frankreich anhängenden Partei beleidigt, auf einige Stunden gesangen gehalten wurde, als die Generalstaaten jede Genugthuung weigerten, und Frankreich die Vermittlung ablehnte, erst da rückten 24 000 Mann Preußen über die holländische Grenze und besetzten nach Niederwindung geringer Schwierigkeit, wie solche beispielsweise die kleine Festung Weesp, unfern der Nijder See bereitete, das Land. Einen Augenblick schien es — Karl August von Weimar war besonders thätig dafür — als ob Holland dem Fürstenbunde beitreten könne. Es schien, als ob Holland der englischen wie der französischen Vorherrschaft entzogen, und die Mündungen des Rheins für Deutschland zurückgewonnen werden könnten. Aber Friedrich Wilhelm begnügte sich mit der Besetzung der Rechte des Statthalters, und Herzberg erlangte das englische Bündnis, dem auch Holland beitrat. Von jedem Gewinn

1787
Sept.

1788
Aug.
Arr. u.



Angriff auf die Stadt Weesp in Holland durch die Preußen, September 1787.

Nach der Zeichnung des Maas van Altena radiert von C. Broutier (arbeitete in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh.). Auf etwa $\frac{1}{4}$ verkleinert.

für Preußen, von jedem Vorteil für den preußischen Handel, selbst von dem Ertrag der Kriegskosten hatte man abgesehen, um in der Stärkung des englischen Einflusses auf dem Festlande eine Waffe gegen Österreich und Russland zu erhalten. Freilich war die gewählte ziemlich stumpf und erfüllte in der Folge nicht die auf sie gesetzten Erwartungen. Wenn Herzberg ferner gehofft hatte, durch die Kämpfe, die sich im Osten abspielten, entweder Russland auf die preußische Seite zu ziehen, oder doch Frankreich von Österreich zu trennen, so sah er sich getäuscht. Besonders aber täuschte er sich in seiner Hauptabsicht, für Preußen Thorn und Danzig, wie auch die Palatinale Posen und Kalisch zu erhalten. Er meinte, Österreich solle Galizien an Polen zurückgeben, und die Pforte dafür die Moldau und Walachei an Österreich abtreten. Für den Wiedergewinn von Galizien dagegen werde Polen bereitwillig jene Gebiete an Preußen überlassen. Natürlich ließ sich kein Staat durch die klugen Darlegungen des Ministers zu solchen Gebietsveränderungen in Güte bestimmen. Aber wenn nun die russisch-österreichischen Erfolge gegen die Pforte zu dem von Herzberg betriebenen Bunde der Türkei mit Preußen führten, wenn Herzberg in den aufs tiefste aufgewühlten österreichischen Niederlanden den Plänen Josephs scharf entgegentrat, wenn er dem von Russland arg bedrohten Polen den preußischen Beistand, dem von Dänemark — dem Bundesgenossen Russlands — gefährdeten Schweden einen Einfall in das dänische Schleswig in Aussicht stellte, so stand man wohl einem Kriege mit Österreich, ja auch mit Russland gegenüber. Doch man war auf dem Gipfel des 1790 Glanzes, und die preußische Monarchie hatte in Europa, so schien es, die ent-

scheidende Stimme. Man hielt trotz aller Irrtümer an hochstiegenden Plänen für sich selbst fest und schien der Hofft zu sein, an den sich die Schwächeren anlehnen könnten. Schon hatte Preußen die umfassendsten Rüstungen ins Werk gesetzt, da starb Kaiser Joseph, und sein Bruder und Nachfolger Kaiser Leopold verfolgte ganz andere Pläne als der Verbliebene. Er suchte die Verständigung mit Preußen, und da nahm Friedrich Wilhelm ohne Rücksicht auf Herzbergs Strauben die gebotene Hand an. Am 27. Juli 1790 kam es zur Konvention von Reichenbach, in der Oesterreich

seine türkischen Eroberungen aufgab, aber Belgien wie seine weiteren Ansprüche behauptete, Preußen dagegen auf jeden Erwerb, selbst den von Thorn und Danzig, verzichtete. Mit diesem Vertrage hatte man einen vollen Frontwechsel vorgenommen. Nicht nur, daß man bereits für Rüstungen an vierzig Millionen Thaler ausgegeben, hatte man vielmehr sich neue Feinde erweckt und Oesterreich doch keineswegs gewonnen. Wohl aber hatte man eine Nachgiebigkeit gezeigt, die Leopold in der Folge nur zu gut auszunutzen verstand. Denn da nur die österrechischen Interessen und diese in vollem Maße berücksichtigt, die preußischen und die der ihm anhangenden Staaten aber gänzlich vernachlässigt waren, trug diese Annäherung den Keim der Zwietracht in ihrem Schoß. Zugleich aber war der Fürstenbund matt gesetzt, Leopolds Wahl zum Kaiser wurde anstandslos vollzogen, Oesterreich hatte seine alte Stellung im Reich durch den klugen Leopold zurückerobert, und selbst in Polen, dessen Kräftigung allein für Oesterreich wünschenswert war, trat Friedrich Wilhelm ihm nicht entgegen. Auf dem ganzen Felde der europäischen Politik im Reich, in Polen, in Schweden, in der Türkei, in England in den Niederlanden, war Preußen zurückgeschlagen, und — was am bedenklichsten — das Vertrauen der deutschen Fürsten schlug in das volle Gegenteil um.



Die Staaten von Holland lassen durch einen Abgesandten den Königen von Preußen für die Herstellung der Hücke danken.

Radierung von Daniel Niklaus Chodowiecki (1726–1801) im Gothaerischen Hofkalender 1790.
Originalgröße.

Doch näher und näher schlugen die Wellen der furchtbaren französischen Revolution an die Throne Europas, und als die Franzosen ihren König auf der Flucht ergriffen, ihn gewaltsam nach Paris zurückgeschleppt hatten, da erglühete Friedrich Wilhelm ritterliches Herz von Begeisterung, den unglücklichen König zu retten. Langsam nur war der Kaiser für die Rettung seiner Schwester, der Königin Maria Antoinette, und für die Forderung um Genugthuung wegen der 1791 schnöden, dem Reich an seiner Westgrenze zugefügten Schäden zu gewinnen. Allerdings kam es im Juli zwischen Preußen und Oesterreich zu einem Vertrage, in dem sich beide Staaten ihren Besitz gewährleisteten, bei einer persönlichen Bu-

Enfin ce qu'il y a
peut être que l'idée que j'ai
de renoncer pour le moment
Sautzeg, et Thorn mettront la
Cour de Vienne dans le cas de par-
ler clair, et de ne plus trouver bien
à emploier mille fuites fuge avec
succès. Si l'on ne leur promet pas
le statut d'au moins strict, comme je
Vous en ai expressément chargé

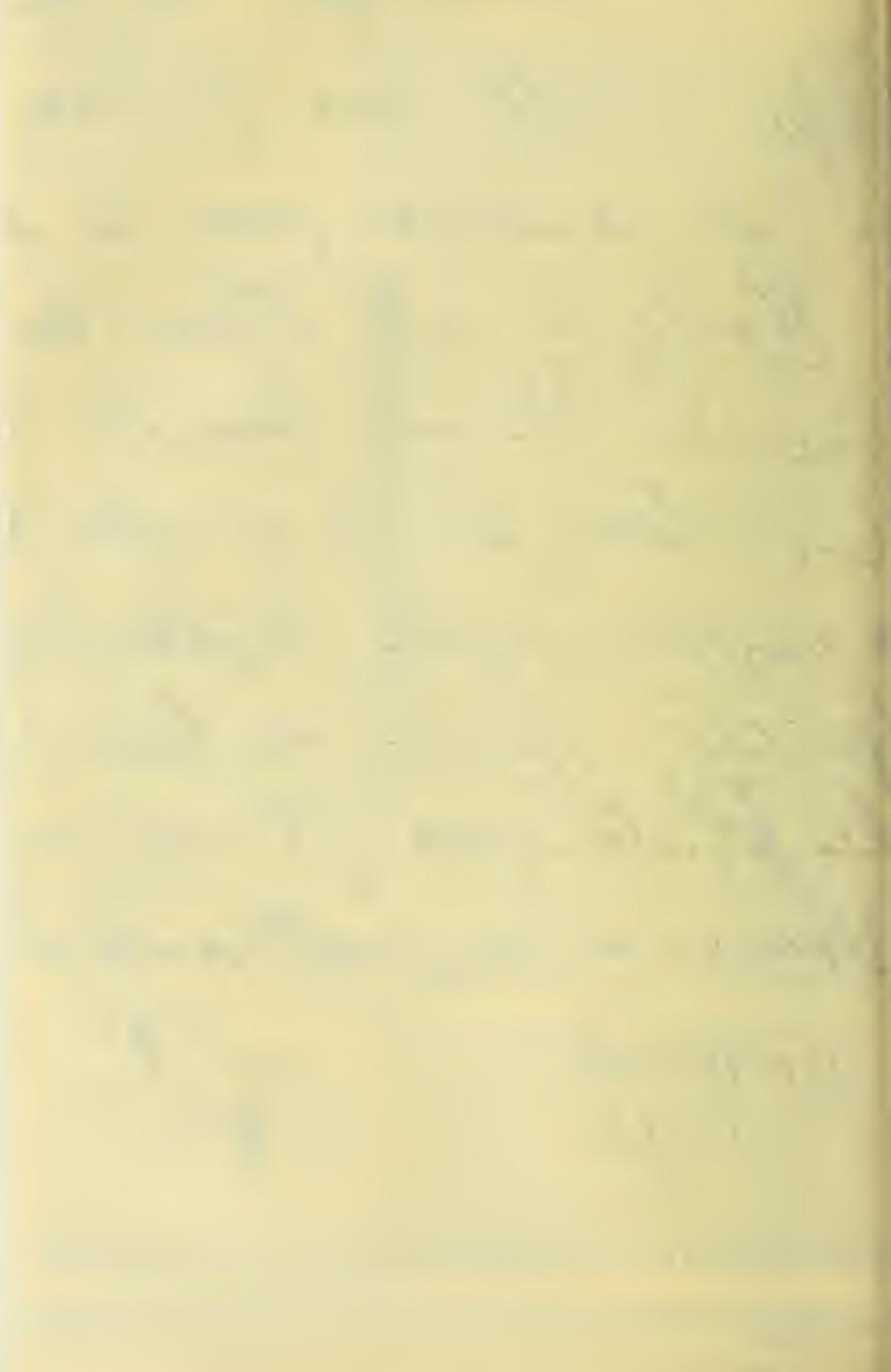
124 écrit le
1790



Schluss des eigenhändigen Schreibens des Königs Friedrich Wilhelm II. an den Minister Grafen von Herzberg, d. d. 14. Juli 1790.
In Größe des Originale im Kgl. Preuß. Ges. Staatsarchiv zu Berlin.

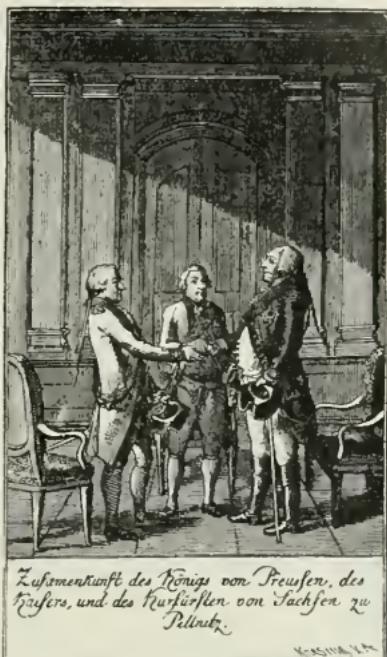
Auf mein Gedanke, für den Augenblick auf Tonis und Thorn zu verzichten, wird sicherlich den Wiener Hof nötigen, deutlich zu reden, und ihm die Möglichkeit rauschen, von jenseit
Niederösterreich mit Erhol zu gebrauchen [die er gebrauchen würde] wenn man ihm nicht, wie ich Ihnen ausdrücklich beschlossen, den genauen Status quo andile.

Fr W



zammenkunft des Kaisers und des Königs, die Bischoffswerder am 25. August in Pillnitz bewerkstelligt hatte, verzichtete Preußen sogar auf den geplanten Austausch der Lausitz gegen die fränkischen Markgrafschaften, deren Heimfall an Preußen in Aussicht stand. Aber gegen die französische Revolution kam es nur zu der harmlosen und vorsichtigen Erklärung vom 27. August, und als Ludwig XVI. die neue Verfassung beschworen hatte, sah man von unmittelbarem Eingreifen ab. Unter ausdrücklicher Verwahrung gegen die Unterstellung, als wolle man jener irgendwie in den Weg treten, wurde zu Wien ein reines Verteidigungsbündnis zwischen beiden Staaten am 20. Februar 1792 geschlossen. Und diese Vorsicht war in Wirklichkeit um so gerechtfertigter, als die Kaiserin von Russland darauf brannte, die Verwidlung der Preußen und Österreich im Westen zu benutzen, um ihr Spiel in Polen zu machen.

Da erklärte Frankreich selbst am 20. April 1792 den Krieg, und französische Heere überschritten, während Preußen und Österreich noch über die militärischen Operationen berieten, am 29. die Grenze. Wenige Wochen darauf waren aber auch russische Heere in Polen eingerückt, und während hier unmittelbar preußische Bedürfnisse in Frage kamen, stellte Preußen, wie einst in den Zeiten König Friedrichs I., im Westen seine Truppen in den Dienst des von Frankreich angegriffenen Reiches. Sicher standen auch am Rhein ebenso wie an der Weichsel staatliche Interessen in Frage, aber indem man noch dachte, beiden zu genügen, verlor man hier wie dort die Entscheidung aus der Hand. Kein Zweifel, der französische Einfall mußte Preußen, Österreich, das ganze Reich einmütig und gewappnet vorfinden, aber dadurch, daß man der Habsburg alles nachgegeben, hatte man die deutschen Fürsten kopfschu gemacht, sich selbst in das Kielwasser des Erzhauses begeben. Schon der Beginn des Krieges verzögerte sich, da Leopold inzwischen verstorben, und die Krönung des neuen Kaisers Franz in Frankfurt — wie wenn man ahnte, daß es die letzte sei — mit besonderem Glanze und vieler Feierlichkeit begangen werden mußte. Auch Friedrich Wilhelm traf hier mit dem Kaiser zusammen, nachdem er die fränkischen Markgrafschaften, welche ihm schon 1791 durch Abtretung seitens des kinderlosen Markgrafen Christian Friedrich Karl Alexander anheimgefallen waren, persönlich in Augenschein genommen hatte. Unumwunden sprach man in Preußen es aus, daß der Krieg für fremde Interessen geführt werde, den Truppen wie den Generälen fehlte die Freudigkeit zu einem Kampfe an der Seite des langjährigen Gegners, und es gehörte in der That die ganze Empfindung, die Friedrich Wilhelm von der



Zusammenkunft des Königs von Preußen, des Kaisers, und des Kurfürsten von Sachsen zu Pillnitz.

[Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726–1801) in „Königl. Großbritannischer Historischer Genealogischer Kalender für 1793“. Originalgröße.]

Pflicht zum Kampfe für den gefährdeten König von Frankreich hatte, dazu, um mit einem Bundesgenossen in den Streit zu ziehen, der nicht nur Bayern, sondern auch Ansbach-Bayreuth für sich in Anspruch nahm! Wie aber hätte ein Feldzug glücken können, in dem jede Einigkeit der Verbündeten fehlte, in dem es selbst an der Einheit der Leitung völlig gebrach. Mit Recht drang der König auf ein energisches, schnelles Vorgehen, aber der zum Oberbefehlshaber ernannte Herzog von Braunschweig sah den zuchtlosen französischen Truppen gegenüber alles Heil in einer vorsichtigen, methodischen Kriegsführung, und das Resultat

war, daß keiner von beiden Grundsäzen zur vollen Geltung kam. Die durchaus mangelhafte Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen von Seiten Österreichs, die gewaltige Enttäuschung über die Verheißungen der Emigranten, die ein freudiges Entgegenkommen der französischen Bevölkerung in Aussicht gestellt, die Ungunst der Witterung, der Mangel an Lebensmitteln, der Ausbruch gefährlicher Krankheiten verursachten schon im ersten Jahre moralisch eine volle Niederlage. Wohl drangen die Preußen nach der Eroberung von Longwy und Verdun mit den Österreichern vereinigt in die Champagne ein, aber nach der Kanonade von Valmy mußte man sich, trotzdem der französische General Dumouriez seine Stellung räumte, zum Abzuge entschließen. Die Franzosen gingen über den Rhein, Mainz öffnete ihnen ohne Schwierigkeit die Thore, Frankfurt wurde gebrandschatzt und in Mainz die Republik erklärt. Am Schluß des Jahres 1792 wurden die Österreicher sogar noch bei Jemappes geschlagen, auch Savoyen und Rizza mit Frankreich vereinigt, und am 21. Januar 1793 fiel das Haupt des unglücklichen Königs Ludwig XVI. dem Wahnsinn seines Volkes auf dem Schafott zum Opfer.



Nach dem Gemälde eines unbekannten Künstlers
gestochen von Daniel Berger (1744–1824).
Originalgröße.

Trotz dieser entmutigenden Niederlagen wußte Preußen im Osten doch sein Interesse soweit zur Geltung zu bringen, daß bei der zweiten Teilung Polens, die Katharina vornahm, durch den Vertrag vom 25. September 1793 das sog. 1793 Großpolen und endlich auch die alten deutschen Städte Danzig und Thorn, im ganzen 1100 Geviertmeilen, ihm abgetreten wurden. Allerdings gewann Russland das Viersache, aber gleichzeitig mit dem französischen Kriege einen solchen gegen Russland für das unglückliche Polen zu führen, lag außerhalb jeder Möglichkeit. Schlimmer noch war, daß Österreich, obwohl es vorher seine Zustimmung gegeben, doch stark mißgestimmt blieb. Das Bündnis zwischen beiden Staaten, dem nach der Hinrichtung des Königs Ludwig auch der ideale Grund fehlte, der es

allein erhalten, musste sich mehr und mehr lockern, und der neue österreichische Minister Thugut lebte in dem Geiste des Hasses und der Eifersucht auf Preußen. Die Österreicher trieben zwar nach der Einnahme von Mastricht die Franzosen hinter die Maas zurück, vereinigten sich mit den Engländern, die Preußen nahmen Frankfurt — woselbst das erste Zusammentreffen des preußischen Kronprinzen mit der Prinzessin Luise von Mecklenburg stattfand — eroberten im Juli 1793 Mainz, schlugen am 14. September den General Moreau bei Pirmasens und am 28. November den General

Hochs troz seiner großen Überlegenheit glänzend bei Kaiserslautern. Aber die Gelegenheit eines vereinten Vordringens unter dem Schutz des in der Vendée wie im Süden Frankreichs ausgebrochenen Bürgerkrieges hatte man versäumt, die Belagerung Landau musste abgebrochen werden, in Belgien wurden die Österreicher von Bourdon bei Wattignies geschlagen, und der politische Zwiespalt machte sich auf militärischem Gebiet immer fühlbarer. Trotzdem und obwohl die polnischen Angelegenheiten die ganze Aufmerksamkeit verlangten, und namentlich Luchesini auf deren Wichtigkeit hinwies, hielt der König an dem Kampf gegen die Republik um so fester, als England sich im Haager Vertrag vom 19.

April 1794 zu Hilfsgeldern bereit erklärte, und so dem Geldmangel, unter dem man schwer genug litt, zunächst abgeholfen wurde. Aber auch die neuen glänzenden Siege, welche die Preußen bei Kaiserslautern am 23. Mai unter Möllendorff und vom 18. bis 20. Sep-



König Friedrich Wilhelm II. mit Gefolge.
Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki
(1726—1801). Originalgröße.

N° 92562 Monnoye de Siège
Trois Livres à échanger contre
du numéraire.



3 Livres. *Republique*
de la Rép
France

Notgeld aus der Zeit der Belagerung von Mainz durch die Preußen im Frühjahr 1793.

In Größe des Originale im Besitz des Rechtsanwaltes W. von Schimmelknecht in Bartenstein.

tember unter Hohenlohe erfochten, änderten die Sachlage nicht. Der Nachsommer des preußischen Wasserruhmes, wie man diese Siege genannt, reiste keine Frucht mehr. Denn am politischen Himmel schwand die Sonne schnell dahin, und dem österreichischen Minister Thugut glückte es, da die Preußen die Scharte, welche die Österreicher und Engländer bei Fleureus (26. Juni) erlitten, nicht ausweichen konnten, auch die Zahlung der englischen Hilfsgelder zu verhindern, und das siegreiche preußische Heer mußte im Oktober den Rückzug antreten.

Gleichzeitig hatte indessen ein anderer Teil des preußischen Heeres, zu dem sich der König persönlich vom westlichen Kriegsschauplatze begeben, in Polen den



Prinz Friedrich Wilhelm (III.) als achtjähriger Knabe.
Bleistiftzeichnung von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726—1801)
im Hohenzollernmuseum zu Berlin. Originalgröße.

und russische Ländergier, hatte man Gebiete errungen, die dem Staat keinen Segen bringen konnten.

Bornehmlich aber war eins klar geworden. Der Kampf im Westen, unlustig und widerwillig, träge und erfolglos, wie er geführt worden, sollte nur der österreichischen Absicht auf die Erwerbung Bayerns und Venetiens dienen. Hierzu mitzuwirken, lag fern ab von jedem preußischen Interesse. Die äußerst mangelhafte Erfüllung der vertragsmäßigen Verpflichtungen für den Krieg und das seindselige Verhalten Österreichs sowohl in London wie in Petersburg entbanden in der That das Berliner Kabinett von jeder Rücksicht auf die Habsburg zu Wien. In heftigster Weise störte in Berlin der empfindlichste Geldmangel, und Generale wie Staatsmänner, Hindenstein und Alvensleben, Luchesini und Möllendorff drangen gleichmäßig zum Frieden mit Frankreich. Mit besonderer Lebhaftigkeit aber trat

Aufstand Kościuszko gedämpft, und nachdem die Preußen ihn geschlagen und Krakau eingenommen, gelang den Russen unter Suworow die Einnahme Warschau und die Niederwerfung des Aufstandes. Alle Mühe gaben sich Russland und Österreich, um Preußen, gegen welches sie sich sogar verbündeten, von der letzten Teilung Polens auszuschließen, oder doch möglichst gering abzuwinden. Russland nahm natürlich die weiteste Landstrecke für sich in Anspruch, aber auch Österreich erhielt mit Westgalizien 1000 Geviertmeilen, und Russland sicherte ihm nicht nur Bosnien mit Serbien, sondern auch Benedig und Bayern zu, deren Erwerbung schon in den Verhandlungen der letzten Jahre der Angelpunkt der österreichischen Politik gewesen war. Da schien es immerhin schon ein Erfolg, daß man auch an Preußen ein Gebiet von 900 Geviertmeilen mit Warschau überließ.

Doch verstrich in die österreichische

Graf Haugwitz, der nach Herzbergs Rücktritt die auswärtige Politik leitete und in der Neutralität Preußens das Heil des Staates wie Norddeutschlands überhaupt sah, für den Frieden ein. Diesen aber forderte auch das Interesse der deutschen Fürsten, sie hätten, so stellte Haugwitz dem Könige vor, im Vertrauen auf seine Person Preußens Schutz und Vermittelung angerufen und ihren Bitten dürfe er nicht mehr widerstehen. Indessen nur mit Widerstreben und nach vielfachem Schwanken entschloß sich der, aus dem polnischen Feldzug stark zurückgekehrte, König zu Verhandlungen, und am 15. April 1795 wurde wirklich der Friede zu ¹⁷⁹⁵ Basel zwischen Frankreich und Preußen geschlossen, den Reichsfürsten, worauf es



Prinz Ludwig u. Gemahlin.	Kronprinz Friedr. Wilh. u.	König Friedr. Wilh. II.	Prinz Heinrich. Gemahlin.	Prinzessin Auguste.	Prinz Wilhelm. Königin Wilhelmine.
------------------------------	----------------------------------	-------------------------------	---------------------------------	------------------------	--

Die Königliche Familie am Schlus des Jahres 1796.

Gezeichnet und radiert von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726–1801). Aus dem „Taschenkalender für 1798“ (Berlin, Bieweg), welcher den ersten Druck von Goethes „Hermann und Dorothea“ enthielt. Originalgröße.

dem König besonders ankam, der Zutritt zu ihm offen gelassen, ja durch eine Demarkationslinie die norddeutschen wie ein Teil der süddeutschen Fürsten in den Frieden hineingezogen. Über welche Bedingungen hatte Preußen zugestanden! Das ganze linke Rheinufer einschließlich der preußischen Landschaften von Cleve, Geldern und Mörs war an Frankreich, wenn auch nicht abgetreten, so doch in Aussicht gestellt, und nimmermehr ersehnte die Entschädigung, die Preußen im Innern Deutschlands bei dem bereinstigen Friedensschluß des Reiches zugesagt wurde, eine Nachgiebigkeit, die man zunächst nur als eine vorläufige betrachtete. Denn wenn auch eine energische Sprache der preußischen Diplomaten damals wohl noch die Franzosen von der Ausführung ihrer Forderung zurückschrecken konnte, so gab gerade umgekehrt ein neuer Vertrag vom 5. August 1796 der als vorläufig gedachten ¹⁷⁹⁶ Abtretung die endgültige Form, und die Entschädigungen war man gewillt in dem



Die Promenade am Gesundbrunnen bei Freienwalde a. d. O.
Kolorierte Radierung eines unbekannten Künstlers, auf etwa $\frac{1}{4}$ verkleinert.

Besitz der geistlichen Fürsten, die ihre Unfähigkeit als politische Herrscher ja längst in unzweideutiges Licht gestellt hatten, zu suchen.

War es noch das Preußen des Großen Königs, das den Rhein dahin gab an Frankreich? Dahin gab an das revolutionäre Frankreich, dessen Monarchie einst die Bundesgenossenschaft Preußens hatte annehmen müssen, dessen prahlerische Heere so vernichtend bei Roßbach geschlagen waren? Wohl boten diese Verträge die Möglichkeit eines friedlichen Verkehrs zwischen beiden Staaten, und die Demarotionslinie gab wenigstens der Hoffnung Raum, daß Norddeutschland eine unverlehbare Neutralität genießen, daß auch das Reich Frieden gewinnen werde. Doch daß ein solcher Frieden hatte geschlossen werden müssen, bewies nur zu deutlich, wie tief man gesunken. Denn in Wahrheit befand man sich in der traurigsten Geldnot, und eine Kommission, die der König schon 1794 zu ihrer Abhilfe ans den Ministern Struensee, von Goldbeck, von Alvensleben und Werder, sowie dem General Geusau zusammengesetzt hatte, war zu einem geradezu „niederschlagenden“ Ergebnis gekommen. Die Hoffnung auf eine Anleihe im Auslande mußte als aussichtslos bald aufgegeben werden, den Gedanken an eine Erhöhung der Akzise oder gar an eine besondere Kriegssteuer hatte man, zumal bei dem Widerwillen der Bevölkerung gegen den Krieg mit Frankreich und der schlechten Ernte, in der Kommission selbst außs hestigte bekämpft. Allein die Bitte um Wiederherstellung des Friedens war das Resultat der Beratungen gewesen. Schlimmer konnte freilich die eigene Ohnmacht und der Gegensatz zu Friedrichs



Königin Luise und ihre Schwester, die Prinzessin Ludwig von Preußen.

Nach dem nach 1795 entstandenen Gemälde von Joh. Friedr. August Tischbein (1750–1812) gestochen von Ludwig Schiavonetti (1765–1810). Auf $\frac{1}{3}$ verkleinert



Allegorie auf Friedrich Wilhelm II.

Nach einer Zeichnung von Johann Baptist Casanova (1722–1795) gestochen von Ignaz Sebastian Klauber (geb. 1754, gest. um 1820). Auf etwa $\frac{1}{3}$ verkleinert.

Zeiten nicht gezeigt werden. Wohl hatte man den König selbst nur durch den Hinweis auf den Wunsch, der auch im Reiche nach Frieden sich rege, sowie durch die Behauptung gewonnen, daß Preußens Friedeusschlüß unzweifelhaft auch den des Reiches zur Folge haben werde. Aber die Erbitterung, welche diese Verträge allenthalben erzeugten, bewies den Verlust der bisherigen Stellung, und die fortgesetzten Versuche, Preußen von der Rheingrenze hinweg zu drängen, legten die französischen Hoffnungen völlig klar. Ein schwacher Trost nur war es, daß das ungetreue Österreich, obwohl der Erzherzog Karl die beiden in Deutschland unter Jourdan und Moreau eingedrungenen französischen Heere zurückschlug, durch die wuchtigen Schläge des Generals Napoleon Bonaparte in Italien zum Frieden von Campo Formio genötigt wurde. Ja jedes Trostreiche dieser Nachricht — wenn anders in ihr ein solches mit Rücksicht auf den Reichsfrieden lag — wurde ihr genommen, als man erfahren, daß Österreich sich mit Frankreich darüber verständigt habe, auch die verheißenen Entschädigungen Preußen nicht zu gute kommen zu lassen. Wo blieben die Vorteile der Erwerbungen südlich des Mains, wenn Österreich sich mit Frankreich zur Demütigung Preußens versöhnte? Was nützten die Erwerbungen der weiten Steppen im Osten, die, undeutsch und verkommen wie sie waren, nur aussichtslose Mühe, die Verquidung des bisher rein deutschen Staates mit sarmatischen Interessen und die vergrößerte Eisernacht so Österreiche wie Russlands hervorriefen? Wo blieben die Hoffnungen, im

Norden die führende Rolle zu behaupten, wenn das Vertrauen der deutschen Fürsten mehr und mehr dahinschwand?

Noch ahnte man in Berlin nicht, daß es zu Reichenbach gewesen, wo man die schiefe Ebene beschritten, noch sah man nicht, daß in Basel schon ihre Mitte erreicht war. Aber den Verlust der bestimmenden Machtstellung in Europa fühlte man sehr wohl, und tief war Friedrich Wilhelm gebeugt über die Verstörung aller seiner wohlwollenden Absichten, denen einst eine so glänzende Erfüllung lächelte. Selbst des Familienglückes, das um ihn herum blühte, wurde er nur selten froh. Wie hatte er mit stolzer Freude die Prinzessinnen Luise und Friederike von Mecklenburg am Weihnachtstage 1793 als Gemahlinnen seiner Söhne, des Kronprinzen und des Prinzen Ludwig, begrüßt! Mit ritterlicher Hochachtung und wahrem Gefühl war er namentlich der Kronprinzessin „der Fürstin der Fürstinnen“, wie er sie nannte, gegenüber getreten. Aber immer scheuer zog sich der Kronprinz vom Hofleben zurück in sein stilles Parey. Die Königin wohnte getrennt von ihrem Gemahl, meist in Monbijou, seit 1790 im Sommer regelmäßig in Freienwalde a. d. O., dessen Gesundbrunnen damals viel besucht wurde. Am 15. November 1797 auf die Nachricht von der schweren Erkrankung des Königs eilten 1797 die Königin und der Kronprinz noch einmal zu ihm nach dem Marmor-Palais bei Potsdam. Schon am folgenden Tage, am 16. November, machte ein schwererer Tod den Leiden des Königs ein Ende. Unendlich schwierig war die Aufgabe, die er seinem Nachfolger hinterließ, doch noch vermochte die Gesundung des Staatskörpers wohl auch sein äußeres Aussehen zu erhöhen, wenn nur, so schien es, der äußere Friede der innern Genesung die notwendige Zeit ließ. Aber war denn zu erwarten, daß jene dämonischen Mächte, die jenseits des Rheins entfesselt waren, Ruhe und Frieden halten würden? —



Das Brandenburger Thor in Berlin im Jahre 1764.

Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726–1801), auf $\frac{4}{5}$ verkleinert.



König Friedrich Wilhelm III. im Kreise seiner Familie.
Kupferstich von Eberhard Siegried Henne (1759–1828). Originalgröße.



Die Ansänge König Friedrich Wilhelms III. 1797–1807.

Wir sahen, in wie schwieriger Lage der Staat sich beim Thronwechsel befand. Der wichtigste Faktor in einem Staat, der wie Preußen lediglich auf die geregelteste und genaueste Finanzverwaltung begründet war, hatte einen schweren Stoß erlitten. Nicht zwar, als ob man, wie vielfach behauptet ist, unmittelbar vor dem Bankrott stand, aber die abschüssige Bahn, die zu ihm führte, hatte man beschritten. Der Staatschatz war nicht nur geleert, sondern beinahe ebenso viel Schulden hatte der Staat zu tragen, wie in jenem beim Tode König Friedrichsbare Mittel gelegen hatten. Immerhin aber hielt sich eine Schuldentlast von 48 Millionen Thalern noch auf einer Höhe, der man sich wohl gewachsen fühlen konnte, und die entfernt nicht denjenigen der anderen Länder gleich kam. Um mehr als 2000 Gewiertmeilen war der Staat vergrößert, und doch brachte dieser umgehendere Zuwachs nicht mehr als eine Million Thaler Einnahme! Handel und Gewerbe hatten auf der ihnen von Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. gegebenen Grundlage weiter gebaut, ja waren im Begriff, die gewährten Stützen zurückzusetzen zu können und machten ihren Lehrmeistern alle Ehre. Gerade damals waren sie in vollem Steigen begriffen, der schlesische Leinwandhandel namentlich nach Spanien und seinen Kolonien hatte sich bedeutend

Aus „S. Buchholz, Geschichte der Churmark Brandenburg“ V. 1775.
Originalgröße.

gehoben, der Verkehr mit dem an Holz und Getreide reichen Polen war geöffnet, und die Getreideausfuhr von Danzig nach England hob sich von 1790 bis 1801 auf das Viersache. Die preußisch-danzigische Ausfuhr nach England hatte sich von 100 000 Pfund im Anfang des 18. Jahrhunderts im Jahre 1780 auf 318 272, 790 auf 688 348 gehoben, hob sich 1800 auf 1 733 946 und 1805 gar auf 2 220 031 Pfund. Die Zahl der preußischen Schiffe, die durch den Sund führten, setzte im Anfang der siebziger Jahre 200 bis 300 betragen und war 1798 auf 1 621 gestiegen, stieg 1804 auf 2 012, ja 1799, da im Handel eine Stockung eingetreten war, hätte der Hafen von Bordeaux, so wird uns berichtet, einen toten Eindruck gemacht, wenn in ihm nicht 120 Schiffe unter preußischer Flagge gelegen hätten. Ebenso hatte sich der Viehstand außerordentlich vermehrt, und die Bevölkerungsanzahl war eine überraschende. Kein Zweifel scheint es demnach, daß eine Erhöhung der Steuern sehr wohl getragen werden konnte, und daß der Kredit des Staates durchaus nicht erschöpft war. Nur war freilich ein voller Umchwung in den finanzpolitischen Anschaunungen und doch auch wieder die Rückkehr zu der altpreußischen Sparamkeit dringend erforderlich. Und in der That gelang es schon in den nächsten Jahren wieder einen Staatschatz von 17 Millionen Thalern anzusammeln.

Notwendiger noch war eine solche Rückkehr bei dem Heerwesen, das infolge der unklaren und unentschlossenen Kriegsführung tief erschüttert war, dessen Offizierskorps erhebliche Lücken aufwies und der ihm zukommenden Bildung vielfach entbehrt. Es hatte zum großen Teil seine Aufgabe völlig vergessen und sah die ihm zugewiesene erste Stellung im Staate nicht mehr als den Lohn für die wichtigste Leistung, sondern als deren Voraussetzung und eine Veranlassung an zur Leberhebung und zu breitspurigem Stolz. Wenn man nur die äußere Form rettete, staubte man noch die Armee Friedrichs vor sich zu haben. Doch auch diese Mauern und Ungezogenheiten waren zu besiegen, der eingeschlafene Geist des preußischen Peeres konnte wieder erwacht werden. Die spartanische Tapferkeit, die sittliche Hoheit vieler Offiziere sollte alsbald es glänzend erweisen. Man liebte wohl die alten Formen auch im Beamtenamt, ja sah in ihnen, wie bemerk't, das wahre Heil Preußens, aber es gab doch Männer, die erkannten, wie morsch das Alte geworden, und die bereit waren, dem Edelstein die neue Fassung zu geben, welcher er bedurfte, um sein Feuer leuchten zu lassen. Aber, und das war der eigentliche Sitz des Nebels, in weiten Kreisen des Beamtenamts wie der Gesellschaft war mit der Bildung zugleich ein Besserwissen, ein Dünkel und Hochmut, eine sittenlose Anschaunung, eine Frivolidät ohnegleichen an die Stelle der alten Zucht und Ehrbarkeit getreten. Den Glauben an den lebendigen Gott zu leugnen, hielt man für das Vorrecht der vornehmsten Kreise, und zeichnete sich dabei häufig doch nicht sowohl durch Bildung als vielmehr durch eine oberflächliche Halbbildung aus, die sich noch immer verbüchter als die nackte Unwissenheit gezeigt hat. Und die von Wöllner gezüchtete und großgezogene Heuchelei und Frömmelei, der Schein der Religiosität oder Kirchlichkeit, den man sich vielfach gab, weit entfernt, die Ausübung der überaus regen Sinneslust und gemeinen Genußsucht zu hindern, beförderte eher, weil unwahr durch und durch, die maßlose Verderbtheit der menschlichen Gemeinschaft. Ein hässlicher Rost hatte, das ist gewiß, sowohl das Heer wie das Beamtenamt, sowohl die Gesellschaft in ihren höheren, wie das Volk in seinen niederen Schichten ergriffen. Ein arges Gift war, das ist sicher, in alle Poren des Staates eingedrungen, aber tüchtige Kräfte gab es noch überall, der Rost konnte weggetilgt, das Gift durch ein

Gegenmittel unschädlich gemacht werden. Indessen auch das ist gewiß, nur „ein diese religiöse Erweckung, eine energische und rechte Gläubigkeit konnte allein dieser bösen Geist des platten Sinnengenusses und der sittenlosen Gemeinheit überwinden.“

Und wenn in dem preußischen Staat, der so offenkundig lediglich durch seine Herrscher Werk und Arbeit bestand, es hierfür in erster Linie auf die Persönlichkeit des Herrschers ankam, so erfüllte der tief sittliche Ernst des jungen König zwar jene Forderung, aber die Natur hatte ihm doch die harte und kurze Einschlusshfähigkeit versagt, welche der Privatmann entbehren kann, der Fürst aber besitzen soll. Friedrich Wilhelm III. fühlte tief, daß außer auf die Persönlichkeit des Herrschers für die Besserung des Staatswesens es ebenso darauf ankäme einer langen Zeit der Ruhe und des Friedens zu genießen. Sie zu erhalten stellte er in seinen Entschlüssen daher allem voran.

Indessen — wer wußte es nicht! — ohne Schätzung ist der Einfluß, de mehr und mehr die auf dem Thron jetzt herrschende Ehrbarkeit, Züchtigkeit und wahre Frömmigkeit in allen Kreisen des staatlichen und gesellschaftlichen Leben gewinnen sollte. Man hat nur den Namen der Königin Luise zu nennen um die reine Himmelslust zu bezeichnen, die um das preußische Königshaus jetzt wehte. Nur an die Eine, Unvergängliche braucht erinnert zu werden, um eine wesentlichen Grund der allmählich eintretenden vollen Sinnesänderung anzugeben. Es widerstrebt fast der Feder, und die Zunge will sich bänmen, zu gleicher Zeit und wie in einem Atem die Weichlichkeit, die zügellose Genußsucht, den nachts Erwerbszinn, die Frivolität und die sittliche Ungebundenheit, die so viele entnervten zu bezeichnen, und daneben von dem anmutigen, dem holden Zauber, der züchtige Reinheit, der innerlichen Wahrheit, von der aufrichtigen Frömmigkeit und den schönen Gemütslese zu sprechen, die das Wesen unserer Königin bildete. Überhört und unentweicht, so war sie in echt deutscher Weiblichkeit an all den Schmug vorbeigegangen, selbst nicht am Samme des Gewandes war der kleinen Flecken hasten geblieben. Unerhörlich sind die Urteile der Zeitgenossen in ihrem Lobe über „die engelschöne Königin“. Selbst Goethe, der tiefe Kenner des deutschen Frauenherzens, konnte sich der Anmut der herrlichen Erscheinung nicht entziehen, der Franzose fühlte sich völlig betroffen von der harmonische Sanstheit, der Liebenswürdigkeit und dem rührend Hinreizenden, dem Reiz in der Majestät der Königin. Er glaubte sich einer jener Erscheinungen gegenüber deren berückende und bezaubernde Bilder uns die fabelhaften Erzählungen der alten Zeit geschildert haben. Der Engländer wagt es nicht, seine Schilderung von der Holdseligkeit der Königin, von dem sonnigen Glanze ihrer hell leuchtenden Augen zu Ende zu führen, weil er fürchtet, bei ihrem Neberschwang könne man nicht glauben, auch sein Kopf sei verwirrt geworden, wie es schon so viele seien: Selbst die Polen, so widerwillig sie waren, beteten die Königin zuletzt förmlich an. Wie ein Wunder stand sie da vor dem preußischen Volke, und wie ein Wunder wirkte sie sieghaft auf alle Herzen und Gemüter. Doch doch ist die Eigenart wie der duftige Reiz der deutschen Frau — und die Königin ist ja ihre Vollendung — daß sie im stillen wirkt, und allgemach erst, nach und nach ihr Einfluß sich durchbricht. Denn nicht mit großen Thaten, mit welschütternden Plänen, sondern mit dem eigenen Leben, mit ihrem Herzen und Sinn, mit ihrem Dasein wirkt die deutsche Frau. Nicht im prahlerischen Hinaus treten in den wilden Streit, in den Sturm und Drang der eigensüchtigen Welt

icht mit den Waffen des Mannes, die sie von ihrer Höhe nur herabziehen, sondern mit der Innigkeit des frommen Herzens, mit der Wahrhaftigkeit des Gemütslebens, mit der Demut, die nicht weiß, wie hoch und herrlich sie ist, so ämpft die deutsche Frau, so wird sie die Gehilfin des Mannes, so übt sie maßebenden, bestimmenden Einfluß auf die Geschicke der Menschheit. So zwingt sie Herz und Gedanken des deutschen Mannes, und je demütiger das Weib, um so mehr beugt sich vor ihr der Mann. Je stiller und anspruchsloser ihr Walten, um so mehr Macht gewinnt sie, um so williger folgt selbst der harte Mann ihrem Wort, um so mehr erkennt und erfährt er, daß in den Fällen der Not und schweren Geschikes, wo sein Verstand nicht Rat noch Rettung mehr finden kann, das weibliche Auge der Liebe noch Auskunft sieht, daß in der Fülle des weiblichen Herzens noch Mittel liegen, die an den scharfen Ecken des harten Daseins vorbei zum Ziele führen. Wie dunkel auch immer die Schlucht, in welche die Wirren und Kämpfe des Lebens den Menschen schlendern, die Allmacht der deutschen Frau weiß über sie das Morgenrot der Rettung, die Klarheit des Himmels herauszuzaubern.

So war unsere Königin, so wurde die Königin Luise der Segen ihres Geahls, der Segen des preußischen wie deutschen Volkes, so wurde sie selbst ein Bestandteil der preußischen Geschichte". So lebt und wirkt sie in den Herzen der Nachlebenden, so eroberte sie die Herzen der Welt, so zwang sie diese zur Umkehr, und ihrer eigenen Macht sich nicht bewußt, war sie es vornehmlich, die eine Reformation an Haupt und Gliedern herbeiführte. In zarterster, innigster Herzengemeinschaft lebte sie mit dem König, und im Verkehr mit seiner Gemahlin, in der Freude an den ihm bisher geborenen beiden Söhnen lebte die ursprünglich in ihm liegende, nur durch eine pedantische Erziehung zurückgehaltene Fröhlichkeit und Heiterkeit des edlen Herzens wieder auf. Nichts war dem König mangenehmer als öffentliches Auftreten, im Kreise seiner Verwandten und der wenigen selbstgewählten Freunde, zu denen vornehmlich der Oberst von Köckeritz gehörte, fühlte er sich am wohlsten, und hier im trauten Familienkreise wußte er wohl so lebensfröhlich zu scherzen, daß selbst die strenge Hüterin der Etikette, die treue Oberhofmeisterin Gräfin Sophie von Voß, ihrer eigenen Regeln vergaß und ihrer Natur entsprechend fröhlich mit den Fröhlichen sich freuen konnte. —

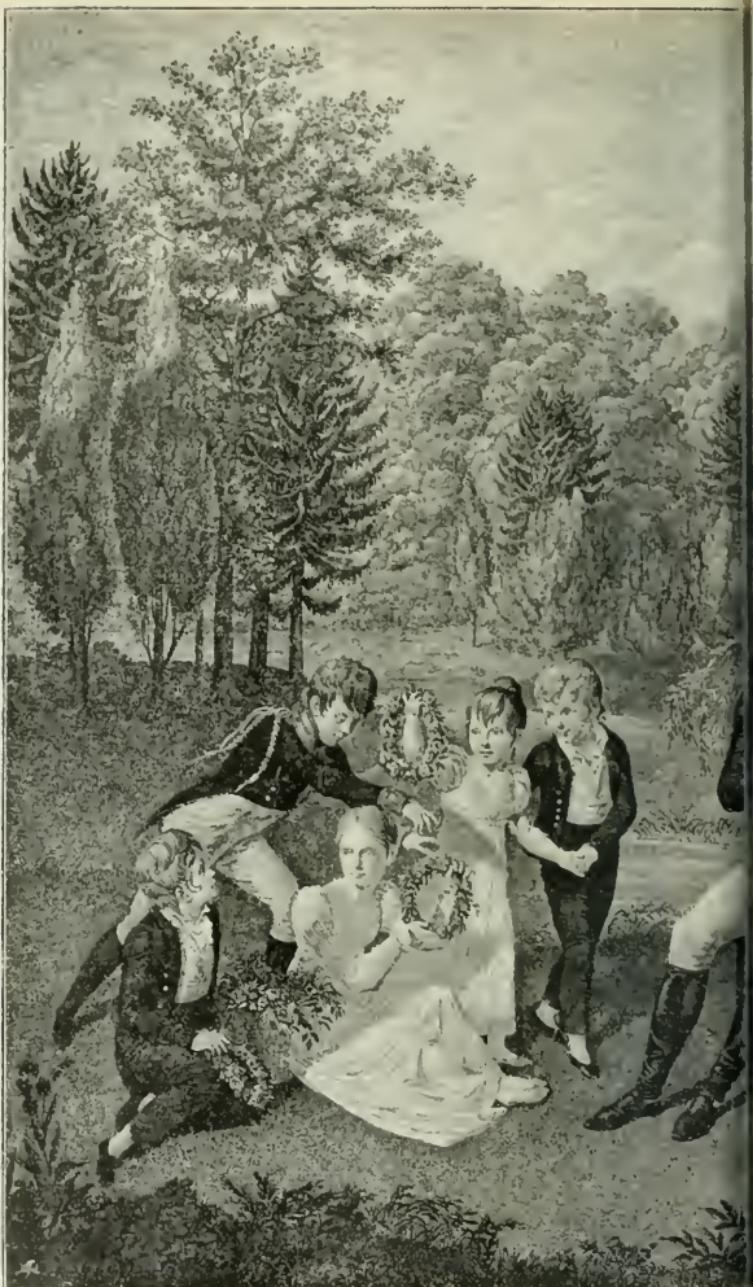
Ganz im Sinn und Geist der Königin begann Friedrich Wilhelm die Erneuerung des Staates. Nicht als ob er mit einem das Ganze umfassenden Plane dem drohenden Verderben entgegengetreten wäre, denn noch fühlte er sich selbst nicht stark genug dazu, und die verunglückte Erziehung hatte eine Schüchternheit und Zaghaftigkeit in ihm hervorgerufen, die es nicht wagte, in dem Rate der Angesehenen das klar erkannte Bessere mit rücksichtsloser Energie durchzusetzen. Die feste Sicherheit, mit der einst Friedrich Wilhelm I. der Schlange des Nebels den Kopf zertreten hatte, war der ungesuchten Schlichtheit und der einsachen Veradheit des Königs nicht eigen, und Formen, welche Friedrich begründet, wagte der Zweisel Friedrich Wilhelms an der eigenen Fähigkeit nicht über den Haufen zu werfen. Noch fehlte auch den fähigsten Köpfen die Einsicht, die wir heut haben, daß die alte Zeit vorbei, und eine neue angebrochen, die neuer Einrichtungen, neuer Gestaltungen bedürfe. Doch, wenn auch die Wurzel noch nicht ausgegraben ward, so wurden dem Unkraut doch wenigstens die wildesten Hälme geschnitten.

1797 Die Gräfin Lichtenau wurde verhaftet, ihr der Prozeß gemacht. Er blieb freilich ohne Ergebnis, aber die Gräfin verschwand aus dem öffentlichen Leben. Am 22. November erschien eine eigenhändige Kabinettsordre, welche die Staatsbehörden in energischer Weise zu ernstester Pflichterfüllung anwies, sittlicher Ernst und Charakterfestigkeit von den Beamten, Reinheit und Unbescholtenheit in der Verwaltung verlangte. Die Prüfungskommission, die polizeilichen Untersuchungen über die lutherischen Lehren und Meinungen der Geistlichen wurden be seitigt, daß Religionssedit wurde einer schmungeligen Kritik unterzogen, der wohl verdienten Vergessenheit übergeben. Wöllner selbst, der mit ehrner Stirn die und die schärfsten Worte des Königs entgegennahm, wurde mit den schlimmsten seiner Kreaturen im Jahre 1798 entlassen. Die Benjum wurde zunächst wenigstens erleichtert. Zur strafferen Leitung der auswärtigen Politik durch ein einheitlich geordnetes Fachministerium zur Hebung des Militärwesens zur Festigung der Finanzen, zur Wiederherstellung einer geistlicher Rechtspflege, zur Regelung der Steuerumlagen, zur Erleichterung des armen Mannes, zur endlichen Aufhebung der Leibeigenschaft, zur Besserung des Schulwesens, kurz zu Aenderungen auf dem ganzen Gebiete des staatlichen Lebens wurden die ersten Schritte gethan. Aber als das gewann dem jungen Monarchen zwar die Herzen seines Volkes, wai indessen noch bei weitem nicht die Aenderung des staatlichen und gesellschaftlichen Gefüges von Grund aus, die nun einmal unumgänglich notwendig war. Zudem geriet die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in ein falsches Fahrwasser. Es entwickelte sich eine Kabinettregierung im dem Sinne, daß nicht mehr die Minister dem Könige die Lage der Sache vortrugen, und dieser daraufhin die Entscheidung traf, sondern daß die Kabinettsräte, welche den unmittelbarer Vortrag hatten, vielfach entscheidenden Einfluß übten, während die Verantwortung Sache der Minister blieb. Indessen darf man die Bedeutung der Beamten des Kabinetts — von denen Menschen und Beyne ihrer Aufgabe im ganzen doch gewachsen waren, und Lombard, litterarisch und ästhetisch umfassend gebildet, gewiß nicht alle die Schmähungen verdient, die auf sein Haupt gesassen sind — doch nicht überschätzen. Die Minister selbst, der Graf von Haugwitz sowohl wie der Freiherr von Hardenberg, waren oft genug unsicher und schwankend bei Ent schlüssen von solcher Folgenschwere, wie sie damals zu fassen waren, und in wei



Oberhofmeisterin Sophie Marie Gräfin von Voß.
Nach dem im Besitz des Grafen von Voß auf Groß-Gievitz i. M. befindlichen Pastellbild eines unbekannten Künstlers.
Auf etwa $\frac{1}{5}$ verkleinert.

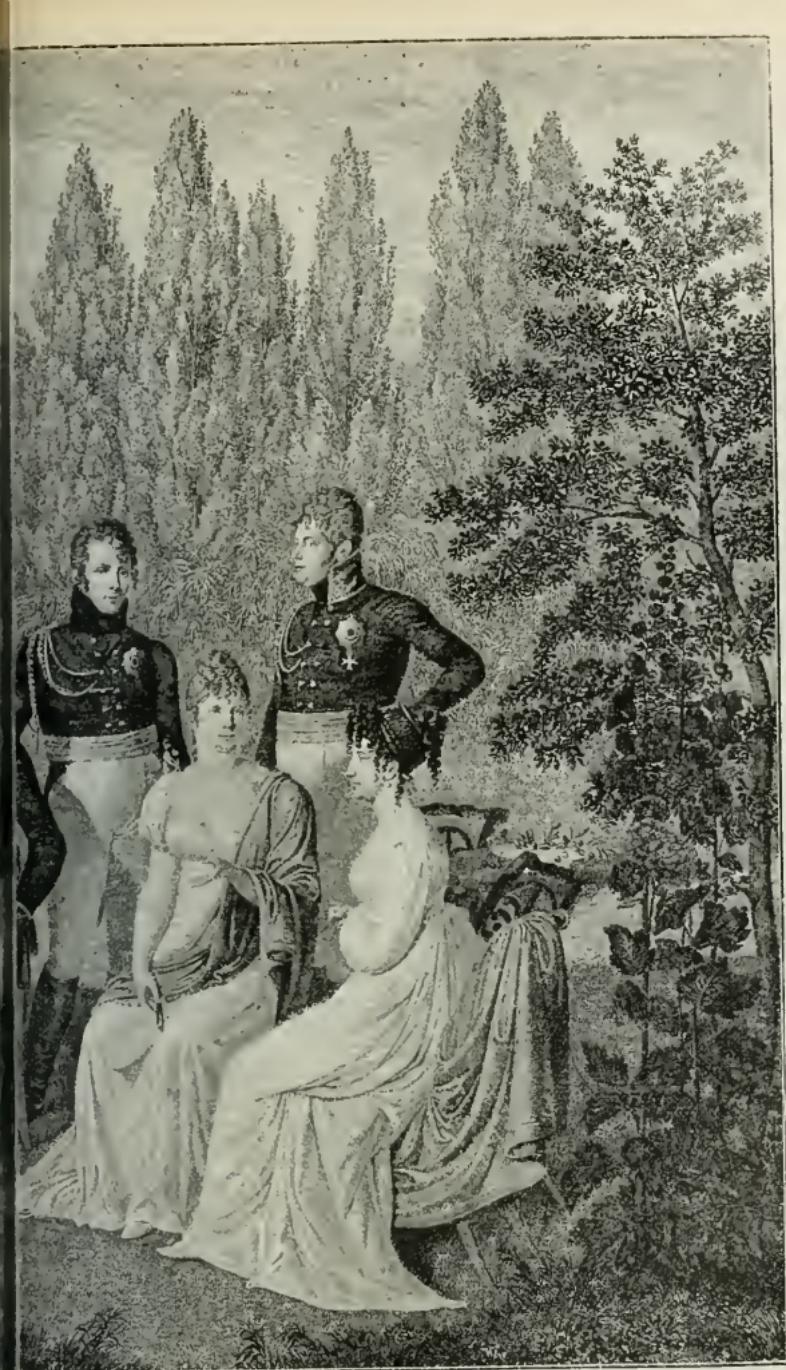




Der König von Preußen
im Schloßgarten

Berner Gesch. d. Preuß. Staates, 2. Aufl.

Prinz Kronprinz
Wilhelm I. Friedrich Wilhelm Prinzessin Prinzessin
Auguste Charlotte Prinz Adalbert



Kreise Seiner Familie

harlossenburg.

mit Vertrag bei der Königlichen Hof- und Hofkunst-Akademie zu Berlin.

Berlag von Emil Straß in Bonn

Prinz Heinrich

Prinz Wilhelm



höherem Maße, als bisher angenommen, traf der König selbständig seine Entscheidung. Doch auch ihn mußte das Gewicht der Verantwortung in jenen Tagen der Gährung und Umwälzung aller staatlichen Bildungen um so unsicherer machen, als er, von den Staatsgeschäften bisher fern gehalten, vor energischen Entschlüssen zurücksehnte, und die Friedensliebe seines Herzens, die Scheu vor Blutvergießen, die ihn, seitdem er die Schlacht gesehen, beselte, mit den augenblicklichen inneren Bedürfnissen des Staates im Einklang stand.



Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Wilhelm im Jahre 1802.

Gleichzeitige Zeichnung eines unbekannten Künstlers aus dem Nachlaß des Erziehers der Prinzen, Friedrich Deldrör, in Thorner Privatbesitz. Auf $\frac{1}{2}$ verkleinert.

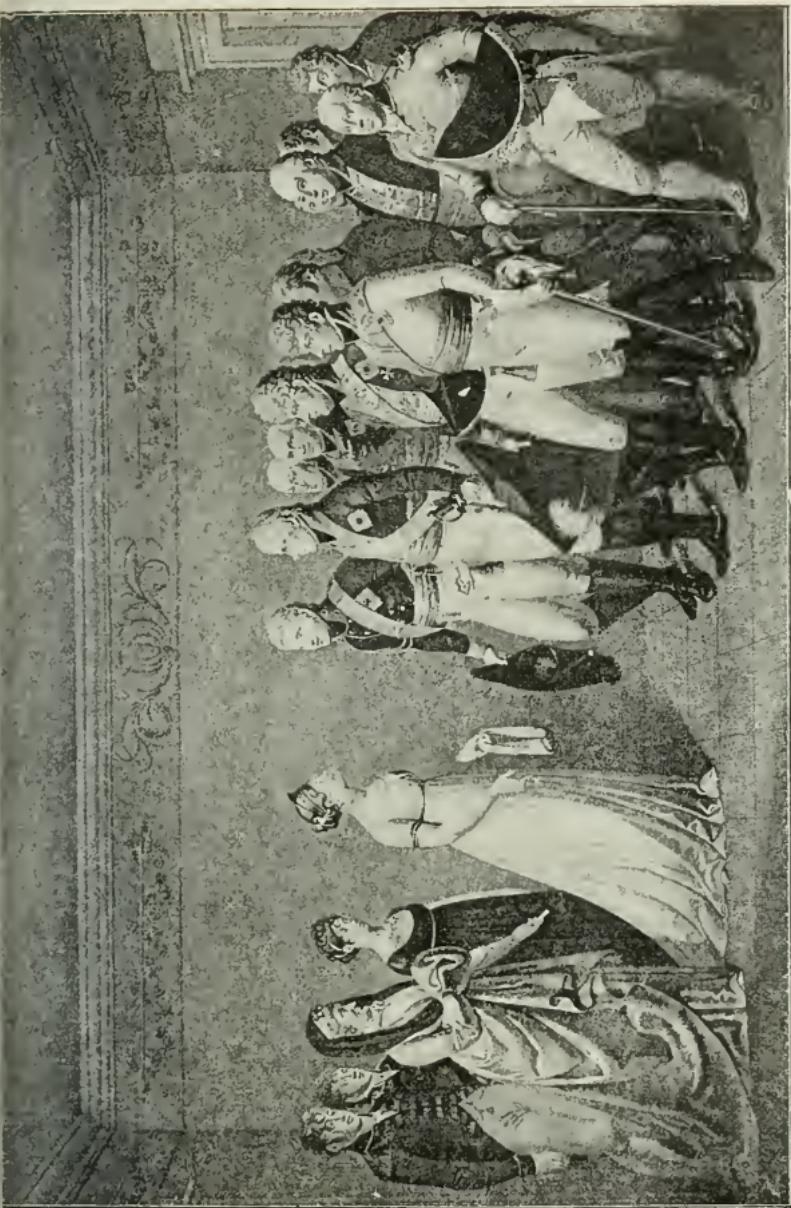
Mit dem Frieden von Basel hatte Preußen so wenig gedacht, sich von Deutschland zu trennen, daß es vielmehr den Reichsfrieden dadurch zu bewerkstelligen geglaubt hatte. Nun aber trennte sich das Reich von Preußen, und auf dem Friedenkongresse zu Nassau schlossen die kleinen deutschen Fürsten in würdevoller Haltung sich der Revolutionsmacht an. Wohl war es noch möglich, den Frieden zwischen Preußen und Frankreich aufrecht zu erhalten, aber die staatenvernichtenden Tendenzen der Pariser Gewalthaber mußten zuletzt doch zum Brüche führen. Und in Italien, in Holland, in der Schweiz, am Rhein, überall schon

drängten sie in unerbittlicher Folgerichtigkeit vor. Eine geplante Landung französischer Truppen im England mußte zwar aufgegeben werden, aber nun kam zwischen England, Österreich und Russland eine neue Koalition zu stande. Preußen ging auf die von Frankreich eifrig gemachten Allianzanträge nicht ein, gab die Besitznahme des rechten Rheinufers sogar zu und bewahrte trotz mancher Schwankungen in den großen Streitigkeiten eine Zurückhaltung, von der man einen um so größeren Gewinn für die einzelnen deutschen Staaten und vornehmlich die Erhaltung der Neutralität und des Friedens für Norddeutschland hoffte. Denn sorgsam unterschied man in Berlin zwischen dem wütsten Regiment, das augenblicklich in Frankreich herrschte, und dem französischen Staate; in diesem sah man sowohl am Regierungstische wie im Volke den natürlichen Verbündeten Preußens. Aber immer weiter schweisten die Pläne der französischen Republik, und nicht in letzter Linie war das deutsche Reich ihr Ziel und Endzweck, ja sie gingen weit hinaus über die der einstigen Monarchie, wenn sie auch an diese anknüpften. Österreich aus Deutschland hinauszuweisen, Preußen bis über die Elbe zurückzudrängen, es im Osten in einen unversöhnlichen Gegensatz zu Russland zu bringen, England an der empfindlichsten Stelle zu treffen, ihm den Handel nach dem Festlande zu entziehen und die deutschen Kleinfürsten, in eine nord- und eine süddeutsche Gruppe geteilt, untrennbar an das Leitseil zu knüpfen — das war der Plan der französischen Gewalthaber. Und es begreift sich, daß damit, wenn anders der preußische Staat sein Dasein retten wollte, der Kampf an Preußen auf Sein oder Nichtsein, auf das Messer erklärt war.

Inzwischen war die zweite Koalition von Bonaparte, der seit dem Staatsstreich vom 18. Brumaire erster Konsul der Republik geworden, zerschlagen, und Österreich zum Frieden von Lüneville gezwungen, in welchem es unter anderm sich mit der Entschädigung der vom linken Rheinufer verjagten deutschen Fürsten durch geistliche Länder einverstanden erklärte. Preußen lenkte nun mit dem Gedanken, durch die Entschädigungen für den Verlust sowohl den eigenen Staat geographisch abzurunden und zu vergrößern, als auch ihn zur führenden Rolle in Norddeutschland, wie zum Hert Süddeutschlands, insbesondere Bayerns gegen Österreich zu befähigen, in ein Fahrwasser ein, welches das Reich zum Heile führen sollte. Und mit Recht glaubte man mit den Säkularisationen dem Reiche überhaupt eine höhere militärische Leistungsfähigkeit namentlich gegen den Westen zu geben. Indessen schon wurde Preußen von Frankreich und Russland genötigt, seine Entschädigungen in einer unerwünschten Richtung zu juchen, und Ende März 1802 mußte der König „mit Thränen in den Augen“ den Befehl geben, Hannover, damit es nicht in russische oder französische Hände falle, zu besetzen. Nach der Ermordung des Kaisers Paul von Russland und der Thronbesteigung Alexanders fiel die Hoffnung auf das Einverständnis, welches man von Russland für die auf Erstärkung Preußens gerichteten Pläne erwartet hatte, zunächst zusammen. Eine Annäherung an Österreich führte zwar zu einer vorläufigen Verständigung über die Entschädigungsfrage, konnte aber den Gegensatz um so weniger überwinden, als Österreich wenigstens der Säkularisation der geistlichen Kurfürsten entschieden widerstrebte. Napoleon endlich, der Zustimmung Russlands sicher und nach dem Frieden von Amiens auch von England zunächst unbehelligt, nötigte Preußen zu dem Vertrage vom 23. Mai 1802, auf Grund dessen zwischen dem Marquis von Lucchesini und Beurnonville die preußischen Entschädigungen festgestellt wurden, die dann

Empfang des Kaisers Alexander von Russland durch die Königin Luise von Preußen in Berlin,
am 10. Juni 1802.

Nach dem Gemälde von Gotthilf Dahlberg (1773–1850) gefüllt von Johann Friedrich Volt (1769–1836). Um $\frac{1}{2}$ verkleinert.
(Gräfin Voß schreit von dem Eintrud, den die Königin Luise an diesem Tage mache, in ihrem Tagebuch: Sie war häute schöner wie je.)



1803 wenig später im Reichsdeputationshaupptschluß vom 25. Februar 1803 Aufnahme fanden. Allerdings erhielt Preußen mit den Bistümern Paderborn und Hildesheim, dem größten Teil von Münster, den Städten Erfurt, Mühlhausen, Nordhausen, Goslar und einigen thüringischen Gebieten im Innern Deutschlands eine reiche Entschädigung (173 Geviertmeilen mit etwa 500 000 Einwohnern), und in Memel und Königsberg, wo eine Zusammenkunft zwischen dem Könige und dem Kaiser von Russland stattfand (Sommer 1802) freute man sich des schließlichen Ergebnisses. Allein von denjenigen Gebieten, die man gewünscht, hatte Napoleon Preußen ausgeschlossen. Die geplante Stellung im südlichen Deutschland war dahin, vom Rhein war mit Preußen der letzte starke Gegner Frankreichs verdrängt, und die Hegemonie über Norddeutschland, wie man damals die führende Rolle bezeichnete, zersielte sich selbst.

Denn als nun der neue Bruch zwischen Frankreich und England, dem Napoleons leidenschaftliche Feindseligkeit galt, in die drohendste Nähe rückte, und Kaiser Alexander mit wachsender Entschiedenheit sich dem Inselreich zuneigte, da sammelte Napoleon nicht nur am Niederrhein eine Armee, sondern besetzte Hannover, das ihm allerdings das einzige Faustpfand bot, gegen die etwaigen französischen Verluste in den Kolonien, und traf alle Vorbereitungen, den englischen Handel auf der Elbe und Weser zu unterdrücken, die Hansestädte zu vergewaltigen. Es lag am Tage, wie diese napoleonischen Uebergriffe die preußischen Interessen selbst berührten, den preußischen Handel und Wohlstand vernichteten und die Neutralität Norddeutschlands tatsächlich verlegten. Ganz und gar mußte das Ansehen des Staates dahinschwinden, wenn er ihnen nicht mit Entschiedenheit sich widersetzte. Wiederholt trat der Graf von Haugwitz dafür ein, aber er erreichte vom Könige bei dessen feststehender Ueberzeugung, daß selbst ein glücklicher Krieg für Norddeutschland verderblicher als kleine Uebergriffe der Franzosen seien, nur die Erlaubnis zur Anwendung diplomatischer Vorstellungen. Allerdings wurden solche in ausgedehntem Maße angewandt, man entschloß sich sogar, wieder ein Bündnis zugleich mit Russland und mit Frankreich in Paris vorzuschlagen. Man wollte sich verpflichten, Österreich von einem Angriff auf Napoleon zurückzuhalten, wenn dieser nur jede fernere Belästigung des neutralen Norddeutschlands unterlasse. Indessen selbst Russland lehnte ein Bündnis, dessen Spitze sich nicht entschieden gegen Frankreich richtete, ab, und Napoleon stellte unerhörte Forderungen, verweigerte auch die geringste Bürgschaft für die Erhaltung der Ruhe in Deutschland und verfolgte offenbar die Absicht, Preußen durch allgemein gehaltene Versicherungen der Freundschaft einzuschläfern. Der preußische Gesandte in Paris betonte wiederholt, wie der Krieg auf dem Festlande unvermeidlich sei, doch glaubte der Freiherr von Hardenberg, der seit dem April 1804 den Grafen von Haugwitz abgelöst hatte, weder von Napoleon noch von Alexander diejenigen kriegerischen Absichten voraussehen zu sollen, welche sie wirklich hegten. Ja von Napoleon hoffte man, nachdem er sich am 18. Mai 1804 zum Kaiser hatte ausrufen lassen, die Rückkehr zu friedlichen Gesinnungen, und in jedem Falle war man entschlossen, die Neutralität aufrecht zu erhalten. Aber alle Ansforderungen der Mächte, besonders Russlands zum Kampf gegen Napoleon lehnte man ab, und Russland dachte nun über Preußen herzufallen, seine östlichen Provinzen ihm zu entreißen, und England wie Österreich sollen ihre Zustimmung zum Kampfe gegeben haben. Im Spätherbst zogen sich die russischen Truppen

im Osten zusammen, die Koalition zwischen England, Russland, Österreich und Schweden schien ihrem Abschluß nahe, und unschätzbar mußte die norddeutsche Neutralität nun in die Brüche gehen, wenn nicht die Franzosen aus Hannover entfernt würden. Nicht zu bezweifeln war es, daß Hannover bei dem endlichen Frieden von England getrennt werden sollte, und unbefristbar war für diesen Fall, daß es alsdann eine Lebensfrage für Preußen bilde, in den Besitz des Landes, in welchem die Elbe- und Wesermündungen lagen, zu gelangen. Mit der Verstärkung der militärischen Stellung sicherte man zugleich den norddeutschen Handel. Ja die Erwerbung Hannovers schien gerade der Mittelpunkt der preußischen Politik sein zu müssen, wenn die Anrechterhaltung der Neutralität die Absicht war. Sie mußte durch die Besetzung Hannovers wesentlich erleichtert werden, während ohne sie Preußen in den Kampf der Mächte hineingezogen wurde.



Kaiser Alexander I., König Friedrich Wilhelm III. und Gemahlin am Sarge Friedrichs des Großen, in der Nacht vom 3. zum 4. Nov. 1805. Nach dem Gemälde von Franz Catel (1778—1856) gestochen von Friedrich Wilhelm Mener (geb. um 1770). Auf etwa $\frac{1}{6}$ verkleinert.

Da führte der Kampf der Verbündeten gegen Frankreich, der inzwischen in Süddeutschland begonnen, die preußische Politik zu den scheinbar widersprechendsten Wandlungen, wiewohl auch ihnen die Erhaltung des Friedens und der Neutralität für den Norden zu Grunde lag und zunächst auch noch erreicht wurde. Die Nachricht von dem unmittelbar bevorstehenden Durchmarsch der Russen durch preußisches Gebiet nach Süddeutschland veranlaßte militärische Maßregeln im

Osten, als plötzlich Napoleon im festen Vertrauen auf die friedliche Gesinnung des Königs die Neutralität Preußens mit dem Durchmarsch durch Amsbach in der rücksichtslosesten Weise verlegte. Unwilliger und unwilliger zürnte das preußische Volk ob der dreisten Willkür, verlangte den Kampf für die Ehre und Existenz des gesamten deutschen Vaterlandes. Einen Augenblick schien selbst der König die Empörung hinzureißen, er schien gewillt, dem allgemeinen Zorn folgend, das Schwert gegen den Usurpator zu ziehen. Er gestattete nunmehr den Durchzug der Russen und ließ — doch wieder in der Hoffnung, seine Neutralität zu wahren — die Besetzung Hannovers vollziehen. Jetzt kam Kaiser Alexander, um den König für den Kampf zu bestimmen, persönlich nach Berlin, und am 3. November wurde zu Potsdam — man kennt die ergreifende Szene am Sarge König Friedrichs, in der sich beide Herrscher ewige Freundschaft gelobten — ein Vertrag geschlossen, in welchem Preußen sich zur bewaffneten Neutralität, zur Forderung einer Reihe von Aenderungen in Europa und vornehmlich zur Räumung Deutschlands von den französischen Truppen entschloß. Seit langer Zeit war in Berlin, ja in ganz Preußen eine Partei thätig, welche mit Ungestüm den Krieg mit Frankreich verlangte, und an ihrer Spitze stand ein Fürst von so ungewöhnlich glänzender Begabung, wie der Prinz Louis Ferdinand von Preußen. Schon schleuderte Ernst Moritz Arndt im „Geist der Zeit“ seinen ganzen wilden pommerschen Zorn gegen den frechen Emporkömmling, und seine flammenden Worte fanden lauten Widerhall bei der Kriegspartei. Durchaus nicht entsprachen jene Beschlüsse den Wünschen dieser kampflustigen Patrioten, sie gerieten aber wie aus der Fassung, als der Graf Haugwitz, der, jene Forderungen an Napoleon zu stellen und ihn hinzuhalten, in dessen Feldlager gesandt war, mit einem ganz entgegengesetzten Ergebnis zurückkehrte. Napoleon hatte mit der Schlacht von Austerlitz nicht nur Österreich, sondern die ganze Koalition ins Herz getroffen, und weder gewillt, noch im Stande, Preußen allein der Wut des allmächtigen Imperators auszusezzen, hatte Graf Haugwitz am 15. Dezember in Schönbrunn ein Abkommen mit Napoleon getroffen, in welchem Preußen gegen Anerkennung des französischen Besitzstandes und gegen Abtretung von Cleve, Nürnberg und Amsbach das Land Hannover erhielt. Ja als man in Berlin den hierfür geforderten Bund von dem Abschluß des allgemeinen Friedens abhängig zu machen suchte, vernichtete Napoleon den eben geschlossenen Vertrag und zwang (Paris, 15. Februar 1806) 1806. 15. Febr. Preußen, das inzwischen abgerüstet hatte und wehrlos vor der französischen Heerermacht, die mit Leichtigkeit von Süddeutschland heranrücken konnte, dalag, zu einem Bündnis, in welchem es die Schließung der Nordseehäfen und Lübeck gegen England zusagte. Unfehlbar mußte, so war zu erwarten, einer solchen Zusage der Krieg mit England folgen.

Allein selbst der Gewinn von Hannover blieb noch unsicher, die französischen Truppen entfernten sich trotz des zu Pressburg abgeschlossenen Friedens zwischen Österreich und Frankreich nicht aus Süddeutschland, und dem Schwergewicht, mit welchem die französische Besetzung auf der preußischen Süd- und Westgrenze lastete, fügte Napoleon eine weitere Rechtsverlegung hinzu, indem er Wesel mit Frankreich und die Abteien Essen, Werden und Elten mit dem neuen Großherzogtum Berg vereinigen ließ. Natürlich, daß in Preußen das tiefe Sinnen des Ansehens mit großer Bitterkeit empfunden wurde, daß der König, längst tief verlegt, im Innersten seiner Seele erzitterte über die Unbill, die Gewaltmaßregeln



Der Tod des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen in dem Gefecht bei Saalfeld,
am 10. Oktober 1806.

Stolzirte Radierung von Johann Lorenz Ringendas (1775–1826, auf 210 verkleinert)



Friedrich von Gentz.

Nach dem 1824 entstandenen Gemälde von
J. Lieder (1780—1859). Auf $\frac{1}{2}$ verkleinert.

lerteten sich am 17. Juli zunächst sechzehn Fürsten im Rheinbunde an die napoleonische Willkür, und ihre deutschen Truppen traten in den Dienst des Imperators. Es gab kein Deutschland mehr, und kaltblütig legte Kaiser Franz am 6. August die deutsche Kaiserkrone nieder. In fühenen Worten rief der große Publizist Deutschlands, Friedrich von Gentz, der damals freilich schon die preußischen Dienste verlassen, die Nation auf zum Kampfe gegen Napoleon. Um der Ehre und des eigenen Daseins willen mahnt Gerhard Johann David Scharnhorst, nunmehr mit Russland zusammen das Schwert aus der Scheide zu ziehen. Das kommende Elend wie voraussehend, beschwört der Finanzminister Freiherr vom und zum Stein den König, die Gebrechen 1806 der Staatsregierung, hauptsächlich das Kabinett, abzuschaffen, und im September flehnen die Königin, die Prinzen des königlichen Hauses, Stein, Blücher und andere Generale feierlich den König an, seine Ratgeber zu wechseln. Niemand zweifelte mehr, daß die umfassenden, in der That Österreich geltenden, Truppenbewegungen, welche der General von Blücher aus Westfalen, der Gesandte Graf Görz aus Regensburg meldete, gegen Preußen gerichtet seien. Nicht genug, daß, wie man erfuhr, Hannover Preußen wieder abgenommen werden sollte, nicht genug, daß die Unwesenheit und das Vorrücken französischer Truppen jede Selbstständigkeit des Staates aufhob, mußte vielmehr das täglich wahrscheinlicher werdende Einverständnis Napoleons mit England und Russland Preußen immer mehr vereinzeln, ja man war von Süden und Westen einem unmittelbaren Einfall Frankreichs ausgeetzt.

Aber immer noch an Frieden hoffend, rüstete man sich gegen einen solchen Uebersall nur notdürftig, hatte aber schon Anordnungen getroffen, um den Forderungen an die Staatskasse genügen zu können. Auf Steins Betreiben hatte man sich im Januar 1806 zur Anfertigung des ersten preußischen Papiergeldes entschlossen und gab im Laufe des Jahres bis zu vier und einer halben Million Thaler Tresorschäne aus, deren geringster auf fünf Thaler lautete. Von Napoleon

des übermütiigen Korsen. Aber besser als andere kannte er die Schwächen des Staates, und Unheil und tiefe Not sah er da voraus, wo vielsach eine leichtherzige Begeisterung von nahem Sieg und blühendem Lorbeer träumte. Am wenigsten wollte er sich in den Krieg gegen Schweden, das gewaltsam aus Lauenburg verdrängt werden mußte, von Napoleon hineintreiben lassen, pflegte im Gegentheil nach wie vor die freundschaftlichen Verhältnisse zu dem mit jenem in naher Beziehung stehenden Russland. Selbst die Bildung eines norddeutschen Bundes beförderte Napoleon nur scheinbar, bereitete ihr in der That nur Hindernisse. Ein Gaukelspiel war's auch nur, daß er dem Könige von Preußen den Namen eines Kaisers von Norddeutschland angeboten hatte. Unter seiner Aegide vielmehr und in nackter Mißachtung jedes historischen Rechtes

aber verlangte man jetzt mit Entschiedenheit die endliche Zurückziehung seiner Truppen. Dieser aber versagte sich, als Kaiser Alexander den von seinem Bevollmächtigten schon gezeichneten Vertrag zu vollziehen sich weigerte, bestimmt einer solchen Forderung, verlangte vielmehr die sofortige Ausrüstung Preußens und versicherte dem Welfenhouse auß neue den Heimfall seines Stammlandes. Damit war zur Freude vieler Patrioten der Krieg entschieden, dessen Ausbruch Napoleon ¹⁸⁰⁶ noch hatte verschieben wollen, und den vermeiden zu können Friedrich Wilhelm selbst jetzt noch hoffte. Nun aber gewannen die berechtigten Zweifel des Königs an der Kriegstüchtigkeit und Zuverlässigkeit des Heeres doch hier und da Anhänger, und die leise sich erhebende Sorge war um so natürlicher, als Preußen allein den Kampf gegen die ganze französische Uebermacht, der sich der Rheinbund gut und gern anschloß, bestehen sollte. Denn die russischen Truppen standen noch weit ab in ihren Steppen, und das verbündete Sachsen suchte heimlich Napoleons Hand. Schon bei Beginn des Feldzuges wurden Fehler gemacht, die Pläne Scharnhorsts verworfen oder unvollkommen ausgeführt. Das Heer, nur zum Teil zum Kampfe berufen, sollte durch Thüringen marschieren, die, wie man meinte, noch nicht zahlreiche feindliche Armee in Franken erwarten. In seiner übergroßen Bescheidenheit hatte der König den Oberbefehl nicht selbst übernommen, sondern ihn dem Herzog von Braunschweig übertragen, und dieser, hochbetagt, wie fast alle Generale und Stabsoffiziere, hatte nur zögernd sich zur Uebernahme entschlossen, suchte die Verantwortung auf den König, der anfangs Oktober im Feldlager eingetroffen war, oder auf einen Kriegsrat, der immer häufiger zusammenberufen wurde, abzuwälzen. Es kennzeichnet die unsichere Haltung im Hauptquartier, wenn Scharnhorst schreibt: „Was man thun müßte, das weiß ich wohl, was man thun wird, das wissen die Götter.“ Und doch stand der unmittelbare Angriff der Franzosen bevor.

Um den Uebergang über die Saale zu ermöglichen, sandte der Fürst von

Hohenlohe seine Vorhut unter dem Prinzen Louis Ferdinand nach Rudolstadt voraus, und als die Franzosen Coburg besetzten, beschloß der Prinz, obwohl der Uebergang inzwischen wieder aufgegeben war, einen Vorstoß gegen den Feind. Der aber machte von seiner überlegenen Tiraill-



Preußischer Fünf-Thalerschein vom Jahre 1806.

Als Probe des ersten preußischen Papiergeedes.

Nach einem im Besitz von L. Clericus in Magdeburg befindlichen Exemplare.
Originalgröße.

leur-Taktik Gebrauch, umging die preußischen Truppen, besiegte sie vollständig (10. Oktober). Schon dieser Schlag wirkte auf die Armee betäubend ein, wirkte um so betäubender, als der geniale Prinz, die Hoffnung aller Patrioten, „der Kriegsgott“, „der Liebling des Heeres“, auf den sich alle Augen richteten, auf

¹⁸⁰⁶
10. Lt.

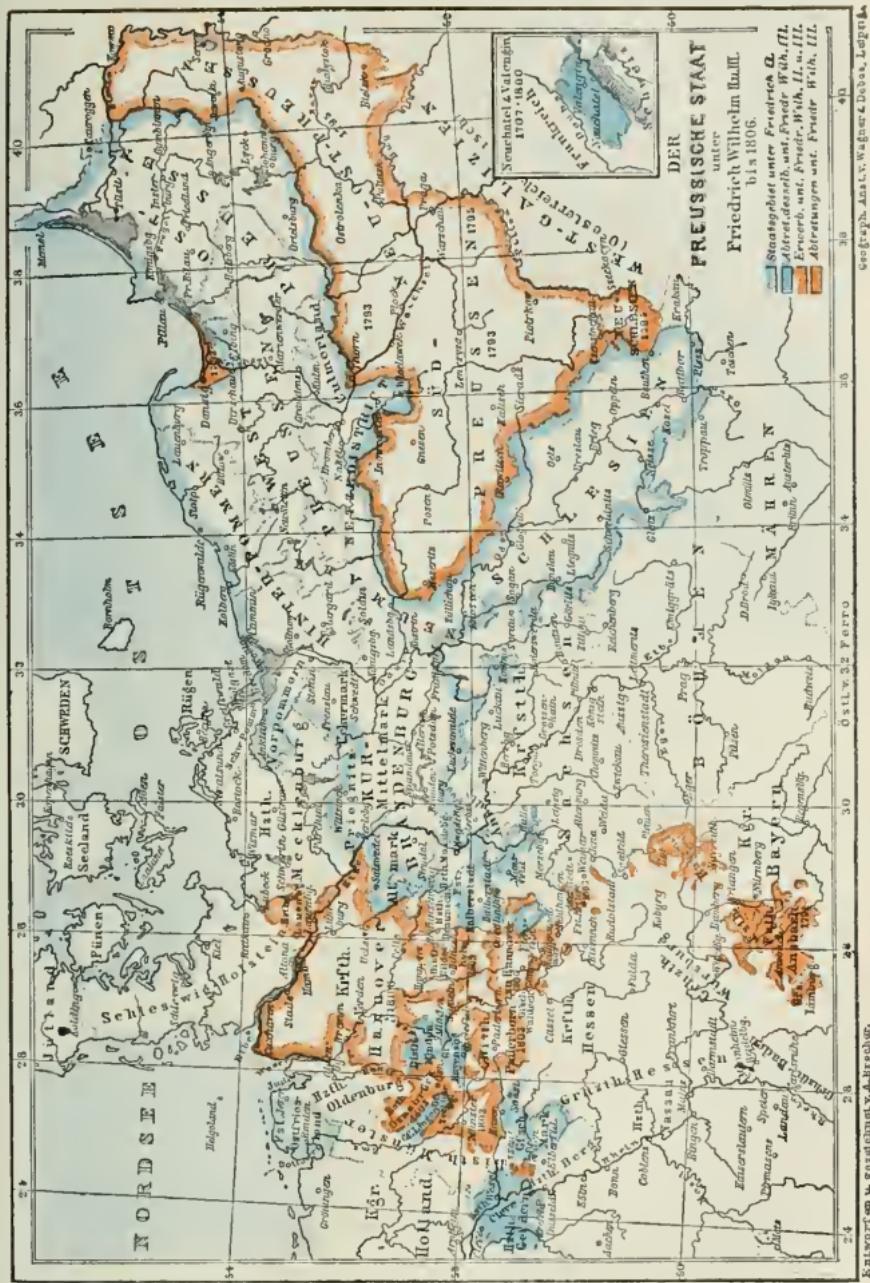
der Wahlstatt sein junges Leben lassen mußte. Er hatte das „feierlich männliche Wort“ eingelöst, das er und die Generale von Blücher und von Rüchel einander im vergangenen Dezember zu Erfurt gegeben, „bestimmt das Leben daran zu sezen oder diesen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet, oder politische Freiheit und liberale Ideen auf lange ersticht und zerichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben“.

Doch schwerer noch sollte das Geschick einen General treffen, der in den letzten Feldzügen so manche Vorbeeren gepflückt, einen Fürsten, der, die goldene Kette des Rheinbundes verachtend, sein Fürstentum daran gegeben und auf seinen Posten im preußischen Heere geeilt war. Ohne, wie ihm befohlen, das rechte Ufer der Saale zu besetzen, ging Fürst Hohenlohe auf das linke zurück. Und während im preußischen Hauptquartier jede Kunde vom Feinde fehlte, marschierte Napoleon unaufhaltsam vorwärts. Am 12. Oktober stand er im Rücken der preußischen Armee, besetzte Naumburg, Marschall Davout bemächtigte sich des Saale-Passes bei Kösen. Die Preußen lehnten ihrer Hauptstadt das Gesicht zu. Am



Prinz Louis Ferdinand von Preußen.
Kupferstich von Eberhard Siegried Henne (1759–1828), auf etwa
die Hälfte verkleinert.

14 Eu.14. kam es zur Doppelschlacht bei Zena und Auerstädt. Dort wurde Hohenlohe von der erdrückenden Übermacht trotz aller Tapferkeit seiner Truppen völlig geschlagen und zu einem Rückzug genötigt, der in eine entsetzliche Flucht ausartete. „Lieber tausendmal sterben“, sagte Gneisenau noch in der Erinnerung, „als daß noch einmal erleben“. Um so glücklicher schienen auf dem anderen Schlachtfelde



DER PREUßISCHE STAAT

unter

Friedrich Wilhelm III.

bis 1806.

Preußische Staaten

1701

1733

1793

1795

1806

1815

1867

1871

1888

1918

1945

1949

1990

1991

1993

1994

1995

1996

1997

1998

1999

2000

2001

2002

2003

2004

2005

2006

2007

2008

2009

2010

2011

2012

2013

2014

2015

2016

2017

2018

2019

2020

2021

2022

2023

2024

2025

2026

2027

2028

2029

2030

2031

2032

2033

2034

2035

2036

2037

2038

2039

2040

2041

2042

2043

2044

2045

2046

2047

2048

2049

2050

2051

2052

2053

2054

2055

2056

2057

2058

2059

2060

2061

2062

2063

2064

2065

2066

2067

2068

2069

2070

2071

2072

2073

2074

2075

2076

2077

2078

2079

2080

2081

2082

2083

2084

2085

2086

2087

2088

2089

2090

2091

2092

2093

2094

2095

2096

2097

2098

2099

2100

2101

2102

2103

2104

2105

2106

2107

2108

2109

2110

2111

2112

2113

2114

2115

2116

2117

2118

2119

2120

2121

2122

2123

2124

2125

2126

2127

2128

2129

2130

2131

2132

2133

2134

2135

2136

2137

2138

2139

2140

2141

2142

2143

2144

2145

2146

2147

2148

2149

2150

2151

2152

2153

2154

2155

2156

2157

2158

2159

2160

2161

2162

2163

2164

2165

2166

2167

2168

2169

2170

2171

2172

2173

2174

2175

2176

2177

2178

2179

2180

2181

2182

2183

2184

2185

2186

2187

2188

2189

2190

2191

2192

2193

2194

2195

2196

2197

2198

2199

2200

2201

2202

2203

2204

2205

2206

2207

2208

2209

2210

2211

2212

2213

2214

2215

2216

2217

2218

2219

2220

2221

2222

2223

2224

2225

2226

2227

2228

2229

2230

2231

2232

2233

2234

2235

2236

2237

2238

2239

2240

2241

2242

2243

2244

2245

2246

2247

2248

2249

2250

2251

2252

2253

2254

2255

2256

2257

2258

2259

2260

2261

2262

2263

2264

2265

2266

2267

2268

2269

2270

2271

2272

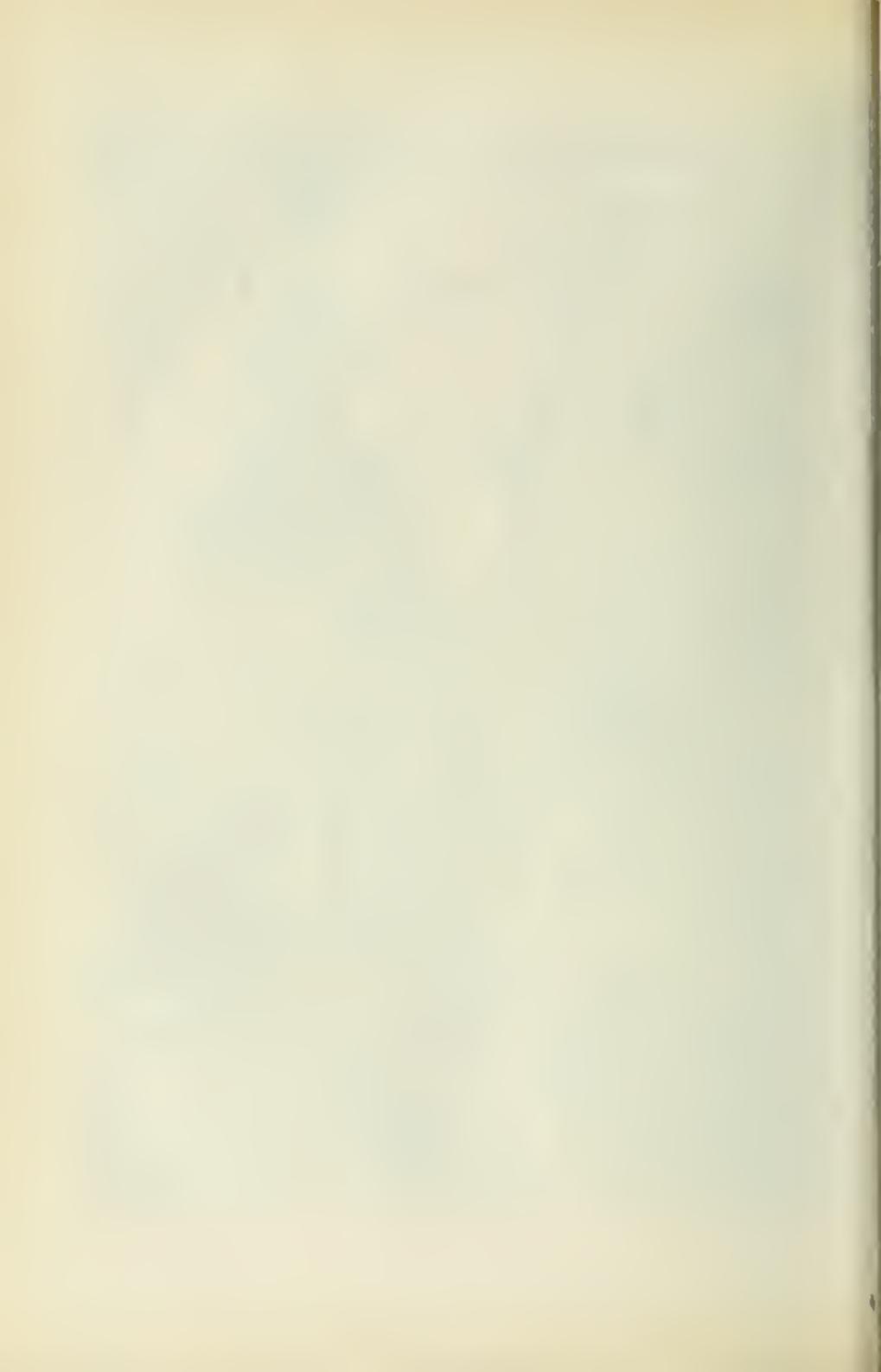
2273

2274

2275

2276

2277





Napoleon besucht das Grab Friedrichs des Großen, am 25. Oktober 1806.

Nach der Zeichnung von Heinrich Dähling (1773—1850) in Aquatinta gestochen von Friedrich Jügel (arbeitete am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrh.). Auf $\frac{1}{6}$ verkleinert.

die preußischen Waffen zu sein, wo Scharnhorst seine ganze Kraft einsetzte. Tapfer 1806 und ihres alten Ruhmes würdig sochten die Preußen, gewannen Terrain auf Terrain, sie waren im Begriff, die französische Armee zu umklammern, und schon konnte Scharnhorst seinen Bataillonen zurußen, sie hätten die preußische Monarchie gerettet. Dann aber waren die Verstärkungen im rechten Augenblick nicht zur Stelle. Nach der schweren Verwundung des Herzogs von Braunschweig fehlte ein Oberkommando vollständig, jeder General handelte nach seinem Ermessen auf eigene Faust. Der General von Kalckreuth blieb mit seinen aus drei vollen Brigaden bestehenden Reserven völlig unthätig auf der Höhe von Eckartsberga stehen, und andere 21 Bataillone nebst 44 Geschützen, welche die Saale-Uebergänge bei Naumburg und Dornburg bewachen sollten, kamen ebensowenig ins Gefecht. Nun konnte Davout die Preußen im Norden und Süden umzingeln, und die Schlacht war trotz des starken Verlustes und der völligen Erschöpfung der Franzosen für die Preußen verloren.

Noch ahnte man es nicht, und doch war es die Wahrheit, nicht nur die Schlacht, sondern Preußen selbst war verloren. Der Uebermut des frechen Erüberers, der sofort nach der Schlacht den preußischen Provinzen eine Kontribution von 159 Millionen Francs auferlegte, gleich als seien sie schon erobert, sollte nur

1806 allzu bittere Früchte zeitigen. Die preußische Armee löste sich auf dem Rückzuge vollständig auf, bei Halle erlitten die Reserven eine neue Niederlage. Höchst ungünstig freilich waren die Festungen zum Widerstande gerüstet, ihre Kommandanten alte und unsägig gewordene Soldaten. Aber folch eine Flucht und Fehlerei, wie sie nun eintrat, war ohnegleichen in der Weltgeschichte. Erfurt, Magdeburg, Stettin, Küstrin, die meisten schlesischen Festungen öffneten in empörendster Feigheit ihre Thore, und jede böse That gab fortwährend Böses, Niederträchtiges. Fürst Hohenlohe, der sich bis in die Uckermark mühsam durchgeschlagen, wurde durch eine gemeine Unwahrheit geblendet, die Joachim Murat, als er ihn bei Prenzlau erreichte, über die Stärke seiner Truppen ihm auszubinden sich nicht entblödete. Trotz des verwegenen Angriffs des Prinzen August von Preußen kapitulierte der Fürst im offenen Felde. Nichts half es, daß Blücher unter furchtbaren Mühen — stundenlang sicherte ihm Oberst York mit seinen Jägern den Übergang über die Elbe — ihn zu entsetzen versuchte, daß Scharnhorst mit unglaublicher Kühnheit den Feind im Rücken und in der Flanke fasste und, sich nach Mecklenburg wendend, mehrere französische Corps nach sich zog. Nichts half es, daß Blücher vor Lübeck, ja in den Straßen der Stadt mit Verzweiflung sich wehrte, zuletzt mußte auch er, ohne Munition, ohne Proviant, der feindlichen Übermacht sich ergeben. Wohl waren herzerquidende Heldentaten geschehen, aber unbekümmert um sie war das Unglück schnell voran geschritten. Schon am 24. Oktober waren die Franzosen in Berlin, Napoleon selbst hatte sich zunächst nach Potsdam begeben, besuchte das Grab des Großen Königs, und nicht würdiger glaubte er Friedrich zu ehren, als indem er seinen Degen, seine Schärpe, seine Orden rannte. Am 27. Oktober hielt er seinen feierlichen Einzug in Berlin. Wohl trat ihm hier manche Gesinnungsniederträchtigkeit entgegen, und die preußische Verwaltung folgte fast ohne Widerspruch den napoleonischen Befehlen. Aber als bald begann auch hier nicht nur die schlimmste Kontribution das Volk zu bedrücken, sondern gegen alles Völkerrecht wurden die königlichen Schlösser und Kunstsammlungen bestohlen. Selbst die Victoria, die Friedrich Wilhelm II. auf dem von ihm erbauten Brandenburger Thor als einfach schönen Schmuck hatte setzen lassen, wurde geraubt und wie alle Kunstsäkrate nach Paris gesandt. Mit der Ruchlosigkeit des Barbaren zerstörte Napoleon alle wirklichen oder vermeintlichen Andenken der preußischen Größe. Chrlos wagte er es, die Königin Luise, die er schon vorher als Anführerin des Krieges geschmäht, aufs neue zu verleumden. Er ahnte nicht, daß weit höher noch, als all die furchtbaren Expressiven, die er dem Lande auferlegte, weit höher noch als die Brachlegung des Handels, die er mit der entsetzlichen Kontinentalsperre gegen England befahl, gerade diese Rohheiten die Herzen des Volkes gegen ihn entflammten und jetzt schon den alten preußischen Vaterlandsgeist auferweckten, der wohl einschlummern, aber nicht sterben konnte.

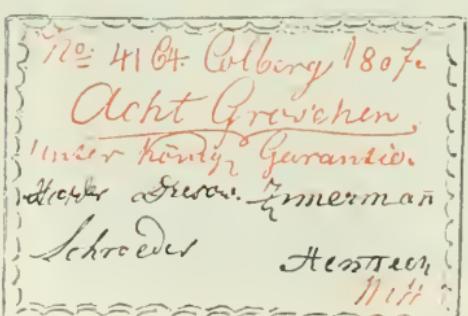
Am Tage der furchtbaren Schlacht selbst hatte König Friedrich Wilhelm, der inzwischen mit seiner Familie nach Ostpreußen geflüchtet, Waffenstillstand erbeten, hatte wiederholt dieselbe Bitte ausgesprochen. Schon war er bereit, selbst bis zur Elbe alle Länder aufzugeben und die Kriegskosten zu bezahlen, da zerschlugen sich alle Verhandlungen dadurch, daß der Kaiser den Bruch Preußens mit Russland verlangte. Niemehr hätte Friedrich Wilhelm, wie es freilich Sitte damals war, seine Bundesgenossen verlassen, niemehr Preußen zur Grund-

Einzug Napoleons in Berlin am 27. Oktober 1806.

Nach der Zeichnung von Wenzel Löffel (1772–1832) geschaffen von Johann Gottlieb Süßig (architekt am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrh.). Auf einer $\frac{1}{4}$ verkleinert.



lage der französischen Angriffe auf Russland gemacht. Er beschloß die Fortsetzung des Kampfes (21. November). Doch erst, als in Polen der Aufstand losbrach als die polnischen Städte aufstanden und nicht nur die preußische, sondern auch die russische Herrschaft gefährdeten, fand Kaiser Alexander sich bewogen, die vertragsmäßige Hilfe zu leisten. Auch sie blieb erfolglos, und was noch tüchtige geschah, wurde durch die Preußen vollführt. Als es am 7. und 8. Februar 1807 zwischen den Russen und Franzosen zur Schlacht bei Preußisch-Eylau kam, so war es das preußische Korps unter L'Estocq, das, Scharnhorsts Weisungen folgend die Schlacht entschied, zum erstenmale dem Imperator den Sieg entzog. Diesmal hatte der Generalstabschef alle seine Anordnungen selbst ausführen können, und alle waren geglückt. Endlich einmal hatte Napoleon fühlen gelernt, daß der Gei Friedrichs in der preußischen Armee noch nicht erloschen. Er räumte das Schlachtfeld und zog sich über die Passarge zurück. Scharnhorst drang auf schleunigste Verfolgung, auf Zurückwerfung der Franzosen bis über die Weichsel. Aber seine Ermahnungen vermochten nichts über den russischen Oberbefehlshaber von Bennington, der das Schicksal seiner soeben erst durch die Preußen geretteten Armee nicht einer „allgemeinen Affaire“ aussehen wollte. Was auch galt ihm die Befreiung Danzigs, oder was war ihm die Gefahr Pommerns? Kein glänzender Beweis aber für die Bedeutung des Sieges, als daß Napoleon, der bisher die preußischen Bitten um Waffenstillstand nur mit Hohn und Spott beantwortet hatte, jetzt seinerseits dem Könige den günstigsten Sonderfrieden anbot! Nur waren ihm die preußischen Verhandlungen mit England und Österreich nicht unbekannt geblieben, und er empfand mit bitrem Unwillen, was den gerade jetzt nach Preußen übersiedelnden Barthold Riebuhr mit so viel Freude erfüllte, da nirgend mehr so viel Kraft, Treue und Gutmüthe vereinigt sei, wie in dieser preußischen Volke. Denn auch anderwärts mußte Bonaparte erfahren, daß manischer Mut, soldatische Tugend in Preußen noch nicht verschwunden. Wie stört es ihn, daß hier die Freikorps entstanden, daß Ferdinand von Schill, der tapfer Husaren-Major, in Pommern seinen Truppen manch empfindlichen Schaden beibrachte, daß der alte General de l'Homme de Courbière Graudenz hieß. Wie empörte er ihn, daß Major von Gneisenau, aufs kräftigste von dem tapfern Nettelbeck unterstützt, Kolberg seinem König rettete! Mit Mühe nur konnte er das von den Preußen mit größter Tapferkeit verteidigte Danzig nehmen! Endlich am 26. Mai fiel die Stadt und klagend schrieb die Königin die Bedeutung des Ereignisses vol würdigend: „Es gibt Momente wo der Mut sinkt und Trauer die Seele bemeistert, und so ist die heilige: Danzig, Danzig ist dahin seit gestern in französischen Händen in diesen verhaften, über alles gräßlichen Händen“. Jetzt waren in der That alle Hoffnungen, welche Scharnhorst auf den Ausbruch des Volkes



Notgeld aus der Zeit der Belagerung von Kolberg
i. J. 1807.

In Größe des Originale im kgl. Münzkabinett zu Berlin.

Erläuterungsblatt

zu dem

eigenhändigen Schreiben der Königin Luise an ihren Vater,
den Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz,

d. d. Königsberg, 15. Mai 1807.

In Größe des Originaleß.

Übertragung des nebenstehenden Schreibens.

Königsberg, d. 15. May 1807

Deiner Vater. Die Abreise des General v. Blücher giebt mir gottlob einmahl eine sader Gelegenheit, offenbarig mit Ihnen zu reden. Gott wie lange enderthig dieses Unglück uns wie viel hab' ich Ihnen zu sagen. Bis ins 3. Wochen meines Krankenlagers war jeder Tag mit einem neuen Unglück begleitet, davon dritthalb nicht möglich hab', weil gottlob mein Gedächtnis nicht hinkommt um sie aufzuzeichnen, und es ein wahres Unglück ware wenn die Erzählungen enthalten fortwirken könnten. Die gewonnene Schlacht bei Pultusk Pultusk war das erste glückliche Ereigniss nach 3 Monath schrecklicher Zeiten; die viel entscheidendere bei Preußisch Eupone. Nun hab' ich wieder Ruth, mit der zunahme meiner physischen Kräfte nehmen auch meine Seelen Kräfte und Hoffnungen zu. Die Schlacht bei Grolau war sehr wichtig in ihren Folgen. Freylich hat man nicht allen Schwatz, u. verlobten wenigstens 30 Tausend Mann, um die Unbeweglichkeit die den ihnen ist seit 3 Monath, in wohl der schwerste Beweis, daß sie so gefangen sind, daß sie nicht an neue Eroberung denken können. Einer Todte und bleikirte geflossen hatten, sagten mir das die Bataille von Eylau ihnen zu tausend aller Art zu kämpfen hatten. So viel ist sicher daß ne den Alten und Jungen 28 tausend Todte und bleikirte geflossen hat, um daß Königsberg fürchterlich ist, wegen die leidende Menschen die überall nicht geben sondern frieden. Doch die gute Jahreszeit, der Patriotismus der sich mit der ermordenden Natur in jedes Preußens Brust wieder einfundet, die aktivität die man bei uns wahr nimmt, die Zentring des vortheilichen Wükers nach Pommern, alle die reserve battalions die erst seit Monath organisierte sind und jetzt, theils vorgehen, theils schon gut gezeichnet sind des Kaisers und Königs, der feste gang in der Politique, die wiederemehrung des guten Hardenbergs wird uns fremde Vertrauen und hohe Achtung verjaffen.

Ja deiner Vater ich bin überzeugt es wird noch alles gut gehen, und wir werden uns noch einmahl wieder glücklich sezen. Die Belagerung von Danzig geht gut, die Einwohner bewehren sich unbegreiflich die Soldaten haben unbegrenzte Kosten zu tragen aber die Einwohner geben ihnen Wein und Öl ist um sie zu stärken. Sie wollen von keiner Übergabe reden hören, lieber unter Schutz begraden werden, als Untreue an ihrem König handeln. Ebenso benimmt sich Brandenburg und Cöllberg. Gottlob daß man einmahl wieder auf ehrliche ihrer Pflicht getreue Menschen sieht. Gott! was haben wir vor entsehlute Erörterungen gemacht was ich gesagt, man hat schon mehr ähnlicher Fälle gesehen, und mit der Zeit könnte man hoffen es wieder gut zu machen, als aber die infami der Menschen mit uns Spiel tam, da war ich, ich gesetz' es trostlos! Denn von nun an hört alle Berechnung auf die erste Plage gingen durch Feindseligkeit und Verrat über die uns Schutz und dem Unglückgrenzen segen sollten. Der Commandant hatte dem König in die Hand verirrten Custrin als ehrliche Mann und Soldat zu defendiren und 8 Tage drauf war er durch Verrat dies . . . in die Hände des Feindes. — Doch genug von den vergangenen greulich, wenden wir unsferen Mia zu Gott, in ihm der unsere Sündale lente, der uns nie verläßt wenn wir ihm nicht verlassen.

d. 17.

Ich wollte viel recht viel schreiben dirser Vater, allein es ist nicht möglich. Ich belam gestern die Nachts, daß Alexandra die Mäsern belame, heute schreibt mir Gutland daß die Mäsern wieder bereingegangen sind, und daß das Gift der Krankheit auf die Jungen gefallen ist. Beklemmungen, seiten Stücke warfes nieder, als ich zur Tafel, des kleinen Alexanders*, von Alexander, in einer Weisheit von so Personen hinaus gehen herzogen haben mich so angegriffen, daß ich nicht mehr im Stande bin zu schreiben. G. Blücher geht morgen früh mit tages Anbruch weg, und ich kann nicht mehr deute. — Der König ist mit dem Kaiser bei der Armee, er kommt so lange mit dem K. Alexander als dieser bleibt. Diese berliche Einigkeit, auf unerschütterliche Stand-Zügen, davon ist nun alles überzeugt. Hardenberg à la tête des affaires Zastrow, n'est plus des affaires parque sa Vanite étoit blesse d'ette le second J'spere qu'on le chassera, car il y a 10 raison pour une pour le désirer.*

Ich küss'! Großmama die Hände zärtlich küss' ich meine Bruder und Uncle Ernst. Carls Wünsche hab' ich dem König aus Herz gelegt. Ich war recht glücklich bey und mit Freunden. *) Wie ich lieber tam wird schreibe aber die Ursache die Ursache — — Wie lief hat mich Ihr Andenten an d. 10. März gerührt ich küss' Ihnen die Hände für Ihre Gnade und ich küss' Großmama und die Brüder für ihre Güte.

Meine Augen mein Kopf reichen nicht mehr zu. Auf ewig Ihr treus sind und ich darf sagen Ihre Freundin

Gottes Segen über den besten Vater.

Vause.

* Sohn der Schwester der Königin, aus ihrer zweiten Ehe mit dem Prinzen von Tolms-Braunfelz. Hardenberg ist an der Spitze der Weisheit, Johow nicht mehr, weil seine Freude verloren war der zweite zu sein. Ich hoffe man wird ihn entfernen, denn es sind kein Gründe vor einen vorhanden um es in wichtigen

Königsberg 15 May 1809

Leben habe. ein Rehriß der Zähne!
Wieder gibst mir Gottlob mindesten wiefam
Gelingen wird, aufzufordern mit Ihnen zu reden.
Gott wirken lange und beständig schenkt Ehr und
wir sind froh ist Ihnen zu gebeten. Sie den
22. Jun sind Kronstädter und waren zuerst
bis mit Ihnen meine Heimkehr begleitet, dann
blieb nicht möglich sind, weil Gottlob wen
Gelingen nicht gewünscht war zu reisigen.
Und ein eingeschlossener Heimkehrer gewinnt
nicht Erfüllung ^{ausgelöscht} Fortbewegung führen.
ein zweiter Brief ist heute am 23.
nach glücklich gewünscht auf 3 Monate
verzweigt. London; die eitel und heiteren
Ley ^{ausgelöscht} Ehre ist zwecklos gleich, in die
Ende eines seines ersten versteckt und
Ley und eines Heimkehrer die beiden glücklich
noch kein ist eingeschlossener Heimkehrer, und dann
wirken meine Heimkehrer Hoffnung auf
die meine Tatkraft und Hoffnung
ist, ein Brief ~~ausgelöscht~~ am Ende nicht
in Ihnen Polym. Etwas ist nur nicht allen
wollen lassen gebeten dem neuen frischen
einen lieben, alten die Kronstädter sind
etwa empfunden. Weit fortgeschritten, so
nachdem geworden so Kronstädter.

1. Juni

vereine
wir in
möglich
wenn
das er
Eulai
Epoque
und H
Werther
fünfacht
in woh
threr d
Tode i
aller A
geliebet
kriechen
wieder
alle die
föchtern
Freund
wird in

wieder
die Sol
starken.
ihrem
ehrliche
fur Re
ich gesa
machen,
nun an
dem Um
licher W
Kendes.
Schäjal-

richt, da
find, in
ein ande
als ich z
sollte.
Herkenn
mit Tage
gebet in
Armee
baffigheit
Stegen,
parcequ
me pou

ich dem :
sie Amel
föhrende
ähnen di

Grenzlin

Ich hoffe

Wanne I datend zu Hoffnung und
ob Bergs: doruf sprechen den lebendigen
Dienst in der Freude
der Erinnerung. — auf jungen Jahren
der vergangenen Jugend, wenn
wir zusammen blieb zu Gott, zu Jesu
der schönen Erfüllungen Commt, dann in
uns ewiglich! wenn wir zu Gott gehörig
vj 17

Ihre welche sind nicht viele erfahrene
Lusten haben, allein es ist nicht
zuviel. Ich entfern geschehen dem Reg
nicht, das Almendrine die Magde
entfernen, füher erinnert mir jetzt
dass die Magde eigentlich gar nicht
vergessen sind, das sie auch jetzt
die Erinnerung auf den Lungen hat
ist. Bekleidungen, füher die ich Krebs
haben, nun aufzuhören verbunden
Rouken Gräsern, unserm grünen
Lippe bezogen. Ich empfand den Brief
in einer Einigkeit als ich zu
Herrn, die kleine Alexander von
Oberholz, in meine Gesellschaft
von 50 Menschen fanden waren
selbst der Anfang des Krieges

stiss ist unvergänglich im entzündlichen
zu führen, aber keiner kann es
vergänglich machen Godfrey's Leben
auf so ungünstigem Dasein ist nicht
mehr im Stande bis zu reichen
V. Blücher gefestigt werden kann mit
solcher Bravour soviel und auf dem eisern
mehr fröhlich. — Also Klinic ist
mit dem Hengst von Long abwärts
so gefestigt in sein zweites Leben nicht
mehr Hoffnung (14 Tage) auf Merviel,
~~und zweitens auf Armin~~
und letzteres long abwärts kann nicht
nicht abwärts mit dem H. Alexander. Longs Freude
liegt, nicht unerträglich, Dureddy
liegt in Kriegsgefangenheit, jetzt
ist seine Hoffnung ganz auf den neuen
der Long befriedigt kann nun
Klinic, der er ist nun selbst über-
all - Habsburg à la tête also affairs
extrem, nicht plus das affaires paroles
Vomiti stadt blieb Peter G. second
spiele qui on le chassera, car il y
est raison pour une ville de devoir.

14. Juni

Wij hadden grotendeels een vriend
genoegh hieft' op eenen Louderd' d' Aal-
moed. Cole Wmijns' had' in den Ring
vast grof geslagen. Hij was vroeg glücklich
bij David Scherzer. Daar hij jijne
kunst enige velen sprakken. Hij
kende mijne, George d' Erde mij
niet te vroegt' niet verstaen dat
ij niet sprakken als die Koenig
die Koenig — — De hond
het mij de droomhaan om'te dragen
genoegh ik hieft' velen den vriend
die jene quade, en in hieft' grot-
d' den Louderd' die jene quade.
Wanneer den jaren eenen dagt' vroeg
niet meer jij. Kiel Corijt he koude
hond d' die daarvan jene Louderd'

John Dwyer Esq

richt, b
find, i
eum ant
als ich
sollte.
Herzen
mit tau
gebet i
Armee
bastigte
Siegen,
parceq
une po

ich dem
sie übn.
übreibe
übhnen 1

Gründi

340 *ber.*

rieges gesetzt, alle Pläne, welche er und der Major von Gneisenau auf die Landung einer Armee in Hannover im Rücken der Franzosen, auf die Beleidigung der Schweden an Blüchers Kampf in Pommern gegründet hatte, als unausführbar zu betrachten. Zugem wurde der bedeutendste Minister des Staates, Freiherr vom Stein, in Ungnade entlassen. Doch noch war weder Scharnhorsts Zuversicht, noch die Ausdauer des Königs gebrochen. Obwohl die höchst mangelhafte Kriegsführung Bennigens und seine Überhöhung der Bedeutung von Königswberg die Schuld an dem Falle Danzigs trug, so scheiterten doch alle Versuche Napoleons, so verlockend er sie auch gestaltete, Preußen von der russischen Freundschaft zu lösen, an der unerschütterlichen Bündestreue König Friedrich Wilhelms. Im tiefsten Elend lebte die königliche Familie in Kemel, aber so wenig dachte der König daran, sich vom Kaiser, der

in seiner schwärmerischen Art bei einem Besuch des Königs von Treue und wiger Freundschaft überfloss, zu trennen, daß er sich noch näher in Wartenstein mit ihm verbunden hatte. Doch wieder zeigte Bennigen am Tage von Heilsberg (10. Juni) seine Unfähigkeit; er wagte es nicht, die von den Preußen hon geschlagenen Franzosen zu vernichten. Und als am 14. Juni bei Friedland (14. Juni) ein Heer den Scharen Napoleons erlag, da vermochte der russische Ehrgeiz sich nicht auf der Höhe der preußischen Treue zu halten. Alexander schloß mit Frankreich Frieden und Bündnis und verriet Preußen. Noch ehe Napoleon sich geübert, hatte er für Preußen die Elbgrenze vorgeschlagen und selbst die Vertilgung es preußischen Staates hätte er hingenommen, nur unmittelbar möchte er nicht mit den napoleonischen Dienststaaten zusammengrenzen. Napoleon aber brauchte en Frieden, um seine Absicht gegen Spanien und durch sie wieder die gegen England auszuführen zu können. Schon aber rührte sich Österreich, und noch war er Allgewaltige nicht gerüstet, ins Innere Österreichs vorzudringen. So wurden wenigstens einige Länder noch dem Könige von Preußen erhalten. Friedrich Wilhelm, den beide Kaiser doch endlich noch herbeiriefen — auf einem Floß im Niemen fand die Zusammenkunft statt — wurde von Napoleon schnöde beständelt, und seinen gänzlichen Mangel an Edelsinn und ritterlichem Taktgefühl eigte der herzlose Emporkömmling der Königin Luise, als sie nach schwerer Ueberwindung vor ihrem Beleidiger erschien, für den Staat mit Bitten den anging, er so schwachvoll sie gekränkt. Am 7. und 9. Juli wurde der Friede zu Tilsit geschlossen. Er trennte alle Länder westlich der Elbe, wie auch die



Joachim Christian Nettelbeck.

Nach der Natur gezeichnet und lithographiert von Ludwig Heine, auf $\frac{1}{2}$ verkleinert.

Im Hintergrunde Kolberg mit der Marienkirche.

polnischen Länder von Preußen, brachte den Staat von fast zehn Millionen Einwohner auf vier und eine halbe, von 5700 auf 2500 Quadratmeilen herab und überließ auch diese ihm, wie es ausdrücklich hieß, nur aus Achtung für den Zaren. Die westlichen Länder wurden dem neuen Königreich Westfalen zugewiesen, die polnischen aber als Großherzogtum Warschau dem ehemaligen Bundesgenossen Preußen dem Könige von Sachsen, gegeben, und zur Verbindung zwischen Sachsen und



Zusammenkunft Napoleons I., Alexanders I. und Friedrich Wilhelms III. auf dem Nieme am 25. Juni 1807.

Nach dem Gemälde von Karl F. J. Schumann (1767–1827) gestochen von H. Clart, auf etwa $\frac{1}{4}$ verkleinert.

dem Großherzogtum eine Militärstrafe durch die preußischen Länder ausbedungen, die ein Schreiben des Marschalls Berthier an den preußischen Bevollmächtigten Grafen von Kalkreuth, sofort mit düren Worten in eine Handelsstrafe umwandelte. Auch der russische Eigennutz wurde, um die Freundschaft mit Preußen auf die Dauer zu spalten, durch die Hingabe von Bialystok befriedigt, und Danzig zu einem Freistaat erklärt.

Kein Zweifel war, so schien es, mehr übrig, der Staat Friedrichs des Großen war vernichtet, und der herzliche Weisfall der deutschen Fürsten, die er so oft gerettet, sang ihm sein Grablied. Recht methodisch wurde er sogar nach E. M. Arndts Worte „bis zu seiner Gruft hingedeutet und hingerichtet“. Und doch — scha-

hatten die Thaten einzelner Führer, einzelner Truppen, schon hatte der Widerstand des Königs bis aufs äußerste gezeigt, daß hier eine heldenmütige Gesinnung lebte, der nichts zu schwer war. Schon zeigten die Antworten, welche losgerissene Provinzen dem Könige auf seinen Abschied einreichten, schon zeigte eine mannigfach



Fröhliches Koren II M M des Kaisers ALEXANDER, des Königs und der Königin von PREUSSEN, des Prinzen HEINRICH von PREUSSEN, des Großfürsten CONSTANTIN, des Kronprinzen von BAYERN, und des Großherzogs von BERG an der Tafel Sr. Majestät des Kaisers NAPOLEON am 6^{ten} July 1807 zu Tilsit

Nach der Zeichnung von Johann M. Haas gestochen von Gottfried Arnold Lehmann (geb. um 1770). Auf $\frac{3}{5}$ verkleinert.

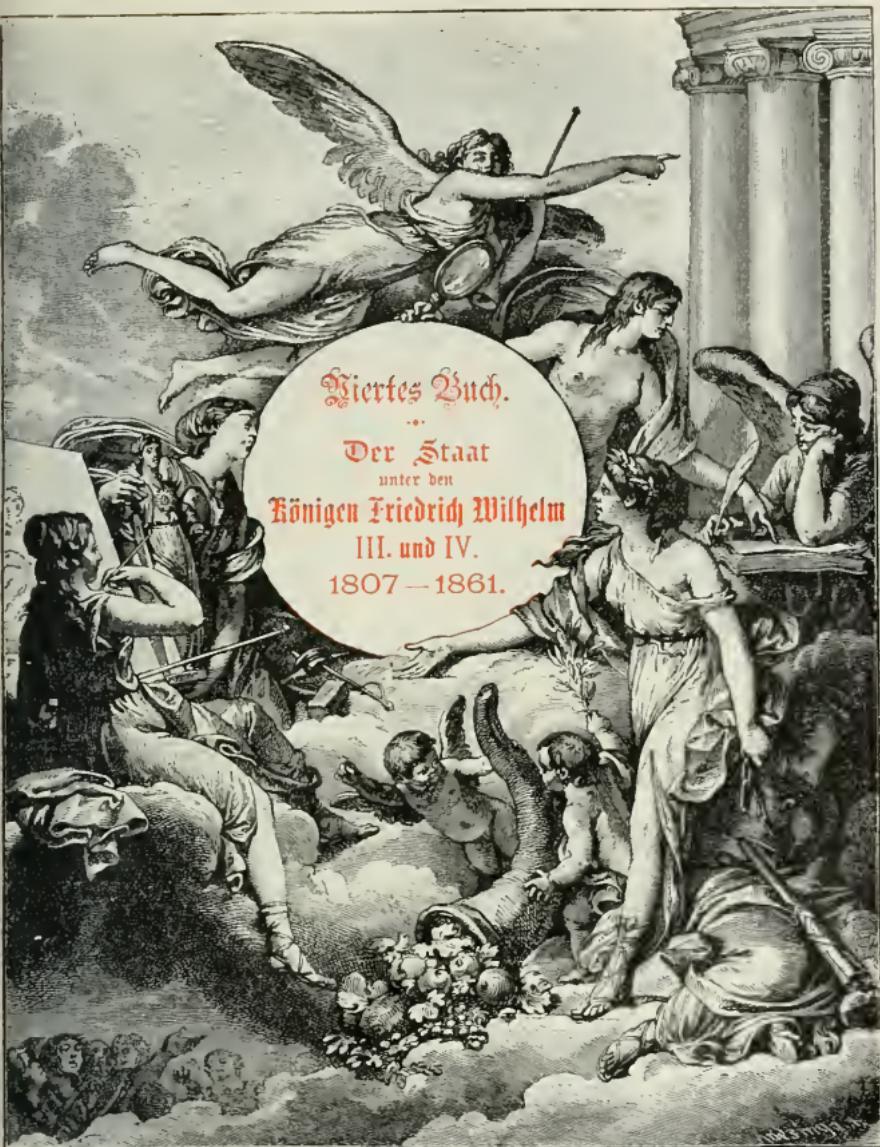
hervortretende Gesinnung im Volke wie im Heere und bei den Staatsdienern, daß die Arbeiten der Herrscher Preußens nicht vergeblich gewesen, daß Volk und Staat zusammengewachsen waren, daß man nicht den Staat vernichten könne, ohne den heiligen Zorn des Volkes, ohne die tiefste und ernsteste Widerstandsfähigkeit herauszubeschwören. Welche Ursachen es auch waren, die alle sittlichen Kräfte verdeckt hatten, noch waren solche vorhanden, ja gerade damals erkannte ein Gneisenau schon den großen Genius, der, trotzdem die trostlosen Verhältnisse seine Flügel lähmten,

in der Brust von tausend und tausend Menschen lebte, erkannte die unendlichen Kräfte, die nur unentwickelt und unbenuzt im Schoße der Nation schliefen. Zeit galt es, diese geistigen und sittlichen Mächte im Herzen der Menschen neu anzusuchen, und das Feuer zu schüren, bis es in heller Flamme auflohen würde. Und die Treue des Königs, welche nicht davor zurückzehre, einen ihm unbequemen Mann, den Freiherrn vom Stein, zurückzurufen, die Einsicht und Weisheit von Staatsmännern und Feldherren, ihr alles überwindender, alles besiegender sittlicher Mut, das wieder emporquellende Bewußtsein von der Notwendigkeit des staatlichen Lebens, von der Wahrheit und Heiligkeit religiöser Empfindungen, der Zorn des Volkes über den Tyrannen, dem nichts heilig war, die Vaterlandsliebe, die Preußens Herrscher geschaffen, und die in der geshmähten und gerade darum noch mehr gefeierten Königin ihren schönsten Ausdruck fand — sie sollten ein Morgenrot bringen, vor dem die Glutens des Gewaltherrschers dahinschwanden. Zur Ruine hatte Napoleon den Staat Friedrichs wohl zusammenschlagen können, aber die Macht war ihm denn doch nicht gegeben, das Leben des Staates zu töten. Und wahrlich, ein neues Leben sollte aus den Ruinen emporblühen!



Allegorie auf die Königin Louise von Preußen.

Im Hintergrunde das Brandenburger Thor in Berlin. Kupferstich eines unbekannten Künstlers, auf die Hälfte verkleinert.



Das obenstehende Titelblatt stellt eine

Allegorie auf König Friedrich Wilhelm II.

dar, in deren Mitte sich dessen Medaillonporträt (hier herausgenommen und durch die Titelschrift ersetzt) befindet.

Das Blatt wurde nach der Zeichnung von Johann Michael Moreau d. j. (1741—1814) von Anton Johann Duclos (geb. 1742, gest. zu Anfang des 19. Jahrh.) getochen. Die Reproduktion ist auf $\frac{1}{3}$ verkleinert.



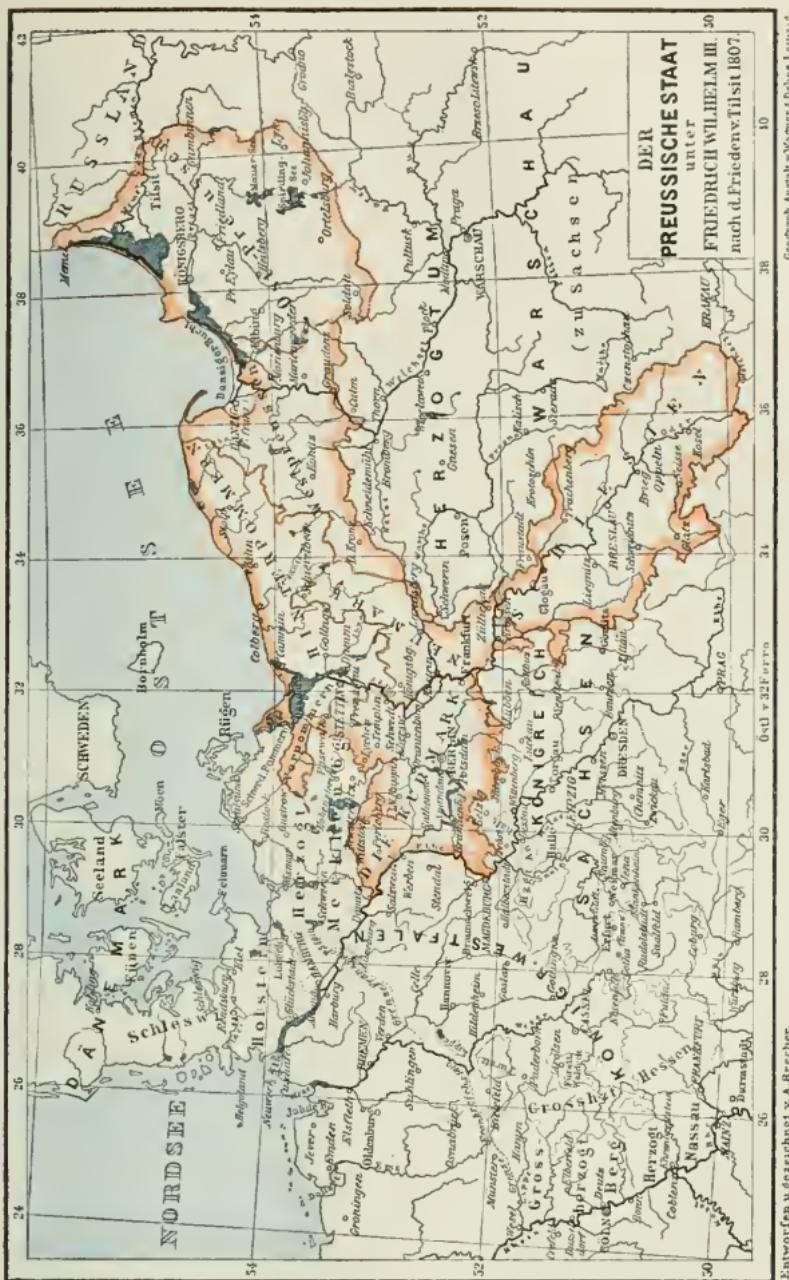
Ansicht der Linden in Berlin zu Anfang des 19. Jahrhunderts.
Kolorierte Radierung eines unbekannten Künstlers, auf $\frac{1}{2}$ verkleinert.

Viertes Buch.

Der Staat unter König Friedrich Wilhelm III. und König Friedrich Wilhelm IV. 1807—1861.

Die Wiedergeburt des Staates.

Seit jenen schweren Tagen, da die Heldengröze des Kurfürsten Friedrich Wilhelm mitten in der Wüste, die der unjelige Glaubenskrieg geschaffen, seinen Staat aufgerichtet, war das kleine Brandenburg-Prenzen den Fürsten Europas ein Dorn im Auge, ein Stein im Wege gewesen. In stammswerten Kämpfen hatten die Häuser Bourbon und Habsburg um die Vorherrschaft in Europa gerungen, unbekümmert um das Elend, in welches sie die Völker hineinrißen. Die Unterwerfung Deutschlands aber, so hatten sie richtig erkannt, war die Voraussetzung für die Herrschaft über Europa, und die Vernichtung der Selbständigkeit des Reiches blieb daher allzeit das Hauptziel der beiden kämpfenden Dynastien. Was den Hohenstaufen einst Italien gewesen, das war den Habsburgern wie den Bour-



Entworfen u. gezeichnet v. A. Brecher.

Geograph. Anstalt v. Wagner & Sohn Leipzig.

DER
PREUSSIISCHE STAAT
unter
FRIEDRICH WILHELM III. 50
nach d. Frieden v. Tilsit 1807
10

34 35 36 37 38 39 40 41 42

30 31 32 33 34 35 36 37 38

26 27 28 29 30 31 32 33 34

24 25 26 27 28 29 30 31 32

20 21 22 23 24 25 26 27 28

16 17 18 19 20 21 22 23 24

12 13 14 15 16 17 18 19 20

8 9 10 11 12 13 14 15 16

4 5 6 7 8 9 10 11 12

0 1 2 3 4 5 6 7 8

30 31 32 33 34 35 36 37 38

26 27 28 29 30 31 32 33 34

22 23 24 25 26 27 28 29 30

18 19 20 21 22 23 24 25 26

14 15 16 17 18 19 20 21 22

10 11 12 13 14 15 16 17 18

6 7 8 9 10 11 12 13 14

2 3 4 5 6 7 8 9 10

8 9 10 11 12 13 14 15 16

4 5 6 7 8 9 10 11 12

0 1 2 3 4 5 6 7 8

30 31 32 33 34 35 36 37 38

26 27 28 29 30 31 32 33 34

22 23 24 25 26 27 28 29 30

18 19 20 21 22 23 24 25 26

14 15 16 17 18 19 20 21 22

10 11 12 13 14 15 16 17 18

6 7 8 9 10 11 12 13 14

2 3 4 5 6 7 8 9 10

8 9 10 11 12 13 14 15 16

4 5 6 7 8 9 10 11 12

0 1 2 3 4 5 6 7 8

30 31 32 33 34 35 36 37 38

26 27 28 29 30 31 32 33 34

22 23 24 25 26 27 28 29 30

18 19 20 21 22 23 24 25 26

14 15 16 17 18 19 20 21 22

10 11 12 13 14 15 16 17 18

6 7 8 9 10 11 12 13 14

2 3 4 5 6 7 8 9 10

8 9 10 11 12 13 14 15 16

4 5 6 7 8 9 10 11 12

0 1 2 3 4 5 6 7 8

30 31 32 33 34 35 36 37 38

26 27 28 29 30 31 32 33 34

22 23 24 25 26 27 28 29 30

18 19 20 21 22 23 24 25 26

14 15 16 17 18 19 20 21 22

10 11 12 13 14 15 16 17 18

6 7 8 9 10 11 12 13 14

2 3 4 5 6 7 8 9 10

8 9 10 11 12 13 14 15 16

4 5 6 7 8 9 10 11 12

0 1 2 3 4 5 6 7 8

30 31 32 33 34 35 36 37 38

26 27 28 29 30 31 32 33 34

22 23 24 25 26 27 28 29 30

18 19 20 21 22 23 24 25 26

14 15 16 17 18 19 20 21 22

10 11 12 13 14 15 16 17 18

6 7 8 9 10 11 12 13 14

2 3 4 5 6 7 8 9 10

8 9 10 11 12 13 14 15 16

4 5 6 7 8 9 10 11 12

0 1 2 3 4 5 6 7 8

30 31 32 33 34 35 36 37 38

26 27 28 29 30 31 32 33 34

22 23 24 25 26 27 28 29 30

18 19 20 21 22 23 24 25 26

14 15 16 17 18 19 20 21 22

10 11 12 13 14 15 16 17 18

6 7 8 9 10 11 12 13 14

2 3 4 5 6 7 8 9 10

8 9 10 11 12 13 14 15 16

4 5 6 7 8 9 10 11 12

0 1 2 3 4 5 6 7 8

30 31 32 33 34 35 36 37 38

26 27 28 29 30 31 32 33 34

22 23 24 25 26 27 28 29 30

18 19 20 21 22 23 24 25 26

14 15 16 17 18 19 20 21 22

10 11 12 13 14 15 16 17 18

6 7 8 9 10 11 12 13 14

2 3 4 5 6 7 8 9 10

8 9 10 11 12 13 14 15 16

4 5 6 7 8 9 10 11 12

0 1 2 3 4 5 6 7 8

30 31 32 33 34 35 36 37 38

26 27 28 29 30 31 32 33 34

22 23 24 25 26 27 28 29 30

18 19 20 21 22 23 24 25 26

14 15 16 17 18 19 20 21 22

10 11 12 13 14 15 16 17 18

6 7 8 9 10 11 12 13 14

2 3 4 5 6 7 8 9 10

8 9 10 11 12 13 14 15 16

4 5 6 7 8 9 10 11 12

0 1 2 3 4 5 6 7 8

30 31 32 33 34 35 36 37 38

26 27 28 29 30 31 32 33 34

22 23 24 25 26 27 28 29 30

18 19 20 21 22 23 24 25 26

14 15 16 17 18 19 20 21 22

10 11 12 13 14 15 16 17 18

6 7 8 9 10 11 12 13 14

2 3 4 5 6 7 8 9 10

8 9 10 11 12 13 14 15 16

4 5 6 7 8 9 10 11 12

0 1 2 3 4 5 6 7 8

30 31 32 33 34 35 36 37 38

26 27 28 29 30 31 32 33 34

22 23 24 25 26 27 28 29 30

18 19 20 21 22 23 24 25 26

14 15 16 17 18 19 20 21 22

10 11 12 13 14 15 16 17 18

6 7 8 9 10 11 12 13 14

2 3 4 5 6 7 8 9 10

8 9 10 11 12 13 14 15 16

4 5 6 7 8 9 10 11 12

0 1 2 3 4 5 6 7 8

30 31 32 33 34 35 36 37 38

26 27 28 29 30 31 32 33 34

22 23 24 25 26 27 28 29 30

18 19 20 21 22 23 24 25 26

14 15 16 17 18 19 20 21 22

10 11 12 13 14 15 16 17 18

6 7 8 9 10 11 12 13 14

2 3 4 5 6 7 8 9 10

8 9 10 11 12 13 14 15 16

4 5 6 7 8 9 10 11 12

0 1 2 3 4 5 6 7 8

30 31 32 33 34 35 36 37 38

26 27 28 29 30 31 32 33 34

22 23 24 25 26 27 28 29 30

18 19 20 21 22 23 24 25 26

14 15 16 17 18 19 20 21 22

10 11 12 13 14 15 16 17 18

6 7 8 9 10 11 12 13 14

2 3 4 5 6 7 8 9 10

8 9 10 11 12 13 14 15 16

4 5 6 7 8 9 10 11 12

0 1 2 3 4 5 6 7 8

30 31 32 33 34 35 36 37 38

26 27 28 29 30 31 32 33 34

22 23 24 25 26 27 28 29 30

18 19 20 21 22 23 24 25 26

14 15 16 17 18 19 20 21 22

10 11 12 13 14 15 16 17 18

6 7 8 9 10 11 12 13 14

2 3 4 5 6 7 8 9 10

8 9 10 11 12 13 14 15 16

4 5 6 7 8 9 10 11 12

0 1 2 3 4 5 6 7 8

30 31 32 33 34 35 36 37 38

26 27 28 29 30 31 32 33 34

22 23 24 25 26 27 28 29 30

18 19 20 21 22 23 24 25 26

14 15 16 17 18 19 20 21 22

10 11 12 13 14 15 16 17 18

6 7 8 9 10 11 12 13 14

2 3 4 5 6 7 8 9 10

8 9 10 11 12 13 14 15 16

4 5 6 7 8 9 10 11 12

0 1 2 3 4 5 6 7 8

30 31 32 33 34 35 36 37 38

26 27 28 29 30 31 32 33 34

22 23 24 25 26 27 28 29 30

18 19 20 21 22 23 24 25 26

14 15 16 17 18 19 20 21 22

10 11 12 13 14 15 16 17 18

6 7 8 9 10 11 12 13 14

2 3 4 5 6 7 8 9 10

8 9 10 11 12 13 14 15 16

4 5 6 7 8 9 10 11 12

0 1 2 3 4 5 6 7 8

30 31 32 33 34 35 36 37 38

26 27 28 29 30 31 32 33 34

22 23 24 25 26 27 28 29 30

18 19 20 21 22 23 24 25 26

14 15 16 17 18 19 20 21 22

10 11 12 13 14 15 16 17 18

6 7 8 9 10 11 12 13 14

2 3 4 5 6 7 8 9 10

8 9 10 11 12 13 14 15 16

4 5 6 7 8 9 10 11 12

0 1 2 3 4 5 6 7 8

30 31 32 33 34 35 36 37 38

26 27 28 29 30 31 32 33 34

22 23 24 25 26 27 28 29 30

18 19 20 21 22 23 24 25 26

14 15 16 17 18 19 20 21 22

10 11 12 13 14 15 16 17 18

6 7 8 9 10 11 12 13 14

2 3 4 5 6 7 8 9 10

8 9 10 11 12 13 14 15 16

4 5 6 7 8 9 10 11 12

0 1 2 3 4 5 6 7 8

30 31 32 33 34 35 36 37 38

26 27 28 29 30 31 32 33 34

22 23 24 25 26 27 28 29 30

18 19 20 21 22 23 24 25 26

14 15 16 17 18 19 20 21 22

10 11 12 13 14 15 16 17 18

6 7 8 9 10 11 12 13 14

2 3 4 5 6 7 8 9 10

8 9 10 11 12 13 14 15 16

4 5 6 7 8 9 10 11 12

0 1 2 3 4 5 6 7 8



bonen das deutsche Reich, die Grundlage der Weltherrschaft, und je nach den sich darbietenden Umständen hatten sie diese oder jene der Schwesternächte in ihre Kreise, in ihre Dienste gezogen. Da hatte sich zu allseitiger Neuberauschtung in Brandenburg jener mächtvolle Fürst erhoben und war in den völkerbewegenden Wettkampf mit bewunderungswürdiger Kühnheit dem einen wie dem anderen Hause entgegengetreten. Er hat sich freilich winden und wenden, hat kämpfen und streiten müssen, aber zum Trost der Großmächte behauptete er seinen Staat und pflanzte ihm die Grundzüge seines Wesens, den Kampf für die Freiheit der Staaten, vor allem für die Freiheit des Reiches und zugleich die sittliche Hoheit, den charaktervollen Ernst gewissenhafter Pflichterfüllung ein. Was Wunder, daß Österreich wie Frankreich dem jungen heldenhaften Staat, der es wagte, ihre Zirkel zu stören, in der Seele feindlich gefühlt waren, daß sie alle Kräfte einzeln, ihn zu vernichten! Und doch hatte sich Preußen, wir sahen es, anderthalb Jahrhunderte hindurch mit größtem Ruhm behauptet, ja hatte nicht nur sich selbst aufrecht erhalten, sondern war anderen Staaten, war vorzüglich den deutschen Reichsländern der Schild gewesen, unter dem sie vor den Waffen des gallischen Nachbarn, wie vor der List der kaiserlichen Oberherren oft genug Schutz gefunden. Kaum darf man freilich zweifeln, daß, wenn nur eine der beiden Mächte auf dem Plan gewesen, auch der preußische Staat gefeindet worden wäre, und ein Glück wird man es nennen dürfen, daß gerade der Widerstreit beider ihm den Platz und die Möglichkeit gewonnen hat, das eigene Dasein zu fristen. Und nicht würde der Wahrheit es entsprechen, wenn wir diesem Staat die Kräfte des Eigennützes und der Selbstsucht absprechen wollten. Denn ohne einen gesunden Eigennutz besteht kaum der einzelne Mensch, geschweige denn ein Staat, und es liegt in der menschlichen Natur des Staates begründet, daß ein lebendiger Egoismus in ihm sich regen muß. Oder er wird in Trägheit versumpfen, ja nicht nur er wird verschwinden, sondern allgemach würde der Verfall des Menschen Geschlechtes eintreten müssen.

Der treue Sinn aber für die Wohlfahrt der Unterthanen, die pflichtgemäßige Durchführung der Interessen des Volkes und die geistige Läuterung des Menschen Geschlechtes ist es, welche die notwendige Selbstsucht des Staates adelt und ihr die sittliche Berechtigung giebt. Eben darin aber übertrifft der preußische alle anderen Staaten weitaus, ja lediglich durch die meisterhafte Ausübung der Pflicht für das eigene Volk, durch das bis zum äußersten gespannte Pflichtgefühl seiner Herrscher war er entstanden. Und dieses vornehmlich hatte die Hohenzollern befähigt, Thaten von solcher Riesengröße zu vollführen, hatte es ihnen möglich gemacht, mitten zwischen die beiden ringenden Mächte zu springen und ihnen den Kampfpreis, die Freiheit der Völker, zu entreißen.

Und nun — was die Bourbonen nicht erreicht, weshalb die Habsburger vergeblich gekämpft — nun sollte es dem fessellosen Neber mit des großen Emporkömmlings gelungen sein? Lag er doch da der Staat, auf den alle gebaut, gefesselt und gefnebelt, ohnmächtig und völlig entkräftet. Ja nackt und bloß schien er nur noch auf den Knieen das Mitseid der anderen Völker erslehen zu müssen. Aber sollte wirklich dies Reich fallen, sollte wirklich dies Land des Ruhmes die Fesseln eines fremden Volkes tragen? Und dieses fremde Volk, hatte es nicht bis vor kurzem noch in schlimmster Knechtschaft geseußt? War ihm nicht jüngst erst die Erkenntnis der eigenen Schwach gekommen? Mit fühlendem Wort und bald

mit frecher That hatte es sich die eigene Freiheit erstritten, aber ohne die ernste Schulung zur Pflichterfüllung war es alsbald in zügeloser Wildheit, wie das freigewordene Roß, alles vernichtend dahingestürmt, bis ihm der korsische General in die Zügel gefallen. Und dies Volk, das nun wieder knechtisch zitternd und mit angstvollen Augen vor seinem Bändiger lag, sollte dem Volke das Roß der Knechtschaft auflegen, das so oft für die Freiheit der Staaten gestritten? Der Verächter jeder Sittlichkeit, der Spötter über jede sittliche Bindungseinheit sollte herrschen über ein Fürstenhaus, dessen Krone aus strengster Pflichterfüllung zusammengesetzt?

Zu hart fürwahr erschien doch solche Strafe dafür, daß eine kurze Spanne Zeit über dem Ruhm die enge Gewissenhaftigkeit vergessen, daß der harten Arbeit eine kurze Zeit des Genusses gefolgt. Schon waren ja einzelne Schritte zur Besserung geschehen, und wer der Weltgeschichte ins ernste Antlitz gesehen, dem mußte im innersten Herzen die Überzeugung wurzeln, daß die Rohheit die Völker zwar niederbrennen, nicht aber auf ewig in Bande schlagen könne. Nicht Überhebung, sondern dieses Gefühl für die Gerechtigkeit, welche die Welt zusammenhält, war es, wenn ein Preuße, Graf Ludwig Dohna, es aussprach: „In dem großen Plane der Vorsehung kann die Vernichtung des preußischen Staates nicht liegen. Dieser Staat ist der Welt und der wahren Auflösung nötig.“

Wie aber der Verlust eines Familiengliedes die zurückgebliebenen Glieder zu unmigerem Anschluß an einander führt, so mußte die Vortrennung der Länder westlich der Elbe gerade die dem geschlagenen Staate noch gebliebenen Provinzen fester vereinen. Und wie einst die römische Knechtung der Gewissen zur größten That des deutschen Geistes, zur Reformation, zur Befreiung der Gewissen geführt hatte, so sollte nun die napoleonische Knechtung Preußens zur Befreiung des Vaterlandes führen, ja — wer wollte es verkennen! — gerade diese barg den Samen der werdenden Einigung Deutschlands in sich. War doch Preußen die letzte Hoffnung für alle, die noch deutsch empfanden, welche die Schwach fühlten, an der Kette des Welteroberers zu liegen! Und welcher Beweis für die Lebenskraft, die man diesem Staat zutraute, daß weitauß die bedeutendsten Männer des ganzen Deutschlands sich trotz seiner Zertrümmerung jetzt in ihm zusammenfanden, gemeinsam an seiner Wiedererstehung zu arbeiten! Denn hier und hier allein schlummerten die Keime zur Wiederbelebung des ganzen Vaterlandes, hier war das Volk zum Dienst für den Staat, zur Hingabe an das Vaterland mit Gnt und Blut erzogen, hier wußte man noch aus früheren Tagen, daß der Staat das Höchste vom Bürger zu fordern berechtigt, ja daß die höchste Leistung sowohl die Pflicht jedes Unterthanen, wie die Grundlage der Wohlfahrt aller ist. Hier und hier allein durfte man das Vorhandensein der sittlichen Kräfte voraussezeyen, ohne die ein Staatswesen nicht zu denken ist.

Reformen waren freilich vom Grunde aus auch hier notwendig, aber hier war durch die Erinnerung an die früheren Zustände, war durch manche neue Verfinde der Boden angebaut. Bielsach hatte man nur zurückzugreifen auf altdutsche Einrichtungen, hatte man den Wegweisen nur zu folgen, die Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. gesetzt. Mit ehrnen Buchstaben hatten sie auf ihnen das ernste Wort „Pflichterfüllung“ eingegraben, und die Pflicht selbst als die Forderung des Tages erläutert. Ihr vornehmlich hatte Friedrich Wilhelm I. gedient, und am wenigsten Friedrich II. hatte, wie er es ausdrückt, die Annäherung zu glauben, daß



A cursive signature in black ink, reading "Friedrich Wilhelm".

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Nach dem Gemälde von Franz Krüger (1797—1857).

Das Namensfaksimile nach einem Exemplar im kgl. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

seine Wege auch für die Nachwelt geeignet sein möchten. Anders atmete jetzt die Seele des Volkes, anderer Form bedurft man, und die Zeiten der Teilnahmefähigkeit der Unterthauen an ihrer Regierung schwanden dahin. Andere Forderungen stellte nun der Tag, und Ziele schwieben den Besten der Nation vor, die den Blicken des pflichtbewußten Absolutismus noch verbüllt gewesen waren. Wohl war die alte Zeit tot, aber sie war nur gestorben, indem sie selbst dem Phönix gleich einer neuen das Leben gab.

Man hatte eine Zeit lang als zärrinnernder Zuschauer neben den großen Ereignissen des Völkerlebens, neben dem mächtigen Vorwärtsdrängen des Volksgeistes gestanden. Nun mußte man die erwachenden Kräfte der Nation dem Dienste des Vaterlandes nutzbar machen, die noch schlummernden aufwecken zum Leben, zur Arbeit für den Staat. In neuen Formen mußte der altpreußische Gedanke, daß die Arbeit für den Staat Pflicht und Schuldigkeit jedes Einzelnen sei, wieder erstehen. Nicht mit fremden Gedanken, nicht mit ausländischen Idealen, sondern mit dem eigenen Geist des Staates und der Nation hatte man die Neubelebung zu unternehmen, und nicht auf dem Sandhausen, sondern auf dem fessensichereren Grund des alten preußischen Staates hatte man den neuen Staat, hatte man das neue Gebäude zu errichten. Lange schon leimten solche Gedanken, und Versuche zu Reformen hatte man immer wieder gemacht. Nun war es das Unglück, daß überraschend schnell solche Gedanken gereift hatte, daß vor allem Herzen und Gemüter vom nackten Lebensgenuss wieder zu ernster Sittlichkeit, zu wahrer Frömmigkeit zurückgeführt hatte. Und niemals in der Weltgeschichte ist eine alte Zeit anders als unter Angsten gestorben, eine neue anders als unter Schmerzen geboren. Und doch auch ohne frende Zuchttrute hatte der preußische Staat schon mehrmals die Welt durch die Kraft seiner sittlichen Erhebung in Erstaunen gesetzt, hatte Einkehr in sich gehalten und demzufolge eine erstaunliche Machtentfaltung gezeitigt. Völlig neu und über alle Maßen bewunderungswürdig aber war, daß er diesmal eine so vollständige, so gründliche Kur an sich selbst vornahm unter den eifersüchtigen Augen, den rohen Mißhandlungen eines so gewaltthätigen, so rücksichtslos eigenmäßigen und dabei so klug und sicher berechnenden Mannes, wie dieser Napoleon es war.

Denn freilich ganz von der Karte Europas war ja Preußen noch nicht gestrichen, und noch trug das Haus Hohenzollern die königliche Krone Preußens. Aber der Tückische hatte dafür gesorgt und fuhr mit schenflicher Bosheit fort, daß für zu sorgen, daß in dem Bestehen des Staates selbst dessen Ruin begründet schien. Ein „Zwischenreich“, eine „Barriere“ sollte es nach seinem eigenen Ausdrucke sein, und, um Russland in der Hand zu behalten, Preußen von Frankreich besetzt bleiben. Daher betrachteten auch nicht nur Napoleon selbst, sondern auch seine Bassallen, im Westen der König von Westfalen, Herzöme — der in scham- und sittenlosem Regiment die Kräfte und Geldmittel des Volkes vergabete — und der König-Großherzog von Sachsen-Polen im Osten mißtrauisch jede Regung des wieder erwachenden Lebens in dem unterjochten Lande. Entsepplicher aber noch war, daß die französischen Truppen im Lande stehen blieben, bis die im Friedensschluß festgesetzte Kontribution bezahlt sei. Von seinen Lebensadern war dem Staat die Elbe und auch die Weichsel so gut wie vollständig geraubt, aber auch die letzte, die Oder, wurde ihm durch die französische Besatzung in Stettin, Küstrin und Glogau unterbunden, jeder Verkehr, jegliche Schifffahrt ward bis zum Frieden Frankreichs mit England gehemmt. Ueberall im Lande streiften zahllose Häusen



Louise.

Königin Louise von Preußen.

Schabkunstblatt von William Dickinson (1746–1823) nach dem Gemälde von Nikolaus Lauer (von 1798–1802
in Berlin thätig), auf etwa $\frac{1}{2}$ verkleinert.

Das Namensfestsimile nach einem Exemplar im Kgl. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.



Thaler des Königreichs Westfalen aus dem Jahre 1811.

Nach einem Exemplar im Römermuseum zu Dresden. Originalgröße.
avers.

französischer Truppen und saugten wie Vampyre dem Lande das Herzblut aus. Lst genug wurde das Quartierbillet, welches der französische Soldat dem erschreckten Einwohner vorzeigte, der Schein, welcher ihm den Vermögensverfall im voraus ankündigte. Und um alles hätte Napoleon nicht zugelassen, daß irgendwie Handel und Wandel aufzutreten könnten. Um England zum Frieden zu zwingen, wurde mit einer

Grausamkeit, die nie wohl ihresgleichen gehabt, durch die Sperrung des Handels und der Schiffahrt, durch Konfiszationen, durch Zollauflagen und Plackereien unzählige Privatvermögen vernichtet, die wirtschaftliche Stellung zahlloser Bürger zerstört. Handel, Industrie, Ackerbau wurden ebensowohl wie der Kredit des Staates mit kalter Ueberlegung zu Boden geschlagen.

Wie sollte da der Staat die Kriegsschuld von 154½ Millionen Franken bar ausbringen! Aber entfernt nicht mit dieser Summe begnügte sich Napoleon. Immer ans neue wußte er und sein Generalintendant Doru andere und andere Berechnungen aufzustellen, und nie und nimmer schien die vom Könige eingesetzte *Zimmediat-Friedensvollziehungs-Kommission* dem Unerlässlichen Genüge thun zu können. Denn der „Friede war ja nicht aufrichtig, war nur der Name des Friedens“, und die Vernichtung des Staates blieb das Ziel. Davider half keine Nachgiebigkeit, und alle Steuerreformen blieben Projekte oder brachten bei weitem nicht den erwarteten Betrag. Man entschloß sich zum folgenschwersten Schritt. Nachdem Stein die rechtlichen Zweifel gelöst, und Notable zugestimmt hatten, gab der König den Grundstock der Einnahmen seines Hauses dahin, gestattete die Veräußerung der Domänen. Aber wer hätte in dem verarmten Lande solche zu kaufen begehr? Wie hätte man sich in der Not der Zeit nicht mit den schlechten Preisen begnügen müssen? Aus demselben Grunde blieben auch die versuchten Anleihen ohne Erfolg, und schließlich war es sogar völlig vergeblich, daß der Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, in hohem Edelmut sich selbst zur Geisel für die Abzahlung erbot. Das Land blieb besetzt. Denn 160 000 Französen in Preußen nötigten ja zugleich Österreich, stille zu sitzen, hielten den Zaren im Zaum und sicherten dem Franzosen Kaiser als Gegengewicht gegen den Seekrieg die Herrschaft auf dem Kontinent derart, daß vor allem England zur Demütigung gezwungen, daß „das Meer auf dem Festlande erobert“ werden konnte. Bis England die spanischen, holländischen und französischen Kolonien zurückgestellt hätte, sollte die Armee nach Napoleons eigenem Ausspruch in Preußen bleiben, das Land aufzehren. Mit einem Bestande von 24 oder höchstens 80 000 Franken in der Feldkasse war Napoleon in den Krieg gezogen, und von diesem unseligen kleinen Preußen erpreßte der Nachlose mehr als die volle Staatseinnahme von dreizehn Jahren, eine Milliarde und 120 000 Franken, und wie tief außerdem das Nationalvermögen geschädigt wurde,



Thaler des Königreichs Westfalen aus dem Jahre 1811.

Nach einem Exemplar im Römermuseum zu Dresden. Originalgröße.
Revers.

7 Comp. 2 Btl
Cont. No. 60. Serv. No. 661.
Lor

Proprietaire de la Friedrichstadt

Nro. 37. *Schooten Straß*
Maison Stevendt.

Nroz Postm.
logera par ordre du magistrat *un Soldat*

Ein Wtaar

Les Militaires, Employés et autres Militair, die Employés und
treu à la suite de l'atincé à faire à leur Personne der Brine, welches
droit au logement et angestellte, die Nutzen und Nahrungsmittel
stances, doivent les Freunde für solche Berechtiget sind, sollen
dans les magazins en Consort & Wege auf den Magazinen holen,
mais envers leur hôte d'ordre unter Angabe ihres Werth, nach
du jour du 20. Novembre. *Die Orde vom 20. Nov. richten.*

Berlin le 12. May - 1808

Berliner Quartierzettel vom 12. Mai 1808, ausgestellt auf einen französischen Soldaten.
Nach einem Exemplar im Kgl. Kupferstichkabinett zu Berlin. Originalgröße.

pottet überhaupt jeder Berechnung. Konfisierte doch auch der König von Sachsen
über den Wortlaut des Friedens daß in den bisher preußischen Ländern seines
Großherzogtums Warschau angelegte Privatvermögen der preußischen Unterthanen
und schädigte auf diese Weise das preußische Eigentum um mindestens fünfzehn
Killionen Thaler!

Und zu allem der unverhohlene Hohn, die offene Schadenfreude, mit welcher
Napoleon den König und seine Ratgeber behandelte! „Die Preußen sind keine
Nation, haben keinen nationalen Stolz, sie sind die Gascons von Deutschland.“ Er
wußte es ja freilich zu genau, daß „ihm alle Preußen haßten“, und unheimliche
Sorge mochte ihn überfallen, wenn er sah, daß alle seine Neulenschläge nicht nur den
Haß verschärfsten, sondern den sittlichen Ernst, das Pflichtgefühl erhöhten. Ueberall
hatte er ja, sei es unter den Soldaten, sei es unter den Konsuln und ihrem
Personal, die er zur dreistesten Kontrolle der englischen Handelswaren in alle
Städte schickte, seine Aufpasser und Angeber. „Ich weiß alles, ich kenne die
Denkungsart eurer Minister; es ist unmöglich, mich zu täuschen“ — so rief er
Berner, Gesch. d. Pr. Staates.

in drohendem Tone einst dem preußischen Gesandten in Paris zu, und schauriger noch klang sein jürchtbares „Ich werde schnell sein wie der Blitz!“

Und siehe da! Unter den Späheraugen des schrecklichen Mannes gelang es, eine wunderbar kostliche Umänderung des edlen Volkes hervorzurufen! Denn nur auf edle Naturen wirkt das Unglück läuternd und reinigend, und höher noch als im Glück steckt sich der starke Mann im Unglück das Ziel. So auch in Preußen. Nicht nur die eigene Befreiung, sondern die Freiheit des ganzen Deutschlands, die Herrlichkeit der alten Kaiserzeit sollte erstritten werden. Wie uns klar man sich auch über die Wege war, die man geben mußte, wie verschwommen selbst das Ziel insfern noch war, als man die Verfassungszustände im alten Reich wenig kannte, und eine politisch greifbare Gestalt von der notwendigen Verfassung der Sehnsucht der Zeit überhaupt noch wenig bedeutete, so galt die Wiedererstehung des ganzen großen Vaterlandes in all seiner Fülle und Schönheit den Besten doch als der natürliche Preis, der ohne weiteres dem Kampf gegen die Fremdherrschaft folgen, der dem einmal besprechenen Volke gleichsam von selbst in den Schoß fallen müsse.

Größer aber und zugleich unerbittlicher gegen die deutschen Fürsten von Napoleons Gnaden dachte keiner als der Freiherr vom und zum Stein. Er war von der Notwendigkeit einer Einigung Deutschlands auß tiefsste durchdrungen, und der reichsfreie Ritter, der sich jeglichem deutschen Fürsten ebenbürtig erachtete, behauptete kühn, „ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teile desselben angehöre, so bin ich auch nur ihm und nicht einem besonderen Teile desselben von ganzem Herzen ergeben“. Wie der Sturmwind die nicht lebenskräftigen Pflanzen und Bäume tötet, so fuhr sein Wort vernichtend und verdammend daher über die kranken und verkommenen Verhältnisse im Reich und im Staate. Und keiner war, der sich nicht vor der überragenden Größe dieses mächtigen Geistes, vor dem gewaltigen Charakter dieses Titanen gebeugt hätte. Man begreift, wie wenig diese durchbrechende Natur der, die Regelmäßigkeit und Ordnung fast überschätzenden Persönlichkeit des Königs zusagen konnte. Aber dem Pflichtbewußtsein ordnete er die Neigung unter. Auf Hardenbergs Rat hatte er im Juli 1807 seinen früheren Minister zurückberufen. Ihm war es „ein Wort des Trostes“, als er gehört, daß Stein annehme und kommen werde. Und wie mag es der Königin den Mut und die Zivversicht gehoben haben, als der Sichere und Zivversichtliche am 30. September 1807 in Memel erschien! Selbst wandte sie sich brieftlich an ihn, als bald daran ein Moment eintrat, da er glaubte, sein Amt wieder niederlegen zu müssen, beschwore ihn auszuhalten, damit nicht das Gute über den Hanßen falle. Denn ihre gequalte Seele lechzte nach dem Umgange mit bewährten Patrioten, und mit dem Tatt der deutschen Frau hatte sie in dem barschen Freiherrn den Retter erkannt. Mit beruhigterem Herzen mochte sie sich nun, da Stein wieder das Ruder des Staates in seiner Hand hatte, den harmlösen Freunden hingeben, die in den Sommern von 1809 und 1810 der Aufenthalt in dem schlichten Landhaus bei Königsberg, das nach ihr den Namen Luisenwahl trägt, den anspruchslosen königlichen Gatten und Kindern gewähren konnte.

In der Deutschrift vom Juni 1807 „Über die zweckmäßige Bildung der Obersten und der Provinzial-, Finanz- und Polizei-Behörden in der preußischen Monarchie“ hatte Stein ein umfassendes Programm entwickelt, welches im wesentlichen in der Forderung gipfelte, die religiöse und moralische, die geistige und

körperliche Entwicklung des Volkes zu wecken, die entschlummierten oder falsch geleiteten Kräfte des Gemeingeistes und Bürgerstuns zu beleben und allen Eigentümern eine Teilnahme an der Provinzial-Bewaltung zu geben. Namentlich die letzte Forderung und die aus ihr sich ergebende Folgerung, welche den in die Beamtenſchar eingedrungenen Mietlingsgeist bändigen und unnützen Formenkrampf beseitigen sollte, lag Stein am Herzen. Noch zwanzig Jahre später giebt er ihr den bekannten Ausdruck: „Was Erziehungsanstalten für die Jugend, das ist Teilnahme an den staatlichen Angelegenheiten für den Aelteren; er wird genötigt, seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit von dem persönlichen auf das Gemeinnützige zu wenden, er handelt unter der Aufsicht der Öffentlichkeit; eigenmützige Absichtlichkeit und bare Eitelkeit würden von den Umstehenden bald entdeckt und gewürdig.“ Ja noch weiter ging Stein, indem er die Teilnahme des Volkes nicht nur an der Bewaltung, sondern auch an der Gesetzgebung fordert. Das sogenannte politische Testament Steins, welches namentlich diese Gedanken ausspricht, röhrt allerdings nicht vom Freiherrn selbst her, indessen hat er es durch seine Unterzeichnung nicht nur zum Ausdruck seines Willens gemacht, sondern er hat auch sonst sich mit voller Entschiedenheit geäußert. Freilich über die Art einer Repräsentation, über Provinzial- und Reichstände, über Oberhaus und Unterhaus, über Berufs- und Interessen-Vertretung, über das Wahlrecht und über die Zuständigkeit der gewünschten Vertretung ist man noch völlig im unklaren, und die Meinungen der Männer, die lebhaft für sie eintraten, wie Winckel, Rhediger, Schön, Scharn-



Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom Stein.
Zeichnung von Johann Veit Schnorr von Karolsfeld (1764—1841).

31*

Zugspitzen Ein Leben Sie nur gebüldt
 mit dem mythen Menschen. also König
 soll jetzt seine Stad Beyme hütten
 ohne nach im Lande. So lange gebüldt
 die wußt. sießt mir zuständigst du
 Künft nach im 3 Monaten ^{zuständig}
 dem Zugvogt shall Zugspitzen
Ein am König ist gebüldt und innen
Künft nunmehr Silf zuständig
stavrin Grollet hund

Eigenhändiger Brief der Königin Luise an den Minister Freiherrn vom Stein,
 vom Herbst 1807.

In Größe des Originale.

Nederttagung.

Ich beschwöre Sie haben Sie nur gebüldt mit den ersten Monaten. Der König hält gewiß seyn Wort Beyme kommt
 weg aber erst in Berlin. So lange geben Sie noch. Daß um gotteswillen das Gute nicht um 3 Monatze Geduld und Zeit über
 den Haufen falle. Ich beschwöre Sie um König Vaterland meiner Kinder mein(er) selbst will den darum
 Geduld.

Louise.

horst, Gneisenau, Grolmann, Bohen, H. von Wedell, der ehemalige Halberstädter
 Kammerpräsident, gehen noch weit aneinander.

Stein dachte damals an neu eingerichtete Provinzialstände, an einen Reichstag, der „aus freien Wahlen der Eigentümer“ hervorgehen sollte, an ein Oberhaus als eine gesonderte Repräsentation „des reichen Adels“, oder, wie er sich ausdrückt, „des verbesserten und verebelsten Adels“, als „eine Stütze der erblichen Monarchie“. Die Vertretung der Interessen betont er so bestimmt, daß der Handelsstand nur Kaufleute, der Bauer aber weder Adelige noch Rechtsgelehrte wählen solle. Überhaupt denkt sich Stein im Gegensahe zu Vincke, der daß Vermögen als Vorbedingung ganz ausschließen will, unter den Repräsentanten wie unter den Repräsentierten wesentlich die Eigentümer, in erster Linie die Grundeigentümer. Und aus seiner Absicht, die Beziehungen zwischen diesen und der Regierung herzustellen, folgte ohne weiteres, daß er in Übereinstimmung besonders mit H. von Wedell die „Advokaten, Pamphletisten und Schreyer“ aus der Versammlung möglichst anzuschließen will. Denn unbekannt mit den Interessen des Standes, der sie gewählt, opfern sie ihrer Eitelkeit und Nahrungs sucht alles auf. Das Recht der Regierung, sowohl die Zahl der Wähler zum Oberhaus durch Ernennung neuer Standesherren zu vermehren, wie den Reichstag aufzulösen, spricht Stein ebenso aus wie ihre Pflicht, den Reichstag in diesem Fall sechs Monate nach Ausschreibung der Neuwahlen wieder einzuberufen. Und der

Erläuterungsblatt

zu dem

Schlusse des eigenhändigen Schreibens König Friedrich
Wilhelms III. an den Minister Freiherrn vom Stein,

d. d. Königsberg, 24. November 1808.

In Größe des Originaleß.

Übertragung des eigenhändigen Schreibens König Friedrich Wilhelms III. vom 24. November 1808

Der in Stimmen gelegte Anfang des Briefes ist nachstehend nicht wiedergegeben.

Zu dem leisen Vertrauen auf die Solidität des von Ihnen bearbeiteten, mir schon früher mitgetheilten, und mir jetzt zur Bekämpfung vorliegenden Organisationspläne der oberen Staatsbehörden, trage ich mein Bedenken Ihnen folgenden Vorschlag, zu überlassen. Die Ausführung selbst wird allerdings ausgesetzt bleiben müssen, bis die Rückkehr nach Berlin erfolgt sein wird. Gegen die von Ihnen vorgeschlagenen Peripherie müßte ich nichts wesentliches einzuwenden, es wäre denn, daß es vielleicht nicht unpassend wäre, wenn hierüber zuvor mit den neuen Departementsleitern Müßsprache genommen werden könnte, da diese doch in Zukunft die Reiseproletarität zu übernehmen haben, und von diesen der Groß-Zoyma abhängend ist. Auf alle Fälle werde ich ganz bestimmt darauf Bedacht nehmen, jene im Vorfall gebliebenen Subsidien auf dieje oder eine ähnliche Art, vorzugeben anzuleiten. Hätten es die Ullstädt gesähalten wollen, daß Sie die oberste Zeitung der Staatsgeschäfte fernher behalten hätten, so würde ich nicht das geringste Bedenken tragen, es logisch zu genehmigen, so aber, wird es nötig auf die jüngstigen Äußerer berieflich mit Rücksicht zu nehmen.) Es ist gewiß ein höchst schmerliches Gefühl für mich, einem Mann Ihrer Art aus sagen zu müssen, der die erreichtesten Ansprüche auf mein Vertrauen hatte, und der zugleich das Vertrauen der Nation so lebhaft für sich hatte. Auf jeden Fall müssen Ihnen diese Zertrümmungen Staatsgebäudes gelagt zu haben, die größte und zugleich edelste Gemüthsartung und Verachtung gewähren.

Friedrich Wilhelm.

Es ist zwecklos um jüdische Personen zu beschreiben
für mich, wenn Menschen gegen sie sind, mit denen
ich mich nicht, oder die gegen mich keinen Kontakt mehr
möchte Menschen geben, die die einzige Art der Per-
sonen die ich nicht für Lebendig halte auf jenseits.
Und jenen Fall müssen Ihnen direkt überlassen,
Anonym, ja - in der Form wie Sie sagen, den von mir
gefordert, die auf dem Projekt und einer unbestimmten
Zeitdauer in leichteren Organisationen und in Gruppen
eingetragenen Menschenverbänden gehabt zu haben, ein gewiss.
Die einzige Art der Personen, die einen Kontakt zu jenen Personen.

Christina M. Elfre

Übertragung 2

Zu dem seit
gelegten Organisation&
wird allerdings ausgesetze
nichts wesentliches einzubr
brachte genommen noch
dass alle Fälle werde id
weise anzustellen. Säte
dass geringste Bedenken
Es ist gewiss
mein Vertrauen hatte,
so wie das Gewissen,

staatsgebändes gelegt j

Ver 1808

über 1808.
Sofziehung vor
Aufführung schü
onen würde ich
anlässlich Rück
a abwendend ist.
(Gott, vorzügliche
würde ich nicht
fi zu nehmen.)
Ansprüche auf
Zeitnahmen
mern liegenden
Herm.

König war, wie Stein selbst mitteilt, „schon damals zur Bildung von Reichsständen geneigt“, ließ einen von Stein geschriebenen Aufsatz veröffentlichen, in welchem die Überzeugung ausgesprochen wurde, daß die neue Geschäftsordnung „auf ein repräsentatives System aufgebaut werden könne, welches der Nation eine wirksame Teilnahme an der Gesetzgebung zusichere, um dadurch den Gemeinsinn und die Liebe zum Vaterlande dauerhaft zu begründen“. In der That wurden in jenen Jahren zweimal Versuche gemacht, der Nation eine Vertretung zu geben, damals scheiterten sie noch, und man weiß, wie viele Jahre noch kommen und dahingehen sollten, ehe solche Pläne Wirklichkeit wurden.

Um so glänzender gelang die Reform der Verwaltung und der gesellschaftlichen Zustände. Steins Natur war freilich zu übermächtig, um von dem Detail Notiz zu nehmen, er übersah, wie Vincke schreibt, Schwierigkeiten, selbst wenn sie unüberwindlich waren, er verlangte die Ausführung, ohne sich darum zu kümmern wie. Es erfreute ihn, wie Fr. von Raumler sagte, das Kühne am Tage einer administrativen Schlacht siegreich durchzufechten, aber jahrelang täglich entstehende Schwierigkeiten hinwegzuräumen, sagte seinem vorwärts drängenden kräftigen Geiste nicht zu.

Und ohne Zweifel hat er mit seinem ungestümen Wollen, seinem schnellen, geschwinden Ausführen manches verfehlt, und zum Diplomaten war seine feurige, heftige Natur vollends verdorben. Eben dies verschuldete es auch, daß seines Bleibens als Minister selbst jetzt nur wenige Monate war, und daß er die Ausführung seiner Pläne anderen überlassen mußte. In einem Brief vom 15. August 1808 forderte er den Fürsten von Wittgenstein auf, die Aufregung in Hessen und Westfalen zu schüren, und dieser Brief fiel Napoleon zu einer Zeit in die Hände, als er Preußen neue Demütigungen aufzuerlegen im Begriff war. Mit dem höhnenden Bedauern, daß der König von Preußen Minister habe, die „eben so ungeschickt als verderbt“ seien, ließ er den Brief im „Moniteur“ und in dem zu Berlin erscheinenden, elenden Franzosenblatte, dem „Telegraphen“, abdrucken. Natürlich forderte er Steins Entlassung, und dieser bestimmte zuletzt selbst in der Erkenntnis, daß sein Verharren dem Staat nur Nachteile bringen müsse, den König, ihn von seinem Posten am 24. November zu entheben. Trotzdem bleibt Stein „der Alles belebende anregende Geist von angeborener Autorität“, den Vincke später vermisst, und trotzdem ruht vornehmlich auf seinen Schultern die gesamte Reform der Staatsverwaltung, er hat ferner den Gedanken, daß Staat und Nation eins, daß der nationale Staat die Forderung sein müsse, daß Teilnahme des Volkes an der Verwaltung und, auf ihr aufgebaut, an der Gesetzgebung zu den Grundbegriffen des staatlichen Lebens gehören, er hat alle Ideale der folgenden Zeit in sich getragen, und an edlem Freimut, an heldenhafter Gesinnung, an thatkräftigem Handeln, an reinster Vaterlandsliebe und hingebendster Opferfreudigkeit ist er niemals übertroffen.

Ganz anders geartet und doch damals in innigem Einvernehmen mit Stein war sein Vorgänger und späterer Nachfolger der Freiherr von Hardenberg, der ebenfalls nach seiner durch Napoleon erzwungenen Entlassung von Riga aus am 12. September 1807 seine Gedanken über die Reorganisation des preußischen Volkes niedergeschrieben. Der rücksichtslosen, derben, ja wohl groben Offenheit Steins gegenüber hat Hardenberg die geschmeidige, glatte Natur — nicht die des Hößlings, wohl aber die des Diplomaten, der klug und gewandt Pläne und

Ausführung dem Gegner zu verheimlichen weiß. Stein deutsch durch und durch, Hardenberg weltmännisch und doch weit mehr preußisch als deutsch gesonnen, Stein der innerlich wahre und demütige Christ, Hardenberg nichts weniger als etwa ein Gottesleugner, aber doch den Freunden dieser Welt und einer leichteren freieren Auffassung von Religion und Liebe zugethan. Stein denkt nur an das allgemeine Wohl, dem sich die Persönlichkeit unbedingt unterzuordnen, dem mit allen Kräften zu dienen dem Einzelnen höchste Pflicht und Ehre ist. Hardenberg stellt das Wohl und das Heil des Einzelnen als die höchste Aufgabe des Staates unbedingt an die Spitze seiner Bestrebungen. Stein fordert in erster Linie die Erweckung der sittlichen Mächte, Hardenberg verlangt die Freiheit der wirtschaftlichen Kräfte. Stein, wiewohl von dem englischen Selfgovernment beeinflußt, geht mit Vorliebe auf die alten deutschen Einrichtungen zurück und lebt als Reichsritter in den Träumen von der Reichsherrlichkeit, Hardenberg sieht die Vorteile des französischen Präfektensystems. Stein ist der Reformator der staatlichen Verwaltung und Verfassung, Hardenberg der Gründer der sozialen Ordnung. Stein verteidigt das alte Merkantilismus und die Zünfte mit ihrer jütlch reinigenden Macht, Hardenberg kämpft für Handels- und Gewerbefreiheit. Stein knüpft sein Verlangen auf Teilnahme der Nation an die Bedingung des Eigentums und will ein besonderes Oberhaus. Hardenberg will damals — er verändert freilich seine Meinung mehrfach — nur von der



Karl August Fürst von Hardenberg.
Kupferstich von Johann Friedrich Volt (1769—1836).
Originalgröße.

Regierung ernannte Notablen und hält die Bildung eines Oberhauses für unthunlich. Stein will den siedekommissarischen Besitz erhalten, Hardenberg das Grundeigentum mobilisieren. Stein voller Verständnis für die historische Entwicklung der deutschen Stände und eben daher der Freund der Selbstverwaltung, Hardenberg voll Eifer für die bejoldeten, vom Staate angestellten und geschulten Beamten. Steins Anschauungen ruhten im letzten Grunde doch wesentlich auf historischem und konservativem Boden, und die Bildung der neuen Verfassung ist ihm „die Entwicklung der Gegenwart aus der Vergangenheit“. Hardenberg stand mit beiden Füßen auf dem Boden der freiinnigen Ansichten der Zeit, schente in wirtschaftlicher Beziehung auch vor den letzten Forderungen der Auflösung nicht zurück, und nicht historisch, sondern theoretisch „nach der höchsten Idee des Staates“ dachte er sich die Reform.

So grundverschieden waren beide Männer, auch haben sie seit dem unglücklichen Jahre gleichzeitig nicht wieder im Rate der Krone gesessen. Und

dennoch, indem beiden der Haß gegen die Fremdherrschaft, die Hoffnung auf Befreiung des Vaterlandes durch den preußischen Staat gemeinsam war, indem beide an der Erweckung des Gemeingeistes, an der Wiedergeburt des Staates, an einer, durch das Königtum selbst zu vollziehenden Revolution, an einer „Verfassung auf Einheit, Kraft, Nationalität gegründet“, an dem großen Zwecke der Veredelung der Menschheit, gleichmäßig arbeiteten, konnte es kommen, daß die neue Gesetzgebung nach beider Namen einheitlich bezeichnet wurde. Wollte der eine die alt-preußischen, volksfreundlichen Grundsätze erhalten, so wollte auch der andere die Einführung demokratischer Auseinandeuungen in die Monarchie, und beide wollten durch neue Gesetze die Unterthanen begeistern für die Arbeit des Staates und die dazu Erzogenen an ihr teilnehmen lassen.

Bei der Berrissenheit des Staates und der tatsächlichen Beherrschung auch der ihm noch gebliebenen Teile durch die Franzosen, konnte es nicht fehlen, daß man sich zunächst mit vorläufigen Änderungen bescheiden mußte. Doch schon die einstweilige Einrichtung der Ministerialbehörden gab den Geschäften durch die Generalkonferenz einen gewissen Zusammenhang, und nach dem Rücktritt Beymes, der zum Kammergerichtspräsidenten ernannt wurde, übernahm Stein zugleich die Leitung des Kabinetts, wenn auch mit seiner bisherigen Organisation. Ebenso mußte man sich zunächst vielfach auf das ostpreußische Departement beschränken. Aber großartig ist doch geradezu die Anzahl ausgezeichneter Köpfe zu nennen, die hier sich vereint, und von denen wir an dieser Stelle nur an den freisinnigen und geschäftskundigen Freiherrn von Schröter und seinen überaus arbeitsfreudigen und fähigen vortragenden Rat Fries erinnern können.

Außerordentlich denkwürdig nun, wie man bei der Erneuerung der eigentlichen Staatsverwaltung auf die Einrichtungen König Friedrich Wilhelms I. zurückging. Indem man sie neu zu bilden unternahm, zeigte sich, daß man sie nur von Mißbräuchen zu reinigen hatte, und selbst der Oberpräsident von Schön, obwohl bei weitem doch mehr theoretisch als historisch geschult, konnte sich nicht genug thun, den viel Geschönten als den größten inneren König Preußens zu rühmen. Schon 1806 hatte Stein die Wiederherstellung des alten Staatsrats „in der Form, wie durch ihn alle Grundeinrichtungen emanierten, wodurch der preußische Staat seine bewunderte, von Größern oft beneidete, von Schwächeren oft gefürchtete Größe gewann“, verlangt und hatte „die Bildung eines Staatsrats oder einer unmittelbar unter dem König arbeitenden, mit anerkannter und nicht erschlichener Verantwortlichkeit versehenen obersten Behörde“ gefordert, „die der endliche Vereinigungspunkt der verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung ist“. Drei Hauptgrundsätze Friedrich Wilhelms I. — die unmittelbare Arbeit der Minister unter



"Karl Wilhelm Freiherr von Schröter.
Nach dem Gemälde von J. F. A. Knorre (thätig am Ende des vor. Jahrh.), im Jahre 1819 gestochen von
G. S. Fagius (1750 ?).
Auf etwa $\frac{1}{4}$ verkleinert."

dem Könige, ihre Verantwortlichkeit vor ihm und der Zusammenfluß aller Geschäfte in einer Behörde, die Einheit der obersten Leitung — waren somit wieder gewonnen.

Es versteht sich, daß nicht alles auf den ersten Wurf hin glückte, ja man kann sagen, je mehr Fähigkeiten in diesem reichen Krantz von Männern der höchsten Art sich zeigten, um so zahlreicher waren die Pläne und Aufsätze, die da gesetzt, geschrieben, begutachtet, beurteilt, dem Könige zur Entscheidung unterbreitet und wieder verworfen oder doch nicht ausgeführt wurden. Für die Verfassung der obersten Zentralbehörde stand die Bewegung einen gewissen Abschluß in dem nach Steins Ideen von Altenstein ausgearbeiteten Bericht vom 23. November 1807 und dem von Stein am 28. Oktober eingereichten Plan. Auf dieser Grundlage erfolgte die Verordnung vom 24. November 1808. Die Einheit des Staates, das lebendige Zusammenwirken aller Kräfte des Staatslebens zur Erweckung des Nationalgeistes sollte ihren Mittelpunkt im Staatsrat finden. Und dieser sollte bestehen aus den volljährigen Prinzen, den fünf aktiven sowie den passiven Ministern, einigen Räten der Ministerien, den Geheimen Staatsräten — sowohl denen, welche Kraft ihres Amtes als Chefs der Hauptzweige der Finanzen und des Innern, wie denen, die ohne ein bestimmtes Amt das königliche Vertrauen dazu verließen — ferner aus dem Geheimen Kabinetts-Sekretär als Schriftführer und etlichen Referendarien ohne Stimmrecht als lernenden Zuhörern. Den Vorsitz im Staatsrat führte der König persönlich, und gearbeitet wurde teils im Plenum, teils in Abteilungen. Diese aber waren streng nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet, und ebenso waren die Minister jetzt lediglich Fachminister. Jede Mischung aus sachlicher und lokaler Beziehung war durchaus vermieden, fortan gab es nur einen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, einen des Innern, der Finanzen, des Krieges und der Justiz.

Schon hatte dieser Plan die Zustimmung des Königs gefunden, als die Verabschiedung Steins auf Napoleons Verlangen erfolgen mußte, und nun unter seinen Nachfolgern, den Ministern von Altenstein und Graf von Dohna, nur das Publikandum vom 16. Dezember 1808 erschien, welches den Staatsrat fallen ließ und die Einheit des Staates wie zugleich das Kabinett lediglich in den fünf Fachministern darstellte und diesen damit die höchste Gewalt im Lande übertrug. Zugleich aber schuf dies Publikandum die Stellung der Oberpräsidenten. Indessen griffen schon die Arbeiten des Grafen Dohna auf die Verordnung von 1808 zurück, und die hauptsächlich durch Hardenbergs Eifer zu Stande gekommene Verordnung vom 27. Oktober 1810 nahm sowohl den Staatsrat wieder auf, wie sie sich auch wieder auf alle Staatsbehörden erstreckte. Ein Hauptunterschied bestand jedoch in der Einsetzung des Staatskanzleramtes, zu dem Hardenberg schon einige Monate früher berufen worden. Der Staatskanzler sollte den Vorsitz im Staatsrat haben, er sollte die Oberaufsicht über sämtliche Ministerien führen, besonders die der Finanzen und des Innern, an deren Spitze zunächst ein Minister überhaupt nicht gestellt wurde, er sollte auch die auswärtigen Angelegenheiten wesentlich beeinflussen und die des königlichen Hauses, der Oberrechenkammer und des Archivs allein verwalten. Kurz, der Staatskanzler trat an die Spitze der sämtlichen Geschäfte, während die Einrichtung des Staatsrats erst sieben Jahre später gelang.

Von großer Bedeutung für den Zusammenhang zwischen den Zentral- und den Provinzialbehörden und damit für die Staatseinheit wurden die vier Ober-

präsidenten, welche das genannte Publikandum von 1808 einsetzte, während die Denkschrift von 1810 ihrer nicht gedachte. Ausgezeichnete Bemerkungen über ihr Amt hatten neben Stein namentlich Altenstein und Schrötter gemacht. Sie waren die ständigen Kommissarien des Ministeriums und zugleich die Vertrauenspersonen der in der Provinz Eingesessenen. Ohne durch die Detailverwaltung in ihrer Thätigkeit beeinigt zu sein, hatten sie doch zugleich die Aufsicht über die ganze Verwaltung und diejenigen Geschäfte, insbesondere die Militär-, ständischen und sicherheitspolizeilichen Sachen zu leiten, welche über den Bezirk einer Kammer hinausgingen.

Sehr glücklich suchte man für die Provinzial-Verwaltungen nach einem Gutachten von Winke die Vorzüge der Kollegialverfassung mit einer möglichst umfassenden Selbstständigkeit, aber auch Verantwortlichkeit der einzelnen Räte zu verbinden. Nur die wichtigsten, über mehrere Dezerneate sich erstreckenden, oder als besonderz geeignet erachteten Sachen wurden im vollen Plenum oder von der zugehörigen Abteilung entschieden, während der einzelne Rat namentlich alle zur Vorbereitung und Einleitung der Sachen erforderlichen Schritte selbst anzuordnen, die meisten minder erheblichen Angelegenheiten selbstständig zu entscheiden hatte. Durch eine sehr strenge Absonderung jeglicher Gerichtsbarkeit wurden die Kammern nun die wirklichen Regierungen, und sie zerfielen ebenfalls streng nach sachlichen Gesichtspunkten in die fünf Abteilungen für Polizei, für Kultus und Unterricht, für die Finanzen, für die Militärangelegenheiten und für Akzise-, Zoll und Salzsachen. Die Polizeigewalt sollte nicht nur Schaden und Nachteile abwenden, sondern vorzüglich sich auf die Mehrung und Hebung der allgemeinen Wohlfahrt erstrecken. Diese aber erkannte man jetzt in dem vollständigsten Bruch mit dem alten Merkantilsystem, und eine Handels- und Gewerbefreiheit wurde sowohl im Inlande als mit dem Auslande verkündigt, wie sie umfassender kaum gedacht werden konnte und dem Hardenbergschen Grundsätze des *laissez faire, laissez aller* voll entsprach. Bornehmlich aber hatte Stein, um die Schäden einer lediglich durch Staatsdiener geübten Verwaltung einzudämmen und um „die Nation in nähere Verbindung mit der öffentlichen Administration“ zu bringen, es durchgesetzt, daß jeder Regierung neun Repräsentanten der Stände beigegeben würden, welche der König aus den von der General-Versammlung der Provinz Vorgeeschlagenen ernannte, und die mit vollem Stimmrecht als Korreferenten an den Plenarsitzungen über die wichtigeren Verwaltungszweige teilnehmen sollten. Bei dem Widerspruch der Stände scheint diese verwunderliche, aber die Idee der Einheit zwischen Staat und Unterthan voll wiedergebende Einrichtung jedoch nur in Ostpreußen durchgeführt worden zu sein, und auch hier ohne Erfolg.

Kein Gebiet war für Steins Pläne, die Nation zur öffentlichen Thätigkeit heranzuziehen, geeigneter als die Verwaltung der Städte. Die energisch durchgeführte Reinigung der städtischen Verwaltung, die unaufhörlich fortgesetzten Anstreibungen der Bürgerschaft zur Ausdehnung des Handels und Gewerbes, die ganz außerordentliche Blüte, in welcher sich diese vor dem Kriege befunden, hatten einen Zustand in den preußischen Städten erzeugt, der von der Befternwirtschaft, wie sie uns in den anderen Städten der Zeit geschildert wird, auf das vorteilhafteste abstach, und den man nur zu benutzen verstehen mußte. Die Reformen Friedrich Wilhelms I., die Beförderungen der bürgerlichen Berufsarten durch Friedrich II. hatten hier in der That einen Boden für städtische Freiheit geschaffen,

wie er damals in Europa überhaupt nicht vorhanden war. Und ohne Zweifel ist Stein mit seinem unablässigen Drängen auf politische Thätigkeit des Bürgers auch der geistige Vater der preußischen Städteordnung vom 19. November 1808, obwohl sein Anteil an den Entwürfen, aus denen sie hervorging, unverhältnismäßig gering ist. Außerordentlich bezeichnend aber ist es, daß die Grundlage der Städteordnung in zwei Aussäzen besteht, welche auf Steins Anregung einer der Steuer-Kommissare, der Geheime Kriegsrat Frey, entworfen hat, und daß, wie alle Reformen, so auch diese von der Krone dem Volke aus freien Stücken gegeben ist, daß wie all der Glanz und all die Entwicklung, welche die Städte bisher genommen, so auch diese dem vom Friedrich Wilhelm I. geschaffenen Amt verdankt wird. Ja, manche Stadt übernahm noch widerwillig genug das ihr hochherzig gemachte Geschenk. Vor allem handelte es sich nunmehr darum, die staatliche Bevormundung soweit als möglich einzuschränken, „um dadurch Interesse für Gemeinwohl und den Reiz der öffentlichen Thätigkeit hervorzurufen, welche den Geist der Nation erhebt, zur Erwerbung gemeinnütziger Kenntnisse, ja selbst eines unbescholteten Rufes anzuregen und dadurch den Egoismus und selbst die Frivolität zügeln“. Das heißt: die Wurzel alles Übelns, das man erlitten, wird auf das gründlichste ausgerottet, und um die Heilung zu ermöglichen, giebt der Staat freiwillig eine Summe seiner Rechte an die Bürgerschaft dahin. Als selbstverständlich für die reisere Ausbildung vom Staate ergab sich, daß die Sicherheits-, Polizei- und Justizgewalt als Zweige der Landeshoheit dem Staate zuzuweisen seien, dagegen konnte die gesamte innere Verwaltung, namentlich der Stadthaushalt, die Armen-, Unterrichts- und Bau-Verwaltung den Städten überlassen bleiben, wenn nur die Besetzung der wichtigsten Amter der staatlichen Bestätigung unterlag, und dem Staate jederzeit insofern eine Kontrolle durch seine Behörden gewahrt wurde, daß nicht gegen seine Zwecke und Geseze verstößen werden konnte. In der That aber trat der Staat auch seine polizeilichen Funktionen vielfach den Städten ab.

Die bisher nach Klassen und Zünften geteilte Bürgerschaft zerfiel jetzt nur noch in Bürger und Schuhverwandte, die Erwerbung des Bürgerrechts war erheblich erleichtert. Die Bürgerschaft überträgt aber ihre Befugnisse den von ihr gewählten Stadtverordneten, und wieder diese übertragen die Ausführung ihrer Beschlüsse dem von ihnen gewählten Magistrat. Der Magistrat zeigt sich aus unbefoldeten wie beföldeten Stadträten — den vollzöndenden Namen der Senatoren hatte man glücklich vermieden — zusammen. Nur die gelehrten Stadträte, die Bürgermeister, Syndici und Bauräte erhalten eine Besoldung, werden aber ebenfalls nur auf eine bestimmte Zeit gewählt. In dem Eifer für die Selbstständigkeit der Städte ist man sogar damals weiter gegangen, als sich hernachmals gerechtfertigt zeigte, indem die gar zu gering bemessene Ansicht des Staates wie die ganz freie Verfügung der Stadtverordneten über das Vermögen der Städte, die städtischen Steuern und das jährliche Budget sowie die thatächliche Unterordnung des Magistrats unter die Stadtverordneten, weder den Zwecken des Staates noch denen der Stadt entsprach, aber gerade daß man hier zu weit griff, bezengt die Entschlossenheit, mit welcher man öffentliches Leben und Selbstverwaltung zu fördern gedachte, verwirklichte die Absicht, der Bürgerschaft „eine thätige Einwirkung auf die Verwaltung des Gemeinwesens beizulegen und durch diese Teilnahme Gemeinwohl zu erregen und zu erhalten.“ In der allgemeinen Geltung der neuen Ordnung der Städte hatte man aber zugleich ein Band gefunden, das namentlich

nach der Herstellung Preußens und nach der Vornahme der sich als nötig ergebenden Änderungen eine in hohem Maße einigende Kraft für das Staatsleben erweisen sollte. In ebenso freiem Sinne wurden nun auch, wie schon ange deutet, den städtischen Gewerben die Fesseln gelöst. Schon im August 1807 hatte der König die Aufhebung des Fabrikenzwanges und der Einführverbote für unbedenklich erklärt, im Jahre 1808 fielen die Beschränkungen beim Handel und der Fabrikation der Mühlensteine, der Mühlenzwang, der Brau- und Brennereizwang, der Zunftzwang und das Verkaufsmonopol der Bäcker-, Schlächter- und Höfnergewerbe, und endlich wurde die tiefste Kluft zwischen dem Lande und den Städten ausgefüllt, indem der Handel zwischen beiden völlig freigegeben wurde. Das Edikt aber vom 27. Oktober 1810 führte ein neues Steuersystem ein, das trotz der neuen Lasten doch den Lebensbedingungen Luft und Raum ließ.

Der Städteordnung dachte Stein eine Landgemeindeordnung mit freier Gemeindeverfassung, mit Schulzen sowie den altbewährten preußischen Landräten an der Spitze einer Kreisordnung zur Seite zu stellen, und insbesondere Winckel hat nach englischem Muster mit großem Eifer an diesem Plan gearbeitet. Nach dem Abgang Steins ist er jedoch gescheitert, und zwar nicht nur an dem Widerstand des Adels wie der Bauern als vielmehr an dem Uebermaß von Entwürfen und Plänen, welches das Ministerium Altenstein-Dohna in so unglücklicher Weise belastete, daß es trotz der überaus modern und liberal gerichteten Gesinnungsart beider Minister nicht zu abschließenden Ergebnissen kam. Und doch wäre eine Landgemeinde- und Kreisordnung um so notwendiger gewesen, als der hergebrachten politischen Verfassung die wirtschaftliche Grundlage durch die größten und umfassendsten Reformgesetze entzogen wurde.

Wir sahen, daß die Erwerbung der persönlichen Freiheit des Bauern ein zum Teil mit Leidenschaft verfolgtes Streben der preußischen Herrscher gewesen, bisher jedoch auf unüberwindlichen Widerstand gestoßen war. Wie hätte nicht der pflichttreue Sinn des Königs ein Erbteil seiner Ahnen mit Vorliebe ergreifen sollen, daß zugleich die Forderung der Zeit war! Die Aushebung der Erbunterthänigkeit war, wie er selbst sagt, seit seinem Regierungsantritt das Ziel, wonach er unverrückt gestrebt habe. Er habe es allmählich erreichen wollen, indem die unglückliche Lage nötige und rechtfertige zugleich einen schnelleren Schritt, nur die so leicht mißbrauchten Begriffe von der Freiheit oder Knechtshaft müsse man vermeiden und die Sache dem Wesen nach ausdrücken. Demgemäß erfolgte, um „alles zu entfernen, was den Einzelnen bisher hinderte, den Wohlstand zu erlangen, den er nach dem Maß seiner Kräfte zu erlangen fähig war“, das Edikt vom 9. Oktober 1807, welches rücksichtlich der Erwerbung von Grundstücken jeden Standesunterschied aufhob und ebenso jedem Edelmann ohne Nachteil seines Standes bürgerliche Thätigkeit, wie dem Bürger und Bauer den Übergang in den anderen Stand gestattete. Endlich aber verbot dieses Edikt jedes Unterthänigkeitsverhältnis zwischen Gutsherrn und Einsassen in den Gütern und hob „den Rest von Sklaverei“, wie Stein schrieb, mit dem Martinitage des Jahres 1810 vollkommen auf. Hinsichtlich der Domänen erfolgte die Ausdehnung der Bestimmungen Friedrich Wilhelms I. auf alle inzwischen erworbenen Domänen schon durch das Edikt vom 28. Oktober 1808, und 1811 wurden durch zwei weitere Edikte die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse näher geregelt, die

Verwandlung aller bisher noch gebundenen Bauernhöfe in freies Eigentum und die Ablösung der auf ihnen ruhenden Dienste verfügt.

Damit hatte der König eine vollständig neue Gesellschaftsordnung aus eigener Machtvollkommenheit geschaffen, die mit so kühner Hand und so tief in das bestehende Gefüge eingriff, daß der Widerstand gegen sie wohl erklärlich ist. Doch unbekümmert darum, wie es nur ein König von Preußen konnte, beharrte Friedrich Wilhelm auf der Umwälzung, deren Durchführung eine Einsicht in die Forderungen des Tages, eine Kraft dieses Königtums, auch der schwierigsten sozialen Fragen Herr zu werden, zeigte, die vornehmlich in jener Zeit des politischen Elends im höchsten Maße bewundernswert ist.

Aus unserer Darstellung selbst ergiebt sich, daß den Männern, die der König an die Spitze des Staates berufen, der vollste Anteil an dem großen Werk dieser gewaltigen Reformen an Haupt und Gliedern zuzurechnen ist. Aber mit freiem Sinn und klarem Verständnis hatte Friedrich Wilhelm nicht nur seine Ratgeber gewählt, sondern ebenso troß vieler Bedenken ihre Bestrebungen gefördert und zur That erhoben. Um Stein zu gewinnen, hatte Hardenberg ihm einst geschrieben, „der König hat durch das Unglück viel gewonnen, und seine Ausdauer macht ihm große Ehre. Treffen Sie die rechte Weise, die Geschäfte mit ihm zu verhandeln, so werden Sie ihn zu allem bestimmen, was gut und nützlich ist, wie mir dieses vollkommen gelungen war“. Und wieder Stein selbst ist es, der seine Nachfolger über die Schwierigkeit der Arbeit mit dem Hinweise tröstet, daß der entschiedene, auch durch die neue Militär- und Zivileinrichtung bewährte Wille und bewährte Sinn des Königs ihnen den Mut stärken und das Gelingen sichern werde. Ja, die Neuerer bezeichnete Friedrich Wilhelm, wie Bové und Czarsewitz uns mitteilten, kurzweg wohl auch selbst als „die gute Partei“.

Aber woher anders konnte in diesem Jammer der politischen Knechtung die Kraft zur sozialen Befreiung kommen, als aus der Hoffnung, auch zur politischen, zur nationalen Freiheit wieder vorzudringen? Eins aber war doch ganz ohne Zweifel die dringendste Forderung hierfür, und das war die Reform des Heeres. Und glücklich fügte es sich, daß auch für diese Reform sich um den Monarchen ein seltener Verein der auserlesenen Kräfte scharte. Der König selbst war von der Notwendigkeit der vollständigen Neuordnung schon vor dem Unglück voll überzeugt; nur seine Scheu vor der Erfahrung der „Federbüsch“, die sich nachher so wenig bewährt, hatte ihn gehindert, sie mit Energie zu erzwingen. Galt es doch, wie Bové schreibt, geradezu für unanständig, daß siegkreonnte Kriegsgebäude Friedrichs einer zeitgemäßen Revision zu unterwerfen! Aber noch während des Krieges hatte Friedrich Wilhelm umfassende Änderungen in der Taktik und Kriegsführung selbstständig getroffen. Jetzt gab er, wiewohl auch hier noch oft zaghaft, zu den wichtigsten Vorschlägen Scharnhorst's seine Zustimmung, „er hat uns“, erklärte der Schöpfer des neuen Heeres, „sehr viele den neuen Verständnissen angemessene Ideen selbst gegeben“. Er berief, nachdem schon im Dezember 1806 eine Verordnung befuß strenger Bestrafung der pflichtvergessenen Festungs-Kommandanten ergangen war, noch im Monat des Friedensschlusses eine Militär-Reorganisations-Kommission, und an ihre Spitze stellte er Scharnhorst. Auch Widersacher der neuen Reform hatte der König in die Kommission berufen, die auch wirklich so viel Schwierigkeiten machten, daß Stein schon am Schluss des Jahres 1807 schreibt, „der Geist der Kabale erscheint wieder im Militär, und

ich fürchte sehr, daß er die Oberhand gewinnt, um dann alle die alten Mißbräuche wieder herzustellen, welche die Monarchie zu Grunde gerichtet haben". Ja, nach Steins Entfernung hoffte General von York, daß, nachdem ein unsinniger Kopf vertreten sei, das andere Rattengechmeiß sich in seinem eigenen Gist auflösen werde. Aber den Vertretern der Oppositionspartei gegenüber saßen in der Kommission keine geringeren als Gneisenau und Großmann, und alsbald gesellten sich ihnen an Stelle der ausgeschiedenen Gegner der Graf Göthen, der energische General-Gouverneur Schlesiens, und Boyen, Scharnhorsts großer Erbe und Nachfolger bei. Ebenso erhielt auch Stein noch Sitz und Stimme in der Kommission, am 31. Mai 1808 wurde Scharnhorst Generaladjutant des Königs, und damit war die Oppositionspartei von der Person des Monarchen entfernt. Und wie die Gedanken der Reform schon Eigentum der besten Köpfe geworden —

Blücher forderte ein nationales Heer, Prinz August die allgemeine Wehrpflicht — so wurde sie später von Clausewitz, „dem liebsten und talentvollsten Schüler Scharnhorsts“, wissenschaftlich erläutert und dargestellt. Aber manche

Kämpfe hatte Scharnhorst auch mit den Gutgesinnten zu kämpfen und ihren Eifer, der bis zur Wählbarkeit der Offiziere durch die Untergebenen, d. h. zur vollsten Schwächung des landesherrlichen Oberbefehls vorgehen wollte, zu zügeln. Gefahrvoller noch mußte der geplanten Reform die entsetzliche Finanzlage des Staates werden, und aller Gefahren schlimmste war und blieb doch die Aufsicht und Spionage Napoleons, der mit dem Instinkt des Bösen jeden Aufschwung zum Besseren, jedes neue Keimen in diesem gehaschten, dem Untergange geweihten Staate verfolgte. Im Sommer 1808 verlangte er auch die Entlassung Scharnhorsts, welcher man unter scheinbarer Nachgiebigkeit doch aus dem Wege zu gehen wußte. Aber der Idealismus dieser herrlichen Männer war größer als Napoleons nüchterne Berechnung, ihre Vaterlandsliebe strahlte glänzender als der Nimbus

General Gerhard Johann David von Scharnhorst.
Nach dem Gemälde von Friedrich Burn (1763—?) gezeichnet von Friedrich
Wilhelm Böllinger (1777—1825). Auf $\frac{2}{3}$ verkleinert.

um den Condottiere, ihre sittliche Kraft war fest begründet, als die unsittliche Gewalt des Imperators.

Ein Gedanke war es vornehmlich, in dessen Durchführung man die Hauptarbeit erblickte. Es galt ein auf sittlicher Grundlage beruhendes, durch sittliche Ideale und wahre Bildung zusammen gehaltenes und nach sittlichen Zielen strebendes, ein nationales Heer „als die Vereinigung aller moralischen und physischen Kräfte aller Staatsbürger“ zu schaffen. Denn der Kampf fürs Vaterland, für die Unabhängigkeit und Ehre der Nation, der allgemeine Kriegerstand ist der Triumph der Sittlichkeit. Und aus diesem Gedanken heraus ergaben sich weitere vier Forderungen. Erstlich das Heer besteht fortan nur aus Inländern, zweitens aber — und fast wörtlich nahm man in diesem Kardinalpunkt die Ansicht Friedrich Wilhelms I., nun aber mit vollster Konsequenz auf — jeder Unterthan des Staates ohne Unterschied der Geburt ist kriegspflichtig. Alle Bewohner des Staates sind seine geborenen Verteidiger. Drittens die Beförderung zum Offizier, welche der König während der Dauer des Krieges jedem, der nicht ein Verbrechen begangen, schon in Ansicht gestellt, findet ebenfalls ohne Rücksicht auf die Geburt nur nach dem Maß der Befähigung und guten Führung statt, namentlich bei der Beförderung zum General hat jede Rücksicht auf das Dienstalter zu schweigen. Niemand wird zum Offizier ernannt, der nicht vorher Gemeiner, Unteroffizier und Portepeeäfährnrich gewesen, und die Beförderung zum Portepeeäfährnrich ist abhängig von einem wissenschaftlichen Examen, das Aufsteigen zum Offizier von einem zweiten Examen und von dem Vorschlag des Offizierskorps. Denn die alleinige Zulassung des Adels zum Offizierstande habe die Armee sowohl der Talente und Kenntnisse des übrigen Teiles der Nation beraubt, als auch den Adel überhaupt der Verpflichtung entzogen, sich militärische Kenntnisse zu erwerben. Daher sind die Offiziere in ihrer Bildung gegen alle anderen Stände weit zurückgeblieben, und ist die Armee zum Gegenstand des Hasses, ja der Verachtung geworden. Viertens alle entehrenden Strafen und Misshandlungen, vornehmlich die Stockprügel sind aus dem Stande vollständig verbannt, dem fortan die ganze Nation angehört. Denn „jede Strafe, die in einem anderen Stande entehren würde, muß im Soldatenstande doppelt entehrend sein“. Endlich aber mit dem immer reineren und volleren Wiedergewinn des uralten deutschen Grundsatzes der allgemeinen Wehrpflicht, mit der Zusammensetzung des stehenden Heeres aus allen Einwohnern, soweit sie nicht durch körperliche Leiden, Blödsinn oder Verbrechen ausgeschlossen waren, hatte man zugleich die Beschränkung der Dienstpflicht auf eine gewisse Zeit — zehn Jahre Schling Stein, sechs Jahre Scharnhorst vor — als notwendig erkannt.

Am wenigsten aber Scharnhorst und Gneisenau hätten in einer bewaffneten Volksmenge allein schon ein Heer gesehen, und die stete Einübung des militärischen Dienstes auf dem Exerzierplatz wie vorzüglich im Felddienst, im Scheibenbeschieten und Tiraillieren, blieb daher unter Zulassung aller überflüssig erscheinenden Nebendinge nach wie vor notwendig. Ebenso wurden die Militär-Verwaltung, das Militärbildungswesen, der Generalstab, das Festungswesen und namentlich die Artillerie einer durchgreifenden Neuerung unterworfen. Allein aber durch Zusammen- und Zusammenschluß gewöhne sich, so erkannte man, die waffenfähige Mannschaft des Landes als ein militärischer Körper. Uebung seye Lehrmeister, Krieger sitte Krieger vorans, und „um ein ganzes Volk zu Soldaten zu machen, muß ihm mitten im Frieden militärischer Geist eingefloht werden“. Gerade hier lag die größte

Schwierigkeit. Denn wie hätte Napoleon ein solches Zusammensein der Waffenfähigen der Nation geduldet! Wenn man sich anfänglich, da der größte Teil des Staatsvertrags noch vom Feinde besetzt gehalten wurde, und unter dem finanziellen Druck aus freien Stücken entschlossen hatte, mit einem Heere von 40 000 Mann sich zu begnügen, so müßte es doch zum verhängnisvollen Ende führen, als Napoleon durch den Pariser Vertrag vom 8. September 1808 dem Staate verbot, eine größere Kriegsmacht als 42 000 Mann zu halten. Welch drückende neue Fessel war damit allen denen angelegt, die nie und nimmer die Hoffnung aufgeben mochten, daß das Vaterland in all seiner Herrlichkeit wieder auferstehen werde! Wohl oder übel: Wer die Befreiung von der französischen Knechtschaft noch wollte, mußte zur Verstellung, zur Heimlichkeit greifen, und wer ermißt die Überwindung, die es diesem Geschlecht des männlich festen und freimütigen Wortes, der frischen That gekostet haben mag, zu diesem Mittel „der List der Idee“ zu greifen! Wie sollte man die allgemeine Wehrpflicht bei so geringer Präsenziffer verwirklichen? Da war es in der That nicht nur ein überaus glücklicher Gedanke Scharnhorts für die Bedürfnisse der Zeit, sondern ein Gedanke, der die allgemeine Wehrpflicht im vollen Sinne des Wortes volkstümlich mache, daß er von den 25 Mann, welche die Kompanie damals nur noch zählte, noch weitere drei, fünf, ja mehr Mann zu beurlauben vorschlug. An deren Stelle während eines Monats ausgebildet, wurden wieder neue Mannschaften notdürftige militärische Erziehung zu vervollkommenen, während um die Offiziere in die Kantons gesendet, welche die Beurlaubten in ihrer Heimat weiter schulen und zugleich den kriegerischen Geist in der Jugend erwecken sollten. Auf diese Weise wurden, ohne daß Napoleon über Vertragsverletzung klagen konnte, über 100 000 „Krümper“, wie man sie nannte, im Manöverieren und Exerzieren ausgebildet, die alsbald der Schrecken der napoleonischen Heere werden sollten. Dahin zielte ja die Thätigkeit der Patrioten, den Eroberer völlig zu verderben, und furchtbar gähnte der Haß gegen ihn, der das Vaterland so schändlich mißhandelte. „Für den Redlichen“, so urteilte kein Geringerer als Stein, „ist kein Heil als in der Überzeugung, daß der Rücklose zu allem Bösen fähig ist; Zutrauen auf den Mann zu haben, von dem man mit so vieler Wahr-



Generalfeldmarschall Graf Neidhardt von Gneisenau.

Nach der Zeichnung von Franz Krüger (1797–1857) lithographiert von F. C. Schall (thätig in der ersten Hälfte des 19. Jahrh.). Auf 1/8 verkleinert.

wurden nämlich junge Rekruten eingezogen, und für sie, die man nunmehr beurlaubt, eingezogen und ausgebildet. Und um die weiteren schulen und zugleich den kriegerischen Geist in der Jugend erwecken sollten. Auf diese Weise wurden, ohne daß Napoleon über Vertragsverletzung klagen konnte, über 100 000 „Krümper“, wie man sie nannte, im Manöverieren und Exerzieren ausgebildet, die alsbald der Schrecken der napoleonischen Heere werden sollten. Dahin zielte ja die Thätigkeit der Patrioten, den Eroberer völlig zu verderben, und furchtbar gähnte der Haß gegen ihn, der das Vaterland so schändlich mißhandelte. „Für den Redlichen“, so urteilte kein Geringerer als Stein, „ist kein Heil als in der Überzeugung, daß der Rücklose zu allem Bösen fähig ist; Zutrauen auf den Mann zu haben, von dem man mit so vieler Wahr-

heit sagte, er habe die Hölle im Herzen, das Chaos im Kopfe, ist mehr wie Verblendung". Und wenn Heinrich von Kleist in seinem "Katechismus der Deutschen" Napoleon „den Anfang alles Bösen, das Ende aller Guten, den Sünder“ nennt, „den anzulagern die Sprache der Menschheit nicht hinreiche und den Engeln einst am jüngsten Tage der Ewigkeit vergehen werde“, so redete er allen getreuen Preußen, ja der ganzen Menschheit aus der Seele.

Munmehr glaubte Scharnhorst die Zeit gekommen, die Pläne, die er 1803 und wieder 1806 und 1807 für die Bewaffnung des ganzen Volkes gehabt, auszuführen zu können. Zivil und Militär sollten sich ja gegenseitig, wie Boyens Ausdruck lautet, die Hände bieten, um als Diener nur eines Staates auch nur zu einem Zweck hinzuarbeiten. Da aber der Widerwille jedes gebildeten und feiner fühlenden Mannes gegen die schlechten Gesellen und Bagabunden aus denen sich die stehenden Heere ja noch zusammensetzten, noch immer im höchsten Maße lebendig war, auch eine unkriegerische Gemütslage bei den Gewerbetreibenden wie Studierenden vorausgesetzt werden mußte, so dachte Scharnhorst eine besondere Miliz neben dem stehenden Heere zu errichten. „Denn“, so heißt es, die Zeit vortrefflich charakterisierend, in dem Bericht der Reorganisations-Kommission, „bei der jetzigen Lage der Dinge scheint es darauf anzukommen, daß die Nation mit der Regierung aufs innigste vereinigt werde, daß die Regierung gleichsam mit der Nation ein Bündnis schließe, welches Zutrauen und Liebe zur Versammlung erzeugt und ihr eine unabhängige Lage verleiht. Dieser Geist kann nicht ohne einige Freiheit in der Herbeischaffung und Zubereitung der Mittel zur Erhaltung der Selbständigkeit stattfinden. Wer diese Gefühle nicht genießt, kann auf sie keinen Wert legen und sich nicht für sie aufopfern. Eine Nationalmiliz kann, wenn sie sich selbst erhält, bewaffnet, kleidet und übt, in jenem Geiste auftreten; sie wird ihn aber nie bekommen, wenn sie vorher durch die stehende Armee gehen muß, wenn ihre Selbständigkeit durch einen eingebildeten Druck gelähmt wird“.

Daher glaubte Scharnhorst Miliz und stehendes Heer vollständig trennen zu müssen. In jeder Kommune sollten die Wehrpflichtigen vom 19. bis zum 31. Lebensjahr in zwei Klassen geteilt werden, von denen die Freiwilligen und diejenigen, die sich nicht selbst bekleiden, bewaffnen und bekostigen können, dem stehenden Heer eingereicht, die übrigen der Miliz zugewiesen werden sollten. Die Wahl der Offiziere sei den Wehrmännern zu überlassen und nur die erforderliche Bildung vorzubehalten. Auch die Ausübungzeit dieser Miliz war ungemein kurz gedacht, in jährlich acht, später sogar nur in vier Wochen sollte sie beendet sein. Allerdings sah man dabei voraus, daß nach Steins Ausdruck „in allen Stadtschulen Anstalt getroffen werden, um Kenntnis des Gebrauchs der Waffen und der Bewegung größerer Menschenmassen zu bewirken“. Weiter aber verlangte Scharnhorst den Landsturm. Alle Männer, die irgendwie eine Waffe führen können, sind ihm schlechthin zur Verteidigung des Vaterlandes verpflichtet, und er zweifelt nicht, daß, was in Spanien gesungen, sich auch in Preußen zu glücklichem Ende führen lassen werde.

Nicht lange und auch diese Pläne sollten Wirklichkeit werden, und während der König und seine Regierung nicht nur lieb und heilig gehaltene Einrichtungen des alten Staates, sondern auch positive Rechte daran gaben, um den Gemeingeist des Volkes, das Bewußtsein der tatsächlichen Einheit zwischen Staat, Heer und Untertanen zu erwecken, zeigte sich, daß die Besten des Volkes aus allen Ständen mit stets höher schwelender Begeisterung für das Vaterland, immer zorniger

lut gegen die fremden Unterdrücker der Regierung entgegenkamen. Wohl hatten die reformer schwere Kämpfe gegen die Widersacher, „die Maulwürfe“, wie man sie nannte, zu bestehen. Wohl tauchten Schnähs- und Spottgeschichten auf gegen den preußischen Staat, und hier und da wagte eine verkommenen Seele ihre ehrlose Gesinnung der Gerechte und Ungerechte auszusprechen, aber immer inniger schloß sich das censurische Volk an seinen König an, immer heiliger durchzitterte die Volksseele die Leidenschaft nach Freiheit, nach Niederwerfung des Tyrannen. Wie hätte es auch anders sein können in dem Staate des Großen Kurfürsten, des Großen Königs! Wohl kannte man die Sünden der Vergangenheit, man erkannte auch die Fehler, die selbst ein Friedrich begangen, aber gerade der Ruhm, den er dem preußischen Volke erworben, die strenge Pflichterfüllung, mit welcher er dem Staat gedient hatte, waren die sterne, denen man zustrebte, waren die Anker, an denen man festhielt. Wohl wünschte auch das nichtpreußische deutsche Volk in die Zügel und lechzte nach Befreiung, aber während man sich im übrigen Deutschland mit jenen unklaren, nur halb-jahren Vorstellungen von der einstigen Herrlichkeit der deutschen Kaiserzeit begnügte, hatte man in Preußen die Augen wenig rückwärts zu wenden, um zu erkennen, daß ein wahres nationales Leben, eine staatliche Selbständigkeit nur in sinner Pflichterfüllung begründet sein könne. Nur auf den König und seine Satgeber hatte man zu schauen, um in gewissenhafter Sittenstreng und treuer Arbeit die Voraussetzung der nationalen Freiheit zu erblicken. Wo auch hätten die übrigen Deutschen den Gedanken hernehmen sollen, daß der Staat eine sittliche Persönlichkeit und sein Wesen ein Spiegel der moralischen Gesinnung seiner Bürger sei? Aber nun, da jede politische Einheit so gründlich zerrissen war, fühlte man gerade die einende Kraft der gemeinsamen Schäye des inneren nationalen Lebens. Mit warmer Enthusiasm wandte das deutsche Volk sich zurück und freute sich des deutschen Mittelalters, der deutschen Kunst und Sage. Dichtkunst und Wissenschaft griffen zurück i das Leben der Altvorderen, zeigten ihren Reichtum an allen idealen Gütern.

Mit vollstem Recht, mit gerechtsamster Begeisterung nahm man auf, was Schim von Arnim und Brentano in des „Knaben Wunderhorn“, die Brüder Grimm in den alten Volksmärchen den Herzen wiedergewannen, was Eichhorn om deutschen Recht und Savigny von der Recht schaffenden Kraft des Volkes eiftest ermittelte. Linden, der es trotz der Schergen Napoleons wagte, gegen das undeutsche Wesen des Rheinbundes zu schreiben, erzählte damals zuerst dem deutschen Volk seine herrliche Geschichte, und mit Jubel fühlte man sich als die Söhne solcher Väter. Mit tiefem Ernst empfand man, daß man dies schöne Erbteil der Ihnen nur besitzen könne, wenn man es neu erwarrt. Jetzt erst verstand die Nation voll und ganz, was ihr Schiller so eindringlich von der Pflicht fürs Vaterland gepredigt; ja selbst der Fürst des deutschen Geistes, der alternde Goethe, wirkte, wie unbeabsichtigt auch immer, auf die nationale Erhebung erfolgreich ein. Und wie oft seine Zurückhaltung seit den Tagen der Königin Luise beklagt ist, die Begeisterung für Goethe wie für Schiller mußte ein Band werden, welches das Bewußtsein der deutschen Einheit enger schlang.

Indessen wie einst der kategorische Imperativ von Kant nur in Preußen, in dem Staat, der seine Verkörperung darstellte, gefunden werden konnte, so zeichnet es das Wiedererwachen des preußischen, auf das Wirkliche gerichteten Staatsgeistes, daß eine römische Geschichte, eine Darstellung von den staatschaffenden und staatserhaltenden Mächten, wie sie jetzt Niebuhr herausgab, im



Johann Gottlieb Fichte.

Nach dem 1808 entstandenen Gemälde von Heinrich Dahlberg (1773—1850) i. S. 1814 gezeichnet von Joh. Friedr. Jügel.
Auf $\frac{1}{2}$ verkleinert.

und alles, Hab und Gut, Leib und Leben
Wohl kam es dahin, daß sich wahr-
lich nicht die Schlechtesten des Volkes
in geheimen Bünden, deren bekanntester
der Tugendbund war, zusammengesetzen-
thaten, und wohl konnte man an
ihnen den Pulschlag der Nation
fühlen, wohl knüpften nicht wenig
Ehrzügige heimlich Verbindungen an,
sammelten Waffen und suchten alle
Mittel und Kräfte für die Stunde
der Bevölkerung bereit zu machen, aber
nichts bezeichnet mehr die monarchische
Gesinnung dieses kampfbereiten Volkes,
als daß kaum jemand daran dachte, los-
zuschlagen, bevor der Ruf des Königs
zu den Waffen rief. Lebendig empfand man
dann wie heute den heroischen und
vaterländischen Geist, ja vor der
ausflammanden Begier nach Kampf
und Freiheit verschwand die Ueber-
tretung der militärischen Disziplin,
welche in dem eigenmächtigen Zuge

dem Staate geschrieben wurde, in
dessen Wiege nichts von ästhetischer
Schönheit, aber jede Bedingung zur
vollsten und reinsten Ausgestaltung
der ernsten Wirklichkeit gelegen hatte.
Nur hier und hier allein konnte
Arndt mit seinen Schriften und Dichtungen,
könnte Schleiermacher mit seinen Predigten, könne Fichte
mit seinen Reden an die deutsche
Nation, mit dem Aufruf zur Pflicht-
erfüllung, zur unbedingtesten Hingabe
an das Ganze so mächtig, so zündend
auf die Gewissen wirken. Mochten
draußen auf der Straße französische
Kommandos den Soldaten zugesungen
werden, in der Dreifaltigkeitskirche
und in den Sälen der Akademie
unter den Linden zu Berlin
tönten mit gewaltigem Ernst deutsche
Worte, und eine von heiliger Be-
geisterung ergriffene Menge deutscher
Männer saßte in ihrem Gewinne
den Entschluß: Los vom Feinde,
für den König und das Vaterland!



Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher.

Nach dem Gemälde von Franz Krüger (1797—1857) lithographiert
von Angelo Gentili thätig in der ersten Hälfte des 19. Jahrh.

des Majors Ferdinand von Schill zu Tage trat, völlig. Mit warmer Teilnahme, vielmehr mit drohendem Zürnen begleitete man das tragische Ende des tapferen Majors und seiner Helden. Wohl war es die allgemeine Empfindung, welche der Dichter aussprach, daß kein Kaiser, kein König, sondern die Freiheit, das Vaterland ihn ausgelandet habe. Aber weder Schill noch die wenigen anderen Offiziere, die ähnliches versuchten, vermochten die Kampfeslust des Volkes auf ihre Abwege zu leiten.

Dagegen wies dies Preußenvolk, daß, wie man nicht ohne hämischen Seitenblick bemerkte hatte, nur Krieger und Staatsmänner, streng logisch geschulte Denker und Kritiker erzeugen könnten, an dem gestirnten Himmel der Poësie jetzt hellstrahlende Sterne auf. Die schwere Natur des Volkes brauchte solch gründlichen Eingriff in sein Leben, um seiner poetischen Begabung sich bewußt zu werden. Heinrich von Kleist, Achim von Arnim, Schenckendorf und de la Motte Fouqué waren Preußen, und ihre flammenden Worte zündeten dem Blitze gleich. Und welch' Segen bringender, welch' erhebender Gedanke war es, mitten noch in der Knechtschaft dem Geiste und der Wissenschaft eine Freistadt zu eröffnen und zu zeigen, daß, „was man an physischen Kräften verloren, an geistigen doch noch besitze!“ Solches erklärte der König gleich nach dem Tilsiter Friedensschluß, und Wilhelm von Humboldt war es zu danken, wenn diese Absicht so bald verwirklicht wurde.

1810 wurde die neue Hochschule in Berlin eröffnet, und wurden Männer zu Lehrern berufen, die wie Schleiermacher, wie Savigny und Eichhorn, wie Niebuhr und Boeckh, wie Hufeland und Thaer noch heut gefeierte Größen sind, und die in der Erkenntnis des wahren Wertes der Wissenschaft die Beziehung zum Leben und Staat betonten und auf diese befürchtend einwirkten.

Denn in der harmonischen Vereinigung von geistiger Bildung und staatlicher Zucht, von kriegerischer Gesinnung und sittlichem Pflichtgefühl, von unbedingter Erfüllung der staatlichen Aufgaben des Einzelnen und hingebender Liebe zum Vaterlande, in der gleichmäßigen harmonischen Ausbildung der Kräfte des Verstandes und aller Gaben des Gemüts und Herzens erkannte man richtig die Grundlage jedes Erfolges. Auf dem realen Boden der bestehenden Verhältnisse mußte die vorschwebende Idee mit allen gegebenen Mitteln, vor allen den in der Idee selbst liegenden Mächten durchgeführt werden. Der ideale Glaube an das Vaterland mußte ersezzen, mußte vervollkommen, was an physischer Kraft fehlte. Die



Ferdinand von Schill.

Gezeichnet und gestochen von Ludwig Buchhorn (1770—1856), auf etwa $\frac{2}{3}$ verkleinert.

sichere Zuversicht, daß das Vaterland nicht untergehen könne, mußte alle beherrschen, und sie wieder, wenn sie eine unumstößlich sicher die Herzen beherrschende sein sollte, konnte allein nur in dem Glauben an die ewig waltende Gottheit begründet sein. Und in der That, wie verschieden auch immer die religiöse Überzeugung der Führer gerichtet sein mochte, jede Reform im Staat und im Volke war getragen von einer frommen religiösen Gesinnung. Vom Throne bis zur niedersten Hütte, überall herrschte wieder der wahre, innerlich empfundene Glaube an den alten Gott, denn un trennbar war der Glaube an Gott von dem an das Vaterland. Und wo anders sollte man dem „Allmächtigen des Verstandes“ gegenüber die Rettung überhaupt noch suchen, als in dem, der allmächtig alle Herzen und Gemüter umfaßt. Wieder ward der Gottesglaube der innerste Lebensquell, und wieder ward es, nach Steins Worten, die Aufgabe des Staates, darüber zu wachen, daß er nie ver siege, und daß die Heiligkeit des Gottesdienstes wie die Reinigkeit und Unsträflichkeit des geistlichen Standes, der durch Vorbild und Lehre Vorgänger und Erzieher der Erwachsenen sein solle, aufrecht erhalten werde.

So bildete sich Staat und Gesellschaft in Preußen vollständig neu, und wie der alte Blücher wollte keiner mehr Fesseln tragen. Doch noch beschwichtigte der König die aufgeregte Stimmung immer wieder, und in heißer Ungeduld fragte man sich unaufhörlich, wann denn, ja ob denn überhaupt jemals die Beziehungen zu den auswärtigen Mächten den rechten Zeitpunkt zur Abwehrung des unerträglichen Joches würden erscheinen lassen.



Luisenwahl bei Königsberg in Preußen.

In den Jahren 1808 und 1809 Sommeraufenthalt der Königlichen Familie.
Am Mittelbau zu edener Erde befand sich das Schlaumer, und im ausgedauten Dachgeschoß
bewohnte das Königspaar zwei Manjardenzimmer.
Nach einem Lichtbilde.



Empfang der Königlichen Familie in Weizensee bei ihrer Rückkehr nach Berlin,
am 23. Dezember 1809.

Nach der Zeichnung von Heinrich Dahlung (1773–1850) im Jahre 1810 gestochen von Daniel Berger (1744–1824).
Auf $\frac{3}{4}$ verkleinert.

Die Befreiungskriege.



Mit dem Frieden von Tilsit hatte Napoleon die militärisch stärkste Landmacht Europas vollständig zerschlagen, nun gingen all seine Gedanken dahin, die nicht minder gehaßte Seemacht Englands zu vernichten. Unfähig, auf der See ihr beizukommen, meinte er, sie in Spanien zu treffen. Da aber hier die französischen Waffen nicht das gewohnte Glück hatten, so war Napoleon genötigt, die große Armee, welche noch auf Preußens

Gefilden lag, nach Spanien zu führen. Und da dadurch sowohl Russland wie Österreich freie Hand bekommen hätten, und eine preußische, ja allgemeine deutsche Erhebung hervorgerufen werden konnte, so mußte er zunächst den Zaren völlig gewinnen. Dies aber konnte er, indem er ihm nicht nur seine finnischen, sondern namentlich seine orientalischen, auf den Erwerb der Moldau und Walachei gerichteten Absichten auszuführen erlaubte. Und indem nun Alexander durch dieses scheinbare Eingehen auf russische Interessen sich täuschen ließ und die Beziehungen mit Frankreich enger und

Eiserner Trauring vom Jahre 1813.
In Größe des Originals im Märkischen Provinzialmuseum
zu Berlin.

herzlicher knüpfte, geschah es nicht nur, daß Österreich seine kriegerischen Absichten und Rüstungen vertagen, sondern daß Preußen in jenem unseligen Pariser Vertrage vom 8. September 1808 dem Kaiser Hilfeleistung in einem Krieg gegen Österreich zusagen und mit der Zulassung der Besiegung der Österreicher durch französische Truppen sein „Todesurteil“ hinnehmen mußte. Mühsam genug hatte Prinz Wilhelm, der mit großer Selbstverlängmung den Vertrag verhandelt, die geforderte Aufnahme der Entlassung Steins in den Vertrag selbst abgewehrt. Im September und Oktober 1808 folgte dann zu Erfurt an jenem großen Huldigungstage der zu Knechten Napoleons herabgewürdigten deutschen Fürsten die berühmte Zusammenkunft des Zaren mit dem Kaiser der Franzosen. Noch konnte Alexander Europa retten, konnte wenigstens für Preußen, wie er auf der Hinreise sogar persönlich dem Könige vertrösten, mildere Bedingungen für die Kontributionszahlungen und für die Räumung des Landes verlangen, denn Napoleon bedurfte seines guten Willens. Aber wiederum ließ Alexander den Freund im Stich, erklärte mit kalter Verachtung der im Friedensschluß übernommenen Verpflichtungen dem „Herrn Bruder“, an der Ausführung des zu Preußens Gunsten in Tilsit „Verabredeten gar kein Interesse zu haben“, und hinter den orientalischen Vergrößerungsplänen Russlands stand die Freiheit der Staaten Europas zurück.

Napoleon konnte ungehindert durch die Bejürchtung einer deutschen Erhebung aufs neue gegen Spanien ziehen und konnte, da er wiederum hier seine Wünsche nicht voll erfüllt sah, den folgenschweren Entschluß fassen, das österreichische Kaiserreich für seine Rüstungen zu züchtigen. Denn Russlands war er in der That sicher. Wie jäh auch die Worte der Freundschaft von Alexanders Lippen floßen, als das preußische Königs paar seiner Einladung nach Petersburg zu Neu jahr 1809 folgte, so hielt der Zar an dem Bündnis mit Frankreich doch fest, obwohl er durch wenigstens zeitweiliges Nachgeben in dem orientalischen Vergrößerungsplane den Kampf verhindern konnte. Er war vielmehr gesonnen, Seite an Seite mit dem Kaiser gegen Österreich zu kämpfen. Wie hätte Preußen — Franzosen im Lande, Franzosen in der westlichen, Russland und die sächsisch-polnischen Franzosenfreunde in der östlichen Flanke — gefeuelt und argwöhnisch beobachtet von Napoleon, es wagen dürfen, dem österreichischen Staate zu Hilfe zu kommen! Von England war trotz aller Bemühungen eine Unterstützung nicht zu gewärtigen, und die Wiener Hofburg lehnte sogar jeden Abschluß eines Vertrages ab. Dennoch hofften nicht nur die Männer der Kriegspartei, daß nun die Erhebung erfolgen werde, sondern der König selbst glaubte zeitweise, wiewohl er im Grunde seines Herzens an jedem Erfolg über Napoleon fast verzweifeln wollte, daß er mit dem Zaren den Österreichern zu Hilfe kommen könne. Aber nicht nur mit Worten, sondern mit der That, mit dem Vormarsch gegen den Erzherzog Ferdinand bewies Alexander seine napoleonische Politik, und recht gesessenlich übte Österreich Verrat. Um Preußen bloßzustellen, sandte Kaiser Franz, während das tiefste Geheimnis unbedingte Voraussetzung war, offenkundig den Obersten Steigentisch nach Königsberg, ja mehr, der Oberst mußte die vertraulichen Mitteilungen des Königs und der Königin dem Gesandten Ferdinande verraten. Schon stellte das preußische Ministerium die Zahlungen an Frankreich ein, und die zusammengezogenen Lager suchte man mit dem Vorgeben zu verschleiern, daß es die nach dem Pariser Vertrage schuldigen Hilfsstruppen für Napoleon seien, die man hier zusammengezogen. Da trotzdem der französische Sieg bei Wagram und der Waffen-



Königlicher Einzug Seiner Majestät des Königs von Preußen

Friedrich Wilhelm III.

zu Berlin am 23. December 1819

Nach der Zeichnung von Ulrich Ludwig Wolf (1772–1832), k. S. 1811 gestochen von Friedrich Wilhelm Böllinger (1777–1826)
Mit etwa 1/10 verkleinert.



Empfang des Königs Friedrich Wilhelm III. durch Kaiser Alexander I. vor St. Petersburg,
am 7. Januar 1809.

Nach der Zeichnung von Ulrich Ludwig Wolf (1772–1832) gestochen von Gottfried Arnold Lehmann (geb. 1770).
Auf $\frac{1}{2}$ verkleinert.

stillstand von Znaim Friedrich Wilhelms geringe Hoffnungen völlig niederschlugen, zeigte der König noch einmal sich willig, schickte Kneesebeck zu weiteren Verhandlungen an Kaiser Franz, mahnte den Zaren aufz dringendste.

Was Wunder, daß nun, als Österreich trotz seines herrlichen Sieges bei Aspern durch die Vermittlung des Fürsten Metternich, der jetzt an Stadions Stelle getreten, mit Frankreich den Frieden von Wien (14. Oktober 1809) geschlossen, die volle Schale des giftigen Hornes Napoleons über Preußen ausgeschüttet wurde! Ihm zu befähigen, kehrte auf sein Verlangen die königliche Familie am Schluss des Jahres nach Berlin zurück. Mit hellem Jubel und lauterster Freude ward sie vom Volke empfangen, die ganze Allgewalt der Liebe des Volkes brach in erschütternder Kraft sich Bahn bei diesem wehmütigen Einzuge. Aber hier unter den Bajonetten der Franzosen war dem König die Freiheit des Entschlusses völlig beschritten. Die allerhärtesten Worte mußte der zur Vergnügung des Friedens nach Paris gesandte Oberst von Krusemarek hören, mit dünnen Worten sagte ihm Napoleon, daß Preußen den Krieg geplant, den Vertrag gebrochen und dafür büßen müsse. Neue Geldforderungen waren noch die geringste Strafe, und bald zeigte es sich, daß der Uebermüdige die völlige Entwaffnung Preußens — la partie militaire est hors de saison en Prusse — und die Abtretung Schlesiens verlangte. In der That war die Lage des Staates eine so über alle Maßen bedenkliche, war die Zahlungsunfähigkeit eine so feststehende, daß die Minister es nicht wagten, dem Könige die runde Ablehnung



König Friedrich Wilhelm III., der Kronprinz und Prinz Wilhelm am Sterbebette der Königin Luise, zu Hohenzieritz in Mecklenburg-Strelitz, am 19. Juli 1810.

Nach der Zeichnung von Heinrich Döhling (1773—1850) gestochen von Daniel Berger (1744—1824).
Auf etwa $\frac{1}{2}$ verkleinert.

solch schimpflicher Bedingungen anzuempfehlen. Doch keineswegs fügte sich dem der König. Jetzt, im Juni 1810 berief er vielmehr Hardenberg an die Spitze des Staates mit ausgedehnter Vollmacht, und Napoleon hatte in der Erwartung, daß Hardenberg Geld schaffen werde, die Gnade, den einst mit seinem Hass beehrten Minister dem Könige zu gönnen. Seine Berufung war fast die letzte Freude der Königin. Wenige Wochen darauf trat die Herrliche eine Reise zu ihrem Vater an, von der sie nicht zurückkehren sollte. Am 19. Juli 1810 brach ihr das verwundete Herz, und weinend, aber mit dem ernsten Gelübde, daß wenigstens die Asche der Verklärten in freier Erde ruhen solle, umstand das ganze Volk die Bahre.

Hardenberg hatte die lebhafte Absicht, die nötigsten Mittel für die französischen Zahlungen zu beschaffen. Doch hatte er bei der Erhöpfung des Staates nicht den gewünschten Erfolg. Vor allen Dingen aber entschloß er sich, überhaupt allen Forderungen, welche die Franzosen mit wie geringem Recht auch immer aus den Verträgen ableiteten, voll zu genügen. Furchtbarer und furchtbare lasteten auf dem Staate namentlich die abscheulichen Bestimmungen der Kontinentalsperre, welche durch die Dekrete des Jahres 1810, besonders den Tarif von Trianon, ihre Vollendung erhielten und den englischen Handel zu Gunsten des

französischen vernichten sollten. Aber ohne zu zucken, folgte Preußen jetzt den herrischen Geboten von der Seine her. Diese Nachgiebigkeit gewährte wenigstens die Möglichkeit, dem Meister der Lüge und des Betruges die forschreitende innere Entwicklung Preußens einigermaßen zu verbergen, oder sie doch fortzusetzen.

Mit dem Frieden von Wien war nun aber das wichtigste Verhältnis Frankreichs auf dem Festlande, das zu Russland, vollständig verschoben. Die Freundschaft Frankreichs mit Österreich war jetzt angebahnt, ja durch die Vermählung des Emporköniglings mit der Tochter des einstigen deutschen Kaisers wurde ihr die Krone aufgesetzt. Das Einverständnis mit dem Zaren hatte seitdem für Napoleon sehr an Wert verloren. Mit den Abtretungen, die Österreich am adriatischen Meere und in Galizien hatte machen müssen, war Napoleon sogar dermaßen Russland auf den Leib gerückt, daß der französische Angriff auf Russland nur noch eine Frage der Zeit schien. Und doch noch nicht genug. Unanhaltsam schritt der Gewaltige fort und häufte mit seinen Unthaten gleichsam den Ossa auf den Pelion. Mitten im Frieden am 9. Juli 1810 annexierte er Holland, und am 10. Dezember erklärte er gar die Mündungen der Ems, Weser, Elbe und Trave mit Bremen, Hamburg und Lübeck für französisches Staatsgebiet. Es war eine neue ruchlose Verhöhnung des deutschen Vaterlandes, es war eine engere Umjchnürung Preußens, aber es war zugleich auch eine weitere Vorschubung Frankreichs in die von Russland beanspruchte baltische Interessensphäre. Es war weiter ein Vertragsbruch und eine schroffe Beleidigung des Zaren persönlich. Denn in diese Annexion war auch der Herzog von Oldenburg, Alexanders Verwandter, dem früher ausdrücklich Land und Leute zugesichert worden waren, eingeschlossen. Wie eine Ohfiege, vor den Augen Europas ihm gegeben, empfand Alexander diesen Schlag, und seit dem Sommer 1810 rüsteten er und Napoleon gleichmäßig zum letzten Ringen um die Vorherrschaft in Europa. Es begreift sich, daß nun auch Preußen Waffen anlegen mußte, so gut es sie hatte. Denn wie auch der Kampf enden möchte, sicherlich wurde Preußen der Kriegsschauplatz, oder doch mindestens die Angriffsstraße. Man mußte wählen zwischen Russland und Frankreich, an Neutralität durfte man am wenigsten denken. Denn das neutrale Preußen hätte der Sieger Napoleon gewiß in seine Vorbeeren gewunden. Schon erfuhr man aus zwar gefälschten, aber die Absicht Napoleons richtig wiedergebenden Briefen, daß die Vernichtung unseres Staates, die längst schon der Moniteur als unauflieblich bezeichnet, den Kampf gegen Russland als ein gutes Vorzeichen eröffnen solle. Auch Champagny, der französische Minister des Auswärtigen, stimmte jetzt für den Untergang Preußens.

So schien selbst ein den Russen günstiger Ausgang des Krieges für Preußen ohne Bedeutung bleiben zu müssen, und so lange Russland noch mit der Türkei Krieg führte, blieb der Sieg Russlands überhaupt undenkbar. Die Hoffnungen Scharnhorts und seiner Freunde auf die Kraft der vorbereiteten Erhebung des preußischen Volkes teilten weder der König, noch Hardenberg. Beide beklagten vielmehr den Mangel an tüchtigen Feldherren wie im russischen, so auch im preußischen Heere, und dem oft erprobten Schlachtenglück und dem Genie eines Napoleon gegenüber wollte Friedrich Wilhelm wohl überhaupt nicht mehr an die Möglichkeit des Sieges glauben. Andererseits hielten beide auch zur Ausheilung der Wunden des Krieges und der Okkupationszeit, zur Ausgestaltung der inneren Verhältnisse und zur Befestigung der begonnenen Reformen noch einige Jahre

der Ruhe für dringend erforderlich. Daher bildete die Erhaltung des Friedens 1811 das ganze angstvolle Jahr 1811 hindurch die Aufgabe, die sowohl in Paris wie in Petersburg, dort von dem General von Krusenstern, hier von dem Obersten von Schöler gelöst werden sollte. Dem Frieden sollte auch die Sendung des Fürsten von Hatzfeld im April zur Begegnung Napoleons bei der Geburt eines Sohnes dienen, zu welcher Hardenberg allerdings nur mit Mühe den König bestimmt. Aber die beschwichtigenden Neußerungen, die damals von Paris kamen, als seien es nur vorübergehende Wolken, welche zwischen Frankreich und Russland schwelten, konnten auf die Dauer um so weniger beruhigen, als Napoleon nicht nur die nach der erfolgten Bezahlung des fälligen Teiles der Kontribution vertragsmäßig zu vollziehende Rückgabe von Glogau nicht gewährte, sondern auch die Abrüstung forderte. Im April hatte der König dem Zaren mehrfach die Lage geschildert, in welche er durch den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Russland gerate, ihm geschildert, mit welcher Vorsicht er handeln müsse, um den Staat nicht einer ebenso schnellen als unfehlbaren Vernichtung auszusetzen. Unter dem Eindruck neuer Forderungen und Vergewaltigungen Napoleons schreibt er am 12. April dem Zaren: „In absoluter Ungewissheit über die Absichten Napoleons gegen Preußen muß ich fürchten, daß er sich erst im Augenblick des Krieges gegen Russland erklären und inzwischen alle Maßregeln nehmen wird, um die Streitkräfte zu paralyzieren, welche mir bleiben, und sich Preußens und aller seiner Hilfsmittel zu bemächtigen. Diese Betrachtungen erscheinen mir ebenso wichtig für Eure Majestät. Kann ich mit Sicherheit auf Ihre Unterstützung zählen? Werden Ihre Armeen mir zu Hilfe kommen, wenn ich angegriffen werde oder meine Provinzen durch Napoleon oder seine Verbündeten auf vertragswidrige Weise betreten werden? Ich habe das dringendste Bedürfnis, Ihre Entschließungen zu kennen, Sire, um danach die meinigen in den schwierigen Fällen, welche eintreten können, zu nehmen.“

Ohne Zweifel geht die Neigung des Königs damals dahin, mit Russland sich zu verständigen. Nun aber war Österreich des Türkenkrieges und Galiziens wegen mit Russland bitter verfeindet und unterstützte es im Kampfe gegen Napoleon gewiß nicht. Andererseits fürchtete Hardenberg die polnischen Gelüste Alexanders, und schließlich stand der wirkliche Ausbruch des Krieges noch keineswegs fest. Wohl aber war klar, daß Preußen durch einen Abschluß mit Russland, ohne daß der Krieg ausbrach, in schwerster Weise blosgestellt werde. Daher begann Hardenberg im Mai neue Verhandlungen sowohl mit St. Petersburg, dem französischen Gesandten in Berlin, wie durch Krusenstern in Paris. Gleichzeitig richtete Friedrich Wilhelm wiederum an Alexander die dringendsten Mahnungen. Keinen Augenblick würde er schwanken, so schreibt er, an Russlands Seite zu kämpfen, wenn der Zar sich mit Österreich verbünde, die Unabhängigkeit Polens zugestände, und seine Armee in der Nähe der preußischen Staaten wäre, so daß sie ihn unterstützen könne. Solange aber keine dieser Voraussetzungen zutreffe, wie vermöge er den Bestand seines Staates zu bewahren, ohne sich mit Frankreich zu verbinden? Er könne daher nur dringend wünschen, daß der Krieg vernieden werde.

Mit zornigem Unwillen aber verfolgten die Generale, verfolgten Scharnhorst und Gneisenau die neuen Verhandlungen in Paris. Scharnhorst besonders war mit Feuer und Geist für den Abschluß an Russland eingetreten und hatte die Bedenken des Königs und Hardenbergs mit der Gewißheit seines Glaubens an den endlichen

18^o Sieg zu entkräften gesucht. „Wir sollen kämpfen“, rief er zuversichtlich, „u Gott wird den Sieg verleihen!“ „Man liest den Adam Smith“ — so urtei Gneisenau mit Rücksicht auf Hardenbergs Bestrebungen, seine wirtschaftlich Reformen durchzuführen — „und vergisst darüber die Weltgeschichte. Scha Eisen an, eiserne Brust, eisernen Willen und Waffen! Habt Ihr dies, so wi es auch am Gelde nicht fehlen.“ Da führte Napoleon selbst sowohl den Kön wie den Kanzler zur Entscheidung für die russische Sache. Der Hohn, mit de er stillschweigend Hardenbergs Bedingungen eines Bündnisses ablehnte, Glog zurückbehält und seine eignen Rüttungen energisch fortsetzte, bestimmte den Kön am 16. Juli zu einem neuen Schreiben und gleichzeitig zur Absendung Scharnhorsts an den Zaren, um die militärischen Vorbereitungen für den Feldzug treffen. Esen erklärte der König in seinem Schreiben, den Schein des Einverständnisses mit Frankreich müsse er trotz allen Widerwillens bewahren, aber i Falle der Krieg wirklich ausbreche, werde er keine andere Partei als die russische ergreifen. Jedoch auch jetzt noch gab er diese Erklärung nur ab, indem er dara „bestand“, die wirksame Hilfe Russlands als Notwendigkeit zu bezeichnen, inde er „vertraute“, daß Alexander den besten Entschluß fassen und — der Friede in der Türkei war inzwischen geschlossen — Österreich gewinnen werde, indem ferner darauf „zählte“, daß Alexander keinen Frieden schließen werde, der nicht das Dasein und das Interesse von Preußen sichere, indem er endlich an die fröh gegebene Zusage des Kaisers erinnerte, im Falle des Sieges Preußen mindesten in die Besitzungen wieder einzusehen, welche ihm der letzte Krieg geraubt habe.

Jetzt wurde Gneisenau wieder berufen und mit brennendem, heissem Ei nahm er die unterbrochenen Kriegsrüstungen wieder auf, die Scharnhorst so herrlich entwickelt. Schon im Februar hatte Scharnhorst die Einziehung und viermonatliche Einübung von weiteren 11 000 Krümpern durchgesetzt und den König für diese Maßregel völlig gewonnen. Unter dem Vorwande der täglich bevorstehende englischen Landung, ja auf das ausdrückliche Gebot des dadurch beunruhigte Napoleon war im April der Befehl an sämtliche Truppenteile ergangen, ih Beurlaubten einzuberufen. Immer neue Krümper waren ausgebildet, unter bei Schein der Heranziehung von Arbeitskräften sogenannte Arbeiter-Brigaden gebildet und bei Schwedt war eine Schiffbrücke über die Oder geschlagen. Die Festungen Graudenz und Spandau, vornehmlich Pillau und Kolberg, „die Lebenspunkte der preußischen Macht“, wurden mit stärkeren Besatzungen belegt, mit Lebensmittel und Pulver reichlich versorgt. Schon verfügte man über 124 000 Mann eingeübter Truppen, von denen 74 537 unter den Waffen standen. Nun kam Gneisenau wieder auf den von Scharnhorst so oft versuchten „Plan zur Vorbereitung einer Volksaufstände“ zurück, durch den die Verteidigung erst volle Wirksamkeit erlangen werde. Damals fand dieser vorher und nachher so mißtrauisch betrachtet Gedanke den Beifall des Königs, und Sendboten zogen mit seiner Erlaubnis aus die Gemüter auf den Ausbruch der allgemeinen Erhebung gegen den Übermächtigen vorzubereiten.

Doch diese Tage der Freude auf die endliche Erhebung gegen den Gewalt herrscher rauschten nur zu schnell dahin. Napoleon hielt dem russischen Gesandten in Paris eine entsezliche Rede, die, indem sie den Frieden forderte, den Krieg in brutalster Form ankündigte. Aber auch den Schein von Hoffnung, der darin für die Erhaltung des Friedens lag, griff der König auf. Möchten, so meinte er,

e exaltierten Köpfe nur Heil im Kriege sehen, er glaube in der gegenwärtigen Lage der Dinge könne ein solcher nur unter schlechten Auspizien geführt werden. Hardenberg aber neigte wieder ganz dem Bündnis mit Frankreich zu. Er überredete den König, als Napoleon in bestimmter Form die Ausrüstung verlangte, in einem Brief vom 12. September sich zu fügen und erreichte damit doch nur, da
1811
12. Sept.
an sie nur teilweise vornahm, daß Napoleon binnen dreien Tage über die Grenze rücken erklärte, falls nicht die volle Ausrüstung erfolge. Ja, soweit mußte manch demütigen, die Reise eines französischen Bevollmächtigten in dem eignen Lande in Kontrolle darüber zu gestatten, ob die Ausrüstungen wirklich voll geschehen seien, und zu all den Demütigungen die Ungewißheit, wessen man sich von Russland zu resehen hatte! Noch immer hatte es dem Zaren nicht gefallen, jenen Brief des Königs vom 16. Juli zu beantworten, und den zum Abschluß der militärischen Verordnung endlich am 24. September in Petersburg eingetroffenen preußischen Bevollmächtigten, den General Scharnhorst, ließ er zehn Tage warten, bis er ihm auch in Audienz erteilte. Ja, als endlich im Laufe des Oktober Nachrichten aus Petersburg einliefen, da gaben sie noch immer der Friedenshoffnung Alexanders Ausdruck und bat den König, nicht Partei zu nehmen, nichts zu übereilen und in beiden Kaisern Freundschaft zu halten. Was war da zu erwarten? Was war hoffen? Und in schroffster Form lehnte eben damals Napoleon die preußischen Bedingungen ab. Wieder machte Hardenberg eine Schwankung und bat in einer kirchlichen Denkschrift vom 2. November den König, Berlin zu verlassen, mit Russland am 2. Nov.
und abzuschließen und mit Österreich wie mit England zu verhandeln. Da kam eben jenem Tage Scharnhorst aus Petersburg zurück und brachte die mit Russland am 17. Oktober geschlossene Militär-Konvention. Sie war in der That nicht allzu ungünstig, aber sie machte den Vormarsch der russischen Armee doch von dem erfolgten französischen Angriff auf Preußen oder von starken französischen Truppensammlungen an der Weichsel (nicht an der Elbe!) abhängig. So gegen auch dem preußischen Gesandten von Schöler in Petersburg die Arbeit des Generals erschien, Scharnhorst selbst war unruhig, wie sie der König und Hardenberg aufnehmen würden, und deutete gleich ansänglich darauf hin, daß nicht mehr erreichen gewesen sei. Auch Metternich bezeichnete sie Scharnhorst gegenüber älter als schlecht und ungenügend in einem Augenblick, da diesem alles daran mußte, sie als glänzend darzustellen, ohne daß der General, soviel wir wissen, Widerspruch dagegen erhob. Doch wie sie auch militärisch zu beurteilen in mag, der König hatte den Eindruck, daß ein hoher Grad von Thätigkeit, wie in der Kampf gegen einen Napoleon voraussehe, von der russischen Armee jetzt um zu erwarten sei; sie werde sich offenbar möglichst bald damit begnügen, auf die offensive, auf ihren ersten Kriegsplan zurückzukommen, den man nur mit Widerstand und allein darum verlassen habe, um sich Preußens zu versichern.

Der König verzweifelt also sowohl an der Aufrichtigkeit der Freundschaft, die an der Thatkraft Alexanders. Ebenso war Friedrich Wilhelm vollkommen von überzeugt, daß Österreich nicht das Mindeste für Russland oder Preußen tun werde. So ließ er die Verhandlungen mit Frankreich trotz der Ablehnung der preußischen Vorschläge wieder aufnehmen. Gleichzeitig aber wollte er doch einen letzten Versuch machen und durch offene Mitteilung seiner Verhandlungen mit Russland den Wiener Hof zum Kampf gegen Napoleon aufrufen. Er gab gar seine Zustimmung dazu, daß Scharnhorst diese Sendung übernehme, obgleich

er sehr richtig vorausgah, daß der General „in seiner allzu markierten Stellung in der Hofburg besonderes Mißfallen erregen werde. Scharnhorst aber übernahm sie nur, um nichts zu versäumen, denn an dem Entschluß Friedrich Wilhelms zweifelte er schon nicht mehr. Und wie der König vorausgesehen, geschah es. Österreich dachte so wenig daran, von seinem eingeleiteten Bündnis mit Frankreich zurückzutreten daß es der ganzen Lügenkunst Metternichs bedurfte, um das Gegenteil, um seine Plan, die Verlegenheit Preußens zur Erwerbung Schlesiens zu benutzen, zu verbergen. Selbst Scharnhorst war, wie gesagt, überzeugt davon, daß alle Hoffnungen die er einige Zeit gehegt, verloren seien. Die Sendung nach Wien scheiterte den auch vollständig, die nach Petersburg hatte nicht den Erfolg, den Friedrich Wilhelm für unerlässlich ansah; es blieb für Preußen kein anderer Ausweg übrig, als die französische Partei zu ergreifen. Nicht mehr war es die Frage, wie Napoleon besiegt werden könnte, sondern für den König wenigstens stand es fest, daß unter diesen Umständen an einen Sieg über Napoleon überhaupt nicht mehr gedacht werden könne.

1812 Doch während die Verhandlungen mit Napoleon die Gewißheit ergaben, daß von ihm nur das Vae victis des Brennus zu erwarten, wurde durch die Sendung des Generaladjutanten von dem Kneisebeck nach Petersburg noch ein Versuch gemacht, den Frieden zu erhalten. Auch er blieb vergeblich. Längst wußte man wie weit die Rüstungen Napoleons gediehen seien, jeden Tag kounte der Einmarsch erfolgen. Wirklich rückten am 26. Februar die Franzosen in Pommern, wenig Tage darauf ins Magdeburgische ein, waren auf dem Wege nach Brandenburg Es war die offene Kriegserklärung. Jetzt traten alle Sorgen für einen Augenblick zurück. Eilfertig traf man Gegenmaßregeln, ja man erklärte dem französischen Gesandten, der Krieg sei eröffnet. Die leichten Befehle zum Vormarsch gegen die Franzosen sollten gegeben werden, am 2. März um 6 Uhr nachmittags sollten die Truppen aufbrechen, Scharnhorst, Gneisenau und Boyen, die, um Napoleons Abergewohn zu zerstreuen, soeben den Abschied von ihren wichtigsten Amtmännern erbettet hatten, sollten die weiteren Vorbereitungen treffen. Da traf der Kurier aus Paris mit dem am 24. Februar gezeichneten Vertrage ein. Nicht 200 000, vielmehr Gneisenau Napoleons Heer geschätzt, sondern, wie man am folgenden Tag aus sicherster Quelle erfuhr, 550 000 Franzosen standen bereit, seine Ratifizierung

5. März zu erzwingen. Am 5. März erfolgte sie.

Preußen war unterworfen. Für alle Kriege Napoleons außer in Spanien Italien und der Türkei hatte Preußen ihm Heeresfolge zu leisten, in dem gegen Russland mit 20 000 Mann und 60 Geschützen. Thatsächlich aber, so gestand Napoleon selbst, galt ihm der Anschluß Preußens soviel wie ein Heer von 120 000 Mann. Denn jede Aushebung war von seiner Erlaubnis abhängig, die Kommandanten von Kolberg und Brandenburg waren den französischen Befehler unterworfen, die geforderte Neutralität Schlesiens war auf Breslau, Oels und Brieg beschränkt, das ganze übrige Land mit Ausnahme von Potsdam und allen seine Hilfsquellen dem Schredlichen geöffnet. Gegen Bezahlung oder Aurechnung an die Kontribution hatte Preußen die französische Armee zu erhalten, ihr Wagen, Pferde und Munition zu liefern, den Requisitionen ihrer Generale unweigerlich zu genügen.

Wieder also war die Hoffnung der Patrioten zertrümmert, wieder die brennende Sehnsucht nach Kampf und Schlacht um Freiheit, Ehre und Selbständigkeit niederr

geschlagen. Da nunmehr schien jede Rettung, jede Befreiung von dem furchtbaren 1812 Joch auf immer verschwunden zu sein. Laut auf schrieen die gequälten Herzen, und in heiligem Born entbrannten die Männer, die alles so sorgsam für den Kampf um die Freiheit vorbereitet, das Volk in den Waffen geübt und gestählt, Herz und Gemüter entflammt und begeistert und alles gethan, den Aufstand des ganzen Volkes hervorzurufen, ihm diejenige Leitung zu geben, die zum Siege führen müste. In der That ist kaum ein Zweifel, daß Preußen bis 300 000 Mann in den Kampf schicken konnte, daß die von Hardenberg verzögerten Verhandlungen mit England doch zur ausreichenden Lieferung von Munition und Gewehren hätten führen können, daß es für Napoleon ein unermesslicher Vorteil war, an der Weichsel und am Niemen den Krieg auf der breiten Grundlage der preußischen Kräfte zu eröffnen, daß das Bündnis mit Napoleon auch Gut und Blut kostete, welche später dem Kampfe gegen ihn fehlten. Noch heut empfinden wir den heftigen Schmerz, der jenen treuen Preußen auf der Seele brannte, aber wir verstehen es doch, daß der König einen Kampf von solcher Folgenschwere zu führen verzagte. Denn der Rat, den Feldherren und Staatsmänner geben, der hingebende Opfermut und die unbegrenzte Freudigkeit für das Vaterland zu sterben, ist in der That etwas anderes als die Verantwortung des Monarchen, der mit einem Federzuge das Dasein des Staates, die Wohlfahrt und das Leben all seiner Unterthanen aufs Spiel setzen soll. Schwierig und gefahrvoll, fürwahr wie wenige, vielleicht „ohne Beispiel“, war die Stellung des Königs. Unaufhörlich rang er nach seinen eigenen Worten zwischen den Pflichten des Souveräns und der Neigung des Herzens, und man fühlt es diesen Worten ab, wie es ihn schmerzt, dieser nicht blindlings folgen zu dürfen. Wie in heißen Fieber befand er sich und sah auf jeder Seite den Abgrund. Endlich nach den Kämpfen eines Jahres und unter dem unmittelbaren Druck des Feindes entschloß er sich für die Sache, die ihm widerstrebe. In grausamer Nötigung ging er den Weg, der seinen Neigungen und Wünschen am meisten entgegengesetzt war. Die günstigen Veränderungen, deren Eintritt er einst gehofft, waren nach seiner Meinung nicht eingetreten. Nur wenn Österreich und Russland gemeinsam mit Preußen alle Kräfte aufböten, hatte er einen günstigen Ausgang des Krieges gegen das Genie und die Uebermacht Napoleons erwartet, während Preußen allein an der Seite Russlands, wo nicht mathematisch gewiß, doch höchst wahrscheinlich untergehen werde. An die furchtbare Gewalt der ergrimmten Volksseele, auf welche Scharnhorst und Gneisenau rechneten, glaubte er nicht, er fürchtete sie vielmehr. Das darf man beklagen, aber Leiden, wie Friedrich Wilhelm sie durchgemacht, erscücken den fröhlichsten Wagemut. Nur schwer wird man den Mangel dessen als Fehler bezeichnen können, was die prophetische Seele der größten Heldenaturen auszeichnet, und am wenigsten in seiner verantwortungsvollen Stellung konnte der König ein nahendes Gottesgericht in seine Betrachtung ziehen. Sprach doch selbst ein Scharnhorst von dem Wunder, welches die Vorsehung thun müßte, wenn Preußen in diesen Kämpfen erhalten bleiben solle! Österreich aber hatte sich völlig versagt, und von der russischen Militärkonvention erwartete Friedrich Wilhelm nichts. Er war überzeugt, daß Russland nur defensiv verfahren werde. Und sollte der König sich in der That über die 1805, 1807, 1808, 1809 nun viermal schon bethätigte Unzuverlässigkeit Russlands hinwegsehen? Sollte es jetzt thun, da Alexander weder über die Kriegsfrage noch über

die militärische Hilfe mit derjenigen Bestimmtheit sich äußerte, welche der König verlangte, und welche das furchtbare Kriegsspiel mit einem Napoleon erforderde? Ein einziger gelungener Schlag Napoleons gegen Russland — und wer stand dafür, daß Alexander nicht abermals seinen Frieden schloß, der das mit ihm verbündete Preußen nun für immer von der Karte Europas strich? Wie Napoleon nach seinem Siege diese „schlechte Nation, die er nicht liebte, weil stets ein starkes Widerstreben in den Geistern“, behandeln würde, auch wenn sie mit ihm verbündet, das stand freilich dahin; menschlichem Ermessens nach immerhin nicht so schmachvoll, wie wenn sie ihm gegenüber getreten wäre. Der gefaßte Entschluß bot wenigstens — das wird man nicht bezweifeln — die Hoffnung, „die Existenz zu bewahren, welcher Zeit und Ereignisse den alten Glanz wiedergeben könnten“. Heldenhafter haben Männer wie Scharnhorst und Gneisenau gedacht, politischer doch der König. Wohl meinte selbst mancher Offizier, den Kampf fürs Vaterland über den Gehorsam gegen den König stellen zu sollen, und verließ den vaterländischen Dienst. Er aber, der weitauß das Meiste und Beste gethan für die Vorbereitung zum Kampfe, er, der am tiefsten in seinem Herzen über den Entschluß des Monarchen getroffen war, Scharnhorst blieb trotz lockendster Anerbietungen des Auslandes seinem Kriegsherrn treu, und seine hohe Seele verzweifelte nicht an seinem Könige. Und dieser Soldatentreue und dieser Zuverlässigkeit des besten Unterthanen, des Schöpfers der neuen Heeresmacht, ja der am herrlichsten zum Kampf gerüsteten Seele gegenüber verlieren, wie uns scheint, die Vorwürfe, die man über das Zagen und Zaudern, über den Kleinmut und die Zaghaftigkeit des Königs glaubt aussprechen zu müssen, an Schärfe. Das Entzücken, mit dem E. M. Arndt über den Verkehr mit Scharnhorst, Blücher, Bösen, Prinz August ausrief: „Es ist kein freieres Leben möglich als mit tüchtigen Soldaten“, traf eben die Offiziere, die bei der heißesten Sehnsucht zum Kampf gegen den Tyrannen auch ihrem zurückhaltenden König die Treue bewahrten, und die sich wie Scharnhorst ausdrücklich gegen die Ansicht verwahrteten, als ob nunmehr in Preußen alles so übel sei, daß es nicht schlechter werden könne.

1812 Bekannt genug sind die Ereignisse, die nun folgten. Mit 450 000 Mann, darunter auch das vom General York befehligte preußische Korps, überschritt der Gewaltige die Grenzen des russischen Reiches, schlug, während York mit seinen überaus trefflich sich beweisenden Truppen unter Macdonald in den Ostseeprovinzen kleinere Gefechte bestand, die russische Armee bei Smolensk, eilte in Geschwindmärschen durch die wüste Steppe hin bis zum heiligen Moskau, schlug sie vor den Thoren der Stadt noch einmal. Schon im August hatte Scharnhorst die baldige Niederlage der Russen prophezeit, weil sie sich ihrer eigentümlichen Hilfsmittel, der großen Dimensionen ihres Reichs nicht bedienten, und war denn nun nicht alles so geschehen, wie die schlimmsten Befürchtungen vorausgesagt hatten? Da übergab der Heldeninn des Generals Rostopischin die Stadt, die den Russen wie ein Symbol ihrer Religion und Nationalität war, einem Meere von Flammen und, was der Mensch nicht vermochte hatte, bewirkte das entfesselte Element. Allem Zögern zum Trotz mußte Napoleon die Trümmerhaufen verlassen, und da Alexander seine Vorschläge für einen Waffenstillstand auf Steins Rat zurückwies, den Rückzug antreten. Und nun zeigte sich die Kraft, auf welche Scharnhorst immer den Zaren als seine wirksamste Waffe verwiesen hatte, nun zeigten sich die unendlichen Raumverhältnisse Russlands in ihrer ganzen Bedeutung. Eine für die

Russen glückliche Schlacht nötigte Napoleon auf demselben Wege zurückzumarschieren, 1812 auf dem er gekommen, und abermals halfen die Elemente den Russen. Mit ungewöhnlicher, mit schneidender Kälte trat der Winter ein und räumte mitleidlos unter dem Heere der Franzosen auf. Aber schlimmer, entsetzlicher noch als die Flucht durch die Schneefelder war der bekannte Uebergang über die Vereina. Die große Armee, für deren Verpflegung Napoleon überhaupt nur ungenügend gesorgt hatte, ward bis auf den letzten Mann vernichtet. Nur jammernde Krüppel, erbarmungswürdige Gestalten kamen einzeln oder in kleinen Scharen über die Grenze, und vielfältig noch untergruben sie das Erbarmen, das über ihr Elend in dem gefühlsmächtigen Deutschland sich regte, durch den alten Uebermut und empörende Frechheiten. „Reichlicher war selten die Ernte, wie sie hier der Würgeengel hielt, das wunderbarste Karneval des Glücksspiels, das je gesehen worden, in den mannigfältigsten und possehaftesten Verlarvungen und Bekleidungen ging“, wie C. M. Arndt schrieb, „durch alle preußischen Städte von Gumbinnen bis Königsberg und von Danzig bis Berlin, und so weiter gegen Westen. Nie hat das bitterste Elend der närrischsten Posse ähnlicher gesehen, als hier das französische, und doch stieg sein Jammer über Thränen hinaus.“ Ihn aber, der den französischen Purpur trug, hatte am wenigsten dies Gottesgericht gebeugt. Schamlos ließ er es seinen getreuen Unterthanen mit dem Zusatz verkünden, daß seine Gesundheit niemals besser gewesen sei.

Jetzt kamen von allen Seiten Bitten und Vorstellungen an den König, von dem widernatürlichen Bündnis abzustehen, selbst die alten Gegner der Neuerer, so vorzüglich Fr. Aug. Ludwig von der Marwitz wiesen hin auf Friedrichs Thaten und forderten schleinigstes Lossschlagen. Nunmehr müsse doch endlich der rechte Augenblick gekommen sein, alles freudig einzusehen, um Freiheit, Ehre und Selbständigkeit zu erringen. Aber auch jetzt noch hielt der König nicht die Zeit für erfüllt, auf Leben und Tod gegen den zu fechten, der, wie General von Bülow nur allzu wahr sagte, „uns betrogen und unter die Füße getreten und Gewalt und Schändlichkeiten aller Art in unserm Lande ausgeübt“. Gemeinsam mit Österreich dachte man durch eine bewaffnete Neutralität noch immer den Frieden zu erzwingen. Indessen nur langsam ging jetzt das Werk der Rüstung vor sich, während doch nicht daran zu denken war, daß Napoleon anders als völlig bezwungen die Waffen niederlegen werde. Gab er doch schon die Befehle, bei Magdeburg große Heere zusammenzuziehen, hob neue gewaltige Truppenmassen aus. Und selbst die Nachricht von der großen That des Generals York führte noch nicht zum Bruch mit Napoleon. In der Mühle zu Poscherun bei Taurrogen am 30. Dezember hatte der General eigenmächtig, aber in voller Erkenntnis der Bedeutung seines Schrittes und felsenfest überzeugt, daß der Zar sich mit seinem Könige verbinden und nicht eher die Waffen niederlegen werde, als bis Preußen die alte Grenze wieder erlangt haben und besetzt sein werde, die hoch berühmte Konvention mit dem russischen General von Diebitsch geschlossen. Immerhin mochte sie, wie er in seinem herben, entsagungsvollen Sinn dem Könige schrieb, zu seinem Tode auf dem Sandhausen führen, sie war es doch, welche der russischen Armee die Freiheit zum Handeln gab, welche Ostpreußen rettete, welche den Kampf Preußens um seine Freiheit, welche die Freiheit Europas einleitete und begründete. „Jetzt ist“, so schrieb der finstere, entschlossene Degen, „der Zeitpunkt, uns ehrenvoll neben unsere Ahnen zu stellen oder, was Gott nicht wolle,

1813 schmählich von ihnen verachtet und verleugnet zu werden. Erfämpfen, erwerben wir unsere nationale Freiheit und Selbständigkeit; diese Freiheit und Selbständigkeit als ein Geschenk erhalten und annehmen, heißt die Nation an den Schandpfahl der Erbärmlichkeit stellen und sie der Verachtung der Mit- und Nachwelt preisgeben!"

Und nun kamen neue Briefe des Zaren, die seinen christlichen Willen und seine Vertragstreue versicherten, Napoleon aber zeigte in der Sicherheit, mit der er noch größere Rüstungen betrieb, nicht die Neigung, seinen Vertrag mit Preußen zu halten. Mit allgemeinen Redensarten begnügte er sich, auf die preußische Bitte um die vertragsmäßigen Zahlungen zu antworten, und seinen Besitzhabern

in den preußischen Festungen befahl er vertragswidrig Requisitionen auszuüberschreiben. Auch formell war er nun im Unrecht, und die zarteste Gewissenhaftigkeit hatte nicht mehr davor zurückzuschrecken, gegen den die Waffen zu kehren, der „im Glück wie im Unglück Preußen mit Misstrauen und Verachtung behandelte“. So begann sich denn endlich der Kampf in der Seele Friedrich Wilhelms für die Neigung seines Herzens, für das gute Recht des Unterdrückten gegen den ruchlosen Unterjocher zu entscheiden. Auch ohne Österreichs Genossenschaft mochte denn der Krieg entbrennen! Wie mochte es dem durch den Heimgang der unvergleichlichen Gemahlin, wie den furchtbaren Sturz gleichmäßig vom Schmerze gefolterten König die geängstete Brust heben und weiten, als er am 21. Januar, am Tage der Einsegnung seines Thronerben dessen Bekennnis hörte, daß er glaube an den, der zum Übermute spricht: „Hier sollen sich legen Deine stolzen Wellen! Das Morgenrot eines besseren Tages bricht an“.

General Hans David Ludwig Graf York von Wartenburg.

Ausschnitt aus dem Kupferstich von Johann Friedrich Bolt (1769–1836) nach dem Gemälde von Heinrich Dahlberg (1773–1850). Auf etwa $\frac{1}{2}$ verkleinert.

Am 23. ging der König nach Breslau, wo er, der französischen Feldmacht entrückt, frei seinen Willen bekunden konnte, am 28. berief er eine Kommission, aus Hardenberg, dem General von Hake und Scharnhorst bestehend, zur schleunigsten und höchstmöglichen Vermehrung der Streitkräfte des Staates. Am 3. Februar folgte der Aufruf an die Eximierte zwischen 17 und 24 Jahren zur Bildung der freiwilligen Jäger, zum Wetteifer in der schönen Erfüllung der ersten aller uns obliegenden Pflichten. Am 9. wurden für den bevorstehenden Krieg überhaupt alle Befreiungen vom Heeresdienst gesetzlich aufgehoben, am 12. sämtliche Feldtruppen mobil gemacht. Aber immer noch nicht waren alle Brücken abgebrochen, die Schiffe noch nicht verbrannt. Noch einmal bot man am 13. Februar Napoleon Bedingungen, obwohl er am 10. jede Unterhandlung mit Russland untersagt, bot ihm Bedingungen, die, da sie nur die Zahlung der preußischen Vorschüsse und den Rückzug der Franzosen bis über die Elbe forderten, so leicht waren, daß Napoleon sie annehmen konnte. Hardenberg freilich glaubte auch für diesen Fall

ewiß zu sein, daß es an guten Gründen zum Bruch nicht fehlen werde, und wer 1813
 hätte noch einen Zweifel hegen dürfen, daß Napoleon, wie Alexander schrieb,
 den Artikel des Tilsiter Vertrages in jedem Punkt auf die unerhörteste Art ge-
 rochen? Wer hätte nicht das moralische und formelle Recht zugestanden, da die
 eilige Notwendigkeit gebot, sich der schimpflichen Allianz zu entziehen und für
 die Freiheit und Ehre des Vaterlandes zu fechten! Wie jubelte das Volk auf,
 als endlich, endlich der heilige Krieg um Vaterland und Ehre, um Freiheit und
 Dasein in Sicht kam! In unbeschreiblicher Gährung und leidenschaftlicher Er-
 egung brannte man in Berlin, in allen Provinzen darauf, die Waffen zu erheben.
 Die durch York erretteten Ostpreußen beriefen selbstständig den Landtag, und als
 Stein hier erschien, da trugen die Stände die unermessliche Dankesschuld ihrem
 preußischen Königshause ab, vergalten Treue mit Treue. Selbst beschlossen sie,
 gestärkt durch das mutige, entschlossene Auftreten des Freiherrn, ein Landwehrge-
 setz und setzten sofort es in Vollzug. Stein war es auch, der den Zaren bestimmte,
 die Verhandlungen mit Preußen, die in Kalisch nicht zum Ziele führen wollten,
 durch die Absendung eines Bevollmächtigten unmittelbar an den König zum er= 27. Febr.
 ehnten Ende zu bringen. Am 27. und 28. Februar war der Vertrag endlich
 u Breslau und zu Kalisch unterzeichnet. Wie weit auch immer die polniischen
 Pläne des Zaren gingen und die preußische Grenze dureinst belästigen mochten,
 doch schwieg er über sie, und vor den Forderungen der Gegenwart mußten solche
 Befürchtungen Hardenbergs vollends verstimmen. Denn die Macht der Elemente
 hatte den Russen schon gegeben, was sie wollten, während Preußen erst erkämpfen
 mußte, was es zu seinem Dasein brauchte. Genug, wenn es den polniischen
 Ballast los wurde, eine Verbindung zwischen Preußen und Schlesien erhielt.
 Welcher Gewinn aber, wenn Preußen, wie der Vertrag bestimmte, für die abzu-
 retenden polniischen Lande in Deutschland entschädigt wurde! Um so inniger
 mußte sich der Staat allen nationalen Forderungen anschließen, und schon schien
 dieser freudige Erfüllung zu winken, als am 25. März von Kalisch aus eine
 Proklamation erschien, die in bestimmten Worten den Anschluß der deutschen Fürsten
 orderte und dem Volke die Wiedergeburt aus seinem „ureigenen Geiste“ zusagte.
 An dem unklaren Ausdruck nahm eine Zeit, die in politischen Dingen mehr in
 Träumen schwelgte, als wirkliche Zusagen verlangte, noch keinen Anstoß. Wichtiger
 aber war, daß zugleich ein Zentralverwaltungsrat eingesetzt wurde, welcher die
 besetzten deutschen Länder nach Grundsätzen verwalten sollte, die sie der allgemeinen
 Sache dienstbar machen.

Am 11. März zogen russische Truppen in Berlin ein, wenige Tage darauf
 war York wieder in der Hauptstadt seines Königs. Wie mag dem ernsten, strengen
 Mann zu Mut gewesen sein, als er in dem von heiliger Begeisterung getragenen
 Jubel der Bevölkerung die Uebereinstimmung der Volksseele mit seinem Handeln
 las! An Luisens Geburtstage erfolgte die Stiftung des Eisernen Kreuzes,
 die Bestimmung, daß die Namen der in dem heiligen Kriege Fallenden in den
 Kirchen des Landes verewigt werden sollten. Am 15. zog der Zar in Breslau
 ein, am 16. erging die Kriegserklärung an Napoleon, am 17. wurde das jeden
 Waffensfähigen bis zum 40. Jahre zu den Waffen rufende Landwehrge-
 setz erlassen, und an demselben Tage erging Friedrich Wilhelm's, von Hippel nach
 Gneisenaus Angabe verfaßter Aufruf „An mein Volk“. Endlich am 21. April 17 März
 vollzog der König auch das Gesetz über den Landsturm, das jeden Staatsbürger

1813 verpflichtet, mit Hengst und Weil, mit List und Betrug, mit Vernichtung aller Lebensmittel, Zerstörung der Häuser, mit heldenmütigster Verteidigung jedes Ortes jeder Stadt wirksam am Kampfe sich zu beteiligen. Denn es galt ja die heiligste Güter des Lebens, die Unabhängigkeit der Nation, die Befreiung vom schenflichsten Joch. Und — so hatte Fichte die Gläubigen gelehrt — wie das Leben nicht anderes ist, als das Streben, dem Wilde Gottes ähnlich zu werden, so ist die Freiheit und Selbständigkeit die Vorbedingung, das höchste Gut des Lebens. In die Freiheit, die allgemeine und die jedes Einzelnen bedroht, so ist daher jeder

persönlich und ohne Stellvertretung der Kampf auf Leben und Tod auszugeben. Anstrengung aller Kräfte kein Friede ohne vollständigen Sieg keine Schonung weder des Leben noch des Eigentums, das sei die wahrhafte Krieg, und eben diese erhabenen Anschaunung entsprach der Landsturm-Ordnung. Auch säumt der gewaltige Wecker der Gewissheit keinen Augenblick, für seine Person die thatshächliche Folgerung aus seinen Lehren zu ziehen. Freudig trat er in den Landsturm ein, mit Schleiermacher, mit Savigny und Niebuhr, mit Schadow und Tzschirnhaus übte auch er sich im Gebrauch der Waffen. Denn gleich einem Erdbeben ging es durch die Massen. Alte und Junge, Veteranen und Knaben, Hohe und Niedere, Gebildete und Ungebildete, Arme und Reiche, vom Katheder und der Schulbank, von der Beamtenstube und den Kontors, von der Werkstatt und vom Pfluge, alles, alle eilte hinweg von der heimischen Arbeit zu den Waffen, zu der

Staatsrat Theodor Gottlieb von Hippel.
Nach dem Gemälde von Saint (arbeitete in der ersten Hälfte des 19. Jahrh.), im Berliner Privatbesitz.

Waffen! Nichts mehr von Ergebung, nichts mehr von Übergabe, ja nichts mehr von Siegen oder Sterben, sondern nur noch von Siegen, das war's, was alle preußischen Herzen durchglühte. Eine Pflicht, eine Schuldigkeit allein durchdrang das ganze preußische Volk. Los vom Feinde, nieder mit dem Groberer! Also geschah's im Volke der Hohenzollern, und die Erinnerung an Friedrich, das Bewußtsein, diesem Staate anzugehören, der durch so viel Arbeit geschaffen, zeigte seine alles überwältigende Macht, während die übrigen deutschen Stämme — die freilich Napoleon entfernt nicht so grausam behandelt hatte — durchaus noch nicht die Empfindung hatten, daß hier sich die herrlichste That des deutschen Volkes vorbereitete. Doch denjenigen von ihnen, die entschlossen waren, für Deutschlands Sache zu fechten, hatte man ebenfalls Gelegenheit dazu, indem ihnen





Schlesische privilegierte Zeitung.

No. 34. Sonnabends den 20. März 1813.

Se. Majestät der König haben mit Sr. Majestät dem Kaiser aller
Reußen ein Off- und Defensiv-Bündniß abgeschlossen.

An Mein Volk.

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft,
er die Ursachen des Kriegs welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten
Auge vor Augen

Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die hälftige Meier-
Unterthanen Mir entriff, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefer
und, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptstädte
blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt so wie der sonst so hoch
geachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und
durch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstands verstopft. Das Land ward ein
zu der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem
Volk Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß
sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine rein-
i Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich
en wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben
sind. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand
hört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Littauer! Ihr wißt was
r seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt was euer trauriges Loos ist, wenn
den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an
i großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenkt der Güter, die unter

Schlesische privilegierte Zeitung vom 20. März 1813,

Druck der Aufrufe „An Mein Volk“ und „An Mein Kriegsheer“ sowie der „Urkunde über die Stiftung des
eisernen Kreuzes“.

Ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden: denn, unser Beginn ist groß, und nicht geringe die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jedoch bringen, für das Vaterland, für Euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure Lehrlinge Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Geduld, Muth, und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen, werden unsrer nedlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, — sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aushören wollen, Preussen und Deutsche zu seyn.

Es ist der letzte entscheidende Kampf den wir bestehen für unsere Existenz, unsre Unabhängigkeit unsren Wohlstand; keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen um der Ehre willen, weil ehilos der Preusse und der Deutsche nicht zu leben vermögen. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Willen werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

An Mein Kriegsheer.

Vielstätig habt Ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen. — Der Augenblick dazu ist gekommen! — Es ist kein Glied des Volkes, von dem es nicht gefühlt würde. Freiwillig eilen von allen Seiten Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei diesen freier Wille, das ist Verlust Euch, die Ihr zum stehenden Heere gehört. Von Euch — geweiht das Vaterland zu verteidigen — ist es berechtigt zu fordern, wozu Jene sich erbieten.

Seht! wie so Viele Alles verlassen, was ihnen das Thenerste ist, um ihr Leben mit Euch für des Vaterlandes Sache zu geben. — Fühlt also doppelt Eure heilige Pflicht! Seyd Alle ihrer eingedenkt am Tage der Schlacht, wie bei Entbehrung Mühseligkeit und innerer Zucht! Des Einzelnen Ehregeiz — er sei der Höchste oder der Geringste im Heere — verschwinde in dem Ganzen: Wer für das Vaterland fühlt, den nicht an sich. Den Selbstsüchtigen treffe Verachtung, wo nur dem allgemeinen Wohl es gilt. Diesem weiche jetzt Alles. Der Sieg geht aus von Gott! Zeigt Euch seinen hohen Schuhes würdig durch Gehorsam und Pflichterfüllung. Muth, Ausdauer, Treue und strenge Ordnung sei Euer Ruhm. Folgt dem Beispiel Eurer Vorfahrer seyd ihrer würdig und Eurer Nachkommen eingedenkt!

Gewisser Lohn wird treffen den, der sich auszeichnet; tiefe Schande und strenge Strafe den, der seiner Pflicht vergisht!

Euer König bleibt stets mit Euch; mit Ihm der Kronprinz und die Prinzen Seines Hauses. Sie werden mit Euch kämpfen — Sie und das ganze Volk werden kämpfen mit Euch, und an Unserer Seite ein zu Unserer und zu Deutschlands Hilfe gekommenes, tapferes Volk, das durch hohe Thaten seine Unabhängigkeit erlangt. Es vertraute seinem Herrscher, seinen Führern, seiner Sache, seiner Kraft — Gott war mit ihm! So auch Ihr! — denn auch Wir kämpfen den großen Kampf des Vaterlandes Unabhängigkeit.

Vertrauen auf Gott, Muth und Ausdauer sei Unsere Lösung!"

Kreislau, den 17ten März 1813.

Friedrich Wilhelm.

U r k u n d e über die Stiftung des eisernen Kreuzes.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ic. ic.

In der jehigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland Alles abhängt, dient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigenhümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmuthigkeit absank, bewahrt der hohe Muth, welcher jetzt jede Brust belebt und welcher, nur auf Religion und auf treue Unabhängigkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharreninte.

Wir haben daher beschlossen, das Verdienst welches in dem jetzt ausbrechenden Siege, entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde oder außerdem im Felde oder davon jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbstständigkeit, vorworn wird, besonders auszuzeichnen und diese eigenhümliche Auszeichnung nach diesem Kriege nicht weiter zu verleihen.

Dem gemäß verordnen Wir wie folget:

1. Die nur für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Verdienstes Unserer Unionen um das Vaterland ist

d a s e i s e r n e K r e u z

in zwei Klassen und einem Groß-Kreuz.

2. Beide Klassen haben ein ganz gleiches in Silber gesetztes schwarzes Kreuz von Eisen, die Vorderseite ohne Inschrift, diekehrseite zu oberst Unsern Namenszug EW. mit der Krone, in der Mitte drei Eichenblätter und unten die Jahreszahl 1813. Und beide Klassen werden an einem schwarzen Bande mit weißer Einfassung wenn das Verdienst im Kampf mit dem Feinde erworben ist, und an einem weißen Bande mit schwarzer Einfassung wenn dies nicht der Fall ist, im Knopfloch getragen; die erste Klasse neben dieser Dekoration noch ein Kreuz von schwarzem Bande mit weißer Einfassung auf der linken Brust; und das Großkreuz, noch einmal so groß als das der beiden Klassen, und an dem schwarzen Bande mit weißer Einfassung um den Hals getragen.

3. Die Militair-Ehrenzeichen erster und zweiter Klasse werden während der Dauer dieses Krieges nicht ausgegeben; auch wird die Ertheilung des rothen Adler-Ordens zweiter und dritter Klasse so wie des Ordens pour le mérite, bis auf einige einzelne Fälle in der Regel suspendirt. Das eiserne Kreuz ersetzt diesen Orden und Ehrenzeichen und wird durchgängig von Höheren und Ceringeren auf gleiche Weise in den angeordneten Rängen getragen. Der Orden pour le mérite wird in außerordentlichen Fällen mit goldenen Eichenblättern am Ringe ertheilt.

4. Die zweite Klasse des eisernen Kreuzes soll durchgängig zuerst verliehen werden; die erste kann nicht anders ersetzen, als wenn die zweite schon erworben war.

5. Daraus folgt, daß auch diejenigen, welche Orden oder Ehrenzeichen schon besessen und sich in diesem Kriege auszeichnen, zunächst nur das eiserne Kreuz zweiter Klasse erhalten können.

6. Das Großkreuz kann ausschließlich nur für eine gewonnene entscheidende Schlacht nach welcher der Feind seine Position verlassen muß, desgleichen für die Wegnahme einer bedeutenden Festung, oder für die anhaltende Bevölkung einer Festung die nicht feindliche Hände fällt, der Kommandirende erhalten.

7. Die jetzt schon vorhandenen Orden und Ehrenzeichen werden mit dem eisernen Kreuz zusammen getragen.

8. Alle Vorzüge, die bisher mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster und zweiter Klasse verbunden waren, gehen auf das eiserne Kreuz über. Der Soldat, der jetzt schon das Ehrenzeichen zweiter Klasse besitzt, kann bei anderweitiger Auszeichnung nur zu das eiserne Kreuz der zweiten Klasse erhalten; jedoch erhält er mit demselben zugleich mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster Klasse verbundene monatliche Zulage, die ab fernherin nicht weiter vermehrt werden kann.

9. In Rücksicht der Art des verwirkten Verlusts dieser Auszeichnung hat es bei der Anstellung unserer übrigen Orden und Ehrenzeichen gegebenen Vorschriften sein Zuwenden.

Urkundlich unter Unserer allerhöchsteigenhändigen Unterschrift und beigedruckt Königlichen Insiegel. Gegeben Breslau den 10ten März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Was Ich heute wegen Bestrafung von Verbrechen gegen die Sicherheit der Armeen die commandirenden Generale erlassen habe, gebe Ich Ihnen aus der Anlage zu ersehen, und beauftrage Sie zugleich, solche als gesetzliche Vorschrift zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Es versteht sich dabei von selbst, daß die den commandirenden Generälen übertragene Gewalt auch den Gouverneurs der Provinzen und den Festungs-Commandanten zustehen muß.

Breslau, den 17ten März 1813.

Friedrich Wilhelm.

An
den Staats-Kanzler Freiherrn
von Hardenberg.

Nicht weil Ich glaube, daß es Verräther an der Sache des Vaterlandes unter Meinem Volke oder in Deutschland geben könne, sondern um die Schwachen, besonders unter den Staa-

rechtmäßig der Eintritt in das vom Major von Lühnow gebildete Freikorps offen ¹⁸¹³ halten wurde. Was sollen wir noch sprechen von dem Opfermut derjenigen, dieheim bleiben mußten, der Frauen und Kinder, der Greise und Krüppel — ist es doch lange noch nach dem Kriege selbst in vornehmnen Kreisen Preußens, rechtmäßig in der Mark, die alle Provinzen an Opfermut übertraf, für eine Hande, auch nur ein Stück Silber zu besiegen! Jedes und jedes, Bierrat und Notndiges, das Zeichen selbst des dem Deutschen heiligsten Bundes, die Trauringe, auch den Schmuck des Leibes, den Gott dem Weibe in seinem Haar gegeben, es gab dies Preußenvolk willig d freudig dahin für den Kampf um s höchste Gut, um die Freiheit des Vaterlandes. Wundervoll, unvergänglich fürwahr, daß dies systematisch zgefogene Volk mehr als zehn Millionen Thaler an freiwilligen Aben aufbrachte, daß dies zusammen-sichmolzene Volk 271 000, jeden siebenten Mann ins Feld stellte, daß es zertretene und zerschlagene Volk Freiheit Europas zu erkämpfen schlossen war und erkämpfte. Höheres und Herrlicheres hat die Weltgeschichte nicht zu verzeichnen. id schlagender ist nie der Beweis geführt worden, welche Kraft die tlichen Mächte der Freiheit, Ehre, Selbstständigkeit, des Idealismus, der Vaterlandsliebe und des innigsten Vertrauens im Leben der Völker ben und behaupten.

Und, wie schon hervorgehoben, es Volk, das man im Reiche so en als ein nichtdeutsches schmähte, efer Staat, der so oft seit den agen des Großen Kurfürsten die utschen Länder errettet, Preußen ist es für selbstverständlich, mitten i eigenen Elend zugleich die Freiheit des gemeinsamen deutschen Vater-ndes, die Herrlichkeit des Vaterlandes zu erringen. Ja die Aufrichtung des eiches, für welche die Dichter begeisterte und begeisternde Töne fanden, war der wisse Glaube an den Sieg, der alle Opfer mit Freudigkeit bringen ließ, der ich dadurch nicht eingeschüchtert wurde, daß man den schwersten Teil des Kampfes lein tragen, ja mit den Waffen selbst den deutschen Brüdern, die Napoleons dler noch folgten, entgegen treten mußte. Allein von allen deutschen Ländern setzte sich das preußische Volk unter den jämmerlichen Zuständen des deutschen eiches und seiner Kleinstaaten an den Ruhmesstehen seiner Könige im Krieg und



"Dichter in Reih' und Glied des Berliner Landsturmes 1813."

Zeichnung von Carl Friedrich Zimmermann (1793–1820), im Körnermuseum in Dresden. Auf die Hälfte verkleinert.
Unter dem Original steht folgende Stelle aus Höckels „Ade an seine Zuhörer“, Berlin 10. Februar 1815: „Das Bewußthain: meine Streitkraft ist nur klein, wenn es auch ganz begründet wäre, könnte hierbei nicht beruhhen; denn, wie? wenn nicht sowohl auf die Streitkraft, als auf den durch das Ganze zu verbreitenden Geist ge-rechnet wäre, der hoffentlich aus den Schulen der Wissenschaft austreibend, ein guter Geist sehr viele; wie? wenn gerechnet wäre aus daß groß den verbrüdernden deutschen Stämmen zu gehende Weltspiel eines Stamms, der einmächtig, und in allen seinen Ständen sich erhebt, um sich zu verteidigen?“

1813 Frieden zu einer besonderen Nation zusammengeschlossen, aber nun zeigte die Kolonisation der Askaniern und der deutschen Ritter, nun zeigte die Kolonisations-Thätigkeit der Hohenzollern ihre auf das Reich zurückwirkende Kraft. Gemischt aus allen deutschen Volksstämmen, vermochte dies Volk es sich überhaupt nicht andere zu denken, als daß seine Erhebung der Befreiung des großen Vaterlandes gelte. Schärfer konnte sich der rein deutsche Charakter des preußischen Staates nicht wohl erweisen. Jeden Zoll fühlte sich der Landwehrmann als Preuse, aber nicht lange, und jeder Funke der Begeisterung gehörte alsbald auch dem deutschen Vaterlande mit seiner Befreiung. Alle Hebel setzten die Staatsmänner an, die einzelnen deutschen Regierungen zu gewinnen. Aber Österreich, dem Hardenberg die deutbar größte Rolle im künftigen Reich zudachte, dem Stein die deutsche Kaiserkrone wieder zuwenden wollte, gab nichts sagende, ausweichende Antworten und verharrte zuden in heilloster Angst vor den preußischen „Tatobinern“, vor Männern wie Stein und Scharnhorst. Bayern, halb schon gewonnen und getragen von einer der guten Sache anhängenden Partei am Hofe und im Lande, zog ängstlich sich von den neuen Rüstungen Napoleons zurück. Hannover glaubte die Gelegenheit benützen zu sollen, altpreußische Lände für sich zu fordern, und über diesen unwürdigen Handel verzögerte auch England das Bündnis mit Preußen und feilschte um die geringen Hilfsgelder, die es dem verarmten Staate zahlen sollte. Der König von Sachsen beschloß überhaupt, an Napoleon festzuhalten und meinte seiner bedrängten Lage und der Entscheidung am besten durch die Flucht nach Regensburg zu entgehen.

Denn nun allerdings rückten die Heere vor. Freilich die große russisch-Armee, deren Feldherren — erst Kutusow, dann Wittgenstein, — den Oberbefehl dank der preußischen Bescheidenheit erhalten, kam erst am 24. April nach Dresden. Unterdessen aber hatten die Generale von York und von Bülow, ob wohl die Festungen an der Weichsel und Oder noch in den Händen der Franzosen blieben, Mecklenburg, Lauenburg, Lübeck und Hamburg besetzt, verfolgten di

5. April Franzosen nach Magdeburg und hatten am 5. April dem Bizekönig Beaumharnais bei Wölkern ein erstes glänzendes Gefecht geliefert. Der südliche Flügel der Armee war zur Freude aller Patrioten dem alten Hansarengeneral Gebhard Leberecht von Blücher anvertraut, ihm, den längst schon die Stimme des Volkes wie des Heeres, den vornehmlich Scharnhorst als den Führer des Heeres verlangt hatte.

Auf dem Rückzuge nach Auerstädt, als Scharnhorst die preußische Artillerie um den Harz herumführte, hatte jeder den Wert des andern kennen gelernt, und in selbstloser Freundschaft waren sie stets nach Scharnhorsts Geständnis „ein Seele, ein Gedanke, ein Entschluß“. Und während Blücher bekannte, daß er ohne Scharnhorst nichts vermöge, rief dieser ihm zu: „Sie sind unser Anführer und Held und müßten Sie uns in der Sümpfe vor- und nachgetragen werden. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück.“

In Schlesien sammelten sich die Märker, Pommern und Schlesier, welche Blüchers Heer bildeten, und nach diesem Sammelort ist es noch heute als das schlesische bekannt. Einige Wochen hindurch hielt das Zaudern der Russen die Preußen auf, aber am 27. März war Blücher in Dresden. Und um ihn, den seurigen Jungling mit den silbernen Locken des siebzigjährigen Greises, dem in all den schrecklichen sechs Jahren nichts hatte den Mut, nichts hatte die Neber



Werk Leonhard Becker 1826

Aufbruch der Landwehr 1813.

Anfang des Krieges am Blücher-Denkmal in Berlin (vollendet 1826), nach dem Modell von Christian Rauch (1777–1867).

zeugung rauben können, daß dieser Napoleon werde gestürzt werden, daß das 1813 Erwachen des deutschen Mutes fürchterlich sein werde, um ihn sammelten sich alle die kampfesfrohen und hoffnungsvollen Männer und die tüchtigsten Offiziere, wie Scharnhorst und Gneisenau, Grolmann und Clausewitz und viele andere. In seinem Hauptquartier fühlte man die Vorfreude des endlich nahenden Sieges. Schon waren allerdings mehrere Pläne Scharnhorsts zu frischer Offensive an den Bedenkenloskeiten des großen Hauptquartiers gescheitert, und der Oberbefehl ruhte ja unseliger Weise in russischen Händen. Aber die Sicherheit, die Scharnhorst aussprach, daß dies Mal die Freiheit und Selbstständigkeit Preußens und Deutschlands siege, lebte im Blücherschen Hauptquartier in jeder Brust. Mochte der Feind noch so überlegen sein, mochte er noch so große Siege ersehnen, die ganze Anlage des Krieges war so, daß ihnen sowohl die Überlegenheit als der Sieg nicht entgehen konnte in einem Feldzuge, wie ihn Deutschland seit den Tagen Hermanns, des Cheruskerfürsten, nicht gesehen.

Unterdessen war Napoleon mit einem gewaltigen Heere in Erfurt eingetroffen, vom Norden her rückte Eugen Beauharnais auf Merseburg vor, und am 29. April vereinigten sich beide Heere, 180000 Mann stark bei Naumburg. Am 2. Mai kam es auf den Feldern von Lützen zwischen Leipzig und Weißenfels bei Großgörschen zur Schlacht. Schon die Wahl des Schlachtfeldes entsprach nicht der Ansicht der preußischen Führer, aber es ward ihnen nach Clausewitz' Worten auch nicht vergönnt, auf die Führung des Gefechts einen bestimmenden Einfluß zu üben. Alles hing von den Russen ab, und nichts blieb den Preußen übrig, als mit dem Säbel in der Faust zu wirken. Aber wie auch wirkte der! Alle Erbitterung gegen den Tyrannen, alles stürmische Sehnen nach Freiheit, nach Abwerfung des fremden Joches lag in den vernichtenden Angriffen, in dem immer neuen Anstürmen der Preußen gegen die vom Marschall Ney verteidigten Dörfer Groß- und Klein-Görschen, Raja und Rhena. Lange wogte der Kampf hin und her, und bald bedeckte ein volles Drittel der Truppen

1813 Mens das Schlachtfeld. Wahrlich man fühlte sich unbesiegt, doch die Übermacht, die Napoleon selbst herbeiführte, spottete aller Anstrengungen. In der Nacht noch versuchte Blücher einen Überfall, am nächsten Morgen aber befahl der Zar den Rückzug. Indessen gerade der Rückzug erweckte dieser Armee in Wahrheit, wie Barthold Niebuhr schrieb, Ehrfurcht, und einen Ruhm ernteten die Preußen, vor dem Friedrichs militärische Größe verdunkelte. Damals dichtete C. M. Arndt seine Lieder für Deutsche, seinen Gesang von dem hohen Namen der tapferen Preußen, der besten Deutschen, die der Schande Bentnierschwere von Deutschlands Norden lösten. Aber welch Verhängnis! Er, der die Feilen geschmiedet, die Ketten zu lösen, „Germaniens bester Mann“, Scharnhorst war am Fuße schwer verwundet worden, und als er treu bis in den Tod dennoch nach Wien sich aufmachte, um endlich die Österreicher zu dem lange verhandelten Bündnis zu bewegen, brach auf der Rückreise in Prag am 28. Juni sein Herz. Die Früchte seiner Arbeit, das befreite Vaterland, hat er nicht mehr sehen sollen, aber den Ahnen durfte er die frohe Botschaft gen Himmel tragen, daß ihre Söhne aufgestanden und alles, Gut und Blut, einsetzen, die Freiheit männlich zu erstreiten.

Lieder

für

Deutsche

...

C. M. Arndt.

Im Jahre des Friedens 1813.

Titelblatt zur ersten Ausgabe von Arndts „Lieder für Deutsche“.

In halber Originalgröße.

Napoleon folgte, während er Ney gegen Berlin vordachte, selbst den Verbündeten in die Oberlausitz. Auf Befehl des Zaren nahmen sie, nachdem York in blutiger Schlacht bei Königswartha den mit weit überlegenen Kräften zur Vereinigung mit Napoleon zurückstehenden Ney zu verdrängen hatte versuchen müssen, in ungünstiger Stellung am 20. und 21. Mai bei Bauzen eine Schlacht an. Sie war von vornherein aussichtslos, aber durch die Tapferkeit der von Blücher geführten Preußen und ihre heldenmütige Verteidigung der kredwiger Höhen

- festete sie 25 000 Französen das Leben und brachte ihnen nichts als den Besitz des blutgetränkten Schlachtfeldes. Keine einzige Trophäe hatte Napoleon bisher gewonnen, die Preußen ihm aber fünfzig Kanonen genommen und viele Kriegsgefangene gemacht. Wie hätte da der heilige Mint in ihren Herzen erstickt sein können! War es doch die Sache des Vaterlandes, ja wie C. M. Arndt dem Volke aus der Seele sprach, die Sache Gottes, für die man socht! Freilich nahm Davout, dank der verräterischen Unfähigkeit Bernadottes, 20. Mai Hamburg wieder ein, und schwer genug wurde der Abfall der Stadt vom französischen Vaterlande bestraft. Berlin wurde vor einem neuen Angriff des 4. Juni Marschalls Caulaincourt durch Bülow's Gefecht bei Luckau glücklich gerettet, aber unbestreitbar war Napoleon noch Herr im ganzen Deutschland bis zur Elbe hin, und über sie hinaus hielt er die Festungen ebenfalls noch in seiner Hand. Gleich nach der Schlacht von Großgörschen war zudem auf sein Gebot der König von Sachsen zu ihm nach Dresden geeilt. Kaiser Franz war zwar nach derselben Schlacht nach Gitschin ins Feldlager gezogen, aber noch war er militärisch nicht

gerüstet, und die Pläne der preußischen Patrioten dünkten ihm chimärisch, ihre feurige Begeisterung unheimlich und so waren die Verhandlungen mit ihm noch immer nicht zu glücklichem Ende geführt. Ihretwegen bestimmte Hardenberg die Herrscher, sich nicht zu weit von der österreichischen Grenze zu entfernen. Wieder aber, wie einst in den Tagen nach Preußisch-Eylau, da Napoleon die zornige Kraft der Preußen geschmeckt, hoffte er auch jetzt durch Länderschenkung den Zaren zum Verrat an Preußen zu bestimmen. So bot er zunächst einen Waffenstillstand, 4. Juni und darauf gingen die Verbündeten ein. Am 4. Juni ward er zu Poischwitz bis zum 20. Juli abgeschlossen.

Wohl wurden, als die Nachricht hiervon am zweiten Pfingstfeiertage nach Berlin kam, „alle Gesichter blaß, alle Herzen wie vom Donner getroffen, bange Todesstille war in der eben noch so fröhlichen Menge der wandelnden Menschen, die Sonne des schönen Frühlings-tages schien nur auf Verzweifelnde: Bei dem Gedanken der Möglichkeit des Friedens waren alle wie versteint und verdonnert“. Und wahre Wut ergriß die Deutschen, als die Nachricht kam, daß Napoleon die Zeit des Waffenstillstandes benutzt habe, um bei Kriten das Lübeck'sche Freikorps hinterlistig bis auf hundert Mann abzuschlachten (17. Juni). Dennoch mußte der Stillstand den Rüstungen der Verbündeten nicht als denen Napoleons zugute kommen, und währenddessen kam sowohl mit England am 14. Juni, wie endlich am 27. Juni auch mit Oesterreich zu Reichenbach das Bündnis zustande.

Und da nun Oesterreich auf dem Prager Friedenskongreß die volle Aussichtslosigkeit seiner Pläne auf friedliche Vergrößerung erkannte, und Napoleon mit höhnender Verachtung auf die leichten Friedensbedingungen absichtlich zu spät antwortete, so kam es in der Nacht vom 10. zum 11. August auch zur Kriegserklärung Oesterreichs an Napoleon. Die Waffen wurden wieder aufgenommen. Ein seelenfröhles Hurrah! ging durch die Reihen der preußischen Krieger, als man wußte, am 17. dürfe man wieder gegen die Franzosen ziehen! Die drei verbündeten Herrscher von Preußen, Russland und Oesterreich aber kamen unmehr persönlich mit ihren Feldherren und Generälen in Prag zusammen. Die dreiste Forderung des nun doch besorgten Napoleon, den Kongreß zu erneuern, lehnten sie als unzulässig ab.

Geteilt in drei große Heere von zusammen 480 000 Mann wollte man gegen den Gewaltigen vorgehen — der Hauptarmee unter dem Fürsten von Schwarzen-



Ernst Moritz Arndt.

Kupferstich von Johann Heinrich Lips (1758—1817).
Originalgröße.

27. Juni



Zusammenkunft Kaiser Franz I., Kaiser Alexander I. und König Friedrich Wilhelm III.
in Prag, im August 1813.

Nach der Zeichnung von Ulrich Ludwig Wolf (1772–1822) gestochen von Johann Friedrich Bügel (arbeitete zu Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts). Auf etwa $\frac{1}{2}$ verkleinert.

1813 berg, dem leider der Oberbefehl über das Ganze anvertraut war, der Nordarmee unter dem zum Kronprinzen von Schweden gewählten einstigen französischen Marschall Bernadotte und der schlesischen unter Blücher, dem Gneisenau als Generalstabschef zugeordnet war. Doch auch Napoleon vermochte außer den Truppen in den Festungen im Osten, in Stettin, Küstrin und Danzig, fast die gleiche Anzahl Soldaten — nur etwa 40 000 Mann weniger — ihnen entgegen zu stellen. Die schlesische Armee war die kleinste und sollte deshalb Napoleon nur beobachten. Aber hier, wo Blücher kommandierte, und Gneisenau die Leitung hatte, lebte auch der ganze Haß und die willensstarke Begier, den Mörder des Vaterlandes 26. Aug zu vernichten. Als Macdonald, den Napoleon in Schlesien zurückgelassen, am 26. August ohne Arg seine Truppen die Käppbach und Reiße hatte überschreiten lassen, da ließ Blücher den General York gegen die Feinde vorgehen, und im furchterlichen Anprall wichen die Preußen die Franzosen die Auhöhen hinunter. Wer ihren Solsben — denn bei dem unaufhörlich strömenden Regen versagten die Gewehre — entging,



Sieg der preußischen Armee an der Katzbach, am 26. August 1813.

Nach der Zeichnung von Johann Adam Klein (1792–1875) gestochen von Adam von Bortig (1757–1821).
Auf $\frac{2}{3}$ verkleinert.

fand in den Fluten der Katzbach und Neiße einen noch grauenvolleren Untergang oder wurde vollends den 29. am Bober vernichtet. Napoleon war um eine ganze Armee ärmer, und eine preußische Provinz, Schlesien war von seinen Truppen gesäubert. Jetzt ahnte man, was Scharnhorst's Schöpfung bedeutete, jetzt fühlte man, daß Blücher und Gneisenau die Helden des Kampfes sein würden.

Mittlerweile aber hatten auch die preußischen Generale, die dem schwedischen Kronprinzen in der Nordarmee zugeteilt waren, Gelegenheit gefunden, ihrerseits den preußischen Namen wieder mit dem hellstrahlenden alten Ruhmeskranze zu umschließen. Von Süden her sollte Dandinot mit einem gewaltigen Heere auf Berlin vorrücken, Davout sollte von Hamburg und General Girard von Magdeburg aus ihn unterstützen. Denn die Hauptstadt Friedrich Wilhelms, die gerade jetzt die alten Sünden gesühnt und durch besonders hohe Opferfreudigkeit bewiesen, daß „sie es verdient, der Sitz ihrer Herrscher zu sein“, Berlin sollte verbrannt werden, und der Brand der preußischen Hauptstadt die Fackel der Zwietracht unter den Verbündeten entzünden. Unentschlossen und gehemmt durch seine eigenen Pläne sah Bernadotte das Geschick herankommen. Da griff Bülow das von General Reynier geführte Korps am 23. August an, und wieder hieben die Preußen, Landwehr und Linie, mit leidenschaftlichem Zorn auf die Feinde im strömenden Regen los, und nachdem die Geschütze ihre Arbeit gethan, entrissen Bülows und Vorstells Bataillone den Franzosen das Dorf Großbeeren. Berlin war gerettet, denn ohne Besinnen machte Dandinot kehrt, ging auch Davout zurück. Die Gefechte, zu denen



Karl Theodor Körner.

Nach der Kreidezeichnung von Emma Körner,
Schwester Karl Theodor Körners.

1813 zu verlegen im Begriff war. Doch Prinz Eugen von Württemberg zersprengte mit den Russen glücklich seine Vorhut, und auf Friedrich Wilhelms Drängen hielten die russischen Heere bei Aulm am nächsten Tage einem doppelten Angriff stand.

30. Aug. Am Morgen des 30. August aber griff General von Kleist mit seinen Preußen nach einem schrecklichen Nachtmarsch von den Nollendorfer Höhen herunter Vandamme im Rücken an und vernichtete sein Heer vollkommen. 10000 Franzosen, unter ihnen Vandamme selbst wurden kriegsgefangen, und über 80 Geschütze erbeutet.

Schlimmer noch erging es dem Marschall Ney, den abermals Napoleon mit etwa 60000 Mann ausgesandt, die preußische Hauptstadt vom Erdboden zu vertilgen. Bei Züttendorf ward sein Vortrupp am 6. September von Tauenzien durch ein stundenlanges Gefecht aufgehalten, und indem Bülow dem Marschall in die linke Flanke fiel, sodann die Sachsen durch Vorstell aus Göhlßdorf heraußwerfen ließ und bis Dennewitz vordrang, zwang er die französische Armee zum Rückzuge, ja zu regelloser Flucht. Uebrigens erschien am Schlusse der Schlacht noch der gerühmte Oberfeldherr Bernadotte und fand dann auch nichts weiter zu thun, als sich den Sieg zuzuschreiben.

es mit seinen Truppen kam, waren unbedeutend, doch ist das, welches bei Gadebusch am 26. August stattfand, durch den Tod Theodor Körners — dessen heiße Vaterlandslieder sein Vater im folgenden Jahr unter dem Titel „Leyer und Schwerdt“ herausgab — bekannt geblieben. Endlich wurde auch das von Magdeburg ausgebrochene Corps von 7000 Mann auf dem Rückzuge durch die Landwehren des Generals Hirschfeld bei Hagelsberg festgehalten und bis auf 1700 Mann in die Pfanne gehauen.

Während so die Preußen in der schlesischen und in der Nordarmee herrliche Erfolge erfochten, erlitt die Hauptarmee durch das Ungefecht der österreichischen Kriegsführung am 26. August bei Dresden durch Napoleon selbst eine furchtbare Niederlage und wurde zu einem Rückzuge genötigt, der trotz der Entfernung Napoleons in zügellose Flucht auszuarten schien, als Vandamme den geschlagenen Truppen den Weg

Leyer und Schwerdt

von

Theodor Körner

Erlösungen im Etagen- oder Basteibogen



Gedicht erstmals, von dem Vater des Dichters veranlaßte Ausgabe.

Berlin, 1814.

Bei der Königlichen Buchdruckerei

Titelblatt der ersten Ausgabe von Körners „Leyer und Schwerdt“.

Auf die häusle verkleinert.

Wie entsetzlich, daß neben diesen übermächtigen Erfolgen des preußischen Schwertes die preußische Diplomatie nichts als Verluste und Enttäuschungen zu verzeichnen hatte! Wohl unterbreitete Stein noch einmal seine Pläne für die Neugestaltung eines einzigen Deutschlands in einer Denkschrift den Herrschern, aber selbst Hardenbergs dualistische, für Österreich so überaus günstigen Entwürfe fanden nicht den Beifall des Fürsten Metternich. Im Gegenteil wurde die geradezu unglaubliche Sorglosigkeit und Gutmütigkeit des preußischen Staatsmannes von der Gewandtheit seines österreichischen Kollegen völlig überholt. Gerade ohne den ihm von Männern wie Stein so bereitwillig gebotenen Prunk der deutschen Kaiserkrone gedachte Metternich vielmehr, durch die stärkste Berücksichtigung der Wünsche der Mittelstaaten diese an das Haus Österreich zu fesseln und dadurch einen Einfluß zu üben, der zuletzt Österreich eine höhere Macht sichern sollte, als es zur Zeit der alten Reichs-¹⁸¹³ herrlichkeit gehabt. Denn „auf solche Weise“, gestand er späterhin selbst, „gehört uns Deutschland noch mehr als früher“. Der Teplitzer Vertrag vom 9. September 1813 zwischen Russland, Österreich und Preußen bestimmte zwar 9. Sept. als Ziel des Kampfes die Herstellung des Besitzstandes von 1805, behielt aber den Einzelstaaten die volle Souveränität vor, und arglos überließ Hardenberg dem Österreichischen die Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten. So geschah es, daß gleich der von Metternich zu Ried am 8. Oktober mit Bayern abgeschlossene s. Ott. Vertrag diesem Staate nicht nur jede Unterordnung unter eine Zentralgewalt ersparte, sondern ihm auch die von Napoleon entrissenen Stammlande des hohenzollernischen Hauses Ansbach-Bayreuth beließ. Weder für Metternich, noch für den bayerischen Minister Montgelas hatte der tiefe Unwill Friedrich Wilhelms über diese eigenmächtige Veraubung seines Hauses, hatte die heftige Erbitterung der Franken, die wieder und wieder batzen, unter den Schutz des roten Adlers zurückgeführt zu werden, eine ausschlaggebende Bedeutung. Hatte Metternich doch für Österreich Tirol, hatte Salzburg und das Innviertel wieder gewonnen, so mochte Preußen denn den, einst von Friedrich II. für Bayerns Befreiung erworbenen Preis zahlen, den Bayern hierfür gefordert! Hatte Metternich doch den Magnet gefunden, die Mittelstaaten, wie das Beispiel Bayerns vorbildlich zeigte, in das Kielwasser Österreichs zu ziehen, so mochte denn Preußen sehen, wie es dennoch eine Einigung des Reiches zu stande bringe!

Und wie der österreichische Staatsmann an der Arbeit war, die politischen Erfolge des Kampfes im Keime zu ersticken, so schien der österreichische Feldherr die Streitart begraben zu haben. Gegen seinen Willen erhob sie Blücher aufs neue, am 3. Oktober überschritt er bei Wartenburg, zwischen Torgau und Wittenberg die Elbe, und nachdem Yorks Krieger mit fast unvergleichlichem Heldenmut



General Emil Friedrich Graf von Kleist
von Nossendorf.
Radierung von Johann Christian Albert Schule
(geb. 1801), auf $\frac{1}{2}$ verkleinert.



Die Gefangennahme des Generals Vandamme in der Schlacht bei Kulm,
am 30. August 1813.

Nach der Zeichnung von Johann Adam Klein (1792–1875) gestochen von Karl Heinrich Nahl (1779–1843).
Auf $\frac{1}{7}$ verkleinert.

1813 die Gegner von den hohen Dämmen der Elbe blutig zurückgeschlagen, konnte auch die Nordarmee den Übergang bewerkstelligen. Nun rückte auch die böhmische Armee endlich heran, und während Napoleon zunächst Blücher zur Schlacht zwingen und die Nordarmee durch einen Vorstoß auf Berlin zum Abzuge nötigen wollte, entwich ihm Blücher zu seiner Überraschung über die Saale und ging der Schlacht ans dem Wege. Der bedrohte Besitz Dresdens nötigte Napoleon nunmehr, sich gegen die böhmische Armee zu wenden. Das entsprach auch noch immer seinen Plänen, durch Niederwerfung der einen Armees der Verbündeten zugleich auch die beiden anderen zu schwächen. Vor den Thoren Leipzigs hoffte er — denn Blücher glaubte er noch bei Merseburg und von Bernadotte fürchtete er nichts — sie schnell und vollständig zu schlagen. Bei Wachau griff er am 16. Oktober mit seinen 121 000 Mann die hier 113 000 Mann starken Verbündeten an. Tod und Verderben spießen namentlich seine 300 Geschütze und räumten unter dem Kleistischen und Prinz Eugenschen Korps entsetzlich auf. Schon kam ein Augenblick, da Napoleon in Leipzig Victoria läuten ließ, da kamen endlich die von Schwarzenberg in die Irre geführten österreichischen Reserven heran und stellten die Schlacht wenigstens wieder her. Nun aber konnte der Marshall Marmont auch nicht, wie Napoleon befohlen, von Möckern her entscheidend eingreifen. Denn zu seiner höchsten Überraschung erschien plötzlich Blücher, hielt ihn fest, ja wagte es sogar, die sturmgewohnten Scharen Yorks das stark befestigte

Möckern angreifen zu lassen. Wie tapfer sich Marmont auch wehren und unter 1813 dem Schutze von mehr als fünfzig Kanonen selbst zum Angriff übergehen mochte, dem Heldenzorne dieser Männer gegenüber vermochte er nichts. Batterie auf Batterie ward genommen, Möckern erstürmt, Marmont bis auf eine Stunde vor Leipzig zurückgedrängt, 53 Geschütze erobert, 2000 Gefangene gemacht. Furchtbar griff der Ernst des Todes die Männer an, die zu Tausenden ihre Kameraden als Leichen dahinsinken sahen, und mahnte an die erste Heiligkeit des Krieges. Mit Gebet hatte York das schier Unmögliche unternommen, und mit Lobgesang dankte das Heer, wie einst nach Leuthen, dem Herrn der Heerscharen, der ihm den Sieg gegeben.

So schrecklich war das Ringen gewesen, daß am folgenden Tage, am 17., allein Blücher zum Kampfe ausziehen konnte und die Franzosen aus Gohlis und Eutritzsch im Norden der Stadt vertrieb. Der Imperator versuchte jetzt sogar Unterhandlungen anzuknüpfen und gab abends die ersten Befehle zum Rückzug. Denn gerade die Mühe des Tages ermöglichte es den Verbündeten, alle ihre Truppen bis 255 000 Mann heranzuziehen, denen er nur 160 000 Mann entgegenstellen hatte. Selbst der Kronprinz von Schweden kam jetzt, nachdem Blücher seine Vorbedingung erfüllt, ihm 30 000 Mann von seinem Heere überlassen, am Nachmittage des 18. mit der Nordarmee heran und stellte die immer noch fehlende Verbindung zwischen den beiden anderen Heeren her. Und dies war von der allergrößten Bedeutung. Denn sechsmal schon waren wieder die Preußen Kleists und die Russen des Prinzen Eugen gegen die Hauptstellung Napoleons, gegen die hohen Mauern von Probstthaida, das in eine Festung verwandelt worden, losgestürmt, aber vergeblich. Nun trieben Bülow's Preußen, die Bernadottes Vorhut bildeten, die Franzosen aus Paunsdorf, aus Sellerhausen, Mölkau und Stünz hinaus, drangen bis an die Thore der Stadt vor, und die Russen unter Langeron verjagten ebenso die Franzosen aus Schönefeld, so daß nun nicht nur der linke Flügel Napoleons durchbrochen, sondern zugleich sein Zentrum in Probsthaida unhaltbar geworden war.

Während wieder die Dankeslieder der verbündeten Völker gen Himmel stiegen, mußte Napoleon noch abends den Befehl zum Rückzuge geben und konnte in der That, da Schwarzenberg ihm nach der Politik seines Kaisers goldene Brücken baute, 90 000, oder noch weit mehr, Franzosen hinwegführen, während seine deutschen, polnischen und italienischen Truppen am nächsten Tage, den 19. die Stadt selbst ver- 19. Okt. teidigen mußten. Mit stürmender Hand nahmen sie Bülow's und Blüchers Truppen. Das ostpreußische Landwehrregiment unter dem aus einem Beamten zum Major gewordenen Friccius war, das Grimmaische Thor durchbrechend, das erste in der Stadt. Nach-



General Friedrich Wilhelm Freiherr von Bülow, Graf von Dennewitz.

Nach dem Gemälde von Heinrich Dahlberg (1773–1850) gestochen von Friedrich Wilhelm Bollinger e: (1777–1825). Auf etwa die Hälfte verkleinert.



Die Schlacht bei Leipzig.

Nach dem Gemälde von Johann Peter Krafft (1780–1856) gestochen von John Scott (1774–1828).
Auf 1/5 verkleinert.



1. Sir Robert Wilson, Rö. Gen. Großhdt. Gen.-Leut., 2 Fürst Wenzelblaus zu Lichtenstein, R. R. Leitert. Oberst-Leut., 3. Freiherr Karl von Langenau, R. R. Leitert. Gen.-Major, 4. Werner von Trapp, R. R. Leitert. Gen.-Major, 5. Graf Karl von Schauenburg, R. R. Leitert. Altmeister, 6. Feldherr Karl von Scharnstein-Viel, R. R. Leitert. Altmeister, 7. Paul von Werndorff, R. R. Leitert. Oberst-Leut., 8. Wilhelm von Hohenzollern-Leitert. Oberst, 9. Graf Johann von Rabeau, R. R. Leitert. Generalmajor, 10. Graf Johann von Bonn, R. R. Leitert. Oberst-Leut., 11. Graf Karl von Sacken-Meinberg, R. R. Leitert. Feldmarschall, 12. Graf Karl von Gleichen-Wartstein, R. R. Leitert. Altmeister, 13. Alexander I. Kaiser von Russland, 14. Franz I. Kaiser von Österreich, 15. Friedrich Wilhelm III. König von Preußen, 16. Charles William Stewart, R. R. Rö. Großhdt. Gen.-Leut., 17. Feldherr von Hesse, R. R. Preu. Gen.-Major, 18. Fürst von Württemberg, Rö. Russ. Gen.-Leut., 19. Graf Gentz von Waldstein-Wartenberg, R. R. Leitert. Oberst-Leut., 20. Feldherr von Ansbach, Rö. Preu. Gen.-Major, 21. Graf von Osswold, Rö. Russ. Gen. der Kavallerie, 22. Major Johann von Aufseher, R. R. Leitert. Feldmarschall-Leut.

mittags zogen die verbündeten Monarchen in Leipzig ein, entblößten Hauptes von dem unseligen König Friedrich August begrüßt, der bis zuletzt an dem Scherzen der deutschen Freiheit festgehalten und nun als Kriegsgefangener abgeführt wurde.

Wohl hatte diese Riesen Schlacht Opfer hüben und drüben ohnegleichen gekostet, an 80 000 Mann lagen tot oder — in diesem Falle noch schlimmer — verwundet auf der Wahlstätte. Denn alle ärztliche Kunst, alle Liebe Thätigkeit scheiterte an den Grenzen der menschlichen Kraft. Und als die Elsterbrücke wahrscheinlich durch einen Franzosen selbst gesprengt war, extranken noch Tausende, die



Einzug der Verbündeten durch das Grimmaische Thor in Leipzig.

Nach der Zeichnung des Augenzeugen Christian Gottfried Geißler (geb. 1770) gestochen von Johann Gottlieb Böttger (1763–1825).

Links vom Grimmaischen Thor die Paulinerkirche.

dem Schwerte zu entkommen geflocht, unter ihnen der Fürst Poniatowsky. Aber aus dem Blute, mit dem die Tapferen die Gefilde Leipzigs getränkt, ging die Freiheit des ganzen deutschen Volkes auf, und die Edlen, deren Gebeine dort bleichten, haben, indem sie ihre Augen schlossen, den ersten Versuch gemacht, die Thore der deutschen Macht und Einigkeit zu öffnen.

Was waren das für zwei Monate, die jetzt dahingegangen! Selbst die preußische Kriegsgeschichte hatte eine solche Fülle von Heldeninn und Heldenkraft, von Schlachten und Siegen noch nicht aufzuweisen. Wie ist es so wahr und treffend, wenn C. M. Arndt die richtige Anerkennung für die tapferen Preußen nur in den Denkmälern sehen will, die in ihren Herzen alle Deutschen ihnen erbauen mühten, Denkmäler, die keine Zeit zerstören könne. Als rechte Krieger Gottes hätten sie sich bewährt und dem ganzen deutschen Volke seien sie nicht allein die Anführer der Freiheit, sondern auch ein Muster der Tapferkeit, Zucht, Bescheidenheit und Menschlichkeit geworden. In Wirklichkeit war ja, da Napoleon das ihm von dem bayerischen General Wrede bei Hanau bereitete Hindernis leicht aus dem Wege räumte, und obwohl das große Hauptquartier, ohne irgend dazu genötigt zu sein, ihn über den Rhein entkommen ließ, das ganze Deutschland frei bis zum Rhein. Und schon mochte manch Kleinnütziger glauben, damit sei der Zweck des ganzen Krieges erreicht, während alle Errungenheiten doch noch gänzlich unge-

¹⁸¹³ sichert waren. Ja während über die Flucht des endlich besiegten Schlachtenfürsten mancher im Grunde sehr harnilose Spott in Deutschland laut wurde, wagte es der französische Kommandant von Glogau im Rücken der verbündeten Heere, wie er schon nach der Schlacht von Großgörschen gethan, seinen Soldaten einen großen Sieg Napoleons bei Leipzig vorzulügen. Dagegen schlossen sich jetzt wohl oder übel auch die Rheinbundstaaten den Verbündeten an. Wenn auch manche ihrer Fürsten nur unter dem Druck der preußischen Siege also handelten und entrüstet von Frankfurt, wo die Monarchen weilten, zurückkehrten, weil ihnen kein neuer Ländergewinn zugesessen, wenn ferner auch die gehoffte Erhebung der befreiten Völker gar nicht oder nur in sehr bescheidenem Maße in Erfüllung ging, wenn endlich auch Metternich Napoleon einen Frieden bot, der ihm nicht nur die Pyrenäen und Alpen, sondern auch den Rhein als Grenze zusicherte — so herrschte unter den preußischen Patrioten darüber doch kein Zweifel mehr, daß eher nicht der blutige Streit beendet werden dürfe, als bis nach Arndts Worten „die uralten Grenzen unsres Volkes bis zu der Schelde und den Ardennen von Tünkirchen bis Basel hinauf wieder gewonnen würden“. Mehr und mehr brach sich der Gedanke durch, „daß alle Deutschen von Natur Brüder sind und Kinder eines Volkes, die einander lieben und ehren und gegen fremde Thrannei einmütiglich und troziglich alle für Einen Mann stehen sollen“. Die unseelige Zwieracht müsse, so fährt Arndt fort, vertilgt, aller Gross und Hader vergessen und mit Liebe zugedeckt werden. Wie ein Abscheu und ein Grübel müsse angesehen werden, wer die einen Deutschen gegen die anderen entzweien und jene Zwiespalte wieder herbeiführen wolle, wodurch wir in diesen jüngsten Tagen so elend geworden.

Benigstens eine Hoffnung erfüllte sich. Der Krieg wurde fortgesetzt, und von den Festungen im Osten fielen Danzig, Thorn, Torgau, Dresden und Wittenberg in die Hände der Verbündeten. Noch war man zwar weit davon entfernt, etwa gerades Wege nach Paris zu marschieren, im Gegenteil konnte es nun nicht fehlen, daß die verschiedenen Interessen der Verbündeten zur Geltung zu kommen suchten. Zuletzt entschloß man sich doch den Rhein zu überschreiten. Wegen der österreichischen Absichten auf die italienischen Länder und mit Bezug auf die Schweiz sollte die große Armee allerdings — man begreift es kaum — in der Schweiz den Übergang bewerkstelligen. Nur mit Mühe erreichte Blücher für sich die Erlaubnis, am Mittelrhein sein Heer hinüberzuführen, während Bülow — der nach dem Abzug Bernadottes gegen Dänemark freie Hand hatte und im nordwestlichen Deutschland mit Jubel empfangen war — über den Niederrhein gehen sollte. Erstaunlich schnell eroberte er, bis auf Antwerpen, das Carnot hieß, die holländischen Festungen, und wieder einmal befreite Preußen die Niederlande vom französischen Joch. Wieder einmal aber sollte dies nur geschehen sein, um den englischen Einfluß auf die Mündungsländer des Rheins festzulegen.

Im Dezember hatten die Verbündeten den Franzosen ihren Einmarsch in das Land verkündet, ihnen zugleich aber in fast unbegreiflicher Verblendung jegliche Schonung, zarteste Behandlung, selbst den vollen Gebietsumfang zugesagt. ¹⁸¹⁴ In der Neujahrsnacht von 1814 überschritt Blücher bei Kaub den Rhein, und das donnernde Hurrah seiner Truppen trug auch den Deutschen jenseits die frohe Botschaft zu, die E. M. Arndt in zündender Schrift verkündete, daß „der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ sei. Unangefochten zog Blücher durch Lothringen über Saar, Mosel, Maas und Marne bis nach Brienne an der

Aube. Nimmermehr hätte Napoleon mit seinen soeben aufgelesenen Truppen den 1814 Marsch nach Paris hinderu können, denn auch Schwarzenberg war mittlerweile mit der großen Armee auf dem Plateau von Langres angelangt. Aber nun brachen sich die feindlichen Strömungen im österreichischen Hauptquartier mit größerer Gewalt Bahn. Metternich war, wie er dies nach der Schlacht von Leipzig offen aussprach, weder gejohnen, an Preußen das eroberte Sachsen zu überlassen, noch fühlte er Neigung, ihm das linke Rheinufer zu sichern. Unmöglich aber schien es doch, den Preußen, wenn sie fortzuhren, so ausgiebig zu siegen, diesen Preis vorzuenthalten. Bissher hatte er gar flüglich das Vertrauen des arglosen Hardenberg hingehalten, so daß diesem an dem guten Willen Österreichs noch immer kein Zweifel aufsteigen wollte. Am wenigsten aber dachte Metternich die, wenn auch sorgsam verschwiegenen, so doch mit Sicherheit erwarteten, polnischen Pläne des Zaren zur Ausführung kommen oder gar dem Zaren bestimmenden Einfluß in Frankreich gewinnen zu lassen. Das aber stand mit Sicherheit in Aussicht, wenn der Krieg bis zur Absetzung Napoleons getrieben, und in Frankreich eine neue, gleichviel welche, Regierung eingesetzt wurde. Eben deshalb setzte Österreich dem von den Preußen so heiß begehrten Marsch nach Paris einen ebenso zähen wie nachhaltigen Widerstand entgegen. Der Fortsetzung des Kampfes konnte es sich nun freilich nicht wohl entziehen, aber es bewog doch auch Preußen und Russland ihre Vertreter nach Chatillon zur Friedensverhandlung mit Napoleon auf Grundlage des Besitzstandes von 1792 zu senden. Als nun aber Blücher nach einem Gefecht bei Brienne dem Imperator am 1. Februar bei 1. Febr. La Rothière auf französischem Boden, obwohl Schwarzenberg nach allem Drängen nur eine mäßige Zahl seiner Truppen ihm unterstellt hatte, eine volle Niederlage beigebracht hatte, da schien dem Kaiser Franz der Sieg der Preußen doch gar zu umfassend zu werden. So übte man denn einen kleinen Verrat, indem man Blüchers linke Flanke entblößen, daß Hauptheer nicht weiter marschieren ließ. Nunmehr vermochte Napoleon den preußischen Helden vom 10. bis 14. Februar eine Reihe von glücklichen Gefechten zu liefern, die in ihrer Gesamtheit um so mehr eine schlimme Niederlage bildeten, als Schwarzenberg in seinen Friedenswünschen die für ihn günstige Gelegenheit nicht benutzte. Bei Etoges entgingen die preußischen Heerführer sogar nur mit Not der Gefangenschaft oder dem Tode. Aber Kaiser Franz und Metternich hatten ihr Ziel erreicht. Napoleons Thron stand wieder so fest wie zuvor, und die Preußen mußten auf dem Friedenkongress etwas klein-



„Der Rheinische Courier“, Spottbild auf den Rückzug Napoleons.

Kolorierte Radierung eines unbekannten Künstlers, auf $\frac{3}{4}$ verkleinert.

1814 lauter austreten. Natürlich aber forderte Schwarzenberg, als er selbst bei Montereau von Napoleon besiegt war, unbedenklich die preußische Hilfe, und schon am 21. war Blüchers Armee soweit wieder hergestellt, daß er sich mit der Hauptarmee vereinigen konnte. Doch führte weder der nun wieder auflohnende Übermut Napoleons auf dem Friedenkongreß zum Ziele, noch konnte sich Schwarzenberg zu der von seiner großen Übermacht erwarteten Schlacht entschließen.

Ta bat Blücher auf Grolmanns Rat um die Erlaubnis, sich wieder von der Hauptarmee trennen und endlich, nachdem er sich mit dem von Belgien heranrückenden Bülow vereinigt habe, nach Paris marschieren zu dürfen. Auch Bülow erließ bei seinem Einmarsch in Frankreich eine Bekanntmachung, welche den Französischen das freundlichste Entgegenkommen, die volle Wahrung ihrer Grenzen zusagte, denn nur der Herrschaft des Tyrannen gelte der Krieg. Und während Blücher, noch ehe Friedrich Wilhelm die Erlaubnis ihm erwirkt, sich in Bewegung setzte und Napoleon selbst nach sich zog, zwang der König den österreichischen Ober-

27. Febr. feldherrn am 27. Februar, ein von Napoleon zurückgelassenes kleines Korps unter Ondinot anzugreifen und zu besiegen. Es war jenes Gefecht bei Bar sur Aube, das seitdem durch den mutigen Adjutantenritt des jungen Prinzen Wilhelm von Preußen jedem Deutschen eine teure Erinnerung geworden ist. Blücher aber war — auch Gneisenau und Boyen hielten jetzt aus strategischen wie politischen Gründen eine defensive Haltung für angemessen — vor dem nachrückenden Napoleon zunächst wieder ausgewichen,

9. März hatte sich bei Soissons mit Bülow vereinigt, am 9. März bei Laon mit Napoleon auf Tod und Leben gernigen und ihn durch das schauerliche von York und Kleist geleitete Nachgefecht im Dorfe Athis so völlig geschlagen, daß ihn nur die Erkrankung des Feldmarschalls und der Widerwillen der preußischen Generale gegen den jüngeren Gneisenau und seine Anordnungen vor der Vernichtung erretteten.

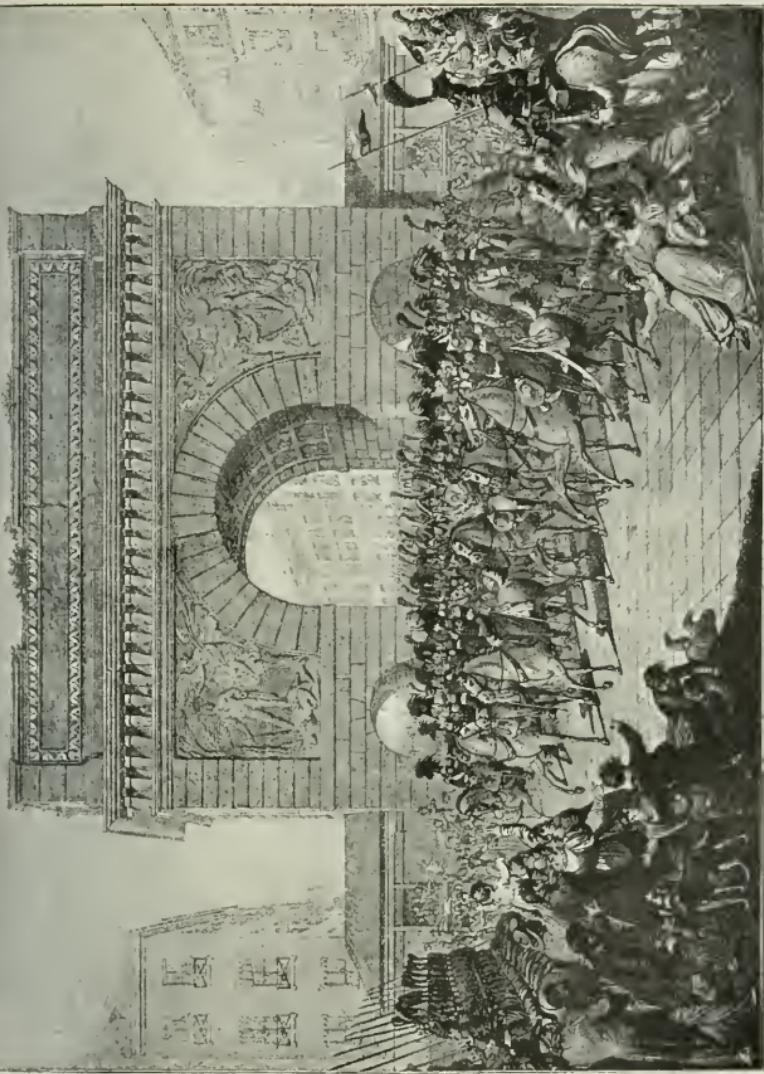
Nun aber hatte der Starrsinn des Imperators doch selbst die Politik seines kaiserlichen Schwiegervaters umgestimmt, und am 2. März war es zu Chaumont zu einer Erneuerung des großen Bundes auf zwanzig Jahre gekommen, der neben der Unabhängigkeit Spaniens, Italiens und der Niederlande doch auch „eine föderative Einigung“ Deutschlands in Aussicht stellte. Als nun gar Napoleon mit der Forderung des italienischen Königsthrones für seinen Stiefsohn dem Kaiser Franz geradezu ins Gesicht schlug, da verstand sich auch Österreich endlich dazwischen, vom Diplomatentisch sich wieder auf das Schlachtfeld zu begeben. Ja, nach einem mit

20. März dreifacher Übermacht über Napoleon glücklich errungenen Sieg bei Arcis sur Aube (20. März) wurde wirklich der Marsch nach Paris beschlossen. Und, wunderbar genug, hielt man an diesem Entschluß auch fest, als Napoleon durch einen Zug in den Rücken der Verbündeten diese zur Umkehr an den Rhein veranlassen wollte. Ein kleines Korps vielmehr nur ließ man zurück, um ihn selbst über den Marsch der Verbündeten nach dem Seine-Babel zu täuschen. Ungehindert kam man, nachdem

25. März bei La Fère Champenoise am 25. März eine französische Division niedergemacht war, bis in die Nähe der Stadt. Der Widerstand, den hier in Pantin, auf dem Père la Chaise und auf dem Montmartre zwei französische Marschälle leisteten, führte am 30. März zu einem blutigen, aber völlig nutzlosen Kampfe. Am späten Nachmittag kapitulierte die Stadt Paris; am folgendem Tage, den 31. März, hielten Friedrich Wilhelm, der Zar und Schwarzenberg ihren feierlichen Einzug in die Stadt, in deren Mitte seit Jahrhunderten dem deutschen Vaterlande beinahe nur Schande und Fluch, Tod und Verderben geplant war.

Einzug der Verbündeten in Paris am 31. März 1814.

Nach der Zeichnung von Ulrich Siebel (1772–1822) gestochen von Johann Friedrich Nügel, arbeitete am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrh. auf $\frac{9}{10}$ verkleinert.





Übergabe der Stadt Paris an die verbündeten Monarchen, am 31. März 1814.
Kolorierte Radierung eines unbekannten Künstlers, auf $\frac{1}{2}$: verkleinert.

Zeit zeigte sich, wie zutreffend es war, daß die preußischen Heerführer schon frühzeitig zum Marsch nach Paris gedrängt hatten. Denn nun war der Kampf in der That zu Ende. Die französische Nation sagte sich los von ihrem Kaiser, feierte die verbündeten Monarchen als Friedensengel. Am 2. April sprach auf Talleyrands Betreiben der Senat die Absetzung Napoleons aus, und selbst die Maréchale weigerten ihrem Kriegsherrn, als er einen Versuch zum Entzahe von Paris machen wollte, die Heeresfolge. Am 10. April verzichtete er für sich

und sein Geschlecht auf den französischen Thron und wurde trotz des preußischen Widerspruches mit einer Jahresrente und dem Recht der Souveränität nach Elba verwiesen. Indem man aber nach einem Erjäh für ihn schon in den letzten Wochen umgeschaut, hatte man sich überzeugen müssen, daß niemand sonst als die Bourbonen vorhanden war. In der That bestieg, obwohl

GALIA REDDITA EUROPA.
APRIL 1814
Fünf-Frank-Stück, geprägt im April 1814 anlässlich des Einganges Königs Friedrich Wilhelm III. in Paris. In Größe des Originals im Agl. Münz-
kabinett zu Berlin. Revers

Fünf-Frank-Stück, geprägt im April 1814 anlässlich des Einganges Königs Friedrich Wilhelm III. in Paris. In Größe des Originals im Agl. Münz-
kabinett zu Berlin. Avers.



allein England für sie eine Neigung äußerte, Ludwig XVIII. den Thron seiner 1814 Väter, und mit ihm schlossen die Verbündeten am 30. Mai zu Paris den 30. Mai Frieden, der die Grenze von 1792 für Frankreich festzte. Das zärtliche Entgegenkommen, welches Rußland, Österreich und England dem französischen Staate wie bei dem Einmarsch in Frankreich so auch jetzt erwiesen, und welches wohl der Gefühlseligkeit schwärzender Gemüter, aber nicht einer staatsmännischen Ge- fümmung entsprach, beließ Elsaß und Lothringen einschließlich der erst 1793 eroberten Teile dem Staate der Bourbonen — gegen welche man ja den Krieg gar nicht geführt habe — und erließ ihm sogar die Bezahlung nicht nur der Kriegskosten, sondern auch der an Preußen aus dem Kriege von 1812 ganz unbestreitbar schuldigen 169 Millionen Thaler.

So war nun Friede, aber ein Friede, der durchaus nicht den Erwartungen der Nation entsprach. Im Gegenteil, Frankreich war machtvoller als selbst zu den Zeiten Ludwigs XIV. Über der Freude an der Befreiung achtete man auch im Volke freilich nicht allzuviel der ungenügenden Bestimmungen. Man war ja zu seelenstrotz, daß das große Werk geglückt war, der heilige Krieg zum Siege geführt hatte. „Was Patrioten träumten und Egoisten belächelten, ist geichehen“, rief frohlockend Gneisenau, und selbst ein Franzose, Benjamin Constant, gestand später in voller Würdigung des Fluches, den Napoleon durch seine Landsleute über die Welt geschleudert, „die Preußen haben das menschliche Antlitz wieder zu Ehren gebracht!“ Wie jubelte man in Berlin, daß man den Degen Friedrichs wieder hatte, und die Quadriga wieder das Brandenburger Thor schmückte! —

Noch aber wartete eine große Aufgabe, die Neuordnung Europas, der Erledigung. In zwei Monaten sollte deshalb ein Kongress in Wien zusammentreten — ein Termin, der dann bis in den November verschoben werden mußte. Indessen das war jetzt schon so gut wie ausgemacht, daß keine der Mächte dem Staate den Preis des Sieges gönnen werde, welcher nicht nur lange Zeit die ganze Last des Krieges allein getragen, sondern der auch weitauß das meiste zu seiner herrlichen Vollendung gethan. Wieder einmal bestimmte der alte Reid Europa's gegen diesen Staat der Arbeit, der Kraft und der Idee das Schicksal Preußens. Hardenberg unterließ es, sich eng an den Kaiser Alexander, der für seine polnischen Pläne die Entschädigung Preußens betreiben mußte, anzuschließen, blieb der treue Freund Metternichs und des englischen Ministers Castlereagh, die doch alles aufboten, sowohl die deutschen Pläne der preußischen Patrioten zu Falle zu bringen, als auch die eigenen Interessen Preußens zu verlegen. Schon war zu Gunsten des neuen Hollands die preußische Westgrenze erheblich beschritten, waren die deutschen Landschaften Limburg, Luxemburg, Lüttich mit der Maas dahingegeben, schon war auch der Verlust von Mainz für Preußen voranzusehen, und damit eine wirksame Verteidigung des Westens unmöglich gemacht. Und das, obwohl Gneisenau doch eher zu neuem Kriege, als zur Aufgabe von Jülich und Mainz geraten hatte! Gewiß aber wurde der Anspruch auf Sachsen aufs heftigste bestritten, war ohne russische Förderung undurchführbar.

So verharrete die auswärtige Politik Preußens lange in unbehaglicher Schwebe. Um so angestrengter war die Arbeit für die innere Politik, die jetzt von Bülow (Finanzen), von Schuckmann (Inneres), Fürsten von Wittgenstein (Polizei), von Boyen (Militärsachen) unter Hardenberg im Ganzen doch vortrefflich geleitet wurde. Nach dem Friedensschluß war Friedrich Wilhelm mit dem Zaren der Einladung des



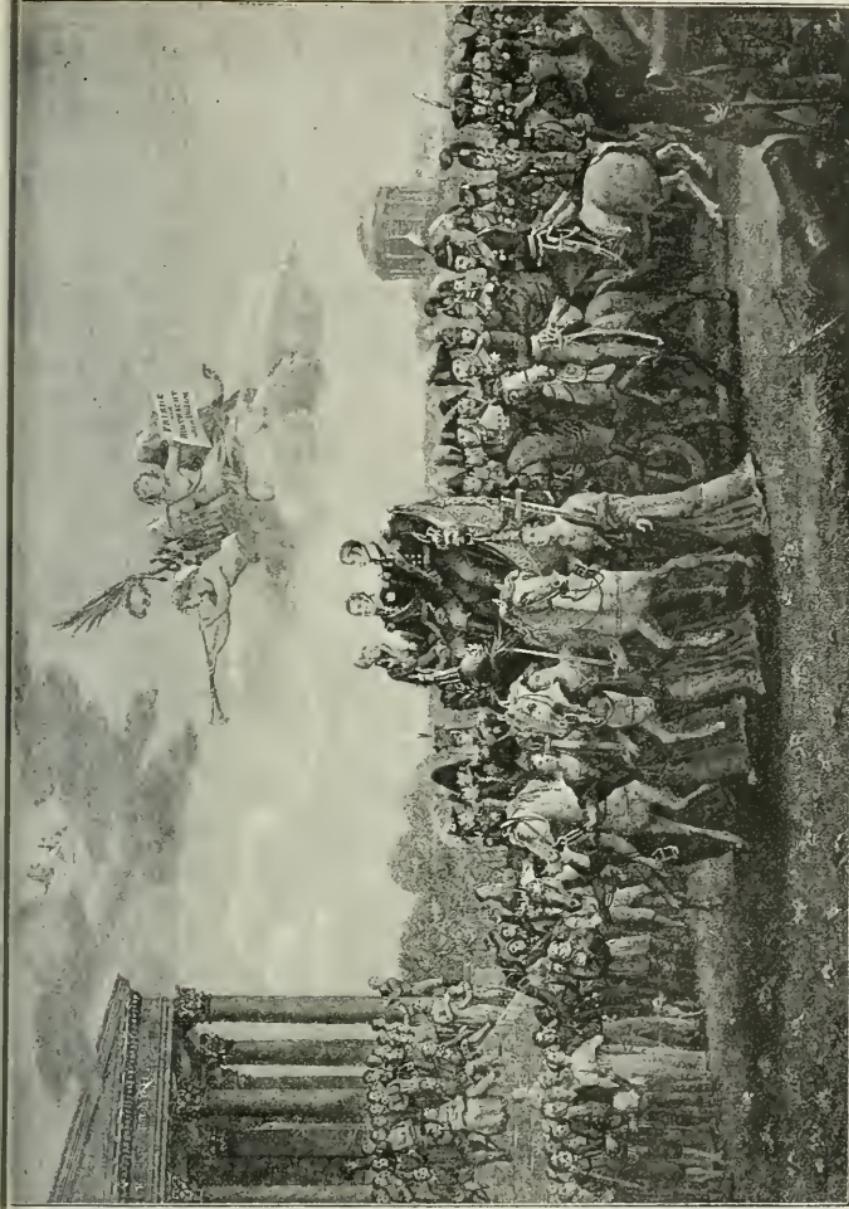
1. Kaiser Franz I. 2. Stadler Peter Alexander I. 3. König Friedrich Wilhelm III. 4. Wellington. 5. Prinz Wilhelm von Württemberg. 6. Katt Johann. 7. Geschäftsführer Konstantin. 8. Zeugen. 9. Vilom. 10. Schmuckherren von Württemberg. 11. Württemberg. 12. Blücher. 13. Prinz Wilhelm von Preußen. 14. Gemüthen. 15. Prinz August von Braunschweig. 16. Platone. 17. Philocabonisch. 18. Tüchermeister. 19. Gräfe. 20. Barcelau de Zolln. 21. Rießl. 22. Jöbst. 23. Windhagerose. 24. Götzen. An den Wahlen die i. S. 1813 verlorenen Moreau und Stutulow.

ОСВОБОДІТЕЛИ Європи

A HISTORY OF THE CHINESE

جغرافیا

DIE BEEFREIER EUROPAS



1811 Prinzregenten von England gefolgt und hatte in London jenen Besuch abgetattet, von dem man weiß, daß die Begeisterung John Bull's für Gneisenau und Blücher den Marschall „Vornwärts“ fast wie einen Messias feierte, gerade so, wie in den Zeiten Friedrich Wilhelms I. einmal das preußische Bündnis als das Evangelium des Tages, und in der Wöbbacher Zeit König Friedrich als der Retter der Staaten und Gewissen gepriesen wurde. Am 6. August war der König nach Berlin zurückgekehrt und alsbald that er für die innere Entwicklung Preußens den bedeutsamsten Schritt. Aus wirtschaftlichen Gründen hatten die am 9. Februar 1813 für die Dauer des Krieges aufgehobene Ausnahmen von der Dienstpflicht am 27. Mai 1814 wieder zugelassen werden müssen. Jetzt berief der König Gneisenau, den neuen Kriegsminister von Bonen, den Reorganisator des Generalstabes von Grolmann und Hardenberg zu einer Kommission, und diese arbeitete nun das Gesetz vom 2. Sept. 3. September 1814 „über die Verpflichtung zum Kriegsdienste“ aus. Man sieht nicht nur das Spiegelbild der letzten Jahre, sondern man meint die Grundzüge des preußischen Staates zu erkennen, wenn man den Anfang des Gesetzes liest: „Die allgemeine Austrengung unseres treuen Volkes ohne Ausnahme und Unterschied hat in dem so eben glücklich beendeten Kriege die Befreiung des Vaterlandes bewirkt; nur auf solchem Wege ist die Behauptung dieser Freiheit zu sichern. Die Einrichtungen, die diesen glücklichen Erfolg hervorgebracht, sollen die Grundgesetze der Kriegsverfassung des Staates bilden und als Grundlage für alle Kriegseinrichtungen dienen. Denn in einer geheimnäsig geordneten Bewaffnung der Nation liegt die sicherste Bürgschaft für einen dauernden Frieden“. Scharnhorsts Werk, die Arbeiten Gneisenaus, Bonens und Grolmanns waren dadurch für immer der Nation gesichert, und die allgemeine und ausnahmslose Dienstpflicht war als der wahre rocher de bronze unseres Staates für alle Zeiten stabilisiert. Wohl hat man neuerdings in hohem Gedankenfluge diese gewaltige Schöpfung, in welcher der historische Sinn Scharnhorsts die gereinigte Fortentwicklung der Pläne Friedrich Wilhelms I. erkannte, mit jener That des sechzehnten Jahrhunderts auf eine Stufe gestellt, die das Verhältnis des Erdenbürgers zum himmlischen Vaterlande bestimmt. Und ohne Zweifel ist die allgemeine Wehrpflicht, die Beisetzung eines zum guten Teil aus Bagabunden bestehenden Heeres und die Schaffung eines aus sittlichen und gebildeten, aus allen Staatsbürgern bestehenden Heeres von der durchgreifendsten Bedeutung für die Entwicklung nicht nur Preußens, sondern aller Staaten Europas gewesen. Schlechterdings hat keine Reform der letzten Jahrhunderte so einschneidend und so bestimmend auf die Geschicke aller Völker gewirkt, wie dieser rein sittliche, rein ideale Gedanke, und in dem geknechteten Preußen ist er geboren!

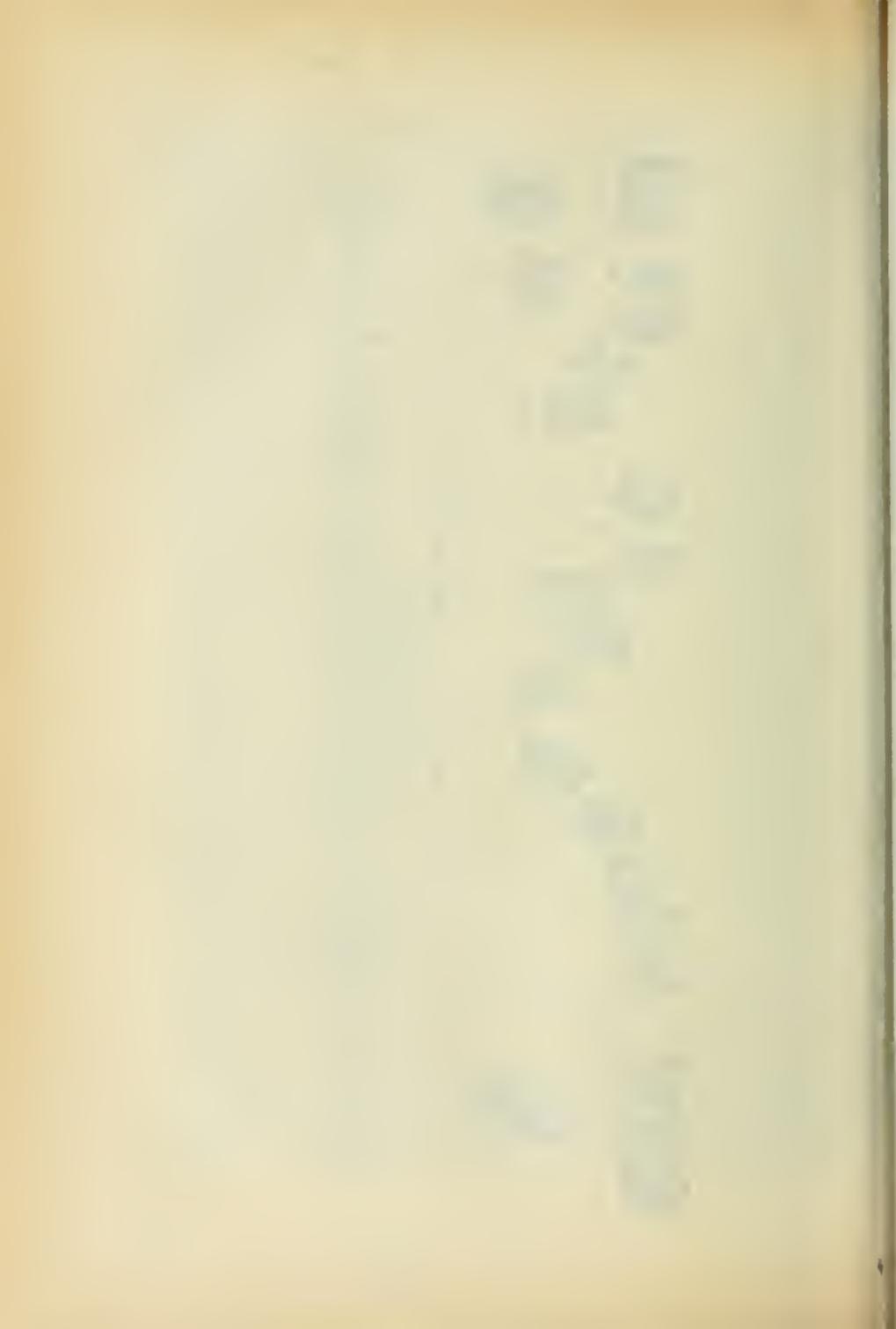
2. Nov. In der Mitte September fanden auch die ersten vorbereitenden Beratungen der Minister der vier Großmächte in Wien statt, aber erst am 2. November wurde der Kongress in Wien tatsächlich eröffnet, der nun sowohl die neue Gestaltung der Staaten Europas als die Verfassung desjenigen Gebietes regeln sollte, welches man das deutsche Vaterland noch immer nur nannte. Man weiß zur Genüge, wie auf diesem Kongress ein bunter Völkergewimmel von Verusenen und Unverusenen sich einfand, man weiß, daß die Erledigung der Geschäfte nicht selten mehr bei Zerstörkeiten in den Prunkgemächern der vornehmen Gesellschaft durch Intrigen, als durch die ernste Arbeit der Staatsmänner am grünen Tische stattfand. Wochen und Wochen vergingen, ohne daß man zu Resultaten kommen könnte.



Erläuterungsbilatt zu dem nachstehenden Bilde:

"Der Wiener Kongress".

1. Wellington (England); 2. Lobo (Portugal); 3. Galvea (Portugal); 4. Mowhawk (Schweden); 5. Roatles (Frankreich); 6. Metternich (Österreich); 7. Dampf (Frankreich); 8. Rofflione (Rusland); 9. Rainella (Portugal); 10. Eschrech (England); 11. Dufres (Frankreich); 12. Befenberg (Österreich); 13. Matjumony (Rusland); 14. Steuart (England); 15. Lafras (Spanien); 16. Glancaro (England); 17. Baden; 18. Habsburg; 19. Spanholz (Brenthen); 20. Gethart (England); 21. Gartenberg (Spanien); 22. Zalleyraut (Frankreich); 23. Stadetberg (Augsland).







Der

Nach der Zeichnung von Johann Baptist Isabey (1757–1835)



ngreß.

von Johann Gottschoh (1771—1839). Auf etwa $\frac{1}{3}$ verkleinert



Durch die Weihrauchswolke, in welche sich wie in Paris, so auch in Wien ¹⁸¹⁴ der vornehme Zar so gerne einhüllen und als den Befreier Europas preisen ließ, vermochte die Bescheidenheit Friedrich Wilhelms die Sonne der preußischen Heldenthaten nicht hindurch dringen zu lassen, und fast durch alle Verhandlungen geht die Eifersucht und der Neid auf Preußen wie der rote Faden hindurch, der in dem Labyrinth der unendlich verschlungenen Wege doch einen deutlichen Wegweiser gibt. Wie immer aber — mit Ausnahme der friedelerizianischen Zeiten — konnte und konnte das preußische Kabinett es nicht glauben, daß dies Österreich, für das man so viel gethan, für das man, wie so oft ausgesprochen, noch unendlich viel mehr thun wollte, daß dies Österreich Preußen verlassen könnte. Hardenberg — sein Tagebuch bezeugt es — glaubte an die Treuerzigkeit und Ehrlichkeit des scheinbar so menschenfreundlichen Kaisers und seines vielgewandten und verschlagenen Metternich noch, als sie ihm längst in die Ferse gestochen.

Die wichtigsten Fragen für Preußen waren die sächsisch-polnische und die der deutschen Verfassung. In jener sollte Preußen zuletzt nur einen halben Erfolg erlangen, in dieser vollständig geschlagen werden. Indem Alexander schon stets die etwas phantastisch gedachte Wiederherstellung, das hieß in Wahrheit die Einverleibung des ganzen Polen in Russland erstrebt und doch im Realischer Vertrag die Wiederherstellung Preußens in dem alten Umfange und für „den getreuesten Verbündeten eine solche Verbindung und Abrundung, wie sie notwendig ist, um einen unabhängigen Staatskörper zu bilden“, zugesagt hatte, war — zumal Hannover aus Rücksicht für England eher vergrößert als verkleinert werden sollte — das Augenmerk von vornherein auf die Lände der napoleonischen Königskrone von Sachsen gerichtet gewesen. Das Schwert der Verbündeten hatte das Land erobert, es war nach Kriegsrecht herrenlos, sein bisheriger Sonderveran hatte an dem Unterjoche Deutschlands bis zur Gefangennahme nach der Schlacht von Leipzig wie angeklammert festgehalten. Er hatte dem gedient, von dem er Wohlthaten erwartete, und dessen Sieg dem Reiche sicherlich nur Verluste eingetragen hätte. Es schien selbstverständlich, daß er nun auch Napoleons Schicksal teilte, und ein Anspruch auf Billigkeit stand dem nicht zur Seite, der im entgegengesetzten Falle auf Kosten seiner Nachbarn gewonnen hätte. Schon Friedrichs des Großen Kämpfe hatten den Wert des gegen Österreich militärisch so vortrefflich abgegrenzten Landes außschlagendste erwiesen, er hatte seine Erwerbung ausdrücklich empfohlen, und die alten, mindestens bis in das Zeitalter der Reformation hinein reichenden Imitationen des Dresdener Hofes gegen den zu Berlin wären durch die Einverleibung in Preußen ein für allemal gesühnt worden. Endlich wurde die Ansicht vielfach laut, daß wenigstens an einem der Rheinbundfürsten die Strafe vollzogen werden müsse, welche das Verlassen der Nation verdiene.

Zwischen waren aber all diese Rechtstitel für Österreich nur ebensoviel Gründe, dem Plane entschieden entgegenzutreten. Schon flankierte Preußen mit Schlesien ja im Osten die österreichische Monarchie. Das Erzgebirge aber im preußischen Besitz schien den Staatsmännern an der Donau wie das geöffnete Ausfallthor gegen ihr Land. Gab man überdem nicht mit Sachsen Preußen selbst die Mittel in die Hand, seine deutschen Pläne zu verwirklichen? Sicherte dessen Besitz dem norddeutschen Staat nicht eben den Einfluß auf die Mittelstaaten, dessen Wohlthaten man dem Reiche so gründlich missgönnte? Und stieß man mit der Bestrafung eines der Vasallen Napoleons nicht gerade die übrigen zurück, die

zu gewinnen doch das weitgesteckte Ziel habsburgischer Staatsweisheit war? Endlich aber, wenn Russland die preußischen Ansprüche auf Sachsen lebhaft beförderte, so geschah dies, weil das Königreich den Erzäj für die von Russland geforderten ehemals preußischen Teile des Polenreiches bildete. Des Zaren Wacht an der Weichsel aber erschreckte in Wien ebenso wie der russische Adler an der unteren Donau. Aus demselben Grunde, aus welchem Metternich den Tivan mit seiner Kunst beehrte, trat er auch den preußischen Ansprüchen auf Sachsen entgegen. Denn dadurch schwächte er die Macht Russlands, und dies Ziel verfolgte er mit der anzuhängerndsten Beharrlichkeit. Auch glaubte er hoffen zu dürfen, daß, wenn er Friedrich Wilhelm die Entschädigung für Polen entziehe, dieser auch die Arbeit für Alexanders Wünsche ruhen lassen werde. Meinte er doch auf diese Weise die preußisch-russische Freundschaft trennen zu können, meinte es umso mehr, als diese hauptsächlich auf der Gesinnung beider Monarchen beruhte, während sowohl die preußischen wie auch die russischen Staatsmänner Alexander's polnischen Plänen — natürlich aus verschiedenen Gründen — entgegnetraten.

Und welcher Gewinn wäre es gewesen, Preußen unter angenehmen Bedingungen an das österreichische Staatschifflein anzuketten! Russland wäre völlig vereinzelt, Deutschland verloren gewesen. Denn längst schon kämpfte Metternich Schulter an Schulter mit den englischen Ministern, vornehmlich Lord Castlereagh, der eine russische Vergrößerung nicht zugeben konnte, wohl aber aus welfischen Interessen eine möglichste Schwächung Preußens durchsetzen wollte. Er hat es denn auch unter den eigentümlichsten Umständen erlangt, daß Preußen Ostfriesland und den erhofften „Isthmus“ nach den weilichen Ländern Hildesheim, Minden, Lingen an Hannover abtreten mußte. Denn unter allen Umständen mußte nun wenigstens eine Sünde des westfälischen Friedens gesühnt werden, mußte endlich die pommersche Frage gelöst, die reich entwickelte Küste Vorpommerns und Rügens für Deutschland zurückgewonnen werden. Die Entziehung des in jüngster Zeit dänisch gewordenen Landes aus nichtdeutscher Hand, die unbeschränkte Beherrschung der Odermündungen und der endliche Abschluß des zweihundertjährigen Kampfes um Pommern schienen schließlich für Preußen noch notwendiger, als die Behauptung des treuen östfriesischen Landes mit der Emsmündung.) Nam es doch wenigstens in deutsche Hände, und unter geringeren Opfern gab das Welsenhans nicht das kleine Herzogtum Lauenburg herans, durch dessen Hingabe an Dänemark Vorpommern allein in Kopenhagen zu erlangen war. Mit schwerem Herzen hat Friedrich Wilhelm seine Ostfriesen dahingegeben, und diese haben es lange nicht glauben mögen, daß sie an den Schwanz des gehaßten weißen Rosses gebunden werden sollten. Schwer genug war der Kampf, ehe die Welsen sich zur Aufgabe auch nur Lauenburgs entschlossen. Schlimmer aber war noch, daß infolge der engen Verbindung zwischen England und Holland nun vom Haag bis nach Lüneburg, vom Kanal bis zur Elbe der eine welfische Wille gebot, der nie und nimmer den Hohenzollern gewogen war. Gleich jetzt zeigten die Welsen ihr Antlitz ohne Maske. Denn nachdem sie ihre Lande so glücklich auf preußische Kosten vermehrt und den schwarzen Adler vom Ufer der Nordsee abgedrangt hatten, wie hätten sie den unbedeuemen Nachbarn etwa durch Sachsen vergrößert sehen mögen! Durch Sachsen, das unter preußischem Regiment entfernt nicht dem englischen Handel diejenigen Vorteile sicherte, die das bequeme System der Durchstechereien in Leipzig, dem Haupstädtelplatz des englischen Handels in Deutschland, bisher gewährt hatte!

Doch dem preußisch-russischen Zusammenhalten gegenüber wäre das österreichisch-englische Bündnis immer nur im gleichen Verhältnis geblieben. Da bot sich für Metternich eine geradezu unschätzbare Hilfe in der glatten Gewandtheit und unerschütterlichen Sicherheit des Meisters aller diplomatischen Schläue, des französischen Gesandten Talleyrand. Allerdings hatte der Pariser Vertrag Frankreich von den Beratungen über die Gebietsverteilungen ausgeschlossen. Allein Ludwig XVIII. hatte die Hand der englischen Minister, die ihn auf den Thron gehoben, festzuhalten gewußt, und unter geschicktester Benutzung der widersprechenden Interessen hatte Talleyrand Zutritt, ja Einfluß und Geltung auf dem Kongreß zu gewinnen gewußt. Mit der Vorliebe für Polen hatten die Bourbonen immer geprahlt, die russische Vergrößerung lag gar nicht in ihrem Sinn,

die mögliche Schwächung Preußens aber schien wie das Zuckerbrot, das man den Kindern Frankreichs dafür geben müsse, daß dessen Heere gewagt, nicht etwa sie zu züchtigen für ihren Frevel, wohl aber sie zu besiegen.

So vereinigte sich denn alles, um Preußen die Früchte seiner Siege zu entreißen. An der Vergrößerung Preußens hatte kein Staat ein Interesse, allein Russland schien die preußischen Pläne unterstützen zu müssen, wenn anders der Zar seine polnischen verwirklichen wollte. Allein diese wieder waren für Preußen so gefahrdrohend, daß weder Hardenberg noch der zweite preußische Bevollmächtigte in Wien, Wilhelm von Humboldt, auch nur eine Verständigung mit ihm suchten, vielmehr hofften, daß die Furcht vor Alexander's Absichten in Polen auch in der Hofburg stark genug wirken werde, um so schmerzlich es sein möchte, dem preußischen Nachbar gefällig zu sein. Im Bunde mit Österreich und England hofften sie, gestützt überdies auf Erklärungen Metternichs, Sachsen für Preußen zu retten. Nun aber teilte Alexander dem Könige



Wilhelm von Humboldt.
Zeichnung von Franz Krüger (1797—1857).

1811 mit, daß Metternich über Hardenberg hinweg ihm die Hand gereicht und Nachgiebigkeit in der polnischen Frage verheißen habe. Da befahl der König persönlich den Abschluß an Russland. Ob Alexander die Wahrheit gesagt, wissen wir freilich nicht. Hardenberg aber schrieb trauernd in sein Tagebuch „Metternich hat sein Wort nicht gehalten“.

Russland gab nun zwar die bisher von ihm vertragsmäßig geleitete Verwaltung Sachens an Preußen ab, aber zunächst verschärfte sich dadurch der Gegenschlag derart, daß man sich in Berlin am Ende des Jahres sogar ernsthaft auf einen neuen Kampf gefaßt machen mußte. Ganz, nunmehr die Feder des österreichischen Ministers, führte in einer Tuschschrift aus, daß Österreich sich zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts mit Süddutschland und Frankreich gegen Preußen und Russland verbünden müsse. In der That trat das Unglaubliche ein. Am 3. Januar wurde — wahrscheinlich auf Talleyrands Betreiben — wirklich zwischen Österreich, England und Frankreich ein Kriegsbündnis gegen Preußen und Russland abgeschlossen, dem Sardinien, Hannover, Darmstadt und namentlich Bayern, das Mainz für sich beanspruchte, beitrat. Das war die Antwort Europas auf die Thaten Preußens und Russlands! Indessen lag es in der Natur der Dinge, daß dieser Dank sich noch nicht verwirklichen ließ. Er schüßt, wie man allseitig war, konnte man Sachsen wegen nicht Europa in einen neuen Krieg stürzen. Welches Glück aber, daß wiederum die preußischen Staatsmänner nachgaben und sich ungefähr mit der Hälftie des Anspruches auf Sachsen begnügten! Kräftig unterstützte der Zar die preußischen Ansprüche, bequemte sich, dem Freunde ein „Opfer“ zu bringen, verzichtete großmütig auf Thorn und Danzig und gestand eine Verbindung zwischen den Provinzen Schlesien und Preußen zu. Er erklärte sich bereit zur Errichtung der Republik Krakau und zur Abtretung von Wilizka mit seinen Salzwerken und des Tarnopoler Kreises an Österreich. Preußen verlor nun zwar deutsche Gebiete und mußte wieder ein gut Stück des polnischen Landes übernehmen, für das Friedrich Wilhelm einst schön gedankt hatte, auch war Frankreich wieder unter die Mächte als gleichberechtigt eingeführt, aber man war doch und zwar unter englischer Vermittelung überhaupt zu einem Abschluß gekommen. Und wenn nun Österreich sich etwas willfähriger für die Regelung der preußischen Westgrenze zeigte, so geschah dies zwar auch nur, um Preußen die Wacht gegen Frankreich aufzuladen, aber eben darin lag doch ein wesentlicher Gewinn für das Reich selbst. „Der Markgraf am Rhein“, den E. M. Arndt forderte, mußte in der That ein anderer Kämpfer Deutschlands gegen Frankreich werden, als die vielen Kleinstaaten, die das Metternichsche Ideal der Abwehr gegen die Franzosen bildeten. Aber die Rante der Gegner behielten die Oberhand, die veriprochene Entschädigung und Abrundung erhielt Preußen nicht, und um jedes Gebiet mußte man streiten und kämpfen. Zuletzt bekam Preußen für all seine Opfer einen Teil von Großpolen nebst Danzig und Thorn, Westfalen nebst den Rheinlanden, das halbe Sachsen und Vorpommern. Es waren 700 Seviertmeilen weniger, als es 1806 besessen, und zugleich war die geographische Lage des Staates nunmehr wieder eine so zerrissene, daß eine Erstärkung glücklich unterbunden zu sein schien — wenn nicht etwa wider Erwarten gerade die unglückliche Berstückelung ein neuer Anlaß zum Vorwärtsstreben wurde.

Noch weniger konnte in Wien die Lösung der deutschen Verfassungsfrage glücken, da nicht nur der Widerspruch Österreichs und der Mittelstaaten den preußischen Forderungen entgegenstand, sondern die Angelegenheit überhaupt noch

in einem gewissen rohen Zustande war, und eine allgemeine Ansicht über die Art ihrer Lösung keineswegs bestand. Am wenigsten erkannte man, daß ein gemeinsames Tagen von Österreich und Preußen undurchführbar sei, daß Preußen, deutsch von Grund aus durch sich selbst, auf die Ausbildung der deutschen Einheit und zur Erfüllung der Sehnsucht aller edlen Deutschen hingedrängt wurde; Österreich aber, zumal ihm in Italien die Herrschaft zugestanden, oder doch durch die Regierung seiner Familienglieder der volle Einfluß gewahrt war, in der Erstarkung des deutschen Reiches nur einen Hemmschuh der eigenen Oberhoheit sah. Fest stand nur, daß Österreich nicht gewillt war, mit der Kaiserkrone seine übrigen Kronen zu belasten, und daß es durch die planmäßig erfolgte und in den Verträgen mit Bayern und Württemberg festgelegte Politik der Liebkosung der Mittelstaaten eine kräftige Zusammenfassung des Reiches von vornherein unmöglich gemacht hatte. Daraus ergab sich von selbst, daß an den Verzicht auf einen Teil der Souveränität seitens der Einzelstaaten nicht zu denken war, und in schroffster Form brachten Bayern und Württemberg ihren Abscheu gegen solche Zunahme, überhaupt gegen eine Bundesverfassung, zum Ausdruck. Es ergab sich aber weiter, daß auch die Entscheidung nicht, wie anfangs versucht, allein durch Preußen, Österreich, Bayern, Württemberg, Hannover erfolgen könne, sondern alle Souveräne des Reiches herangezogen werden müßten. Württembergs Absage an die fünf Staaten brachte dies an sich gewiß nicht unberechtigte Ergebnis zu Stande.

Der Freiherr vom Stein, der damals zwar ohne Amt in Wien weilte, aber krafft seiner überragenden Persönlichkeit einen aus Achtung und Furcht gemischten Einfluß besaß, plante zwar keineswegs wie jener General von Steinmetz, Deutschland unter preußische Führung stellen zu wollen, oder gar Österreich ausscheiden und alle deutschen Fürsten zu entthronen, aber mit Energie forderte er ein „einziges selbständiges Deutschland“, ein „mächtiger Staat“ — solle es sein — „der alle Elemente der Kraft, der Kenntnisse und einer gemäßigt und geachtlichen Freiheit in sich faßt“, „eine Verfassung, gegründet auf Einheit, Kraft und Nationalität“, „ein Reich, welches alle sittlichen und physischen Bestandteile der Kraft, Freiheit und Aufklärung enthält“ — wobei er freilich den historischen Irrtum beging, zu glauben, daß dieses Ideal im 10. bis 13. Jahrhundert verwirklicht gewesen sei. Wenn er aber nur fünfzehn bis sechzehn regierende Fürsten in Deutschland belassen wollte, so waren Hardenberg und Humboldt von jeder Gewaltthätigkeit gegen die kleinen Staaten sehr weit entfernt, sie setzten vielmehr alles daran, daß Preußen ihnen „mehr ein Schutz als eine Gefahr“ erschien. Aber darauf kam es beiden Staatsmännern allerdings an, daß die Deutschen wieder eine Nation bilden sollten, und daß eine den nationalen Bedürfnissen wie den patriotischen Forderungen der Zeit entsprechende Einheit in die wichtigsten Interessen des Volkes gebracht würde. So verlangte der erste preußische Entwurf Errichtung eines Bundesgerichts, gleichartige Verfassungen mit ständischen Rechten in den einzelnen Ländern, ein deutsches Gesetzbuch, Gleichheit der Münze, des Zoll- und Postwesens. Die Einheit im Heerwesen gedachte man durch eine Kreisverfassung sicher zu stellen. Indessen so wenig wie dieser maßvolle Entwurf standen die, namentlich von Humboldt mit rastlosem Fleiß immer neu ausgearbeiteten, weiteren Entwürfe den Beifall Metternichs oder die Gnade der kleinstaatlichen Minister. Das ganze Verfassungswerk drohte mehrmals völlig zu stocken, selbst Mahnungen des fremden Herrschers, des Kaisers von Russland,

riesen nicht die Neue hervor, die eine bessere That erzeugt. Zuletzt blieb den Preußen, als alle ihre Forderungen, selbst Kriegsgewalt, Bundesgericht und Landstände gefallen waren, nichts übrig, als den Bund, gleichviel auf welche Bedingungen, abzuschließen. Man mußte sich mit „Grundzügen“ begnügen und von dem Laufe der Zeit hoffen, daß „sie die Bundesverfassung zu etwas Beschiedigendem ausgestalten werde“. Genug, wenn zunächst nur die Bildung eines neuen Rheinbundes möglichst erschwert wurde. Denn mittlerweile war der Zweck des Bundes, „die Erhaltung der äußeren Sicherheit und Unabhängigkeit Deutschlands“, ein unmittelbar praktischer geworden. So wurde denn auf Grund eines gänzlich

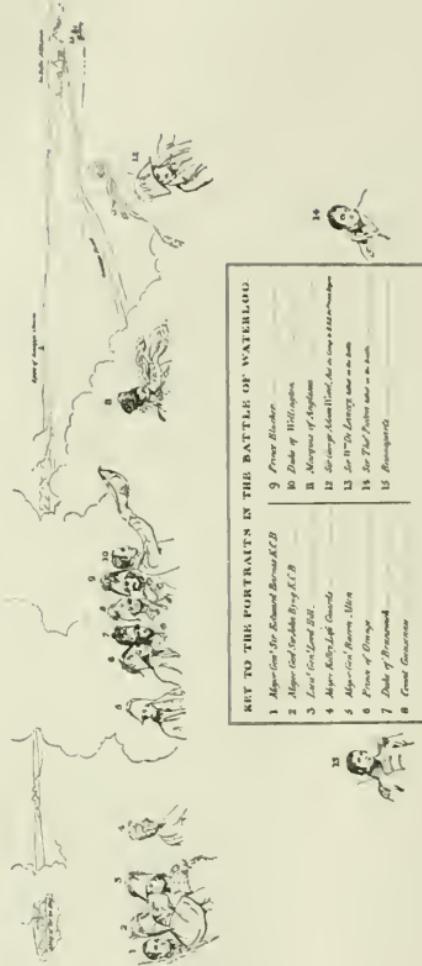
¹⁸¹⁵
S. u. 9.
Juni

ungenügenden österreichischen Entwurfs ernstlich verhandelt. Am 8. Juni wurde

Damit aber stellte man, als ob die im westfälischen Frieden festgesetzte Garantie der fremden Mächte ihre Schäden für das deutsche Volk nicht zwei Jahrhunderte hindurch dargethan hätte, wieder Europa zum Wächter über die deutsche Verfassung, und Metternich rühmte dessen sich noch in späteren Jahren als eines besonderen Erfolges! Die Grundlage des Bundes war die volle Gleichheit aller neununddreißig deutschen Staaten und freien Städte, die sich verpflichteten, sowohl ganz Deutschland als die einzelnen Bundesstaaten gegen jeden Angriff in Schuß zu nehmen, einander gegenseitig ihre sämtlichen unter dem Bunde begriffenen Besitzungen zu garantieren, einander nicht zu kriegen, keine Bündnisse mit dem Auslande gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten einzugehen und bei erklärttem Bundeskrieg nicht einseitig mit dem Feinde zu verhandeln. Das war aber auch alles. Selbst das Bundesgericht war gefallen, und nur ein Gesandten-Kongress verband die einzelnen Staaten. Der alte Regensburger Reichstag wurde ausgegraben und erlebte als Frankfurter Bundestag eine trüb-selige Auferstehung. In dessen engerem Rat sollten freilich nur die zwölf größten „Mächte“ je eine Votilstimme führen, die übrigen nur Kuriasstimmen, d. h. mehrere sollten sich in eine Stimme teilen, aber von den neunundsechzig Stimmen des Plenums, in welchem alle wichtigen Sachen zum Antrag gebracht werden müssten, war den sieben größten Staaten mit fünf Sesshüften des ganzen Reiches knapp die Hälfte der Stimmenzahl gegeben. Doch als wäre jeder Hoffnung zum Besseren dadurch noch nicht ein genügend fester Riegel vorgezoben, war auf Sachsens Antrag noch jeder Beschuß über Grundgesetze, über organische Aenderungen, über die Rechte der Einzelnen und über Religionsangelegenheiten an Einhelligkeit der Beschlusssfassung gefesselt, und somit schon das Grab für den Leichnam gegraben. Auf Veranlassung der süddeutschen Staaten waren ferner die Hoffnungen auf Beteiligung der Nation an der Gesetzgebung in die Einzelstaaten verwiesen und auch hier in die nichtshagende Formel gebracht „In jedem Bundesstaate wird eine landständische Verfassung stattfinden“. Doch wurde dies von dem entrüsteten Volk zunächst weniger schwer empfunden. Denn schon hatten, allerdings nur um jede Einmischung in ihre sonveräne Regierung zu verhindern, die süddeutschen Regierungen Verfassungskommissionen eingesetzt. König Friedrich Wilhelm aber hatte auf Hardenbergs allzu leichtherzig gegebenen Rat seine früher vorsichtig ansgesprochene Überzeugung, daß die Bildung von Reichständen erfolgen könne, am 22. Mai in eine feierliche Zusage umgewandelt und die Wiederherstellung der Provinzialstände, aus deren Wahlen ein allgemeiner Landtag hervorgehen solle, sowie eine Verfassungsurkunde seinem Volke verheißen.

Während man aber kaum noch den Gedanken der deutschen Verfassung recht 1815 ernstlich erwog, zeigte sich, daß der Hammer schon erhoben, der dies künstlich zusammengeschmiedete Gebilde europäischer Staatsweisheit, der das ganze deutsche Volk zusammenschließen konnte. Am 7. März erfuhr man in Wien, daß „der 7. März Souverän von Elba“ am 1. März in der Nähe von Cannes gelandet war. Es begreift sich, daß diesmal die Herrscher Europas ohne weiteres darüber einig waren, dem korsischen Eroberer in den Arm zu fallen. Am 13. März erklärten die Großmächte ihn gleichsam in die Acht, und am 25. schlossen sie einen neuen Vertrag, nach welchem jede der vier Mächte 150000 Mann stellen sollte, um „Bonaparte“ — so sagte man jetzt — außer Stand zu setzen, den europäischen Frieden von neuem zu stören. Der aber hatte inzwischen die französischen Truppen, die ja von seinem Ruhme zehrten, für sich gewonnen und war in Paris, von wo der bourbonische König bei nächtlicher Weile eilsichtig entflohen, am 20. März eingezogen. Freilich verhieß er der französischen Nation freie Gesetze 20. März und stellte sich dem Auslande wie der Fuchs in der Fabel als reuigen Sünder und Friedensengel vor, bereit, den Pariser Frieden anzuerkennen. Doch selbst der ruhige Bürger in Frankreich verstand, daß allein der Name des Gewaltigen schon Krieg bedeute, und zwei seiner vornehmsten Marschälle, Daudinot und Macdonald, versagten sich ihm. Allein die französische Nation gab durch allgemeine Abstimmung der erneuten Thronbesteigung Napoleons doch ausdrücklich ihre Zustimmung, erklärte damit ihre Verantwortlichkeit für die Handlungen ihres Herrschers und hatte mithin auch die Folgen des neuen Kampfes zu tragen. Indessen bezeichnet es die Stimmung der Großmächte, daß Talleyrand die Aufnahme eines Zusatzes in den neuen Vertrag überhaupt hatte beantragen können, nach welchem der Krieg lediglich gegen Napoleon selbst geführt werde. Erklärte doch sogar der englische Feldherr „Frankreich hat keine Feinde, dieser Krieg ist ein Krieg Europas, Frankreich mit eingeschlossen, gegen Bonaparte und sein Heer“. In der That gewährten die Verhandlungen in Wien, daß Baudern der Kabinette, ihre wirkliche oder vorgegebene militärische Unfertigkeit dem Imperator die Zeit zu neuer Rüstung, zur Schaffung einer neuen Armee. Im Juni hatte er nahe an 200000 Mann bei einander, und zwar lauter Kerntruppen, denn ihren Stamm bildeten die alten Soldaten, die als Kriegsgefangene in den deutschen Festungen dem Tode auf dem Schlachtfeld entrückt waren.

Der deutschen Nation war die Aufnahme des Kampfes selbstverständlich, von neuem durchwehte die norddeutsche Jugend jene Flamme, die am heiligen Feuer der Vaterlandsliebe entzündet war. In hellen Hauzen eilten die Landwehren wieder zur Fahne, und mit wahrer Begeisterung empfand man die Notwendigkeit „den Mann“ nicht auf Frankreichs Thron zu dulden, der, wie der König in seinem Aufrufe sagte, „die Weltherrschaft als den Zweck seiner stets erneuten Kriege“ laut verkündigte. Viel schärfer und bestimunter als früher forderten die Preußen nun auch den Preis für alle Opfer. „Wir müssen bessere Grenzen für Deutschland erhalten“, wie Friedrich Wilhelm kurz und einfach sich ausdrückt. Allgemein ward in Preußen der Ruf laut, diesmal müsse Frankreich seinen alten Raub, müsse Elsaß und Lothringen herausgeben, ja man freute sich — Blücher, Gneisenau und ihre Freunde voran — der Gelegenheit, den unglücklichen Pariser Frieden durch einen anderen zu ersetzen, der den frivolen Angriffen von jenseits einen festen Damm entgegenbauen sollte.



KEY TO THE PORTRAITS IN THE BATTLE OF WATERLOO.

- | | | | |
|---|--|----|--|
| 1 | Major-General Sir Edward Bruce, K.C.B. | 9 | Prince Blücher. |
| 2 | Major-General John Brudenell, B.C.B. | 10 | Duke of Wellington. |
| 3 | Lord General Hill. | 11 | Marshal of Austria. |
| 4 | Abram de l'Isle-Verte. | 12 | General Ney, (Wounded in one of his arms). |
| 5 | Abram de l'Isle-Verte. | 13 | Sir H. D. Loring, (wounded in both arms). |
| 6 | Prince of Orange. | 14 | Sir Thomas Picton, (wounded in both arms). |
| 7 | Duke of Brunswick. | 15 | Brunswick. |
| 8 | Count Grouchy. | | |

Erläuterungsblaatt zu dem Bilde:

Die Schlacht bei La Belle Alliance, am 18. Juni 1815.

Nach dem Gemälde von Johann Philipp Reiffen (1775 bis nach 1829) — die Porträts stammen von Witzel William Deibl (1763—1822) — geflochten von John Burnet (1784—1868). Auf etwa $\frac{1}{4}$ verkleinert.



Journal of Aging Studies

The Prince Regent

WATERLOO. or the Days of June 1815

Hypoleucus most abundant and diverse hermit thrush. *Richardson & C.*
H. C. Bryant & D. S. Abbott. *American Naturalist*

*Highly fragrant oil
of Bergamot & Orange & Citrus
aromatico*

To the Royal Highness
The Duke of the BATTLE OF
Copenhagen, humbly Dedicated by His Royals
& with his general Protection, humbly.

Eine ungeheure Menschenmenge gedachten die Verbündeten in Belgien, am
 1815 Mittelrhein, am Oberrhein und in der Schweiz aufzustellen, 800 000 Mann
 sollten ihnen den Sieg im voraus sichern und den „Menschen“ erdrücken. In-
 dessen die Thaten der in Belgien unter Blücher, Gneisenau und Wellington ver-
 einigten preußischen und englischen (aber auch zu einem Drittel aus Deutschen
 bestehenden) Armee haben in der That den Kampf allein ausgefochten, wenn
 auch unter den furchtbaren Verlusten, den schrecklichsten Nöten. Nunächst waren
 auch diese beiden Heere noch nicht völlig zusammengezogen und namentlich die
 englische über einen weiten Flächenraum von Gent bis Quatrebras zerstreut.
 Auch lebte der englische Feldherr des verkehrten Glaubens, daß Napoleon seine
 Kräfte zersplittert und ihn in der rechten Flanke angreifen oder umgehen werde,
 während dieser sich zwischen beide Armeen schieben und jede vereinzelt schlagen
 wollte. Erst spät erkannte man die Absicht des Feindes, und eilig zog
 Gneisenau bei Sombrefe am 15. und 16. Juni drei preußische Corps zusammen.
 Da indes die Heranziehung des bei Lüttich stehenden Bülow'schen Corps nicht
 gelang, so wurde am 16. die Frage sehr ernstlich erwogen, ob es nicht ratslicher
 sei, der angebotenen Schlacht auszuweichen. Doch lauteten die schriftlich und
 16. Juni mündlich am 15. und 16. von Wellington gegebenen Zusagen, mit seinen Truppen
 nachmittags unfehlbar zur Stelle zu sein, so bestimmt, daß Blücher und Gneisenau
 die von Napoleon begehrte Schlacht trotz ihrer nicht günstigen Stellung annahmen.
 Indessen der Engländer kam nicht, sondern wurde seinerseits bei Quatrebras in
 ein Gefecht verwickelt, das er nun, da er die Vereinigung mit Blücher nicht
 rechtzeitig betrieben, allein nur mühsam aufrecht halten konnte.

Zimmerhin hatte nicht er, sondern hatten Blücher und Gneisenau die Folgen
 16. Juni des Bruches seiner übereilten Zusage zu tragen. Hier bei Ligny kämpfte zwar
 nicht nur die ausserlesenste Tapferkeit, sondern die zornige und ungünstige Er-
 bitterung des Volkes, dessen Naden am rohesten von dem Fuß Bonapartes zer-
 treten war, und der ingrimmige Haß der Veteranen Napoleons gegen die Preußen,
 die den Stern ihres Abgottes erbleichen gemacht, gab der preußischen Erbitterung
 nichts nach. Ohne Gnade zu geben oder zu fordern, zerstörten sich an 25 000
 Krieger, aber alle Anspannung der Preußen war vergebens. Bis tief in die
 Nacht hinein tobte die Schlacht, noch in der achten Stunde war man ja nach der
 Aussage des englischen Obersten der Ankunft Wellingtons gewiß. Aber er kam
 nicht. Und so behauptete Napoleon das Schlachtfeld, ja nur einer gelungenen
 Reiter-Attacke war die Rettung des Feldmarschalls zu danken. Denn diesem war
 gleich anfangs an der Spitze seiner Reiter das Pferd erschossen, und achtslos
 jagte Freund und Feind bei dem greisen Helden vorbei, der unter seinem Pferde
 lag. Mit gespannter Pistole verharrte sein Adjutant Graf Nostitz bei ihm, bis Hilfe
 wurde. Napoleon frohlockte. Er meinte, die Preußen ostwärts zum Rhein getrieben
 zu haben, aber das Corps, das er endlich zur Verfolgung aussandte, suchte die Feinde
 vergeblich. Denn allen Berechnungen Bonapartes entgegen führte Gneisenau — ohne
 Rücksicht auf den Bruch der englischen Zusage, allein von dem Gedanken der Be-
 siegung des „Ungeheuers“ und der Befürchtung geleitet, daß ein preußischer Rückzug
 von den verderblichsten politischen Folgen begleitet sein werde — das Heer gegen
 Norden nach Wavre, von wo sich die Vereinigung mit Wellington ermöglichen ließ.

Nun aber mußte selbst der Widerwilligste erkennen, „was sittliche Kräfte
 vermögen“. Denn trotz des furchtbaren Tages und trotz des aufreibenden Marsches

z i strömendem Regen stand das preußische Heer am Abend des 17. bei Wavre, 1815
enige Meilen von Mont St. Jean, südlich von Brüssel, wo sich die englische Armee
stand, und war freudig bereit zu einer neuen Schlacht. Auch Wellington erklärte
ine Zustimmung zu einer solchen, falls ihm Blücher mit 25 000 Mann zu Hilfe
kommen könne. Mit allem, was er habe, hoffentlich seiner ganzen Armee werde
kommen, ließ Blücher antworten, und der Preuße hielt sein Wort.

Während nun Napoleon in voller Sicherheit — denn die geschlagenen Preußen
ähnkte er ja auf der Flucht nach dem Rhein — den Engländern nachzog, ihnen
en Garau zu machen, ja die Muße gewann, eine Parade über seine Heerscharen
zu halten, sah Gneisenau den Plan, Napoleon in den Rücken und in die rechte
Linke zugleich zu fallen. Im Norden von der englischen Armee, im Osten und
Süden von den Preußen gefasst, sollte das französische, auf den Höhen von La
Belle Alliance zur Schlacht gegen die Engländer aufgestellte Heer vernichtet
werden. Infolge seiner unglücklichen Idee, der Imperator könnte seinen rechten
Flügel umgehen, hatte sich Wellington durch die Absendung von 17 000 Mann
allerdings geschwächt, aber in immerhin günstiger, rechts bis Hougoumont, links bis
Frischermont reichenden Stellung erwartete er in seinem, bei dem Hofe La Haye
Sainte gelegenen Zentrum den Angriff Napoleons. Um die Mittagszeit erfolgte 18. Juni
er. Doch erst als der Kaiser die ihm inzwischen zugegangenen Nachrichten
über den Anmarsch der Preußen nicht mehr von der Hand weisen, auch seine
Soldaten durch die Behauptung, die anziehenden Truppen seien das von der Ver-
folgung zurückkehrende französische Korps, nicht mehr täuschen konnte — erst da
erfolgte mit dem ganzen Mute der Verzweiflung der stürmischste ungefürmteste An-
griff der Franzosen. Denn Napoleon mußte die englische Armee vernichtet haben,
evor Blücher ankam. Stundenlang hielt Wellington aus, auch seine Soldaten
erfüllte das Bewußtsein, daß von ihrer Ausdauer Sein oder Nichtsein, das Schicksal
iner Welt abhänge. Auf die Dauer konnten sie doch dem rasenden Ungezüm
er Angreifer nicht standhalten. Schon war die englische Schlachtlinie durchbrochen,
und nur zur Not konnte Wellington noch die Lücke ausfüllen. Schon murmelte
er als seine letzte Hoffnung „Die Preußen oder die Nacht!“ Da erschienen um
1/25 Uhr aus dem Gehölz bei Frischermont die ersten preußischen Truppen unter
Bülow, beschossen das Gehöft bei La Belle Alliance, griffen das Dorf Plancenois
an, und Bietens Korps ging, den stark erschütterten linken Flügel der Engländer
zu stützen, auf La Haye und Papelotte vor. In zwei und einer halben Stunde
war die Schlacht entschieden. Am blutigsten wurde der Kampf um Plancenois,
über 6000 Mann vom Bülow'schen Korps zahlten mit ihrem Blute für den Besitz
des Dorfes. Denn noch einmal sendete der Imperator seine Gardebataillone gegen
Plancenois, andere gegen das englische Zentrum vor. Neh leistete geradezu Un-
taubliches. Vergeblich, Bülow behauptete Plancenois, Bieten vertrieb die Feinde
aus La Haye, der linke wie der rechte Flügel war vernichtet, und Napoleon er-
kannte „Es ist alles zu Ende, retten wir uns“. Aber auch das war nur wenigen
möglich, denn alles setzte Gneisenau daran, den geschlagenen Feind zu vernichten.
Die englischen Truppen erhielten zwar Ruhe, aber mit seinen Preußen führte
Gneisenau trotz der tödlichen Übermündung der Truppen, die vor der heißen
Schlacht auf nassen, schlechten Wegen einen Marsch von acht Stunden und mehr
gemacht, die großartigste Verfolgung durch und bot die letzten Kräfte auf, um
den Feind zu zerstören. Kaum daß Napoleon selbst auf einem Pferde entkam,

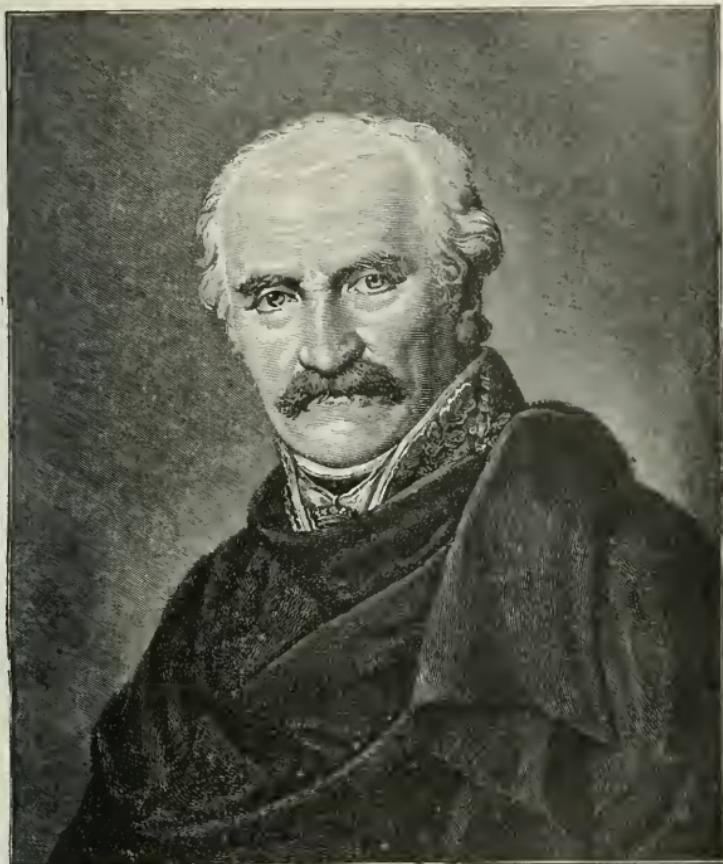
mein schätz

Die Späteste Stunde ist geschlagen. Dein Fuß =
der Sieg ist mir gesichert. Der Heilige ist
unverzerrt, und die Menschenatmosphäre zu
Höchst ist mir nicht zum Gedenken.
Die Ritter läuften ~~liefen~~ auf mich. Ich
wurde zittern und zittern. Ich war
nichts als ein großer. ~ *Hildegard*

Gegenständiges Schreiben Blüchers an den General von dem Schultheiß, d. d. La Belle Alliance, den 10. Juni 1815.

Die Sache ist geschlagen, der berühmte Sieg ist erlangt. Das Detail will ich erzählen, Ich denke die Beobachterin gefragt ob nun wohl ähnlich weiter
zu reden. La Belles Alliance den 10. June 1815. Ich habe mich nicht mehr schreiben. Den Tag davor um Mitternacht da war
Wieder.

seinen Wagen, den er mit Gold und Edelsteinen voll gefüllt hatte, musste er den Siegern überlassen. Nur 10 000 Mann retteten sich nach Paris, und auch jenes zur Verfolgung der Preußen entsandte französische Korps konnte entkommen. Einen schöneren Namen als den von La Belle Alliance, meinte Blücher in seinem



Generalfeldmarschall Gebhard Leberecht von Blücher, Fürst von Wahlstadt.
Gemalt (1816) und lithographiert (1825) von Fr. C. Groeger (1766—1838).

amtlichen Bericht, könne man der Schlacht nicht geben, Wellington aber glaubte seinen Ruhm zu erhöhen, wenn er sie nach seiner Gewohnheit nach seinem letzten Hauptquartier die von Waterloo nannte.

In raschen Zügen führten Blücher und Gneisenau, während Prinz August durch die Bevölkerung der Festungen einen hohen militärischen Ruhm gewann, ihr Heer nach Paris und nötigten am 3. Juli die Stadt zur zweiten Kapitulation. 3. Juli

1815 Zum zweiten Male ließ die französische Nation den Mann fallen, der Europa zum Fluche geworden, die Franzosen aber auf eine schwindelnde Höhe des Ruhmes geführt hatte. Er begab sich von dem Seehafen Rochefort aus an Bord des englischen Kriegsschiffes *Bellerophon* und ward nun auf Beschuß der Mächte nach St. Helena geführt. Natürlich aber oder seltsam — je nach den Anschaunungen — erweckten diese gewaltigen Schläge weder in Wien noch in Petersburg große Freude. Denn wenn Preußens Söhne auf dem Schlachtfelde Thaten verrichteten, deren, wie Blücher sagte, nicht nur die Geschichte ewig gedenken muß, sondern die ähnliche Thaten auch von ihren Nachkommen voraussehen ließen — wie sollten die an der Donau auf Unterdrückung dieses Staates gehegten Hoffnungen sich verwirklichen? Wie sollte Preußen so klein bleiben, daß es den von der Neva her schallenden Geboten folgte? Und wenn der getreue Waffengesährte Wellington mit Blücher den Marsch nach der Seine ausführte, so that er es nur, um den Bourbonen auf den so unrühmlich geräumten Thron zurückzuführen. Indem er diesen Herzenswunsch des englischen Kabinetts mit großer Gewandtheit zu erfüllen wußte, nötigte er auch den Zaren, obwohl dieser „die Unfähigkeit der Bourbonen, ein so aufgeregtes Volk wie die Franzosen zu regieren und in Ordnung zu halten“ längst erkannt und daher gern dem Herzog von Orleans die französische Krone aufs Haupt gesetzt hätte, Ludwig XVIII. zu unterstützen. Denn andernfalls hätte Russland jeden Einfluß an der Seine, jede Aussicht auf französische Unterstützung seiner orientalischen Politik verloren. Damit aber war die Neuordnung der deutschen Westgrenze, die Forderung von Elsass und Lothringen in Wirklichkeit ausgegeben. Wohl mahnte Stein, wohl forderte Gneisenau den Kanzler Hardenberg in einem ergreifenden Schreiben auf, die französische Festungslinie gegen Belgien, forderte Luxemburg, Elsass und Lothringen zu verlangen, denn „so hoch hat noch nie Preußen gestanden“. Wohl bat Blücher seinen König, die Diplomaten dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlören, was der Soldat mit seinem Blute errungen habe. Dieser Augenblick sei der erste und letzte, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern. Als Gründer der deutschen Sicherheit werde der König daher verehrt werden und Preußen die Früchte seiner Anstrengungen genießen, wenn es nicht mehr nötig hätte, immer mit gezücktem Schwerte dazustehen. Aber wie hätten die verbündeten Monarchen, als sie am 10. Juli in Paris einzogen, von ihrem Wirt, der „an dem Zwischenfalle der napoleonischen Diktatur und des Krieges völlig unschuldig, ja selbst darunter gelitten“, eine Buße fordern mögen? Es war demnach von vornherein aussichtslos, wenn die preußischen Minister und andere einsichtige Staatsmänner sich nun noch um einen besseren Frieden heiße Mühe gaben. Umsonst war es, wenn sie den unwiderleglichen Beweis führten, daß, nachdem Ludwig XVIII. nicht, wie man erwartet, an dem Streite gegen Bonaparte teil genommen, wohl aber die französische Nation mit ihren Machtmitteln den Krieg ihres anerkannten Kaisers geführt und ermöglicht habe, völkerrechtlich die im Vertrage vom 25. März festgestellte Beibehaltung des ersten Pariser Friedens ein Umding sei. Die Schuld des französischen Volkes an all den schweren Opfern, welche der Krieg gekostet, die leichte Wiederkehr eines neuen Einbruchs Frankreichs in Deutschland, die dadurch hervorgerufene Zwangslage der süddeutschen Kronen wurden belanglos dem Interesse Englands und Russlands gegenüber.

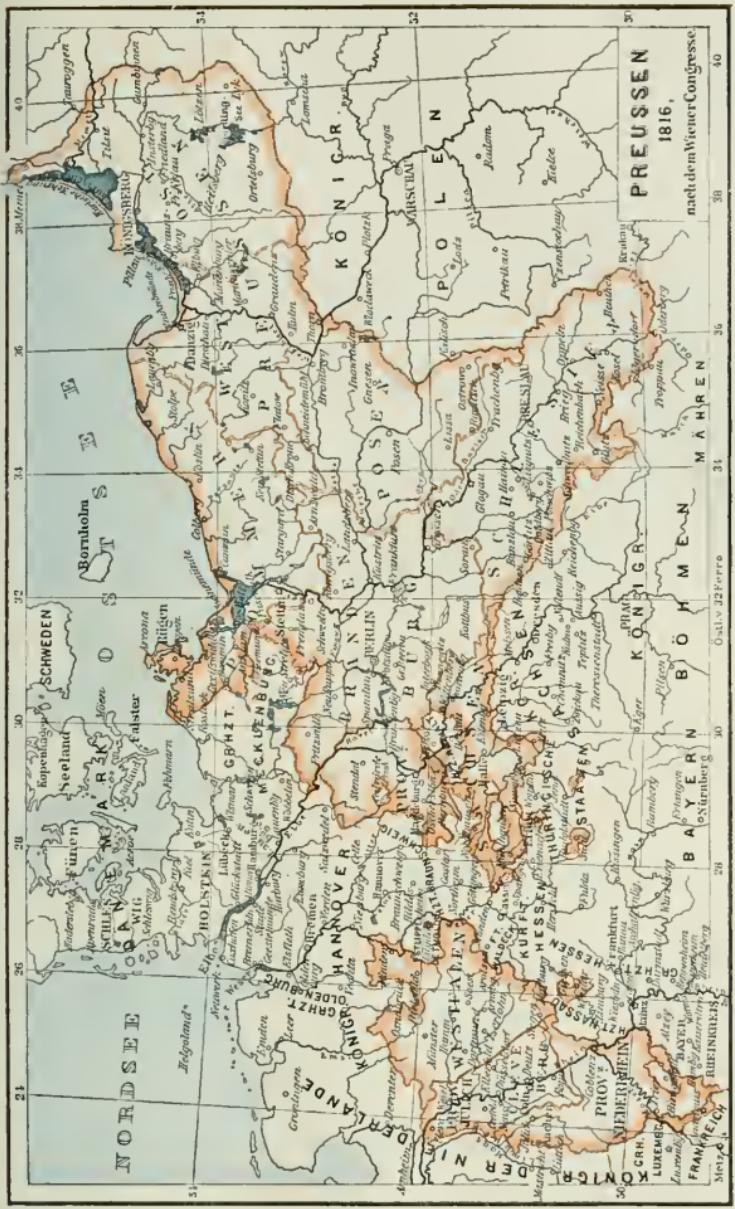
Die Geschichte zweier Jahrhunderte hatte gelehrt, daß die ungefährte Grenze nicht nur die deutschen Gefilde schutzlos dem Schwerte des gallischen Nachbarn

preisgab, sondern eindringlicher noch, daß wesentlich dadurch die süddeutschen, wie 1815 die früheren geistlichen Staaten am Rhein gehindert worden waren, eine nationale, eine deutsche Politik zu treiben. Sie hatte die französische Partei im Reich geschaffen, und mit Recht hatte Gneisenau den Kaiser Alexander gewarnt, ihr nicht neue Gründe zu dem Glauben zu geben, daß man durch den Anschluß an die Eroberungspläne Frankreichs mehr gewinne als durch Erfüllung seiner Pflichten gegen das Vaterland und die gemeinsame Sache Europas. Aber auch das blieb vergeblich, daß offen und ehrlich der Kronprinz von Württemberg wie ein Menschenfeind es aussprach, „ein neuer Rheinbund werde immer möglich sein, so lange die süddeutschen Staaten, schutzlos unter den Kanonen Straßburgs gelegen, fortwährend in ihrer Existenz durch Frankreich bedroht seien“. Denn auch Metternich vertrat ohne Rücksicht auf Deutschlands Sicherheit den Standpunkt, daß man keinen Eroberungskrieg geführt und Frankreich daher in den Grenzen von 1790 erhalten müsse. So kam am 2. Oktober vorläufig, am 20. November entgültig der zweite 20. Nov. Pariser Friede zustande, der bis auf die Auslieferung einiger Festungen an Holland, bis auf die Rückgabe von Savoyen an das Königreich Sardinien und von Landau und Saarlouis an Deutschland Frankreich seine gefährlichen Grenzen ließ. Außerdem mußte es die unglaublich geringe Summe von 700 Millionen Francs Kriegsentschädigung zahlen und eine fünfjährige Besatzung zur Befestigung des bourbonischen Thrones entragen. Einen wesentlichen Anteil an diesem für Deutschland so ungünstigen Ergebnis hatte der Umstand, daß Kaiser Alexander von dem Weihrauch, der ihm gespendet wurde, ganz umnebelt war. Man feierte ihn als den Heiland des neuen Europa, und er gefiel sich in der Rolle eines solchen ganz ausnehmend. Daher erklärte er sich auch willig, den schwärmerischen Worten der verzückten Frau von Krüdener und anderer Frauen zu folgen und die christliche Pflicht der Vergebung selbst gegen Frankreich zu üben. Sie mußte ja auf seine weiteren Pläne befriedigend einwirken! Dieser zur Schau getragenen Gesinnung, welche jenem Zeitalter nicht übel gefiel, und welche so geschickt die russischen Interessen mit dem Mantel der christlichen Liebe zu verhüllen wußte, entsprang auch die „Heilige Allianz“, die Österreich, Russland und Preußen als drei Zweige einer Familie betrachtete, deren höchster Souverän „Gott, unser göttlicher Erlöser Jesus Christus, das Wort des Höchsten, das Wort des Lebens“ sei. Völlig unklar, wie dieser Versuch einer theokratischen Gemeinschaft der europäischen Staaten gefaßt war, ist er in Wahrheit zu einer wahrhaft politischen Bedeutung nicht geworden, die Beziehungen der Mächte zu einander hatten andere Ursachen, andere Mittel, andere Ziele. Dies zeigte sich schon, als Alexander seine schwülstige Urkunde den Verbündeten vorlegte. Denn Friedrich Wilhelm unterzeichnete sie nur, um den Freund nicht zu kränken, Kaiser Franz nur auf Metternichs ausdrückliche Versicherung, daß sie lediglich leeres Geschwätz enthalte, der Prinz-Regent von England aber verweigerte seine Unterschrift überhaupt. Vorerst hielten jedoch die Gefandten der vier Großmächte, die in Paris in einer besonderen Konferenz gleichsam zur Überwachung der unruhigen Franzosen und zur Unterstützung der bourbonischen Regierung zusammentraten, die Einigkeit aufrecht. Die „söderative Einigung“ der deutschen Fürsten dagegen verlengnete die heftigen Wehen ihrer Geburt nicht, führte am wenigsten zur wirklichen Einheit Deutschlands. Die Eifersucht der souveränen Fürsten Deutschlands unter sich, so erkannte alsbald der hervorragendste preußische Minister des folgenden Zeitraumes, von Möß, der Drang

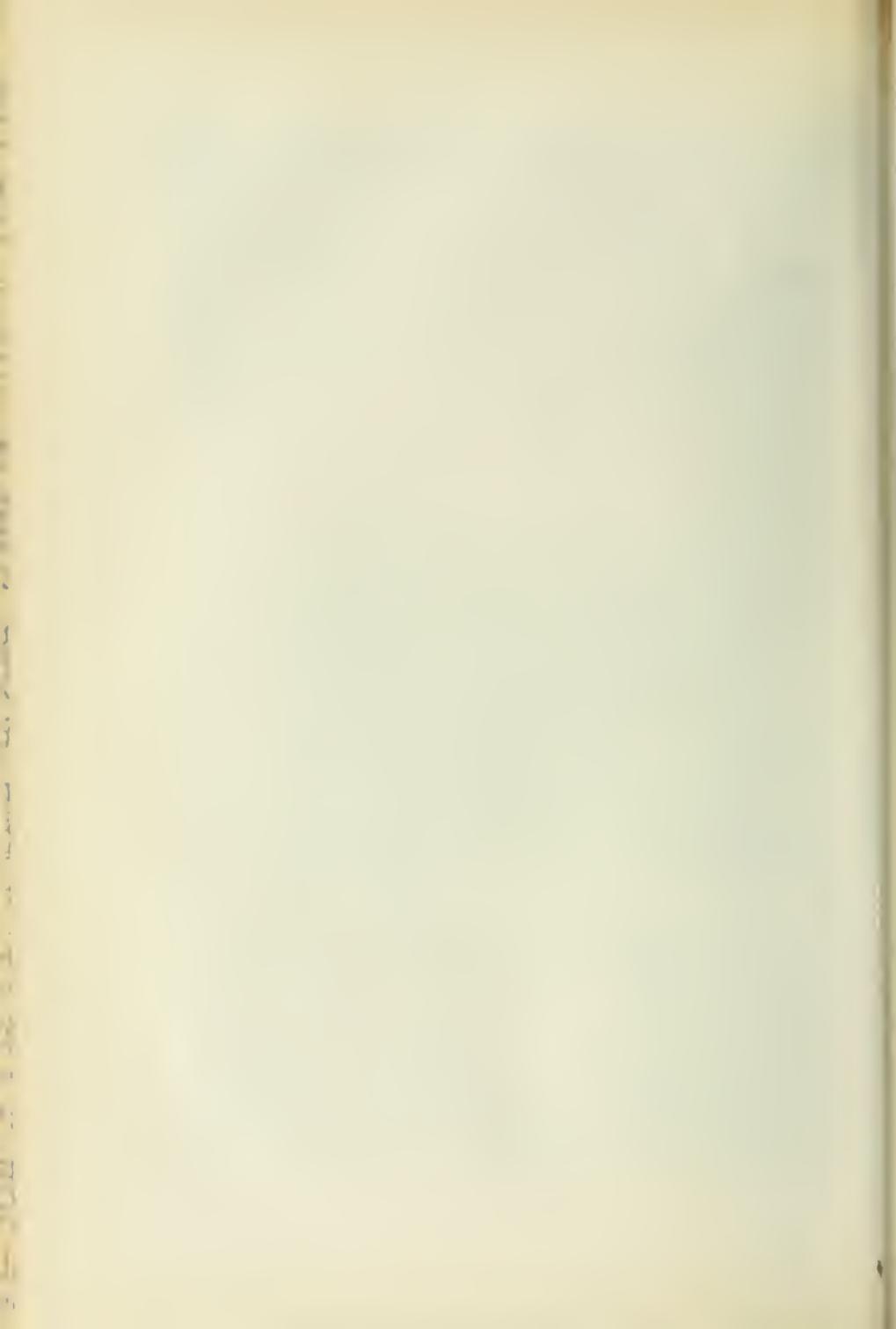
der äusseren Umstände, die seit Jahrhunderten immer gleiche Politik Frankreichs, vielleicht auch Russlands hatte sie zur Geburt befördert. Geschehen sei es, nicht um die zerstreuten Kräfte Deutschlands wirklich in ein großes Ganze zu versammeln (wodurch einzig und allein Deutschland von jedem fremden Einflusse befreit und Europas Gleichgewicht in der That begründet werden würde), sondern um es in immerwährender Kraftzersplitterung zu erhalten. Die Zusammenfassung der Kräfte aber und die Einheit seiner Glieder fehlte auch dem preussischen Staat vollkommen, und wieder einmal ward ihm die Aufgabe gestellt, die widerstrebendsten deutschen Stämme in der Höheit des Staates zu einem Ganzen zusammenzufassen. Die Lösung dieser Aufgabe war die Vorbedingung der grösseren, und die Einheit des deutschen Reiches blieb, was damals freilich nur sehr wenige dunkel ahnen mochten, von der des preussischen Staates abhängig. Es mußte sich zeigen, ob sie gelingen werde.



Allegorie auf die Zurückbringung der durch Napoleon vom
Brandenburger Thore geraubten Viktoria.
Von Daniel Berger (1744—1824) im Jahre 1814 gestochen.
Auf etwa $\frac{1}{4}$ verkleinert.



entworfen und gezeichnet v. A. Brecher.





von
Audorff Dr. Weibel von
von
Strahl Bojanowski
Graf Prinz Karl
Nostitz von Preußen

Gemahlin des
Fürsten Blücher
Dr. Blecke
Herrze und Haus-
offizialen Blücher
Gr. Blücher
von Altona
von Helinen

König Friedrich Wilhelm III. am Krankenbette Blüchers in Krieblowitz, am 6. September 1819.
Gezeichnet und gestochen von den Brüdern Henschel (arbeiteten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh.).
Auf etwa 1/5 verkleinert.

Die Neubegründung der preußischen Staats-Einheit.

Der Titane, der die Welt umgekehrt, war gestürzt, die Staaten Europas waren, wenn auch mit mannigfachen Aenderungen, doch in dem alten Geist wieder hergestellt. Begreiflich, daß sich alsbald die Leibungen der verschiedenen, einander ausschließenden Interessen der einzelnen Staaten wieder geltend machten, begreiflich auch, daß der Reid über den schon tot geglaubten, aber wieder erstandenen preußischen Nachbarn noch zwar im Stillen aber um so nachhaltiger sich regte, da hier der neue Geist seine Heimat hatte, unter dessen Flügeln man die Freiheit erstritten, und dessen Rauschen noch immer nicht verstummen wollte. Indessen zu tief und zu allseitig war das Bedürfnis der Ruhe, als daß unter dem Schutz des Bierbundes nicht die friedfertige Behandlung der Gegensätze geboten gewesen wäre, und man wußte, daß Friedrich Wilhelms Gesinnung die Erhaltung des Friedens allem voranstellte.

Dringender aber war die Ordnung der deutschen Angelegenheiten, und ehrlich war die preußische Regierung gesonnen, die auf dem Wiener Kongreß vertragte Verfassung und ein Bundes-Kriegsheer zu schaffen. Metternich war indessen entschlossen, an den losen Verhältnissen des Bundes selbst dem Namen nach nichts zu ändern, da die lockere Form des Staatenbundes nicht nur die beste, sondern zugleich die einzige mögliche für ein Zusammenhalten des deutschen Volkes wäre. Sie entsprach allerdings der Ansicht eines Staatsmannes, für den die deutschen Völker nur insofern Wert hatten, als sie Soldaten zum Schutz der österreichischen Staaten stellten, dem deutscher Sinn — insbesondere in der Bedeutung, wie er sich seit der Katastrophe Preußens in den nördlichen Gebieten Deutschlands offenbart — lediglich den Wert einer Mythe hatte. Unter keinen Umständen aber wollte sich das, durch die Rheinbundszeit in höchstem Maße ausgebildete, Souveränitätsbewußtsein der „Mächte“, wie die Mittelstaaten sich gerne bezeichneten, zur Aufgabe irgend eines Titelchens der unbeschränkten Hoheit verstehen, und die gehässige Sprache, die Bayern wie Württemberg auf dem Kongreß geführt, setzte sich demnächst in Frankfurt fort. Löwe und Adler sollten ja, wie der Bayer Arctin in seiner Zeitschrift „Allemannia“ ausführte, eher mit einander Hochzeit halten, als Süß- und Nordländer sich vereinigen. Und da nun einmal für jeden wichtigen Beschluß nach dem sächsischen Antrage Stimmeneinheit notwendig war, so begreift man, daß Wilhelm von Humboldt schon während der vorbereitenden Verhandlungen für die am 5. November 1816 eröffnete Versammlung kurzweg behauptete, „daß in Frankfurt nur die Phrase der deutschen Politik gedeihen könne“. Daher werde Preußen hier nur eine „allgemeine Sprache führen können, alle Geschäfte der nationalen Staatskunst dagegen müsse es nur durch Verhandlungen mit den Einzelstaaten betreiben“. Mit der Einsicht des gebrochenen Staatsmannes hatte Humboldt damit, wie die ganze Geschichte der Bundeszeit erhärten sollte, allen Bestrebungen Preußens zur Herbeiführung der deutschen Einheit den Weg vorgezeichnet, der allein zum Ziele führen konnte. Denn was anderes war der Bund als der Alp, als die Schlinge um unsern Hals, deren Enden, wie der spätere Schöpfer des Reiches sagte, in feindlichen Händen ruhten, die nur auf die Gelegenheit zum Zuschnüren warteten. Doch da Preußen immer wieder in der verfassungsmäßigen Form das Heil Deutschlands beim Bunde selbst suchte, so übersah man nur zu oft die Bedingungen des staatlichen Verkehrs, und es geschah, daß der preußische Staat mit Vorliebe für Fehler und Sünden des Bundestages verantwortlich gemacht wurde. Diese aber wuchsen von Tag zu Tag, und die Erwartungen des deutschen Volkes auf eine kräftige Zusammenfassung seiner Glieder wurden bitter getäuscht. Gewiß war die ungeheure Erhebung des Volkes nicht erfolgt, der unübertrifftene Opfermut nicht geübt, um irgend eine Verfassung zu erkämpfen, sondern um die Befreiung des Vaterlandes vom fremden Joch, um die Ehre und Selbständigkeit des Staates zu erzwingen, aber daß die Erneuerung des Reiches nachfolgen und die „Deutschheit“ wiedergewonnen werde, war doch die selbstverständliche allgemeine Überzeugung gewesen. Und diese Bundesalte war denn doch ein gar zu läglistches Ergebnis für alle Wünsche und Träume, für alle Kämpfe und Opfer. Geschäftig wie die Legende im Leben der Völker zu walten weiß, drehte sie nun aber die Thatsachen einfach um, und nicht lange, so glaubte man auch in Preußen allgemein, nur deshalb habe man zu den Waffen gegriffen, weil der König eine Verfassung feierlich dem Volle zu-

gesagt habe, während diese Zusage doch erst am 22. Mai 1815 erfolgt war. Wenn aber — wie man jenseits der schwarz-weißen Pfähle zwar nicht zugeben möchte, aber doch fühlte — der preußische Staat so Großes für die Befreiung des Volkes vollbracht hatte, wie hätte man ihn nicht schmähen sollen, daß er nun nicht auch das Größere, die Einheit Deutschlands, die liberale Verfassung des Reiches wie der Einzelstaaten durchgesetzt hatte! Die unüberwindlichen Hinder-nisse, welche die darauf gerichteten preußischen Bestrebungen in Paris wie in Wien gefunden, blieben ja das Geheimnis der Staatsmänner, und so rechnete man das Fehlchlagen der teutonischen Hoffnungen ohne weitere Nachfrage der Bosheit und Schlechtigkeit der preußischen Staatsmänner und Diplomaten zu. Vor allem lärmte der Liberalismus in den Mittelstaaten, wo man an die harte Arbeit des Staates nicht gewöhnt, in der Erkenntnis der Bedingungen, welche die Wirklichkeit jedem Ideal setzt, nicht geschult war. Die theoretische Weisheit des Professors Rotteck in Freiburg, das Hezen des Bayern von Aretin und ihrer Genossen brachte es bald dahin, daß der preußische Staat, welcher von Metternich und seinen Freunden wegen der jakobinischen Gesinnung seiner Minister und Feldherren argwöhnisch beobachtet wurde, im Reich als die große Wachstube, die Heimat des Körporalstockes, der Sitz aller Lüge und Bosheit verhöhnt und verpottet wurde, und dem echten Schwaben die Preußen noch Jahrzehnte hindurch nur Wenden und Slaven waren. Was galt es auch den Schwärzern und Politikern im Reich, daß Preußen die Selbstverwaltung erobert, die Erbunterthänigkeit aufgehoben, die wirtschaftliche Freiheit der Unterthanen begründet hatte! Wie hätte man im Reich beachtet, daß bis vor kurzem der Freiherr vom Stein an der Spitze dieses Staates gestanden und nur auf Napoleons Befehl entfernt war, daß jetzt noch Hardenberg, der Eiserer für unbedingte Freiheit von Handel und Gewerbe, der vielleicht leichtgläubige, aber ehrliche Kämpfer für die deutschen Einheitsbestrebungen die Geschäfte des Staates leitete! Verfassungen verlangte man und kümmerte sich nicht um ihre realen Voraussetzungen. Und Schwierigkeiten, die selbst einem durchgreifenden Staatsmann unüberwindlich gewesen wären, sahen die deutschen Schwärmer am wenigsten, die niemals noch die harte Arbeit des Staates selbst geübt, selbst kennen gelernt hatten. Kühn und mächtig war der deutsche Geist vorwärts geschritten, hatte andere Nationen überflügelt, aber die politische Bildung war noch völlig unentwickelt. Die Zugehörigkeit Österreichs zum deutschen Bunde erschien jedermann als selbstverständlich, die Vorherrschaft des Wiener Hofs den meisten als notwendig. Welches Entsehen erregte es, als Justus von Gruner, den Metternich einst doch wohl zu seiner eigenen Rettung, weil seine deutschen Bestrebungen den Zorn Napoleons erregt hatten, auf die Festung geschickt, der als Gouverneur von Berg in Worten heißer Vaterlandsliebe die Österreicher und Rheinbündner zum Kampf fürs Vaterland aufgerufen, die „deutsche Einheit unter preußischer Hoheit“ forderte. Es blieb die Stimme des Predigers in der Wüste, die nur selten einen Wiederhall fand, wie in den Worten seines Freundes, des Generals von Steinmetz, „Österreich ist kein deutsches Haus mehr, die Oberherrschaft in Deutschland gebührt Preußen“.

Soweit die Sonne von der Erde entfernt ist, soweit war man von solcher Erkenntnis damals noch entfernt. Im Gegenteil kam es ungeachtet aller Ermahnungen und Befehle des Königs auf dem Bundestage dahin, daß Preußen, um nur ja nicht zu mächtig in Deutschland zu werden, nicht mit der Gesamtheit

seiner Länder eintreten durfte. Denn um alles sollte Preußen nicht im Bunde die Führung gewinnen, und der geographischen Zerrissenheit seiner Lande fügte man deshalb eine völlig unwahre gleichsam nationale Scheidung hinzu. Die Habsburg verhinderte wie einst, da der Große Kurfürst die Kolonisationsländer der deutschen Ordensritter für Deutschland zurückeroberete, so auch jetzt wieder deren Einschluß in das Reich. Denn wenn man durch die auf dem Wiener Kongreß glücklich ersonnene Teilung Preußens in zwei große Bestandteile die Erstärkung des Staates zu erschweren gewußt hatte, so hoffte man jeder einheitlichen Zusammensetzung der Länder nun auch dadurch, daß die einen den Bundesgesetzen unterworfen, die anderen des deutschen Namens für unwürdig erklärt wurden, einen neuen Hemmschuh angelegt zu haben. Wohl dachten preußische Patrioten noch, die geographische Zerrissenheit zu ändern, und der Präsident der Erfurter Regierung, von Möß, legte Hardenberg einen höchst sorgfältig ausgearbeiteten Plan vor, wie durch Ländertausch mit den beiden Hessen und Sachsen-Weimar eine, von Wittenberg bis Laasphe reichende und auf Wehlar hauptsächlich sich stützende, Verbindung zwischen der Ost- und Westhälfte der Monarchie hergestellt werden könnte, die zugleich die norddeutschen Staaten sowohl dem österreichisch-bayerischen, wie auch dem französischen Druck entziehen und vornehmlich die Freiheit des Handels innerhalb der preußischen Staaten begründen sollte. Aber mit Dank mußte Hardenberg die Absicht doch für unausführbar und zugleich die Aussichtlosigkeit erklären, die scharfen wirtschaftlichen Gegensäye zwischen so verschiedenen kultivierten, auf so entgegengesetzte Art den Lebensunterhalt erwerbenden und gehiebenden Länder durch geographische Zusammensetzung zu einer Einheit zu vereinigen. Fremd und getrennt von einander, konnten die Bewohner der beiden Staathälften an eine wirtschaftliche Verbindung zunächst nicht denken.

Die Völker des Rheins und der Weichsel, der Ostseegestade und des Thüringerwaldes, die agrarischen Interessen des noch immer volksarmen Ostens und die Bedürfnisse der handelstreibenden Welt im Westen, die Beziehungen der Binneländer und der Seefahrer zu vereinen und zu versöhnen, war in der That eine unermesslich schwierige Aufgabe, war um so schwieriger, als in den neuen Ländern, namentlich in Sachsen, am Rhein und in Polen der Widerspruch nicht von sachlichen Erwägungen, sondern auch von Haß und Widerwillen, von nationalen und kirchlichen Grundsätzen abhängig war.

Denn zu dieser geographischen und wirtschaftlichen Trennung des Volkes traten noch andere auseinanderstrebende Kräfte hinzu, welche die so notwendige innere Vereinigung der preußischen Völker fast unmöglich machten. So zeigte sich alsbald ein außerordentlich starker ständischer Gegensatz, und als sich im Laufe der Jahre die Ausführung des Verfassungsversprechens unthunlich erwies, da geschah es zuletzt, daß die freudige Hingabe, das innige Vertrauen des preußischen Volkes mehr und mehr in jene unreife Gesinnung sich wandelte, nach welcher die Regierung allemal der Totfeind der Regierten ist. Nur vermochte dies monarchische Volk nimmermehr seinem Könige persönlich zu misstrauen, und aller Groß warf sich daher auf die hohen Beamten. Der Glaube an die Redlichkeit der Häupter und Führer schwand dahin. Sie waren ja zum großen Teil Edelleute, und diese wurden dem Bürger in überaus starker Weise verhaft. Nur zu bald wurde die Klust zwischen den Ständen, die der Kampf fürs Vaterland so glücklich überbrückt hatte, wieder aufgethan, und während der Adel sogar nach

Niebuhrs Urteil niemals seit vierzig Jahren die Bürgerlichen so abgünstig behandelt hatte, wie damals, galt der Haß gegen den Adel bald als Beweis für die Rechtschaffenheit und den guten Sinn eines ehrenhaften Bürgers. Während der Adel die treibenden Kräfte des Staatslebens und die Bedürfnisse der Nation vielfach verkannte und dem Verlangen nach Volksvertretungen die Neigung, zur althändischen Verfassung zurückzuföhren, entgegensezte, blieb dem Bürgertum der sittliche und staatserhaltende Wert eines vaterländischen, lebensfähigen Adels verborgen. Das Vertrauen schwand um so mehr dahin, als Besitz und Bildung auch damals keineswegs zusammenfielen, und der Ober-Präsident von Auerstädt sprach es offen aus, der große Grundbesitz habe nicht das Vertrauen der Nation, er sei ärmer an Bildung als der Mittelstand. Mit Stolz fühlte dieser, daß das frühere Verhältnis der Bildung sich umgekehrt, und wenn der Adel auf die aufgehenden, ohne Zweifel oft recht unreinen politischen Schriften der bürgerlichen Wortführer mit kalter Verachtung herunterblickte, so übersah er, daß die hier ausgesprochenen Ansichten mehr und mehr in das Bürgertum eindrangen und eine Macht wurden, die ihm das Vertrauen noch mehr entzogen. Das Bürgertum aber vergaß völlig, daß der Adel nicht nur mindestens denselben Opfermut, dieselbe Hingabe an das Vaterland gezeigt hatte, wie nur irgend ein anderer Stand, vergaß völlig, daß seine Feldherren, denen es eben begeisterzt den Dank für den Sieg entgegengebracht, daß seine Staatsmänner, die ihm die bürgerliche und wirtschaftliche Freiheit erstritten, dem Stande des Adels entsprossen waren. Auf der Hand scheint die Wahrheit zu liegen, daß politische und namentlich finanzielle Rechte nicht ausgegeben werden, ohne Widerstand und Kampf hervorzurufen, aber immer mehr entschwand es dem Gedächtnis, daß die großen Reformgesetze zwar dem Bürger und Bauern wesentliche Rechte gegeben, dem Adel aber solche genommen hatten. Es war begreiflich, daß nun, da der Staat von neuem geordnet werden mußte, der, durch die Energie eines Stein wie die Lage der gesamten Zeitverhältnisse zurückgedrängte Widerstand von neuem ausbrach, und eine tiefe Abneigung gegen das so viel begünstigtere und doch weitere Forderungen stellende Bürgertum in den Reihen des Adels Platz griff. Es war aber auch erklärlich, daß gegen den Adel, dessen Mitglieder oft mehr die sozial bevorrechtete Stellung betonten, als an den Kultuszwecken der Nation mitarbeiteten und teilweise, wie Alexander von der Marwitz, mit Leidenschaft besessen waren, frühere Zustände wieder herzustellen, sich in der Bürgerschaft ein starker Widerwille festsetzte.

Die Verachtung auf der einen, der Haß und die Erbitterung auf der anderen Seite errichtete die Scheidewand von neuem. Indem aber gleichzeitig der politische Liberalismus gegen die Kirchenlehre Sturm lief und einem unsruchbaren Rationalismus verfiel, der zwar die täglich in die Erscheinung tretenden Wunder der Natur oder die unbegreiflichen Künste der Magier, niemals aber die biblischen Wunder gelten lassen wollte, geschah es, daß wie früher die Aufklärung, so jetzt die Frömmigkeit für ein Zeichen wahrer Aristokratie genommen wurde, oder doch nichts für weniger aristokratisch galt als der Unglaube. Daher schloß sich der, auch sonst vielfach vom Adel abhängige, geistliche Stand diesem eng an, entfremdete sich dadurch aber, zumal seine Haltung nicht immer würdevoll blieb, dem Volke, dem er Erzieher und Lehrer sein sollte. So konnte es zur widerlichsten Gleichstellung der religiösen und politischen Überzeugung kommen, und wer sich dem politischen Liberalismus anschloß, spottete selbstverständlich auch über das kirchliche

Befremdnis; wer aber den politischen Forderungen der Gegenwart entgegentrat, that auch der kirchlichen Form Genüge. Das lebendige Gottesbewußtsein, daß alle Schichten und Stände, die in der Welt sich bilden und trennen, einen soll und eint, wurde damals allmählich zu einem politischen Parteiprogramm. Die fromme Innigkeit des Gefühls aber, die sich aus dem Kriege gerettet hatte, fühlte sich unter dem Einfluß der Romantik wieder von der Farbenpracht des katholischen Gottesdienstes lebhaft angezogen, und in großer Zahl erfolgten Übertritte gerade religiös gerichteter Protestanten zur alten Kirche. Und wenn man an den maßlosen Angriff, den Joh. Heinr. Voß gegen den Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg 1819 in der Zeitschrift „Sophronizon“ richtete, erinnert, so weiß man, wie sehr auch diese Verirrungen dem landläufigen Adelshaf Nahrung gaben. Eine andere Verirrung des religiösen Gefühls führte zu mannigfachen Sonderstellungen innerhalb der protestantischen Kirche selbst und trug auch ihrerseits zur Verschärfung der Gegenfälle bei. Die trennenden Lehren der katholischen und evangelischen Kirche hatte ebenfalls der Kampf für das Vaterland völlig verwischt, ja auf dem Wiener Kongreß und die nächsten Jahre hernach hatten gerichtete Prälaten mehr die gleichen als die verschiedenen Grundsätze der „Schwesternkirchen“ betont und einen friedfertigen Verkehr zwischen beiden angebahnt. Auch dies änderte sich späterhin, und wieder gähnte, allem Wohlwollen der preußischen Regierung, die z. B. in den Rheinlanden die kirchlichen Prozessionen wieder einführte, zum Troß, das deutsche Volk von einander reizend, der Abgrund zwischen beiden Befremdnissen.

So war die Bevölkerung des neuen Preußens bald nach dem Kriege, in welchem sich das Volk so einmütig unter die Fahnen seines Königs geschart, so einträchtig die Freiheit des Vaterlandes erstritten hatte, geographisch, wirtschaftlich, politisch, religiös und selbst national gespalten und zerrissen. Der Staat war nicht viel anderes als eine Chimäre, fast allein die Person des Landesherrn stellte die Einheit dar. Es war die Aufgabe des Staates, in der Einheit seiner Ziele, in der schaffenden Gemeinsamkeit alles Strebens, der Förderung der großen Kulturstwecke, der Veredelung des Menschengeschlechts die getrennten Unterthanen zusammen zu bringen, sie wieder sich als dienende Glieder eines lebendigen Gemeinwesens führen zu lehren. Die Aufgabe war aber um so schwieriger, als die neuen Unterthanen und Landesteile bisher Bestandteile von mehr als hundert Territorien gebildet hatten und durch die verschiedenartigsten Gesetze und Verwaltungen regiert worden waren. Denn auch in den ehemals preußischen Ländern hatte die napoleonische Gesetzgebung die heimischen Grundsätze völlig über den Haufen geworfen. Die Verschiedenheit der deutschen Stämme, die früher der Staat, indem er ihre Ansiedlung im ganzen Lande leitete, leicht überwunden hatte, machte sich jetzt weit empfindlicher bemerkbar, und die landschaftlichen Gegensätze zeigten sich um so reizbarer, als sie nicht nur zusammen leben, sondern auch unter einer gleichmäßigen Verwaltung treten sollten. Gelang es aber dem Staat, alle seine Unterthanen in dem Staatsgedanken zu vereinen, so war damit die Einheit in dem größten Teil des Reiches erreicht und zugleich die bisher gelegnete Möglichkeit der Einheit des Reiches selbst erwiesen. Es war recht eigentlich eine Aufgabe nach der Natur des preußischen Staates, in der Verschmelzung aller dieser so verschiedenen Elemente die versöhnende Kraft seiner treuen Pflichterfüllung zu zeigen.

Doch diese, wie wir später sehen werden, überaus erspriessliche Thätigkeit im Innern des Staates blieb bis auf unsere Tage herab fast unbeachtet, und lediglich

diejenigen Dinge, die sich auf die Verfassung Preußens und Deutschlands bezogen, haben das Interesse der Nation wachgerufen. Da aber die Erfüllung des Verfassungsversprechens eine immer reifere Erwagung nötig machte, und der Zeitpunkt weiter und weiter hinausgeschoben wurde, während doch in den übrigen Staaten Konstitutionen ins Leben gerufen wurden, so blieb die Beurteilung dieser Epoche lange Zeit allein von dem Haß und Zorn abhängig, welcher sich allmählich



Kriegsminister General Hermann von Boyen.

Lithographie von Friedrich Zenzien (geb. 1804). Mit Genehmigung des Verlegers G. H. Schröder in Berlin.

mehr und mehr in den Gemütern festsegte. Und doch waren weder der König noch auch Hardenberg etwa der Meinung, daß gegebene Versprechen nicht zu erfüllen, im Gegenteil, was geschehen konnte, geschah auch, und Hardenberg sah in der Begründung des preußischen Verfassungsvertrages geradezu sein Ideal, die Krönung seiner Lebensaufgabe. Nur lag in der eben geschilderten Zerrissenheit der Interessen, die Notwendigkeit, erst den Begriff des preußischen Vaterlandes in den neuen Unterthanen zu erzeugen und in einer einheitlichen Verwaltung alle trennenden Unterschiede zu verwischen, nur ergab vorzüglich die Neuordnung der Finanzen, sowie endlich die

deutschen und selbst die europäischen Verhältnisse in ihrer Wirkung auf das Volksleben und den staatlichen Organismus Schwierigkeiten, welche weder König Friedrich Wilhelm noch auch Hardenberg hatten ahnen können.

Wir haben früher gesehen, wie der Große Kurfürst und Friedrich Wilhelm I. in fortwährenden Kämpfen gegen die Stände ihren Staat aufgerichtet hatten. Friedrich der Große hatte ihnen kaum noch Beachtung geschenkt, und bis auf verhältnismäßig geringe Rechte, die in den einzelnen Provinzen und Landschaften verschieden gestaltet waren, lagen sie so gut wie Lahm. Ein etwas reicheres Leben hatten die Stände in den neuverworbenen Provinzen geführt, aber entweder hatte die Herrschaft Napoleons und seiner Bassallen beziehentlich die der Schweden sie zerschlagen, oder sie waren, wie in Sachsen, äußerst vielgestaltig und ausschließlich zu einer Vertretung des Adels geworden. Nunmehr aber erhoben sie überall wieder ihr Haupt, und, gestützt auf die in der königlichen Zusage vom 22. Mai 1815 gebrauchten Worte von der Wiederherstellung der Provinzialstände, verlangten sie die Wiedereinsetzung in ihre Rechte und erhoben weitergehende Ansprüche. Mit schlagender Deutlichkeit trat in den Gesuchen, die sie an die Krone richteten, die landschaftliche Absonderung, die Betonung der Interessen sowohl der einzelnen Stände, wie der einzelnen kleinen Gebiete, des „besonderen Vaterlandes“ hervor. Der durch den alten Staat längst überwundene Sondergeist, die privatrechtliche Anschauung vom Staat trat der monarchischen Zusammenfassung, dem öffentlich-rechtlichen Begriff von der Einheit und Hoheit des Staates gegenüber.

Wie wäre es möglich gewesen, auf solche Wünsche, die überdies im einzelnen unendlich von einander abwichen, einzugehen! Der Staat hätte sich selbst ausgeben, und vollständig aussichtslos müßte es von vornherein erscheinen, mit mehr als zwanzig Körperschaften — denn so viel etwa wurden gewünscht, und ihrer Natur nach konnte ihnen die festgeschlossene Macht des Staates nicht die wichtigste Frage sein — über die neue Verfassung auch nur zu verhandeln. Anzuknüpfen an die ständische Gliederung war immer die Absicht gewesen, denn sie war die gegebene historische Grundlage, aber gleichzeitig mit der Wiederherstellung der Provinzialstände sollte auch ein Reichstag ins Leben treten, und dieser sollte die Interessen der Gesamtheit, das Wohl des ganzen Staates beraten und nicht die auseinanderstrebenden Sonderwünsche, sondern die einende Kraft des ganzen Staates befördern.

Es begreift sich, daß bei dem bunten Gewirr der Anschauungen und bei der noch völlig ungeordneten Verwaltung ein derartig großes Werk allein durch die Krone ausgeführt werden konnte, und es begreift sich nach dem Gesagten, daß diese zunächst ihre eigene Macht sicher bestätigen und die Verwaltung in geordnete Bahnen bringen müßte, ehe sie Rechte dahingab, deren Besteitung durch ein Parlament den Staat in seine einzelnen Teile auflösen oder ihn völlig matt sehen müßte. Dennoch berief der König zum 7. Juli 1817 eine Verfassungskommission nach Berlin, welche Hardenberg mit einer Aufsprache eröffnete. Er wies darauf hin, wie die alten Landstände wahre Hemmräder in der Staatsmaschine gewesen, der Staat seinen Platz allein dem Genie seiner Herrscher verdanke. Da aber die Nation reif und würdig sei, eine dauernde Verfassung zu erhalten und so eben ein seltenes Beispiel staatsbürgerlicher Tugend und Treue gegeben habe, so sei der König zu dem freiwilligen Entschluß gekommen, eine repräsentative Verfassung mit beratender Stimme und ohne Einfluß auf die Ver-

valtung zu geben. Indessen erschien es dem König noch erforderlich, über ein so wichtiges Werk auch das Urteil der angesehensten Männer seines Volkes zu hören, und daher hielt die Kommission weitere Sitzungen nicht ab, sondern der König sandte auf den Rat des Ministers von Klewiz die drei Minister von Altenstein, von Boyen und von Klewiz selbst in die Provinzen, um die Wünsche der Unterthanen genauer zu erforschen. Nun aber ergaben diese Reisen kein anderes Ergebnis, als die Feststellung einer unentvrrbaren Mannigfaltigkeit der Vorstellungen und die Thatshache, daß damals ein allgemeines stürmisches Verlangen nach Repräsentation im Volke noch gar nicht vorhanden war. Meistens wurde die geordnete Verwaltung für ausreichend erklärt, und viel zu sehr war man noch mit der neuen Ordnung der eigenen wirtschaftlichen Verhältnisse beschäftigt, um weiter gehende politische Interessen zu haben. Nur die Rückkehr zur altpreußischen Verfassung wurde vielfach verlangt, die Hardenberg geradezu hafste, und fast waren es nur die hohen Beamten der Krone, die, wie die Ober-Präsidenten Schön, Moß und andere um der Staatseinheit willen den Reichstag forderten, die wie der Ober-Präsident Berboni ihm beschließende Befugnisse beilegen, oder wie der rheinische Jurist Sethe ihn aus freier Wahl aller Staatsbürger hervorgehen lassen wollten.

Da traten indessen Ereignisse ein, welche den in der Sache liegenden Schwierigkeiten von außen her Hindernisse bereiteten; und indem sie den in die Seele des Königs schon geistreuten Argwohn zur Flamme entfachten, das Verfassungswerk auf lange scheitern machten. Wir wissen, wie wenig die Friedensschlüsse der Sehnsucht des Volkes genügt hatten, wie jede Einigung des großen Vaterlandes auf dem Wiener Kongreß zu nichts geworden war. Der Bundestag war zwar inzwischen zusammengetreten, aber schon jetzt war troß des schleppenden

Heinrich Theodor von Schön.

Nach der Zeichnung von Johann Eduard Wolff (1793—?).



und überaus schwefälligen Geschäftsganges zu erkennen, daß hier selbst die Absid fehlte, das Band zwischen den deutschen Staaten fester zu ziehen. Schon sprach man nur mit Hohn und Spott von der Behörde, welche doch der Ausdruck der Einheit war, nach der alle Patrioten so mächtig verlangten. Denn in alle Herzen hatte G. W. Arndts Forderung „Das ganze Deutschland soll es sein gezündet und vornehmlich die Jugend gepackt und ergriessen. Nun geschah es, daß diese die Herrlichkeit des Vaterlandes in ihrer Weise zu begründen überufen fühlte, und durch die Heftigkeit der ehrlich empfundenen Begeisterung ließ sie sich zur Selbstüberschätzung und zu Thaten hinreissen, die dadurch, da die Regierungen sie für sehr ernst nahmen, von einer Bedeutung für das politisch Leben wurden, die sie ohnedies schwerlich gewonnen hätten.

Schon vor dem Befreiungskriege hatte der Turnvater Jahn in Berlin i bergerhafter Wut gegen alles Wälsche geeifert und die eigentliche Neuerung des teutonischen Geistes in dem von ihm, man kann wohl sagen, erfundene Turnen zu erkennen gemeint. Treu und ehrlich von Gemütt und überzeugt, da alles Heil für Deutschland nur von Preußen ausgehen könne, aber derb und ung hobelt in der Form, hatte er durch Schriften und Reden dureinst zum Aufstand gegen „Mordseuen“ d. h. Napoleon getrieben, nun erzog er in seinen Schülern da ein Maß von Selbstüberhebung und eine Sicherheit des eigenen Urteils, die in souveräner Verachtung die bestehenden Zustände geißelte. Das dreiste und kei Auftreten der Turner begann daher schon die Besorgnis der Regierungen i erregen, während Hardenberg, Schückmann und Altenstein ihrem Meister do wohl wollten und sein und seiner Schüler groteske Manieren zwar für Ungezogenheiten, aber doch nicht für unheilbare, am wenigsten für eine Staatsgefahr hielten wenn nur der gute Kern, das Turnen selbst, sich in den regelmäßigen Schu unterricht einzufügen ließ. Auch der König lernte an einer, von den Umtrieben d Jugend herrührende, Gefahr erst glauben, als von dem Wiener und ander deutschen Kabinetten vernehmliche Einstürzungen bei ihm erfolgten, und als i Turner mit den studentischen Burschenhaften in Beziehung traten.

Angewidert durch den früher auf den Universitäten herrschenden Pennalismus und getragen von reiner Vaterlandsliebe und starkem Gottvertrauen hatten nämli aus den Feldzügen zurückkehrende Studenten in Jena eine sogenannte Burschenschaft gegründet, die bald auf den anderen Universitäten Nachfolge fand. Ohne ein eigentlich politisches Programm zu haben schwärmt die Burschenhaften doch für die Einheit des ganzen Vaterlandes und meinten, durch Beseitigung der bisher bestehend nach den einzelnen kleinen Vaterländern getrennten Landsmannschaften innerhalb der Studentenschaft doch ein ideales Bild von dem noch fehlenden einigen Deutschland darstellen zu sollen. Patriotische und religiöse Begeisterung, sowie der Wunsch einer Vereinigung der Burschenhaften an den verschiedenen Universität legte dann den Gedanken nahe, die dreihundertjährige Wiederkehr des Reformation festes und die zweite Wiederkehr des Jahrestages der Leipziger Schlacht durch eine gemeinsame Feier auf der Warburg, wo Luther einst die Bibel übersetzte, zu begehen.

Bereitwillig öffnete der Großherzog Karl August von Weimar der beina 1817 500 Köpfe zählenden Versammlung die Säle seiner sogenannten wobenen Bühnlich empfingen die Eisenacher Bürger die Musensöhne, und unter vaterländischen Reden und gottesdienstlicher Feier schien das Fest freundlich u.

me weitere Bedeutung verlaufen zu sollen. Da fühlte sich der Berliner Turner ¹⁸¹³ Student Mashmann veranlaßt, als ein anderer Luther die Titel all der Bücher, welche durch Bekämpfung der Verfassungspläne, oder des Turnens und des Tentonentums den Born Zahns erregt hatten, in einem förmlichen Autodafé, sich oben auf dem Berge zu verbrennen. Meist ohne Kenntnis des Inhalts der Bücher hatten die Burschen in ihrem Dünkel das Gericht gehalten, das ihnen ¹⁸¹³ Vater Zahn geraten. Und der Professor Oken in Jena, der eine durchsumpe Grobheit und schmähliches Schimpfen auf Preußen und sein Heer auszeichnende Zeitschrift „Die Fiss“ herausgab, verherrlichte den Blödsinn noch literarisch und gab den Regierungen den Rat, sich die Versammlung auf der Wartburg zum Muster zu nehmen.

Begreiflich, daß solch Nebermut in seine Schranken zurückgewiesen werden wußte, aber zugleich erwachte dieser Borgang an vielen Höfen Deutschlands eine vertriebene Sorge vor revolutionären Gelüsten, und namentlich in Wien glaubte man ¹⁸¹³ den Studenten die schlimmsten Revolutionshelden sehen zu müssen. Doch auch in Berlin empfing der Geist des Argwohns gegen das Streben nach Deutschtum durch schlimme Nahrung. Geweckt hatte hier einen solchen schon 1815 vorübrig die Schrift eines verdienten Professors Namens Schmalz, der in gehässigster Weise die Patrioten, selbst C. M. Arndt, als Umstürzler schmähte und ihnen die Predigt von „Mord, Plünderung, Notzucht“, sowie die Absicht zuschrieb, die entzünden Fürsten entthronen zu wollen, „um den tollen Gedanken Einer deutschen Regierung zu verwirklichen“. Nun aber befand sich unter den auf der Wartburg erbrannten Buchtiteln auch eine sehr nützliche vom Geheimen Rat von Kampff zu praktischem Gebrauch zusammengestellte Gesetzsammlung, der Gendarmerie-Kodek, und schwer gekränkelt durch die seinem Werke zugefügte Beleidigung betrieb Kampff nun den Kampf gegen „den Vandalsmus demagogischer Intoleranz“ mit besonderer Energie. Die Mächte nötigten den Großherzog von Weimar zu einem Einschreiten gegen die Jenenser Universität, und in Preußen wurde jede Teilnahme an studentischen Verbündungen bei Relegation verboten, daß Turnen unter schärfere Aufsicht gestellt, ja der König wollte bis zur Aufhebung derjenigen Universität, auf welcher der Geist der Bürgellosigkeit nicht zu bändigen sei, vorgehen. Auch auf dem Kongreß der Monarchen — der im Oktober 1818 zu Aachen tagte und durch hochherzige Herabsetzung der französischen Kriegsschuld wie durch die Zurückziehung der Truppen von französischem Boden und Aufnahme Frankreichs in den Bierbund die Stellung der Bourbonen in ihrem Heimatlande befestigen sollte — kam es nicht nur zu einer Erneuerung des alten Bündnisses für den Fall einer neuen Friedensstörung, sondern schon fand eine Denkschrift Ancillons den Beifall des, durch Verhältnisse im eignen Lande ganz umgewandelten, Zaren, in welcher der große Bund nicht mehr als der Bewahrer des Friedens, sondern als der Beschützer der Throne gegen ihre Völker erschien. Vertrauliche Besprechungen über die Bürgellosigkeit der Presse, die Unbotmäßigkeit der Beamten, die Ausschweifungen der Studenten und Turner fanden statt. Es kam dahin, daß ein französischer Minister erklärte, die Deutschen thäten ihm leid, da sie Krieg gegen Studenten führten.

Die Umwandlung der politischen Gefinnung des Zaren und seine nunmehrige Zuneigung zu dem Metternichschen System brachte es aber naturgemäß mit sich, daß der beherrschende Einfluß in dem Bunde der vier Großmächte fortan der Habsburg in Wien zufiel. In den deutschen Dingen ergriff Metternich nun

vollends die Bügel, und da Österreich weder eine Verfassung haben, noch Deutschland oder gar Preußen erstanden durfte, so arbeitete der österreichische Staatsmann fortan an der Verhinderung jeglicher Verfassung und führte die Bekämpfung aller aus konstitutionelle Formen gerichteten Wünsche mit unheimlicher Freude. Sein getreuer Genz betrieb diese Arbeit zugleich in den „Wiener Jahrbüchern“ literarisch, und auch in Berlin wurden die Stimmen immer lauter, welche vor der Einführung einer Verfassung als des Vorboten der Revolution dringend warnten. Auf König Friedrich Wilhelm, dessen Gesinnung man doch noch keineswegs sicher war, sollte eine Zeitschrift Meisterlich vorteilhaft einwirken, die zwar von Unwissenheit der preußischen Verhältnisse strozte, aber gewandt den Haß der Liberalen gegen das stehende Heer in den Vordergrund stellte und jegliche Verfassung als die Revolution selbst in schwarzen Farben schilderte.

Indessen hielten der König wie sein Kanzler den Beschuß, an die Stelle der verbleibten alten Provinziallandtage eine neue ständische Institution einzuführen, fest. Denn „heute kann nicht gestern werden“, sagte Hardenberg, wohl aber fühlte er, daß solche Vorgänge und Einflüsterungen die Besorgniß des Königs erregen mußten, und er hatte daher, sowohl um sein Amt zu behaupten, als auch um den Argwohn des Königs nicht gegen seine Verfassungspläne sich wenden zu sehen, nicht für nötig gesunden, seinem Herrscher die geringfügige Bedeutung der studentischen Bewegung klar zu legen, sondern war für ihre energische Verfolgung eingetreten. Und selbst eine Adresse des rheinischen Adels, selbst eine von Görres geführte Deputation und Mahnungen des Berliner Magistrats beantwortete der König zwar nur kurz dahin, daß er sich den Zeitpunkt für die Ausführung seiner Zusage vorbehalten müsse, aber die Absicht, eine Verfassung einzuführen, litt darunter nicht. Und als nun Binde mahnte, was unser Volk empfinden müsse, wenn andere Regenten, „die nichts verheißen haben“, uns voraneilen, da entschloß sich Hardenberg, der bisher trotz seines Eisens sich begnügt hatte, andere zu befragen, endlich selbst einen Entwurf auszuarbeiten. In dem Zweck gab er im Mai 1818 auf den Rat des Fürsten Wittgenstein die General-Kontrolle an den Grafen Lottum und die auswärtigen Angelegenheiten an den Grafen Bernstorff ab. Doch hielten ihn wieder Verwaltungsforgen von der Verfassungsarbeit ab, und es bezeichnet die Gegenströmung, welche am Hofe zu Berlin sich gegen Hardenbergs Pläne richtete, wenn der Kriegsminister von Boyen schreibt, „diese auf Thatsachen ruhende Liebe des Volkes zu seinem Könige, alles das, was seit Jahrhunderten ehrwürdige Denter für den Zweck der Menschheit erklärt, das will jetzt ein schwächliches Geschlecht oder alte Weiber, die unglücklicherweise Hosen tragen, für unwahr erklären, um sich ein mystisches Gewand aus alten verjährten Formen so recht bequem für ihre eigene Person und die liebste Familie zu machen“. Doch wie befogt der König auch wurde, die Erfüllung seines Versprechens blieb ihm selbstverständlich. In einer ausführlichen

¹⁸¹⁹ Kabinetsordre vom 11. Januar 1819 erklärte er zwar die Ergreifung kräftiger Maßregeln und strenger Auflässt der Universitäten gegen den Geist der Unruhe für notwendig, er beklagt, daß, was sonst nur Unzug junger Leute war, jetzt das Gepräge der Sucht, in die Welthändel einzugreifen, an sich trage, betont auch die Notwendigkeit eines preußischen Präzgesetzes, aber höchst nachteilig nennt es der König, den Eiser, die Verbesserung des Innern zu befördern, mit dem Namen der Neuerungssucht zu belegen und ihm eine revolutionäre Tendenz unterzulegen,

und abermals spricht er es als seine Absicht aus, dem Lande „eine angemessene ständische Verfassung zu geben“. Zu diesem Zwecke ward auch das Ministerium des Innern unter Schuckmann geteilt, und für die Bearbeitung der ständischen und Kommunal-Angelegenheiten Wilhelm von Humboldt berufen, von dem man wußte, daß er der Verfassungsfrage mit warmer Vorliebe gegenüber stand, und den schon die Zeitungen als „Vater der preußischen Verfassung“ preisen. Indessen ein Resultat führte auch Humboldt nicht herbei.

Wohl erklärten die Minister in den lange verzögerten Gutachten, welche der König in der erwähnten Ordre befohlen hatte, die Einführung einer Verfassung selbst für unbedenklich und ungefährlich, aber einen einheitlichen Plan wußten sie bei der großen Verschiedenheit ihrer Ansichten der Krone nicht vorzulegen. Wohl stimmten die Gedanken Hardenbergs und Humboldts im wesentlichen überein, nur daß dieser, weniger radikal als jener, die Rechte der alten Landstände schonender behandelte und in wohl überlegter Weise die liberalen Theorien mit den historisch-konservativen Wünschen versöhnt wissen wollte. Unter kräftiger Wahrung des Grundgedankens der Einheit des Staates wollte Humboldt völlig sachgemäß Reichsstände mit dem Recht der Gesetzgebung und Provinzialstände mit dem Recht der Selbstverwaltung, und für beide verlangte er unmittelbare Wahlen.

Doch leider vernichtete die persönliche Feindschaft zwischen beiden Männern auch die letzte Harmonie und Einheit im Ministerium, und außerpreußische Ereignisse machten dem König die ganze Angelegenheit immer bedenklicher. Denn nun traf es sich, daß die inzwischen ins Leben getretenen Landtage von Bayern, Württemberg und Baden sich keineswegs als reife und besonnene Versammlungen zeigten, vielmehr in den bittersten Streit mit ihren Regierungen gerieten, welcher der bayerischen wie der badischen Krone den Gedanken eines Staatsstreiches nahe legte. Begreiflich, daß Friedrich Wilhelm durch solche Dinge, wie sie immerhin



Ludwig Freiherr von Vincke.

Nach dem Gemälde von Friedrich Voß (geb. 1811).

parlamentarische Kinderjahre mit sich bringen mochten, schwer getroffen wurde. Als aber nun der Dichter Koebue, welcher wegen seiner Berichte nach Petersburg längst den bittersten Haß der Burschenschaft auf sich gezogen hatte, von dem unseligen Studenten der Theologie Sand ermordet wurde, da erkannte man mit vollem Recht hierin nicht nur die That eines einzelnen Verbrechers, sondern das Erzeugnis der von den Gießener Studenten, besonders den Brüdern Follen gepredigten Gesinnung, welche für den Sieg ihrer politischen Überzeugung rücksichtslos auch den Mord empfahl. Wir wissen heute, daß die Zahl der „Unbedingten“, d. h. derjenigen Studenten, welche den Umsturz aller sittlichen und politischen Ordnungen anstreben, nur eine geringe war, aber wenn selbst ein Professor der Theologie, de Wette in Halle, das Verbrechen einen Irrtum nannte, der durch die Festigkeit und Lauterkeit der Überzeugung entschuldigt und gewissermaßen aufgehoben werde, und die Leidenschaft durch die Quelle, aus der sie fließe, sogar für geheiligt erklärt — oder wenn ein Professor der Jurisprudenz die That Sands nur die Übertriebung eines an sich moralischen, ja religiösen Gefühls nennt — dann wird man die vom Könige befahlene Ergreifung ernster Maßregeln und die Einstellung einer Untersuchungs-Kommission vollans gerechtfertigt finden. Sie aber hat sich dann durch die gehässigste Spionage, durch die Verfolgung der unbescholtenssten Männer bis in die höchsten Beamtenkreise, durch Maßregelungen der verdientesten Patrioten, auch des treuen E. M. Arndt den schlechtesten Ruhm erworben, und die Demagogen-Verfolgung riß einen weiten Abgrund zwischen der preußischen Regierung und dem deutschen Volke. „Welches Leben“, so fragte Nieuhr, „ohne Liebe, ohne Patriotismus, ohne Freunde, voll Groll und Mischnut entsteht aus solchen Verhältnissen zwischen Unterthanen und Regierungen!“ Dennoch ertrugen Männer wie E. M. Arndt die Prüfung, ohne auch nur einen Augenblick ihrer Königstreue und preußischen Gesinnung untreu zu werden. Und ebenso blieb in der Masse des preußischen Volkes das Vertrauen zum Könige unerschüttert, man fühlte die Gesinnung Friedrich Wilhelms, auch wenn man nicht wußte, daß er seinem Garnisonprediger, der freimüdig vor dem Könige über den Text „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun“ gepredigt, die Antwort gegeben „Kann nicht immer, wie ich will“.

Denn von der Größe der Gefahr war der König, wie auch Hardenberg selbst wohl vollauf überzeugt, und sicherlich waren solche Vorgänge durchaus geeignet, im Schlosse zu Berlin den Boden zu bereiten, den Metternich brauchte, um in der Erstickung jeder konstitutionellen Regung in den deutschen Staaten dafür zu sorgen, daß die österreichischen Erbländer nicht etwa aus dem Schlummer, in den sie so glücklich eingelullt waren, durch die Neugestaltungen im Reiche aufgeweckt würden. Eben deshalb hielt er ein gemeinsames Vorgehen mit Preußen für nötig. In Teplice meldete er sich am 29. Juli 1819 bei dem König, der dort der Kur oblag, und schon am 1. August unterzeichneten er und Hardenberg eine Punktation. Der Augenblick, so hieß es hier, in welchem das systematische Treiben einer revolutionären Partei die Existenz aller deutschen Regierungen bedrohe, müsse zu einer näheren Vereinigung zwischen beiden Staaten bemüht werden, und den Grundsätzen, die man über die Notwendigkeit eines Bundesgesetzes, über die Disziplin der Studenten, wie namentlich der Lehrer an den Universitäten und Schulen aufgestellt, müsse die möglichste Ausbildung auch in den übrigen deutschen Staaten gegeben werden. Keinem der berüchtigten Zeitungs-

redakteure solle journalistische Thätigkeit weiter gestattet werden, die Zeitungen sollen verringert werden, kein von einem Bundesstaat gemäßregelter, kein notorisch schlecht gesinnter Lehrer dürfe in einem anderen eine Anstellung finden, und endlich erklärte Preußen allerdings nicht in geradem Gegensatz zu den bisherigen Verfassungsplänen, aber doch in einer die Selbständigkeit des Staates aufgebenden Form seinen Entschluß, „zur Repräsentation der Nation keine allgemeine, mit der geographischen und inneren Gestaltung seines Reiches unverträgliche Volksvertretung einzuführen, sondern seinen Provinzen landständische Versammlungen zu erteilen und aus diesen einen Zentral-Ausschuß von Landesrepräsentanten zu bilden“. In schlauer Berechnung hatte Metternich den Ernst der Zeitumstände ausgenutzt und zweifelte nicht, daß er gegen die Einführung einer modernen Volksvertretung in Preußen durch dies einseitige Versprechen vollkommen gedeckt sei, und daß die strengen Polizei-Vorschriften den Deutschen die Lust „sich in ein Deutschland zu vereinigen“ gründlich vertreiben würden.

Auf Grund dieser Punktation traten nun im August unter dem Vorwande, die Kur zu gebrauchen, die Minister von Österreich, Preußen, Bayern, Württemberg, Hannover, Baden und anderer Bundesstaaten in Karlsbad zu einer Konferenz zusammen. In dieser schwächte man zwar wegen der Furcht des Königs von Württemberg vor der Macht seiner widerspenstigen alten Landstände die Frage, ob der Art. 13 der Bundesakte wirkliche Volksvertretungen der Zahl nach oder alte landständische Versammlungen in Aussicht gestellt habe, in die Formel ab, daß jede Regierung ihr eine der Aufrechterhaltung des monarchischen Prinzips und des Bundesvereins vollkommen angemessene Auslegung geben werde. Aber im übrigen einigte man sich sowohl über eine provisorische Bundesexekution, welche dem Bundestag die Überwachung der Bundesgesetze selbst durch Zwangsmaßregeln überwies, als über die Einsetzung einer Zentral-Kommission zur Überwachung der Universitäten, der Presse und der Demagogen.

Mit diplomatischer Gewandtheit und übergroßer Eile wurde der Bundestag am 20. September zur Annahme dieser Beschlüsse gezwungen, und Metternich durfte in der That sein Werk als gelungen betrachten. Alle nationalen und liberalen Ideen durfte er hoffen, für immer abgethan zu haben, und das auf die einfachste Art von der Welt, lediglich durch kräftige Polizeimaßregeln. Während die preußischen Staatsmänner noch nicht ahnten, wie fast unlöslich sie an das österreichische Staatschiff gekettet waren, und an die Gefahren noch gar nicht dachten, welche jede Verstärkung der Bundesgewalt, so lange Österreich den vorwiegenden Einfluß am Bundestage hatte, für Preußen bringen mußte, durfte Metternich frohlockend ausrufen „Preußen hat uns den Platz überlassen, welchen ein Teil der Deutschen dem preußischen Staat zugeschlagen“. Er, „der sich zwanzigmal täglich sagte, guter Gott, wie sehr habe ich Recht und die anderen Unrecht“, hatte in der That bewiesen, daß seine Ablehnung der deutschen Kaiserkrone richtig gewesen. „Wenn der Kaiser verzweifelt“, so durfte er jetzt sagen, „daß er Kaiser von Deutschland ist, so irrt er sich sehr.“

Am 18. Oktober ließ der König die Karlsbader Beschlüsse und nach ihren Vorschriften gleichzeitig ein Bensuredikt veröffentlichen, das auf fünf Jahre alle Druckschriften ohne Ausnahme und ohne Unterschied des Inhalts der Befreiung unterwarf. So widersprüchsvoll es aber auch klingt, selbst während der Tage in Karlsbad ruhte die Arbeit an dem Verfassungswerk nicht, und in dem „Zentral-

1819
August

Ausschuß der Landesrepräsentanten" glaubte Hardenberg die gewünschten Reichsstände über den Provinziallandtagen, glaubte die Einheit des Staates gerettet zu haben. Am 11. August zog der König aus Hardenberg, Humboldt, Schudmann, Ancillon, Daniels und Eichhorn eine besondere Verfassungskommission ein, der Hardenberg am 12. Oktober seine „Ideen zu einer landständischen Verfassung“ in Preußen übergab. Inzwischen war aber endlich auch das von Humboldt verfasste Gesamtgutachten des Ministeriums an den König abgegangen. Allein den Kern der Frage umging es und spitzte sich im wesentlichen zu einem Angriff auf Hardenberg zu. So durchdachte Grundsätze nun die Hardenbergsche Denkschrift aufstellte, über einander Kommunal-, Kreis-, Provinzial-Landtage und Reichstag aufbaute, und bei dem allerdings umständlichen Wahlsystem dem Reichstag die Beratung der Gesetzgebung für die ganze Dynastie zwies, so gering auch die Meinungsverschiedenheiten der Minister über die Verfassungsfrage selbst waren: der Gegensatz zwischen Hardenberg und Humboldt ließ nicht nur diese scheitern, sondern führte nach den unerquicklichsten Verhandlungen innerhalb des Ministeriums am 31. Dezember zur Entlassung nicht nur Humboldts, sondern auch Beymes, ja infolge sich gleichzeitig abspielender Meinungsverschiedenheiten zwischen dem König und dem Kriegsminister nahm auch Bohm den Abschied, und ihm schloß sich auch Grolmann, der Generalstabsschef, an.

Zu Karlsbad waren außerdem zu weiterer Festigung der Vereinbarungen vertrauliche Minister-Konferenzen sämtlicher Staaten verabredet, die zu Wien 1820 vom November 1819 bis zum Mai 1820 abgehalten wurden. Einige Zugeständnisse mußte Metternich hier doch den Mittelstaaten machen, das übte aber auf den Gesamterfolg nur geringen Einfluß. Die Beschlüsse über den Wirkungskreis, die Gewalt des Bundesstages, das Heerwesen, die Verfassung in den Einzelstaaten, die Beschränkung der Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen und die Bundesexekutionsordnung standen im ganzen in Übereinstimmung mit den Wünschen Metternichs und wurden auch, da alle Minister sie unterzeichnet hatten, am Frankfurter Bundesstage als Wiener Schlufzalte am 8. Juni 1820 ohne weiteres angenommen. Der Grundgedanke der Metternichschen Ansicht, die Stabilität in seinem unbeweglichen Österreich zu erhalten, war dadurch auf Deutschland übertragen und Österreich vor der hereinbrechenden Flut der nationalen Ideen gerettet. Indem aber ausdrücklich bestimmt war, daß kein Bundesfürst durch eine landständische Verfassung in der Ausübung seiner Bundespflichten gehindert werden dürfe, war auch die Entwicklung der Einzelverfassungen unterbunden. Preußen, das endlich durch das gewinnende Verhalten des Grafen von Bernstorff ein etwas freundlicheres Verhältnis zu den Einzelstaaten, besonders zu Bayern, angebahnt hatte, war mit den Beschlüssen einverstanden. Ancillon schrieb seiner ganzen Stellung gemäß sogar, „die Schlufzalte hat das Problem, die Souveränität eines jeden Staates mit der Kraft des Ganzen zu vereinbaren, so glücklich gelöst, wie es unter den gegebenen Umständen nur immer möglich war“. Und mit Ancillon frohlockten alle Gegner Hardenbergs und seiner Verfassungspläne.

Trotzdem verzweifelte Hardenberg an dem endlichen Gelingen seines Lieblingsplanes um so weniger, als er bald darauf die Finanzen des Staates in eine gute Ordnung gebracht hatte. Denn damit war ein Haupthindernis beseitigt, weil es den Staat an den Bankrott geführt hätte, wenn seine überaus bedenkliche

Geldlage durch öffentliche Besprechung bekannt geworden wäre. Im Zusammenhang mit der Ordnung der Staats Schulden wurden nun durch das Gesetz vom 17. Januar 1820 die Reichsstände in Aussicht gestellt, indem die Krone sich dadurch verbindlich machte, keine Anleihe ohne Buzierung von Reichsständen aufzunehmen. Unzweideutig sprach damit der König aus, wie er trotz aller Einstürzungen und trotz aller Ereignisse fort dauernd gewillt wäre, die Zusage vom 22. Mai 1815 zu erfüllen. Dem entsprechend berief er im Februar 1820 eine neue Kommission, um aufs schleunigste binnen vier Wochen eine Gemeinde- und Kreis-Ordnung auszuarbeiten, welche die Grundlage der Reichsstände bilden sollte. Aber auch jetzt sollte dieser alte Plan Steins mißglücken.

Schon war die Ablösung der bäuerlichen Lasten auch für die neu erworbenen Länder zwischen Elbe und Rhein durch das Edikt vom 25. September 1820 in durchgreifender Form befohlen, und im Juni 1821 erfolgte, wie wir hier vorweg aufführen, die letzte große Reform Hardenbergs, das Edikt über die Gemeinheits-Teilungen und die Beseitigung des Flurzwanges. Seit den Zeiten Friedrichs des Großen waren nicht ganz drei Millionen Morgen aufgeteilt, jetzt wurde die Arbeit von der Generalkommission so energisch aufgenommen, daß nach einem Vierteljahrhundert über vierzig Millionen Morgen aufgeteilt waren. Nunmehr konnten die Bauern eine intensive Wirtschaft führen, und es war dem Zusammenschluß des Dorfes zu einer politischen Gemeinde der Weg geöffnet. Dennoch erhoben sich gegen die endliche Einführung einer Landgemeinde-Ordnung unüberwindliche Schwierigkeiten. Zu verschieden waren die Verhältnisse im Osten und im Westen. Hier gab es nur wenige Großgrundbesitzer, und auch die Gemeinden waren der Zahl nach klein, nicht volle fünftausend, aber sie waren ungemein groß und wohhabend. Seit den Zeiten Napoleons waren sie überdem in noch größere, etwa tausend Verbände geteilt, deren Verwaltung von Bürgermeistern als Regierungsbeamten geleitet wurde. Im Osten dagegen gab es sehr kleine und arme, aber ungemein viel Gemeinden, über 25 000 und einen ausgedehnten Grundbesitz, etwa 15 000 Rittergutsbezirke. Nach den schweren Kriegsjahren und nach der 1816/17 ausgebrochenen Hungersnot hatte aber gerade hier der Grundbesitzer mehr als jemals zu thun, die freiwillig dem Vaterlande gebrachten Opfer und die furchtbaren Verluste wieder einzuholen, ja auch nur das Gut selbst zu halten. Allerdings suchte die Regierung der größten Not durch bare Summen, durch Straßenbau und Magazine, welche den Roggenpreis auf der Höhe von einem Thaler für den Schaffel halten sollten, zu helfen; trotzdem verloren sehr viele der angesehensten Familien ihren alten Besitz, und viele hundert Landgüter mußten versteigert werden.

Dieser häufige Besitzwechsel aber, sowie das Anwachsen des Verkehrs, die Freizügigkeit und die Anlage von Fabriken und Brennereien auf dem Lande nötigten den Grundbesitzer zu einer anderen, intensiveren Wirtschaft, so daß er, wie späterhin (1833) sogar von der Marwitz selbst zugestand, gar nicht mehr im Stande war, die Ortsobrigkeit zu übersehen. Marwitz glaubte zwar in der Unterdrückung des Grundbesitzes den eigentlichen Zweck der ganzen Agrargesetzgebung zu erkennen, und immer hat der fernige Edelmann ihr manhaftesten Widerstand geleistet. Aber soviel war doch zumal nach all den schweren Opfern des Adels klar, daß die Regierung nur mit schonender Hand die alterworbenen und geschichtlich begründeten Rechte der Grundbesitzer antasten und die Landbevölkerung aus dem privatrechtlichen Zustand in den des öffentlichen Rechtes überleiten konnte.

Alle diese Schwierigkeiten wurden indessen zunächst außer acht gelassen. Denn 1821 als nun Fries, der sich in Steins Seiten so trefflich bewährt hatte, nach über-großer Arbeit der neuen Kommission seinen Entwurf einer Kreisversässung vor-legte, zeigte sich, daß er wohl die Einheit des Staates scharf ins Auge gesaß, aber von dem bestehenden Zustand gänzlich abgesehen hatte. Indem er den Grundbesitz schlechthin seiner Rechte veranben wollte, machte er thatsächlich eine Selbstverwaltung auf dem Lande unmöglich. Damit aber war nicht nur die Gemeinde- und Kreis-Ordnung, sondern die Versässung selbst gefallen. Friedrich Wilhelm war tief verstimmt, forderte aber doch noch, ehe er nach Troppau zu einem neuen europäischen Kongreß über die Erledigung der italienischen Revolution abreiste, einen Bericht von seinem Kanzler. Umständlich entwickelte dieser noch einmal seinen Plan: eine erste Kammer aus den Standesherren, dem Adel, der hohen Geistlichkeit und den durch königliches Vertrauen Berufenen, und eine zweite Kammer aus den Vertretern der drei Stände bestehend. Nur beratende Stimmen verlangte er für sie, die auswärtigen Angelegenheiten wie die Militärsachen entzog er ihnen ganz, das Ernennungsrecht des Vorsitzenden behielt er der Krone vor, und die Offenlichkeit der Verhandlungen beschränkte er auf den Druck der Beschlüsse.

Hierauf hat Hardenberg eine Antwort überhaupt nicht mehr erhalten, die Gegner der Versässung hatten den König vollkommen gewonnen. Denn nunmehr befand sich unter ihnen kein Geringerer als der Kronprinz selbst. Dieser aber, durch Ancillon und den geistvollen Schweizer Haller beeinflußt, sah in den Volksvertretungen überhaupt den Ausfluss der Revolution schlechthin. Ueberaus fein war sein Sinn für alle Künste, namentlich die Baukunst entwidelt — zahllos sind seine mit schneller Hand leicht und doch geistvoll entworfenen Zeichnungen — für die Wissenschaften und ihre Bedeutung bewies er ein in hohem Maße eindringendes Verständnis, wahr und innig schlug sein Herz in tiefer Gottesfurcht und reinster Menschenliebe. Sein Charakter wie sein Gemüt war lauter und klar, aufrichtig und ehrlich wie wenige, sein Geist, seine Bereitsamkeit, sein Witz riß seine Umgebung geradezu hin, bezauberte die bedeutendsten Männer der Zeit. Bereitwillig erkannten seine Geschwister, der Vater selbst den Kronprinzen als überlegenen und von der Natur verschwenderisch mit den schönsten Gaben versehenen Geist an. Zeitlebens ist ihm als einer der liebenswertesten und zugleich bedeutendsten Natioren im weitesten Umfange sowohl heiße Liebe wie aufrichtige Bewunderung gezollt worden. Aber bei all seiner reichen Begabung waren die Kräfte des Gefühls und Gemüts doch die bei weitem stärkeren, und die Freude an der historischen Thatsache, oder vielmehr ihrer künstlerischen Ausgestaltung durch die Kraft der Phantasie überwog bei ihm die nüchterne Erkenntnis des Staatsmannes von der lebendigen Macht der politischen und sozialen Ideen. Nicht in der Fortbildung der gegebenen Zustände nach Maßgabe der völlig veränderten Gegenwart, sondern in der Wiederaufrichtung der vergangenen Einrichtungen erkannte er das zu erstrebende Ideal. Nicht die Einheit des Staates, sondern die landschaftlich abgesonderten Teile des Staates rangen seinem Herzen die vollste Teilnahme und Wärme ab. Die Wirklichkeit des staatlichen Lebens mußte, so darf man vielleicht sagen, schon in ihrer Nachtheit seinen feurigen Sinn verleihen, und begeistert malte seine schwungvolle Phantasie sich eine Farbenpracht, einen Glanz und eine Herrlichkeit um die Menschen und Einrichtungen des

deutschen Mittelalters, die sie in Wahrheit doch nicht gehabt haben. In dem Kampf seiner Ahnen gegen die Stände sah er daher nur die Zerstörung, er sah nicht den gewaltigen Aufbau, den sie dafür errichtet, sah nicht, daß eben nur unter dessen Schutz und Schirm Adel, Bürger und Bauern neue Lebenskraft gewonnen hatten, und eben dadurch der Staat selbst geschaffen worden war. Mit ganzer Seele schloß er sich daher der altpäpstlichen Bewegung an und wollte nach Gneisenaus Urteil „die Gewässer lieber gegen ihre Quellen zurückleiten, als ihren Lauf in der Ebene regeln“.

In Troppau bezauberte der Kronprinz wieder alle Gemüter, aber zugleich stellte er sich selbst ganz unter den Einfluß Metternichs. Auch der König war, 1820 in lebhafter Unruhe und Sorge über die spanische wie italienische Revolution und über ihre befürchtete Ausdehnung nach Deutschland, für Metternichs Pläne voll eingenommen. Er gab seine Zustimmung zu dem neuen Grundsatz, welcher den Mächten das Recht der Einmischung in Staaten, die durch Aufruhr eine Regierungsveränderung erlitten, zusprach. Zugleich setzte er, ohne seinem Kanzler auch nur Mitteilung davon zu machen, wieder eine neue Kommission zur Beratung der Kommunalordnung ein, ernannte den Kronprinzen zu ihrem Vorsitzenden und zu Mitgliedern nur Gegner Hardenbergs. Wie zu erwarten, lehnte diese Kommission alle hardenbergischen Vorschläge ab, ersuchte den König von einer Gesamtstaatsverfassung abzusehen und die Kreis- und Landgemeinde-Ordnung mit den Provinzialständen zu beraten. Noch einmal nahnte Hardenberg, die Verheizung vom 22. Mai 1815 jetzt zu erfüllen, da kein Zeitpunkt günstiger sei, „um eine Verfassung aus freiem Willen zu geben“. Der König aber entschied sich für den Kommissionsbericht, befahl einer neuen Kommission, zunächst nur die Einrichtung der Provinzialstände zu beraten und „stellte daß Weitere wegen Zusammenberufung der allgemeinen Landstände der Zeit, der Erfahrung, der Entwicklung der Sache und seiner landesväterlichen Fürsorge anheim“. Am 5. Juni 1823 erschien das Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände, welches nur kurz das Grundeigentum als Bedingung der Standschaft, sowie die Beratung gewisser Gesetze und die Verwaltung der Kommunalangelegenheiten unter der Aufsicht des Staates als das Feld der Tätigkeit der neuen Stände bezeichnete, im übrigen aber für jede Provinz ein besonderes Gesetz in Aussicht stellte, und die Zusammenberufung der allgemeinen Landstände vorbehielt.

Freiwillig führte der Staat, der bisher allen ständischen Sonderbildungen scharf entgegengetreten war, die Provinzialstände wieder ein. Und weder stellten sie die Einheit des Staates dar, noch waren sie auf historischer Grundlage erbaut. Es fehlte ihnen die sichere Unterlage der Kreis- und Gemeinde-Verfassung, durch die allein das Interesse der Provinz einen zutreffenden Ausdruck erhält, sie waren nicht nach den alten historischen Landschaften, sondern nach der neuen Provinzialeinteilung gebildet. Sie beruhten auch nicht auf der historischen Sonderung der Stände, denn die alten ständischen Korporationen gab es nicht mehr, und der bürgerliche Rittergutsbesitzer mußte neben dem adeligen zum ersten Stande gerechnet werden. Die Kirche, die sicherlich ein historisches Recht auf Vertretung hatte, war gänzlich übergangen, und bei der geringen Kopfzahl war die Bildung von Kurien ohnehin ausgeschlossen. Nicht, wie es historische Sitte war, nach Ständen wurde abgestimmt, sondern nach seiner Überzeugung gab jeder für sich seine Stimme ab. Ebenso wenig genügte das neue Gesetz der modernen Rechtsanschauung,

1823
5. Juni

wenn es dem ersten Stande die Hälfte aller Stimmen zuwies und von der zweiten Hälfte den Städten zwei Drittel, dem Bauernstand ein Drittel zuerkannte. Thatsächlich aber waren die Stände in politischer Beziehung fast zur Ohnmacht verurteilt, da sie abgesehen von den Kommunalangelegenheiten nur beratende Stimmen und ohne Verantwortlichkeit führten. Andererseits mußten sie aber, da jede Provinz ihre besondere „Charte“ erhielt, und der Staat namentlich Steuerfragen acht verschiedenen Provinzialständen zur Beratung vorlegen sollte, das partikularistische Sonderleben weiter ausbilden und die kraftvolle Entwicklung des Staatsganzen unterbinden. Sprach man doch wieder nicht mehr von „dem preußischen Staat“ sondern „von den preußischen Staaten“ oder vom „Königreich Preußen und Sr. Majestät übrigen Staaten“. Ja, wenn der Kronprinz selbst späterhin die Stände „vor allem und wesentlich als Wahrer der eigenen Rechte, der Rechte der Stände“ bezeichnete, und wenn der Staat seine notwendige Besugnis, daß Kreis- und Gemeinde-Leben selbstständig zu ordnen, den acht verschiedenen Provinzialtagen dahingab, so war damit ebenso wie durch die ungleiche Verteilung der Stimmenzahl zu dem trennenden lokalen Moment in der ständischen Sonderung noch eine weitere zentrifugale Kraft geschaffen. Statt der Aussöhnung zwischen den Ständen war der Same zu neuer Zwietracht gelegt, und diese erhielt neue Nahrung, als in den Jahren 1825—28 die Provinzialstände im wesentlichen gleichartige Kreisverfassungen für die einzelnen Provinzen zu stande brachten, nach denen die städtische wie bärnerliche Bevölkerung im Verhältnis zu den Rittergutbesitzern nur wie eins zu zehn auf den Kreistagen vertreten war. Da ferner die Leffentlichkeit der Verhandlungen ausgeschlossen war, erkaltete das Interesse für sie schnell, und da vor allen Dingen die Regierung auf den Provinzialtagen sich nicht vertreten lassen konnte, sondern sich mit Vorlagen und meist eintreffenden Abschieden begnügen mußte, so fehlte auch jeder Ausgleich der grundverschiedenen Gesinnungen zwischen den Ständen und der Regierung, und allmählich mußte eine Opposition der Stände erwachsen, welcher die Regierung wie mit verschraubten Armen nur zuschauen konnte. Da ferner nur das Grundeigentum vertreten war, und die weiten Kreise des gebildeten Bürgertums ausgeschlossen blieben, so bildete sich auch außerhalb der Landtage eine mehr und mehr anwachsende Oppositionspartei, die gerade deshalb gefährlich wurde, weil ihr ein gesetzliches Organ, sich zu äußern, fehlte. Der neuen Verfaßung fehlte aber nicht nur der Unterbau, sondern auch die Krönung durch den Reichstag, und da von diesem nach dem Gesetze von 1820 die Erhöhung der Staatschuld abhängig sein sollte, so konnten allerdings im Augenblicke der Gefahr die Mittel zur Rettung versagen. Die Erfüllung der Befragung vom 22. Mai 1815 war nicht an einen Zeitpunkt gefüngt worden, und rechtlich hatte der König unzweifelhaft sogar die Besugnis, diesen Erlaß durch eine andere Verordnung wieder aufzuheben. Aber da die neue Verfaßung weder die in der Verheizung vom 22. Mai 1815 angekündigte Repräsentation war, noch auch die Aufhebung des Erlasses erfolgte, so blieb eine Waffe in der Hand der Opposition, die ihre Schärfe späterhin noch zeigen sollte.

Zimmerhin waren dies Mängel, die zum Teil erst im Laufe der Zeit sich fühlbar machen konnten und nur den Blicken weniger weitsichtiger Staatsmänner erkennbar waren. Denn zunächst dachten noch viele, wie auch der Kronprinz selbst, an die endliche Einsetzung eines Reichstages, und Männer wie Stein nahmen das von der Krone Gebotene dankbar auf, erkannten in dieser Verfaßung

trotz ihrer Bedenken die Vorstufe des Repräsentativsystems. Jedenfalls zeichneten sich diese Provinzialstände trotz der Gegenfälle durch sachgemäße Behandlung der Vorlagen vor dem wüsten Lärm der süddeutschen Kammern aus, und jeden Versuch der Stände, die Grundsätze der sozialen Gesetzgebung von 1810 rückgängig zu machen, wies der König seinerseits scharf zurück. Doch Reibungen mit der Regierung entstanden natürlich auch sonst, und die mit jeder Vertretung verknüpfte Verlangsamung der Geschäfte gab doch nicht die Gewähr für die Übereinstimmung zwischen Regierung und Unterthan. Vielmehr trat der Zwiespalt um so mehr zu Tage, als sich wie auf den Provinzialtagen, so selbst im Schoze des Staatsrats eine Partei bildete, die zu den Gegnern des Ministeriums gehörte, und die so stark wurde, daß seit 1827 dem Staatsrat nicht mehr sämtliche, sondern nur noch die vom Könige ausdrücklich dafür bestimmten Gesetzesvorlagen zur Beratung vorgelegt wurden. Der Partegeist übertrug sich von den Ständen auf die Besinnungsgegenden in der obersten Behörde und zerstörte deren Ansehen. Die Verfassungsfrage aber war mit dieser Gesetzgebung zunächst zum Stillstand gekommen und war, insoweit man durch sie die Vereinigung der verschiedenen Landes-eile zu erreichen gehofft, doch nicht zu dem gewünschten Resultat geführt.

Diesen Abschluß der Bewegung hat Hardenberg nicht mehr erlebt. Er hatte den König, wiewohl dessen Vertrauen ihm schon fehlte, noch nach Verona begleitet, wo der dritte Kongress der verbündeten Monarchen im September 1822 sowohl wegen des griechischen Aufstandes und seiner Folgen für die russischen und österreichischen Beziehungen zur Türkei, als auch wegen der in Spanien ausgebrochenen Revolution zusammengetreten war. In Genua war Hardenberg am 27. November gestorben, und nachdem seine beiden Nachfolger die Grafen Voß-Büch und Kleist von Nollendorf einem schnellen Tode zum Opfer gefallen waren, wurde die Stelle des Kanzlers nicht wieder besetzt. Der König leitete die gesamte Verwaltung wieder allein lediglich durch die Fachminister. Graf Ottum erhielt den Vortrag beim König.

Auf dem Kongress zu Verona sollten nach Metternichs Absicht auch die deutschen Verhältnisse ausgetragen werden. Der vielgewandte Staatsmann wünschte weitere Repressivmaßregeln durchzusehen, die Deffentlichkeit der Landtagsverhandlungen und des Bundesstages ganz auszuschließen und dem Bunde das Recht zu geben, auf Antrag der einzelnen Regierungen deren Verfassungen zu ändern. Doch erreichte er sein Ziel selbst dann noch nicht vollständig, als er im Januar 1823 die Staatsmänner einzerner Staaten wieder um sich in Wien versammelte; Graf Bernstorff trat ihm namentlich, als er den Zwiespalt zwischen der Regierung zu Karlsruhe und ihrer Kammer zu einer Verlegung des Bundesrechtes benutzen wollte, scharf entgegen. Ebenso wahrte Graf Bernstorff, als Metternich nun die Verlängerung der Karlsbader Beschlüsse in Anregung brachte, wenigstens die Form, verlangte ihre wirklich einmütige Annahme zu ihrer Gültigkeit. In der Sache aber stimmte er vollkommen mit Metternich überein, und dieser gewann bei einem Besuch in Tegernsee sogar auch den liberalen bayerischen Minister Zentner, „den ersten Vorkämpfer in Deutschland für das Repräsentativsystem“. Dessen Denkschrift wurde von allen Staatsmännern genehmigt, die auf der Johannisburg dem österreichischen Staatskanzler ihre Huldigung darbrachten, und am 12. August wurde einstimmig in Frankfurt die Verlängerung des Preßgesetzes und des Gesetzes über die Universitäten beschlossen, die Bundesstaaten sogar zur Beseitigung der Missbräuche in ihren Kammern verpflichtet.



Prinz Wilhelm von Preußen als „Tschehander Schah“ bei der Aufführung des Festspiels „Lalla Rückke“ nach dem Gedichte Th. Moores, am 27. Januar 1821 im Berliner Schlosse.
Handzeichnung von Wilhelm Hensel (1794–1861).

Rußland aus, und Frankreich sandte seine Truppen nach Morea. Nach dem Tod des englischen Ministers Canning aber gelang es Metternich, daß englische Kabinete dem Bündnis mehr und mehr zu entfremden, und im Anfang des Jahres 1821

So folgte Preußen in Sorge vor der einbrechenden Revolution in den Fragen der deutschen Politik unter den deutschen Verfassungen im ganzen, je doch immer unter ehrenhafter Festhaltung der geistlichen Vorschriften den Wegen Metternichs nicht so dagegen auf dem Felde der europäischen Politik, wo Metternich, teils infolge der eigenen immer höhenschwelenden Bewunderung seiner Talente, teils infolge der noch immer nicht geordneten finanziellen und anderen inneren Verhältnisse Österreichs, zuletzt eine volle Niederlage erlitt. Ganz gegen seine Erwartung hatte nämlich der Aufstand der Griechen gegen die Türkei nach der Thronbesteigung des Zare Nikolaus (1825) zu einer Verständigung zwischen England und Rußland am 4. April 1826 geführt, und diese folgte sogar am 6. Ju-

1827 ein Vertrag zwischen den beiden Staaten. Im folgende Frühjahr brach nach der Vernichtung der türkischen Flotte bei Navarin der Krieg zwischen der Türkei und

war es soweit, daß der Krieg zwischen Österreich und England gegen Russland und Frankreich erwartet wurde.

Wie wir wissen, hatte der König mit dem Zaren Alexander in der vertrautesten persönlichen Freundschaft gestanden. Mit dem neuen Zaren Nikolaus verband ihn sogar ein nahes verwandtschaftliches Verhältnis. Im Jahre 1817 hatte er ihm seine älteste Tochter, die Prinzessin Charlotte, zur Ehe gegeben, und seitdem entwidelte sich ein noch lebhafterer Verkehr als bisher zwischen dem russischen und dem preußischen Herrscherhause. Mit einem, für den sparsamen Sinn des Königs großen Aufwand wurden die kaiserlichen Kinder bei ihren Besuchen in Berlin aufgenommen, und ihnen zu Ehren Festlichkeiten gegeben. Lange noch sprach man am Hof und in der Berliner Bürgerschaft von dem orientalischen Märchen „Lalla Rüsch“, welches von den Mitgliedern der königlichen Familie und den Herren und Damen des Hofs, unter denen die Prinzessin Elise Radziwill besonders genannt wird, im Jahre 1821 bei einem Besuch des damaligen Großfürsten Nikolaus und seiner Gemahlin im Schlosse zu Berlin dargestellt wurde.

Im Vertrauen nun auf diese engen Beziehungen wandte sich der Zar, dessen Erfolge gegen die Türkei in einem ersten Feldzuge nur bescheidene geblieben waren, an den König, und gerade in jenen Tagen, da die Vermählung des



Prinzessin Elise Radziwill.
Nach der von ihr selbst gefertigten Zeichnung.

Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Augusta von Weimar stattgefunden, waren auch die Familienbeziehungen zu dem russischen Kaiserpaare besonders innige. Die Kaiserin weilte damals längere Zeit in Berlin, und ihr Geburtstag bot wieder die Veranlassung zu einem weitgehend berühmt gewordenen Fest. Seit den Tagen ihrer Kindheit hatte sie die weiße Rose zur Lieblingsblume erwählt, und mit Beziehung hierauf wurde in Potsdam vor dem Neuen Palais und den sogenannten Kommunus ein farbenprächtiges Reiterfest im mittelalterlichen Geschmack „das Fest der weißen Rose“ gefeiert, welches in einer ritterlichen Huldigung der Prinzen und des Hofs für die Kaiserin gipfelte.

Natürlich, daß unter solchen Umständen die russische Politik keine geringere



Aufsicht der Kommunengebäude in Potsdam,
mit dem Festzuge gelegentlich des Festes „Der Bauer der weißen Rose“, veranstaltet am 13. Juli 1829 zur
Geburtstagsfeier der Kaiserin Alexandra Feodorowna von Russland, geb. Prinzessin Charlotte von Preußen.
Gezeichnet und lithographiert von Eduard Görtner (1801–1877), auf etwa $\frac{1}{3}$ verkleinert.

Förderung durch Preußen sand, als ihr ohnehin schon seit langer Zeit zu tei geworden, und in der That bestimmte Nikolaus seinen königlichen Schwieervater den General von Müßling nach Konstantinopel zu senden. Unter dessen Vermittelung wurde dann, da der Divan seinen Untergang schon vor Augen sahen meinte, und andererseits das russische Heer trotz seiner Siege nicht mehr 1829 kampffähig war, der Friede von Adrianopel am 14. September 1829 geschlossen der allen Nationen die freie Fahrt durch den Bosporus und das Schwarze Meer öffnete, wie auch die am 3. Februar 1830 im Londoner Protokoll angesprochenen Unabhängigkeit Griechenlands vorbereitete.

Österreich war durch Russland im Orient vollkommen überholt, mußte es ertragen, daß von Berlin aus in einer für seine Entwicklung so wichtigen An gelegenheit auf Russlands Wunsch entscheidend eingegriffen war, und der Fried in Europa aufrecht erhalten blieb. Die glänzende Rolle, die Metternich in den

Bunde der vier Großmächte bisher gespielt, schien dahin. Das war indeß eineswegs das Ziel, sondern nur eine Nebenfolge der preußischen Politik gewesen, die lediglich die Herstellung des Friedens im Orient und damit die Verhütung eines Krieges im übrigen Europa ins Auge gesetzt hatte. Friedrich Wilhelm sah den Bestand des Weltfriedens allein in dem Bündnis der Ostmächte gewahrt, und da auch Metternich Österreich aus der Vereinsamung herausführen mußte, so war die Wiederherstellung der Beziehungen zwischen Russland und Österreich doch höchst wahrscheinlich.

Der Friede schien indeß wieder vollständig gestört werden zu müssen, als



Szene aus dem Feste „Der Zauber der weißen Rose“, aufgeführt am 13. Juli 1829 im Neuen Palais zu Potsdam.

Nach Angabe von H. G. R. Schindel gezeichnet und lithographiert von Julius Schoppe (1795—1868), auf etwa $\frac{1}{5}$ verkleinert.

im Sommer 1830 ein allgemeiner Staatsbankrott erfolgte. Im Juli brach in Paris eine Revolution aus, die Bourbonen wurden vertrieben, und Louis Philippe aus dem Hause Orleans ergriff das Lilienbanner. Im August erhob sich Belgien, sagte sich von der unnatürlichen Verbindung mit Holland los und erklärte am 24. November seine Unabhängigkeit. Unruhen entstanden in Parma, Modena, Ferrara und Bologna, welche die Herrschaft Österreichs in Italien ernstlich gefährdeten, und endlich erhoben sich die Polen gegen die russische Herrschaft in wilder Begeisterung, erklärten das Haus Romanow am 25. Januar 1831 für abgesetzt. In diesem wilden Streit der nationalen und politischen Gegensätze und Interessen und inmitten dieser stürmisch erregten Zeit behielt Friedrich Wilhelm

eine gleichmäßig abwägende Haltung, welche den Kriegszufunktion nicht über den Herd springen ließ und die Gefahr für Europa beseitigte. Friedrich Wilhelm erkannte ungeachtet der heftigen Drohungen seines russischen Schwiegersohnes gegen den illegitimen König Louis Philippe den neuen Herrscher Frankreichs an. Er verstärkte zwar, da die französische Regierung die Losreisung Belgiens energisch unterstützte, und die Franzosen mit lautem Ruf nach der Rheingrenze verlangten seine Truppen am Rhein, verweigerte aber die von dem König der Niederlande geforderte militärische Hilfe. Denn ohne Zweifel mußte sie, da Frankreich in diesem Fall ebenfalls ein Heer in Belgien einzurüsten zu lassen erklärte, zum allgemeinen Kampfe führen. Frankreich pries zwar im Gegenseitig zu dem in Troppa aufgestellten Recht der Intervention feierlich den Grundsatz der Nichtintervention in die Verhältnisse anderer Staaten als das rettende Evangelium, erläuterte diese Grundsatz Belgien gegenüber jedoch gleich dahin, daß jede Einmischung fremde Staaten in die belgischen Verhältnisse ihm das Recht gäbe, zum Schwert zu greifen. Russland brannnte darauf, für die Legitimität und gegen Louis Philippe ins Feld zu ziehen. Beide Staaten rüsteten mit Energie, während für Preußen es im wesentlichen nur darauf ankommen konnte, den französischen Einfluß in Belgien nicht übermächtig werden zu lassen. Als daher — inzwischen tagte in London auf preußische und englische Veranlassung ein Kongress — die französisch Leidenschaft immer heftiger die Einverleibung Belgiens verlangte, wurden die preußischen Truppen in der Rheinprovinz zwar auf den Kriegszug gesetzt, doch aber die Unabhängigkeit Belgiens unter dem neu gewählten König Leopold an dem Coburger Hause anerkannt. Hieran hielt der König auch fest, als England sowohl wie Frankreich gegen den König der Niederlande, der, auf Russlands Hilf hoffend, wieder zu den Waffen griff, Zwangsmäßigkeiten nahmen. Erst 1833 trat eine Waffenruhe ein, und erst sechs Jahre später bequemten sich die Holländer zu Nachgiebigkeit. Damit war der eine künstliche Staatskörper, welchen der Wiener Kongress auf Englands Verlangen geschaffen, der niederländische, wieder in seine natürlichen Häfen zerlegt, und dies war vorzüglich auch dank der weisen Beschränkung des Königs geschehen, ohne daß Europa in einen weitausgehenden Krieg gestürzt war.

Nicht geringer aber war die Gefahr für Russland, den Erwerb, den Kaiser Alexander auf dem Wiener Kongress gemacht, zu verlieren. Die Polen in Russland erhoben sich, um von dem Zarenreich sich ebenso loszureißen, wie sich die Belgie von Holland getrennt, und waren in ihrem Kampfe auch gar nicht unglücklich. Ihr Aufstand jedoch berührte unmittelbar auch Preußen, da die Gefahr vorlag, daß er nach Westpreußen und Posen überschlug. Als daher die russische Armee nach anfänglichem Siege vor den Thoren Warschaus kehrte und vor den polnischen Scharen zurückwich, sandte der König Gneisenau, um mit vier Armeekorps die 130 Meilen lange Grenze zu besetzen. Gneisenau hat hier im Dienst des Vaterlandes seinen Tod gefunden. Am 24. August 1831 fiel er der Cholera, die damals ihren ersten Beutezug durch Europa hielt, zum Opfer. Die preußische Regierung ging aber in der Unterstützung Russlands noch weiter. Sie ermöglichte der russischen Armee durch die Anlehnung an die preußische Grenze, durch Herbeischaffung der Lebensmittel, sowie durch Besorgung der Kähne und anderer Gerät, schaften den Übergang über die Weichsel und damit die Eroberung Warschaus und den Sieg. Polen wurde nun einfach zu einer russischen Provinz gemacht und fortan mit eiserner Strenge behandelt, während Friedrich Wilhelm sein

olnischen Unterthanen, die sich an dem Aufstande beteiligt, mit überaus großer Sühne behandelte und von 1400 Verurteilten nur einige zwanzig mit geringer Siedstrafe büßen ließ. Nichtsdestoweniger berauschte sich namentlich der süddeutsche Liberalismus für die flüchtenden „edlen Polen“, die doch in ihrer Heimat gegen das deutsche Wesen einen erbitterten Kampf führten.

Eine günstige Folge hatte indessen die Juli-Revolution für Deutschland. Die süddeutschen Fürsten, die Louis Philippe vorsichtig über die Bildung eines neuen Rheinbundes ausforchten ließ, verwahnten sich sehr energisch und in patriotischem Eifer gegen eine solche Zunutung, und die Verhandlungen Preußens mit den einzelnen Staaten führten zu einer Militär-Konferenz in Berlin. Nachdem der Bundestag fünfzehn Jahre lang die Sicherstellung des Bundes vernachlässigt hatte, einigte man sich nun in Berlin zu dem Beschlüsse, für den Fall eines Krieges eben einem, auf 172 000 Mann veranschlagten und am Oberrhein aufzustellenden, österreichischen Heere zwei aus Preußen und Bundesstuppen gemischte Armeen am Niederrhein und Mittelrhein zu bilden, für welche Preußen 231 000 und die kleinen Staaten 116 000 Mann stellen sollten.

Anders aber als die Regierungen neigten jetzt die demokratischen Worführer selbst nach Frankreich hin. Unter dem Einfluß der Juli-Revolution, aber, wie Graf Bernstorff dem Könige Friedrich Wilhelm schrieb, nicht allein durch sie, sondern durch schwere Fehler der Regierungen und vornehmlich durch den Unwillen der Deutschen über ihre Zerrissenheit, war die Unzufriedenheit in den deutschen Kleinstaaten ungeheuer gestiegen. In Braunschweig, in Hessen-Kassel, in Sachsen und in Hannover führte sie zu stürmischen Aufständen des Volkes gegen die Regierungen, die nun zur Einführung einer Konstitution sich verstehen mußten. In Bayern und Württemberg entstanden Unruhen, in Nassau und namentlich in Baden tobten die liberalen Kammer-Mehrheiten gegen alle Fürsten mit selbstsässiger Überhebung. Man donnerte und eiferte gegen jede Machtzusammenfügung, schwärzte für republikanische Verfassungen, und ungeheuer sprach man eine Vorliebe für Frankreich aus. Eine Reihe von Zeitungen entstanden und rieten noch heftiger gegen die Sklaverei der Tyrannie, predigten in schwülstigen Ithyramben den Hass gegen Preußen, priesen die Herrlichkeit der französischen Freiheit. Rotteck und Welcker waren die heftigsten Redner in der badischen Kammer, in der Heimpfalz aber ein Doktor Siebeneißer und der Jurist Wirth. „Die Organisation eines deutschen Reiches im demokratischen Sinn“ war ihr Ziel, jede Verbannung mit dem Grundsatz der Legitimität erklärten sie für unmöglich und die Reform Deutschlands nur auf dem Boden der unabdingten Volksouveränität für durchführbar. Nach Hambach bei Neustadt a. d. Hardt hatten sie für den Mai 1832 ein großes Fest ausgeschrieben, und an 25 000 Menschen, Männer und Frauen, riefen hier den tollen Schelzreden über die Despoten Beifall, bejubelten die Lobgesänge auf republikanische Verfassungen. Bis zu dem Wahnsinn, daß der beste Fürst von Gottes Gnaden ein geborner Hochverrater an der menschlichen Gesellschaft sei, verstieg man sich, und lange Zeit nachher noch empfand man nicht die politische Richtigkeit des Sages, den Rotteck begeistert aussprach, daß er lieber die Freiheit ohne Einheit, als die Einheit ohne Freiheit wolle. Im Gegenteil, das Hambacher Fest fand zahlreiche kleine Nachfeiern.

Gegen derartige Aufwiegelungen des Volkes mußte unleugbar eingeschritten werden, und man versteht, daß auch die preußische Regierung, nachdem des Grafen

Bernstorff Versuche, ein verständiges Preßgesetz zu schaffen, sowie die Verhandlungen des Bundesstages in einem Jahrbuch zu veröffentlichen, gescheitert waren, und nachdem Metternich an des schwer erkrankten Ministers Stelle getreten war, den Metternichschen Vorschlägen zur Bändigung der Revolution Beifall zollte. Aber das war nun einmal die Folge der Teplicer Punktation und der Karlsbader Beschlüsse, daß man auch jetzt die Selbständigkeit des Staates, sein Recht die inneren Verhältnisse nach eigenem Ermessen zu entscheiden, wieder daran gab. Fernab lag damals auch den Berliner Staatsmännern der Gedanke, die weitam überwiegende Zahl der deutschen Patrioten durch Beförderung der Einigung des Vaterlandes und durch Bewährung der so oft in Ansicht gestellten Reichsstände zu gewinnen und dadurch der befürchteten Revolution eine der ergiebigsten Quellen, aus der sie schöpfe, zu verstopfen. Alle Pläne gingen vielmehr darauf aus, hemmend Gegenmittel zu ersinnen, und darüber verlor man erheblich an Ansehen, ja unterstellte sich der Gewalt des Bundes, d. h. Österreichs. Dem Verlangen Metternichs auf radikale Beseitigung aller Versäumnisse fügte sich Preußen zwar nicht, aber man einigte sich doch mit allen Regierungen über sechs Artikel, welche der Bundes

1832 tag am 28. Juni 1832 annahm. Danach sollten die Regierungen jedem Verlangen ihrer Stände nach einer Schwächung der obersten Staatsgewalt entgegentreten, die Landstände aber sollten die zur Führung einer verfassungsmäßigen Regierung erforderlichen Mittel nicht verweigern dürfen, die Landesgesetzgebung sollte die Bundesgesetzgebung keinen Eintrag thun, jeder Angriff der Landtage auf den Bund verhütet werden, eine Bundeskommission sollte die Landtage überwachen, und die Auslegung der Bundesgesetze allein der Bundesversammlung zustehen. Die Beschlüsse über die Presse, Universitäten, die Burschenschaften wurden verschärft Vereine und Volksversammlungen verboten.

Ten Revolutionen und dem Verhalten der Westmächte gegenüber hielt Friedrich Wilhelm natürlich auch die Befestigung des Bundes der Östzmächte für notwendig. In noch höherem Grade aber teilten diese Ansicht sowohl der Zar wie Metternich. Beide wollten den Grundsatz der Einigung gegenüber dem französischen System festhalten, Nikolaus den Krieg gegen Frankreich, als den Herd der revolutionäre Propaganda, beginnen. Dem versagte sich Friedrich Wilhelm, als ihn der Zar mit Österreich in Münchengrätz sowohl hinsichtlich der Türkei wie über die Grundsatz geeinigt hatte, jederzeit ihre vereinte Macht aufzubieten, um die rechtmäßige Intervention zu schützen, da fügte sich dem auch mit geringer Abschwächung

1833. 15. Okt. Preußen, und am 15. Oktober 1833 ward der neue Vertrag zwischen den drei Östzmächten gezeichnet.

Hieran schlossen sich wieder zur Bändigung der Revolution Minister 1834 Besprechungen in Wien, die sich vom Januar bis zum Juni 1834 hinzogen um mit dem tiefsten Geheimnis umhüllt wurden. Inzwischen hatten wohl die Gemäßigten unter den Liberalen erkannt, daß durch das ungestüme Hegen und hoch verräterische, oder mindestens ungesehliche Verfahren keine der liberalen Forderungen erreicht werden könne. Aber die Radikalen dachten in Verbindung in ihren Genossen in Frankreich, Italien, der Schweiz und den Polen ernstlich daran zur Revolution zu schreiten und die gärtigen Königsblumen abzumähen. Die Burschenschaften sprachen auf einer Stuttgarter Versammlung schon offen von der Revolution, die im Frühjahr bevorstehe, und in der That überfielen am 3. April 1833

etwa fünfzig Verschworene die Hauptwache in Frankfurt a. M. Ihre Absicht, den Bundesstag aufzuheben, vermochten sie natürlich nicht durchzuführen, da die von ihnen gehoffte, allgemeine Erhebung nicht erfolgte. So unüberlegt der ganze „Putsch“ ins Werk gesetzt war, so war es doch unzweifelhaft der Beginn der Revolution, und ebenso ergab sich der Zusammenhang mit den Außständischen im Auslande. Strenge Untersuchung und Bestrafung war daher umso mehr berechtigt, als eine gewissenlose Demagogenpresse sogar den freiesten Kommunismus predigte. Aber man weiß, wie leider auch in Berlin die Demagogen-Berfolgung in der gehässigsten Weise wieder aufgenommen wurde, und die Untersuchungskommission, da sie hier keine Staatsverräte fand, lediglich Studenten dem Kammergericht zur Aburteilung überweisen konnte, welche Mitglieder der verfehlten Burschenschaften gewesen waren. Die Leiden, welche die jungen Leute zu ertragen hatten, sind aus der Schrift unseres mecklenburgischen Dichters Fritz Reuter „Ut mine Festungstid“ noch heut weithin bekannt; wichtiger für das öffentliche Leben ist aber, daß der Staat in seinen Unterthanen eine so staatsbürgерliche Gesinnung erzogen hatte, wie sie einer der Verurteilten, der charaktervolle Historiker Max Dünker aussprach: „Mit Recht mußte ich büßen, weil ich mich gegen das Geetz des Staates verfehlt habe.“ Und niemand wird es bestreiten, wenn er hinzusetzt: „Wer aber nicht einmal in seiner Jugend die Welt nach seinen Idealen hat reformieren wollen, der wird im Mannesalter einen gar zu faulen und trägen Knecht im Weinberge des Herrn abgeben.“

Das Ergebnis der Wiener Konferenz entsprach nun zwar immer noch den weitergehenden Absichten Metternichs nicht ganz, indessen waren in den genannten sechs Artikeln, die als erneute Auslegung der Bundesakte und Schlusshakte gelten sollten, doch Bestimmungen von solcher Schärfe niedergelegt, daß man sie nur teilweise zu veröffentlichen wagte, und welch' ein Triumph für Metternichs Politik war es, daß auch Preußen das Bundeschiedsgericht, welches über Streitig-



Zeichnung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (IV).

Im Besitz Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II.

Das Handtuch unter dem Bilde, eine Steinbutte darstellend, deutet auf den Spitznamen „Buhr“, welchen der Kronprinz in der königlichen Familie trug. Die Bemerkung „da wir auf der Kaiserwacht gelegen“ deßt sich auf die Ankunft des Kaisers von Russland.

keiten der Landesverfassungen und die ständischen Rechte entscheiden sollte, anerkannt hatte!

Friedrich Wilhelm, voll damit einverstanden, daß dem revolutionären Beginnen mit festem Ernst entgegengearbeitet wurde, sprach dem Fürsten Metternich seine besondere Anerkennung für die unschätzbaren Verdienste aus, die er sich um das politische Erhaltungsprinzip erworben habe. Aber das durfte er doch, als er jene Beschlüsse veröffentlichte, der Wahrheit gemäß hinzusehen, „in Preußen sei die Ruhe nie gestört worden; in dem Vertrauen und in der exprobien Zuneigung seines Volkes besitze er die zuverlässigste Bürgschaft für die Erhaltung des inneren Friedens“.

Dasselbe Prinzip der Erhaltung, das Friedrich Wilhelm hier lobte, bewahrte er auch in den europäischen Verhältnissen. Namentlich den Zaren, der sich bei aller Beteuerung der Ehrfurcht vor dem Schwiegervater doch nicht in seinen Plänen fören lassen wollte, mußte er wiederholt vom Kriege zurückhalten und für die Befestigung des nun einmal anerkannten Bürgerkönigtums in Frankreich wirken. Die gemeinschaftlichen Manöver der preußischen und russischen Heerscharen zu Kalisch sollten die Einigkeit beider Reiche der Welt verkünden, und in der That wurde der Dreibund zwischen Preußen, Russland und Österreich im Herbst 1835 feierlich erneuert. Selbst als Russland sich in der orientalischen Frage England näherte, führte dies doch nicht zu einer Spaltung des Dreibundes, vielmehr stand beim Tode des Königs die Erneuerung des alten Bierbundes bevor, und Preußen genoß in der europäischen Staatengemeinschaft ein Ansehen, welches durch die ehrwürdige Persönlichkeit des allmählich zum Nestor unter den Fürsten herangereisten Königs noch erhöht wurde. Die Hoffnungen, welche man dergestalt auf eine feste Vereinigung des ganzen Deutschlands gesetzt, waren freilich nicht in Erfüllung gegangen, ja Preußen hatte dem Bunde Gerechtsame zugesagt, die den eigenen freien Willen beschränkten, und auch als in Hannover der König Ernst August einen Verfassungsbruch beging, der einen Sturm des Unwillens hervorrief, wie ihn Deutschland noch nicht gekannt, änderte der König eine Politik nicht, deren Gewinn doch vornehmlich Österreich und den aus einander strebenden Kräften im Reiche zufiel. Aber die Beeinträchtigung der freien Selbstbestimmung empfand man damals als eine solche nicht in vollem Maße. Denn die Zusammenfassung aller Mittel und die gemeinsame Bekämpfung der Revolution durch alle Staaten war der Zielpunkt der damaligen Politik des gesamten Europa. Andererseits aber hatte Preußen inzwischen zwei mächtige Fundamente zur deutschen Einheit gelegt. In musterhaftester und gerechtester Verwaltung waren die verschiedenen Gebiets- und Landesteile, welche der Wiener Kongress in so unseligen Spaltungen dem neuen Preußen zugewiesen, zu einer Einheit, zu einem Staat zusammengefaßt worden, und zugleich war als Ersatz für die fehlende politische eine wirtschaftliche Einigung Deutschlands gelungen, die mächtig an jene zurückwirken mußte. Wie einst Friedrich Wilhelm I. durch seine straffe Zentralverwaltung und sein pflichttreues Beamtentum seinem großen Sohne die Wege gebahnt, so sollte auch jetzt für eine, wie späte Zukunft auch immer des Königs strenge und gerechte Verwaltung dem größten seiner Söhne die Bahn bereiten, und mit Zug und Grund dürfte man sagen: „In Preußen macht der Staatsdienst fast selber die Verfassung aus.“ — —

Denn — wenn wir nunmehr auf die innere Politik eingehen — so war man mit dem schon bei der Erwerbung Preußens, Schlesiens und anderer Länder



Die gemeinschaftlichen russischen und preußischen Manöver in Kalisch i. J. 1835.
Lithographie von W. Herz nach der Zeichnung von Geelhaar, auf $\frac{1}{4}$ verkleinert. — Nach einem Exemplar im
Märkischen Provinzialmuseum zu Berlin.

bewährten historischen Takt und doch mit dem festen Entschluß, keiner Provinz unter dem Vorwand besonderer Gerechtsame eine Ausnahme von der allgemeinen Verwaltungsordnung des Staates zu gestatten, alsbald nach dem Frieden zunächst an die neue Provinzialeinteilung der verschiedenen Ländermassen herangetreten. Und trotz des Widerspruches, der sich hier gegen eine Trennung bisher zusammenhängender, dort gegen eine Zusammenlegung bisher getrennter Bezirke erhob, war das Werk so glücklich gelungen, daß von den Provinzen, die damals gebildet wurden, noch hente Brandenburg, Pommern, Schlesien, Posen, Sachsen, Westfalen, Ost- und Westpreußen bestehen, und sich bis jetzt, nach längerer, aber nun wieder aufgelöster Vereinigung beider Preußen, nur die Zusammenziehung der in zwei Provinzen damals getrennten Rheinlande als dauernd notwendige Änderung ergeben hat. Auf des Königs Verlangen traten die von Hardenberg nicht gewollten Oberpräsidenten an die Spitze jeder Provinz als Mittelpersonen zwischen dem Ministerium und den Unterthanen. Verwaltungsbeamte wie Richter haben leicht das Unglück, daß ihre Namen, wie ihre Mühen und Arbeiten dem Gedächtnis der Nachwelt verschwinden, wie auch die Mitwelt gewöhnlich nur von der Tüchtigkeit der ersten und obersten Beamten der Krone erfährt. Aber so außerordentlich war die Bedeutung der damaligen Oberpräsidenten, daß die Namen Vincke, Schön, Merkel, Sac und Zerbini noch heute im Munde der Westfalen, der Preußen, Schlesier, Pommern und Posener einen guten Klang haben. Doch

wie die neue Saat, angepflanzt auf heimischem Boden, im kommenden Jahr erst Blüten tragt, auch tanbe Früchte wohl zeitigt, bis sie nach Jahren erst ihre volle Kraft und Schönheit entwickelt, so verstand es sich auch von selbst, daß nur langsam und unter dem stillen Einfluß der Zeit die neuen Glieder die Pflichttreue des Staates schägen lernen, sich selber mit ihr durchdringen und mit dem alten Staatskörper zu einem organischen Ganzen verwachsen könnten. Heilt doch auch eine Wunde nicht von gestern auf hente, und durste man doch zufrieden sein, den Verband richtig und geschickt angelegt zu haben!

In Posen beherrschten — wenn wir uns den einzelnen Provinzen zuwenden — der franzosenfreundliche polnische Edelmann und der römische Geistliche das Volk noch vollständig, der Handel war lahm gelegt, die Städte verödet, der Landbau vernachlässigt. Der Haß der Sarmaten wollte nicht an die dauernde Vereinigung mit Preußen glauben, erklärte offen genug das Land für einen besonderen Staat im Staate, und die Abneigung der Bauern gegen den adeligen Grundherrn, „den Pan“, wurde durch das wilde Hezen der Priester so unglücklich überbrückt, daß die drei wichtigsten Stände sich im Haß gegen Preußen zusammenfanden. Dem vereinigten nationalen und religiösen Widerstände, der Abneigung der Polen gegen deutsche Ordnung, Bildung und Sauberkeit gegenüber genügte das Wohlwollen, welches die preußische Regierung bis zur Schwäche ühte, nicht. Fürst Radziwill, den der König, das Potentum zu ehren, als Statthalter neben dem Überpräsidenten Zerboni di Spofetti eingesetzt, war sieß unglücklich, als an die Stelle der von ihm in Aussicht gestellten Verschmelzung nur allzu deutliche Anzeichen von Aufstandsversuchen sichtbar wurden, die dann in der großen Polenrevolution gegen Russland offen hervortraten. Trotzdem schritt das deutsche Wesen zwar langsam, aber namentlich durch vielfach gegründete Unterrichtsanstalten stetig vor, und seine Segnungen machten sich in dem Verschwinden der Karabatsche, in der strengen Ordnung der bäuerlichen Verbältnisse, der Einführung der preußischen Agrargesetze von 1811 für den Bauern, in der Umbildung der Naturalien in die Geldwirtschaft, der Befestigung des Gutsbesitzes durch die Gründung der landwirtschaftlichen Kreditanstalt für den Adel, und in der Neubelebung von Handel und Wandel, der Herstellung der bürgerlichen Ordnung für die Städte allmählich bemerkbar. —

Wie eigenümlich die Schwierigkeiten in Sachsen waren, erkennt man daraus, daß diese Provinz aus zweihunddreißig verschiedenen Territorien zusammengesetzt war, und ihr auch der Grundstock der Mark, die Altmark, zugesetzt wurde. Und wie verschieden die wirtschaftlichen Interessen der Ober Sachsen in Thüringen, der Niedersachsen in der Altmark waren, wie wenig die Elbe für einen großen Teil des Landes in Betracht kam, er sieht man daraus, daß die Frage erörtert werden mußte, ob Merseburg oder Magdeburg die Hauptstadt der Provinz werden sollte. Adel und Bürgerlichkeit vertanschten nur mit Widerstreben die Rautenkronen mit dem schwarzen Adler und hegten eine entschiedene Abneigung, aus der weichen sächsischen Herrschaft unter das straffe preußische Regiment mit seinem Steuerdruck und seinen Militärlasten zu treten. Aber den scharfen Ausdrücken einer solchen Gefinnung steht doch schon ein maßvoller, besonnener Ton in mannigfachen Predigten bei der Huldigung für den neuen Landesherrn gegenüber, die bei offenem Ausdruck der Trauer um das Ausscheiden aus dem sächsischen Verbande doch das volle Vertrauen zu dem pflichtgetrennen und gerechten Sinn der Hohenzollern aus-

sprechen. Und man wird nicht zweifeln, daß sie so nicht gehalten werden konnten, wenn sie nicht eine verwandte Saite in den Herzen der Zuhörer angeschlagen hätten. Mit glücklichem Griff hatte Hardenberg für diese Provinz Friedrich von Bülow zum Oberpräsidenten ausgewählt, der die Überlegenheit der monarchischen preußischen Formen mit taktvoller Schonung der Wünsche des bisher allmächtigen Adels zu verbinden wußte. Vornehmlich aber leistete der Vizepräsident des am schlimmsten verwahrlosten Erfurter Regierungsbezirks, von Moß, Ausgezeichnetes, und das überraschend schnelle Wachsen und Gedeihen der Provinz in wirtschaftlicher Beziehung, die Sorgfalt, die ihren Schulen und anderen Einrichtungen jetzt zugewendet wurde, führte alsbald einen Umschwung in der Gesinnung herbei, der das Trostwort des Königs bei der Übernahme dieser Lande: „Wir sind ja doch alle Deutsche“, in das gesunde, preußische Ehrgefühl verwandelte.

Ebenso gelang der umsichtigen Verwaltung des Oberpräsidenten von Sack die Vereinigung der Neuworpommern mit ihren pommerschen Stammmessgenossen, die man als Verschmelzung zweier Nationen, nämlich der deutschen und der schwedischen, für unendlich schwierig gehalten, in kurzer Zeit, und bald söhnten sich auch hier die großen Grundbesitzer, d. h. der Adel, die Stadt Stralsund und die Universität Greifswald, mit dem strengen monarchischen Regiment aus.

Ungeheuerlich waren dagegen nahezu die Schwierigkeiten zu nennen, die in den beiden rheinischen Provinzen von den Oberpräsidenten von Ingersleben und Grafen von Solms-Laubach zu überwinden waren. Der Leichtlebigkeit des Rheinländer war die herbe preußische Art von vornherein unwillkommen, der schnelle Wechsel der geistlichen Fürsten hatte das Band der Treue, das sonst in monarchischen Staaten Fürst und Unterthanen verklebet, nicht schmieden können, ihr meist verwahrloßtes Regiment hatte die Rheinländer mit so tiefer Abneigung gegen jede monarchische Form erfüllt, daß die Gedanken der Revolution gerade hier bekanntlich auf ganz besonders empfänglichen Boden gefallen waren. So laut tobte in den Rheinlanden der Haß des Bürgers gegen den Adel, daß man schlechthin die Edelleute von der Verwaltung ausschließen, nur bürgerliche und nur einheimische Beamte dulden wollte, und die soziale Gleichheit als Palladium der Menschenwürde galt. Die staatserhaltende Kraft eines grundbesitzenden und mit dem Lande verwachsenen Adels war hier durch dessen Verluste in den Stürmen der Zeit fast niedergeschlagen, und französische Gesinnung, die Begeisterung für die Ideale des Jahres 1789 belebte Köpfe und Gemüter, französische Sprache galt als die Umgangssprache der vornehmen Leute. Und trotz der republikanischen Schwärmerie wurzelte der katholische Glaube so fest in den Herzen, daß der Haß gegen den evangelischen Staat der Bevölkerung wie ein Gebot der religiösen Überzeugung erscheinen mochte. Aber gerade die Gerechtigkeit der preußischen Regierung, die einstige Förderung der wirtschaftlichen Bedürfnisse, namentlich der Bau der Rheinbrücken, die entschiedene Abwehr gegen die Versuche Hollands, das Land in wirtschaftliche Abhängigkeit zu ziehen, die liebevolle Pflege der Kunstschäze, des arg vernachlässigten Schulwesens, der Einfluß der neuen Universität zu Bonn, die Verknüpfung mit dem inneren Deutschland hat im Laufe der Zeit das Bewußtsein der deutschen Zugehörigkeit in diesem Stamm wieder zu wecken gewußt, und aus dem Volk, von dem man Aufstände gefürchtet, wurde allmählich wieder der Wächter gegen alle französischen Übergriffe. Schon war das Land im Begriff gewesen, seines Deutschthums sich zu entzündern und die gallische Nationalität anzuziehen,

da hat es, man darf sagen im letzten Augenblick, die preußische Verwaltung für Deutschland wiedergewonnen und die entartete Tochter zum mütterlichen Herzen zurückgeführt. Doch erst die Folgezeit lehrte, welch unermesslicher Segen es für die ganze deutsche Nation war, daß der Rhein von Bingen bis Emmerich in preußischen Händen deutschem Handel und Verkehr wieder dienstbar wurde.

Noch heute aber kennt man die Wirksamkeit des wanderlustigen Vincke in seinem geliebten Westfalen! Namentlich das alte kurkölnische Herzogtum Westfalen und das ehemalige Bistum Paderborn wurden von Vincke vollkommen umgestaltet. Kaum auszusagen ist es, wie verkommen und verwahrlost hier alle Zustände waren. Schon die Trägheit des Krummstabes hatte für die Entwicklung des Landes verhältnismäßig wenig gethan, aber, was auch einzelne Bischöfe tüchtiges geleistet hatten, jetzt hatte die Geißel König Jeromes auch die letzte Blüte zu vertilgen gewußt. Unermüdlich pilgerte Vincke von einem Bauernhof zum anderen, unermüdlich war er, den vielen und großen Bedürfnissen abzuhelfen, und durch ein weitverzweigtes Straßensystem zu Lände und zu Wasser, durch Begründung von Schulen, die längst begonnene Schiffsbarmachung der Ruhr, später der Lippe wurden endlich den ganz verarmten Bewohnern die Reichtümer ihrer roten Erde erschlossen.

Auch die alten Provinzen bedurften einer vollen Wiederherstellung, namentlich Ostpreußen und Brandenburg durch die Bosheit und ingrimmige Wit Napoleons schamlos verwüstet waren, und der Zorn des Imperators über die Erhebung des gnadenreichen Jahres bis zur Leipziger Schlacht mit genauerster Gründlichkeit vernichtet hatte, was etwa noch an Wohlstand übrig geblieben. Doch auch hier gelang der seltenen Tüchtigkeit des Oberpräsidenten von Auerswald in Ostpreußen, Schöns in Westpreußen, Werkels in Schlesien und des Präsidenten von Bassewitz in Brandenburg ein Werk, das fast so groß war, wie einst die Riesenarbeit des Großen Kurfürsten.

Nur sehr langsam und sehr allmählich konnten die weit und tief klaffenden Wunden heilen, und die entsetzliche Schuldenlast, unter welcher der Staat senszé, die schwere Bedrängnis, unter welcher der einzelne Unterthan, wes Standes er auch war, fast erlag, danerte noch viele Jahre und hielt weite Schichten der Bevölkerung noch lange von jeder Teilnahme am öffentlichen Leben zurück. Sogar die Durchführung der Städteordnung mußte mehrfach und namentlich in den neuen Provinzen zurückstehen. Denn auch die politische Litteratur des Tages verlangte wohl Verfassung und Teilnahme der Nation an der Gesetzgebung so im Staate wie im Reich, daß aber die Selbstverwaltung ihr Grund, ihre Voransetzung und Schule sei, ward oft noch völlig übersehen. Aber wenn man hinblickt auf dieses Gewirr von Landschaften und Interessen, dieses Durcheinander von Liebe und Haß, Vertrauen und Abneigung, dieses Gemengsel der an die verschiedensten Verwaltungen, Gesetze, Gebräuche und Sitten gewohnten Völker, wenn man auf der einen Seite ein heftiges Vordrängen, auf der anderen eine ängstliche Zurückhaltung bemerkt und hier leidenschaftliche Bestrebungen nach Neuerungen wahrnimmt, welche eine noch unabgeltärte staatsrechtliche Theorie predigte, und wenn man dort ein rücksichtloses Zurückdrängen nach Zuständen findet, welche einer toten Welt angehörten, so begreift man, welch gewaltiges Werk staatsmännischer Weisheit es war, trotz dieser Verschiedenheiten die Einheit des Staates zu schaffen und in allen Unterthanen die gemeinsame Liebe zu einem Vaterlande zu erwecken.

Je nachgiebiger man aber in diesem Bestreben den Wünschen und Neigungen der einzelnen Provinzen entgegenkam, umso mehr mußte die Zusammenfassung aller Zweige dieses vielgestaltigen Völkerlebens das erste Gesetz in der obersten Verwaltung sein. Die Natur der Sache zwang Hardenberg hier auf die Ideen Steins, auf die Herstellung des Staatsrats, der er einst durch seine eigene Kanzlerwürde aus dem Wege gegangen, zurückzogreifen. Da die möglichste Einheit und Kraft in die oberste Staatsverwaltung zu setzen, war um so notwendiger, als das wankende Vertrauen des Monarchen zu seinem Kanzler den persönlichen Verkehr und den unmittelbaren Vortrag, in welchem Stein die erste Grundbedingung einer geistlichen Entwicklung gesehen, zu einem stets selteneren werden ließ. In dieser Beziehung hat sich der Chef des Militär-Kabinetts, der einsichtige, überaus sorgsame und arbeitsfreudige General von Witzleben, der die Verfassungspläne Hardenbergs stets mit vollem Beifall verfolgte und doch die Gunst des Monarchen behielt, durch seine beschwichtigende Vermittelung oft hohe Verdienste erworben. Überdem war Hardenberg seit der Ernennung von selbständigen Fachministern im wesentlichen auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beschränkt, und seine Machtstellung als Kanzler hatte daher im Laufe der Jahre ihren Grund und ihre Bedeutung eigentlich verloren. Ferner aber standen auch viele hohe Beamte in scharfem sachlichen und persönlichen Gegensatz zum Kanzler, und unverkennbar lag darin eine Gefahr für die einheitliche Zusammenfassung der Staatsgeschäfte, die um so größer wurde, wenn er sich in gehässigem Tadel äußerte. Schön sprach solchen in seiner Selbstgefälligkeit oft und laut genug aus und redete z. B. von den Menschen, die das Volk in den Maschinendienst vor 1806 zurückbringen wollten. Man mußte daher irgend eine Form finden, in welcher die Überfülle von Kraft und Tüchtigkeit der damaligen hohen Beamten zu einem gemeinsamen Wirken vereint und in erproblicher Harmonie zusammengefaßt werden konnte.

So ergab sich denn die Wiederbelebung des Staatsrates aus der Natur der Sache, und am 20. März 1817 trat er nach einer hundertjährigen Verzauberung und zwar im wesentlichen nach Steinschen Grundsätzen ins Leben. Aus den königlichen Prinzen, den Ministern, den Chefs der Zentralbehörden und vierunddreißig durch königliche Ernennung Berufenen bestehend, sollte er, wie Stein es gewollt, die Gesetzgebung, die allgemeinen Verwaltungsvorschriften, die Kompetenzstreitigkeiten und die mit Abschlag bedrohten Amtsvergehen behandeln. Die eigentliche Leitung und Kontrolle aber der sämtlichen Ministerien, wie Stein sie dem Staatsrate hatte zuweisen wollen, wurde in eine Prüfung derjenigen unmittelbar dem Könige eingereichten Beschwerden abgeschwächt, welche dieser ihm zuschrieb.

Doch schwand, wie wir sahen, die Bedeutung des Staatsrates infolge der großen Meinungsverschiedenheiten seiner Mitglieder seit dem Jahre 1827 mehr und mehr dahin, und da mit Hardenbergs Tode auch die Kanzlerwürde fortfiel, so vereinigten sich die sämtlichen Staatsgeschäfte wieder allein in der Person des Königs, und dieser verkehrte unmittelbar mit den einzelnen Fachministern. Mehrfache Versuche, zurückzukehren zu den Provinzialministerien, wie sie Schön, aber auch Witz vorschlugen, oder gar das Präfekturalsystem einzuführen, scheiterten an der Einsicht des Königs, und nach der Einführung der Provinzialstände mußte man bei den Fachministerien umso mehr bleiben, als sie die Einheit in der Verwaltung aufrecht erhalten. Nur bekamen die Oberpräsidenten 1824 erweiterte

Bejegnisse und den Vorsitz im Regierungskollegium der Provinzialhauptstadt. „Denn die politische Einheit des Staates ist“, wie Eichhorn treffend ausführte, „ganz etwas anderes als der Komplexus seiner Teile.“ „Daraus folgt aber“, so fährt er fort, „was ich für den ersten aller Verwaltungsgrundzüge anssehe, daß die Verwaltung von ihrem höchsten Punkt bis zum untersten eine ununterbrochene Reihe bilden und die oberste Hand noch in dem untersten Druck fühlbar sein muß. Wo das nicht ist, kann man weder für die Güte der Normen noch für die Ausführung stehen. Der politische Ausdruck der Einheit aber ist — man fühlt sich an Friedrich Wilhelm I. gemahnt — die Subordination; wo in einer Reihe Koordination eintritt, da sind zwei und nicht mehr eins.“

Wo aber wäre die Subordination kräftiger ausgebildet gewesen, als im Heerwesen? Und diese glorreichste Darstellung der preußischen Staatseinheit, die wunderbare Verwirklichung des Einsein von Staat und Volk, die allgemeine Wehrpflicht durfte selbstverständlich nicht geschmälert werden. In der That aber erhoben sich schon bald nach dem Kriege von entgegengesetzten Seiten Stimmen des Widerpruchs, indem die einen für die gebildete Jugend eine möglichst kurze, wo möglich nur dreitägige Uebung im Jahr für völlig ausreichend zur militärischen Ausbildung erklärten, die anderen aber die Rückkehr zum altpreußischen System empfahlen. Zene handelten in blinder Ueberschätzung der Leistungen der Landwehr, die immer mehr in die Herzen der Bevölkerung hineinwuchs, diese in ebenso blinder Besorgnis vor den Gefahren eines bewaffneten Volkes. Aber zu herrlich war der Same, den Scharnhorst in dies fruchtbare Erdreich gelegt, aufgegangen, zeigte seine zengende Kraft zu deutlich und verzweigte und verästete sich im preußischen Volke immer weiter und weiter. Friedrich Wilhelm hielt unentwegt fest an ihm und befand sich darin in vollster Uebereinstimmung mit seinem Kriegsminister von Boyen, von dem er dagegen über die Frage des Zusammenhangs zwischen der Landwehr und der Linie insoweit abwich, als der König die Vereinigung beider, Boyen aber die Trennung der beiderseitigen Offizierkorps wollte. Zuletzt siegte, als Boyen seinen Abschied nahm, der König. Sehr schlimm wirkte gerade hier die traurige Finanzlage, da sie nicht sowohl eine nur mangelhafte Bewaffnung und Ausrüstung der Armee zuließ, als auch die Präsenzziffer bis auf weniger als ein Prozent der Bevölkerung, nur auf 115000 Mann festzusetzen verlangte. Von dem Gedanken, der lediglich dem finanziellen Elend entsprossen, daß ein möglichst kleines, nur notdürftig verhorgtes Heer der Nation die geringsten Kosten verursache, kam man damals so wenig los, wie ihn noch spätere Geschlechter versuchten. Und nichts ist doch wahrer, als daß bei geringer Truppenzahl des stehenden Heeres im Falle eines Krieges um so mehr als gediente Lente zur Fahne einberufen werden müssen, und mithin unter allen Umständen das wirtschaftliche Dasein einer viel größeren Zahl von Familien in Frage gestellt wird, und die vorzeitige Entziehung vieler Kräfte den nationalen Reichum unendlich schädigt. Kaum die Hälfte der Dienstfähigen kommt in das Heer eingereiht werden, und schon empfahlen Generale, um nur etwas mehr Mannschaften auszubilden, den Übergang von der dreijährigen Dienstzeit. Die Zahl der Offiziere war so gering wie möglich bemessen, und auch deren Avancement blieb, da man Pensionierungen scheuen mußte, unendlich langsam. Selbst der Generalstab hatte noch nicht die Hälfte der für den Kriegsfall notwendigen Offiziere. Doch übten Grolmann sowohl wie auch sein Nachfolger Müßling im Generalstab

eine ausgedehnte Thätigkeit, und Müßling, der alte Gegner Scharnhorsts, vereidigte jetzt sogar dessen Ideen. Von ungeahnter Folge wurde die 1821 volljogene Trennung des Generalstabes vom Kriegsministerium namentlich für die ältere Zeit, als dieses in die Kämpfe eines Parlaments verwickelt wurde. Immerhin erhielt sich das Heer trotz der durch die Geldnot hervorgerufenen Nebelstände in seinem Kern vollkommen gesund und auf der Höhe. Ja es ward allmählich und in dem Maße, als die sittliche Idee der allgemeinen Wehrpflicht Gemeingut des Volkes wurde, die wichtigste Erziehungsanstalt zu einer staatlichen Gesinnung und bewährte sich als der wesenlichste Faktor für die Einheit.

Ebenso tief wie das Heerwesen berührte auch die Schule den Gesamtumfang der staatlichen Interessen. Es ist begreiflich, daß in den Jahren der Unterdrückung für das Unterrichtswesen die Mittel nur knapp bemessen gewesen waren, und in den neuen Provinzen, namentlich soweit sie unter Napoleons Herrschaft gestanden, war es, wie bemerkt, fast durchgängig im elendesten Zustande. Minister von Altenstein, der 1817 an seine Spize trat, urteilte wohl nicht zu ungünstig, wenn er sein Departement „beinahe verholzt und eingezchrumpft“ nennt, „es müsse erst wieder belebt und in Bewegung gesetzt werden“. Doch ihm und seinen Mitarbeitern, vorzüglich dem hochgesinnten Süvern, der Stein als den „Edelstein, Grundstein und Edelstein der Nation“ schwärmerisch verehrte, und dem frommen Nicolovius gelang es, Ausgezeichnetes zu leisten. Uner schütterlich hielten sie den von Friedrich Wilhelm I. gewonnenen Gedanken der allgemeinen Schulpflicht fest, ja, auf ihm weiter bauend, meinten sie gerade ein allgemeines Schulgesetz entwerfen zu sollen, das dem ganzen Deutschland zum Muster dienen könne. Denn Preußen müsse, so sahste Altenstein in treuer Fortarbeitung der Reformgedanken der großen Zeit die Aufgabe, „durch einen eigentümlichen Charakter von Ernst und Reife mit den gebildetsten Völkern Europas um den Vorrang buhlen“.

Das Gesetz blieb zwar Entwurf, denn brennendere Aufgaben hatte die Zeit zu erfüllen, und der Beruf zur Gesetzgebung blieb ihr, nachdem so schwere Umwälzungen gesungen, eine so einschneidende Gesetzgebung erfolgt, versagt. Um so erfolgreicher war die Praxis. Bald wurden die Elementarschulen von mehr Kindern als in anderen Großstaaten besucht und von Lehrern unterrichtet, die in zahlreichen neuen Seminarien vortrefflich vorgebildet wurden, und denen Männer wie namentlich Dieslerweg voran leuchteten. Die Pflicht, den Religionunterricht nach dem Bekenntnis der Mehrheit der Schulgemeinde als Hauptgegenstand des Unterrichts zu pflegen, wurde nachdrücklich betont, Simultanschulen nur im Falle der Armut der Gemeinden zugelassen.

Mit Begeisterung lebten und webten die gebildeten Stände in der Antike, und wie man an der Energie des römischen Staatsgedankens den eigenen geschärft hatte, so vertiefe man sich auch mit Inbrunst in die griechische Welt des Schönen. Nachdem Boß durch seine Übersetzung der homerischen Gesänge die Bahn gebrochen, erfüllte sich der Wunsch Friedrichs des Großen mehr und mehr, die Schriften der Alten würden, wie vorzugsweise die platonischen durch Schleiermacher, dem deutschen Volk in seiner Sprache vorgelegt. Mit vollem Sinn gingen die Literatur des Unterrichts auf die Pflege des klassischen Altertums ein, das ihnen selbst die Freude des Herzens war. So ist es begreiflich, daß die Gymnasien und Universitäten eine vorzügliche Berücksichtigung fanden. Im



Johann Gottfried Schadow.

Nach dem 1832 entstandenen Gemälde von Julius Hübner (1806—1882 in der Nationalgalerie zu Berlin.

Luisa, draußen im Mausoleum in geschaffen, übertrug er die Aufgabe, den Generalen Blücher, Scharnhorst, Bülow Denkmäler zu errichten, denen später die von York und Gneisenau folgten. Der ganzen Nation zu Ehren und zum Gedenken ließ er durch Rauch und Schinkel das Denkmal auf dem Kreuzberg errichten. Schinkel aber wurde für die Architektur der anschließenden Hauptstadt der Begründer einer neuen Epoche. Auf dem gotischen Stil angewandt, in der neuen Wache, dem Denkmal Blüchers gegenüber, zeigte er die überwältigende Kraft der dorischen Säulen. In freier Verbindung eigener Gedanken mit dem Geist der Antike schuf er das Schauspielhaus, das Museum mit der Säulenhalle, die prächtige Schlossbrücke. Damals erst fing Berlin an, eine schöne Stadt zu werden. Schauspiel und Oper aber, die kein geringerer als der reizbare Spontini leitete, überhaupt das Theater erfüllte damals die weitesten Kreise der Hauptstadt mit dem lebhaftesten Interesse.

Jahre 1825 bestanden schon 133 Gymnasien, und wie ein Vater sorgte Altenstein, sorgten Süvern und ganz vorzüglich Johannes Schulze für sie.

Selbst die Kunst erlebte damals in Berlin trotz der kümmerlichen Lage des Staates frohe Tage und bewährte ihre erziehende Wirkung. Noch wirkte Joh. Gottfr. Schadow, den schon Friedrich Wilhelm II. nach Berlin berufen, daselbst, der Schöpfer der Quadriga auf dem Brandenburger Thor, und verewigte mit seiner kunstgeübten Hand die Großthaten der Befreiungskriege durch die Werke seines Meichels zu dauerndem Gedächtnis. Der Sinnesart seines Hauses getreu ehrte Friedrich Wilhelm die Helden des Krieges durch tiefseeligliche Dankbarkeit. Den sterbenden Blücher auf seinem Krankenlager in Kriebelowitz bei Breslau noch einmal zu besuchen, ließ er sich nicht nehmen, und dem Meister Christian Rauch, der das ergreifende Denkmal seiner Gemahlin, der Königin



Karl Friedrich Schinkel.

Nach dem Gemälde von Karl Krüger (geb. 1810, hängt in Berlin). Auf etwa die Hälfte verkleinert.

Der ehrsame Bürger wußte zwar nichts von den Größen der Universität und Akademie, selbst die alle Gebildeten in ihre Kreise ziehende Philosophie Hegels berührte ihn nicht, sondern nach alter Weise pflegte er am Bierstüche zu zechen, über die außer-deutschen Verhältnisse — denn über die heimischen durften die beiden Zeitungen, die Vossische und die Spenerische noch kaum berichten — zu kanngießern, und nimmer hätte er es sich verziehen, auf den Wiesen des benachbarten Fischerdorfes Stralau zu fehlen, wenn dort alljährlich im August das Fest des Fischanges gefeiert wurde. Denn gar zu ergötzlich erschienen ihm die plumpen Späße, welche dies Volksfest würzten. Doch — merkwürdig — auch ein Gelehrter wurde in Berlin damals wirklich volkstümlich, der Arzt E. L. Heim. Durch die Sicherheit seiner Diagnose genoß er den Ruf als beinahe unfehlbarer „Arzt von Gottes



Christian Daniel Rauch.

Ausschnitt aus dem Kupferstich von Friedrich Eduard Eichens (1804—1877) nach dem Gemälde von C. L'Allmand. Auf etwa $\frac{1}{3}$ verkleinert.

Gnaden“ und durch seine charaktervolle Persönlichkeit gewann er die ausgedehnteste Liebe bei Hoch und Niedrig.

Für die Hochschule zu Berlin aber wurden überraschend viel Mittel aufgewandt. Wesentlich zu ihren Gunsten erhielt die königliche Bibliothek damals eine erhebliche Ausdehnung und feste Einnahme, die hervorragendsten Männer waren als Lehrer für sie gewonnen, und nicht zum letzten durch Hegel wurde Berlin mehr und mehr ein geistiger Mittelpunkt. Das Meiste aber geschah hierfür doch, als Alexander von Humboldt 1827 nach Berlin zurückkehrte und hier nun auf Jahrzehnte hinaus einen Einfluss erlangte, wie ihn seitdem ein einzelner Gelehrter nicht wieder gewonnen hat.

Doch in Preußen verstand es sich von selbst, daß das geistige Leben



Dr. Ernst Ludwig Heim in seinem Sprechzimmer.
Kupferstich aus dem J. 1822 von Brüder Henschel (arbeiten in der ersten Hälfte des 19. Jahrh.), auf $\frac{1}{2}$ verkleinert.

Berner, Gesch. d. Pr. Staates.

nicht nur zentralisiert, sondern in einzelnen Kanälen durch das ganze Land geleitet werden müsse. Daher sollte neben die Berliner Hochschule nun ebenfalls in jeder Provinz eine Universität treten. Es ist in der That ein außerordentlich bemerkenswertes Zeichen für den geistigen Inhalt dieses Staates, für seine kultursfördernde Macht, wie für die hohe ethische Aussöhnung, die seine Leiter von ihrer Aufgabe hatten, daß trotz der Fremdherrschaft die Universität Berlin und jetzt wieder trotz der drückenden Beschränktheit der Mittel die Universität Bonn neu gegründet, zwei andere Hochschulen, Halle und Breslau vollständig umgestaltet wurden.

Wohl erweckte die Verlegung der Frankfurter Universität nach Breslau, mehr noch die Zusammenfassung der eingegangenen und zerstörten Universitäten von Erfurt und Witzenberg in die eine zu Halle, und am meisten die Wahl der Stadt Bonn für die rheinische Universität partikularistische Schmerzen, ja wohl auch den klerikalen Zorn. Aber eben die landschaftlichen Absonderungen zur staatlichen Einheit abzuslären, war ja die große Aufgabe, und die Versöhnung der strengen kirchlichen Partei mit dem Wesen des Staates, die Vermeidung kirchlicher Streitigkeiten durch die Erziehung des Clerus in der freien Luft einer deutschen Hochschule die Absicht. Ohne Frage mußte es von unvermeidbaren Folgen werden, daß der Staat neben der katholischen Akademie zu Münster nunmehr zwei partitische Universitäten, die zu Breslau und die zu Bonn besaß. Denn „der Zugang den Grundton für die Gesinnung des Lebens zu geben“, das war, wie Hardenberg dem nach Bonn berufenen E. M. Arndt schrieb, das sittliche Ziel, dem die Universitäten dienten. Und wenn, wie wir es gesehen haben, Zeiten kamen, in denen die preußische Regierung in beklagenswerter Überzeugung einzelner Ausschreitungen und in der Annahme staatsgefährlicher Pläne der studierenden Jugend und ihrer Lehrer zu strengerem Maßregeln gegen die Universitäten griff, so hielt sie doch auch damals an dieser Überzeugung fest; nur daß die Befürchtung, als ob die Lehrer der Jugend eine revolutionäre Gesinnung einlösten, in dem angenommenen Maße gewiß nicht zutraf. Die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung oder Lehre aber hat sie doch nie beschränkt, und von der Unterrichtsverwaltung geschah alles, um die Universitäten durch den Sturm unversehrt hindurchzuführen.



Alexander von Humboldt.

Kupferstich von Joh. Joseph Freidhoff (1768—1818)
nach dem Gemälde von Friedrich Georg Weitsch
(1758—1818). Auf etwa 1/8 verkleinert.

nicht allein wissenschaftliche, sondern auch dienten. Und wenn, wie wir es gesehen haben, Zeiten kamen, in denen die preußische Regierung in beklagenswerter Überzeugung einzelner Ausschreitungen und in der Annahme staatsgefährlicher Pläne der studierenden Jugend und ihrer Lehrer zu strengerem Maßregeln gegen die Universitäten griff, so hielt sie doch auch damals an dieser Überzeugung fest; nur daß die Befürchtung, als ob die Lehrer der Jugend eine revolutionäre Gesinnung einlösten, in dem angenommenen Maße gewiß nicht zutraf. Die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung oder Lehre aber hat sie doch nie beschränkt, und von der Unterrichtsverwaltung geschah alles, um die Universitäten durch den Sturm unversehrt hindurchzuführen.



Der Stralsauer Fischzug.

Kupferstich eines unbekannten Künstlers, auf etwa die Hälfte verkleinert.

Wenn aber durch die Gründung der paritätischen Hochschulen ein Grundzeg des Staates, das der gleichmäßigen Schätzung der Religionsbekenntnisse, einen ionen und fruchtbringenden Ausdruck gefunden hatte, so erfasste der König seinestellung zur evangelischen Kirche mit dem tiefsten Ernstes seiner wahrhaftigen, slichten Gottesfurcht. Wir wissen, daß schon seit den Tagen des Uebertritts des Kurfürsten Johann Sigismund zum reformierten Bekenntnis die Vereinigung der beiden evangelischen Kirchen das Streben unserer Herrscher gewesen und unter stigen Angriffen festgehalten worden ist, ja die Vereinigung selbst mit der katholischen Kirche war zeitweise sehr ernstlich ins Auge gefaßt worden. Der Endpunkt aller religiösen Ueberzeugungen kann seinem Begriff nach nichts anderes sein, als die Anbetung Gottes durch die gesamte Menschheit im Geist und in der Wahrheit, sie muß also zur Gleichmäßigkeit, zur allgemeinen Kirche führen. Und wenn Friedrich Wilhelm I. in den zwischen dem lutherischen und dem reformierten Bemittnis streitigen Punkten nur Pfaffengezänk gesehen hatte, so traf er damit zwar e Neufürsterungen, in welcher sie sich kundgaben, völlig richtig, aber er unterschätzte ibei den sachlichen Unterschied, der, man darf vielleicht sagen, mehr in der Kündlichkeit des deutschen Denkens und in der religiösen Innigkeit und Selbstduldigkeit des deutschen Gemütslebens, als in der biblischen Lehre begründet ist. Sein schlichter Sinn fasste nicht sowohl die trennende Kraft der Unterschiede, als ziemlich die vereinende Macht, die in der wirklichen Verhätigung der Lehre im eben sich kundgibt. Wohl hatte am Ende des Jahrhunderts eine kirchliche Gleichgültigkeit, eine verstandesmäßige Ueberhebung über die biblischen Wahrheiten Platz gegriffen, aber auf die Dauer kann sich kein Volk, am allerwenigsten das

deutsche, mit einer nur kritischen Betrachtung der religiösen Urkunden begnügen. Denu das Bewußtsein, eine theologische Streitfrage entschieden zu haben, bietet dem sehnichtsvoll ahuenden Herzen des Deutschen weder den Frieden des Gemüts noch die Festigkeit des Charakters. Und tiefer noch als der Trieb zur Erforschung und kritischen Sichtung der kirchlichen Lehre ist gerade dem Deutschen die Sehnsucht in die Seele gepflanzt, das hohe Lied von der christlichen Liebe in seine Leben zur Wahrheit zu machen und die Gemeinschaft in der Kirche zu pflegen, wovon verschieden man auch über die einzelnen Heilslehren denken mag. Damit aber ist zugleich das sicherste Gegengewicht gegeben gegen die in der evangelischen Selbstständigkeit und der eigenen Verantwortung des Einzelnen allerdings liegende Gefahr d. die Kirche bedrohenden Sektenbildung. Und wenn wir jetzt nur wie in einem Spiegel schauen, wissen wir nicht, daß es doch das eine und gleiche Spiegelbild sein muß das wir, wenn auch unter der Brechung des Glases oder je nach unserm Augenwinkel verschieden sehen? Nur die Festigkeit eines zweihundertjährigen Kampfes hatte die immer wieder angefochtene und doch gewisse Wahrheit verdunkeln können daß alle Bestrebungen nach religiöser Wahrheit im Frieden mit einander bestehen können, wenn sie nur die Selbständigkeit der Gewissen unangetastet lassen und Lehre und Kultus der andersgläubigen Kirche die Wahrheit des religiösen Gemüts achten gelernt haben. Allmählich hatte nun aber in Preußen die bürgerliche Gleichstellung beider Bekenntnisse, wie sie durch seine Herrscher begründet war im Leben des Volkes fortgewirkt, und ihr war durch gemischte Ehen, wie sie nach dem Beispiel des Fürstenhauses immer häufiger wurden, der Familienzusammenhalt gefolgt. Reformierte wie lutherische Geistliche, Sad und Borowski, vornehmlich aber Schleiermacher waren seit Beginn des Jahrhunderts auch für die kirchliche Gemeinschaft beider evangelischer Bekenntnisse eingetreten. Und wenn nicht gerade das so kostlich an der Erhebung gegen die Unterdrückung Napoleons gewesen, daß sie die Herzen wieder zurückgewandt hatte zu Gott. Daß man einträglich und einmütig, wie nie zuvor schlechthin die göttliche Führung anerkannt und ohne Unterschied der menschlichen Auslegungen über den Erlöser des Menschengetriebs und sein Werk gedankt hatte für die Erlösung aus der Knechtschaft? — So war denn in Preußen der Boden wohl bereitet, daß wenigster die beiden Schwesternkirchen, die aus der evangelischen Lehre entsprossen, sich wieder zu der ursprünglichen Einheit zusammenfinden könnten.

Gleich nach dem Frieden hatte der König die für beide Bekenntnisse gemeinsamen Konstitutioen wieder hergestellt, zum Januar 1817 die lutherischen und reformierten Geistlichen zu gemeinsamen Synoden berufen, eine Kommission zur Ausarbeitung einer gleichmäßigen Liturgie eingesetzt und endlich am 27. September 1817 eine vom Bischof Eylert abgefaßte, von den ersten Theologen Berlins begutachtete Ansprache an die Konstitutioen veröffentlicht. Ausgehend von dem Grundsätze, daß das Wesentliche die Spendung des Abendmahls nach den biblischen Worten selbst sei, deren Auslegung aber Sache der gewissenhaften Selbstprüfung des Einzelnen, verkündigte der König seinen Entschluß, am Reformationstage mit den Lutheranern gemeinsam das Abendmahl zu feiern. Nach langem Streit und Hader war die dritte Wiederkehr des Reformationsfestes, der 30. Oktober 1817 der Tag, an welchem sich in Preußen Lutheraner und Reformierte in gemeinsamem Abendmahl wieder in rein evangelischem Geiste zu einer kirchlichen Gemeinschaft, der Union, zusammenfanden, innerhalb welcher jeder seiner besonder-

überzeugung von der Abendmahlsslehre frei leben konnte. Woran Jahrhunderte geblich gearbeitet, das war jetzt zu einem Abschluß gekommen, über den der reit zwar noch mannigfach entbrennen mochte, und den der strenge Sinn der therauer, namentlich in den Gebieten, wo sie, wie in Holstein, Sachsen und Unover ungemischt saßen, anfechten mochte, der aber durch seine eigene Wahrheit unverrückbar geworden war. Nicht auf Grund einer künstvoll erdachten Art, die niemals die allgemeine Zustimmung gefunden hätte, sondern in der Überzeugung, daß „der schlichte Bibelglaube des ursprünglichen Christentums“ ihrer wert sei, als die kritische Auslegung der Bibellehre, und daß die Freiheit Gewissen wie die wissenschaftliche Forschung in der höheren Gemeinschaft voll Fahrt bleibe, hatte der König die Möglichkeit der Wiedervereinigung gefunden. Und wenn die allgemeine Kirche das Glaubensbekenntnis des Christentums an ist, so war dies seit den Tagen der Reformation ohne Zweifel die größte That des evangelischen Geistes. Wie aber die Einführung der Reformation nur durch den Landesherrn geglückt war, so ist auch diese That, die Union, allein im landesherrlichen Kirchenregiment, dem König persönlich zu danken, und mit ihrer Liebe hat dieser sein eigenes Werk bis an sein Ende gepflegt.

Wenn aber einst das strenge Lutherum mit dem landschaftlichen Sondergeist ammengetroffen, und wechselseitig sich beide in der Bekämpfung der monarchischen Verfassung unterstützt hatten, so geschah es nun allerdings umgekehrt, daß die Einheit der evangelischen Kirche, die gleiche kirchliche Gemeinschaft der weitauß meisten Thürhanen auch der Einheit des Staates nützlich wurde.

Denn bald ging der König einen Schritt weiter, dessen Folgen deutlich viesen, daß der Bestand der Union doch nur durch eine neue gemeinsame Kirchenverfassung gesichert werden könne. Aber wenn, wie Schleiermacher gestand, Kirche und Staatsverfassung einander bedingen, wer hätte in jenen Tagen an die Bildung des leise wieder erwachenden synodalen Lebens denken können? Wohl der König 1815 sogar schon Provinzialsynoden zusammengetreten und dachte in einer Generalsynode folgen zu lassen, aber bald nach den frohen Tagen 1817 fristeten nur noch Kreissynoden ein kümmerliches Dasein. Unzweckhaft blieb aber gerade damals, als die Welt unter dem Zenith der Romantik stand, die schöne Dürftigkeit des durch den Nationalismus verknöcherten evangelischen Gottesstaates besonders schmerlich berühren. Denn wie hätte dieser die von dem herrlichen Impfe gotthegeisterter und gefühlssinnige Menge mit einer Predigt über moralische Meinplätze erheben können? Niemand fühlte lebhafter, daß eine geordnete Kirchen-Gemeinschaft auch eines einheitlichen Kultus bedarf, als der König selbst, und er, wie wenige von tiefer Frömmigkeit ersußt war, glaubte nur die Pflichten seines oberbischöflichen Amtes zu erfüllen, wenn er selbst die alten lutherischen Arbeiten durcharbeitete, um die liturgischen Fragen auf das gründlichste kennenzulernen. Aus diesen eigenen Arbeiten des Königs und aus seinen vielsachen Beredungen mit Geistlichen ging 1821 eine neue Agenda hervor, welche der König den Gemeinden zur Annahme empfahl. Von allen Seiten erhoben sich Dersprüche, und Schleiermacher wendete sich sowohl amtlich wie litterarisch als aetius Sincerus“ gegen ein vom Könige selbst herangegebenes Büchlein: „Luther in Beziehung auf die preußische Kirchenagende“. Aber auch die kleinen und erweder Lente, die sich im Lande unter der Führung einzelner Edelleute, des Herrn von Senfft-Pilsach oder des frommen Baron von Kottwitz ge-

bildet hatten, und vornehmlich der Prediger der Altlutheraner in Breslau, Scheibler, erklärten ihren sehr bestimmten Widerspruch. Erst als der König Nachträge anarbeiten ließ, welche neben der gemeinsamen Ordnung doch auch dem örtlich Herkommen sein Recht ließen, erfolgte bis 1830 die Annahme der Agenda in d überwiegenden Mehrzahl der Gemeinden.

Der katholischen Kirche gegenüber erwies man, wie erwähnt, nach der Preußen üblichen Art ein bereitwilliges Entgegenkommen, und dank des groß Verständnisses, welches der preußische Gesandte in Rom, Niebuhr, für das Wesen der katholischen Kirche besaß, dank seiner offen bekundeten Hochachtung vor dem Katholizismus als christlichen Religion und dank endlich der überaus großen Bereitwilligkeit, mit welcher die preußische Regierung sich zu reichster Ausstattung der neu wieder zu gründenden Bistümer erbot, führten die Unterhandlungen r dem Kardinal Consalvi am 16. Juli 1821 zu der Bulle de salute animaru unter wiederholter Anerkennung für das wunderbare Entgegenkommen des Königs in dem er nicht sowohl einen protestantischen Fürsten als einen Erben Theodosii des Großen gefunden habe, überließ der Papst dem Staate die ihm zukommenden Befugnisse der Kirchenhoheit bei den Bischofswahlen, der Aufsicht über die Unterrichtsanstalten, Prüfung der Kandidaten, das Recht, den Verkehr zwischen den Bischöfen und dem Papst allein zu vermitteln und über die Zulässigkeit der geistlichen Orden zu bestimmen.

Indessen eine so weit getriebene Nachgiebigkeit widersprach doch wohl dem Wesen der katholischen Kirche, und deren Gründäze läßt Rom wohl eine Zeit schwiegen, aber niemals giebt es sie auf. Noch bei Lebzeiten des Papstes Leo X machten sich die Gegenäze schroffer bemerklich, und daß die Bischöfe zwar zugesagten überaus reichen Gehälter vom Staat regelmäßig erhielten, aber in den als Grundlage derselben verheißenen Grundbesitz wurde als Kirchenberaubung an den Pranger gestellt, obwohl jedermann wissen müßte, daß der Staat nicht im stande war, diese leichtherzig gegebene Zusage Hardenbergs zu erfüllen. Viel bedenklicher wurde der Gegenatz, als namentlich in den Rheinlanden härrischehen zwischen Katholiken und Protestanten eingegangen wurden, und katholische Kirche ihrem folgenschweren Dogma nach in solchen nur Konkubinäz. Eine Kabinettsordre vom Jahre 1825 führte nun auch für den Westen ein preußisches Gesetz von 1803 ein, welches die konfessionelle Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen der Bestimmung des Vaters anheimstellte. Bunzen, neue Vertreter Preußens in Rom, trat hierüber in Verbindung mit dem Heiligen Stuhl und erzielte den Erlaß eines Breve vom 25. März 1830 an die Bischöfe des Rheinlandes, in dem er zwar einen großen Erfolg erkannte, in dem aber Einsiegung gemischter Ehen von dem Versprechen, die Kinder im katholischen Glauben zu erziehen, abhängig gemacht, und die katholische Braut vor einer solchen als einer Todsünde ausdrücklich zu verwarnen, vorgeschrieben war. Versuche, die für die evangelische Kirche schroffe Bekleidigung zurückzunehmen, führten zu keinem Resultat, und als der ehrenwürdige Erzbischof Graf Spiegel von Köln starb, auch die milde Auslegung des Breves, über welche man sich durch einen P gleich vom 11. Juni 1824 mit ihm, wie den Bischöfen von Trier, Münster, Paderborn verständigt hatte, ausgeschlossen. Denn durch die Empfehlung Kronprinzen selbst und auf Veranlassung der Regierung war ein entschieden asketischer strenger und ganz im Geiste der Unduldsamkeit gegen die evangelische Kirche leb-



Die königliche Residenz zu Berlin um das Jahr 1830.
Nach der Zeichnung eines unbekannten Künstlers.

der Priester, der Freiherr Clemens August von Droste-Bischofing, zum Erzbischof (Mai 1836) gewählt worden. Er schreckt über diesen Mißgriff, fragte selbst ein Kardinal den preußischen Gesandten Bunsen: „Ist Ihre Regierung denn toll?“ Trotz einer vorher abgegebenen förmlichen Anerkennung der Staatsgesetze löste der neue Erzbischof tatsächlich das Bonner Konkordat auf, verfolgte die Anhänger des milden Theologen Hermes und verbot endlich den Geistlichen die Einsegnung der gemischten Ehen. Zugleich erklärte er dem Minister kurz und bündig, die Kirche sei dem Staate gleichgeordnet, jedes Aufsichtsrecht des Staates unnütz und unzulässig, Bildung und Anstellung der Geistlichkeit hänge allein vom Bischof ab. Einsacher konnte man in der That die staatliche Gesetzgebung nicht hinwegzeugnen. Alle Versuche, welche Bunsen, der Graf zu Stolberg und selbst ein Kardinal machten, den „steinharten Mann“ zur Nachgiebigkeit zu stimmen, scheiterten unmöglich, als auch der Papst den Vertrag von 1834 entschieden missbilligte und die gewaltigsten Flüche in einer Allocution vom 10. Dezember gegen Preußen schlenderte, ja diese sogar dem Stellvertreter des preußischen Gesandten in Rom zinsandte. Was hatte alles Entgegenkommen gegen die katholische Kirche genügt! In Preußen sah Rom seinen Todfeind. Denn allzu scharf trat wieder der Gegensatz hervor zwischen der Macht, welche auf die Unterordnung der Gewissen unter die kirchliche Oberhoheit begründet ist, und dem Staat, welchem die Freiheit und Selbstverantwortlichkeit der Gewissen das innere Lebensbedürfnis ist. Und der Beschimpfung durch den Papst gingen anhängende Hirtenbriefe des Erzbischofs zur Seite. Schon am 31. Oktober erklärte Droste, an die Instruktion nicht mehr gebunden zu sein, und so war es dahin gekommen, „daß sich“, wie Graf Anton Stolberg sagte, „einfach die Frage stellte, ob der König oder der Erzbischof das Ruder führen sollte“. Am 20. November wurde der Prälat zu leichter Haft nach Minden abgeführt und nach den langwierigsten Verhandlungen im Schoße der Regierung in seine Heimat verwiesen.

Indessen bei aller Starrheit halte Droste immer einen geraden, festen und gleichmäßigen Willen bekundet. Der Erzbischof Dunnin von Posen dagegen, der nun ebenfalls die Einsegnung der gemischten Ehen verbot, gab der preußischen Regierung bald eine Zusage, bald zog er sie wieder zurück, so daß er es mit anhören mußte, wie der Überpräsident Flottwell ihm zurieth: „Sie haben mich betrogen, ich verachte Sie“. Abgesetzt und zur Festungshaft verurteilt durch das Kammergericht, begnadigt durch den König zur Suspension, unter der Bedingung, sich fern von seiner Diözese zu halten, kehrte er im Oktober 1839 doch nach Posen zurück und wurde nun nach Kolberg auf die Festung gebracht.

Zu der Sache dagegen gab der Staat vollkommen nach, gestattete durch Kabinettsordre vom 28. Januar 1838 den katholischen Pfarrern, Erfundigungen wegen der Kindererziehung anzustellen, und überwies die Entscheidung den Bischofen. Ebenso wurde nun von einer Kommission eine neue einheitliche kirchenpolitische Gesetzgebung beraten, und der König war bereit, eine besondere Abteilung für die katholischen Dinge im Kultusministerium zu bilden unter dem katholischen Unterstaatssekretär von Diesberg. Doch erneute Allocutionen des Papstes hielten die hoch gehende Ausregung des katholischen Volkes in Atem, und die Spaltung zwischen den Katholiken und dem Staat blieb bestehen. —

Die Rheinländer waren es nun auch, welche den Trieb zu einer Revision des Landrechts zwar erweckten, aber durch ihre eigentümlichen Rechtsverhältnisse ungemein hindernd auf sie einwirkten. Schon während des Wiener Kongresses

war der Ruf nach einem einheitlichen Recht für das ganze Deutschland laut geworden, man hielt die Schöpfung eines auf rechtsphilosophischen Doktrinen aufgebauten allgemeinen bürgerlichen Rechts für ganz Deutschland für leicht möglich, und namentlich der Heidelberger Professor Thibaut hatte in einer mit großem Beifall aufgenommenen Schrift „die Notwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches für Deutschland“ behauptet. Dem war Savigny im Oktober 1814 entgegengetreten mit der Behauptung, daß das Recht nicht durch die philosophische Spekulation des Gezegebers, sondern durch den Geist des Volkes, durch den geistigen Zustand der Bildung und Kultur bedingt sei, und daß aus der Erforschung des bestehenden Rechts in seinem Ursprung und in seiner Entwicklung sich auch die dem Bedürfnisse der Zeit entsprechenden Gesetze ergäben. Mochte immerhin in solchen Behauptungen die Macht des menschlichen Willens unterschätzt sein, so ergab sich doch, daß in den Gebieten und Ländereien, welche dem preußischen Staate zugewiesen waren, die Verschiedenheit des Rechts eine noch nicht zu überwindende Schranke war, indem außer den drei großen Rechtsphären des allgemeinen Landrechts, des gemeinen Rechts und des Code Napoléon noch unzählige Partikularrechte sich behaupteten. Wohl hätte man sowohl das römische wie das französische Recht als einen Tropfen fremden Blutes im Körper und übersah die Durchbildung des ersten durch deutsche Gedankenarbeit, die vielen deutschen Einrichtungen, die das andere nur aufgenommenen. Aber eine allgemeine Rechtsüberzeugung, ein fester Wille auf gleiches Recht, bestand in diesen verschiedenen Ländermassen nicht. Und gewiß mußten die Kulturverhältnisse und wirtschaftlichen Bedingungen in den einzelnen Provinzen erst annähernd einander gleiche werden, ehe ein gemeinsamer Rechtsboden sich bilden konnte. So wird es erklärlich, daß vom Könige angeordnete Revision des allgemeinen Landrechts, zumal seine ständige Voraussetzung durch die große Reformgesetzgebung hinfällig geworden war, durchaus keine Fortschritte mache. Man mußte zulegt auf dem Gebiete des Rechts davon absehen, auch nur in Preußen die einigende Kraft für die staatliche Entwicklung zur Geltung zu bringen und sich begnügen, wenigstens in dem wieder gewonnenen altpreußischen Gebiete das allgemeine Landrecht von neuem einzuführen, sonst aber das gemeine Recht, ja für die Rheinprovinz sogar den Code Napoléon bestehen zu lassen. Erst die gewordene Einheit des Staates konnte den unnatürlichen Zustand beseitigen, und die Erforschung der deutschen Rechtsbildungen, vornehmlich aber die Macht der wirtschaftlichen Verhältnisse, der Zusammenschluß des Staatsgebietes in eine wirtschaftliche Einheit, waren die Voraussetzung für den Grundsatz, „daß in der Monarchie nur ein inneres Staatsrecht gelten könne“. Auch in den späteren Jahren des Königs gelang die Revision des Landrechts, welche seiner Einführung in die Rheinprovinz vorangehen sollte, noch nicht, und über den Entwurf des Strafgesetzbuches von 1827, welches der Minister von Kampf „zurückrevidiert“ hatte, wurden die Beratungen nicht zu Ende geführt; allein der summarische Prozeß wurde einer durchgreifenden Verbesserung durch die Kabinettsordre vom 1. Juni 1833 unterworfen. Aber indem man die Unmöglichkeit erkannte, „die umfangreiche Revision der allgemeinen Gesetzgebung binnen der durch das Bedürfnis gebotenen Zeit zu beenden“, begnügte man sich doch nicht nur mit der Entscheidung zweifelhaft gewordener Rechtsfragen durch eine große Zahl von einzelnen Erlassen, sondern mit dem denkbar größten Eifer suchten die Justizminister Kircheisen, Dandellmann, Kampf

und Mühsler die allgemeine wie die provinzialrechtliche Gesetzgebung ihrer definitiven Neuordnung entgegenzuführen. Beim Tode des Königs waren die Arbeiten doch so weit gefördert, daß ein „bürgerliches Gesetzbuch für die preußischen Staaten“ bis auf das Kirchen- und Schulrecht, das Personenrecht, Erbrecht und einen Teil des Vertragsrechts im Entwurf fertig vorlag, und eben so die Entwürfe für ein Gerichtsverfassungsgesetz, Civil- und Strafprozeßordnung sowie für fünf- und zwanzig Provinzialgesetzbücher vollendet waren.

Das Notwendigte aber, nachdem endlich der Friede und die freie Selbstbestimmung des Staates wieder erkämpft war, blieb natürlich die neue Ordnung der Finanzen. Aber indem man an dieses durch Napoleon so gänzlich zerrüttete Gebiet nur



Prinz Wilhelm von Preußen 1835.

Lithographie eines unbekannten Künstlers.

herantrat, zeigte sich die maßlose Verfahrenslosigkeit. Weder ein Staatshaushalt ließ sich feststellen, noch auch nur die Höhe der Schulden übersehen. Und doch mußten so schnell wie möglich Mittel flüssig gemacht werden, sowohl dem verarmten Grundbesitz aufzuholen, als den neuen Anforderungen, die mit bis dahin unerhörter Großartigkeit an den Staat gestellt wurden, zu genügen. Es war dies um so schwieriger, als die Lösung aller wirtschaftlichen Fesseln, die freie Entwicklung des Handels und die ganze Gesetzgebung aus den Zeiten Steins und Hardenbergs eine völlig neue Behandlung der Finanz- und Steuerfragen erforderlich machte. Sie hatte zugleich das weitgesteckte Ziel zu verfolgen, die

wirtschaftliche Einigung des Staatsgebietes und seiner Unterthanen zu begründen. Natürlich blieben die ersten Debatten, welche im Staatsrat über den Staatshaushalt und die Umänderung der Steuern geflossen wurden, ohne Abschluß, aber sie wirkten bei aller Unklarheit doch ungemein eindrücklich. Der Plan des Finanzministers von Bülow war, den unseligen Verhältnissen an der Berliner Börse, welche die Staatschuldscheine bis auf 65 fallen ließen und den Grundbesitz bis auf die Hälfte, ja den vierten Teil seines Wertes herunter brachten, durch Beseitigung der Alzise und durch Einführung einer Schlacht- und Mahlsteuer, sowie einer Abgabe von Tabak, Bier und Branntwein aufzuhelfen.

Nicht mit Unrecht stieß dieser Plan auf heftigen Widerspruch. Die indirekten Steuern erschienen dem Staatsrat und den in den Provinzen einberufenen Notabeln-Veranstaltungen als schwarze Sünde, die von Bülow außer Acht gelassene Beseitigung der ungleichen Grundsteuer (Östpreußen zahlte 639, die Rheinlande 4969 Thaler von der Geviertmeile) erschien viel notwendiger, und die Ausbildung der direkten Steuer allein menschenwürdig. Besonders Wilhelm von Humboldt wies auf die Notwendigkeit einer einheitlichen, systematischen und mit der Verfassungsangelegenheit in Verbindung zu stehenden Reform hin, und schließlich kam es dazu, daß Bülow an Klewiz das Finanzministerium abtrat und nur das Handelsministerium behielt. Von seinen Plänen ging daher auch nur das Zollgesetz durch. Aber schon am 11. Juni 1816 waren die Wasser-, Binnen- und Provinzialzölle aufgehoben, am 1. August 1816 hatte der König das Prinzip der freien Einfuhr für alle Zukunft anerkannt, und vom 25. Mai 1818 datiert das vom Generalsteuereidirektor Maassen verfaßte Zollgesetz für alle preußischen Länder. Während alle anderen Länder — England eingeschlossen — an strengen Prohibitzöllen festhielten, ging der preußische Staat von den Grundsätzen des alten Staatslebens als erster ab und begnügte sich mit sehr maßvollen Zöllen für Manufakturwaren; nur für Kolonialwaren



Prinzessin Augusta von Preußen 1829.
Nach dem Gemälde von Franz Krüger (1797—1857).

mit der Verfassungsangelegenheit in Verbindung zu stehenden Reform hin, und schließlich kam es dazu, daß Bülow an Klewiz das Finanzministerium abtrat und nur das Handelsministerium behielt. Von seinen Plänen ging daher auch nur das Zollgesetz durch. Aber schon am 11. Juni 1816 waren die Wasser-, Binnen- und Provinzialzölle aufgehoben, am 1. August 1816 hatte der König das Prinzip der freien Einfuhr für alle Zukunft anerkannt, und vom 25. Mai 1818 datiert das vom Generalsteuereidirektor Maassen verfaßte Zollgesetz für alle preußischen Länder. Während alle anderen Länder — England eingeschlossen — an strengen Prohibitzöllen festhielten, ging der preußische Staat von den Grundsätzen des alten Staatslebens als erster ab und begnügte sich mit sehr maßvollen Zöllen für Manufakturwaren; nur für Kolonialwaren

wurden zwanzig Prozente erhoben, da man auf irgend eine Weise dem verarmten Staate eine Geldquelle eröffnen müßte. Aus diesem Grunde und weil, wie man berechnete, die Hälfte aller eingehenden Waren wieder ausgeführt wurde, zugleich aber, um auf die benachbarten Kleinstaaten einen wohlthätigen Druck zum Anschluß an die wirtschaftliche Einheit Preußens zu üben, erhob man auch verhältnismäßig sehr hohe Durchgangszölle. Nur wenige Schutzzölle waren als Notbehelf gegen den englischen Handelsdespotismus beibehalten, und in der vereinfachten Zollrolle von 1821 fiel jeder Unterschied zwischen den Provinzen fort.

Ungemein einfach waren die Steuergesetze von 1819 und 1820. Die Grundsteuer mußte in jeder Provinz zunächst nach altem Herkommen erhoben werden, da die neue Katastrierung sich nicht schnell genug beendigen ließ. Daneben wurde die Erwerbs- und Klassensteuer eingeführt, und an indirekten Steuern nur in den großen Städten eine Schlacht- und Mahlsteuer erhoben, sowie allgemein Bier, Wein, Brannwein und Tabaksblätter einer Abgabe unterworfen, die den Konsumenten nicht belästigte.

Mit dieser Zoll- und Steuergesetzgebung war die wirtschaftliche Einheit des Staatsgebietes und seiner Unterthanen begründet, und diese durch einen Kett an einander gebunden, der fest wie kaum ein anderer hält. Zu der sittlichen Vereinigung, die in der gemeinsamen Wehrverfassung lag, war die, auch die Widerstreitenden bändigende Macht des gleichen materiellen Bedürfnisses und Interesses gefügt. Zugleich aber lag hierin, wie wir sehen werden, der Keim der Einheit des Reiches selbst, und es war der Beginn der Freihandelsbewegung, die bald darauf ganz Europa durchziehen sollte.

Geradezu erstaunlich aber ist es, wie schnell unter dem Einfuß dieser Gesetzgebung sich nach all dem Jammer, den man erlitten, all den furchtbaren Lasten, die man getragen, der Verkehr hob, der Volkswohlstand anwuchs. Eine weitere wesentliche Hilfe gewährte ihm der Staat durch die in hohem Maß ausgezeichnete Postverwaltung, die unter dem Generalpostmeister von Nagler die Thurn und Taxis'sche Verwaltung tief in den Schatten stellte, und durch den energisch aufgenommenen Chausseebau. Binnen elf Jahren, von 1817—28 wurde die Meilenzahl der Chausseen um das Doppelte, von 523 auf 1065 mit einem Kostenanstand von mehr als 21 Millionen Thalern erhöht. In fünfzehn Jahren (bis 1831) stieg die Dichtigkeit der Bevölkerung um mehr als 500, bis auf 2521 Köpfe in der Quadratmeile. Berlin wies bald mehr rauchende Schornsteine auf, als das gesamte industrielle Baden, und wie Berlin nahmen besonders die rheinischen Mittelpunkte der Industrie einen überraschenden Aufschwung. Die Gewerbesteuer brachte nach zehn Jahren mehr als den doppelten Betrag, ebenso verdoppelte sich die Einfuhr der zur Verarbeitung bestimmten Baumwollengarne, wie überhaupt der umgesetzten ausländischen Waren im Laufe der zwanziger Jahre, und der Gesamtwert der Ein-, Aus- und Durchfuhr betrug 1828 schon fast das Dreifache der 1796 erreichten Höhe. Die Einnahmen der Post stiegen allein zwischen 1823 und 1830 von 2,9 auf über vier Millionen Thaler.

Die Hauptfahre blieb aber doch, die durch das Elend der napoleonischen Zeit und durch die Freiheitskriege, wie auch durch die Nebernahme der Schulden der neuen Länder angewachsene Schuldenlast des Staates kennen zu lernen, ihr abzuhelfen und einen saßen Staatshaushalt anzustellen. Aber so verwirkt lagen die Verhältnisse, daß erst am 17. Januar 1820 die Verordnung wegen der Behand-

lung des Staatschuldenwesens ergehen konnte. Statt der 1806 vorhandenen Staatschuld von $54\frac{1}{2}$ Millionen ergab sich jetzt eine solche von insgesamt mehr als 200 Millionen Thalern, von denen nur etwas über elf Millionen in unverzinslichem Papiergegeld bestanden. Für diese leistete der Staat nun mit seinem gesamten Vermögen, insbesondere den Domänen und Forsten Gewähr und machte sich zugleich anheilig, sie nur „unter Beziehung und unter Mitwirkung der künftigen Reichstände zu erhöhen“. Es war ein Gesetz von außerordentlich einschneidender Wirkung. Denn wenn die preußischen Herrscher in ihrem ausgebildeten Pflichtgefühl von den öffentlichen Einnahmen für sich und ihr königliches Haus tatsächlich bisher nur äußerst geringe Mittel gebraucht hatten, so waren doch sowohl nach der staatsrechtlichen Theorie wie nach den Bestimmungen des Landrechts die Erträge der Domänen zunächst für den königlichen Haushalt bestimmt, und nur die hierfür nicht gebrauchten Überschüsse für Staatszwecke verwendbar. Nun verzichtete der König gesetzlich auf die freie Verfügung über die Domänen-Revenuen und überwies die finanzielle Grundlage seines Hauses freiwillig dem Staaate. Nur die geringe Summe von zwei und einer halben Million behielt er sich vor und gestaltete so aus eigener Machtvolkommenheit den Haushalt des regierenden Hauses in der Weise, wie wir ihn in konstitutionellen Staaten finden, nur daß die Einnahmen gesetzlich festgestellt und unantastbar waren. Noch größer aber waren, wie oben erwähnt, die Hoffnungen der Verfassungsreunde, vorzüglich Hardenbergs selbst, weil das Gesetz die Ausschreibung jeder Anleihe von der Zustimmung der Reichstände abhängig machte, und in der That sollte die ins Stocken gekommene Angelegenheit durch diese Vorchrift dereinst wieder in Fluss geraten. Eine besondere Staatschuldenkommission wurde für die Verwaltung eingesetzt, und so energisch leitete der Präsident Rother die Geschäfte sowohl dieser Behörde, wie der für den Kredit des Staates arbeitenden Seehandlung, daß die preußischen Staatschuldscheine seit 1820 in Leipzig und seit 1824 auch in Hamburg und Frankfurt wieder regelmäßig gehandelt wurden, ja daß sie endlich nach erheblichen Schwankungen Ende 1829 wieder den Pariser Kurs erreichten. Schon 1835 hatte der neu angelegte Staatschatz sogar einen Bestand von mehr als vierzig Millionen Thalern.

Dagegen hat die preußische Bank ihre Schuldenmasse bis 1840 nicht voll abtragen können. Denn auch jetzt noch erhielt sie kein eigenes Kapital vom Staat überwiesen, und durch die erwähnte Beraubung ihrer hypothekarisch auf die polnischen Güter eingetragenen Forderungen durch Napoleon und den König von Sachsen hatte sie fast die Hälfte ihrer Aktivmasse eingebüßt. Ueber acht Millionen von ihren auf 27 Millionen Thaler sich belaufenden Forderungen erwiesen sich außerdem als völlig wertlos, über fünfzehn Millionen brachten gar keine Zinsen, und ein Defizit von gut sieben Millionen stellte sich heraus. Und diese entsetzliche Lage mußte mit diesem Geheimnis bedekt werden, da andernfalls der volle Untergang mit Sicherheit vorauszusehen war, und schon Rothschild mit klugem Sinn sich erböt, ein Aktienunternehmen an die Stelle des staatlichen Instituts einzurichten. Unter so außerordentlich schwierigen Verhältnissen wird man es nicht überraschend finden, daß Frieze, welcher sich in der Zeit der großen Gesetzgebung so vortrefflich bewährt und nun nach der am 3. November 1817 vollzogenen vollständigen Trennung der Bank vom Finanzministerium zu ihrem Leiter ernannt wurde, bei seinem Tode 1837 noch ein Defizit von $2\frac{1}{2}$ Millionen hinterließ, da aller Gewinn zur Deckung der Schulden verwendet werden mußte. Man

wird es im Gegenteil als eine der glänzenden Leistungen bezeichneten dürfen, daß ein so beträchtlicher Teil der Schulden abgetragen worden, daß der Geschäftsumsatz binnen elf Jahren von 1818 bis 1829 ebenso wie der Barvorrat mehr als verfünffacht wurde, indem jener von 44 auf 232 Millionen, dieser von knapp einer auf über fünf Millionen stieg, und die Gesamtsumme der leicht realisierbaren Aktiva sogar von etwas über einer auf dreizehn Millionen gehoben wurde.

Welche unerwarteten Schwierigkeiten mache aber die Feststellung des Staatshaushalts selbst! In allen Verwaltungen suchte man bis zur letzten Grenze zu sparen, und namentlich die Militärverwaltung wurde, wie wir hörten, nach Bohens Rücktritt auf einen äußerst niedrigen Ausgabe-Etat gesetzt. Immerhin verblieb nach allen Abstrichen, die Hardenberg und die Finanzmänner, die vornehmlich der König selbst gemacht, in dem auf 50 Millionen herabgesetzten Etat noch ein Defizit von etwa zehn Millionen Thalern. Hardenberg dachte dieses durch die Klassensteuer zu decken, aber gerade gegen eine solche erhob sich im Staatsrat lebhafter Widerspruch. Namentlich die königlichen Prinzen erhoben laut ihre Stimme gegen die übermäßige Belastung des kleinen Mannes, die in der geringen Zahl von Klassen lag, und nimmermehr wollte der König seinem treuen Volke eine so große Last auferlegen. Und doch war schon der Geheime Rat Hoffmann bei der Ausarbeitung des Entwurfs von dem Grundsatz ausgegangen, „daß der Zweck der Volkswirtschaft nicht in der höchstmöglichen Gütermasse, sondern in der Wohlfahrt der Menschen zu suchen sei und mithin der Staat den Arbeiter gegen die Uebermacht des Unternehmers schützen müsse“. Darin traf indessen Hardenberg seinen Gegnern gegenüber doch unzweifelhaft das Richtige, wenn er den für den Privatmann zutreffenden Satz, wonach die Ausgaben sich nach den Einnahmen richten müssen, als schließlich zum Verfall des Staates führend bezeichnete, wenn er die bunte Mannigfaltigkeit der Steuern beseitigt wissen wollte und die vollkommene Unmöglichkeit weiterer Ersparnisse energisch behauptete. So entschloß sich denn endlich der König zu einer Erhöhung der Staatseinnahmen um fünf Millionen. Außer den 1818 festgestellten Zöllen und in weiterer Ausbildung der 1819 eingeführten Abgaben, sollten nun die Grundstener, eine nach zwölf, beziehentlich achtzehn Stufen abgeteilte Klassensteuer, die Schlach- und Mahlstener, die Salzsteuer und eine unbedeutende Gewerbesteuer die notwendigsten Einnahmen aufbringen. Die Klassensteuer übrigens wurde nur von sechs Siebensteln der Bevölkerung aufgebracht, da in 132 Städten die Schlach- und Mahlstener ihre Stelle erfügte. Später folgten noch einige Stempelabgaben, darunter ein Zeitungsstempel, und damit war die Steuerreform abgeschlossen.

Aber mit allem war das Defizit nicht beseitigt, und der Finanzminister von Klewiz, belästigt überdies durch das Schatzministerium, die Staatschuldenkommission und die Generalkontrolle, die von Ladenberg mit müsterhaftem Fleiß leitete, bat schließlich um seinen Abschied. Der Mangel an Erfolg lag aber in der fehlerhaften Organisation selbst. Denn in der That hatte der Finanzminister nur für die Einnahmen des Staates zu sorgen, und während ihn die allgemeine Entrüstung über den zerfahrenen Staatshaushalt verfolgte, vermochte er, da die Ausgaben nicht von ihm abhingen, in Wirklichkeit selbst nicht, einen Überblick über den Etat zu erlangen, noch weniger aber einen solchen, wie ein königlicher Befehl verlangte, alle drei Jahre zu veröffentlichen. Nunmehr sandte der König den Etat zur Begutachtung an Schön, Vincke, den Präsidenten Schön-

erg in Merseburg und an den Oberpräsidenten von Möß in Magdeburg. Möß orderte Sitz und Stimme für den Finanzminister in der Generalkontrolle, Zentralisierung des zerstückten Kassenwesens und feste unüberschreitbare Etats. Mit richtigem Blick wählte der König den kühnen Mann, und bald zeigte sich, wie richtig dieser die Finanzlage beurteilt hatte, daß das Defizit nur durch die Zerstücklung der Finanzverwaltung entstanden, in Wirklichkeit gar nicht vorhanden war. Am 1. Juli 1825 trat er sein Amt an, 1828 wurde das ganze Kassenwesen einheitlich organisiert, die Absführung der Überschüsse der einzelnen Verwaltungszweige an die Hauptkasse angeordnet und damit eine klare Einsicht über die vorhandenen Mittel gewonnen, am 29. Mai 1826 wurde die Generalkontrolle endlich ganz aufgehoben und die Leitung des gesamten Staatshaushalts dem Finanzminister unterstellt. Trotz der Entwertung der Domänen, besonders in Ostpreußen und trotz einer urchtbaren Handelskrise, der siebzig Banken und 3600 Geschäftshäuser zum Opfer fielen, konnte Möß am 30. Mai 1828 dem Könige einen Verwaltungsbericht einreichen, der statt des bisherigen Defizits einen Überschuß aufwies, welcher nach Abzug von über vier Millionen für den Staatshaushalt und für außerordentliche Ausgaben doch noch mehr als vier Millionen betrug und sich nach Eingang der Rückstände auf über sieben Millionen heben mußte.

Die geographische Herrschenheit des Staates mit seiner 1073 Meilen langen Grenze und den innerhalb seines Gebietes liegenden fremdstaatlichen Enklaven nötigte aber Preußen zu dem Versuch, mit den deutschen Nachbarländern in freundlichen Handels-Verkehr zu treten und sie in sein Zollsystem hineinzuziehen, wenn es sie nicht etwa mit Schlagbäumen umgeben und dadurch wirtschaftlich tot machen wollte. Das Zollgesetz von 1818 selbst gab unter der Voraussetzung der Gegenseitigkeit zu erkennen, daß die Handelsfreiheit den Verhandlungen mit den anderen Staaten zur Grundlage dienen solle, und wiederholte sprachen die Minister, wie vorzüglich z. B. F. Eichhorn, der Referent für die deutschen Angelegenheiten im auswärtigen Ministerium, die Bereitwilligkeit der Regierung aus, mit den einzelnen Staaten zu verhandeln „um ihrerseits mitzuwirken, daß dem ganzen Deutschland die Wohlthat eines freien, auf Gerechtigkeit gegründeten Handels zuteil werde“. Das Einkommen, welches der Staatstasche aus den Enklaven zufließen würde, wollte man unbedenklich den einzelnen Landesherren überlassen und ihren Staaten das ganze preußische Marktgebiet öffnen, wodurch zugleich der in den Kleinstaaten blühende Schmuggel und seine entstehenden Folgen vernichtet werden würden. Denn an eine Regelung der Angelegenheit durch den Bund (in Gemäßheit des Art. 19 der Bundesakte) war bei dem entgegengesetzten Interesse Österreichs und der Teilnahme der



Finanzminister Friedrich von Möß.
Kupferstich eines unbekannten Künstlers nach der Zeichnung von Franz Krüger (1797–1857), auf etwa $\frac{2}{3}$ verkleinert.

fremden Mächte am Bunde entfernt nicht zu denken. Indessen nur ein einzelner hervorragender Kopf, Dr. List, und auch dieser nur für einen Augenblick, erkannte, daß Preußen auch die übrigen Staaten zu einer völligen Handelsfreiheit durch den Abschluß besonderer Handelsverträge führen wolle. Die allgemeine Stimmung verlangte im Gegenteil mit stürmischer Heftigkeit die Beseitigung der preußischen Zollgesetzgebung, und auch die geistvolle Denkschrift des badischen Gelehrten Nebenius über Verkehrs freiheit in Deutschland schloß sich diesem Verlangen an und hoffte wie List auf eine Ordnung durch den Bund mit Einschluß von Österreich. Demgemäß kam auch, und zwar unter Mitwirkung von Möh, nur mit einem einzigen Bundesstaat, mit Schwarzburg-Sondershausen, am 25. Oktober 1819 ein Zollvertrag zu stande, wonach die Unterherrschaft des Fürsten, unbeschadet seiner landesherrlichen Hoheitsrechte, der preußischen Zollgesetzgebung unterstellt wurde, und der Fürst eine nach der Kopfzahl berechnete Einnahme von 15 000 Thalern erhielt.

Für lange Jahre blieb dies der einzige Zollabschluß, und die Beseitigung der preußischen Gesetze wurde namentlich von den Konferenzen, die zur Wiener Schlüsseleite führten, mit großer Gehässigkeit gefordert. Nassau, Kurhessen und Anhalt-Köthen führten in der Furcht, an ihrer Souveränität Einbuße zu erleiden, die heftigste Sprache gegen den Grafen Bernstorff und wiesen jeden Versuch einer Verständigung weit von sich. Selbst die Beseitigung der Elbzölle und die Freiheit der Schifffahrt gelang wegen des in Köthen ausgebildeten umfangreichen Schleichhandels nur mangelhaft. Dagegen wurde der gehässige Zollkrieg, den Kurhessen gegen Preußen führte, durch den Bau der Straße Berlin-Köln und die Verlegung der bisher über Hanau nach dem Süden führenden Straße nach Würzburg verhältnismäßig leicht beseitigt, und Preußen erklärte seine Zustimmung zu einem in der Bildung begriffenen süddeutschen Zollverein zwischen Bayern, Württemberg, Baden, Nassau, Darmstadt und den thüringischen Staaten. Dagegen stand es von ferneren Einladungen, seinem Zollsysteem beizutreten, ab und beschloß, die Anträge abzuwarten. Sehr allmählich erfolgten solche, zunächst wenigstens für die Enslaven. Erst nach drei Jahren trat der Fürst von Rudolstadt, aber ebenfalls nur für seine Unterherrschaft dem preußischen Zollsysteem bei (1822), und 1826 und 1828 folgten die anhaltinischen Herzöge.

Indessen so lange Preußen seine Finanzen nicht soweit geordnet hatte, daß es auch zeitweise Verluste ertragen konnte, solange man in Berlin an der Abschlußfeier hielt, „von Grenze zu Grenze“ mit dem Zollabschluß vorzuschreiten, kam man nicht zu einem Resultat. Erst als nun der Finanzminister von Möh jene geordnet, und zugleich den rettenden Plan gesäßt hatte, sich über die Köpfe der nächsten Nachbarn hinweg mit den beiden südlichen Königreichen — die inzwischen zum Entsezen von Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau am 12. April 1829 vorläufig ein gemeinsames Zollsysteem angenommen hatten — zu einigen, sollte ein heilsamer Umschwung in die immer unerquicklicher werdende wirtschaftliche Zerrissenheit Deutschlands kommen. Denn als jetzt der darmstädtische Minister du Thil, um die finanzielle Not seines Landes zu mildern, im tiefsten Geheimniß in Berlin wieder anklopfte, war Möh sofort bereit, auch den finanziell unvorteilhaftesten Vertrag abzuschließen, in der Hoffnung, daß diesem Beispiel die anderen Staaten folgen würden, und Eichhorn berichtete an den König, daß der Vertrag finanzielle und volkswirtschaftliche Vorteile allein für Hessen, für Preußen aber den großen politischen Gewinn gewähren werde, die kleinen Fürsten an sich zu fesseln.

Am 14. Februar 1828 wurde der Vertrag geschlossen, der die wirtschaftliche Einheit des ganzen Deutschlands begründete. Darmstadt nahm die preußischen Zölle an und versprach die preußische Konsumtionssteuer einzuführen. Die Kontrolle der Hauptsteuerauräte aber erfolgt, so bestimmte der Vertrag vorbildlich für alle weiteren, durch beide Staaten, beide verteilen die gemeinschaftlichen Einnahmen nach der Kopfzahl, und Änderungen der Zollgesetze erfolgen nur in gegenseitigem Einvernehmen, die Verwaltung aber bleibt vollständig getrennt. Hocherfreut schrieb Eichhorn: „Die Möglichkeit eines gemeinschaftlichen Zollsystems für Staaten, die geographisch unabhängig sind, ist erwiesen“, und du Thil richtete ein begeisterstes Schreiben an Moß, worin er diesen als den Bahnbrecher der neuen wirtschaftlichen Einigung feierte.

Nun aber war am 18. Januar eben dieses Jahres auch zwischen Bayern und Württemberg der geplante Zollverein fertig geworden, der, wie es die Natur der Dinge mit sich brachte, im wesentlichen dieselben Grundzüge zeigte. Indessen erwies er sich, wie man in Berlin sowohl als auch in Stuttgart vorausgesehen, nicht lebensfähig, da der Gebietsumfang zu klein, die Zolleinnahmen zu niedrig, und die Länder selbst vom Meere abgesperrt waren. Denn wenn die mitteldeutschen Staaten in hellen Zorn über den preußisch-darmstädtischen Vertrag geraten waren, und namentlich Kurhessen die angelegentlichen Bemühungen Preußens zurückwies, so dachten sie ebenso wenig daran, sich dem Münchener Hofe und dem bayerischen Zollsystem zu unterwerfen. Im Gegenteil schlossen Sachsen, Kurhessen, Hannover, Nassau und Frankfurt am 24. September den mitteldeutschen Handelsverein, „versuchsweise zum Schutz gegen das preußische Zollsystem“, wie Metternich sagte. Österreich nämlich war besonders entrüstet über den Fortschritt des preußischen Zollvereins, der ihm schließlich, wie man recht wohl erkannte, den beherrschenden Einfluss über die Einzelstaaten nahm, und eben deshalb war auch der Bund der süddeutschen Kronen, die längst wegen ihrer konstitutionellen Form verdächtig waren, in Wien keineswegs willkommen.

Unter Metternichs Beistand, im Anschluß an die englische Handelspolitik — der sächsische Gesandte bat z. B. in London um durchgreifende Maßregeln gegen das preußische Zollsystem — und aus der Furcht der Kleinstaaten, ihre Souveränität angetastet zu sehen, war der mitteldeutsche Verein, der „Asterbund“, wie Stein sagte, entstanden, und Deutschland in drei wirtschaftliche Gruppen gespalten. „Es ist den erbärmlichen, neidischen, antinationalen Absichten unserer kleinen Kabinette angemessen“, so schrieb der alte Freiherr, „sich an das Ausland zu schließen, sich lieber von Fremden peitschen zu lassen, als dem allgemeinen Nationalinteresse die Befriedigung kleinstlichen Neides aufzuopfern.“

Haltbar war der Verein auf die Dauer doch nicht, weil ihm das Geld zum Straßenbau fehlte, weil die eigene, namentlich die erzgebirgische Industrie den Schaden nicht ertragen konnte, und überhaupt sein Gebiet durch tausendjährige Fäden mit Preußen verknüpft war. Über wenn Preußen auch jetzt noch thatenlos den Zeitpunkt abwartete, wo eine ruhigere Erwagung in den Kabinetten der deutschen Nachbaren eintrat, so gab es selbst den Verbündeten die Möglichkeit, ihre Absicht, den preußischen Durchzuhandel zu zerstören, ins Werk zu setzen. Wie Moß später schrieb, zwang gerade der unter Österreichs Führung geschlossene neutrale Verein mit seiner Tendenz, das Unerträgliche aufrecht zu halten, Preußen jogleich weiter zu gehen und das große Handelsystem zu begründen. Denn der Handelskrieg zwischen den drei

Zollsystemen mußte dem ganzen Reich zum sicheren Nachteil gereichen. Da entschloß sich nun, wie angedeutet, der Finanzminister von Moß die mitteldutschen Feinde als solche zu behandeln und über sie hinweg und entgegen dem bisher beobachteten Grundfaß, nur von Grenze zu Grenze vorzurücken, unmittelbar mit dem süddeutschen Verein zu verhandeln. Auch hier war er um des politischen Gewinnes willen bereit, selbst finanzielle Verluste für Preußen in den Kauf zu nehmen. Ahnliche Gedanken regten sich aber auch in München und Stuttgart, denn zu augenfällig konnten die Verkehrsverhältnisse allein durch den Anschluß an den großen preußischen Markt gesunden. Besonders empfand dies ein so weitblickender, umsichtiger Geschäftsmann wie der Buchhändler Freiherr von Cotta in Stuttgart. Der besprach sich mit dem bayerischen Minister Grafen Armannsperg, reiste nach Berlin und wurde hier von Moß mit offenen Armen empfangen. Schon im Dezember konnte er, nach Süddutschland zurückgeföhrt, dem Minister berichten, daß König Ludwig und Graf Armannsperg „von den großartigen Ideen ergriffen seien, die einer Verbindung Preußens mit Bayern und Württemberg nach den von Moß entwickelten Grundsätzen als Leitstern vorgehen und zur Riechschau dienen“. Und drei Wochen später meldete er, daß auch der Stuttgarter Hof die Hauptgrundzüge der preußischen Punktation gebilligt habe. Bald darauf wurde durch Verhandlungen mit Gotha und Meiningen eine unmittelbare Handelsstraße zwischen dem Süden und Norden gewonnen, und damit ein erster Keil in den mitteldutschen Verein selbst getrieben. Nach mannißsachen, im einzelnen oft peinlichen Verhandlungen ward im Mai in der That der Handelsvertrag unterzeichnet, und mit Stolz durfte Moß auf ein Werk jehn, das, wie Armannsperg schrieb, nur der Großartigkeit seiner Ideen und seiner Sorgfalt die Entstehung verdankte. „In dieser auf gleichem Interesse und natürlicher Grundlage ruhenden und sich notwendig in der Mitte von Deutschland erweiternden Verbindung“ — so schrieb Moß selbst — „wird erst wieder ein in Wahrheit verbündetes, von innen und von außen festes und freies Deutschland unter dem Schutz und Schirm von Preußen bestehen. Möge nur das Fehlende weiter ergänzt und das schon Erworbene mit umsichtiger Sorgfalt noch weiter ausgebildet und festgehalten werden.“

Die Schwerkraft des Grundgedankens trieb von selbst weiter, und auch die Nachwirken der Juli-Revolution wirkten befriedigend ein. Maassen aber, der neue Finanzminister, trat nach Moß' Tode ganz in die Fußstapfen seines Vorgängers. Am 29. August 1831 schloß sich Kurhessen dem preußischen Zollsystem an, und damit war der Mittelverein an einer zweiten Stelle durchlöchert. Am 31. Oktober 1833 wurde zwischen Preußen, Sachsen, den thüringischen Ländern, den von Preußen umschlossenen anhaltischen Gebieten, beiden Hessen, Bayern und Württemberg der „Zollverein“ abgeschlossen, 1835 trat Baden, 1836 Nassau und Frankfurt a. M., demnächst Braunschweig, die übrigen anhaltischen Länder, beide Lippe, Waldeck und einige andere kleine Länder bei. Abgesehen von Österreich fehlten im wesentlichen nur Hannover und die beiden Mecklenburg, ein Gebiet von 8245 Seviertmeilen mit 28½ Millionen Einwohnern war vereinigt, und der politischen Zerrissenheit Deutschlands die wirtschaftliche Einheit entgegengesetzt. Wohl mochte Österreich scheel sehen, da nicht nur sein Handel die Folgen seiner Abschließung zu tragen hatte, sondern auch der Staat politisch sich geschädigt fühlte. „Preußen übernimmt“, so äußerte ein dem Kaiserstaate ergebener Staatsmann seinen Zorn über den Zollverein, „jetzt die Führung der positiven Politik Deutschlands, Österreich“



Der Bahnhof der Berlin-Potsdamer Eisenbahn in Berlin i. J. 1838.
Kolorierte Radierung eines unbekannten Künstlers, auf etwa die Hälfte verkleinert.

ich behält nur die formelle Leitung". Ein französischer Volkswirt aber beschrieb zutreffend den Zollverein schlechtweg als „die Wiederherstellung der Einheit Deutschlands“. „Welch prächtiges Gemälde“, so sagte er, „das eines großen Volkes, dessen Trümmer sich nähern, das zur Nationalität, d. h. zum Leben zurückkehrt! Das ist eine Thatache von solcher Bedeutung, daß, wenn sie vollständiger wäre, sogleich ein neuer Schwerpunkt des europäischen Gleichgewichts heraus ersingen würde.“

Mit der Geburt des Zollvereins aber trat ein Ereignis ein, das zugleich im selbst und der wirtschaftlichen Einigung neues Leben einhauchen, wie seine Sirkung auf die politische Einigung unermesslich vertiefen sollte, der Bau der Eisenbahnen. Im Jahre 1826 hatte in England der Bau größerer Eisenbahnstrecken begonnen, und schon 1828 dachte der preußische Finanzminister von Moys, auch eine Eisenbahn den Rhein mit der Weser zu verbinden. In Bayern wurde zwischen Nürnberg und Fürth die erste kleine Strecke eröffnet. Fr. List, der literarische Vorkämpfer der neuen Volkswirtschaftslehre, entwarf den umfassendsten Plan eines weitverzweigten Eisenbahnnetzes für ganz Deutschland, fest überzeugt, daß seit der glücklichen Einigung im Zollverein Deutschland nur noch des schnellen Transportmittels bedürfe, „um sich auf die Stufe der gewerbefleißigsten Nation der Erde emporzuschwingen“. Im Jahre 1838 wurde in Preußen die erste Bahn eröffnet von Düsseldorf nach Erkrath, dann von Berlin nach Potsdam. Groß war schon das Erstaunen der Berliner gewesen, als 1815 die ersten 32 Droschen



Sarcofagfiguren des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg.

Nach den Modellen von Christian Rauch die erste im Jahre 1843, die zweite im Jahre 1844 vollendet.
Nach einem Lichtbild.

auf den öffentlichen Straßen aufgestellt wurden, und lebhaft hatte man damals die Frage erörtert, ob denn Menschen genug für eine so gewagte Einrichtung vorhanden seien. Wie groß aber war nun nach knapp fünfundzwanzig Jahren das Erstaunen der Berliner, als der erste Bahnzug abgelassen wurde! Und wogroßer noch war das Erstaunen, als sich die gewaltige Wirkung des neuen Verkehrsmittels zeigte, daß alle Lebensverhältnisse so durchaus umgestalten, daß Handel und dem Gewerbeleib einen nie geahnten Aufschwung geben und die Nation aus dem Stillleben der Heimatstadt an den geräuschvollen Weltmarkt führen sollte. Denn welche Befürchtungen man auch für die Rentabilität der Eisenbahnen, für die Zerstörung der Posten und der mit so kostbaren Mitteln erbauten Chausseen hegen möchte, so zeigte sich doch, daß mit jeder Erleichterung des Verkehrs dieser selbst und damit das Nationalvermögen wachsen muß. Wogroß auch die Bedenken der preußischen Staatsmänner gewesen waren, so konnten sich die Tüchtigkeit dieser Beamten nicht wohl besser bewähren, als daß sie am 3. November 1838 ein Eisenbahn-Gesetz zu stande brachten, das mehr denn ein halbes Jahrhundert seine volle Brauchbarkeit bewährte. Ramentlich der Kronprinz war im höchsten Maße eingenommen für den Bau der Eisenbahnen, aber auch der König erkannte trotz der Abneigung seines hohen Alters gegen all' Neue ihre Bedeutung mit seinem klaren Blick vollkommen, bestimmte testamentarisch noch die Summe von einer Million für den Bau einer den Osten mit den Westen verbindenden Eisenbahmlinie. Die deutschen Stämme aber rückten einander viel näher, verloren durch gegenseitiges Kennenlernen allmählich ihre heimatische



Die letzten Augenblicke König Friedrich Wilhelms III.

Nach dem Gemälde von Julius Schoppe (1795–1868) geflochten von Auguste Sirdeutez (1795–1846). Größe etwa $\frac{1}{4}$ verkleinert.

Abneigungen gegen die Nachbaren, und der erleichterte Verkehr trug auch seinerseit zur werdenden Einheit des Reiches bei.

So erwachte, als sich die Tage Friedrich Wilhelms ihrem Ende zuneigten überall ein neues reiches Leben. Noch konnte der König den Grundstein zu Denkmal Friedrichs des Großen legen. Bald darauf, am 7. Juni 1841 ward er zu seinen Vätern versammelt. Das hatte er freilich geahnt, daß Verfassungsänderungen auch in seinem Volk erstrebt werden würden, und sein Nachfolger hatte er daher verpflichtet, solche, namentlich insofern sie die Unbeschranktheit der königlichen Macht anstößen möchten, nur mit Zugabeung der sämtlichen Agnaten des königlichen Hauses vorzunehmen. Aber die Ueberzeugung durfte er doch ins Grab nehmen, die am Tage vor der Feier seines letzten Geburtstages bei der Eröffnung der neuen Eisenbahn von Köln nach Belgien in die Worte gekleidet wurde „Die deutsche Treue beruht auf festem Grunde, auf der angestammten Liebe für König und Vaterland, auf der klaren Erkenntnis unserer nationalen Vorzüge, unserer sittlichen Volkswürde“.



Denkmal Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten zu Berlin.

Nach dem Modelle von Albert Wolff (geb. 1814) in Bronze ausgeführt
und im Jahre 1871 aufgestellt. Nach einem Lichtbild.



Kommerzien-
räthe Karl
Frau von
Baatzow
 Dicffenbach
Peter von
Cornelius
 Meyerbeer
 Schönlein
A. v. Humboldt
 Schelling
 Rauch
 L. Tieck
 Die Brüder
Grimm

Szene bei der Huldigung König Friedrich Wilhelms IV. zu Berlin, am 15. Oktober 1840.
 Gruppe aus dem Gemälde von Franz Krüger (1797—1857) im Kgl. Schloß zu Berlin.

König Friedrich Wilhelm IV. 1840—1861.

Die Einführung der Verfassung.

Jedes Staatswesen muß von der Überzeugung und dem Vertrauen der sittlich und geistig Tüchtigsten seiner Bürger getragen sein. Denn es ist die Darstellung der sittlichen und geistigen Ideen und Anschauungen, welche in seinen Bürgern leben und ihre Entwicklung bedingen. Gewiß nicht die wilden Wünsche und wechselnden Meinungen der Parteien des Tages zu befriedigen, wohl aber den erwachenden Kräften Maß und Richtung zu geben und die Summe der leitenden Vorstellungen der Nation zu verarbeiten, ist Zweck wie Aufgabe des Staates. Unaufhörlich aber ändern sich diese und schreiten fort zu gereifteren, zu höheren Stufen der geistigen wie sittlichen Erkenntnis. Denn so schwer oder auch so unmöglich es sein mag, die Gesetze der menschlichen Entwicklung aus dem Gange der Geschichte zu folgern, so hieße es doch an dem Menschen Geschlecht, ja es hieße an dem Ewigen verzagen, wollte man die Thatsache leugnen, daß die Menschheit,

erschaffen nach dem Bilde Gottes, im tiefsten Grunde doch dem Gottähnlichwerden rastlos zustrebt. Wir erinnern nur an den Uebergang vom Heidentum, selbst dem geläuterten der Griechen und Römer zum Christentum. Wohl mögen auch in sittlich reinen Zeitaltern verruchte Thaten geschehen, mögen zügellose Bestrebungen ihr Bild zu entstellen, ihre Wirksamkeit zu trüben versuchen, wohl bedingt auch jeder Fortschritt in der Kultur einen Verlust, und von zwei Schritten, welche das Menschengeschlecht nach vorwärts thut, wird nur zu oft der eine wieder zurückgenommen. Dennoch aber ist das nicht hinwegzuleugnen, daß nicht nur die geistige Erkenntnis der Menschheit reicher und gereister, sondern auch das sittliche Bewußtsein zarter und gereinigter wird. Nicht, daß wir uns brüsten dürften, besser zu sein, klüger zu urteilen, als unsere Vorfahren, aber mit Dank empfinden wir, daß wir von ihren Erfahrungen gelernt, auf ihren Schultern stehen und das Werk der Jahrhunderte fortsetzen. Mit der Fortbildung aber, welche Geist und Charakter des Menschengeschlechts durchkämpfen, erleiden auch die Anschanungen vom Staat Abwandlungen und Aenderungen, und der Staat, der sich nicht mit ihnen durchdringt, ja, der nicht die führende und leitende Rolle dieser menschlichen Entwicklung übernimmt, verkennt seinen Zweck, seine Daseinsbedingungen, vernichtet sich selbst. Denn künstlich erbaut er einen Gegensatz zwischen Regierung und Unterthan, der seinem reinen Begriff völlig fremd ist, schafft eine Zweiteilung, während er der Ausdruck der Einheit sein soll.

Und wenn das menschliche Leben in immer breiterem Strom dahin fließt, gefeist aus tausend und immer neuen tausend Quellen der geistigen Erkenntnis wie der sittlichen Läuterung, so will doch ohne Zweifel hier ein reizender Bach die Ufer unterhöhlen, dort eine sprudelnde Flut das Gelände überspringen. Aber darin eben, so scheint uns, haben die Großen der Hohenzollern Pflicht und Ziel ihrer Arbeit erkannt, daß sie nicht nur dem Strom haltbare Dämme erbauten, sondern daß sie ihm das Bett gruben und ebneten. Nicht seitwärts haben sie gestanden neben der Nation, sondern ihre vordersten Führer sind sie gewesen, ja ehe sich noch das Volk seiner eigenen Gedanken und Bedürfnisse recht bewußt geworden, haben sie sie ergriffen und, soweit möglich, befreit von ihren Schlacken, zur Verwirklichung geführt.

Eben dies war nun auch die Meinung des neuen Königs. „Es ist“, so schrieb er in seiner geistvollen Weise, „der Weisheit der Regierung entsprechend, den Notbedürfnissen, welche der sittliche Standpunkt der Meinung der Mehrzahl hervorruft, zuvorzukommen. Warum? Damit das, was jetzt noch zuvorzukommen ist, nicht als Konzeßion abgedrängt werde. Weiß man, daß eine Flut kommt, so grabe man bei Seiten Kanäle, damit die Flut in dieselben ablaufe. Wartet man mit dem Ausgraben, bis sie hereinbricht, so werden die Kanalränder durchbrochen und die Verwüstung ist größer denn zuvor; auch leite man die Wasser womöglich dem Saude zu, damit der Sand sie schlucke.“

So war denn bei der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelm IV. die Hoffnung allgemein verbeitet, daß er die dringenden Wünsche und Bedürfnisse der Zeit verstehen und sie zu erfüllen bereit sein werde. Mit frechen Worten forderte freilich eine radikale Partei die Beseitigung der Monarchieen, die Verjaqung der Fürsten, den Sturz der Kirche, Verteilung aller Güter. Namentlich in Baden wurde eine Republik mit sozialdemokratischen Grundsätzen in immer dreisteren Schriften und Zeitungen, immer ausgeregteren Versammlungen gefordert, und der



Friedrich Wilhelm

König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Nach dem Gemälde von Franz Krüger (1797–1857).

Zusammenhang mit den ausständischen Parteien in Frankreich, Italien, der Schweiz vornehmlich der Polen ward kaum noch gelungen. Es durfte keine Frage sein, daß diesem hochverräterischen Beginnen mit aller Schärfe des Gesetzes entgegentreten werden mußte. Aber neben dieser Partei oder vielmehr ihr gegenüber stand die große Zahl der gebildeten und von reiner Vaterlandsliebe begeisterten Patrioten, die nun auch in Preußen eine Vertretung der Nation nach ihrer Zahl und ebenso, nur vielleicht mit noch größerer Entschiedenheit, eine einheitliche, feste Reichsgewalt erstreben. Beides erwarteten sie mit Sicherheit von dem neuen Herrscher, dessen lebhafte, sein gebildeter Sinn, dessen warmes Herz der Nation die Teilnahme am Staatswesen, wie die Mitwirkung an einer deutschen Reichsgewalt gewähren werde. Gleich ansänglich gewann er durch die Hochhaltung der deutschen Ehre die Herzen der Nation, als Thiers in Frankreich Minister geworden,



Chr. J. von Bunsen.

Kupferstich von John Henry Robinson (1796—?) nach der Zeichnung von George Richmond (geb. 1809—?). Auf etwa 1/8 verkleinert.

den Vertrag der drei Östzmächte mit England zum Schutze der Türkei gegen den Bizekönig von Aegypten vom 15. Juli für eine Beleidigung der französischen Nation erklärte, und nun in dem „verrückten Frankreich“ ein Kriegslärm entstand, der mit tobenden Worten den Rhein verlangte. Mit Macht erhob sich die Stimme der ganzen Nation, freudig war man zum Kampfe für die abermals von Paris her bedrohte Grenze bereit, „sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein.“ Friedrich Wilhelm teilte die Meinung der Patrioten vollständig, und nun den Bund mit Österreich recht fest zu knüpfen, erklärte er sich sogar zur Überraschung Metternichs gewillt, selbst die italienischen Besitzungen des Erzhauses zu verteidigen, und ließ durch den General von Grolmann und den Obersten von Radovitz in Wien über den Feldzugsplan schon die näheren Verabredungen treffen. Indessen verschwand die

Kriegsgefahr, als Guizot an Thiers Stelle trat und die monarchischen Formen in Frankreich wieder befestigte. Mittlerweile aber hatte der König auch im Innern Schritte gethan, welche zu den künftigen Hoffnungen ermunterten. Die Kommission zur Untersuchung der demagogischen Maßnahmen wurde aufgehoben, eine allgemeine Amnestie für politische Verbrecher erlassen, C. M. Arndt in sein Amt eingefestzt, Zahn erhielt die Freiheit des Aufenthalts wieder. Bohen ward zurück gerufen, in den Staatsrat wieder eingeführt, der Presse wurden die Bände soweit gelöst, wie dies mit den Bundesgesetzen irgend vereinbar war. Und wenn die Freilassung der beiden unbotmäßigen Erzbischöfe von Posen und Köln, die Einsetzung einer besonderen katholischen Abteilung im Kultusministerium ernste Bedenken erweckte, so erfüllte sie doch die Katholiken mit neuem Vertrauen zur Regierung, und die Wiederanknüpfung der Verhandlungen mit Rom, hauptsächlich über die Frage der gemischten Ehen durch Bunsen ließ zunächst der Vermutung Raum, daß das Staatskirchenrecht in eine feste Ordnung gebracht werden könne.

Die höchsten Erwartungen aber erweckten die feierlichen Ansprachen, welche der König bei der Huldigung in Königsberg und in Berlin hielt. Über die schwungvollen Worte des Königs, welche seine brennende Liebe zum deutschen wie zum preußischen Vaterlande, sein Vertrauen zum Volke, seine ehrliche, bedingungs-

loje Hingabe an die Sache des Staates bekundeten, übersah man, daß eine eigentliche politische Zusage in den Reden doch nicht gegeben war. „Gott segne unser teures Vaterland!“ — so rief der König unter freiem Himmel in Königsberg, — „Sein Zustand ist von altersher oft bereidet, oft vergebens erstrebt. Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im Großen und Ganzen, herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach Einem Ziel, nach dem allgemeinen Wohl, in heiliger Treue und wahren Ehre. Aus diesem Geiste entspringt unsere Wahrhaftigkeit, die ohnegleichen ist. So wolle Gott unser preußisches Volk sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten, mannigfach und doch Eins, wie das edle Erz, das, aus vielen Metallen zusammengeschmolzen, nur ein einziges edles ist, keinem andern Roste unterworfen, als dem verschönernden der Jahrhunderte“. Und wieder in Berlin, wo sich die Stände aller zum deutschen Bunde gehörigen Provinzen zur Huldigung einfanden, sprach der König unter freiem Himmel bei regnerisch trübem Wetter: „Ich will vor allem dahin trachten, dem Vaterland die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne Beispiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schild geworden ist für die Sicherheit und Ruhe Deutschlands. In allen Stücken will ich so regieren, daß man in mir den echten Sohn des unvergesslichen Vaters, der unvergesslichen Mutter erkennen soll. Aber die Wege der Könige sind thränereich, wenn Herz und Geist ihrer Völker ihnen nicht hilfreich zur Hand gehen“. Darum richte er, in der Begeisterung seiner Liebe zu seinem herrlichen Vaterlande, zu seinem in Waffen, in Freiheit und Gehorsam geborenen Volke die erste Frage an Ritter, Bürger, Landlente, an alle, die seine Stimme vernehmen könnten, ob sie mit Herz und Geist, mit Wort und That und ganzem Streben, in der heiligen Treue der Deutschen, in der heiligsten Liebe der Christen ihm helfen und beistehen wollten, Preußen zu erhalten, wie es sei und bleiben müsse, wenn es nicht untergehen solle? Ob sie ihm helfen wollten, die Eigenschaften, durch welche Preußen den Großmächten der Erde beigesetzt sei, Ehre, Treue, Streben nach Licht und Wahrheit, Vorwärtschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmütiger Jugendkraft immer herrlicher zu entfalten? Ein vielstimmiges „Ja“ ertönte auf des Königs Frage, und dies Ja nahm der König in gehobener Rede als sein eigen an, daß ihn mit dem Volke in gegenseitiger Liebe und Treue verbinde, daß Mut, Kraft und Trost gebe, daß er in seiner Sterbestunde nicht vergessen werde.

Alle Töne des Herzens waren angeschlagen, trafen die verwandten Saiten in den Seelen der Hörer, und lauten Widerhall hatten namentlich die Borgänge in Königsberg gesunden. Nur wenige bedachtsame Köpfe blickten tiefer und mußten bei dem allen, wie jener alte General immer wieder an den Zauberlehrling denken. Auch slante die Begeisterung schon bei den Berliner Borgängen etwas ab. Denn inzwischen hatte der König auf die fast einmütig gestellte Bitte der preußischen Stände um die Ansarbeitung einer schriftlichen Verfassungsurkunde eine Antwort gegeben, in welcher man die Verheißung auf eine solche hatte erkennen wollen. Dies war aber keineswegs der Wille des Königs, und er hatte daher am 4. Oktober eine Kabinettssordre an den Minister von Rochow ausdrücklich in der Absicht veröffentlichen lassen, „um jeder irrgen Ansicht entgegenzutreten, als ob der König durch den Landtagssabschied seine Zustimmung zu dem in der ständischen Denkschrift enthaltenen Antrage auf Entwicklung der Landesverfassung im Sinne der Verordnung vom 22. Mai 1815 ausgesprochen hätte“. Ebenso ablehnend

verhielt sich der König gegen die Schrift des Ober-Präsidenten Schön „Woher und Wohin?“, welche die Bitte der Stände rechtfertigte, und die Schrift des Arztes Jacoby „Vier Fragen eines Ostpreußen“, welche die Berufung der Reichsstände als „erwiesenes Recht“ in Anspruch nahm, wurde dem Staatsanwalt übergeben.

Energisch wies der König den Breslauer Magistrat in seine Schranken, und damit war auch den ständischen Petitionen aus den Rheinlanden und Posen um Reichsstände und Preßfreiheit die Ausicht auf Gewährung abgeschnitten. Wenn aber umgekehrt die brandenburgischen und pommerischen Stände vor den zerstörenden Absichten der Zeit warneten, sich also ein tief greifender Unterschied in den Grundanschauungen über den Staat in den Ständen der verschiedenen Provinzen zeigte, so begreift man die Zweifel mancher Minister und Generale, ob die Verwaltung nunmehr die innere Einheit des Staates ohne die Unterstützung kräftiger Reichsstände noch werde behaupten können. Der innere Gegensatz der Provinzen schien nur durch die Einberufung einer Reichsversammlung überwunden werden zu können, und die augenblicklichen Bedürfnisse des Staates forderten mit Entschiedenheit einen solchen Schritt. Denn wie anders sollte man die Anleihe aufbringen, die zum Bau der Ostbahn durch den Staat zur Verbindung des Ostens mit dem Westen durchaus notwendig war, und die doch nach dem Gesetz vom 17. Januar 1820 nur unter Zustimmung der Reichsstände beschlossen werden konnte?

Doch nimmer konnte Friedrich Wilhelm, aufgewachsen in der Zuneigung für Russland und Österreich ein Prinzip gutheißen, das diese schroß verdamten, ein Prinzip, dessen Ursprung nach seiner Ansichtung in der Revolution lag, dessen Annahme zur Revolution führen zu müssen schien. Und wie hätte er das feste Gesüge seines Staates einem Geist und Sinn aussetzen können, der in Frankreich, in Belgien, in England, in den süddutschen Staaten so gefahrvolle Zustände geschaffen! Friedrich Wilhelms Sinn ist nie dahin gegaugen, er war vielmehr durchdrungen von dem Gedanken, daß er das Beste seines Staates erstrebe, ja, daß er allen Wünschen Genüge thue, wenn er die provinzialständische Verfassung, an der er selbst ja, wie erwähnt, den hervorragendsten Anteil hatte, weiter ausbilde. Schon im

1841 Februar 1841 legte er die Hand daran, und in der Meinung, nun „auch für die ständischen Verhältnisse eine lebendigere Zeit zu beginnen“, gewährte er den Provinzialständen eine alle zwei Jahre eintretende Berufung, wie auch eine gewisse, doch manigfach beschränkte Öffentlichkeit. Weiter plante der König eine Zusammenberufung der sämtlichen Provinzialversammlungen zu einem Vereinigten Landtage, den er je nach Bedürfnis und nach seinem Ermeessen einberufen wolle, und außerdem wünschte er die Bildung von Ausschüssen, welche die Geschäfte bei der Staatschuldenkommission versehen und der so dringend notwendigen Eisenbahn-Anleihe ihre Zustimmung geben sollten. Vor einer Zentralversammlung warnte Metternich den König entschieden, denn als Abgeordnete der Provinzen würden die Männer berufen werden, als Reichsstände aber ans einander gehen. Auch traten 1842 zunächst, am 18. Oktober 1842 nur die Vereinigten Ausschüsse der Stände zusammen, die in ihrer bescheidenen Rolle doch weder den Wünschen des Landes, noch auch dem Bedürfnis der Regierung entsprachen. Denn die Bewilligung der Anleihe lehnten sie, als über ihre Rechte hinangehend, ab, und auch der König stellte die alleinige Befugnis der Reichsstände in dieser Frage nicht in Abrede.

Wenn er aber am Schlusse die Abgeordneten mit der Bemerkung entließ, daß sie „ganz in seinem Sinne gehandelt“, in dem nämlich, „daß sie erstlich Vertreter wohlworbener Rechte ihrer selbst und der Stände, die sie abgeordnet, zweitens Ratgeber der Krone sein sollten, nicht aber Repräsentanten des Windes der Meinung und der Tageslehren“, so war damit nicht nur, wie bemerkt, der Gegensatz zwischen Regierung und Ständen wiederhergestellt, und die Stände auf die Bahn der Opposition gegen die Krone hingewiesen, sondern es war zugleich die Lebensfähigkeit der nationalen Ideen und Vorstellungen wie die Kraft der öffentlichen Meinung erheblich unterschätzt. Der Ruf nach Reichsständen fand vielmehr jetzt in allen Schichten der Bevölkerung Zustimmung, und ebenso drang der nationaldeutsche Gedanke, die Forderung nach einer vollen Umgestaltung der Bundesverfassung in alle Poren des Volkes ein. Nicht nur die Litteraten und die Tagesspresse, sondern die einflächigsten Männer der Praxis wie der Wissenschaft, des Adels wie des Bürgertums forderten die Machtdelung Preußens im Reich, die Umgestaltung seiner Verfassung im konstitutionellen Sinne. Wie auf dem Königsberger Landtag der Oberstburggraf von Brünneck, die Gebrüder von Auerswald, der Vice-Marschall des Landtages von Sautens-Tarpitschen, der Landrat von Bardleben die Verfassung gefordert, so war es jetzt vor anderen der pommersche Edelmann von Bülow-Gummerow, der in seiner Schrift „Preußen, seine Verwaltung, seine Verfassung, sein Verhältnis zum deutschen Reich“ die Umbildung der Provinzialstände in eine einheitliche, mit größeren Rechten versehene Volksvertretung und den Anschluß der Mittelstaaten an Preußen sowie umgekehrt den Ausschluß Österreichs aus Deutschland als die dringendste Aufgabe bezeichnete. Die Opposition der Stände wurde, wie gewöhnt auch immer, doch eine solche, daß ihr die Regierung bald nicht mehr gewachsen war. Denn, wie wir sahen, war sie in den Versammlungen der Stände gar nicht oder doch nicht genügend vertreten, und der Gegensatz der Anschauungen konnte folglich nicht durch Aussprache abgeklärt werden. Der Gedanke aber des Königs, über den drei Ständen der Ritter, Bürger und Landleute einen vierten, die „Herrenkurie“, zu bilden, mußte den altpreußischen Adel schwer verlegen. Denn dieser höchste Stand sollte vorzüglich aus den Mediatisierten und Standesherren bestehen, und solcher gab es unter dem alten preußischen Adel, der seine Königstreue und vaterländische Gesinnung mit Gut und Blut so oft bezahlt, nur sehr wenige, während die Mehrzahl der Mediatisierten und anderen Herren erst 1815 der preußischen Krone unterstellt waren und noch keine Gelegenheit gehabt hatten, ihre Treue dem Staate zu erweisen.

Außerhalb der Stände aber drang die Opposition oder doch die Klage über schmerzhafte Enttäuschungen in immer weitere Kreise, wuchs zu stets größerer Erbitterung. In der Presse, in Zeitungen wie in Gedichten wurde über die Zertrümmerung der anfänglichen Hoffnungen kühner und lebhafter gesprochen, und die schärferen Handhabung der Zensur hinderte die Ausbreitung der Wünsche und Bestrebungen nicht. Auf den damals ins Leben tretenden Versammlungen der Männer der Wissenschaft wurden sie freimütig erörtert, und fast unter den Augen des Königs richtete in der Aula der Berliner Hochschule der Philologe August Boeck die Mahnung an die Studierenden, sich zu rüsten auf die Freiheit.

Hinzu traten noch kirchliche Verhältnisse eigentümlicher Art. Noch einmal hatten die Sammlungen zum Bau des Kölner Doms die katholischen und evangelischen Volksgenossen einander genähert, ja der König hatte die Grundstein-



Der Dom zu Köln nach seiner i. J. 1880 erfolgten Vollendung.
Nach einem Druckbilde.

legung am 4. September 1842 in beredtesten Worten gefeiert als ein Zeichen der Einheit des deutschen Reiches, wie des friedlichen Lebens und der Eintracht zwischen beiden Kirchen. Aber während der König, seinem tief frommen Empfinden gemäß und in Übereinstimmung mit seinem gleich ansänglich abgelegten Bekenntnis „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen“ sich mit innigster Überzeugung der vollen Bibelgläubigkeit hingab, geschah es, daß er nicht nur katholisierender Neigungen, sondern auch der Bedrückung der Gewissen beschuldigt wurde. Bedeutlichen Gewinnt war schon seine Vermählung (1823) mit der katholischen Prinzessin Elisabeth von Bayern anstößig gewesen, und obwohl der Uebertritt der Kronprinzessin zur evangelischen Lehre mehr als sechs Jahre später, also gewiß ohne Zwang und nach eigenem Willen erfolgt war, ließen sich doch nicht alle Zweifel bannen. Denn nicht nur wurde den kleinen Gemeinden der Alt-Lutheraner, die sich fern von der Union hielten, eine so außmerksame Beachtung ihrer Wünsche zu teil, daß man an der Ausrechterhaltung der Union zu zweifeln begann, sondern nach einem Besuch in England und im Zusammenhange mit der orientalischen Frage betrieb der König mit lebhaftem Eifer die Gründung eines protestantischen Bistums in Jerusalem, und die Verfassung der evangelischen Kirche wollte er, so fürchtete man schon, in eine bischöfliche verwandeln. Der katholischen Kirche hatte er die besondere Ministerialabteilung zugestanden, hatte

In der Frage der gemischten Ehen, des Plazets und des unmittelbaren Verkehrs er Bischoße mit Rom nachgegeben. Jetzt betrieb sie eine rührige Propaganda, er dann der Protestantismus mit der Gründung des Gustav-Adolf-Vereins zu egegnen suchte. Mit allem Pomp durfte die katholische Kirche in der feierlichen



Königin Elisabeth von Preußen.

Kupferstich von Eduard Mandel (1810—1882) nach dem Gemälde von Joseph Karl Stieler (1781—1858). Auf etwa die Hälfte verkleinert.

Ausstellung des „Heiligen Rokos“ in Trier ihre ganze ungehemmte Macht zeigen, und dem gegenüber blieb die freiere Lehre, die in beiden Kirchen, dort durch den Professor Hermes, hier durch David Straß und Bruno Bauer Geltung zu erlangen gesucht hatte, unterdrückt, während die Behauptung von der wunderthätigen Kraft des heiligen Rokos gerade auch in katholischen Kreisen vielfach

Aufstoß erregt hatte. So zweigten sich von der römischen Kirche damals die Deutsch-Katholiken unter Führung von Klonje und Czerski und von der protestantischen die Lichtenreunde unter Führung des Pastors Uhlich und des Professors Wislicenus ab. Beide Richtungen, obwohl durch ihre alleinige Betonung der verstandesmäßigen negativen Kritik von vornherein zur Bildung einer neuen Kirche unfähig, schürten doch die herrschende Unzufriedenheit.

Unendlich viel weiter war L. Feuerbach gegangen, der kurzweg jedes Jenseits geleugnet, und seine atheistische Auffassung paßte nun ganz zu der sozialdemokratischen Lehre, zu der Übertragung der Lehre von der politischen Ungebundenheit auf die soziale Zügellosigkeit, die unter dem Einfluß der Franzosen, wie St. Simon, Proudhon, Ledru Rollin, L. Blanc nun auch von den deutschen Radikalen, von Ruge, Robert Blum u. a. gepredigt wurde. Französische und schweizerische Vereine, tausende von Flugschriften, selbst aus Nordamerika, Barmilder aller Art wirkten zusammen, um nicht nur das Mitleid mit den armen Bevölkerungen in Schlesien, dem Erzgebirge, dem Voigtslande zu erwecken, sondern zugleich um die doch kaum aufsatmende Macht des Kapitals als eine unsittliche darzustellen, die man nur vertreten könne, wenn man gleichzeitig die abscheulichen Despoten verjage und die Republik erkläre.

So gährte es auf allen Gebieten, politische, kirchliche und soziale Unterschiede und Dorderungen bewegten das Volk in lebhaftem Maße. Doch wie um die schon genugsam vorhandenen Kräfte der Spaltung und Zersetzung ins Unmessene zu steigern, kamen noch nationale Kämpfe dazu. Die alte Begeisterung für die Polen erhielt neue Nahrung, als Preußen den Plan eines polnischen Aufstandes 1846 mit der Festsetzung des vornehmsten Anführers Mieroslawski besiegerte, die österreichische Regierung aber in Galizien den polnischen Abel durch die ruthenischen Bauern schwäblich dahinschlachten ließ. Auf allen Seiten war man erzürnt. Aber wie hatten sich die Begriffe verwirrt! Nicht, daß die Republik Krakau dem österreichischen Staat einverleibt wurde, und dadurch der deutsche Handel eine empfindliche Einbuße erlitt, erbitterte die Gemüter so sehr, als vielmehr der Umstand, daß die geliebten Polen mit ihrem Aufstand nicht Erfolg hatten. Die ruchlose Verhöhnung, mit welcher die Polen alle Deutschen, trotz der übertriebenen Nachsicht der preußischen Regierung, in ihrem Lande vergewaltigten, verschwand völlig hinter dem Nimbus, mit dem man alle Aufständischen umkleidete. Endlich aber fand die Unzufriedenheit doch einen würdigen Gegenstand in der nationalen Begeisterung für die Befreiung der schleswig-holsteinischen Herzogtümer. Das deutsche Fürstenhaus, das über diese wie über das Königreich Dänemark in sogenannter Personalunion herrschte, war dem Aussterben nahe, und in diesem Umstände lag die Hoffnung begründet, daß die seit etwa einem Vierteljahrhundert gemachten Danisierungs-Versuche eine Ende haben würden. Denn in diesem Fall müßten die Herzogtümer dem männlichen Agnaten, dem Herzog von Augustenburg, zufallen, während für das Königreich die weibliche Erbsolge galt. Da erließ der König Christian VIII. 1846 einen „Öffnen Brief“, in dem er die Einverleibung Schleswigs in Dänemark kurzerhand aussprach, obwohl es un trennbar mit Holstein verbunden war. Ohne Unterschied der Parteien und völlig einmütig erhoben alle deutschen Patrioten ihre Stimmen gegen eine solche Veranbung Deutschlands, die das kleine Dänemark höhnend dem Reiche zu bieten wagte.

Wir werden sehen, wie tief Preußen in diese Frage verstrickt wurde, zunächst war man in Berlin vollaus mit eigenen Dingen beschäftigt. Der König hatte nämlich inzwischen seinen Plan für die Ausbildung der ständischen Verfassung dem Minister des Innern Grafen Arnim-Bayhenburg überwiesen und mit diesem über die Möglichkeit der Berufung des Vereinigten Landtages beraten. Der König war gewillt, dieser Versammlung das Recht der Steuerbewilligung wie der Zustimmung zu Anleihen zuzugestehen, doch sollte diese Befugnis, da man den Fall einer Ablehnung in Kriegszeiten fürchtete, nur durch die Ausschüsse geübt werden, welche der Staatschuldenverwaltung zur Seite treten sollten. Sehr begründete Einsprache erhob Graf Arnim schon gegen diese Ausschüsse, die dem Gesetz von 1820 nicht entsprachen, namentlich aber verlangte er, daß der Vereinigte Landtag in jedem vierten Jahr zusammenentreten, und daß das Zweikammer-System angenommen, ein besonderes Herrenhaus gebildet werde. Denn die Bildung einer vierten Kurie, der Herrenkurie könne nur dahin führen, daß Herren und Ritter auf der einen, Bürger und Bauern auf der anderen Seite fest geschlossene Parteien bilden würden. Eine Repräsentation aus Wahlen nach der Volkszahl zu empfehlen, war gewiß nicht die Meinung des Grafen, aber schon diese Einwände wichen soweit von den Ideen des Königs ab, daß Graf Arnim im Sommer 1845 von seinem Posten zurücktrat. Nun beauftragte der König die 1845 Minister von Bodelschwingh, Savigny, Uhden, Caenitz und den Hofmarschall von Rochow mit der Beratung seines Entwurfs. Aber erhebliche Bedenken wurden auch in dieser Kommission geltend gemacht, und darunter befand sich wieder das des Grafen Arnim wegen der Bildung des Herrenstandes. Der Hofmarschall von Rochow wies darauf hin, wie nach dem Beispiele der Opposition in den Provinziallandtagen diese ständische Versammlung, welcher Art sie auch sei, die Souveränität der Krone völlig absorbieren werde. Man äußerte namentlich wieder die Befürchtung, wie eine geregelte Finanzverwaltung zu führen, und wie in stürmischen Zeiten eine plötzlich auftauchende Geldverlegenheit zu befriedigen sein möchte, wenn die Krone der Bewilligung eines allgemeinen Landtages zur Auflage von Steuern, zur Ausschreibung einer Anleihe bedürfe. Andererseits aber konnte man sich doch nicht verbergen, daß diese Frage durch das Gesetz von 1820 schon entschieden sei.

Am 11. März 1846 trat diese Kommission in gemeinsame Beratung 1846 mit dem Staatsministerium unter Vorsitz des Prinzen von Preußen. Der Prinz hatte bis dahin wesentlich seinen militärischen Pflichten gelebt und gemeinsam mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Augusta, in überaus sorgsamer Weise die Erziehung seiner Kinder, des Prinzen Friedrich Wilhelm und der Prinzessin Luise, geleitet. Nun aber war an ihn nicht nur als den mutmaßlichen Thronfolger — denn die Ehe des Königs mit der Königin Elisabeth war kinderlos geblieben — sondern vorzüglich durch die erwähnte lebenswillige Verfügung des Königs Friedrich Wilhelm III. die Pflicht herangetreten, von der Verwaltung des Staates Kenntnis zu nehmen und über jede Veränderung in der Verfassung des Staates namentlich in Beziehung auf die ständischen Verhältnisse sein Urteil abzugeben. Denn nur durch die Zustimmung aller Agnaten sollte nach dem Willen des verstorbenen Königs eine solche durchgeführt werden dürfen.

Niemand war wohl so sehr von der Bedeutung des Augenblickes durchdrungen wie der Prinz, niemand fühlte so tief wie er, welche Machtmittel die

absolute Krone dahinzugeben im Begriff war. Freimütig erklärte er in der gemeinsamen Sitzung, von der Notwendigkeit einer zentralständischen Versammlung noch nicht überzeugt zu sein, aber mit dem klaren Blick des Staatsmannes sprach er als seinen Grundzak aus, daß eine weise Regierung dann und wann Nachforschung halten müsse, ob die vorhandenen Institutionen noch mit der Fortentwicklung der Zeit im Einklang seien. Bei diesem Verfahren sei Preußen groß geworden, in diesem Sinne seien die Provinzialstände eingeführt worden, und vielleicht hätte man bei ihnen stehen bleiben können, wenn nicht für die allgemeine Forderung der Unterthanen in gegenwärtiger Zeit — die sich auf zwei Dinge bezögen, Publizität und größere Teilnahme an den Staatsangelegenheiten — einige weitreichende Zugeständnisse in Aussicht gestellt wären, namentlich die Bildung einer ständischen Zentralversammlung. Nun aber bejahten sämtliche Minister und Teilnehmer an der Sitzung mit Ausnahme des Ministers von Kochow und des Hofmarschalls gleichen Namens die Bedürfnisfrage, und namentlich Herr von Bodelschwingh hob treffend als das größte Uebel der einzelnen Provinzialstände hervor, wie der Staat, da er in ihnen gar keine Vertreter hätte, einer inneren Zerreißung durch die acht Landtage entgegengehe und ein Vereinigungspunkt dringend notwendig wäre. Durch diese Gründe ließ sich der Prinz überzeugen und erklärte nun ebenfalls seine Zustimmung zur Einberufung einer gemeinsamen Versammlung, wiewohl er im übrigen mit dem Inhalt des Entwurfs nicht einverstanden war. „Ein neues Preußen“, so sagte er, „wird sich bilden. Das alte geht mit der Publizierung dieses Gesetzes zu Grabe. Möge das neue so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist!“ Wahrlich, es war für den Prinzen ein gewaltiger Entschluß, mit den Formen zu brechen, die den Staat erschaffen, aber nachdem er ihn einmal gefaßt, hat er treu und fest, wie sein Sinn war, an ihm festgehalten, und er ist es gewesen, der dem neuen Preußen Ruhm und Ehre gebracht, wie selbst dieser Staat sie vorher noch nicht gekannt.

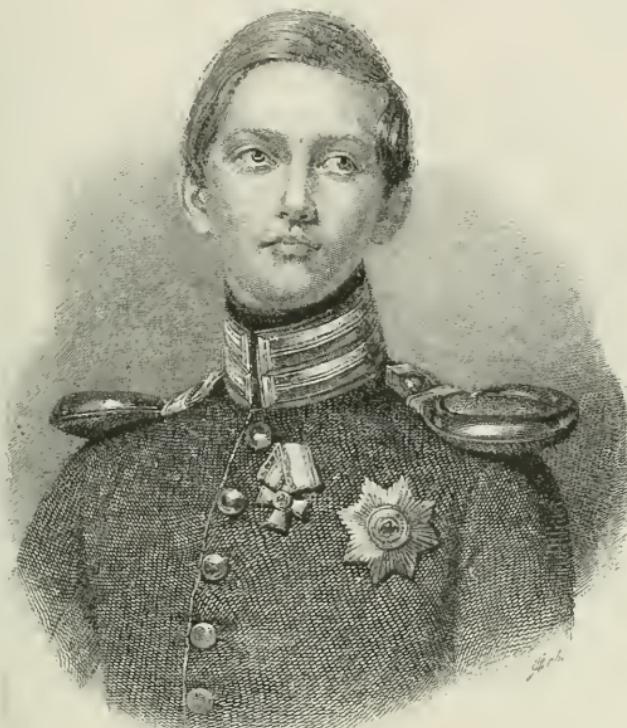
1847 Endlich am 3. Februar 1847 erschien das Patent, welches den Vereinigten Landtag zum 11. April einberief, nebst drei Verordnungen über seine Zusammensetzung. Doch wie hatte sich der König getäuscht, wenn er unter Hinweis auf das Datum des 3. Februar, des Aufrufs „An Mein Volk“, den Beginn einer glänzenden Epoche von diesen Gesetzen ausgehen sah, in welcher das herzlichste Vertrauen die geschäftigen Feinde besiegen werde, welche sich zwischen ihn und sein Volk einzudrängen suchten, um aus der Zwieträcht die Schwäche, aus der Schwäche den Umsturz zu bereiten und ein Reich der Willkür, Gottlosigkeit und Unordnung aufzurichten.

Denn wenigstens die regelmäßige Wiederkehr der Versammlung, ihre Teilnahme an der ganzen Gesetzgebung hatte man erwartet und war schmerzlich enttäuscht, als jene verweigert, diese auf die Bewilligung neuer Steuern und Staatsanleihen beschränkt war. Alle anderen Einnahmen aus den Domänen und indirekten Steuern, sämtliche Ausgaben und die ganze Gesetzgebung waren nicht der Beratung des Landtages unterstellt, das Petitionsrecht war durch die Bildung der Herrenkurie, die besonders tagen sollte, und durch die Bedingung der Zweidrittel-Majorität, geschnälert.

Die Freude und Begeisterung, welche der König mit seinem Werke zu erzeugen gedacht hatte, wollte sich nirgend zeigen. Von allen Seiten vielmehr gingen die Neuerungen des Missbehagens und der Unzufriedenheit ein. Die Provinzial-

Landtage sahen ihre Bedeutung beschränkt und beschagten namentlich in den alten Provinzen die Bevorzugung der Herrenkurie vor der Ritterschaft. Ueberhaupt wollte man ja nicht Erweiterung der ständischen Institute, sondern die konstitutionelle Umbildung der Verfassung. Bielschau behauptete man, daß diese Geschehe als Entwürfe angesehen werden könnten, und zunächst den Provinziallandtagen zulegen seien.

Er von Bülow-
immerow kriti-
erte das Gesetz
einer Schrift
sachlich aber
sonnungslos, H.
imon, ein her-
vorragender
Mann in Bres-
au, warnte die
Tände in seiner
Schrift „An-
nahmen oder Ab-
nahmen?“ drin-
nd, zu dem
Vereinigten
Landtage über-
aupt zu er-
reichen, da sie
durch die bis-
erigen gesetz-
lichen Ansprüche
eine Ver-
fassung aufzugeben
ürden. Soweit
dessen wollten
die gemäßigt
Liberalen es
noch nicht kom-
mien lassen, son-
ern auf dem
Landtage selbst



Prinz Friedrich Wilhelm (später Kaiser Friedrich III.) im Jahre 1849.
Nach dem Gemälde von Franz Krüger (1797—1857).

achten sie die Forderungen, welche der Geist der Zeit stellte, und welche durch die Zusage von 1815 und das Gesetz von 1820 gewährleistet seien, am erfolg-
reichsten zur Geltung bringen zu können. Umgekehrt aber kam auch die Regierung
en allgemeinen Wünschen insoweit entgegen, als sie Gesetze erließ, welche den
Einstritt aus den bestehenden Kirchen ohne Verlust der bürgerlichen Rechte ge-
statteten, welche das öffentliche Verfahren im Straf- wie Zivilprozeß einführten
und Handelskammern wie Handelsgerichte einrichteten.

Die glänzende und umfassende Rede, mit welcher der König den Vereinigten
Landtag am 11. April im Weißen Saale des Berliner Schlosses eröffnete, wies

mun von vornherein jeden Gedanken daran zurück, als ob diese Versammlung ein Ausbau der Verfassung im konstitutionellen Sinne bewirken könne. „Kein Macht der Erde soll es gelingen“, so rief der König, „mich zu bewegen, daß natürliche Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstiturielles zu verwandeln, und nun und nimmermehr werde ich es zugeben, daß si zwischen unserem Herrgott im Himmel und dieses Land ein geschriebenes Ble Papier eindrägt, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und die alte heilige Treue zu ersehen.“ Und wieder sagte er den Ständen, daß sie „deutsche Stände im althergebrachten Sinne, d. h. vor allem und wesentlich Vertreter und Wahrer der eigenen Rechte seien, der Rechte der Stände, deren Vertrauen sie entsendet“.

Vollkommen anders aber waren die Meinungen der ständischen Abgeordnete und bei der Verschiedenheit der Ansichten kounte es nicht fehlen, daß der Landtag einen Verlauf nahm, der dem Sinn des Königs ganz entgegengestellt war. Schließlich die Verhandlungen über die Adresse, welche nach dem Antrag des Grafen Schwer auf die Thronrede dem Könige eingereicht werden sollte, legten den Gegensatz klar. Nur mit Mühe gelang es, zwischen dem Entwurf der Kommission und dem des Grafen von Arnim eine Vermittelung herzustellen. Allein wenn der König seiner Eröffnungsrede das neue Werk als die Vollendung der Gesetzgebung v. 1820 bezeichnet hatte, so wiesen doch nicht nur die Männer der Opposition, v. Graf Schwerin und Alfred von Auerswald, sondern auch Graf Arnim auf Unvollkommenheiten des Gesetzes hin und sprachen es aus, daß die wohl erworbenen Rechte noch nicht erfüllt seien. So einigte man sich zuletzt dahin, daß in der Adresse nicht eine Forderung an die Krone gestellt, wohl aber das Vertrauen erklärt wurde, daß der König von der Trifigkeit der Wünsche überzeugt, in sein Weisheit ihnen Befriedigung gewähren werde. Der Monarch war tief bestroffen, daß ihm da, wo er gemeint hatte, Rechte zu verleihen, Ansprüche entgegtraten, und betonte in seiner Erwiderung ziemlich scharf, daß er keine anderen Rechte anerkenne, als die in seinem Patent gewährten. Gleichzeitig aber erklärte er nun doch wieder die in ihren Grundlagen stehende Verfassung für gebildungsfähig und verstand sich zu dem Zugeständnis, den Landtag nach vier Jahren wieder einzuberufen zu wollen.

Als bald aber folgten weitere Anträge im Landtage auf Ausbildung der Verfassung, welche die regelmäßige Berufung der Versammlung nach je zwei Jahren die Beratung allgemeiner Gesetze, die Notwendigkeit der Zustimmung zur rechtlichen Gültigkeit aller Staatschulden, Mitwirkung bei allen Steuergeschenen und Kontrolle über die anderen Staatseinnahmen, den Fortfall der Umschüsse verlangten, und mit sehr bedeutenden Majoritäten angenommen wurden. Noch bedenklicher aber, weil für den Augenblick von unmittelbar praktischer Wirkung war, daß der Landtag die königlichen Vorlagen über eine Einkommensteuer und die Garantie über Landrentenbanken zur leichteren Ablösung der bäuerlichen Last und über die Eisenbahn-Anleihe mit erdrückender Majorität ablehnte. Denn so lange ihm nicht die Befugnisse der Reichsstände, namentlich die Kontrolle über den ganzen Staatshaushalt zugeschilligt seien, hielt der Landtag sich rechtlich nicht zu Schritten befugt, die gesetzlich den Reichsständen gebührten. Nur wenige Männer wagten es damals, die Krone zu verteidigen, aber zu ihnen gehörte sehr neben dem Landrat von Manteuffel der Abgeordnete der Ritterschaft des Kreis-Jerichow, Otto von Bismarck-Schönhausen.

Hatten aber diese Vorlagen Gewissensbedenken bei den Abgeordneten hervorgerufen, so äußerten sich solche noch stärker, als nun die Wahlen zu den Ausschüssen, die man doch überhaupt nicht wollte, wirklich vorgenommen werden sollten. Ein man sah voraus, daß diese Ausschüsse die Rechte des Vereinigten Landes wie der Provinziallandtage an sich ziehen würden und zugleich als die oft rheisernen Reichsstände gelten sollten. Sie müßten entweder in Abhängigkeit in der Regierung geraten und deren Werkzeug werden, oder aber, wenn es ihnen lang, geschickt vorzugehen und etwaige Schwächen der Regierung zu benutzen, ie überaus lästige Kontrollbehörde, ja eine Nebenregierung selbst werden. Nur mit Mühe wurde die Wahl schließlich vollzogen, aber 58 Abgeordnete verweigerten überhaupt, und 158 wählten nur unter dem Vorbehalt, daß die Ausschüsse zur Ausübung der Rechte der Gesamtheit herangezogen werden dürften. Ein einischer Abgeordneter sagte aus der Seele vieler heraus, er würde die Wahl im Ausschuß annehmen, aber dann selbst darauf dringen, daß von diesem nichts vorgenommen werde, was den Rechten des Landtages entgegen laufe. Die obere Zahl der brandenburgischen Stände erklärte ausdrücklich, daß sie „nichts eigener Überzeugung und in voller Übereinstimmung mit ihrem Gewissen, sondern lediglich aus Gehorsam gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs und vollsten Vertrauen auf die erteilte Zusicherung der Fortbildung der ständischen Erfassung“ die Wahl vorzunehmen bereit seien. —

„Ich strebe allein darnach“, hatte Friedrich Wilhelm mit dem vollen Recht seiner Eröffnungsrede gesagt, „meine Pflicht nach meinem besten Wissen und Gewissen zu erfüllen und den Dank meines Volkes zu verdienen, möchte er mir ich nimmer zu teil werden!“ Und trotz der scharfen Opposition lebte in allen Abgeordneten das Bewußtsein, daß des Königs Verhalten lediglich von der Pflicht-eue diktiert war, mit welcher er sein Denken und Thun in den Dienst des Aterandes gestellt. Nichtsdestoweniger konnte es nicht ausbleiben, daß der allgemeine Beifall den Männern der Opposition, dem Grafen Schwerin, Alfred von Uerswalde, Georg von Vincke, Camphausen, von Beckerath, Hansemann zufiel, id die Hoffnungen, die man auf das preußische Königthum sowohl für die moderne Verfassungsentwicklung als auf die verstärkte Bundesgewalt gesetzt, erbllich zusammenzschmolzen. Gerade weil dieser Landtag nichts von den Unarten r süddeutschen Parlamente gezeigt, sondern sich durchweg in Formen bewegte, welche dem Volke zierten, das gewöhnt war, von der Krone Reformen erhalten, noch ehe es die Unhaltbarkeit der Zustände selbst erkannt hatte, usste es verhängnisvoll werden, wenn die lebendigsten Wünsche, die ernstesten estrebungen der Nation am Throne ein Verständnis nicht fanden. Es wurde er um so verhängnisvoller, als in der Schweiz, in Italien, selbst in Oesterreich, vornehmlich aber in Frankreich neue revolutionäre Bewegungen in unmittelbarer Aussicht standen, die ihre Rückwirkung auf Deutschland ebenso wie die Julirevolution ausüben mußten, und als endlich die einstigen Hoffnungen der deutschen Patrioten auf Preußen in eine Flut von Schmäh- und Schelwtworten umschlägten, ob nun jede Aussicht verloren sei, daß dieser Staat für das Reich noch hörferisch wirken könne. Und die Einheit Deutschlands schien wichtiger noch die Verschiedenheit der Ansichten über die Staatsformen. Man wollte, wie die von den Historikern Joh. Gust. Droysen, Georg Waitz und dem Juristen Georg Beseler damals gegründete, von Gervinus und Häußer redigierte Deutsche

Zeitung in Heidelberg verfocht, zwar liberal und konstitutionell, vor allem aber deutsch sein. Und während die radikale Partei unter von Struve auf einer Versammlung in Löffelbach schankweg sozialdemokratische Forderungen stellte, beriet die gemäßigten Liberalen auf einer Versammlung zu Heppenheim über die Schöpfung eines Zollparlaments im Anschluß an die Staaten des Zollvereins oder besaß noch über die eines deutschen Parlaments neben dem Bundesstage. Die Meinung für das deutsche Parlament drang durch, in der badischen Kammer verlangte Bassemann, in der darmstädtschen Heinrich von Gagern, und begeistert jubelte ganz Deutschland dem Gedanken Beifall.

Unter diesem fröhlichen Planen, aber auch unter den wilden Wogen, die überall bald alles vernichtend zusammenschlugen, tagte in Berlin seit dem November der Vereinigte Ausschuß und beriet den Entwurf des fast fertig gestellten Strafgesetzbuches. Am 7. März schloß der König die Sitzungen mit dem Zugeständnis der Periodizität des Vereinigten Landtages und der geforderten Beschränkung der Wirksamkeit der Ausschüsse. Den konstitutionellen Bestrebungen genügte indess diese Nachgiebigkeit noch keineswegs. Inzwischen war aber am 28. Februar Paris die Revolution ausgebrochen, und in allen Mittel- und Kleinstaaten wurde im Sturme liberale Regierungen, die März-Ministerien durchgesetzt. In Heidelberg fanden sich einundfünfzig einflußreiche Männer ein und vereinigten die gründliche Verschiedenheit ihrer Ansichten — denn die einen, wie Heder u. Struve verlangten die Ausrufung der deutschen Republik, die anderen, n. Heinrich von Gagern die Aufrichtung der deutschen Kaiserwürde — in dem allgemeinsamen Verlangen nach einem deutschen Parlament. Man setzte einen Ausschuß von sieben Männern ein, welcher zur Beratung darüber eine, später Vorparlament genannte Versammlung, berufen sollte. In der That erging die Einladung des Siebener-Ausschusses an alle Mitglieder der deutschen Ständeversammlungen zur Beratung der deutschen Verfassung zum 30. März nach Frankfurt. Heinrich von Gagern aber, wie sein Bruder Max erfüllt von den Gedanken, daß ein Parlament unmöglich ohne Regierung bestehen könne, wünschte namentlich die badische, württembergische und sächsische Regierung für seinen Platz einer interimistischen Centralgewalt zu gewinnen. Der König von Württemberg erklärte zugleich, nur Preußen könne die Leitung übernehmen, vorausgesetzt alles dings, daß es das konstitutionelle System annehme. Vertreter dieser Regierung sollten nach Berlin gehen, um das Programm zu verwirklichen. Man forderte ein Oberhaupt für ganz Deutschland mit verantwortlichen Ministern, einen Seidler Einzelstaaten und ein Volkshaus mit je einem Abgeordneten auf 70 000 Seelen.

In der That hatte Friedrich Wilhelm schon den General von Radowitsch in einem Entwurf zur vollen Umgestaltung der Bundesverfassung nach Wien geschickt und da Metternich unter dem Eindruck der Pariser Nachrichten diesmal die Bedenken trug, die vorgeschlagene Verstärkung der militärischen Macht und die Befugnis des Bundes zur Gesetzgebung im Handels-, Zoll- und Verkehrswesen kurzweg abzulehnen, so wurden die Regierungen zu einer gemeinsamen Konferenz nach Dresden zum 25. März eingeladen.

Doch ehe dies geschehen, war am 13. in Wien die Revolution ausgebrochen. Metternich war gestürzt, und die Staatskonferenz zur Zusage einer Konstituitung geneckt worden. König Friedrich Wilhelm aber hatte den Schmerz, daß das Fürstentum Neuenburg im Februar von Preußen losriß, und während er

den Provinzen überall schon eine starke Aufregung gemeldet wurde, mußte der König es mit ansehen, daß in Berlin, unter seinen Augen fast dröhnende Volksversammlungen gehalten wurden, Aufläufe in allen Straßen stattfanden, daß überall wilde Freiheitsreden ertönten, und die Ruhe nur mit militärischer Hilfe aufrecht erhalten werden konnte. Am 8. März versprach der König eine größere Preßfreiheit und am 14. berief er den Vereinigten Landtag zum 27. April. Inzwischen waren aber ganze Massen fremden Volkes, besonders Polen und Rheinländer nach Berlin gestromt, und unter ihrem Einfluß wurde die Unruhe größer und größer. Am 15. kam es zum Barricadenbau, und mehrfach mußte Militär einschreiten. Da entschloß sich der König in der Nacht zum 18. März, ein ¹⁸⁴⁸ _{18. März} Patent zu unterzeichnen, welches eine konstitutionelle Verfaßung, Preßfreiheit, volle Reform der Bundesverfaßung zusagte und den Vereinigten Landtag schon zum 2. April berief.

Mit hellem Jubel empfing die Volksmenge diese Zusagen, und Tausende versammelten sich vor dem Schloß, um mit lauten Hochrufen dem Könige zu danken. Indessen diese Wendung war gar nicht nach dem Sinn des durch die fremden Zugänger noch mehr aufgeregten Gesindels. Eine Masse von Arbeitern, Lehrburschen, Gesellen, Kommiss, Studenten und all den ausländischen Bagabunden brachen in wilde Rufe aus, verlangten den Abzug des Militärs, Offnung des Schlosses, drängten gegen die Wachen vor. Und als nun der König den Platz zu säubern befahl, gesah es, daß durch Ungeschick eines Grenadiers, sowie durch den Schlag eines Arbeiters auf das Gewehr eines Unteroffiziers zwei Schüsse losgingen, die zwar niemand trafen, aber benutzt wurden, um alle schlechten Leidenschaften zu entseppeln. Der ruhige Bürger zwar hatte keinen Anteil an diesem sinnlosen Skandal, und im eigentlichen Volk hatte er, wie ausdrücklich bezeugt ist, gar keine Wurzel, aber überall, in allen Straßen, allen Häusern hieß es nun „Verrat, man mordet uns, ganze Massen wehrloser Bürger sind niedergehauen“. Eine weiße Fahne mit der Aufschrift „Mißverständnis“ trug nicht, wie man gehofft, zur Beruhigung bei, in allen Stadtgegenden entstanden wie durch einen Zauberzaub die Barricaden.

Aufs tiefste gebrochen und entsezt über das Blutvergießen, war Friedrich Wilhelm kaum noch zu bereden, dem kommandierenden General von Prittwitz, der nur 12000 Mann zur Stelle hatte, den Befehl zu geben, wenigstens die nächsten Straßen um das Schloß herum den Banden zu entreißen und militärisch zu besiegen. Um Mitternacht aber schon gab der König den Befehl, nicht weiter vorzugehen, nur die besetzten Straßen zu behaupten. In einer Proklamation „An meine lieben Berliner“, die er noch in der Nacht entwarf, verhieß er sogar den Rückzug der Truppen, sobald die Barricaden geräumt seien. Aber auch von diesem Standpunkt ließ er sich trotz der entschiedenen Warnungen des Prinzen von Preußen und des Generals von Prittwitz abringen, als am nächsten Morgen Bürgerdeputationen ihm vorstellten, daß das Volk die Barricaden nicht vor dem Abmarsch der Truppen zerstören werde. Bodelschwingh konnte ihnen mitteilen, daß der König befohlen habe, das Militär von den Straßen zurückzuziehen, nur die öffentlichen Gebäude besetzt zu halten. Die zornige Enträstung, der heilige Unwillen des Prinzen von Preußen änderte die Thatsache nicht. Denn wirklich rückten alsbald die Truppen, nachdem sie auf seinen Wunsch noch für kurze Zeit in der Umgebung des Schlosses Aufstellung genommen hatten,

in ihre Kasernen ab, ja verließen unter dem Hohn des Feindes mit Erlaubnis des Generals die Stadt. Berlin war in der Hand des Pöbels. Dessen größte Wut richtete sich gegen den Prinzen von Preußen, der den Befehl zum Schießen gegeben haben sollte, und dem der König zu seiner Sicherheit deshalb eine Mission nach London auftrug. Ein neues Ministerium unter dem Vorsitz des Grafen Arnim-Boykenburg wurde hauptsächlich ans den gemäßigten Wortführern

der Opposition im Vereinigten Landtage, dem Grafen Schwerin, Alfred von Auerswald, Campenhagen gebildet, Freiherr Heinrich von Arnim übernahm die auswärtigen Angelegenheiten. Doch alle Nachgiebigkeit half nichts, die Versprechungen der Bürgerdeputationen, Ruhe und Ordnung herzustellen, erwiesen sich als eitel, die neugebildete Bürgerwehr vermochte den König nicht vor den gemeinsten Injüssen zu schützen. Die Leichen der Barricadenhelden wurden in den Schloßhof gebracht, der König und die Königin genötigt, durch ihr Erscheinen ihnen Ehre zu erweisen.

Der Freiherr von Arnim hoffte der Sache nun eine andere Wendung zu geben, wenn die Augen des Volkes auf das ganze Vaterland gerichtet würden. Daher ward am 21. März in der Frühe in allen Straßen ein Plakat

Barricadenkampf vor dem Köllnischen Rathause zu Berlin in der Nacht vom 18. zum 19. März 1848.

Gleichzeitige Zeichnung von Robert Krebschmer.

angeschlagen „An die deutsche Nation“, in welchem die innigste Verbindung zwischen den Völkern und den Fürsten als die Rettung aus der Gefahr bezeichnet wurde. Dem Könige, der sich „zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesamtvaterlandes gestellt habe“, wurde als „dem konstitutionellen Fürsten, dem neuen König der freien, wieder geborenen deutschen Nation“ Heil und Segen zugewünscht und ausgesprochen: „Preußen geht fortan in Deutschland auf“. Umgeben von Ministern und Generälen, geschmückt mit den schwarz=rot=goldenen Farben, hielt Friedrich Wilhelm wirklich den im Plakat angekündigten Umritt durch die Stadt und erklärte in mehrfachen Ansprachen, Deutschlands Freiheit, Ordnung und



Einheit herstellen zu wollen; Bitten, die ihn als deutschen Kaiser begrüßten, lehnte er jedoch ab. In einer weiteren Proklamation wurde im Anschluß an den Vereinigten Landtag die Einberufung einer allgemeinen deutschen Ständeversammlung in Aussicht gestellt, welche die Mittel zur Abwehr äußerer Gefahren, die Durchführung konstitutioneller Verfassungen, die Wiedergeburt und Gründung eines neuen Deutschlands beraten sollte. Doch auch jetzt noch war der König gegen die Massen nicht geschützt. Als die Leichen der Empörer in feierlichem Zuge nach dem Friedrichshain am Schloß vorbei zum Begräbnis geleitet wurden, trat der König auf den Balkon hinaus und verharrte entblößten Hauptes, bis der letzte der Särge vorüber war. Wir lagen damals alle, gestand der König später, „auf dem Bauche“.

Eine Flut von Schmähungen in Zeitungen und Schriften brach über Friedrich Wilhelm herein, in Preußen wie im Auslande ertönten die heftigsten Zornreden über ihn, der erst sein Volk habe niederkartätschen lassen und dann ihm doch volle Nachgiebigkeit habe zeigen müssen. Dagegen anzukämpfen und wieder Vertrauen zu gewinnen, erwies sich unendlich schwer. Selbst das Versprechen, welches der König einer polnischen Deputation gab, ihre Provinz neu zu gestalten, änderte an der Gefügnung nichts, obwohl es die Forderungen der heilig geliebten Empörer erfüllte. Vielmehr kam es in der Provinz Posen doch noch zu einem Aufstande, in welchem die Polen mit ruchlosester Grausamkeit gegen alle Deutschen verfuhrten, und welcher erst am 9. Mai niedergeschlagen werden konnte. Dagegen hatte der König eine andere Sache, die Schleswig-holsteinsche mit Eifer ergriffen, wodurch, so hoffte man, das Unsehen Preußens auch im Reich wieder hergestellt werden könnte. König Friedrich VII. von Dänemark hatte, wie erwähnt, unmittelbar nach seinem Regierungsantritt im Januar die durch alte Grundgesetze verbotene Trennung Holsteins von Schleswig und die Einfügung dieses nördlichen Herzogtums in den dänischen Staat verfügt. Mit aller Kraft wehrten sich dagegen die Schleswig-Holsteiner, besetzten die Festung Rendsburg, und Friedrich Wilhelm erkannte ihre Forderung auf eine selbständige ungeteilte Stellung beider Herzogtümer unter dem Prinzen von Augustenburg an, ließ am 10. April seine Truppen einrücken, und ihnen schlossen sich auf Veranlassung des Bundestags Hannoveraner und Braunschweiger an. Am 29. April erstürmten die Preußen unter dem General von Wrangel die Danewerke, und am 1. Mai überschritten sie die Grenze von Jütland. Indessen auch dieses unzweifelhaft gerechtfertigte Verfahren sollte noch schlimme Verwicklungen für Preußen nach sich ziehen.

Das Königthum konnte, wie sich auch hier zeigte, den schweren Schlag nicht so schnell verwinden, das alte Unsehen nicht so rasch wieder herstellen. Daher geschah es, daß das deutsche Parlament, welches nach den Beratungen des Vorparlaments und unter thatächlicher Gewährung des Bundesrats wie der einzelnen Regierungen aus allgemeinen Wahlen heraus zur Neuordnung der deutschen Verfassung am 18. Mai 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. zusammentrat, von der „preußischen Spize“ abssehen mußte. Auch der Bundestag, in dem Dahlmann im Namen eines Siebzehner-Ausschusses die Aufrichtung des deutschen Kaiserreichs unter den Hohenzollern gefordert hatte, legte solchen Plan — als „schlecht und unpraktisch“ verurteilte ihn kurzerhand der Herzog Ernst von Coburg und sein Bruder, der Prinzgemahl von England — einfach zur Seite. Und doch war dieser Entwurf, wie der Prinz von Preußen unter entschiedenem Be-

1848

10. April

kenntnis zum konstitutionellen System hervorhob, ein Meisterwerk von Klarheit, Gediegenheit und Kürze, der, wie er nur aus echt deutschem Herzen entsprungen sein könne, die Anerkennung des Gesamtwaterlandes verbriebe. Friedrich Wilhelm selbst war weit davon entfernt, an die Spitze des Reiches als Kaiser treten zu wollen; er gedachte vielmehr diese Würde auch jetzt noch und zwar erblich an den Kaiser von Österreich als „Ehrenhaupt deutscher Nation“ zu geben, sich aber mit der bescheidenen Rolle eines in Frankfurt gekrönten deutschen Königs oder Reichserzfeldherrn unter Österreich zu begnügen. Die Ausscheidung Österreichs aber aus Deutschland, welche immer weitere Kreise der Patrioten für notwendig erkannten, wies er weit von sich. Es kam dahin, daß selbst ein deutscher Fürst, Herzog Ernst von Coburg, die Abschaffung der stehenden Heere und des Adels für notwendig hielt, ja den historischen Boden, meinte er, müsse man verlassen und nach amerikanischen Muster konstituieren. Unter solchen Umständen läßt es sich begreifen, daß das Parlament in Frankfurt nach mannißachen Debatten auf den Ausweg geriet, den Erzherzog Johann von Österreich als Reichsverweser zu wählen, um nur irgend eine Zentralstelle zu schaffen. Als Gemahl einer bürgerlichen Frau, und weil er angeblich einen Trinkspruch mit den Worten „kein Preußen, kein Österreich, ein einiges Deutschland!“ ausgebracht, hatte der Erzherzog persönlich eine allgemeine Beliebtheit erworben, und in dieser Wahl lag doch ein Sieg über die republikanische Partei, wie über die, welche eine vielköpfige Zentralgewalt wünschte. Am 29. Juni erfolgte die Wahl Johannis, er leistete der Nationalversammlung den Eid auf das Gesetz wegen Errichtung einer provisorischen Zentralgewalt, ließ sich aber, obwohl dieses Gesetz den Bundestag anhob, sofort von diesem durch den österreichischen Präsidenten von Schmerling dessen Rechte und Besugnisse übertragen. Demnächst bildete er sich auch ein Reichsministerium, und nach und nach erfolgte seine Anerkennung durch die deutschen und anständigen Regierungen. Dagegen versagte man ihm, wie anderwärts so auch in Preußen, die verlangte Huldigung und den Treueid der Truppen. Sie würden ihm gehorchen, so lautete ein preußischer Tagesbefehl, „so oft ihr Kriegsherr sie unter dessen Befehle stellen würde.“

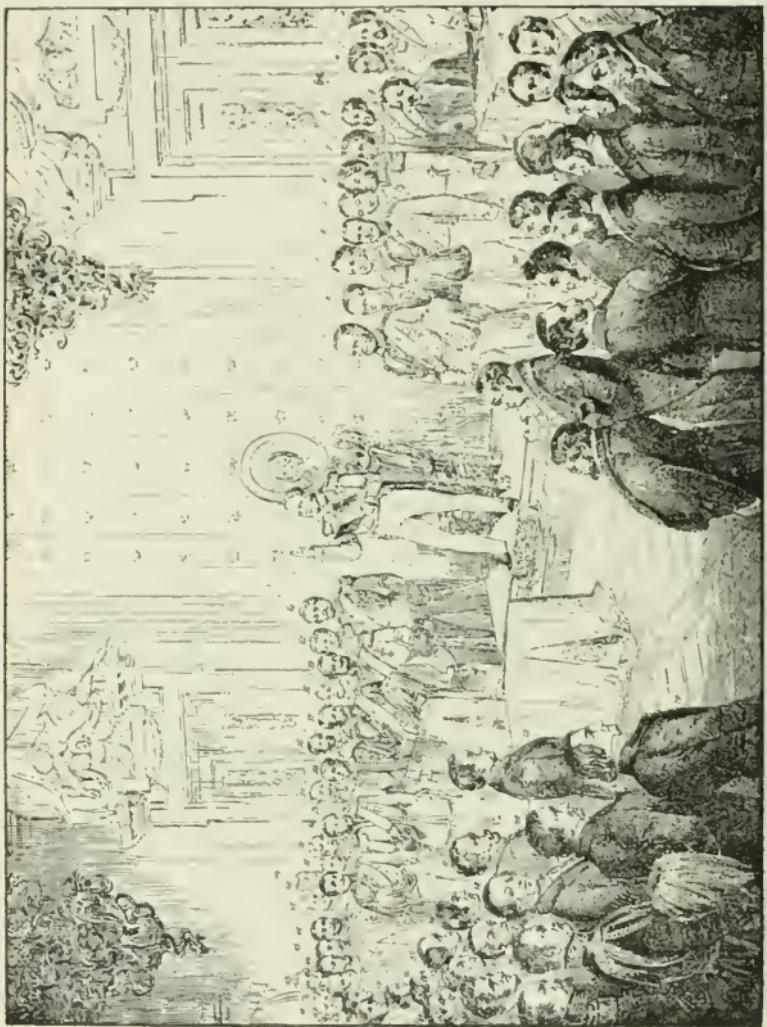
So stark war in den patriotischen Männern des Frankfurter Parlaments der Drang nach der Einheit des Reiches, daß sie selbst eine so unglückliche Einrichtung trafen. Und so wenig befestigt war andererseits doch wieder ihre Macht im Parlamente selbst, daß sie nun nicht sofort die Verfassung selbst beraten konnten, sondern nach dem Verlangen der radikalen Linken in die Besprechung über die sogenannten Grundrechte, dem Stichwort der Republikaner eintreten und volle fünf Monate sich mit diesen beschäftigen und abplagen mußten.

Unterdessen war in Berlin der Vereinigte Landtag zusammengetreten, aber nur um einem äußerst liberalen Wahlgesetz mit allgemeinem Stimmrecht, welches das Ministerium Camphausen ihnen vorlegte, seine Zustimmung zu geben und der auf Grund dieses Gesetzes gewählten National-Versammlung den Platz zu räumen. Diese aber, welche am 22. Mai 1848 „zur Vereinbarung einer Verfassung“ in Berlin eröffnet wurde, hatte im Gegensatz zu dem Landtage des vorigen Jahres und dem Parlament in Frankfurt weder die maßvollen und tüchtigen Mitglieder wie jene, noch zeigte sie sich der Lage der Dinge überhaupt gewachsen. Ueber einen Verfassungsentwurf Camphausens, welcher der überaus freisinnigen belgischen Verfassung nachgebildet war, mochte die Versammlung über-

haupt nicht beraten, weil er eine erste Kammer vorschlug, sondern setzte unter Waldeck eine Kommission ein, die einen neuen Entwurf aufstellen sollte. Und obwohl die radikale Partei durchaus die Oberhand hatte, tobte und lärmte draußen das Volk, empfing die Abgeordneten der Rechten beim Austritt aus dem Sitzungsaal mit Pfeifen und Zöhlen, ja war nicht weit davon entfernt, sie thätilich zu mißhandeln. Die Bürgerwehr vermochte der Versammlung einen wirksamen Schutz nicht angedeihen zu lassen, war noch weniger im stande, dem Pöbelhaufen, der am 14. Juni das Zeughaus stürmte, irgend einen Widerstand entgegen zu setzen. Die wirtschaftliche Lage litt unter dem Einfluß der politischen Unruhen entschrecklich, kein Kaufmann wagte mehr ein Geschäft zu schließen, und nun blockierte infolge des Vorgehens in Schleswig-Holstein die dänische Flotte sogar die Ostseeküste, fügte dem preußischen Handel unermeßlichen Schaden zu, ohne daß man bei dem Mangel einer eigenen Flotte die Möglichkeit der Abhilfe hatte. Die Stimmung im Lande wandte sich daher immer mehr von dieser Versammlung ab, der König zürnte ihr und dem Verfassungswerk, welches sie „ausheckte“, immer heftiger, berief aber ein neues Ministerium Rudolf von Auerswald. Ein Konflikt zwischen dem Militär und den Bürgern in Schweidnig veranlaßte die Versammlung zu einem Antrag, der Kriegsminister solle den Offizieren die aufrichtige Mitwirkung an der Verwirklichung eines konstitutionellen Rechtszustandes befahlen, oder, im Falle dies gegen ihre politische Überzeugung sei, sie zum Austritt aus dem Heere veranlassen. Und als der Kriegsminister solches verweigerte, hatte der König die Schwäche, ein neues Ministerium von Beckerath zu berufen, in welches der freisinnige General von Pfuel eintrat, der dann in der That jenem ungeheuerlichen Ausinnen der Versammlung ein Genüge thut. Dennoch blieb der draußen auf der Straße vor dem Schauspielhause lärmende Pöbel Herr der Versammlung, und diese erklärte beim Beginn der Verfassungsberatung kurzweg das Königreich von Gottes Gnaden, den Adel, die Orden und Titel für abgeschafft. Endlich als im Oktober zu Wien ein neuer Aufstand ausgebrochen war, das Heer die Stadt hatte verlassen müssen, verlangte Waldeck gar Schutz für die Volksfreiheit in Wien.

Da endlich griff der König ein. Auf Veranlassung des Herrn von Bismarck-Schönhausen berief er am 2. November den Grafen von Brandenburg, welcher inzwischen in Schlesien die Ruhe vortrefflich aufrecht erhalten hatte, zum Ministerpräsidenten und den Ministerialdirektor von Manteuffel zum Minister des Innern. Eine Deputation der Versammlung, welche dem König in Potsdam, wohin er übergesiedelt war, Vorstellungen machen wollte, wurde nicht mehr vorgelassen, die Versammlung vielmehr vom 8. bis zum 27. vertagt, zu diesem Termin nach Brandenburg berufen und über Berlin der Belagerungszustand verhängt. Am 10. rückte General von Wrangel, nachdem mit Dänemark unter dem Einfluß, oder man möchte sagen, auf Auordnung Russlands und Englands ein für die Herzogtümer ungünstiger Waffenstillstand zu Malmö geschlossen war, mit den Truppen wieder in die Stadt. Die Linke erklärte mit sonverärner Verachtung der Rechte des Königs einstimmig, das Ministerium sei nicht befugt, Steuern zu erheben, und versuchte, sich an verschiedenen Orten wieder zu versammeln. Nur die Rechte begab sich nach Brandenburg, war jedoch nicht beschlußfähig. Jetzt aber blieb der König fest, erklärte die Versammlung für aufgelöst und verkündigte zugleich den Waldeckschen Entwurf als Verfassung des Staates. Endlich war

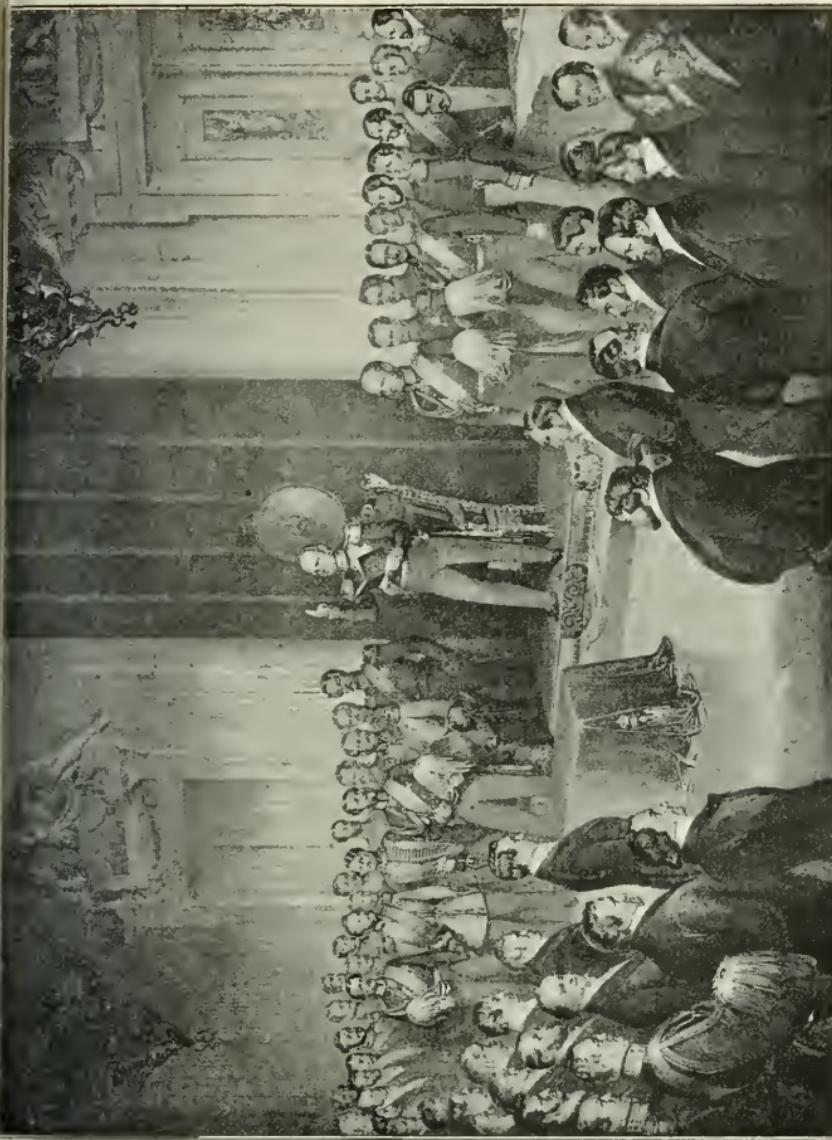
1848.
2. Nov.



Die Röntgen-Untersuchungen bestätigen die Diagnose eines akuten Appendicitis. Der rechte Unterbauch ist stark druckschmerzhaft. Über dem Rektum besteht ein leidlicher Druck. Die Leber ist nicht vergrößert. Der Puls ist 100, die Temperatur 38° C. Das Kind hat eine leichte Fieberkrise. Der Blutdruck ist normal. Die Urinuntersuchung zeigt eine leichte Zyanose des Harns. Der Harn ist klar und ohne Eiweiß. Die Stuhlgang ist normal. Der Blutbild ist im Rahmen der physiologischen Veränderungen. Die Leber ist nicht vergrößert. Die Milz ist nicht vergrößert. Die Lungen sind frei von Befunden. Die Schleimhäute sind normal. Die Nieren sind nicht vergrößert. Die Blase ist leer. Die Prostata ist nicht vergrößert. Die Hoden sind normal. Die Testikel sind nicht vergrößert. Die Leber ist nicht vergrößert. Die Milz ist nicht vergrößert. Die Lungen sind frei von Befunden. Die Schleimhäute sind normal. Die Nieren sind nicht vergrößert. Die Blase ist leer. Die Prostata ist nicht vergrößert. Die Hoden sind normal. Die Testikel sind nicht vergrößert.

König Friedrich Wilhelm IV. beschwört die Verfassung vor den vereinigten beiden Kammern,
am 6. Februar 1850.

Nach der Zeichnung von Paul Gürke lithographiert von F. W. Gemmrich. Auf etwa $\frac{1}{4}$ verkleinert.



also wieder der König Herr in Preußen, aus eigener Machtvolkommenheit hatte er eine Verfassung gegeben, die den weitgehendsten Ansprüchen der Liberalen genügen konnte und in dieser Beziehung bei ihnen auch Anklang fand. Nur eben weil sie die Krone aus eigener Machtvolkommenheit gegeben, müßte sie den Demokraten, aber der König hatte sogar gleichzeitig zugestanden, daß sie im Wege der Vereinbarung auf dem nächsten Landtage, der zum 25. Februar einberufen wurde, revidiert werde. Zu diesem Landtage wurden die Abgeordneten aus der Grundlage des allgemeinen Wahlrechts erwählt, doch wurde er, wie wir später erwähnen werden, im April 1849 aufgelöst. Nun gab die Krone ein neues Wahlgesetz auf Grundlage des Dreiklassen-Systems, und da die Demokraten es verschmähten, auf solcher Grundlage überhaupt Abgeordnete zu wählen, so gelang es auf dem neuen Landtage, die Verfassung so zu gestalten, daß der König glaubte, mit ihr regieren zu können. Am 31. Januar 1850 wurde sie als Grundgesetz verkündigt und am 6. Februar vom König feierlich beschworen. Die alten Stände wurden demnächst zur Beratung der Angelegenheiten ihrer Provinz und ihres Kreises wieder berufen, und die erste Kammer wurde durch die königliche Verordnung vom 12. Oktober 1854 zu einem Herrenhaus umgebildet, in welchem der Großgrundbesitz und der alte Adel eine würdige Vertretung, sowie ein fruchtbringendes Feld für seine Thätigkeit finden sollte.

Wohl waren nun eine große Anzahl der Forderungen der Zeit erfüllt, man hatte andere Rechte, die in Preußen längst in Uebung waren, durch die Verfassung noch ausdrücklich gewährleistet. Man hatte Schwurgerichte und öffentliches Gerichtsverfahren, man hatte Pressefreiheit, das Recht freier Meinungsäußerung, das Recht zu petitionieren, Versammlungen abzuhalten und Vereine zu bilden, man hatte die Unabhängigkeit der Richter und die Staatsdiener-Eigenschaft der Lehrer, man hatte die Freiheit des Bekenntnisses, die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre, man hatte die allgemeine Schul- und die allgemeine Wehrpflicht. Man hatte endlich und vornehmlich die Teilnahme des Volkes an der gesetzgebenden Gewalt, man hatte sie durch die Bildung der zweiten Kammer, deren 350 Abgeordnete, wenn auch durch die Vermittelung von Wahlmännern und durch drei Abteilungen — bei denen dem Besitz eine gewisse Bevorzugung zugestanden war — doch von allen zur Gemeindewahl berechtigten Männern gewählt wurden. Und diese Kammer erhielt das Recht, Gesetze vorzuschlagen, alle Gesetz-Etwürfe, vor allem den jährlich ihr vorzulegenden Staatshaushalt zu prüfen, zu ändern, umzugestalten, ja fortan konnte ohne die Zustimmung beider Kammern ein Gesetz überhaupt nicht erlassen werden. Sie muß zu jeder Anleihe, zu jeder Steuer, zu jedem Handelsvertrage, ja zu jedem den Staat oder seine Bürger belastenden Vertrage ihre Genehmigung erteilen. Sie kann Mißstände zur Sprache bringen, ihre Abänderung verlangen, sie kann von den Ministern und Räten der Krone Rede und Antwort verlangen, und diese sind für ihre Geschäftsführung verantwortlich, jede der beiden Kammern kann Klage gegen sie beim obersten Gerichtshof erheben und selbst das Begnadigungsrecht der Krone nach gefälltem Urteil hängt in solchem Fall von der Initiative der klagenden Kammer ab. Aber all diesen weitgehenden Zugeständnissen gegenüber hatte man doch die Bewegungsfreiheit der Krone, die Selbständigkeit und alleinige Regierungsbefugnis des Monarchen gewahrt. Die Person des Königs ist unverleidlich, und eben deshalb müssen die Minister seine Regierungsakte mit unterzeichnen, oder, wenn sie anderer Meinung als der Monarch sind und seine Handlung nicht

verantworten zu können meinen, um ihre Entlassung bitten. Dem Könige steht die gesamte vollziehende Gewalt zu, und auch für die gesetzgebende giebt er zuletzt und allein den Ausschlag. Der König ernennt und entläßt die Minister und Beamten nach seinem Willen und keine Partei-Majorität hat ihm darein zu reden. Er ernennt die Generale und überhaupt alle Offiziere der Armee, er ist der oberste Kriegsherr, er entscheidet über Krieg und Frieden, er schließt die Verträge mit auswärtigen Mächten, in seinem Namen und von ihm ernannten Beamten wird das Recht gesprochen, seine Unterschrift und sein Befehl, sie zu veröffentlichen, giebt den von den Kammern genehmigten Entwürfen erst die Kraft des Gesetzes. Der Wille des Königs allein entscheidet mithin im letzter Instanz die innere wie die auswärtige Politik des Staates. Der König ist kein Schemen wie in anderen Staaten geworden, er ist der wirklich regierende Herr geblieben, und Friedrich Wilhelm hatte, als er die Verfassung beschwor, Zug und Recht zu der Behauptung, „in Preußen muß der König regieren“.

Immerhin sehr wesentliche Rechte, die Besitznis, ganz unabhängig und völlig frei zu handeln, war mit jenen Zugeständnissen dahin gegeben, es war eine vollständige Umgestaltung, die aber, und darin liegt ihre Bedeutung, den sittlichen und politischen Anschauungen der besten und gereiftesten Männer bei allen Abweichungen im einzelnen entsprach, und jene Einheit von Regierung und Unterthanen, welche im Wesen des Staates liegt, neu begründete. Das nun fragte sich allerdings, wieweit sich dieser Übergang vom absoluten zum konstitutionellen Staat bewähren werde. Aber zunächst war doch innerhalb der schwarz-weisen Pfähle die Ruhe des Staates, die Sicherheit der königlichen Regierung wieder hergestellt. Und blickte man auf die anderen deutschen Staaten und auf die Entwicklung, die der Bundestag genommen, so hätte es bei den hastlosen Zuständen im Reich, der Abreigung Österreichs und der Mittelstaaten vielleicht nahe gelegen, sich ganz vom Reihe zu trennen und, wozu das Staatswesen gewiß groß und mächtig genug gewesen wäre, ein abgeschlossenes Leben für sich zu führen. Doch auch nicht ein Gedanke solcher Art konnte ankommen. Man hätte ja mit der ganzen Vergangenheit, mit dem Grund-Charakter des Staates gebrochen. Mit allen Fasern hing dieser mächtigste, rein deutsche Staat am Reihe, und wieder dieses war, wie wenigstens eine große Zahl der Männer des Frankfurter Parlaments meinte, auf Preußen angewiesen. Und wenn dieser Gedanke im übrigen Deutschland zuweilen gelehnt wurde, so blieb im Berliner Kabinett selbst doch die Lösung der deutschen Frage die vornehmste Aufgabe.

Preußens Versuche zur Einigung Deutschlands. — Krimkrieg.

Wir wissen, daß Friedrich Wilhelm sich die Stellung Preußens innerhalb Deutschlands immer als eine sehr bescheidene gedacht. Er meinte — ganz wie seine Vorfahren im Dienste Habsburgs so oft ihre besten Kräfte verzehrt hatten — die Kaiserkrone gebühre nach dem Verlaufe der deutschen Geschichte dem Erzhouse, das so lange vom fernen Südosten her die Geschichte des Reiches nach dem Interesse seiner vielsprachigen Völker geleitet hatte. Für die Krone Preußens

wünschte er nur die erbliche Würde eines Reichserzfeldherrn über die nach Reichswehr-Herzogtümern einzuteilenden deutschen Truppen, oder hielt es doch für ausreichend, wenn er und seine Nachfolger im Frankfurter Dom als deutsche Könige gekrönt würden, ja es erschien ihm wohl ehrwürdig, dem deutschen Kaiser die längst vergessenen Dienste als Erzfämmerer des heiligen Reiches zu leisten.

Als nun Radetzky die Italiener mehrfach, besonders bei Custoza besiegt, als Fürst Windischgrätz sowohl die Czechen niedergeworfen, wie Ende Oktober auch die Hauptstadt wieder eingenommen und den Aufstand blutig bestraft hatte, Kaiser Ferdinand aber am 2. Dezember zu Gunsten seines Neffen Franz Joseph abgedankt, da trat Friedrich Wilhelm alsbald auch mit dessen Minister Fürsten von Schwarzenberg in Verhandlung über die deutsche Frage. In einer aussführlichen Denkschrift vom 4. Januar 1849 legte der König seinen Plan einer gemeinsam durch die Regierungen und das Parlament vorzunehmenden Revision des Frankfurter Verfassungswerkes vor. Ein Kollegium der deutschen Könige sollte die Regierung führen, ein von den Fürsten zu beschickendes Staatenhaus als Oberhaus und das Parlament als Unterhaus in Wirksamkeit treten. Durch einen solchen Plan benachteiligte aber Preußen ganz gegen sein früheres Verhalten die kleineren Fürsten und begünstigte die Könige. Es betrat damit den Weg, den Metternich gegangen. Aber natürlich dachte sich Österreich nicht den Rang absaufen zu lassen, und Schwarzenberg hatte ein viel weiter gehendes System im Auge, wonach sich im Reich gewisse Gruppen bilden, und die Mittelstaaten die kleinen in sich aufnehmen sollten. Österreich, Preußen und die vier Mittelstaaten sollten danach die Kleinstaaten einfach mediatisieren und Deutschland unter sich aufsteilen. Jedoch wie der König zugab, daß es seiner Einbildungskraft zwar nicht an Bildern und Wünschen für die Verfassung, aber doch an solchen mangle, die er für befähigt halte, irgendwie zur Beachtung zu empfehlen, so erklärte auch Schwarzenberg auf die Hindeutung, ob denn das kaiserliche Kabinett einen durchdachten Plan habe, rundweg Nein. Die Mittelstaaten dagegen, denen der König ebenfalls seinen Plan vorgelegt, fürchteten, durch Preußen Einbuße an ihrer Souveränität zu leiden und waren zu irgend einem Zugeständnis um so weniger zu bewegen, je mehr sie hoffen konnten, daß die Revolutionen zur Neige gingen, oder daß doch Österreich nach dem Siege über den allein noch tobenden ungarischen Aufstand Kräfte genug entfalten könne, um auch im Reich die Empörung niederschlagen.

Etwas weiter war indessen doch das Parlament in Frankfurt mit seinem Verfassungswerke gekommen, und Preußen hatte den übrigen Staaten vorgeschlagen, die Berechtigung des Verfahrens dieser Versammlung anzuerkennen, da die Regierungen ihr keine Vorlage unterbreitet hätten. Nur die Revision des hier festzustellenden Entwurfs und die zeitige Einreichung der eigenen Pläne war den einzelnen Regierungen vorbehalten. Über die Frage, ob der preußisch-dänische Waffenstillstand von Malmö bestätigt werden sollte, hatte sich zwar in der Paulskirche ein gewaltiges Zerwürfnis erhoben, ja, als ihm nach einer anfänglichen Ablehnung doch zugestimmt wurde, weil ohne Preußen die schleswig-holsteinische Frage nun einmal nicht zu lösen war, hatte der Frankfurter Pöbel sich gegen das Parlament erhoben und den General von Auerswald wie den Fürsten von Lichnowsky aufs grausamste ermordet. Inzwischen war aber auf den Antrag der Professoren Dahlmann und J. G. Droysen die Stellung Österreichs in dem neuen

Staatenbunde zur Erörterung gekommen. Und wiewohl es nun notorisch war, wie Österreich seine Verpflichtungen zum Bunde bisher aufgesetzt hatte, so verlangte Schwarzenberg doch die Aussetzung der Beratung, bis Österreich seine Verhältnisse geordnet hätte. Vom Anfang an war es den Patrioten klar, daß das Warten auf Österreich das Sterben der deutschen Einheit sei, und daß Österreich mit seiner weitaus überwiegenden Zahl nichtdeutscher Unterthanen in neuen Reiche nur ebenso verderblich wirken könne wie im alten. Doch, wie um eden Zweifel über ihre Ansichten zu zerstreuen, hatte sich die Habsburg am 1. Februar gegen jede Unterordnung unter eine, von einem anderen deutschen Fürsten gehandhabte Zentralgewalt verwahrt, sowie am 9. März, nachdem die österreichischen Staaten in einer streng zentralen Verwaltung zusammengefaßt waren, den Eintritt mit allen seinen Ländern in den Bund und gleichzeitig auch den Wegfall eines deutschen Reichstages verlangt, nur die Bildung eines Staatenhauses zugestanden. Von den siebzig Millionen Einwohnern, die Österreich und Deutschland zusammen bevölkerten, sollte auf jede Million ein Abgeordneter von den Fürsten in dieses Haus entsendet werden. Das aber hieß, da Österreich achtunddreißig Millionen und darunter dreißig Millionen nichtdeutsche Einwohner hatte, die zweunddreißig Millionen Deutsche im Reich dem Kaiserstaate und dem Interesse seiner nichtdeutschen Bevölkerung unterwerfen. Deutschland sollte seine Einrichtungen nicht nach seinen Bedürfnissen treffen, sondern nach den Vorschriften und nach den Zwecken der fremden Nationen, über welche der Kaiser herrschte. Eine solche Verhöhnung des Deutschtums konnte das Parlament nicht ohne deutliche Erwiderung lassen. Daher spaltete sich die Partei, welche bisher die acht Millionen deutscher Österreicher dem Reiche zu erhalten gewünscht hatte, und der Streit über die Frage, ob überhaupt ein Kaiser, ob mit dem Recht der Erblichkeit oder nur auf Lebenszeit oder auf kürzere Dauer gewählt werden sollte, trat der österreichischen Absicht der Vergewaltigung Deutschlands gegenüber zurück. Am 27. März wurde das erbliche Kaisertum beschlossen, und am 28. — denn über die Personenfrage war kein Zweifel — Friedrich Wilhelm IV. zum deutschen Kaiser erwählt.

1849
28. März

Nun stand es zwar so gut wie fest, daß dieser eine Kaiserkrone aus den Händen des Parlaments nicht annehmen werde. Er hatte seinen Abschluß gegen die Revolution — und in deren Strom trieb jetzt auch, wie er aussprach, die Nationalversammlung — scharf und oft genug ausgesprochen und wiederholt betont, wie allein die deutschen Fürsten einen Kaiser wählen dürften. Seine ganze legitimistische Grundempfindung mußte sich einer Anschauung widersehen, aus welcher heraus die Versammlung über die Krone Karls des Großen, der Salier und Hohenstaufen glaubte verfügen zu können. Es kam aber hinzu, daß das Parlament vor der Wahl der Linken das schwer ins Gewicht fallende Zugeständnis hatte machen müssen, wonach ein dreimal wiederholter Parlamentsbeschluß, ungeachtet des kaiserlichen Widerspruches Gesetzeskraft erlangen, auch die Wahlen zum Parlament in geheimer Abstimmung erfolgen sollten. Am 3. April erklärte daher der König der von Frankfurt eingetroffenen Deputation, daß er ohne das freie Einverständnis der deutschen Regierungen keinen Entschluß von solcher Bedeutung für alle deutschen Staaten fassen könne, und die Regierungen prüfen müßten, ob die in Frankfurt beschlossene Verfassung dem deutschen Volke fromme und eine kräftige Reichsregierung möglich mache. Darin erkannte die Deputation, weil der König die Verfassung, auf deren Grund ihm die Krone

angeboten sei, nur als einen der Revision bedürftigen Entwurf betrachte, die Ablehnung. Dagegen wurden von Berlin aus noch an demselben Tage an die einzelnen Regierungen Schreiben gerichtet, in welchen sich der König, weil der Reichsverweser zurückzutreten wünschte, zur Übernahme einer provisorischen Zentralgewalt und zur Führung der sich freiwillig anschließenden Staaten bereit erklärte, und in welchen die Regierungen zugleich zur Absendung von Kommissaren nach Frankfurt zur gemeinsamen Beratung mit der Versammlung in der Paulskirche aufgefordert wurden. Auch in Frankfurt, wohin Camphausen im Einverständnis mit dem Könige eilte, glaubte man, weil die österreichischen Abgeordneten nach der Kaiserwahl von Schwarzenberg sofort zurückberufen waren, das ganze Werk noch einmal beraten zu können, und schon erklärten achtundzwanzig Staaten ihre Zustimmung zu der Verfassung, der etwas später auch Württemberg beitrat. Da ließ der König am 21. April durch den Grafen von Brandenburg der zweiten Kammer die Ablehnung der Reichsverfassung verkündigen und löste diese, als sie sie trotzdem annahm, auf. Damit war das Werk gescheitert. So tief schmerzlich es war für jene Männer, die in Frankfurt wahrlich ihr Bestes eingesetzt hatten für das Wohl des Vaterlandes, und deren reines patriotisches Streben auch Friedrich Wilhelm nicht verkannte: sie hatten sich nicht nur über die Auffassung Friedrich Wilhelms, sondern über die ganze Lage getäuscht. Denn ohne einen Krieg, ohne militärischen Zwang hätte sich Österreich, das war gewiß, einem deutschen Kaiser aus dem Hohenzollern-Hanze niemals unterworfen noch seine Machtstellung in Deutschland aufgegeben. Das hatte man nicht beachtet, und als der Prinz von Preußen der Deputation, die er zu sich geladen, die Frage vorlegte, ob sie dem König zumuten wolle, mit 80 000 Mann in Bayern einzurücken, um den Monarchen dort zur Einwilligung zu zwingen, erwiederte ihm einer aus ihrer Mitte, daß daran niemand denke. Trotzdem wird heut durchweg anerkannt, daß jene Männer ihrer Zeit voraus, „den Samen einer großen Zukunft“ ausgeworfen haben, und wenn all ihre Gestaltungsversuche die deutsche Einheit nicht begründen konnten, so haben sie doch die Überzeugung von der Notwendigkeit, unter Ausschluß Österreichs die deutschen Völker unter einem erblichen Kaiser aus dem preußischen Königshause zu scharen, in alle Herzen so tief eingegraben, daß sie zuletzt Gestalt gewann.

Unter dem Vorwande, die Reichsverfassung erzwingen zu müssen, wußten indessen die radikalen Parteien, und ohne Zweifel in Verbindung mit den Ge-sinnungsgenossen in Paris, zugleich an drei Stellen, in Dresden, in der bayrischen Pfalz und in Baden Empörungen hervorzurufen, von denen namentlich die im Süden durch die Teilnahme der Truppen und den Übergang der Bundesfestungen Landau und Rastatt einen höchst gefährlichen Charakter annahmen. Die Empörung in Dresden warf ein preußisches Garderegiment leicht nieder, gegen den Aufstand in der Pfalz und in Baden sandte der König, auf die Bitte der Münchener und Karlsruher Regierung den Prinzen von Preußen mit zwei Armeekorps, der dann durch das Gefecht bei Waghäusel und die Einnahme von 21. Juni Rastatt binnen wenigen Wochen auch hier den Aufstand zu Boden schlug.

Inzwischen hatte Preußen in Wien ein neues, vom General von Radowicz ausgearbeitetes Projekt vorgelegt, welches Österreich in eine eigentlich ausgelugte Union mit dem deutschen Reich als Bundesstaat unter preußischer Leitung bringen wollte. Dies lehnte die Hofburg kurz ab, verlangte eine Direk-

1849
21. Apr.

orialregierung von Österreich, Preußen und den Mittelstaaten. An diese hatte ich nun Friedrich Wilhelm ebenfalls gewendet und sie, in der Voraussetzung, daß, wiewohl die Bundesverfassung von 1815 völlig beseitigt sei, doch daß Recht der deutschen Fürsten zu Sonderbündnissen nach Artikel 11 der Bundesverfassung vorbestehe, zu Beisprechungen nach Berlin geladen. Hier war denn, obwohl Österreich sich ablehnend verhielt, und der bayerische Gesandte seinen Mangel in Instruktion erklärte, in der Nacht vom 26. zum 27. Mai zwischen Preußen, Sachsen und Hannover ein Vertrag geschlossen, nach welchem Preußen die Überleitung des Bundes erhielt, die Geschäftsführung aber von einem gemeinsamen

1849
26. Mai



Die Burg Hohenzollern nach ihrem Wiederaufbau.

Nach dem Gemälde von Johann Adolf van Knyn (1808–1871).

Der Neubau begann 1847 und am 8. Oktober 1867 erfolgte die feierliche Einweihung durch König Wilhelm I.

Verwaltungsrat geübt werden sollte. Eine Verfassung wurde der Nation nach dem Muster der Frankfurter in Aussicht gestellt, die eine Reichsversammlung demnächst prüfen sollte. Die übrigen Regierungen wurden zum Beitritt zu diesem „Dreikönigsbunde“ eingeladen. Unter dem Eindruck der preußischen Siege in Baden, und da Österreich durch den ungarischen Aufstand vollauf beschäftigt war — auch die Altkaiserlichen des Frankfurter Parlaments billigten den Versuch und erklärten in Gotha ihre Zustimmung — traten in der That die Kleinstaaten fast vollzählig bei. Doch als nun der Tag für die Reichstagswahl auf den Antrag Nassaus zum 26. September festgesetzt werden sollte, zeigte sich, daß Sachsen und Hannover falsches Spiel gespielt hatten. Inzwischen hatte nämlich Österreich endlich den Aufstand der Ungarn niedergeschlagen, und nun meinten

die beiden Staaten, Preußen nicht mehr nötig zu haben. Sie beriefen sich jetzt auf einen Vorbehalt, den sie erst nach Abschluß des Vertrages gemacht, und erklärten, ohne den Beitritt aller Staaten auch ihrerseits nicht gebunden zu sein. Man weiß heut, daß dies treulose Verhalten mit Österreich und Bayern verabredet war, um die Erstärkung des Kaiserreichs abzuwarten und gemeinsam die Pläne gegen Preußen und das Reich ins Werk zu setzen. Denn der Wiener Hof wollte ja den Bundestag durch ein Directorate von Österreich, Preußen und den vier kleineren Königreichen ersehen, zu welchem nun auch beide Hessen hinzugezogen werden sollten. Deutschland sollte wieder in sechs Kreise, jeder unter der Leitung eines königlichen Kreisobersten, zerteilt werden, und jede Volksvertretung beim Bunde ausgeschlossen sein. Österreich bot den Mittelstaaten also auf Kosten der Kleinstaaten wieder ein großes Übergewicht, drückte Preußen auf gleiche Lage mit ihnen herunter, und daß war in Wien sowohl wie in München und Stuttgart um so erwünschter, als die hochherzige Übertragung der hohenzollernschen Lande durch den national gesünnten Fürsten Karl Anton an Preußen — bei der Huldigung legte der König zugleich den Grundstein zum Wiederaufbau des Stammsitzes seines Hauses, der Burg Hohenzollern — eben damals zu dem Unkenruf von den preußischen Vergrößerungsplänen nenen Anlaß bot.

Und in der That war, wiewohl das neue Parlament in Erfurt zusamm trat und die Verfassung — übrigens schon nicht mehr in Übereinstimmung mit dem Willen Friedrich Wilhelms und des neuen durchaus konservativ gesonnenen preußischen Landtages — en bloc annahm, Preußen von Österreich überholt. Schon hatten nämlich die vier Königreiche unter sich einen Gegenbund geschlossen, und nun versammelte Schwarzenberg ohne jede Beratung mit Preußen nur um die Union vollends zu sprengen, die Vertreter der vier kleinen Königreiche und Kurhessens, Luxemburgs, ja auch des dänischen Königs am 16. Mai in Frankfurt als Plenum des alten Bundestages. Ein so rüchhaftvolles und rücksichtsloses Verfahren — um einen Ausdruck des Ministers von Manteuffel zu gebrauchen — mußte den König tief verlegen und seine schon entschwundene Neigung für die Union neu beleben. Denn Österreich schob Preußen als nicht vorhanden einfach beiseite und wollte es zwingen, sich ihm in der alten Bundesverfassung wieder unterzuordnen. Schon war es sogar zum Kriege bereit, sammelte in Böhmen seine Truppen, und der König erbat und erhielt daher von seinen Kammermännern einen Kredit von achtzehn Millionen. Denn auch Kaiser Franz Joseph äußerte in einem Briefe vom 20. Juni ganz unverblümmt die Absicht zu einem Kriege gegen Preußen. Ein Kongress der Unionsfürsten in Berlin zeigte aber deren geringe Neigung für das Berliner Kabinett, und da auch Russland, gleich England entschieden die preußische Verteidigung der schleswig-holsteinischen Herzogtümer missbilligte und auf Österreichs Seite an dem Kriege gegen Preußen teilzunehmen im Begriffe war, so mußte man, wie ungern auch immer, am 2. Juli 1850 mit Dänemark Frieden schließen, um nur in Wien den Antrag stellen zu können, einen Kongress aller deutschen Staaten zur Beratung der Verfassung zu berufen. Schwarzenberg aber machte die Ausführung dieses Planes von der Aufgabe der Union abhängig, verfügte ungeschickt feindselige Maßregeln und außer den österreichischen Truppen in Böhmen sammelten sich nun auch schon die bayerischen in Franken.

Bis zur äußersten Grenze aber verschärzte sich der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich wie den süddeutschen Königreichen andererseits, als der Kurfürst

von Hessen in Folge seines brutalen Verfassungsbruches die Hilfe des von Preußen nicht anerkannten neuen Bundesstages anrief, und dieser bereit war, das Land zu besetzen. Denn wiewohl der in allen seinen Stadien gleichmäßig schauderhafte hessische Verfassungskonflikt den Österreichern wenig erwünscht sein möchte, so bot sich in dem Beschlüß, die Exekution in Hessen zu vollstrecken, doch Gelegenheit für eine wirksame Thätigkeit des Rumpfbundestages, wie man ihn genannt hat. Ließ Friedrich Wilhelm dies zu, so gab er damit tatsächlich seine Unionsbestreubungen auf, erkannte den Bundestag und somit das österreichische Übergewicht wieder an. Zugleich aber bot die Besetzung Kurhessens, da Preußen eine militärische Etappenstraße zwischen Berlin und Köln über Kassel hatte, noch eine weitere Möglichkeit, den verhafteten Gegner zu demütigen. Überzeugt, daß Russland jedes Verfahren gegen die angeblichen Revolutionäre in Kurhessen billige, schlossen daher die Monarchen von Österreich, Bayern und Württemberg in einer persönlichen Zusammenkunft zu Bregenz am 11. Oktober gegen Preußen ein Bündnis und vereabredeten die weiteren militärischen Maßregeln. 200 000 Mann sollten nunmehr mobil gemacht werden, und schon sprach man sich gegenseitig die Freude aus, gemeinsam gegen den preußischen Feind zu marschieren.

Österreich wollte durchaus Preußen zunächst demütigen, dann vernichten, gefahrlos aber wurde dies erst, als auch der Zar, entrüstet, daß Friedrich Wilhelm die Verträge von 1815 verlassen und mit der Revolution paktiert habe, sich, wie er schon im Mai dem Prinzen von Preußen erörtert hatte, durchaus auf österreichischen Boden stellte, die preußischen Unionsbestreubungen verurteilte und bereit war, in dem bevorstehenden Kriege auf Österreichs Seite zu treten.

Eine solche Möglichkeit war für die Friedensneigung des Königs ein entschlechtes Bild. Er sandte daher den Grafen von Brandenburg zu einer Versprechung mit dem Zaren nach Warschan, wo sich auch Kaiser Franz Joseph und Schwarzenberg einsanden. Hier stellte es sich nun heraus, daß der Zar namentlich den Widerstand Friedrich Wilhelms gegen die Bundesexekution in Hessen, gegen die Bestrafung der Rebellen als persönliche Beleidigung ansah, daß Österreich aber an seinem Bundestage und dessen Exekutionsrecht in Hessen wie auch in Schleswig-Holstein festhielt. Dagegen gab es noch, daß die weiteren Beratungen über die Verfassung auf freien Konferenzen stattfinden durften, und so erwog Graf Brandenburg, daß die freie Vereinbarung der Verfassungen zwischen den einzelnen Regierungen ja auch bei der Union der leitende Grundgedanke war, und der König sah ja im Grunde seines Herzens sowohl in den Schleswig-Holsteinern, wie in den Kurhessen, ebenso wie Nikolaus, nur Empörer gegen die Obrigkeit. So betrachtet, schien dem Grafen der ganze Streit doch nur eine Formssache zu sein, für die man sich den Gefahren eines Krieges gegen Österreich, Russland und Süddeutschland nicht aussehen dürfe. Zu dem gleichen Resultat kam Otto von Bismarck, jedoch aus anderem Grunde. Er urteilte, daß es eines großen Staates unwürdig sei, für eine Sache zu streiten, die nicht seinem eigenen Interesse angehöre.

In Berlin dagegen war Herr von Radowiz entschieden für den Krieg, und auch die preußische Bevölkerung forderte voller Begeisterung für die verfassungstreuen Hessen und voller Zorn gegen den gewaltthätigen Zaren stürmisch die Erhebung der Waffen. Noch während der Beratungen im Staatsministerium kam die Nachricht, daß wirklich ein österreichisch-bayerisches Korps in Hessen am 1. November eingerückt sei, und darauf besetzten nun auch zwei preußische Korps 1. Nov.

1850
11. Okt.

Kassel und Fulda. Nun galt es die Entscheidung. Heftige, aufgeregte Sitzungen fanden im Staatsministerium statt. Radowitz verlangte energisch, den Wassengang zu unternehmen, und ebenso forderte der Prinz von Preußen, in seinem warmen preußischen Ehrgesühl beleidigt, daß man zurückweichen wolle, während die Truppen sich im Felde völlig intakt gegenüber ständen, Russland aber wie Österreich hochmütig von Preußen Krieg oder Unterwerfung verlangten, sofortige Mobilmachung, bewaffnete Unterhandlung. Graf Brandenburg verharrte bei seiner Friedenspolitit, Friedrich Wilhelm aber überließ die Entscheidung den Ministern. Da reichten Radowitz, Ladenberg und von der Hentz ihre Entlassung ein, und nun drang die Ansicht des Grafen im Staatsministerium durch. Es wurde von der Majorität eine besänftigende Erklärung nach Wien beschlossen und auch nach des Grafen von Braudenburg plötzlichem Tode abgesandt. Gemeinsam mit Österreich, aber ohne Auftrag von dem nicht zu Recht bestehenden Bundesstag wollte Preußen sich zur Ausführung der Exekution im nördlichen Hessen verstehen, während das bayerische Heer sie im Süden vollziehen sollte. Österreich lehnte indessen auch dies ab, und von allen Seiten gingen die Nachrichten über Rüstungen in Österreich, Sachsen, Bayern ein. Man erfuhr für gewiß, daß Schwarzenberg den Vernichtungskrieg gegen Preußen wolle, und General von Rauch meldete die feste Absicht des Zaren, mit Österreich gemeinsame Sache zu machen. Schon wurden in Hessen zwischen den Vorposten bei Brouzell einige Schüsse gewechselt. Da gab der König in der schleswig-holsteinischen Sache nach und erklärte sich zur Auflösung der Union bereit. Nur die Etappenstraße wollte er nicht räumen lassen, da er dadurch den ungesetzlichen Bundestag anerkannt hätte. Gerade deshalb aber hielt Österreich diese Forderung aufrecht und begnügte sich, den freien Verkehr der preußischen Truppen auf der Etappenstraße zu gewährleisten. Rauschender Beifall ertönte unter der Mehrzahl der Abgeordneten und im ganzen Lande, als nunmehr der König die neuen Kammern wenigstens mit einer kriegerischen Thronrede eröffnete. Noch ernster aber wurde die Lage, als auch der im Dezember 1852 erwählte Präsident von Frankreich, als Napoleon an der Westgrenze ein Heer versammelte. Doch dessen Angebote machten dem König die ganze Sache nur noch verhaßter, und so wenig er nachgeben mochte, so wenig wollte er doch den Krieg. Nun aber stellte Österreich am 25. November das Ultimatum, binnen 48 Stunden die Erlaubnis für den Marsch der Bundesstruppen über die Etappenstraße nach Kassel zu gewähren. Wieder wisch man in Berlin aus und kam auf den Ausweg einer persönlichen Unterredung des preußischen Ministers von Manteuffel mit Schwarzenberg. Nur auf den ausdrücklichen Befehl seines Kaisers verstand sich dieser zu einer solchen, und am 28. November Abends trafen sich beide in Olmütz. Hier gab nun Manteuffel alles nach, den Durchzug der Bundesstruppen durch die preußische Etappenstraße wie die Bundesexekution in Hessen. Für eine solche in Holstein sollte zwar, da Österreich nicht wie in Hessen durch den Beginn der Exekution schon engagiert sei, eine österreichisch-preußische Kommission eingesetzt werden, aber in der Sache schloß sich Preußen völlig dem Plane Schwarzenbergs an, und in der deutschen Frage gab Manteuffel nicht nur die Union preis, sondern erkannte auch die österreichischen Pläne für die Verfassung des Reiches an. Schwarzenberg gab nur deren Beratung auf einer freien Konferenz in Dresden nach, die Gleichberechtigung Preußens mit Österreich in dem künftigen Bunde aber lehnte er ab. Das Demütigendste lag indessen darin, daß Manteuffel zugestand, die

Abrüstung zuerst und vor Österreich vornehmen zu wollen. Wirklich erging am 10. Dezember die Abrüstungsordre. So konnte der Kaiser die Dresdener Konferenzen mit dem Schwert in der Hand am 23. eröffnen, Preußen stand wehrlos daneben.

So tief traurig diese Niederlage war, welche der empörte Patriotismus im eigenen Lande wie im Reich ein neues Zeno schuf, so wurde die Sprache Preußens auf den Konferenzen in Dresden doch wieder eine entschiedenere. Hier wurden Schwarzenbergs kühnste Pläne mit ruhiger Bestimmtheit zurückgewiesen. Preußen sollte, wie wir wissen, den Gesamteintritt des Kaiserreichs in den Bund sowie ein Direktorium genehmigen, in welchem Österreich und die preußenfeindlichen Mittelstaaten das Übergewicht gehabt hätten, die Kleinstaaten so gut wie unbeachtet blieben. Dies Schlimmste, die Herrschaft Österreichs und der Mittelstaaten durch das Direktorium, wurde nicht zugestanden. Der König ließ sich nur auf einem dreijährigen Verteidigungsbund mit der Habsburg ein, und Schwarzenberg mußte das Scheitern seines Planes, welcher Preußen völlig gefnechtet, ja mediatisiert hätte, aufgeben. Wie von selbst verstand es sich nunmehr, da gar nichts anderes von all den mühevollen Arbeiten für die Einheit Deutschlands übrig blieb, daß der alte Bundestag von 1815 als einziger möglicher Vereinigungspunkt der Staaten Deutschlands wieder ins Leben trat, und der alte lockere Staatenbund wiederhergestellt wurde.

So begreift es sich, daß trotzdem man nun die Verfassung hatte, die Stimmung des preußischen Volkes eine gereizte war. So wenig die Entwicklung der deutschen Frage wie die Stellung zu den auswärtigen Mächten fand den Beifall der Nation. Seltsamerweise verknüpfte sich nun auch die Anschauung über die innere Politik mit einer verschiedenen Beurteilung über die auswärtigen Staaten. Indem die Liberalen mit Jubelruf für die Verfassung des englischen Musterstaates schwärzten, bewunderten sie harmlos auch die Politik des Inselreiches, obwohl es selbstverständlich nur seine eigenen Interessen verfocht, aus dem sich ihm gerade jetzt die Demütigung Preußens wie von selbst ergab. Indem anderseits die Konservativen vielfach die Zustimmung des Zaren fanden, erschien wieder dieser als deren natürlicher Bundesgenosse, dessen Freundschaft sie auch durch Unterstützung seiner auswärtigen Politik gewinnen müßten. Eben diese Absicht des innigsten Anschlusses, demütigender Unterwerfung unter die russische Macht schrieb man namentlich der „Kamerilla“ zu, die sich seit dem Sommer des Revolutionsjahres um Friedrich Wilhelm gebildet hatte, und der im Gegensatz zu manchem der Minister geistig hoch bedeutende Männer, vor allem die Brüder von Gerlach angehörten, der auch Otto von Bismarck sehr nahe stand. Nichts lag indessen z. B. dem General-Adjutanten von Gerlach ferner, als die russische Autokratie zu lieben, und mit energischem Nachdruck vertrat Bismarck allein und lediglich das preußische Interesse. Auch übte Gerlach wohl einen stark moralischen Einfluß auf den König, der ihn liebte und zumal seine kirchlichen Ideen teilte, aber tatsächlich hatte doch auch sein Einfluß sehr bestimmte Grenzen, und zwar nicht sowohl durch die Minister als hauptsächlich in dem Charakter des Königs selbst. Denn in allem Wesentlichen folgte der König nur seinen eigenen Ideen und, wie oft ihre Durchführung auch scheiterte, so kam er mit Sicherheit doch wieder auf sie zurück. „Es muß endlich in meinem Geiste versfahren werden“, schreibt Friedrich Wilhelm einmal. In der Hauptsache ist das während seiner ganzen Regierungszeit geschehen, und sein Wille allein leitete die Geschicke des Staates. In der Natur der Dinge auch lag es, daß nach dem Siege über die

Revolution sich in den Regierungen die entschiedene Neigung zu einer Reaktion zeigte, die mannigfach denn auch in der Aushebung oder Umdentung der Verfassungen zur Geltung kam. Soweit wollte Friedrich Wilhelm bei all seinem Abscheu gegen jedes, mit der Revolution irgendwie im Zusammenhang stehende Institut doch nicht gehen, und am wenigsten erlag er der ihm sehr nahe tretenden Versuchung, seinen Eid zu brechen und die Verfassung durch einen Staatsstreich zu beseitigen. Aber namentlich auf Grund einer sehr zweideutigen, vom Prinzen von Preußen scharf verurteilten Auslegung der Verfassung wusste man doch auch hier, mißliebige Personen und Erscheinungen zu unterdrücken und trug damit wenigstens einigermaßen mit österreichischen und russischen Abschaunungen zusammen.

Indessen so heftigen Angriffen die Verwaltung ausgesetzt war, so hat sie doch nach vielen Richtungen hin Erprobliches gewirkt. Für das Heerwesen waren schon 1843 Ehrengerichte für die Offiziere eingesetzt, die Disziplinarstrafen waren durch eine Verordnung von 1841 geregelt, 1844 waren neue Kriegsartikel für die Unteroffiziere und Soldaten erlassen, und 1845 ein Strafgesetzbuch für das Heer veröffentlicht. Unter der treuen Fürsorge des Prinzen von Preußen hatte das Heer in allen Stürmen der Zeit seine innere Festigkeit und seinen Charakter bewahrt. Allein gerade der Prinz war es, welcher die Fehler und Unvollkommenheiten rüchhaltslos und scharf erkannte, die sich in der ganzen, den veränderten Verhältnissen nicht mehr angemessenen Organisation ausgebildet hatten und bei den Mobilmachungen deutlich ins Auge gefallen waren. Unermüdlich arbeitete er an der Reform, die er indessen erst später selbst durchführen sollte. Im Volle war das Militär seit der Revolutionszeit zum Dank für seine Königstreue bitter gehäuft. Um so beliebter wurde dagegen die Marine. Seit den schweren Schlägen, welche die dänische Blockade dem deutschen Handel zugefügt hatte, war man nämlich zu dem Gedanken des Großen Kurfürsten zurückgekehrt, ja hatte ihn vertieft, indem man die Enisierung von der Nordsee durch den Ankauf eines Landstriches am Fehdebusen von Oldenburg (1853) wett zu machen verstanden hatte und hier einen Kriegshafen zu bauen begann. Lebhafte Eifer zeigte für die Marine besonders der zum Admiral ernannte Prinz Adalbert. 57 Fahrzeuge mit 292 Kanonen war die junge preußische Flotte bald stark, in den Ostseehäfen wurden die nötigen Anlagen errichtet, und am 28. Juni 1854 ein besonderes Organisationsgesetz für sie erlassen. Die Finanzen waren durchaus geregelt, 1847 wurde die Staatsbank neu gegründet, 1856 ihr vom Staat ein erhebliches Kapital überwiesen. Aber den mit überraschender Schnelligkeit jetzt an den Staat herantretenden Forderungen vermochten die bisherigen Einnahmen bald nicht mehr zu genügen. Die ländlichen Rechtsverhältnisse wurden durch das Gesetz vom 2. März 1850 über die Ablösung der Reallasten und die Regulierung der gutsherrlichen und bürgerlichen Verhältnisse ihrer Entwicklung näher geführt. Eine Gemeindeordnung vom 11. März 1850 sollte die Grundsätze der bisherigen Land- und Stadtverfassung in Einklang mit den neuen Staatseinrichtungen bringen. Doch kehrte man bald wieder zur rechtlichen Unterscheidung zwischen Stadt und Land zurück. Im Jahre 1856 gelang es, für die sechs östlichen Provinzen, für Westfalen und für die Rheinlande eine neue Landgemeinde-Verfassung zu stande zu bringen, und wie hier, so mußte man auch für die Städte den Unterschied der Provinzen beachten. 1853 erschien die neue Städteordnung für die sechs östlichen Provinzen, für Neuvorpommern und Rügen, und 1856 erhielten auch Westfalen und die Rheinlande eine solche.

Eine außerordentlich lebhafte Thätigkeit herrschte damals im Justizministerium unter Uhden und im Ministerium für die Gesetz-Revision unter K. Fr. v. Savigny. Vor allem kam das Strafgesetzbuch zum Abschluß, während die als besonders dringlich zumal vom König angesehene Revision des Gerichts nicht gelang. Der Strafprozeß wurde 1846 durch die Einführung des mündlichen und öffentlichen Verfahrens, wie durch die Teilnahme der Geschworenen und die freie Beweistheorie ein wesentlich anderer, der Civilprozeß wurde in demselben Jahr in neue Bahnen geleitet, die Patrimonialgerichte fielen dem Jahre

1848 zum Opfer, an ihre Stelle traten die Kreisgerichte und als obere Instanz in jeder Provinz ein Appellationsgericht. Die alte Hypothekenordnung von 1783 wurde 1853 abgeändert, und am 15. Februar 1850 eine mit den Zollvereins-Regierungen verabredete Wechselordnung veröffentlicht.

Nie aber hatte der Staat so viel für die Kunst gethan, wie in dieser Zeit. Gerade auf diesem Gebiete wirkte der König anregend und fördernd wie auf kaum einem andern, und Männer wie Peter von Cornelius, Wilhelm Kaulbach, Schinkel, Stüler, vorzüglich aber Christian Rauch, der Schöpfer des 1851 enthüllten Denkmals Friedrichs des Großen, u. a. haben damals Berlins Einwohner zu künstlerischem Sinn und Verständnis erzogen. Größer noch als der Kranz der Künstler war vielleicht die Zahl der hervorragenden Gelehrten, die auf allen Gebieten der Wissenschaften ein neues Leben begründeten und Berlin immer mehr zum geistigen Mittelpunkt Deutschlands machten. Die beiden Humboldt, die Brüder Grimm, Boeckh, Vopp, Encke, Dove, Gräfe, Ritter, Ranke, Perck, Naumer, A. Neander, Nijsch, Tredelenburg, Lepsius, Hesffer und andere bilden noch für eine späte Zukunft Bierden der Wissenschaft.

Der Buchlosigkeit der Jugend suchte der Minister von Hammer durch scharfe Regulative und größere Betonung des Religionsunterrichts in den Volksschulen, deren in den letzten zwei Jahrzehnten 30 000 nebst 38 Lehrer-Seminarien neu gegründet waren, zu steuern. Vor allem aber lag dem Könige der Ausbau der evangelischen Kirche am Herzen, und sie verdankt seiner Fürsorge unendlich viel. Nachdem die Verfassung der Kirche die Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten selbst überwiesen hatte, wurden diese 1850 vom geistlichen Ministerium abgetrennt und dem Evangelischen



Denkmal König Friedrichs II. zu Berlin.
Nach dem Modell von Christian Rauch (1777–1857)
in Erz gegossen und 1851 enthüllt.
Nach einem Lichtbilde.

Oberkirchenrat unterstellt. Mannigfache Versuche zur Ausgestaltung eines synodalen Lebens und einer Gemeinde-Bewaffnung wurden gemacht, ohne indessen zum Ziele zu führen. Unmittelbare Erfolge hatte dagegen das Werk, welches man als „innere Mission“ bezeichnete. Vor allem kam die weibliche Thätigkeit auf dem Gebiet christlicher Barmherzigkeit zur Geltung, und das Diaconissenstum, das Pastor Glieder in Kaiserswerth begründet, entfaltete in dem vom Königspaar 1847 zu Berlin erbauten Krankenhaus Bethanien bald eine herzbewegend schöne Blüte. Nachdem ein Kirchentag 1848 in Wittenberg nachdrücklich auf die „innere Mission“ und ihren Begründer, den Schöpfer des „Rauhen Hauses“ in Hamburg, Wichern, hingewiesen hatte, erkannte man in der Pflege für die Armen, die Kranken und die Verbrecher, überhaupt in der Liebe zum Nächsten und in der wirklichen Verhüttung des christlichen Lebens das eigenste Feld der Kirche, der Geistlichen wie der Laien. Derselbe Grundgedanke lag in der 1852 erfolgten Wiederbelebung des Johanniter-Ordens. Mit voller Hingabe beteiligten sich der König und die Königin Elisabeth an diesen Werken, welche zugleich die Versöhnung der unzufriedenen Klassen herbeiführen sollten. Denn, wie bemerkt, wurden sozialdemokratische Lehren, wie sie in Frankreich viel verbreitet waren, schon damals gepredigt und begannen bei dem schnellen Anwachsen einzelner großer Vermögen, die doch überaus niedrig versteuert wurden, in den Massen Auflang zu finden, wenn auch bei den starken Wurzeln, welche das Königtum im Volke geschlagen hatte, eine Lösung vom Staat noch nicht zu befürchten war.

Es war dies eine Folge, wie sie ebenso mit einem schnellen Anwachsen wie mit einem plötzlichen Niedergang von Handel und Gewerbe nur zu leicht verknüpft ist. Während nun allerdings durch die unsicheren Zustände des Jahres 1848 sowie durch die dänische Blokade unserer Küsten und die Hingabe Krakans an Österreich der Handel plötzliche und empfindliche Einbußen erlitten, hatte er doch andererseits durch die Einrichtung von Handelsrat und Handelsamt (1843), dem 1848 ein besonderes Handelsministerium folgte, sowie durch das, jetzt erst größere Bedeutung gewinnende System der 1843 und 1850 gesetzlich geregelten Aktiengesellschaften und Rentenbanken wesentliche Förderung erfahren. Die Gesamt-Umlsätze der preußischen Bank, die 1847 etwas über 800 Millionen betragen hatten, stiegen, nachdem das Revolutionsjahr sie um 200 Millionen hatte fallen lassen, in den fünfziger Jahren auf mehr als zwei Billionen Thaler. Besonders wirkte der überaus erleichterte Verkehr ein. Denn mit erfreulicher Geschwindigkeit wuchs der Eisenbahnbau hauptsächlich durch Privat-Gesellschaften und auf Grund des Gesetzes von 1838. Schon waren alle Provinzen mit der Hauptstadt verbunden, auch das Ausland angegeschlossen, und 1857 hatte der Staat einen Schienenweg von 578 Meilen Länge. Die Befürchtung, daß das Postregal des Staates durch die Eisenbahnen geschädigt werde, erwies sich als irrig, und nachdem 1844 eine erhebliche Ermäßigung des Brief-Portos bis auf einen Silber-Groschen für eine Entfernung von fünf Meilen eingetreten, und das ganze Postwesen durch das Gesetz vom 5. Juni 1852 neu geregelt war, zeigte sich auch hier, daß jede Erleichterung des Verkehrs diesen selbst und die Einnahmen steigert. Ebenso wie die Eisenbahnen wirkte aber auch die neue Erfindung des elektro-magnetischen Telegraphen umgestaltet auf alle Verhältnisse des Lebens, vorzüglich auf den Handel ein. Und schon beteiligte sich dieser mit über 1500 Schiffen an dem überseeischen Verkehr. Eine allgemeine Gewerbe-Ordnung hatte 1845 alle noch hier und da bestehenden Beschränkungen der Gewerbefreiheit aufgehoben, und

namentlich die Befugnis zum Betriebe von dem Beitritt zu einer Innung ganz unabhängig gemacht. Demnächst wurde sie erweitert und namentlich wurde zu Gunsten des Arbeiters die Sitte, ihn durch Darreichung von Waren abzulohnen, verboten, die Kinderarbeit in den Fabriken, der man schon früher entgegen getreten, noch weiter beschränkt. Doch wirkte die stetig wachsende Anlage von neuen Fabriken, von denen die Vorsigische Maschinen-Anstalt in Berlin, die Kruppsche in Essen einen wohlverdienten Weltruf erlangten, auf die kleinen Handwerksmeister schon schädigend ein, und gerade in ihren Kreisen machten sich die Wirkungen der Märztage besonders fühlbar. Die Teilnahme an der Bürgerwehr, wie an den politischen Versammlungen und Festlichkeiten hatte ihnen unerhört viel Geld und Zeit gekostet. Nun mußten ihrer viele unfreiwillig feiern. Denn jede Baulust war verschwunden, viele der vornehmsten Familien, für die sie gearbeitet, hatten Berlin verlassen. Der Mietz Wert der Häuser war um 25 Prozent gesunken — im November 1848 standen über 4500 Wohnungen in Berlin leer —, der Zinsfuß gestiegen und Hypotheken nur schwer zu bekommen. In sieben Monaten waren der Sparkasse 400 000 Thaler mehr entnommen als in sie eingezahlt, und mehr als 1200 Handwerkern mußten die Steuern erlassen werden. Da begreift es sich, daß nicht wenige Handwerker ihr Ohr der sozialdemokratischen Lehre zu öffnen bereit waren.

Der Unwill aber gegen das herrschende System wurde noch größer durch die Richtung, welche weiterhin die auswärtige Politik nahm. Und in der That bot sie noch immer zu vieler Sorge Anlaß. In der hessen-kasselschen Sache trat Österreich Preußen mit Füßen, und in der schleswig-holsteinischen lenkte Preußen ganz in das trübe Wasser der österreichischen Politik ein, lieferte auch seinerseits — was der frühere Minister von Arnim für Landesverrat und schlimmer als den Raub Straßburgs durch Ludwig XIV. erklärt hatte — Rendsburg und Friedrichsort an Dänemark aus. Trotz der Verabredungen in Olmütz und Dresden mußte aber der innere Widerspruch zwischen beiden deutschen Großmächten nun auf dem Bundestag, wo Österreich mit den Mittelstaaten Preußen immer überstimmen konnte, in die Erscheinung treten, und der neue preußische Bundestagsgesandte, Otto von Bismarck-Schönhausen, der am 29. August 1851 in Frankfurt sich als solcher legitimierte, trug denn auch kein Bedenken, die preußischen Interessen scharf zur Geltung zu bringen, obwohl er getreu der sozusagen mit der Muttermilch eingesogenen Hochachtung vor Österreich aufrichtig bestrebt war, ein Zusammengehen zwischen Preußen und Österreich allerwege zu ermöglichen. Nur überzeugte er sich sehr bald, daß die Habsburg die von ihm für seinen Staat in Anspruch genommene rechtliche Gleichstellung in jedem Fall verweigern und Preußen in politischer Abhängigkeit halten wolle. Damals auch erlebte Deutschland das tieftraurige Schauspiel, daß die junge deutsche Flotte, die unter allzeitiger Begeisterung der Nation gegen die dänischen Gewaltheiten ins Leben gerufen war, und für die weder Österreich noch die Mittelstaaten Geldbeiträge flüssig machen wollten, öffentlich versteigert wurde. Nun aber machte das Wiener Kabinett sogar noch den Versuch, Preußen in wirtschaftliche Abhängigkeit zu bringen und entweder den Zollverein zu sprengen oder doch selbst in diesen aufgenommen zu werden, um auch hier sein Übergewicht und seine außerdeutschen Interessen zur alleinigen Geltung zu bringen. Es gelang ihm in der That, am 10. Juli 1851 einen handelspolitischen Ausschuß am Bundestage einzusetzen, und da Preußen damals nach Zollerleichterungen, die süddeutschen Staaten aber nach Schutzzöllen strebten, so schien mit dem am 1. Januar 1854 stattfindenden Ablauf

der Zollverträge für den Donaustaat ein günstiges Ergebnis möglich. Es verstand sich aber, daß Preußen, namentlich wenn es gelang, Kurhessen in das österreichische Wirtschaftssystem hinüberzuziehen, empfindlich geschädigt und seine beiden Staatenhäfen wieder aus einander gerissen würden. Es war daher ein sehr witsamer Schachzug, als das Berliner Ministerium durch überreiche Zugeständnisse endlich Hannover in dem Vertrag vom 7. September 1851 zum Anschluß an den Zollverein veranlaßte. Die Misstrümmerung, die sich an den übrigen Höfen des Zollvereins über diesen, ohne ihre Mitwirkung geschlossenen Vertrag äußerte, wurde jedoch von Österreich geschickt benutzt, und wurde nun so bedenklicher, als sich nach einem Thronwechsel in Hannover der neue König Georg durchaus nicht dem Abkommen geneigt zeigte. Indessen war glücklicherweise der Wert des Zollvereins sowohl wie die nationalökonomische Unmöglichkeit der Teilnahme Österreichs so offen vor Augen liegend, daß die süddeutschen Staaten ihre schützöllnerischen Wünsche zurückstellten. Die deutschen Interessen erwiesen sich eben stets, wenn sie in Gefahr waren, grundverschieden von den österreichischen, im Einklang aber mit den preußischen. Und nun wurde Österreich durch die Verhältnisse in Frankreich, wo Napoleon im Begriff schien, den Kaiserthron wieder anzurichten, doch zu einem freundlicheren Verhältnis zu Preußen genötigt. So mußte es sich mit einem sehr günstigen Handelsvertrag begnügen, Hannover mußte den September-Vertrag aufrecht erhalten, und am 1853 4. April 1853 konnte der Zollverein, nunmehr durch die Nordseestaaten, Hannover und Oldenburg verstärkt, auf zwölf Jahre verlängert werden. Die wirtschaftliche Einigung Deutschlands unter preußischer Führung ließ sich nicht mehr zerreißen.

Da nun trat ein Ereignis ein, welches die Beziehungen der europäischen Mächte unter einander vollständig umlehren und die innere Unwahrheit der heiligen Allianz erweisen sollte. Zugleich zwang es Österreich, seine feindselige Politik gegen Preußen wenigstens scheinbar zurückzustellen, ja sich in einem Bündnis mit ihm zu einigen und zerstörte endlich für einige Zeit auch die guten Beziehungen des Kaiserstaates zu den Mittelstaaten. Der Zar, als Bändiger der Revolution von den einen hoch gerühmt, von den anderen als gewaltthätiger Herrscher über Europa bitter gehaßt, hielt sich mächtig genug, nunmehr die alten russischen Pläne gegen den Orient auszuführen. Namentlich von Österreich glaubte er umso weniger Widerstand erfahren zu sollen, als er ihm in der ungarischen Empörung wirksame Hilfe geleistet, und der junge Kaiser Franz Joseph in Verehrung und Dankbarkeit zu ihm aufsah. Außerdem verstand er es, wie dereinst sein Bruder Alexander, seine Pläne mit dem Mantel der christlichen Pflicht und Liebe zu verbüllen. Ohne jede zwingende Veranlassung erklärte er den Schutz über die griechischen Christen in Anspruch nehmen zu müssen und besetzte, als die Pforte dies zurückwies, die Moldau und Walachei. Weder Frankreich noch England, am wenigsten aber Österreich konnte einen derartigen Machtzuwachs Russlands an der unteren Donau ertragen. Und als gegen alle Erwartung des Zaren wie König Friedrich Wilhelms Frankreich und England sich einigten, gemeinsam ihre Flotten in das schwarze Meer sandten, lag es doch in der Natur der Sache, daß die Beilegung des Streites allein durch die Westmächte für Österreich auch nicht erwünscht sein konnte. Bei seinen in üblicher Weise zerstörten Finanzen war es aber durchaus nicht im Stande, einen energischen Krieg zu führen, sondern war hier auf Preußen angewiesen, welches allein Russland von einem Angriff auf die deutschen Staaten Österreichs zurückhalten konnte.

Und das war ja ohne Zweifel für alle Mächte klar, daß allein Preußen dem Kampf im Süden ein wirkliches Gegengewicht durch einen Angriff auf die russische Westgrenze geben konnte. Denn in solchem Fall hätte Russland seine besten Truppen für den Kampf an seiner Westgrenze verwenden müssen — eine englisch-französische Flotte in der Ostsee bemühte sich vergeblich wenigstens Kronstadt zu



Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen und seine Gemahlin Prinzessin Victoria,
geb. Prinzess Royal von Großbritannien, im Jahre 1858.
Gleichzeitige Lithographie eines unbekannten Künstlers.

nehmen — und der mit wechselndem Glück im Süden geführte Streit mußte dadurch für die Westmächte unendlich erleichtert werden. Die Frage war in Wirklichkeit nicht nur eine orientalische, sondern eine europäische, und die Krise wurde aus einer türkischen zu einer russischen. Die Absicht der Westmächte namentlich Englands ging ebenso wie die Sehnsucht Österreichs dahin, Russland auf seine natürlichen Grenzen in Europa zu beschränken, und die Entscheidung lag in Berlin. Schloß sich Preußen den Westmächten und Österreich an, so schien sich endlich die

Gelegenheit zu bieten, die Übermacht Russlands, die seit mehr als zwei Jahrhunderten auf Europa lastete, zu brechen. Wie der Seemann im Mastkorbe glaubte Bunsen in seiner Stellung als preußischer Gesandter in London die Weltlage zu übersehen und eifrigst zum Krieg gegen Russland raten zu sollen. Mit schroffen Worten erklärte er diejenigen für Verräter, welche jetzt noch im Kaiser von Russland, der sich als Diktator Deutschlands betrachte, das rettende konservative Prinzip sehen wollten. Indessen so zutreffend solche Ausführungen waren, so lag in ihnen doch mehr patriotischer Schwung als berechnende Politik. Friedrich Wilhelm war empört über den „scheußlichen“ Krieg, erzürnt über die frevelhafte Weise, mit der Russland zu den Waffen gegriffen, und doch entfernt nicht gewillt, zum besten des „Halbmondes“ gegen das „Kreuz“ und für „Muhamed“ gegen „Christus“ ins Feld zu rücken. Aus solchen Anschaunungen ergab sich ihm die Neutralität als der natürliche Standpunkt Preußens, und wie heftig auch damals der Unwille aufwallte, daß der König nicht Front machen wolle gegen den Zaren, der ihn so schmählich im Stich gelassen, gegen den Despoten, der die Freiheit der europäischen Völker so schmählich verachtet, so machte doch namentlich Bismarck geltend, daß in einem solchen Kriege Preußen die Hauptlast zu tragen haben werde, ohne irgend einen Gewinn zu erlangen. Im Orient habe Preußen gar kein Interesse, sein wirklicher Feind aber sei, wie der Zollverein und der Bundestag fortwährend bewiesen, Österreich; Russland dagegen zu schonen, könne für die Zukunft außerordentlich wichtig werden. Nicht aus Vorliebe für Russland, sondern aus wohlverstandenen preußischen und deutschen Interesse brachte er diesen echt friednerizianischen Standpunkt immer wieder zur Geltung. Und wenn der leitende russische Minister Fürst Gortschakoff seinen Haß gegen Preußen nur mühsam verhüllte, so wurde es doch unendlich wichtig, daß die Rache an Österreich von nun an geradezu sein Regierungsprogramm bildete. Allerdings kam es dann doch auf das Drängen des österreichischen Ministers Grafen Buol zum Abschluß eines Vertrages mit Österreich, da Preußen unter allen Umständen gegen einen möglichen Angriff Frankreichs gedekt sein wollte, aber indem man jede Hilfeleistung für Österreich von der vorher einzuholenden eigenen Zustimmung zu einem Unternehmen gegen Russland abhängig gemacht, hatte man doch freie Hand behalten. Die übrigen Staaten Deutschlands aber lehnten die von Wien energisch geforderte Unterstützung, wenn auch unter Ausflüchten, ab, da sie mir schwere Opfer, und nicht den geringsten Gewinn absahen.

Diese neutrale Haltung aufrecht zu erhalten, blieb allerdings während der Wechselseite des Krieges außerordentlich schwierig, und vergeblich hatte der König durch Spezialgesandte, wie die Grafen von Pourtales und von Niedom in London, den General der Kavallerie Grafen von Wedell in Paris seine Politik zu erklären gesucht. Als endlich nach dem furchtbarsten Blutvergießen und nach dem Tode des Zaren in Paris ein Friedenkongress zusammen trat, geschah es, daß Preußen erst nach fast erfolgter Fertigstellung der hauptsächlichsten Streitpunkte zur Unterzeichnung des Vertrages zugezogen wurde. Das empfand die Nation zwar schwer, fiel aber nicht allzuhehr ins Gewicht, da Preußen endlich einmal seinen eigenen Willen behauptet und sich nicht in einen Krieg hatte hinein dekretieren lassen, der für den Staat ohne unmittelbares Interesse war. Überdies aber hatte man nicht sowohl die Zuneigung Napoleons erfahren, als vielmehr nun Russland sich wieder einmal ein großes Verdienst erworben. In England, das zu gewinnen Friedrich Wilhelm stets schon



Medaille zur Erinnerung an die silberne Hochzeit des Prinzen und der Prinzessin von Preußen am 11. Juni 1854.

In Größe des Originals (Silber) im Agl. Münz-
kabinett zu Berlin.

Avers.

wegen des gemeinsamen Religions-Bekenntnisses gestrebt hatte, begegnete man freilich führer Ablehnung in einer den König tief schmerzenden Weise und mußte sie auch in der Sache des Fürstentums Neuenburg erfahren. Als hier nämlich gegen die 1848 eingesetzten demokratischen Einrich-
tungen ein roya-



Medaille zur Erinnerung an die silberne Hochzeit des Prinzen und der Prinzessin von Preußen am 11. Juni 1854.

In Größe des Originals (Silber) im Agl. Münz-
kabinett zu Berlin.

Revers.

listischer Aufstand im September ausbrach, wurde er von der demokratischen Partei und einigen Truppen der Schweiz leicht niedergeschlagen. Höchst umfassende Verhandlungen mit allen Staaten begann der König, um das „liebe Ländchen am Jura“ und dessen Bewohner, „auf die er stolzer sei, als auf alle anderen Unterthauen“, um wenigstens die Männer zu retten, welche in treuer Unabhängigkeit an ihn die Erhebung versucht hatten. Doch war es keine Frage, daß Preußen nicht deshalb zum Schwerte greifen durfte, sondern das kleine Besitztum aufzugeben mußte, das nie mit dem Staat vereinigt, nur in persönlicher Union mit seinem Fürsten verbunden war. Im Mai 1857 wurde das Ländchen an die Schweiz abgetreten.

Friedrich Wilhelms Herz war tief verwundet, daß er die getreuen Unterthanen dahingeben mußte. Sein ganzes Nervensystem war schwer zerrüttet. Auf der Rückkehr von Wien, wohin er der Neuenburger Frage wegen persönlich sich begeben, traf ihn im Oktober 1857 in Dresden ein Schlaganfall, der seiner Regierung schon jetzt ein thatächliches Ende machte, während der Tod ihn von den qualvollsten Leiden erst am 2. Januar 1861 erlöste.

Der Verlust Neuenburgs konnte für den Staat nicht ins Gewicht fallen, aber sehr bedeutsam hatte sich in den umfangreichen Verhandlungen mit allen Großstaaten doch die vollkommene Veränderung der Beziehungen Preußens zu ihnen gezeigt. In der That war der Staat, den die Freiheitskriege geschaffen, und wie er aus den Beratungen des Wiener Kongresses hervorgegangen, ein völlig anderer geworden. Das alte patriarchale Regiment des pflichttreuen Absolutismus hatte einer konstitutionellen Verfassung weichen müssen, und die Freundschaft zwischen Preußen, Österreich, Russland und England, der Bierbund war in die Brüche gegangen. Die bitterste Feindschaft hatte man von Österreich erfahren und erfuhr sie in den kleinen Fragen, die damals den Frankfurter Bundestag beschäftigten, wie vorzüglich über die Besatzung der Bundesfestung Rastatt noch täglich. Die Mittelstaaten, nach der Beilegung des Krieges sicher, von Österreich nicht mit schweren Forderungen an ihre Oferwilligkeit behelligt zu werden, schlossen sich dem Kaiserstaate wieder an und trafen mit ihm in dem Bestreben zusammen, jede Selbständigkeit Preußens zu unterdrücken und jeden Versuch einer festen

Einigung des Reiches im Neime zu ersticken. Denn kein Gedanke sei verrichter, äußerte Graf Buol, als der der deutschen Einheit und mit unglaublicher Gering- schätzung sprach der sächsische Gesandte in Wien Graf Witzthum von Eckstädt über dies machtlose Preußen, das so einziglich ehrgeizige Absichten hege. Mit prickelndem Behagen erwähnt er das Wort des Französen Thiers, wie thöricht es sei, daß dies Preußen, das unter Friedrich dem Großen zwanzig Jahre um Schlesien habe lämpfen müssen, nun ohne den Großen König ganz Deutschland gewinnen wolle. Die persönlichen Beziehungen des Prinzen und der Prinzessin von Preußen, die 1854 unter reger Teilnahme des Volkes ihre silberne Hochzeit gefeiert, zum englischen Königshause waren zwar durch die im Herbst 1855 erfolgte Verlobung ihres Sohnes, des Prinzen Friedrich Wilhelm, mit der Prinzessin Royal noch enger geknüpft. Aber das Staatsleben beeinflußte diese Verbindung nicht. England vielmehr war entrüstet, daß der schlafige Deutsche nicht „seine Pflichten gegen Europa erfüllt“, d. h. für die englischen Interessen sich hatte „auf den Kampfplatz schleppen“ lassen, und sah hochmütig, mit einer deutlich zur Schau getragenen sittlichen Entrüstung auf den Berliner Hof als den „Satelliten Russlands“ herab. Ganz gegen alle Erwartung, gegen die eigenen Wünsche und im Gegensatz zu den Gedanken der heiligen Allianz war Preußen indessen in bessere Beziehungen zu dem jungen Napoleoniden gekommen, der den Cäsarenthron seines Oheims mit List und Klug ersonnenen Mitteln wieder ausgerichtet. Denn Napoleon, ausgehend von den Gedanken, die Verbindung zwischen Preußen, Russland und Österreich, der sein Ohr erlegen, zu sprengen und die deutsche Einheit zu stören, unterschätzte Preußens Macht erheblich, glaubte in Berlin überwiegenden Einfluß gewinnen und durch Preußen das gehäzte Österreich schwächen zu können. Nur Russland

war von den alten Bundesgenossen wieder in ein freundlicheres Verhältnis zu Preußen gekommen, denn trotz aller Verachtung, mit welcher Nikolaus Preußen entgegengetreten war, hatte das Zarenreich doch die einzige Stütze wie bei den Polenaufständen, so im Krimkriege in Berlin gefunden, und von seinem Sohn und Nachfolger Alexander durfte man auch ein weniger brüskes Verhalten erwarten. Aber das verstand sich, daß weder die russische Freundschaft, noch die französische Bündigkeit eine irgendwie fest begründete Einheit des deutschen Reiches billigen würden. Doch alle Hoffnung der deutschen Patrioten stand allein auf Preußen, und dieses mußte nun zeigen, ob die neue Verfassung ihm auch unter den schwierigsten auswärtigen Verhältnissen die Kraft gab, um „seine geschichtliche Aufgabe, die deutsche Macht zu sein“, zu erfüllen.



Denkmal König Friedrich Wilhelms IV. auf der Rheinbrücke zu Köln.

Von Gust. Bläser (1813–1874). Nach einem Lichtenbild.

Fünftes Buch.



Die

Begründung des Deutschen Reiches

durch

König Wilhelm I.

18(57)61—1871.





Das Palais Kaiser Wilhelms I. in Berlin.
Nach einem Lichtbilde.

Fünftes Buch.

Die Begründung des Deutschen Reiches durch König Wilhelm I. 18(57)61—1871.

Bis zum Wiener Frieden.

Am Anfang des Jahrhunderts war, wie wir sahen, Deutschland und am schlimmsten von seinen Staaten Preußen völlig zu Boden geschlagen. Das gute preußische Schwert, allmählich erst durch den Arm der übrigen deutschen Stämme unterstützt, befreite dann das Vaterland von der fremden Thiranee und gewann ihm die Freiheit zurück, seine Geschickte selbstständig zu bestimmen. Wie viele Jahre waren zerronnen, wo davon nicht die Rede gewesen war! Nur das Eine hatte man ganz außer acht lassen müssen, daß, wenn man den einen Fremdling, der seit mehr als zwei Jahrhunderten über Deutschland zu herrschen gesucht, wenn man Frankreich mit Hilfe der anderen fremden Macht,

mit Österreich niederwarf, man dieses doch stärkte und ihm wieder eine Kraft über Deutschland gab, die fort und fort wachsen mußte. Damals, wo die Begeisterung für das alte heilige Reich in hohen stolzen Wellen ging, war es geschehen, daß man den kleinen, kaum ein Viertel betragenden Bruchteil deutscher Bevölkerung Österreichs für den Beweis seines deutschen Charakters ohne Bedenken, unbesehen und wie von selbst annahm. Das meinte man vielfach auch jetzt noch. Noch 1850 sah der Abgeordnete Otto von Bismarck in Österreich den Repräsentanten und Erben der alten deutschen Macht, der oft und glorreich das deutsche Schwert geführt. Die Einheit des ganzen Vaterlandes hatte man erstrebt und dabei völlig übersehen, daß vornehmlich die Interessen der nichtdeutschen Völker Österreichs das Haus Habsburg zu jener Politik geführt hatten und wieder führen mußten, welche die Kleinfürsten in die Arme Frankreichs getrieben, welche deutsches Recht und deutsches Wesen so gründlich verachtet und verleugnet hatte, bis das einst so stolze Schiff völlig gesunken war. Denn lediglich an dem Interesse der dreißig Millionen nichtdeutscher Unterthanen im österreichischen Staatswesen war der mehr patriotisch gefühlte als politisch durchdachte Plan gescheitert. Aber die Fremdherrschaft Österreichs über Deutschland war nur um so fester begründet in jenem System, die Mittelstaaten liebkosend an sich zu ziehen, die kleinen aber zu unterdrücken und Preußen aus dem Sattel zu heben. Denn nicht an dem Umstände, daß neben Österreich noch ein zweiter Großstaat, Preußen, im Bunde war, sondern vornehmlich an dem undeutschen Charakter des Kaiserstaates mußte jeder Versuch, die Reichseinheit herzustellen, scheitern. Zunächst freilich hatte die Habsburg die Gährung im deutschen Volke benutzt, um eine Uebereinstimmung mit Preußen herbeizuführen. Aber nichts anderes hatte sie dabei bezweckt, als nach eigenem Willen und Wunsch zu handeln, den Haß und die Mißgunst aber, die dies Handeln erzeugen mußte, auf den getreuen deutschen Nachbarn zu werfen. Als dann aber es zu Tage trat, daß auch die unglückselige zerrissene Lage der Länder, welche man Preußen in böser Absicht zugewiesen, die neue Erstarkung des Gegners nicht gehindert, als es sich herausstellte, daß gerade sie den rein deutschen Charakter Preußens stählte, als Preußen die wirtschaftliche Einheit Deutschlands begründete, als die gewaltig fortschreitende Gährung der Geister das Werk des Wiener Kongresses über den Hausen zu werfen schien und mit immer heftigerer Gewalt, immer inbrünstigerer Sehnsucht die nationale Einheit des heillos zerplitterten Vaterlandes forderte und keine andere Burg fand, in welcher deutsches Sein und Leben gesichert war vor dem Anprall aller Feinde als das schlichte altersgraue Schloß an der Spree: erst da änderte man zu Wien die verdeckte Taktik, weiter und weiter öffnete sich das Visir, und wer es etwa wagte, das Antlitz, das hervortrat, mit festem Blicke anzuschauen, der sah wohl italienische, ungarische, walachische, slavische, ezechische, hannäkische und was sonst für fremde Züge, aber ein deutscher war kaum noch zu erkennen. Doch die fester geschlossene innere Einheit, die Österreich nach Metternichs Sturz errang, mußte nur um so tiefer den alten Sporn eindrücken, nunmehr auch die alte Herrschaft über das Reich herzustellen. Mochte doch der Deutsche mit der ganzen Kraft seines Geistes, mit dem verspotteten und verlachten Idealismus die Einheit begehren und sein eigen Selbst allein unter den Fittigen des schwarzen Adlers bewahrt und gerettet sehen! Gerade diese Gährung, die Unruhe und Zerfahrenheit der Geister mußte ein Fundament abgeben, auf welchem das Kaiserhaus die frühere Herrschaft

nur um so fester begründen konnte. Schon regte sich ja auch sein alter Nebenbuhler jenseits des Rheins, und wie undeutlich das Krähen des gallischen Hahns noch tönen möchte, es war das Zeichen, nur umso mehr zu eilen, das Geände, an dem man lange genug gezimmet, schleunigst unter Dach und Fach zu bringen, ja schon stand man wieder mit Frankreich wie einst in hochgefährlichem Bunde. Der revolutionären Bewegung der Geister in den eigenen Ländern war Österreich ja Herr geworden, und wenn man daran gedachte, wie die herrliche Bewegung des Jahres 1809 so schnell vertraucht war, daß sie sich 1813 durchaus nicht hatte wiederholen wollen, wie sollte man nicht hoffen, daß auch die neue Bewegung in Österreich nur ein einmaliges Auflackern gewesen, und daß das Feuer gründlichst erstickt sei! Nur um so besser dann aber, wenn die patriotische Erhebung im benachbarten Deutschland in die abschüssigen Wege, in die wilden Fluten der Revolution verraun, welche die Throne unterwühlte, die deutschen Fürsten in Angst und Sorge zur Hofburg eilen ließ! Wo anders meinten sie denn noch Schutz zu finden, nun da auch in Preußen, so schien es, die Revolution eingebrochen, die moderne Ansicht vom Staate gesiegt? Gerade hier war es ja ebenso wie anderwärts dahin gekommen, daß ein Dualismus zwischen Regierung und Unterthan sich gebildet, der, von beiden Seiten anerkannt, zum Ruine des Staates führen mußte. Weder in Wien, noch an den Höfen der Mittelstaaten hatte man eine rechte Empfindung davon, daß das Volksleben der deutschen Nation in sich ein organisches ist, das von den breiten Grundlagen, dem weitgreifenden Wurzelgeslecht emporsteigt durch alle Stufen und Glieder zur Spitze, zur Blüte und Frucht, daß weder das eine noch das andere der besonderen Glieder entbehrlich oder ersehbar sei. Denn eben diese befiedeten und bekämpften, zersleischten einander, also daß die Herrschaft des fremden Staates über sie nur um so leichter zu erreichen schien.

Mochten denn immerhin die Thore des Königsschlosses zu Berlin dem Gedanken der deutschen Einheit weit geöffnet sein, um so gewisser sammelte sich die Mehrzahl deutscher Fürsten unter der schwarz=gelben Fahne, da irgendwie doch jeder Gedanke einer deutschen Einheit ihnen ein Opfer zumuten mußte. Mochten doch die Wünsche der Unterthanen auf Teilnahme an der Gesetzgebung so heftig, wie sie wollten, an die Pforten zu Berlin pochen, nur mit halbem Willen waren sie ihnen aufgethan, und ängstlich suchte man sie schon wieder zuzuziehen. Herrschte doch auch unter denen, die eine feste monarchische Gesinnung hatten, ein tiefer Unwill gegen die Regierung, strebten doch die sogenannten Altliberalen nach Ausbildung der Verfassung, und war doch die weitere Beschränkung der königlichen Gewalt eine weit verbreitete Forderung! Ja republikanische Gedanken und sozialistische Pläne fanden auch in Preußen Anhänger und Vertreter, und die Macht der Krone zu zerbröckeln schien vielen ein glückverheißendes Ziel! Wie überall in Deutschland, so hatte auch in Preußen der monarchische Sinn einen schweren Stoß erhalten, und derer waren nicht wenige, denen die alte Königstreue nur Anlaß zu Hohn und Spott gewährte. Wie hätte solch Zwiespalt innerhalb der schwarz=weißen Pfähle nicht die Hoffnung Österreichs und der anderen Feinde aufflammen lassen, die Erwartung der Getreuen aber, daß die Hohenzollern die Einheit Deutschlands begründen würden, darnieder schlagen sollen! Mochte doch der große Zar dem Wiener Kabinett noch zürnen, daß es ihm in den Weg getreten, mochte doch der neue Napoleon im tiefsten Herzen bittern Groß gegen das Erz-

haus hegen, mochte man auch im Palast zu St. James und im Parlament auf der Downingstreet schelten über die nach allen Verhandlungen nur um so schmählichere Unthätigkeit Österreichs im Krimkriege! Das war doch sicher, daß das Aufsteigen der preußischen Macht keiner der fremden Mächte erwünscht, daß gar die Gründung der deutschen Einheit, die Schöpfung einer deutschen Macht unter preußischer Führung auf den entschiedensten Widerspruch in allen Kabinetten Europas stoßen würde.

Schon war ja das Ansehen des Staates überall gebrochen, und in seiner neuen Jugendblüte schien er wieder geknüpft. Wie aber schien es sich für seine Feinde nun so glücklich zu führen, daß durch die Erkrankung des Königs eine Stellvertretung nötig wurde, die Uebel genug nach sich ziehen konnte! Wie glücklich schien es sich zu führen, daß der Prinz von Preußen, trotzdem er, so oft der Anlaß sich bot, seine hohe Achtung vor dem historischen Recht der deutschen Fürsten bekundet, seine gewissenhafte Anerkennung ihrer Souveränität bewiesen, dennoch von den Fürsten mehr noch als sein Bruder und Vater argwöhnisch beobachtet wurde, als ob er ihre Throne antasten, ihre Länder für sich zu erwerben wünsche! Was half es ihm, daß Gegenteil wiederholt zu bezeugen! Die Gassenjungen in Berlin erzählten sich ja, daß er die deutschen Fürsten verschlafen wolle! Das war dem König von Sachsen wie dem von Hannover Beweis genug, und folgerecht hielten die Fürsten zur Habsburg, schien das Werk der Einheit mithin ganz unausführbar. Wie schien es sich weiter so glücklich zu führen, daß der Prinz von Preußen, trotz aller ihm zugeschriebenen Vergrößerungs-Gelüste, wie man wußte, in hohem Maße friedfertig war und, an der Schwelle des Greisenalters angelangt, wohl kaum noch die wagende Kraft und den schwelenden Mut haben werde, den nur die frische Jugend gewährt! Durste man doch hoffen, daß der Prinz, aufgewachsen und mit seinem ganzen Herzen der heiligen Allianz, dem alten System die Biermächte zugethan, die traditionelle Zuneigung und Nachgiebigkeit seines Hauses gegen Habsburg gewiß bewahren werde! Ja um so mehr werde er es thun, als sein innerstes Empfinden ihn von jeder Annäherung an den Neffen des schrecklichen Mannes, der seinem Hause und Lande zum Fluch geworden, an Napoleon abwenden mußte, als die persönliche Freundschaft, die ihn sowohl mit dem absoluten Baron in Petersburg, wie mit der parlamentarischen Königin in London verknüpfte, an dem Widerspruch beider Staaten zu Grunde gehen mußte. Wie schien es sich aber auch endlich so glücklich zu führen, daß der Prinz aus den schweren Bedenken, die er gegen die Umgestaltung des Staates gehabt, seinerzeit kein Hehl gemacht, daß umgekehrt er dann mit unzweideutigen Worten sich für die gewissenhafteste Haltung der Verfassung und gegen jede nicht völlig ehrliche Auslegung entschieden ausgesprochen. Hatte er doch damit der Feinde hüben und drüben genug erworben! Hielt man ihn doch auf der einen Seite für den erbitterten Gegner der Verfassung und auf der anderen für einen Abtrünnigen! Schwer und immer schwerer hatte er ja leiden müssen unter den Gehässigkeiten und Anfeindungen! Im inneren Widerspruch befand er sich mit den Räten der Krone, und doch kam nicht nur alles darauf an, die Kontinuität der Entwicklung festzuhalten, sondern der Natur der Stellvertretung entsprach es allein, nach den Grundsätzen des Königs und seiner Ratgeber die Regierung zu leiten. Von der aufrichtigsten Frömmigkeit in der Tiefe seines Herzens und zugleich erfüllt von innerlichem Bedürfnis der Bethätigung des evangelischen Glaubens auch in den Formen der Kirche, bot er doch der herrschenden

Nichtung, die er selbst als Heuchelei bezeichnen mußte, Anlaß zu schweren Bedenken.

In Summa: Das Ansehen Preußens war im Auslande tief gesunken, von den deutschen Fürsten war der Staat leidenschaftlich beargwöhnt, von Österreich bitter befürchtet. Die eigene Verfassung des Staates befand sich im Stadium des Uebergangs und mußte in Kampf und Streit erst ihre Lebensfähigkeit erweisen. Die Unterthanen waren gespalten unter sich nach politischen, nach ständischen, aber auch nach wirtschaftlichen wie kirchlichen Grundsätzen, die Regierung, deren Leiter der Stellvertreter doch beibehalten mußte, stand im entschiedenen Widerspruch zu den Unterthanen wie zu dem Prinzen selbst. Wahrlich es sind nicht wohl Zustände denkbar, welche den Wechsel einer Regierung und die gedeihliche Fortentwicklung des nationalen Lebens schwieriger machen könnten! Wie sicher waren die inneren Verhältnisse beim Regierungsantritt Friedrichs des Großen begründet gewesen, wie hatte selbst Friedrich Wilhelm III., als er das neue Preußen begründete, in der sittlichen Uebereinstimmung der Besten des Volles den festesten Halt gefunden! Nur der Große Kurfürst hatte andere Schwierigkeiten vorgefunden, hatte Land und Leute erst erobern, erst schaffen müssen, und doch, wenn man jene Zeit mit der um die Mitte dieses Jahrhunderts vergleicht, wenn man den Ton auf die moralischen und geistigen Schwierigkeiten legt, so wird man sie bei der Uebernahme der Stellvertretung durch den Prinzen von Preußen für kaum geringer anzuschlagen geneigt sein, als sie beim Antritt der Regierung des Großen Kurfürsten vorlagen.

Und doch sie sind überwunden, sie sind nicht nur überwunden, sondern sie haben zu einem Ziele geführt, so herrlich, so vollendet, so alle Erwartungen, alles Maß überschreitend, daß alles, was die Geschichte unseres Staates bietet, dagegen völlig in den Hintergrund tritt. Kein Zweifel ist es, daß es lediglich die Persönlichkeit des neuen Herrschers ist, auf der alles beruhte, die Staat und Reich, Gesellschaft wie Verkehr so gründlich, so durchaus umgestaltete. Indessen wie vermöchten wir ein Charakterbild des Königs zu entwerfen, der in unseren Herzen als lebendige Macht lebt und eine Verehrung genießt, wie sie noch keinem Sterblichen zu teil wurde! Die Einfachheit läßt sich beschreiben, die Größe läßt sich schildern, die Verbindung beider, wie sie uns hier in einer das menschliche Maß beinahe übersteigenden und doch wieder so rein und ungesucht menschlichen Weise entgegentritt, geht heute noch über die volle historische Würdigung hinaus. Aber das dürfen wir sagen. Selbst bei den Hohenzollern, die — wir hörten es — in der Pflichttreue das Höchste gesehen, was sie leisten konnten, ist eine solche Pflichttreue, die in der wunderbarsten Leistung nichts sieht, als die einfache Erfüllung der Schuldigkeit, vorher nicht dagewesen. Das ganze Leben des Königs von jenem schlichten Bekennnis am Tage seiner Einsegnung an: „Ich weiß, daß meine Kräfte der Welt, dem Vaterland gehören“ bis zu jenem in alle Ewigkeit ergreifenden „Ich habe keine Zeit, müde zu sein“ ist dem Könige nichts als die natürliche Lösgung der ihm von Gott gestellten Aufgabe gewesen, dem Staat aber, ja der ganzen Welt ist seine Regierung das segenreichste Ereignis des Jahrhunderts geworden. Bereinst an der Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts war die Welt bewegt von den Missbräuchen der Kirche, und die Seele der Völker düsterte nach einer erläuterten Erkenntnis der göttlichen Wahrheit. In der Seele eines Mannes hatten die Kämpfe der Zeit sich abgespiegelt, und gerungen hatte er mit sich, bis er selbst zur Klarheit sich durchkämpft. Ohne jegliche Absicht eines Bruches

mit der herrschenden Kirche, ohne jegliche Ahnung von den Folgen seiner That, in schlichter Erfüllung dessen, was seine Christenpflicht ihm gebot, aber überzeugt von der Wahrheit seiner Sache, war Luther dem Unwahren des Ablasses entgegentreten und eine Bewegung hat er hervorgerufen, die das Schicksal der Welt bestimmt. Um die Mitte unseres Jahrhunderts waren alle Herzen und Sinne des deutschen Volkes erfüllt von der Sehnsucht nach nationaler Einigung und den Edelsten der Nation schien nichts notwendiger, schien keine Forderung sittlich berechtigter und dringender als die Vereinigung der deutschen Stämme unter einem kaiserlichen Haupt, als die Beteiligung der Nation an der Gesetzgebung, die Offenlichkeit der Handlungen des Staates. In der Stille des schmucklosen Hauses unter den Linden zu Berlin hatten diese Wünsche in der Seele eines Fürsten gejündet, in seiner Seele hatte er gerungen, ob sein Preußen, das allein durch die Arbeit seine Vorfahren so groß und herrlich geworden, die neue Form vertrage, ob es auch in ihr wie in der alten seine Pflicht erfüllen könne, hatte er gefämpft, ob Preußen, die so lange Jahrhunderte wesentlich durch die Kraft der Hohenzollern von Österreich geübte Herrscherstellung in Deutschland annehmen dürfe. Aber einmal zur Klarheit gekommen, löste er mit sicherer Hand den alten deutschen Bund auf, forderte die Einberufung eines deutschen Parlaments, erbaute das festgefügte Werk der deutschen Einheit und schuf damit einen neuen Mittelpunkt, um den fortan sich die Welt bewegen sollte.

Solange die Stellvertretung währete, hielt sich der Prinz verpflichtet, „unter gewissenhafter Beobachtung der Landesverfassung und der Landesgesetze, nach den Mir bekannten Intentionen Seiner Majestät, Meines königlichen Bruders und Herrn die Regierungsgeschäfte zur Zufriedenheit Seiner Majestät des Königs und zum Heile des Landes zu führen.“ Es war dies nur möglich bei einer so gewissenhaften Beurteilung, wie sie dem schlichten Rechtsinn des Prinzen eigen war. Doch eben dieser Rechtsinn machte die Dauer der mehrfach erneuerten Stellvertretung nicht möglich, da die Verfassung bei andauernder Verhinderung die Regenschaft des nächsten Agnaten forderte, d. h. die Leitung der Regierung mit eigener Verantwortlichkeit und also nach dem eigenen Ermessen des stellvertretenden Oberhaupts. Denn die Krankheit des Königs zeigte Erscheinungen, welche die Hoffnung auf Genesung mehr und mehr ausschlossen. Noch war der Landtag mit richtigem Takt an dem Paragraphen der Verfassung vorbeigegangen, aber es war nicht anzunehmen, daß dies auch fernerhin geschehen werde, und völlig unberechenbar waren die Folgen, wenn die Lösung einer so schwierigen Frage nicht von der Krone selbst ausging. Der Justizminister Simons hatte daher die rechtliche Seite mehrfach zur Sprache gebracht. Es war ein erschütternder Augenblick, als die Königin Elisabeth ihrem Gemahl in einer Stunde, da seine Kräfte es gestatteten, die Urkunde vorlegte, krafft welcher der König am 7. Oktober 1858 den Prinzen ersuchte, „die königliche Gewalt in der alleinigen Verantwortlichkeit gegen Gott, nach bestem Wissen und Gewissen in Meinem Namen als Regent ausüben und hiernach die erforderlichen weiteren Anordnungen treffen zu wollen“. Erschütternd wirkte die Kunde auf die überaus große Zahl derjenigen im Lande, die trotz aller Mißerfolge des Königs reines Streben, reiche Gaben und edles Herz erkannt hatten — Charaktereigenschaften, auf welche gerade der Prinz so oft und nachhaltig hingewiesen. Aber ergreifender ist wohl der zarte und pflichttreue Sinn, mit welchem der Prinz seiner Gemahlin ein Ereignis

meldet, daß, solange die Welt besteht, immer aufs neue die Blicke auf sich ziehen wird. „Der entscheidende Schritt ist also geschehen! Gott gebe seinen Segen zu dem ernsten Werke, was nun durch mich für das Vaterland beginnt. Du kannst denken, in welcher Ausregung ich bin, und wie ich nur im Gebet mich stärken und kräftigen konnte und mich Gottes Barmherzigkeit anheim geben! ... Wenn somit vielen ein Stein vom Herzen fällt, so beginnt für mich nun erst

die wahre Sorge und Dual, die mir schwerlich (bei der voraussichtlichen Unheilbarkeit des Königs) wieder abgenommen werden wird. Ich schließe mit der Bitte, daß du für mich und das Vaterland und das schmerzlich berührte Königspaar beten mögest. Dein Wilhelm“.

Das Nächste nach der Enthaltung des Ministers von Westfalen, der die Notwendigkeit der Regentschaft bestritt, war die Berufung des Landtags zu ihrer Anerkennung. Ende Oktober trat er zusammen, und der Regent leistete in dessen Gegenwart den Eid auf die Verfassung. Sie ist sicherlich nicht das Ideal gewesen, welches sich in der Seele des Prinz-Regenten von der Verfassung des preußischen Staates gebildet hatte, aber nachdem sein

Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen.
Nach einem Lichtbilde.

königlicher Bruder und er selbst sie beschworen, hätte er jeden Versuch, an ihr zu rütteln, für Sünde gehalten. „Ich will nicht untersuchen“ — so sagte er zum König Max von Bayern — ob Konstitutionen heilsam sind, aber wo sie existieren, soll man sie halten und nicht durch gezwungene Interpretationen verschärfen“.

Es verstand sich daher, daß der Prinz-Regent mit dem bisherigen Ministerium die Regierung nicht leiten konnte, und längere Zeit schon hatte er wegen Bildung eines neuen Ministeriums Erwägungen angestellt. Der Gedanke, den Gesandten Otto von Bismarck-Schönhausen als Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu berufen, ließ sich damals noch nicht ausführen, und nunmehr kam unter dem



orsitz des hochherzig-patriotischen Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, ^{der} einzigen deutschen Fürsten, der freiwillig Land und Souveränität ausgegeben hatte, ^{zu} Ministerium zu Stande, welches zwar den Zusammenhang mit der bisherigen Regierung in der Beibehaltung des Handelsministers von der Heide und Justizministers imponirte wahrte, zugleich aber durch die Namen Rudolf von Auerswald, von Bethmann-Hollweg, Graf Pückler und von Patow einen vollen Frontwechsel bedeutete. Auch die Namen von Schleinitz, von Bonin und Flottwell bekundeten dies, wenn ich die politische Richtung dieser Männer nicht eine so streng ausgeprägte wie die erst genannten war. Ebenso aber, wie diese Ernennungen des Prinzen Kennzeichneten und es bezeugten, daß er keiner der Tagesparteien angehörte, sondern schlechthin eine rein staatliche Auffassung hatte, die — man wird an Steins Grundsätze erinnert — „auf dem historisch gewordenen Grunde des preußischen Staates die Kräfte der Nation zu ihrer höchst möglichen Entwicklung zu führen“ geachte, so sprach der Prinz diese Ansicht auch den Männern seines Vertrauens in einer berühmt gewordenen Audienz vom 1. November 1858 mit vollster Bestimmtheit aus. Ja, diese Ansprache giebt ein Programm, eine Uebersicht über das Streben des Prinz-Regenten während einer ganzen Regierungszeit und bezeichnet zugleich die Schwierigkeiten beim Antritt so deutlich, daß ein näheres Eingehen auf sie geboten erscheint. „Die Pietät“, so sagte der Prinz, „gegen Meinen schwer heimfeschten König und Herrn ließ mich ange schwanken, wie manche Erlebnisse, die ich unter seiner Regierung wahrnahm, in eine bessere Bahn wieder überzuleiten seien, ohne Meinen brüderlichen Gefühlen und der Liebe, Sorgfalt und Treue, mit welcher unser allernäbigster König seine Regierung führte, zu nahe zu treten.“ Fern von jeder Ueberstürzung, von jedem Ergreifen der Neuerungen und gleich weit entfernt von jedem Zurückhalten an überwundenen Zuständen, erklärt der Regent, wie er nur in der Ueberzeugung, daß die neuen Räte der Krone seine Ansicht teilten, und von einem Bruche mit der Vergangenheit nun und nimmermehr die Rede sein solle, sich zu dem Wechsel habe entschließen können. Nur da, wo Willkürliches oder gegen die Bedürfnisse der Zeit Lausendes sich zeige, solle die sorgliche und bessernde Hand angelegt werden. Diese Bedürfnisse richtig zu erkennen, zu erwägen und ins Leben zu rufen, das sei das Geheimniß der Staatsweisheit, wobei man von allen Extremen sich fern halten müsse. Einsacher läßt sich in der That nicht die höchste Pflicht jeglicher Regierung, an der Fortbildung des Menschengeschlechts zu arbeiten, bezeichnen. Der Regent berührt offen den Zwiespalt, der sich zwischen Regierung und Volk aufgethan, er weist hin auf die damals mannigfach abhanden gekommene Auf-



Freiherr Wilhelm von Schleinitz.
Nach einem Lichtbilde.

fassung vom Staat und zugleich auf den Weg zur Rettung, wenn er sagt, die neu berufenen Ratgeber der Krone erkennen es an, daß das Wohl der Krone und des Landes unzertrennlich sei, daß die Wohlfahrt beider auf gesunden, kräftigen, konservativen Grundlagen beruhe. Die Aufregung, die im öffentlichen Leben herrsche, sei zwar teilweise erklärlich, zeige aber andernteils Spuren von absichtlich überspannten Ideen, denen durch ebenso besonnenes wie gesetzliches und selbst energisches Handeln entgegen getreten werden müsse. Versprochenes müsse man treu halten, ohne sich der bessrden Hand dabei zu entschlagen, nicht Versprochenes mutig verhindern. Vor allem sei zu warnen vor der stereotypen Phrase, daß die Regierung sich fort und fort treiben lassen müsse, liberale Ideen zu entwickeln, weil sie sich sonst von selbst Bahn brächen. Gerade hierauf bezieht sich, was er Staatsweisheit genannt. Wenn in allen Regierungs-handlungen sich Wahrheit, Gesetzmäßigkeit und Konsequenz ausspreche, so sei ein Gouvernement stark, weil es ein reines Gewissen habe, und mit diesem habe man ein Recht, allem Bösen kräftig zu widerstehen. Nach dieser allgemeinen Betrachtung geht der Prinz-Regent zu den einzelnen Teilen der Ausgaben des Staates über, um man begreift die Schwierigkeit der Lage, wenn es ausgesprochen wird, daß die inneren Verhältnisse seit 1848 von einem Extrem zum andern geworfen seien. Die kommunalen Verhältnisse seien, nachdem man ganz unvorbereitet ein Selbst-gouvernement einführen gewollt, zu den alten Verhältnissen zurückgedrängt worden, ohne den Forderungen der Zeit Rechnung zu tragen, was sonst ein richtiges Mittehalten bewirkt haben würde. Die bessrde Hand müsse hier angelegt werden, vorerst aber bestehen bleiben, was eben erst wieder hergestellt ist, um nicht neue Unsicherheit und Unruhe zu erzeugen, die nur bedenklich wäre. Die Finanzen erzielten zwar Überschüsse, aber bei weitem nicht solche, daß allen Bedürfnissen entsprochen werden könne, weil in den Steuervorlagen nicht richtig operiert worden sei. Wie die Mittel für jene Bedürfnisse zu beschaffen seien, sei die Hauptaufgabe der Zukunft, wobei die wahre Besteuerungsfähigkeit des Landes ins Auge zu fassen. Handel, Gewerbe und Kommunikationsmittel hätten zwar einen ungeahnten Aufschwung genommen, aber bei dem Schwindelgeist, der Wundenschläge, sei Maß und Ziel zu halten. Den Kommunikationswegen seien bedeutende Mittel, aber mit Rücksicht auf alle Staatsbedürfnisse und unter Einnehmung der Etsa zu Gebote zu stellen. Bei den veränderten Prinzipien in der Rechtspflege müsse das Gefühl der Wahrheit und Billigkeit in allen Klassen der Bevölkerung geweckt werden, damit Gerechtigkeit durch Geschworene wirklich gehandhabt werden könne. Eine der schwierigsten und zartesten Fragen, die ins Auge gefaßt werden müßten, sei die kirchliche, da auf diesem Gebiet, wie der Prinz scharf und bestimmt näher ausführte, in der letzten Zeit viel vergriffen sei. Das Unterrichtswesen sei in dem Bewußtsein zu leiten, daß Preußen durch seine höheren Lehranstalten an der Spitze geistiger Intelligenz stehen und durch seine Schulen die verschiedenen Klassen der Bevölkerung nötige Bildung gewähren solle, ohne sie über ihre Sphäre zu heben. Im Heerwesen, so fährt der Prinz-Regent nach einem Hinweise auf die Katastrophe von 1806 und die Befreiungskriege fort, habe eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegsepisoden auch jetzt aufmerksam gemacht, daß manches sich nicht bewährt habe und zu Änderungen Anlaß geben werde. Dazu gehörten ruhige politische Zustände und Geld. Es wäre ein schwer sich bestrafender Fehler, wollte man mit einer wohlseiln Heeres-

verfassung prangen, die deshalb im Moment der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer müsse mächtig und angesehen sein, um, wenn es gelte, ein schwer wiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können. „Preußen muß“, so lehrt der Prinz-Regent weiter über die auswärtigen Verhältnisse ganz im Geiste seiner großen Vorfahren, „mit allen Großmächten im freundschaftlichsten Vernehmen stehen, ohne sich fremden Einflüssen hinzugeben und ohne sich die Hände frühzeitig durch Traktate zu binden“. Mit allen übrigen Mächten sei das freundlichste Verhältnis gleichfalls geboten. In Deutschland müsse Preußen moralische Eroberungen machen durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungselementen wie der Zollverband es sei, der indes einer Reform werde unterworfen werden müssen. „Die Welt muß wissen“, — König Friedrichs II. Kampf für Deutschlands Fürsten schwelt vor unseren geistigen Augen — „daß Preußen überall das Recht zu schühen bereit ist. Ein festes, konsequentes und, wenn es sein muß, energisches Verhalten in der Politik, gepaart mit Klugheit und Besonnenheit, muß Preußen das politische Ansehen und die Machtstellung verschaffen, die es durch seine materielle Macht allein nicht zu erreichen im stande ist.“

Bis auf den letzten Punkt hat der Prinz-Regent in dreißig Jahren nach diesen Grundsäcken gehandelt und auf allen Gebieten das herrlichste Ziel erreicht. Die Voraussetzung aber für diese ungeahnten Erfolge war das Heer, die Grundlage der Machtstellung Preußens, deren Fehler der Regent beklagt, und die wieder die Grundlage des materiellen Emporsteigens seiner Bürger ist. Denn eins bedingt eben im Leben der Völker das andere. Ohne materielle Macht genießt der Staat kein Ansehen, und wieder ohne das höchste politische Ansehen des Staates sinken die materiellen Güter seiner Bürger.

Schon im nächsten Frühjahre sollte es sich erweisen, wie notwendig die 1859 preußische Machtstellung war. Zwischen Österreich und dem König Viktor Emanuel von Sardinien, welcher die Lombardie für das sich einende Italien gewinnen mußte, und dem Napoleon aus anderen Gründen seine Hilfe lieh, kam es im April zum Kriege. Es versteht sich, daß Österreich auch diesmal für seine außer-deutschen Interessen die preußische Hilfe in Anspruch nahm und für die Erhaltung der Lombardie Deutschland einem französischen Einfall aussehen wollte. In der That wäre der Regent zum Kriege bereit gewesen, wenn ihm die Voraussetzung jeglichen Erfolges, nämlich der Oberbefehl über das Bundesheer zugestanden worden wäre. Dies aber wollte Österreich nimmermehr bewilligen und beantwortete einen bezüglichen Antrag Preußens sofort durch den entgegengesetzten, wonach der Bundeskommission von siebzehn Mitgliedern die höchste Aufsicht über das Heer gewahrt bleiben sollte. Zu bedenklich schien es in Wien, daß deutsche Schwerthiebe in preußische Hände zu geben, und lieber verzichtete man, wie der Regent sagte, auf eine Provinz, als daß man Preußen einen Siegesruhm gegen Frankreich gegönnt hätte. So nötigte die Habsburg sich selbst zur Nachgiebigkeit. Da aber der Regent seine Neutralität zu einer bewaffneten gestaltete, und seine mobil gemachten Truppen sich nach der Westgrenze in Marsch setzten, Napoleon jedoch gegen einen Krieg mit Preußen und Österreich schwere Bedenken hatte, so entschloß er sich plötzlich, den Streit beizulegen, und schon Anfang Juli wurde die Welt durch 11. Juli den zu Villafranca geschlossenen Präliminarfrieden überrascht. Freilich schalt das Wiener Kabinett offen, daß es die Lombardie nur habe aufgeben müssen, weil

sein natürlicher Bundesgenosse, weil Preußen es verlassen habe. Und diese Anklage fand im deutschen Süden, der sich für Österreich begeistert hatte, fand aber auch im Norden Anklang. Soweit war das Misstrauen gegen den norddeutschen Großstaat verbreitet, daß eine große Anzahl patriotischer Männer unter Rudolf von Bennigsen einen besonderen Verein, den „National-Verein“ zur Bildung einer starken deutschen Zentralgewalt und eines Parlaments gründeten, welcher das Berliner Kabinett, dessen nationale Politik nicht entschieden genug sei, auf den richtigen Weg „drängen“ wollte, ja bei der Festigkeit des Hauses gegen Preußen innerhalb des Vereins selbst wagte man bald darauf nicht einmal mehr, den Ausschluß Österreichs zu fordern, und überging die wichtigste Frage, welcher Staat denn die Zentralgewalt üben sollte, mit Stillschweigen. In der Thronrede am Schlusse des Landtages hatte der Regent verkündigt: „Preußen ist entschlossen, die Grundlagen des europäischen Rechtszustandes, das Gleichgewicht Europas zu wahren. Es ist sein Recht und seine Pflicht, für die Sicherheit, den Schutz und die nationalen Interessen Deutschlands einzustehen. Die Obhut dieser Güter wird es nicht aus der Hand geben.“ Unzweifelhaft hatte der Prinz-Regent diese Aufgabe erfüllt, ja mehr — zwar nicht er allein hatte die Haltung der Krieg führenden Mächte bestimmt, vielmehr hatten diese sich auf ganz andere Bedingungen, als er geplant, geeinigt; aber daß sie es überhaupt gethan, war der Furcht vor Preußen zuzuschreiben, und damit war dessen Machtposition wieder anerkannt.

Wie sehr das Unsehen des Staates durch die wenigen Schritte, welche der Regent bisher hatte thun können, gehoben war, sollte sich sogleich sowohl in der neuen Bewegung zeigen, welche ein preußischer Anstoß dem widerwärtigen Rechtsbruch in Hessen gab, als namentlich in dem Verhalten Napoleons. Denn da nun dessen Begehrlichkeit durch die Einverleibung von Savoyen und Nizza an den Tag kam, während er vor dem Kriege dem leichtgläubigen Europa seine tugendhafte Anspruchslosigkeit beteuert hatte, so geschah es ihm, daß aller Orten, namentlich in London ein gerechtfertigtes Misstrauen sich gegen ihn zeigte. So wenig erwünscht, wie dem neuen Imperator an der Seine aber ein Krieg war, so nötigten ihn die inneren Verhältnisse Frankreichs, wo vorzüglich der ultramontane Clerus immer erbitterter gegen ihn und seine Förderung des, der päpstlichen Herrschaft täglich gefährlicher werdenden italienischen Einheitswerks wurde, die Missstimmung durch Besiedlung der nationalen Eitelkeit zu beseitigen. Zweimal hatte er daher in Berlin leise angekündigt, daß er Schleswig-Holstein gern in preußischen Händen sehen würde, wenn man eine kleine Grenzberichtigung am Rhein zu Frankreichs Nutz und Frommen zugeben möchte. Weit von sich hatte der Prinz-Regent den Versucher gewiesen, von dem man übrigens Grund hatte, auch Annexionsgelüste auf die Schweiz, Belgien und Holland zu mutmaßen, und so hatte denn Napoleon schließlich um eine Zusammenkunft mit dem Prinz-Regenten gebeten. Darin hatte dieser zuletzt nachgegeben unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Grundlage der Besprechung die Unverletzlichkeit des deutschen Gebietes bilde, und daß die Zusammenkunft in Baden-Baden stattfinde. Denn diesen Ort wünschte der Prinz, weil sich hier auch die Könige von Bayern und Württemberg mit ihm zu sprechen beabsichtigten, und er den deutschen Fürsten offensichtlich zeigen wollte, wie schlecht begründet ihr Argwohn sei, als begehrte Preußen sich zu bereichern und nun gar auf deutsche Kosten. Die Zusammenkunft fand dann auch im Juni statt, verließ aber, da der Prinz mit vollem Nachdruck für die deutschen

Interessen eintrat, ohne jeden Erfolg für Napoleon. Nur einen Gegner, den König von Hannover, hatte Napoleon völlig umgewandelt und zu seinem begeisterten Lobredner gemacht. Aber auch die deutsche Sache selbst war durch die persönliche Befreiung der Fürsten nicht weiter geführt. Außer der kurhessischen Angelegenheit hatte nämlich Preußen den Antrag auf eine Revision der Bundeskriegsverfassung gestellt und für den Fall eines Krieges, an welchem Preußen und Österreich mit ihrer gesamten Heeresmacht teilnehmen, die Unterstellung der beiden süddeutschen Korps unter österreichischen, der beiden norddeutschen unter preußischen Oberbefehl beantragt, wodurch allerdings die Wahl eines Bundesfeldherrn und dessen Beaufsichtigung durch die siebzehn Kommissare beseitigt werden sollte. Niemehr möchten sich die vier Königreiche zu solchen Opfern verstehen, aber der Eifer des Königs Max von Bayern brachte es mindestens dahin, daß zwischen dem Prinzen und dem Kaiser Franz Josef zu Teplitz eine Zusammenkunft stattfand, die zwar nicht zu irgend einer Abrede führte, aber dem österreichischen Herrscher doch die Überzeugung gab, daß er für den Fall eines nochmaligen Krieges mit den Franzosen auf preußischen Weisstand zu zählen habe.

Unterdessen hatte die Krankheit des Königs traurige Fortschritte gemacht, welche die Herzen des Volkes, vornehmlich aber des treu sorgenden Bruders und der mit opferwilliger Hingabe ihn pflegenden Königin mit schwerer Besorgnis erfüllten. Am 2. Januar 1861 erlöste ihn der Tod von seinen Leiden, und der ¹⁸⁶¹ Prinz-Regent bestieg den Thron seiner Väter. Bis dahin hatten die Lande ^{2. Jan.} einem neuen Monarchen in feierlicher Huldigung Treue gelobt. Nun bei der veränderten Verfassung war eine solche nicht mehr die geeignete Form; wohl aber hatte der König die begründete Absicht, der Thatshache einen klaren und unzweideutigen Ausdruck zu geben, daß in Preußen nicht die Mehrheit des Landtages, sondern der König selbst herrsche, daß durch die Hingabe gewisser Rechte an den Landtag die Krone weder ihren Ursprung von Gottes Gnaden verleugnet, noch ihre bestimmende Macht aufgegeben habe. Denn nur wenn der König will, wenn er einen Beschuß des Landtages genehmigt, wenn er ihn im Staatsanzeiger zu veröffentlichen befiehlt, wird er, wie oben ausgeführt, Gesetz. Wenn auch ein solches nur mit Zustimmung beider Häuser des Landtages vom König erlassen werden kann, so bleibt doch eine von diesen angenommene und beschlossene Vorlage, solange der freie Wille des Königs sie nicht zum Gesetz erhebt, nur eine einseitige Meinungsäußerung. Ihre pflichtgemäße Erwägung, die Verantwortlichkeit des Königs vor seinem Gewissen, wie die entscheidende Bedeutung des königlichen Willens ist vollauf gewahrt.

Deshalb beschloß der König, sich und die Königin in der alten Krönungsstadt des Staates, in Königberg, bei Anwesenheit der Mitglieder beider Häuser des Landtages und von Vertretern aus allen Provinzen feierlich zu krönen. Am 18. Oktober fand die bedeutsame Feier statt. Sie legte Zeugnis ab „von dem geheiligen und in alle Zeiten unvergänglichem Rechte der Krone“, sie „befestigte von neuem das durch eine glorreiche Geschichte geknüpfte Band zwischen dem königlichen Hause und dem Volke Preußens“. Sie gab, wie der König es aussprach, „den alten unaufföllichen Banden des Königshauses und der Nation ein Unterpfland verjüngter Kraft.“ Mit voller Bedeutung aber erklärte der König den Mitgliedern des Landtages: „Vor äusseren Gefahren wird ein tapferes Heer (das Vaterland) beschützen. Vor inneren Gefahren wird Preußen bewahrt bleiben, denn der Thron seiner Könige steht fest in seiner Macht und in



Krönungsthaler vom Jahre 1861.
In Größe des Originates im Kgl. Münz-
labinett zu Berlin.
Avers.

seinen Rechten, wenn die Einheit zwischen König und Volk, die Preußen groß gemacht hat, bestehen bleibt."

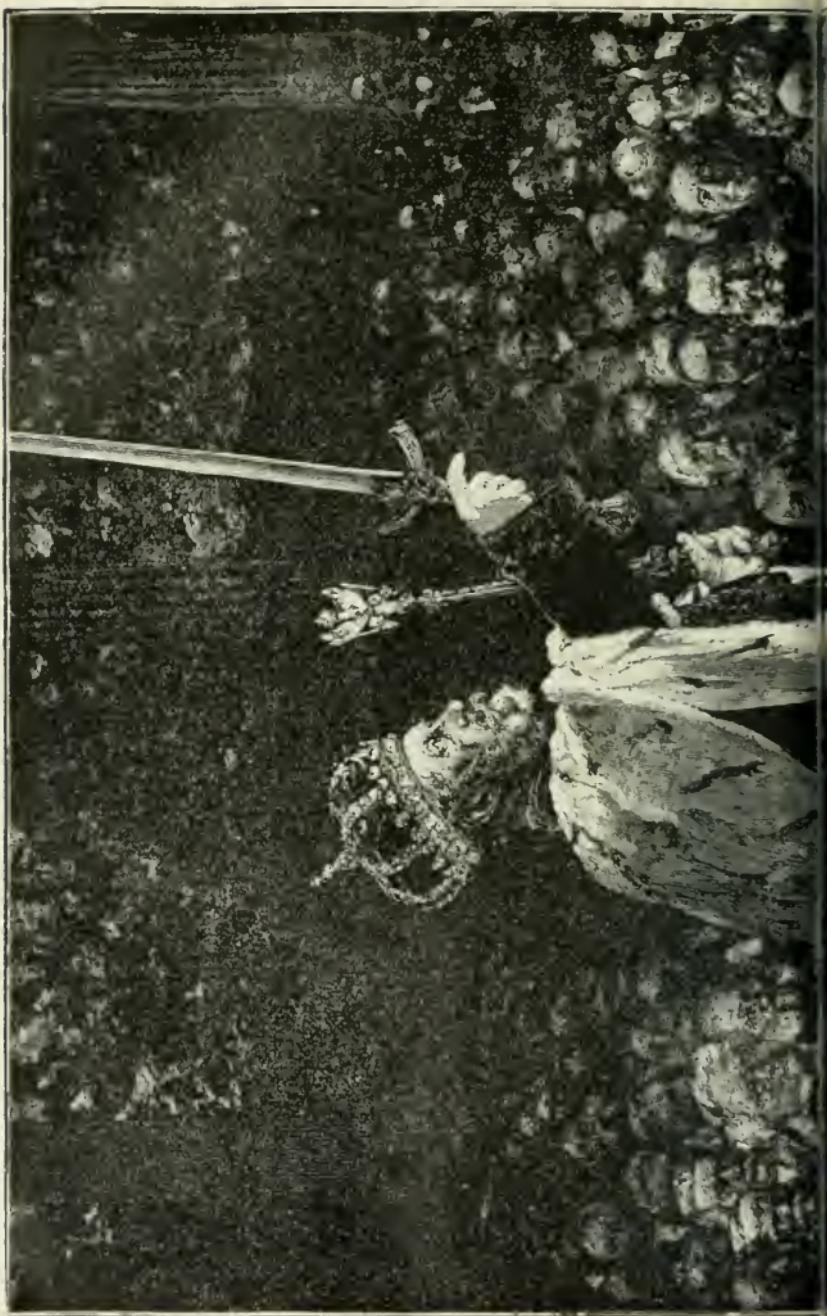
Mit der Klarheit und Sicherheit des ruhigen und besonnenen Lenkers des Staates hatte der König den Nerv der Geschichte, die Einheit zwischen König und Volk be-



Krönungsthaler vom Jahre 1861.
In Größe des Originates im Kgl. Münz-
labinett zu Berlin.
Revers.

rührt, er hatte es gethan welche die Grundlage alles Gedeihens ist, welche der vollkommenen Einheit zwischen Regierung und Volk seit dem großen Jahre der Erhebung ihren wundervollen Ausdruck gegeben, er hatte es in unmittelbarer Beziehung zum Heerwesen gethan. Ohne Zweifel aber hatte der König mit voller Absicht den Finger auf diesen Nerv gelegt. Denn mit rauher Faust war er inzwischen berührt, und die königliche Hand allein konnte ihn heilen, ihm seine staats- und volkserhaltende Kraft bewahren. Wie wir sahen, beruhte das Heerwesen auf dem Gesetz vom 3. September 1814. Danach stand die allgemeine Wehrpflicht, die dreijährige Dienstzeit in der Linie, die zweijährige in der Reserve, die siebenjährige in dem ersten und die ebenfalls siebenjährige in dem zweiten Aufgebot der Landwehr fest. Die Stärke des Heeres war dem Ermeessen des Königs nach den jedesmaligen Verhältnissen des Staates überlassen, und an dieser Befugnis des Königs hatte die Verfassung nichts geändert, sie bestand also ganz zweifellos zu Recht. Nun aber hatte man sich wegen der Geldnot nach den Befreiungskriegen auf eine jährliche Aushebung von nur 40 000 Refruten bei einer Bevölkerung von zehn Millionen entschließen müssen, und daran hatte man festgehalten, wiewohl bei dem Anwachsen der Bevölkerung auf achtzehn Millionen wenigstens 25 000 junge Leute jährlich nicht eingestellt werden konnten, und die allgemeine Wehrpflicht mithin nahezu aufgehoben war. Aber noch eine andere Folge betrübendster Art war bei den letzten Mobilmachungen grell hervorgetreten. Eben weil man nicht genügend Truppen aushob, mußte bei jeder Mobilmachung sofort die Landwehr eingezogen werden, also daß man sogleich viele tausend Familienväter einberief und nicht nur unter Umständen so vielen Familien den Ernährer durch den Tod entriß, sondern schon durch deren Einziehung ihr wirtschaftliches Dasein gefährdete und dem Nationalvermögen ungeheuren Schaden zufügte. War es doch 1859 dahin gekommen, daß in einer Kompanie von 250 Mann allein 242 Familienväter sich vorsanden, deren Angehörige von den Gemeinden erhalten werden mühten, und kostete doch überdies bei Einberufung allein des ersten Aufgebots der Landwehr die Unterstützung ihrer Familien, wenn jede nur drei Thaler monatlich bekam, jährlich drei Millionen Thaler! Überdies hatten sich bei den Offizierskorps der Landwehr geringwertige Leistungen gezeigt, die in





Die Krönung König Wilhelms I. in Königsberg am 18. Oktober 1861.

Gussfeinitt aus dem Gemälde von Adolf Friedrich Mengel (geb. 1816) im Königl. Gemälde zu Berlin.

Berl. von Emil Strauß in Bremen

Verner Siegmund & Preuß. Staates. 2. Aufl.





Formation selbst ihren Grund hatten. Es war nun kein Zweifel, daß niemand gleichem Maße wie der König persönlich befähigt war, sowohl die Ursache des bels als auch das Heilmittel zu finden. Schon als das Frankfurter Parlament die Bundeskriegsverfassung entworfen, hatte der Prinz sie einer äußerst lichten Kritik unterzogen und einen Gegenentwurf aufgestellt, in welchem, um nur anzuführen, namentlich der Nachweis geführt worden war, daß eine zweijährige Dienstzeit wohl zur Abrichtung von Rekruten genüge, ja daß hierfür die noch viel zu hoch gegriffen sei, daß aber nie und nimmer in solcher Zeit Erziehung von Soldaten gelingen könne, diese aber die wesentliche Bedingung eines schlagfertigen und zuverlässigen Heeres sei. Ebenso hatte sich der König von lange mit den Schattenseiten der preußischen Heereseinrichtungen beschäftigt und einen Plan ausgearbeitet, nach welchem statt der bisher 40 000 künftig 10 000 Mann zu dreijähriger Dienstzeit einberufen, und die Landwehr durch Verweisung der vier älteren Jahrgänge des ersten an das zweite Aufgebot entstehen sollte. Nach der Gesetzgebung war der König unzweifelhaft befugt, den Plan ins Leben zu führen, nur waren für die neuen 39 Infanterie- und 12 Kavallerieregimenter $9\frac{1}{2}$ Millionen Thaler an jährlichem Aufwand erforderlich, und hierzu war die Zustimmung des Landtages notwendig. In der Thronrede vom 12. Januar 1860 war ihm die alle bürgerlichen wie die militärischen gesamtinteressen berührende Vorlage vorgelegt mit dem ernsten Wort, daß die Festigung der tief empfundenen Loyalitätsstände die Pflicht und das Recht des regenten sei, und mit der Aufforderung, ihr eine vorurteilsfreie Prüfung und Zustimmung zu gewähren. Diese Aufforderung war allerdings notwendig, da sich eine Auffassung verbreitet hatte, die Vorlage verlege, weil sie die Trennung von Heer und Landwehr anstrebe, die Ehre der Landwehr, so daß die Thronrede gar verschmähen müßte: „Es ist nicht die Absicht, mit dem Vermächtnis einer offenen Zeit zu brechen; die preußische Armee wird auch in Zukunft das preußische Volk in Waffen bleiben“. Das mußte von einer Vorlage ausdrücklich erklärt werden, welche die Landwehr entlasten und den Gedanken der allgemeinen Wehrlichkeit verwirklichen sollte.

In der That, sechs Jahre sollte der Kampf dauern, ehe der König den Geist des Scharnhorsts wieder der Wahrheit nahe führen konnte, schwere Tage der Rüttelung auf der einen, des Grams auf der anderen, der Hartnäckigkeit auf der einen, der gewissen Feitigkeit auf der anderen Seite sollten kommen, ehe der König das Werk durchgeführt haben sollte, „ohne welches die Gründung des deutschen Reiches ein wesenloses Traumbild geblieben wäre“.

Der neue Kriegsminister Albrecht von Roon erkannte die klare und im Ziele führende Einfachheit des königlichen Planes, legte seine eigenen Entwürfe zurück und verteidigte das Werk seines Königs so gewandt, daß allem widerwillen zum Trotz die nötige Geldsumme wirklich auf ein Jahr bewilligt wurde. Es lag in der Natur der Sache, daß der Prinz-Régent dieser Bewilligung zunächst die bestimmte Erwartung auf definitive Gewährung der Geldmittel entnahm — denn was anderes als die zweckloseste Geldvergeudung wäre es gewesen, für ein Jahr 117 Bataillone und 72 Schwadronen zu errichten, tausende von Offizieren und Unteroffizieren anzustellen und sie nach einem Jahr wieder zu entlassen? Sie auch hätte man Männer finden sollen, die sich nach einem einjährigen Dienste wieder wegschicken ließen? In der That wurden die neuen Regimenter formiert,

1861 erhielten im Oktober ihre Fahnen oder Standarten, und im Januar 1861 vollzog der König ihre feierliche Einweihung. Und doch war auf Grund einer mißverstandenen Bemerkung des Finanzministers von Patow die Meinung der Abgeordneten allerdings die, daß es sich bei ihrer Bewilligung nur um ein einjähriges Provisorium gehandelt habe. In der folgenden Session wurde zwar wiewohl auch nur im Kampfe gegen die demokratische Partei, die von der Regierung selbst herabgesetzte und von den Abgeordneten noch mehr beschneidete

Summe bewilligt, aber für die Zukunft von der Vorlage eine neuen Gesetzes über die zweijährige Dienstzeit abhängig gemacht. Man verlangte die Lösung der deutschen Frage von der Regierung, überzeugt, daß wenn nur Preußen erst liberal Einrichtungen treffe, auf freier Weise erfolgen werde man redete sich in Haß und Zorn hinein über das saft- und kraftlose Ministerium der Unthätigkeit und Jagdhaftigkeit welches gerade infolge dieser Eigenschaften gewiß kein Heer brauche. Der neue Landtag gab das ungeheuerliche Ergebnis von nur 24 konservativen Stimmen gegenüber der überwältigenden Mehrheit, welche die Fortschrittspartei gewonnen. Und während der König da gute Recht Deutschlands gegen den Bund versucht, sich aber bei dem heftigen Widerwillen der Fürsten gegen jede Beschränkung der Souveränität mit dem Vorschlag einer freien Vereini-

Kriegsminister Graf Albrecht von Roon.
Nach einem Lichtenbild.

barung unter den gleichartigen Staaten innerhalb des großen Bundes begnügt erhob sich ein Sturm der Leidenschaften der deutschen Fürsten gegen ihn, der nun noch durch das Toben in der zweiten Kammer überboten wurde. Diese erklärt durch die Regierung getäuscht zu sein, meinte, auch durch die neuen liberalen Gesetzesvorlagen über Aufhebung der Gutspolizei, Einführung einer Kreisordnung, Neorganisation der Oberrechnekammer getäuscht zu werden. Denn die Regierung wisse ja, daß das Herrenhaus solche Gesetze ablehnen werde — das Herrenhaus das doch soeben erst den liberalen Entwürfen über die Grundsteuer, wie die Reform des Cherechis zugestimmt hatte. Es war alles umsonst, die Nachgiebigkeit des Herrenhauses wie die in einer Novelle ausgesprochene Bereitwilligkeit der Regierung, ihre Forderungen zu ermäßigen. Das Abgeordnetenhaus hielt



alles für wohlberechnete Klugheit, lehnte die Geldmittel für das Heerwezen ab, verlangte vielmehr ein Wehrgesetz mit zweijähriger Dienstzeit und nahm endlich einen Antrag an, nach welchem die Regierung schon den Etat für das laufende Jahr nach den einzelnen Posten innerhalb jeder Verwaltung aufstellen sollte, damit sie nicht im Stande sei, bei den übrigen Verwaltungen Ersparnisse zu machen und diese für die Militärverwaltung zu verbrauchen. Dem gegenüber blieb die Regierung des Königs fest auf dem Boden der Gesetze, welche der Krone das Recht gaben, über die Dienstpflicht allein zu befinden. Vergeblich suchte der Landtag dies zu bestreiten, indem er dem Recht der Regierung seine ebenso gesetzliche Befugnis der Geldbewilligung hart gegenüber stellte und an die Stelle des königlichen Heeres „ein Volksheer hinter dem Parlament“ setzen wollte. So wurde die Militärfrage zu einem Kampf um die Verfassung selbst. Nicht König Wilhelm bekämpfte sie, wohl aber das Abgeordnetenhaus, das an jenem Recht der Krone teil zu nehmen strebte. Nunmehr ward der Landtag am 11. März, an eben dem Tage aufgelöst, an welchem er durch die beabsichtigte Besprechung der deutschen Frage auch ihre Lösung der Regierung unmöglich gemacht hätte, und gleichzeitig traten die liberalen Minister Auerstädt, Schwerin, Patow, Bernuth, Graf Büdler von ihrem Amt zurück, nur Graf von Bernstorff, der schon vorher das auswärtige Amt für von Schleinitz übernommen, von der Heydt und von Roon blieben in dem Ministerium, dessen Vorsitz an des Fürsten von Hohenzollern Stelle Fürst Hohenlohe-Ingelsingen übernahm.

Denn allem Ansturm gegenüber hielt der König stand. „In weiterer Ausführung der bestehenden Verfassung“, so wies er zwar das neue Ministerium in einem Erlass vom 13. Mai 1862 an, „soll die Gesetzgebung und Verwaltung von freisinnigen Grundsätzen ausgehen“, und ebenso bestimmt erklärte er es für seine Pflicht und seinen ernsten Willen, der Verfassung und den Rechten der Landesvertretung ihre volle Geltung zu sichern. Aber, so setzte er allerdings hinzu, ein heilbringender Fortschritt könne nur gebacht werden, wenn man nach besonnener und ruhiger Prüfung der Zeitslage die wahren Bedürfnisse zu befriedigen und die lebensfähigen Elemente in den bestehenden Einrichtungen zu bemühen wisse. Und im gleichen Maße wie die Rechte der Landesvertretung zu schützen, sei es seine Pflicht und sein ernster Wille, auch die Rechte der Krone zu wahren und sie in der ungeschmälerten Kraft zu erhalten, welche für Preußen notwendig sei, und deren Schwächung dem Vaterlande zum Verderben gereichen würde. Man sieht, genauer und schärfer konnte der König nicht wohl seine Pflicht auffassen. Rückhaltlos erkennt er das verfassungsmäßige Recht des Landtages an, aber mit felsenfester Gewissheit ist die Überzeugung in sein Herz gegraben, durch jenes Recht nicht die erste Pflicht der Krone aufheben zu lassen, selbst für die Sicherheit des Volkes zu sorgen, zu sorgen für das Gediehen und die Wohlfahrt Preußens wie des ganzen Reiches. Die erste Bedingung für die Einheit und Macht Deutschlands war und blieb aber, so wenig die Liberalen es glauben mochten, ein starkes und schlagfertiges Heer. Denn ohne Kampf ließ Österreich nicht ab, Preußen als Emporkömmling zu behandeln, verweigerte es das Ultoriat in der obersten Leitung des Bundes, welches König Wilhelm als das einzige Zugeständnis für Preußen forderte. Ohne Kampf verstanden sich die deutschen Fürsten, von denen namentlich Hannover dem Könige seine offene Feindschaft ansagte, nicht zu einer auch noch so gelinden Unterordnung ihrer Militär-Hoheit. Ohne Kampf und ohne Sieg Preußens ließen aber am wenigsten die außer-

deutschen Nachbaren das Werden der deutschen Einheit und Macht zu. Die klar erkannte, auf dem Boden seiner einfachen Frömmigkeit und seiner Überzeugung von Preußens Verlust für ganz Deutschland sicher ruhende Pflicht für das Vaterland verbot dem Könige jede Nachgiebigkeit in einer Sache, von der Sein oder Nichtsein, von der die Größe oder der Niedergang des Staates wie des Volkes abhängig blieb. Dennoch ergaben die im Mai 1862 vorgenommenen Wahlen sogar einen Zuwachs der Fortschrittspartei und umso mehr beharrte sie, obwohl die Regierung jetzt den Etat in der gesordneten Form vorlegte, auf ihren Standpunkt. Selbst ein vermittelnder Antrag des Generals von Stavenhagen, des Professors von Sybel und des Stadtgerichtsrats Twesten, der die Reorganisation als vollendete Thatstunde anerkennen und die gesetzliche Regelung der ganzen Angelegenheit, besonders der zweijährigen Dienstzeit auf dem nächsten Landtage der Regierung zur Pflicht mache, fand in der Kommission keinen Aufhang. Das Abgeordnetenhaus lehnte — nachdem es gegen zwölf Stimmen einen freiändlerischen Handelsvertrag mit Frankreich angenommen — und obwohl die Regierung in voller Übereinstimmung mit den Wünschen des Hauses in Kurhessen die Wiederherstellung der Verfassung durchgesetzt hatte, alle, von der Regierung selbst bis auf sechs Millionen ermäßigten Ausgaben für die Heeresreform wie für den Plan über die Marine ab. Das hieß nun in der That nichts anderes, als, um dem Parlament neue Rechte sowohl hinsichtlich der Begutachtung der Einnahmen als hinsichtlich der Wehrpflicht zu erobern, das kriegsherrliche Amt des Königs „zum inhaltlosen Schein“ herabwürdigen und die Regierung zur Auflösung der neuen 117 Bataillone und 72 Schwadronen auffordern. Das Herrenhaus verwarf das von dem Abgeordnetenhaus beschlossene Budget und stellte die Regierungsvorlage wieder her. Die Krone hatte daher keine Budgetvorlage, die sie zum Gesetz erheben konnte. Natürlich konnte ein solcher Zustand auf alle Interessen des Landes nur schädigend einwirken, aber der fortschrittlichen Mehrheit verschlug dies nichts, wenn sie nur ihr Ziel, die Herrschaft des Parlaments über die Krone erreichte. Ihre Theorie, ihre Reden in der Kammer und zahlreichen Volksversammlungen hatte sie ja vor niemanden zu verantworten, und die Schuld rechnete man daher ohne weiteres dem Könige zu. Dieser aber fühlte die ganze Schwere der Verantwortlichkeit und eben deshalb konnte er nicht nachgeben. Es kamen Momente, wo ihn der Gedanke beschäftigte, dem Kronprinzen das Regiment abzutreten. Wie sehr er litt, zeigte die schlichte Entgegning, die er einem von der Trauer des Landes redenden Abgeordneten gab. „Trauere ich denn nicht? Ich schlafe keine Nacht.“ Sehr schmerzlich sei es für einen Monarchen, gestand er einer anderen Deputation zu, seine besten Absichten verkannt und entstellt zu sehen, wie er das leider so vielfach erfahren habe. Schwer sei es, bei solchen Anfechtungen nicht irre zu werden, sondern fest zu stehen. Aber der Sage gegenüber, die sich bilde, als sei er mit den Worten seines Kriegsministers nicht einverstanden, als ob die Militär-Reorganisation auf den Plänen anderer beruhe, sprach er es mit unumwundener Deutlichkeit aus: „Dieses ist Mein eigenstes Werk und Mein Stolz, es giebt kein Bonisches und Roonsches Projekt, es ist Mein eigenes, und Ich habe daran gearbeitet nach Meinen Erfahrungen und pflichtmäßiger Überzeugung. Ich werde fest daran halten und die Reorganisation mit aller Energie durchführen, denn Ich weiß, daß sie zeitgemäß ist.“ Ein Zweifel über die Meinung des Königs konnte daher im Lande ebenjewenig herrschen, wie über die besondere Befähigung des Königs, die Heeresverhältnisse am richtigen zu beurteilen. Doch dem

Abgeordnetenhaus war die Fortbildung der Verfassung zu Gunsten des Parlaments das Wesentliche, und ihm galt die Mitwirkung, die ihm die Verfassung bei der Feststellung des Staats auferlegte, nur als ein Recht. Daß aber die Verfassung dem Hause in der Beteiligung an der Feststellung des Staats auch die Pflicht für das Vaterland auferlegte, in derselben prompten Weise, wie einst der absolute Staat es gethan, den Staat zur Zeit fertig zu stellen, war ein der fortschrittlichen Mehrheit des Abgeordnetenhauses fern liegender Gedanke. Leidenschaftlich zürnte sie auf „die budgetlose Regierung“ und verzichet es sich selbst leicht hin, oder vielmehr sie kam überhaupt nicht auf den Gedanken, daß sie den Zustand selbst herausbeschworen. Denn lange nicht so scharf war man gegen die Bewilligung des Geldes selbst gesonnen, als vielmehr bestrebt, das Geldbewilligungsrecht zu dem Gewinn der parlamentarischen Mitbestimmung über das Heerwesen auszunutzen. Und die einseitigen Beschlüsse des Hauses über Bewilligung oder Verweigerung von Staats-Ausgaben betrachtete man als schlechthin maßgebend für die Regierung, während verfassungsmäßig das volle Recht wie die Pflicht der Regierung zur freien Prüfung und eigenen Entscheidung über die aus der Beratung beider Häuser hervorgehende Budget-Vorlage vollkommen feststand. Die Regierung erklärte man für schuldig des Verfassungsbruches, während das Abgeordnetenhaus eben durch die Verweigerung notwendiger Mittel den Zustand geschaffen hatte. Und schon war auch der Feind auf dem Plan. Der französische Handelsvertrag eregte bei den schutzzöllnerischen Südstaaten böses Blut, Österreich suchte Preußens Macht und Ansehen schlechthin zu untergraben. Wieder beanspruchte es den Zutritt zum Zollverein, der den Lebensinteressen der deutschen Industrie ganz zuwider lief, und machte den Vorschlag, eine Delegiertenkonferenz der deutschen Fürsten zu berufen, um über eine Neuordnung der Bundesverfassung zu beraten, die weder eine kräftige Exekutivgewalt gewährte, noch eine wahre nationale Repräsentation zuließ. Es kam dahin, daß Preußen sich entweder vor dem durch die Mehrheit der Fürsten völlig lähm gelegten Bunde demütigen oder ihn verlassen mußte.

Beides widersprach der Gesinnung des Königs vollkommen, und da der Finanzminister von der Heydt, welcher das Ministerium tatsächlich bisher geleitet, den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses gegenüber bei der Heeres-Reorganisation nicht weiter mitwirken zu können erklärte, so berief König Wilhelm jetzt seinen Gefändten in Paris, Otto von Bismarck-Schönhausen, wie er schon 1859 und im Mai 1862 beabsichtigt, einstweilen zum provisorischen Präsidenten des Staatsministeriums (24. September 1862). Wohl zeigte sich der Minister als ein anderer, als ihn die öffentliche Meinung, die in seiner bloßen Ernennung schon den „Staatsstreich“ sah, gescholten, er bot den Führern der Altliberalen sogar den Eintritt in das Ministerium an. Am wenigsten dachte er, in irgend einer Weise die Verfassung nicht inne zu halten. Aber es half nichts, er blieb einmal, weil er für das Königtum eingetreten, in den weitesten Kreisen der verhasste Junker, und als er gar den Ausspruch gewagt, daß die deutsche Einheit schwerlich durch Parlamentsbeschlüsse, sondern nur durch Blut und Eisen begründet werden könne, da ging ein gesittetes Pfui durch die Kreise des friedliebenden Bürgertums, daß die Verhältnisse ja weit besser zu beurteilen wußte. Das ergab sich freilich von selbst, daß, wenn zwischen beiden Häusern des Landtages eine Verständigung über das Budget nicht erreicht, und die Krone ihrerseits nicht einmal in der Lage war, einen Entschluß zu fassen, die Ausgaben des Staates nicht einfach eingestellt werden konnten. Demnach fand sich, da das Abgeordneten-

haus am 7. Oktober die Regierungsvorlage ablehnte, das Herrenhaus sie am 10. wieder herzustellen suchte, wie die Thronrede am Schluß des Landtages vom 12. Oktober es ansprach, die Regierung in der Notwendigkeit, den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Unterlage führen zu müssen. Sie sei sich dabei, hieß es weiter, ihrer Verantwortlichkeit bewußt, aber auch ihrer Pflicht gegen das Land eingedenkt, bis zur gesetzlichen Feststellung des Etats die für die Landeswohlfahrt unerlässlichen Ausgaben zu bestreiten, in der Zuversicht, daß sie demnächst die nachträgliche Zustimmung des Landtags erhalten würden. Nicht weniger bestimmt ging der König und sein neuer Minister gegen die österreichischen, von den Mittelstaaten trenlich beförderten Bestrebungen, Preußen zu vergewaltigen, vor. Völlig unerträglich war dessen Stellung im Bunde geworden. Die Mittelstaaten hatten in Würzburg ein ganz unausführbares Programm entworfen, und der neue Versuch Österreichs, ein Direktorium nebst einer Delegierten-Versammlung von 302 Mitgliedern zu schaffen, sollte das bestehende Verhältnis, wonach Preußen allemal überstimmt wurde, befestigen. Das war natürlich ganz gegen die Anschanung König Wilhelms wie Bismarcks, die gerade in der vollen Anerkennung der wirklichen preußischen Macht den Ursprung der deutschen Kraft sahen, und um so mehr sahen, als das in Verfassungsfragen übliche Zusammengehen der Mittelstaaten mit Österreich allemal danu zusammenbrach, wenn materielle Interessen auf dem Spiel standen. Alsdann trat der Gegensatz zwischen Deutschland und Österreich, die Übereinstimmung Preußens mit Deutschland jedesmal hervor. „Die preußischen Interessen“, so hatte kurz vorher Bismarck geschrieben, „fallen mit denen der meisten Bundesländer außer Österreich vollständig zusammen, aber nicht mit denen der Bundesregierungen, und es giebt nichts Deutsches als gerade die Entwicklung richtig verstandener preußischer Partikularinteressen“. Mit dem hohen Freimut, der ihn immer auszeichnete, geißelte Bismarck dem österreichischen Gesandten Karolyi gegenüber die feindselige Haltung des Wiener Kabinetts gegen Preußen, die alle Sympathien für den Kaiserstaat in Berlin vernichten müßte. Nur durch Aufgabe des antipreußischen Hehens Österreichs an den Höfen der deutschen Fürsten könne die vom König Wilhelm ehrlich gewünschte Verbindung der beiden Großmächte erreicht werden. Wenn die Habsburg aber fortahre in der bisherigen deutschen Politik, so sei ein Bündnis Preußens mit einem Gegner Österreichs so wenig ausgeschlossen, als im entgegengesetzten Falle eine feste und treue Verbindung beider Mächte gegen gemeinschaftliche Feinde. Österreich möge daher seinen Schwerpunkt nach Osten verlegen, d. h. seine außerdeutschen Interessen dürfen nicht mehr die des deutschen Volkes bestimmen, und jedenfalls werde Preußen jede durch Mehrheitsbeschuß der Fürsten herbeigeführte Überschreitung der Befugnisse des Bundes als Bundesbruch ansehen. Nicht minder bestimmt wie der Minister dem Gesandten, sprach der König dem Kaiser es aus, wie dessen Pläne dem Bedürfnis einer zeitgemäßen Reform der Bundesverfassung nicht genügten. Die Bürgschaft für die Befriedigung der wirklichen Interessen und Bedürfnisse der deutschen Nation konnte Preußen nach den Bismarckschen Worten nur in einer wahren, aus direkter Beteiligung der ganzen Nation hervorgehenden National-Vertretung finden. Eine solche aber widersprach der Grundschanzung in Wien. Dennoch lud Kaiser Franz Josef mit beleidigender Nichtachtung der von König Wilhelm gestellten Forderung, zunächst Minister-Konferenzen zu berufen, den König Wilhelm zu dem nach Frankfurt zum



Patriae inserviendo consumor.
Mein. November 1881. Bismarck

¹⁸⁶³
16. Aug. 16. August 1863 von ihm ausgeschriebenen Fürsten-Kongreß ein, welcher über die österreichische Führung in dem geplanten Direktorium und über eine Versammlung von Delegierten der einzelnen Landtage am Bundesstage beraten sollte. König Wilhelm lehnte die Einladung ab, und der Versuch Österreichs scheiterte an dem Widerspruch der einzelnen Staaten, von denen die einen, wie Preußen, eine wirkliche Vertretung der Nation am Bunde verlangten, die anderen schon in jener Delegierten-Versammlung ein zu weit gehendes Zugeständnis sahen. Das Berliner Kabinett erklärte sich dagegen zu neuen Minister-Konferenzen bereit, wenn erstens ihm das Recht eines Bots gegen einen Bundeskrieg zugestanden werde — da es seine auswärtige Politik nicht von der Abstimmung der kleineren Staaten abhängig machen konnte — wenn zweitens seine volle Gleichstellung mit Österreich anerkannt werde — da es jedenfalls im Bunde mehr Einwohner als Österreich, mit diesem aber in Europa gleiche Machtstellung habe — und wenn drittens jedes weitere Opfer, jede weitere Beschränkung seiner Unabhängigkeit dem wahren Interesse der Gesamtheit zu gute kommen werde. Dies aber werde allein durch die Berufung eines aus direkten Volkswahlen hervorgegangenen Parlaments, nicht aber durch jenen nur das Sondertum vertretenden Delegiertentag gewährleistet.

Man hätte nun meinen sollen, daß diese durchweg deutsche und zugleich liberale Politik die Gesinnung der eigenen Unterthanen gewinnen müsse. Allein das Gegenteil trat ein, man erklärte diese Schritte für List und Täuschung und fühlte sich zum Widerstande gegen die Regierung um so mehr verpflichtet, als sie trotz der Zudringlichkeiten der fremden Staaten, namentlich Frankreichs dem russischen Nachbarn in der Bekämpfung eines neu ausbrechenden Polen-Aufstandes tren zur Seite trat. Denn obwohl die Aufständischen ihre Ansprüche auf Polen, Westpreußen, ja Pommern offen verkündeten, in Polen sogar eine wohl organisierte Landesverwaltung einzetzten, so übersah man die Gefahr für das Deutschtum dieser Länder, man übersah, daß der Aufstand der Polen sowohl gegen die Russen ausgebrochen, wie gegen die Deutschen gerichtet war. Man schwärzte wieder für die angeblich Unterdrückten und schalt auf die Regierung, welche die Knechtung des freien Volkswillens befördere. Der im Januar 1863 einberufene Landtag blieb in den Wegen des alten und lehnte die Militärvorlage ab.

In diesen Tagen des Kampfes mit dem Landtage wie mit Österreich und den Mittelstaaten geriet nun, auf jene zurückwirkend, die schleswig-holsteinische Frage wieder in Fluss. König Friedrich VII. von Dänemark hatte, wie erwähnt, entgegen dem Londoner Protokoll sich der Herzogtümer durch eine, dem Dänenstum das entschiedene Nebergewicht gewährende, Verfassung ganz zu bemächtigen versucht. Allerdings beschränkte man sich in Kopenhagen in Beachtung der vielen Wirren, in welche man durch diesen offensären Vertragsbruch geriet, 1863 auf das sogenannte eiderdänische Programm, d. h. man beschloß, das Land nur bis zur Eider mit Dänemark zu vereinigen, dafür aber es auch völlig zu dänisieren, und Holstein in einer nur um so drückenderen Abhängigkeit zu erhalten. Auch dies widersprach sowohl dem Londoner Protokoll, wie dem alten Rechtsgrundgesetz, wonach beide Herzogtümer „up ewig ungedeelt“ sein sollten, wie endlich der Thronfolgeordnung, welche für die deutschen Herzogtümer jedenfalls die weibliche Erbsolge ausschloß. Die Anregung in Deutschland über die Vergewaltigung des deutschen Bruderstammes wuchs aber ins Ungeheuere, als mit dem Tode König Friedrichs im November 1863 auch dessen Nachfolger in Dänemark, König

Christian XI. aus der Glücksburger Linie des Hauses Oldenburg jene Verfassung und die Einverleibung Schleswigs in Dänemark aufrecht hielt. Damit schien er die Anerkennung seines Erbfolgerechtes, wie es das Londoner Protokoll von 1852 ausgeprochen, allerdings zerstört zu haben, und mit fieberhafter Ungebärd forderte der Nationalverein, forderten Zeitungen, forderten Liberale und Konservative, Versammlungen, Abgeordnetenhaus, Fürsten und Unterthanen die Rettung der Herzogtümer, die Loslösung vom Londoner Protokoll und die Erhebung des Herzogs Friedrich von Augustenburg. Nun aber war es klar, daß Österreich weder dem einen noch dem anderen Verlangen jemals beistimmen werde, daß ein so ungünstiges Loslassen von einem, wie immer bedauerlichen, so doch abgeschlossenen Vertrage die Einmischung der übrigen Mächte des Protokolls, Englands, Frankreichs, Rußlands herbeiführen und die deutsche Sache jedenfalls schädigen werde. Dagegen der Forderung, die Wahrung der Rechte und der Selbständigkeit der Herzogtümer, sowie die Beseitigung der neuen Verfassung von König Christian von Dänemark zu verlangen, konnte weder Österreich sich entziehen, noch konnten die auswärtigen Mächte aus diesem dem Protokolle entsprechenden Verfahren Anlaß zur Einmischung entnehmen. In der That beantragten beide Großmächte beim Bunde die Exekution, und 10000 Mann Hannoveraner und Sachsen besetzten in der Weihnachtswöche dem Beschuß des Bundes zufolge das Land, welches die Dänen nun bis zur Eider räumten. Schon vorher hatte König Wilhelm eine Anleihe von zwölf Millionen für die Rüstungen vom Landtage fordern lassen. Das Abgeordnetenhaus aber benutzte, wie Bismarck erklärte, die Gelegenheit des Geldbedarfs der Regierung nunmehr dazu, auch „die anständige Politik der Regierung einem verfassungswidrigen Zwange zu unterwerfen“. Es verlangte von der Regierung die Anerkennung des Herzogs von Augustenburg, bevor es die geforderten Mittel für die militärischen Maßnahmen bewilligen könne. In der That verweigerte es sie, als die Bedingung abgelehnt wurde, und verharrte in dem völlig unbegründeten Glauben, Preußen wolle ebenso wie Österreich die Herzogtümer an Dänemark ausliefern. Und doch hatte der König auf das Verlangen, vor der Bewilligung den Erbprinzen von Augustenburg anzuerkennen, dem Landtage deutlich ausgesprochen, daß die Politik seiner Minister das Ergebnis seiner reiflich erwogenen Entschlüsse seien, daß diese gesetzt seien mit Rücksicht auf die Verträge, auf Preußens Stellung zur Gesamtlage Europas, aber zugleich mit dem festen Willen, das deutsche Recht in den Herzogtümern zu wahren und für die berechtigten Ziele erforderlichen Falts mit den Waffen einzutreten. In welcher Form und zu welchem Zeitpunkt aber dieses Mittel zu ergreifen sei, hänge verfassungsmäßig allein von seiner Entscheidung ab. Er werde sich von dem unwandelbaren Entschlisse leiten lassen, die Sache der Herzogtümer so zu führen, wie es Preußens und Deutschlands würdig sei. Seine Gefinnung und sein königliches Wort seien Bürigen dafür, daß die Mittel auch für die bezeichneten Zwecke des Rechts und der Ehre des Landes verwendet werden würden, jeder Zweifel daran widerspreche dem Vertrauen, welches das preußische Volk in das Wort seines Königs zu setzen gewöhnt sei. Wenn dennoch dasselbe Abgeordnetenhaus, welches die Regierung lebhaft zur Aktion drängte, die Anleihe ablehnte, so blieb allerdings keine andere Annahme übrig, als daß es jetzt sein Recht der Geldbewilligung auszuhalten wolle, um auch das Recht der Krone, über die auswärtige Politik zu bestimmen, sich anzueignen. Bismarck aber setzte alle Hoffnung darauf,

dass die dänische Halsstarrigkeit es zum Kriege treiben werde, der dann die Sicherheit gab, ohne Einmischung der fremden Mächte, die Herzogtümer von jeder Form der dänischen Herrschaft zu befreien.

Als nunmehr jedoch der Bund es unternahm, die Frage der Erbsfolge gegen den Willen der Westmächte und gegen die österreichischen Wünsche zu Gunsten des Herzogs von Augustenburg zu entscheiden, und andererseits die Besetzung Schleswigs ablehnte, gelang es Preußen am 16. Januar, einen Vertrag mit Österreich abzuschließen, und beide Großmächte stellten an demselben Tage in Kopenhagen als Ultimatum die Forderung, binnen 48 Stunden die widerrechtlich eingeführte Verfassung zurückzunehmen. Denn nimmermehr wollte Österreich Preußen allein die Früchte des Sieges, die ja dem kleinen Dänemark gegenüber im letzten Grunde nicht zweifelhaft sein konnten, genießen lassen, nimmermehr möchte es die durch Napoleon unterstützte Überhebung der Mittelstaaten ertragen. Damit war der Krieg erklärt. Denn in der That, Dänemark hatte im Vertrauen auf England und auf seine eigene Flotte mit dem berühmten Kriegsschiff *Niels Krake* den Mut, das Ultimatum abzulehnen. Man hatte wohl in Kopenhagen das Gefühl von der Wahrheit des Saches, den der preußische Generalstabschef von Moltke aussprach, dass dieser Krieg von den Verbündeten leicht zu führen, aber schwer zu beenden sei.

Am 1. Februar überschritt der preußische Oberbefehlshaber Graf von Wrangel die Eider, und nachdem er am 2. den Prinzen Friedrich Karl von Preußen einen vielfach gemüßigten Versuch hatte machen lassen, bei Missunde den Übergang über die Schlei zu bewerkstelligen, auch die österreichischen Truppen am 3. Februar bei Overskif ein verlustreiches Gefecht tapfer durchgefochten hatten, erfolgte der Übergang am 5. zwischen Alnis und Kappeln. Nunmehr waren die Danewerke, welche nach dem Plan des Generals von Moltke umgangen werden sollten, aufs heftigste bedroht, und der dänische General de Meza erkannte die Unmöglichkeit, sie bei den hartgesrorenen Gewässern zu halten. Es gelang ihm sogar, seine Armee unbemächtigt nach Düppel abzuführen; nur die Nachhut hatte gegen ein österreichisches Korps bei Döversee ein blutiges Gefecht auszuhalten. Das sicherste Mittel, Dänemark zur Unterwerfung zu zwingen, schien jetzt die Besetzung Jütlands, wodurch man zugleich ein Gegengewicht gegen die dänische Wegnahme deutscher Schiffe gewonnen hätte. Doch möchte Österreich dies aus Vorsorge vor weiteren Verwicklungen mit Frankreich und England anfangs nicht zugeben. Denn Lord Palmerston nannte ja den Krieg, der deutsches Land vor dänischer Vergewaltigung bewahren sollte, „verbrecherisch und frevelhaft“, machte dem preußischen Gesandten gegenüber kein Hehl aus seiner Absicht, Dänemark zu Hilfe zu kommen, und bot alles auf, Frankreich zur Einmischung für Dänemark zu bewegen. Erst als weitere Schritte mit unfehlbarer Gewissheit ergaben, dass die Mittelstaaten in ihrem Eifer, den Herzog von Augustenburg einzusezen, lediglich das Bestreben verbargen, die beiden Großmächte nach ihrem Willen zu leiten, gab Österreich in einem neuen Vertrage am 5. März die Besetzung Jütlands nach, forderte aber zugleich die Belagerung der Düppeler Schanzen. Noch hoffte man diese, die Moltke als überflüssig widerriet, durch den Übergang nach Alsen zu vermeiden, musste aber bei dem Unwetter, welches in der hierfür bestimmten Nacht vom 2. zum 3. April ausbrach, von dem Plan abstehen, was um so bedauerlicher war, als am 17. März die preußische Flotte bei Arkona unter Kapitän Zachmann gegen die, um mehr als das Doppelte überlegene, dänische

ihren ersten Vorbeir erworben hatte. Die Großerung wurde jetzt nicht nur zu einer Ehrensache für die Armee, sondern für die Stellung Preußens auf dem von England berufenen Kongress eine Notwendigkeit. Nunmehr wurden vier Parallelen vor Düppel gezogen, zum 18. April befahl Prinz Friedrich Karl den Sturm. Nachdem den ganzen 17. ein furchtbare Feuer unterhalten war, erfolgte er, und in wenigen Stunden waren alle zehn Schanzen genommen. 1100 Feinde lagen tot oder verwundet auf der Wahlstatt, 3600 waren nebst 118 Geschützen und 4000 Gewehren in die Hände des Siegers gefallen. Es war ein glänzender Erfolg für die preußische Waffenehre und zugleich ein schlagender Beweis für das Urteil des Königs über die erziehende Kraft seiner Reform. Wenige Tage nach dem Siege war der König, der in einem solchen Feldzuge, in welchem nicht seine militärischen Erwägungen die allein entscheidenden waren, den Oberbefehl nicht hatte übernehmen können, bei seinen Truppen.

Nunmehr, am 25. April trat in London eine Konferenz der Mächte zusammen, auf welcher sich England mit verbissenem Eifer bemühte, Deutschland um die Früchte seiner Siege zu bringen und die Dänen in ihrem Troz bestärkte, die deutschen Länder für sich zu gewinnen. Napoleon, heftig beleidigt durch England und in bitterer Feindschaft gegen Österreich, suchte durch weit gehende Zugeständnisse an Preußen einen Heil zwischen

die deutschen Großmächte zu treiben. Russland versicherte zwar, sich mit Preußen nicht entzweien zu wollen, bewies aber schon durch die Wahl seines Gesandten Brunnov seine Absicht, mit England an dem von Dänemark gebrochenen Londoner Protokoll von 1852 festzuhalten. Österreich wollte zwar den dänischen Einfluss in den Herzogtümern beseitigen, war aber bereit, ihre Personal-Union mit Dänemark anzuerkennen. Die deutschen Mittelstaaten, als deren Vertreter der sächsische Minister Graf Beust zugelassen wurde, forderten die Einsetzung des Herzogs von Augustenburg. Für Preußen aber war die Lösung der Herzogtümer von Dänemark das Ziel, welches selbstverständlich in erster Linie erreicht werden musste. Die dynastische Frage stand erst in zweiter Linie, und König Wilhelm war bereit, die Einsetzung des Herzogs



Generalfeldmarschall Graf von Wrangel.

Nach einem Lichtbilde.

von Augustenburg zugulassen, wenn dadurch für die deutsche Sache annehmbare Bedingungen zu erreichen seien. Denn wesentlich auf die militärische Sicherung Norddeutschlands und die Schöpfung einer deutschen Seemacht kam es für Preußen an, und kam es jetzt um so mehr an, als das Erscheinen einer kleinen österreichischen Flotte unter Tegetthoff in der Nordsee einen so maßlosen Zorn in England erregt hatte, daß sie nicht in die Ostsee einlaufen durste. Bis zum 25. Juni zogen sich dann die Verhandlungen der Konferenz hin, ohne ein greifbares Resultat zu erzielen, da Dänemark die bloße Personalunion bestimmt verwirrte, da alle Mächte und vorzüglich England die von Preußen wieder angeregte Kandidatur des Herzogs von Augustenburg, zu welcher Österreich nur mit Mühe seine Zustimmung gegeben, ablehnten, da ferner Russland seine eigenen plötzlich angemeldeten Ansprüche auf den Großherzog von Oldenburg übertrug, und da endlich auch Napoleons beliebtes Heilmittel, nämlich die Befragung der Bevölkerung, von der Konferenz — in der Überzeugung, daß sie zum Nachteil Dänemarks ausfallen müsse — entschieden verworfen wurde. England wollte sich kurzerhand zum Schiedsrichter aufwerfen und entwarf einen Teilungsplan, nach welchem Dänemark die Lände bis zur Schlei und den Danewerken hin behalten sollte. Aber schon der Trost der so offen begünstigten Dänen sorgte dafür, daß dieser auffallende Vorschlag nicht angenommen wurde. Der dänische Gesandte verzweigte die Verlängerung des Waffenstillstandes, und der Wiederausbruch der Feindseligkeiten machte zuletzt allem unsichtbaren Hader Europas, all seiner Einmischung in die deutschen Angelegenheiten ein Ende. Am 21. Juni waren alle Vorbereitungen getroffen, um die Dänen von der Insel Als zu vertreiben,

29. Juni am 29. früh 1 Uhr begann die Einschiffung, und in unaufhaltbaren Vordringen war die Insel in wenigen Stunden genommen, das dänische Heer, soweit es nicht gefangen oder gefallen war, zur schlimmsten Einschiffung nach Fünen genötigt. In Kopenhagen war der Eindruck gewaltig. Jetzt wurde der längst zur Nachgiebigkeit bereite König Herr seines eiderdänischen Ministeriums, und da nun ganz Jütland besetzt, auch die nordfriesischen Inseln befreit wurden, jede Erwartung auf französische und englische Hilfe aber fehlgeschlug, so wurde endlich die Abtreitung der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an Österreich und Preußen zugestanden, am 1. August zu Wien die Präliminarien und am 31. Oktober der definitive Friede geschlossen.

Es war ein Krieg gewesen, dessen Führung fortwährend von dem Gange der diplomatischen Entwicklung abhängig gewesen, aber sobald die kriegerische Aktion frei geworden, hatte das preußische Heer die herrlichsten Siege erschlagen. Kriegerische Thaten und Verhandlungen waren Hand in Hand gegangen und hatten endlich wieder ein großes nationales Werk geschaffen, endlich wieder deutsches Land zurück erobert, zurück erobert trotz des entschiedenen Widerwillens des ganzen Auslandes. Welch ein Ereignis! Preußen stand wieder auf der Höhe im Rat Europas, wieder hatte es sich wie einst in den Tagen Friedrichs II. und des Kurfürsten Friedrich Wilhelm als der Schutz und Schirm für deutsches Recht und deutsche Macht erwiesen. Wieder wie einst in den Tagen des Großen Kurfürsten hatte es deutsche Lände dem fremden Eroberer entrissen, und nun gar jene Lände, die für die Entwicklung des deutschen Handels unermäßlich bedeutungreich waren, Deutschland weiteren, ja den wichtigsten Zugang zur Nord- und Ostsee eröffneten und ihm eine Stellung auf dem Meere ermöglichten.

Allerdings war dieses Ereignis erreicht worden im Bunde mit Österreich, und Österreich hätte bei der gegenseitigen ohne Zweifel aufrichtigen Freundschaft hier den Unwert seiner jahrelangen Auseinandersetzung der Mittelstaaten gegen Preußen, den hohen Wert des Bündnisses zwischen beiden Großstaaten, das eine bundesfreundliche Leitung der kleinen Staaten ermöglichte, wohl erkennen können. Denn dem vereinten Willen der beiden deutschen Großmächte gegenüber hatten die auswärtigen Mächte sich fügen müssen. Allein eben die gemeinsame Leitung Deutschlands entsprach durchaus nicht den Wünschen Österreichs, und wieder suchte es in den Zollverein einzudringen, der doch im günstigsten Fall „nur das künstliche Produkt politischer Verabredung, nicht aber der realen Interessen“ sein konnte. Mit fester Energie widerstand dem insbesondere der Ministerialdirektor Rudolf Delbrück. Denn lediglich der Eifersucht auf Preußen entsprang ja dieses Verlangen, die Mißtimmung wurde nur noch größer, als der Zollverein erneuert wurde, und Österreich wandte sich, wie Bismarck dem Grafen von Rechberg schrieb, mit leiser, aber wachsender Tendenz wieder den Mittelstaaten zu. Die wichtigste Frage blieb daher für das Berliner Kabinett nicht, ob, sondern wie lange das mühsam hergestellte Einverständnis werde erhalten werden können.

Bis zum Prager Frieden und zur Gründung des norddeutschen Bundes.

Es war nunmehr die Aufgabe, daß durch den Krieg gewonnene Resultat zu sichern, und das „von zwei mächtig hinanlockenden Meeren umspülte Land mit dem spröden Erz seiner Bevölkerung“ dauernd an das Vaterland zu knüpfen. Dies war aber, wie der König es aussprach, nur möglich, „wenn und soweit Preußens Macht und Wehr es schirmend umfängt, Preußens strenge Zucht und Ordnung und staatsbildende Kraft es erfährt und durchdringt“. Ohne Zweifel war hierfür die Einfügung der Herzogtümer in Preußen das sicherste Mittel. Dadurch allein konnte Deutschland den vollen Segen der Küstenländer erhalten, und konnten diese wieder den einer starken deutschen Regierung empfinden. Denn für sich vermochte ein schleswig-holsteinischer Mittelstaat, wie eine Berechnung der Einnahmen ergab, entfernt nicht die Mittel für eine seetüchtige Marine, für den dringend notwendigen Küstenschutz, für den Ausbau des Kieler Hafens und für die Anlage des Nord-Ostseekanals aufzubringen. Auch war das Thronfolgerecht des Herzogs von Augustenburg, für welches sich die Liberalen aller Orten, sowie die Mittelstaaten begeisterten, auf der Londoner Konferenz entschieden abgelehnt, und die völkerrechtliche Besugnis, das weitere Schicksal des herrenlosen, von Preußen und Österreich eroberter Landes zu bestimmen, stand daher diesen beiden Mächten, und zwar nach Maßgabe ihres Vertrages vom 14. Januar zu. Die Erhebung des Herzogs von Augustenburg mußte überdem Preußen in Wider-

spruch zu Hannover, Oldenburg und Russland bringen. Instinktiv fühlte man auch im Reich trotz aller Begeisterung für die Schöpfung eines neuen selbständigen Mittelstaates, daß „die einfache Natur der Dinge“ auf die Einverleibung in Preußen hindränge. Um so lauter aber protestierte man dagegen, und Bayern wie Sachsen vorzüglich waren ungemein rührig und thätig, in einem neuen Mittelstaat einen, ihre eigene Stellung gegen die Großmächte stärkenden Genossen zu gewinnen. Deshalb nahmen sie für den Bundestag das Recht in Anspruch, über die Thronfolge in Holstein wie in Schleswig eine Entscheidung zu treffen, der sich Preußen wie Österreich gehorsam fügen sollten. Andererseits war König Wilhelm wie der Kronprinz sehr geneigt, die Thronfolge des Herzogs anzuerkennen, aber dieser meinte, die von ihm geforderten Beschränkungen der Souveränität nicht gewähren zu können. Die Hoffnung des, von seinem Könige zum Grafen erhobenen Minister-Präsidenten von Bismarck ging dahin, durch den einstweiligen Besitz allmählich und ohne neuen Krieg zum Eigentum zu gelangen. Denn entschieden war der König wider eine neue Schilderhebung. Österreich dagegen hatte das lebhafteste Interesse, die ganze Angelegenheit, von der es keinen Vorteil für sich sah, während brennendere Aufgaben seiner harrten, so schnell als möglich zu beenden. Unter Umständen wäre es daher bereit gewesen, die Einführung in Preußen zuzulassen, wenn nur König Wilhelm sich nicht so bestimmt geweigert hätte, ihm preußische Landesteile dafür abzutreten. Denn in Erwaltung eines Aequivalents wollte es nimmermehr eine solche Vergrößerung Preußens zugeben. Nicht den deutschen Gewinn, sondern nur den preußischen Vorteil sah man. Nach dem Sturze des Ministers Grafen von Rechberg aber gelang es der preußenseidlichen Richtung in Wien, freie Bahn zu gewinnen und damit der so glücklich begründeten Freundschaft die Wurzeln abzugraben. Fortan machte Österreich der bisher gemeinsam geleiteten Verwaltung die denkbar größten Schwierigkeiten, unterstützte, obwohl ihm die bisher von ihm schroß angeseuchte Kandidatur des Herzogs von Augustenburg auch jetzt noch mindestens gleichgültig war, die herzogliche Partei kräftig, lehnte die von König Wilhelm für die Zustimmung zur Einsetzung des Herzogs am 22. Februar gesetzten Bedingungen ab und that alles, um Preußen zu verdrängen. Endlich lenkte es wieder vollständig in das alte Geleise des nachbarlichen Hasses ein, einigte sich hinter dem Rücken des Verbündeten mit den Mittelstaaten, um einen Antrag beim Bunde einzubringen, der darauf hinauslief, den Herzog von Augustenburg einzusezen. Daß man sich vertragmäßig verpflichtet hatte, nur gemeinsam mit Preußen die Angelegenheiten zu entscheiden, ließ das Wiener Kabinett einfach unbeachtet. Da that König Wilhelm einen unzweideutigen Schritt, indem er am 24. März 1865 die preußische Flotten-Station von Danzig nach Kiel verlegte. Das erregte einen Sturm der Entrüstung, und die fortschrittliche Mehrheit im Berliner Abgeordnetenhaus sah in der Notwendigkeit der Regierung, Geldmittel für den Bau des Kieler Hafens und für die Marine zu erbitten, wieder nur ein Mittel zum Siege in der Verfassungsfrage. Allerdings hatte die Richtigkeit der Militär-Reorganisation des Königs nicht schlagender bewiesen werden können, als durch die Mobilmachung selbst. Denn nach der früheren Organisation hätten für die 37,000 Mann mit 110 Geschützen, die im Felde gestanden, nicht weniger als 20,000 Landwehrleute einzubeufen werden müssen, während nach der Reorganisation nur 3000 eingestellt waren. Was half's der fortschrittlichen Mehrheit des Abgeordnetenhauses gegen-

1865
22. Febr.

24. März unzweideutigen Schritt, indem er am 24. März 1865 die preußische Flotten-Station von Danzig nach Kiel verlegte. Das erregte einen Sturm der Entrüstung, und die fortschrittliche Mehrheit im Berliner Abgeordnetenhaus sah in der Notwendigkeit der Regierung, Geldmittel für den Bau des Kieler Hafens und für die Marine zu erbitten, wieder nur ein Mittel zum Siege in der Verfassungsfrage. Allerdings hatte die Richtigkeit der Militär-Reorganisation des Königs nicht schlagender bewiesen werden können, als durch die Mobilmachung selbst. Denn nach der früheren Organisation hätten für die 37,000 Mann mit 110 Geschützen, die im Felde gestanden, nicht weniger als 20,000 Landwehrleute einzubeufen werden müssen, während nach der Reorganisation nur 3000 eingestellt waren. Was half's der fortschrittlichen Mehrheit des Abgeordnetenhauses gegen-

über! Ohne Rücksicht auf die gebietende Notwendigkeit verweigerte es die Mittel, um nur der verhassten Regierung jeden Erfolg unmöglich zu machen. Auf die Österreicher wirkte die Festigkeit doch soweit, daß sie dem vom Bunde mit ihrer thalkräftigen Hilfe schon angenommenen Antrage, Holstein dem Herzog von Augustenburg zu übergeben, selbst wieder die Spitze abrachen und sich erst dann dazu bereit erklärten, wenn Preußen denselben Schritt gethan haben werde. Im übrigen aber bestimmt die Kieler Angelegenheit und die weitere Absicht, einen schleswig-holsteinischen Landtag einzuberufen, in Wien derartig, daß man, falls Preußen sich nicht wie einst in Olmütz demütige, bereit war, „es tot zu schlagen“. Der allgemeinen Zustimmung in Deutschland wie der französischen Hilfe fühlte man sich für diese Absicht völlig sicher. Daß dies indessen doch nicht so leicht, bezeugte General von Moltke in einer Sitzung des Berliner Staatsministeriums am 29. Mai, welcher 29. Mai der König persönlich vorfaß, und der auch der Kronprinz beiwohnte. Noch vertrat der König die letzte Entscheidung, denn ein Kampf gegen Österreich widerstrebe all seinem Empfinden. Noch hoffte er durch friedliche Unterhandlungen mit dem Kaiser, der persönlich ebenfalls den Krieg vermeiden wollte, den Frieden zu erhalten, und auch Bismarck, wiewohl längst überzeugt, daß Österreich ohne Kampf die preußische Gleichberechtigung nicht anerkennen werde, war bereit, die Verhandlungen fortzusetzen. Um so leichter aber konnte man dies, als die Armee, wie der Kriegsminister von Roon und der General-Inspekteur der Artillerie von Hindersin zugaben, zum Kriege vollkommen gerüstet war, und als trotz der täglich schroffer werdenden Haltung des Abgeordnetenhauses die Geldmittel nicht fehlten. Denn der Handelsminister Graf Ickenhausen hatte mit der Köln-Mindener Bahn Unterhandlungen eröffnet, wonach 60 Millionen Thaler zur Verfügung standen. Ebenso waren mit Italien schon Beziehungen wenigstens angeknüpft. Hier waren nämlich den Verabredungen von Villafranca und dem definitiven Frieden von Zürich entgegen mit Ausnahme von Rom und Venetien, alle Gebiete unter dem Szepter des Königs Victor Emanuel zu einem Staaate vereinigt. Und nachdem dieser Monarch sich mit Napoleon über die römische Frage vorläufig vertragen hatte, schien für Italien nichts günstiger zu sein, als ein Krieg zwischen Österreich und Preußen, um nun auch noch sein anderes fehlendes Glied, um Venetien wieder zu erwerben. Und wenn der italienische Minister, General La Marmora eine Verständigung zwischen Wien und Paris fürchtete, so schien er um so bereitwilliger die dargebotene Hand Preußens ergreifen zu müssen. Vorerst glaubte er noch zögern zu sollen. Ebenso unsicher war man in Berlin über das Verhalten Napoleons, in dessen Aufmunterung, die Herzogtümer zu annexieren, man, da er an anderen Höfen den Widerstand dagegen belebte, nur eine Zweideutigkeit erkennen konnte, welche auf den rechten Augenblick zur Ordnung der Verhältnisse nach französischen Wünschen wartete.

Inzwischen hatte zwar König Wilhelm am 30. Juni in einem Briefe des Kaisers Franz Josef Freundschaft und persönliche Gefühle angerufen, um gemeinschaftlich die schwedende Angelegenheit zu erlebigen, aber auch hierauf war nur eine ungenügende Antwort eingelassen. Und nun zeigte ein preußisches Ultimatum, welches sogar der bayerische Minister von der Pforderung billigte, dem Wiener Kabinett noch einmal den vollen Ernst. Hatte nun aber Österreich, wie es wohl erkannte, keinen besseren Bundesgenossen als das widerspenstige Abgeordnetenhaus auf dem Dönhoffplatz in Berlin, so hatte Preußen in der unglücklichen Lage der inneren

1865 Verhältnisse des Kaiserstaates, wo eine Ministerkrise, ja ein Verfassungskreis in Aussicht stand, wo ein Konflikt mit Ungarn noch immer nicht beigelegt, wo das Heer auf den mäßigsten Friedensfuß gezeigt, und doch ein Defizit von 80 Millionen Gulden in den Finanzen war, ebenfalls einen starken Genossen. So fand denn ein Vorschlag des österreichischen Gesandten in München, Grafen von Blome, eines geborenen Holsteiners, Eingang im Kabinett zu Wien. Unter gemeinsamer Ausübung der vollen Souveränität durch beide Staaten sollte danach Österreich in Holstein, Preußen aber in Schleswig die Verwaltung führen. Damit trat Österreich von der Kandidatur des Herzogs von Augustenburg wieder zurück, gewährte die Möglichkeit, den Verhandlungen, welche Preußen bisher in den Herzogtümern hatte hinnehmen müssen, ein Ende zu machen, und gab zugleich die Liebe der Mittelstaaten preis. Auf dieser Grundlage wurde in Gastein, wo König Wilhelm

14. Aug. zur Kur weilte, am 14. August 1865 ein Vertrag gezeichnet, der überdem für Preußen die Beziehung und den Ausbau des Kieler Hafens wie die Beziehung Rendsburgs sicherte. Das Mißverhältnis, welches für Preußen in der geographischen Trennung von Schleswig lag, fiel der Vereinigung der beiden Großmächte gegenüber nicht allzusehr ins Gewicht. Man hoffte überdies, wie Bismarck schrieb, späterhin Holstein, das für Österreich auf die Dauer doch lästig werden mußte, durch Geldentschädigung zu erhalten. Sofort zeigte die Empörung der Mittelstaaten, welche nichts als einen Rechtsbruch in dem Vertrage sahen, sowie der Ärger Napoleons, welches Gewicht die Einigung Österreichs und Preußens in Europa hatte. Ein längeres Zusammenleben des Grafen von Bismarck mit Napoleon im Seebade zu Biarritz konnte den Kaiser zwar überzeugen, daß König Wilhelm sich auf keine Verpflichtungen gegen Frankreich einlassen werde, sondern „den echten Kern erfolgreicher und praktischer nationaler Bestrebungen nur in einem starken Preußen und in einer selbständigen preußischen Politik“ sehe. Aber in der trostreichen Hoffnung auf einen zukünftigen Bruch zwischen beiden deutschen Großmächten behielt Napoleon Preußen gegenüber als dem scheinbar schwächeren Teil doch eine gewisse wohlwollende Haltung bei.

In Österreich fühlte man sich jedoch trotz des leidlichen Einvernehmens, welches in der Verwaltung der Herzogtümer nun herrschte, durch diese Zusammenkunft beeinträchtigt, und das Misstrauen wuchs, als es gelang, zwischen dem Hollverein und Italien einen Handelsvertrag abzuschließen. Die Haltung des österreichischen Gouverneurs in Holstein, Generals von der Gablenz, wurde gegen den preußischen Gouverneur in Schleswig, General Edwin von Manteuffel, allmählich schroffer. Ungestört ließ er Presse und Versammlungen für die Gründung eines neuen Mittelstaates arbeiten, die gemeinsame Souveränität antasten. Die Beziehungen Österreichs zu den Mittelstaaten „mit aggressiver Tendenz gegen Preußen“ wurden immer sichtbarer.

1866 In erster Rede erklärte im Januar König Wilhelm seinen Ministern, daß aggressive Vorgehen gegen seine monarchische Autorität in den Herzogtümern sich nicht länger bieten lassen zu können, aber eine nochmalige Vorstellung Bismarcks in Wien hatte nur den Erfolg, daß man am 7. Februar den alten Bundesgenossen mit kühlen Worten zurückwies. Jetzt, wo Preußen mit einer Thatkraft und Bestimmtheit austrat, eine Sprache gegen Österreich führte, an welche der Kaiserstaat seit hundert Jahren von dem unterdrückten Verbündeten in Berlin nicht gewöhnt, wo es die Frage nach der deutschen Einheit immer thatkräftiger in Angriff nahm, war Österreich gewillt, auf jede Gefahr

hin die Schraube wieder fester zu ziehen, die selbständige Stellung Preußens im Reich wie in Europa auf keinen Fall zuzugestehen und lieber weitere Verluste zu erleiden, als der norddeutschen Großmacht das geringste Zugeständnis zu machen. Im Gegenteil, unser Staat sollte wieder, wie König Wilhelm erkannte und ansprach, auf den Fuß vor dem siebenjährigen Kriege herabgedrückt und Schlesien ihm abgenommen werden. Damit wäre jede Lösung der deutschen Frage, jede Erstarkung der nationalen Macht für immer verhindert worden. Seit Anfang März rüstete Österreich denn auch unverhohlen, so daß nun auch Preußen daran ging, die Kriegsbereitschaft einzuleiten. In einem Ministerrate erklärte König Wilhelm, die Hoffnungen auf eine ehrliche Einigung mit Österreich habe dieses untergraben; keinen Krieg zu provozieren, aber vorwärts zu gehen, ohne vor einem Krieg zurückzuschrecken, sei allerdings geboten. Nachdem er Gott angelebt, ihm den rechten Weg zu zeigen, sei er, wenn es müsse, zum Krieg entschlossen. Denn in der That handele es sich nicht mehr nur um Schleswig-Holstein, sondern um die kriegerische Haltung des österreichischen Kabinetts überhaupt, und dem Könige wie Bismarck war es klar, daß unmittelbar neben die Frage der Elbherzogtümer die nationale der deutschen Bundesreform getreten sei, oder vielmehr, daß die Angelegenheit der Elbherzogtümer, die für kurze Zeit den alten Gegenstand verdeckt, wieder zurückgetreten sei hinter die der nationalen Entwicklung Deutschlands. Die schleswig-holsteinische Frage sei, so erklärte Bismarck einem italienischen



General Edwin von Manteuffel.

Nach einem Lichtbilde.

Bismarck war es klar, daß unmittelbar neben die Frage der Elbherzogtümer die nationale der deutschen Bundesreform getreten sei, oder vielmehr, daß die Angelegenheit der Elbherzogtümer, die für kurze Zeit den alten Gegenstand verdeckt, wieder zurückgetreten sei hinter die der nationalen Entwicklung Deutschlands. Die schleswig-holsteinische Frage sei, so erklärte Bismarck einem italienischen

1866 Unterhändler, für einen so großen Krieg, wie der zwischen Österreich und Preußen, ein zu kleiner Anlaß. Nur dann sei der Krieg gerechtfertigt, wenn es um die allgemeine deutsche Frage gehe. Diese Vertiefung des Gegensatzes, die in der Natur der Sache lag, half aber das Misstrauen des italienischen Ministers La Mamora überwinden, und so kam es am 8. April zum Abschluß eines Bündnisses zwischen Preußen und Italien.

Am folgenden Tage ließ König Wilhelm in Frankfurt einen Antrag einbringen, welcher die Bildung eines deutschen, auf Grundlage des allgemeinen Stimmrechts gewählten Parlaments zur Beratung über die deutsche Verfassung und zugleich die Bestimmung eines Termins für die Einberufung verlangte, da ohne dieses Mittel jede Besserung der Verfassung erfahrungsmäßig im Sande verlaufe. Der Einstimmigkeit gegenüber, welche jede Reform der Verfassung erforderte, erschien die Ausdehnung der gesetzgeberischen Befugnisse des Bundestages, falls ein von der ganzen Nation frei gewähltes Parlament neben ihm stände, als das einzige Mittel, um aus dem unsicheren Zustande heranzukommen und den Sondergeist, der hier seine schlimmsten Blüten trieb, zu bändigen.

Aber so sonnenklar der bescheidene Sinn Wilhelms allen Fürsten vorlag, so deutlich auch aus diesem Antrage hervorging, daß er für sich auf jede Neuerordnung über die anderen Fürsten verzichtete, so erregte doch schon dieser Antrag überall den hellen Zorn der Mittelstaaten. Und allerdings hätte er Österreich das bisher so oft bewährte Mittel genommen, in der Förderung des Sondergeistes seine eigenen nichtdeutschen Ziele zu verfolgen. So verdoppelte Österreich seine Rüstungen wie gegen Italien so gegen Preußen, in Sachsen, Württemberg, Hannover wurden solche vorgenommen, und in Bamberg zeigte sich, daß selbst Bayern, dessen Minister anhaltend in lebendigem Verkehr mit Bismarck stand und Österreichs falsche und unzuverlässige Politik heftig schalt, gewonnen war. Im Mai beschlossen die Minister der Mittelstaaten in Bamberg, 160 000 Mann gegen Preußen aufzustellen, und den preußischen Antrag vergrub der Bundestag in den Alten seines Ausschusses. Diesmal sollte er sich aber geirrt haben, dieser Antrag erlebte eine Auferstehung.

Das Traurigste bei alledem blieb doch die Haltung des eigenen Abgeordnetenhauses. Freilich drang in immer weitere Kreise das Bewußtsein, daß die Ehre des Vaterlandes auf dem Spiele stehe, aber das Abgeordnetenhaus blieb bei seiner Haltung, verweigerte, um sich neue Rechte zu verschaffen, jedes Budget. Denn an der Spitze des Ministeriums stand ja der Mann, der, wie einer der Führer der Fortschrittspartei sagte, dem Bösen versallen war und von ihm nicht loskommen werde, der, wenn er auch Großes erreicht habe, dies nur dem Zufall verdanke. Nicht nur die Fähigkeit, sondern auch die ehrliche Absicht wagte man dem Minister abzusprechen, und wenn er den Antrag auf ein deutsches Parlament gestellt hatte, so war auch dies nichts als Lüge, Hencherei und Täuschung. Selbst die Furcht, die in Berlin vor den Kroaten herrschte, und die viele schon veranlaßte, das Silberzeug in sichere Verstecke zu bringen, half nichts. Das Vaterland mochte zu Grunde gehen, wenn nur der Verfassungskampf zum Siege des Parlamentes führte. Seien seine Führer nur erst am Ruder — so war die Meinung — sei dieser Bismarck, den man mit allen Scheltworten belegte, nur erst gestürzt, so werde auch sofort mit dem Auslande wie mit Österreich der allgemeine Friede hergestellt, und wenn nur erst Preußen abrüste, die allgemeine Seligkeit des

Paradieses wieder gewonnen sein. Aber unentwegt und fest, weil von der Reinheit seines Gewissens, von der Richtigkeit seiner Politik und ihren deutschen Zielen fest überzeugt, gab König Wilhelm den in immer schärferen, zudringlicheren Formen ihm vorgelegten Adressen und Petitionen nicht nach. Er wußte, daß die Heeresreform zum Heile des Vaterlandes notwendig und „zeitgemäß“ war, wußte, daß ohne eine machtvolle und angesehene Stellung Preußens, dieses, mit ihm aber auch das deutsche Vaterland verloren sei. Er war sich, wie er es oft aussprach, vor Gott der Verantwortung bewußt, die auf ihm ruhte — und man weiß auch aus Bismarcks Munde, wie schwere Kämpfe es ihm gekostet, bis er den König von der Notwendigkeit zu schlagen überzeugt hatte — aber endlich habe er es vor Gott geprüft und könne nun auch trost und freudig den Weg gehen, den er führe. Gebeten habe er den Kaiser, wie man nur bitten kann, aber er sah, daß alles vergeßlich. So hielt er auch den eisernen Mann, der den Abgeordneten gegenüber mit stahlharter Stirn das Recht der Krone, die Wohlfahrt des Vaterlandes aufrecht hielt, fest, und löste am 9. Mai den Landtag auf.

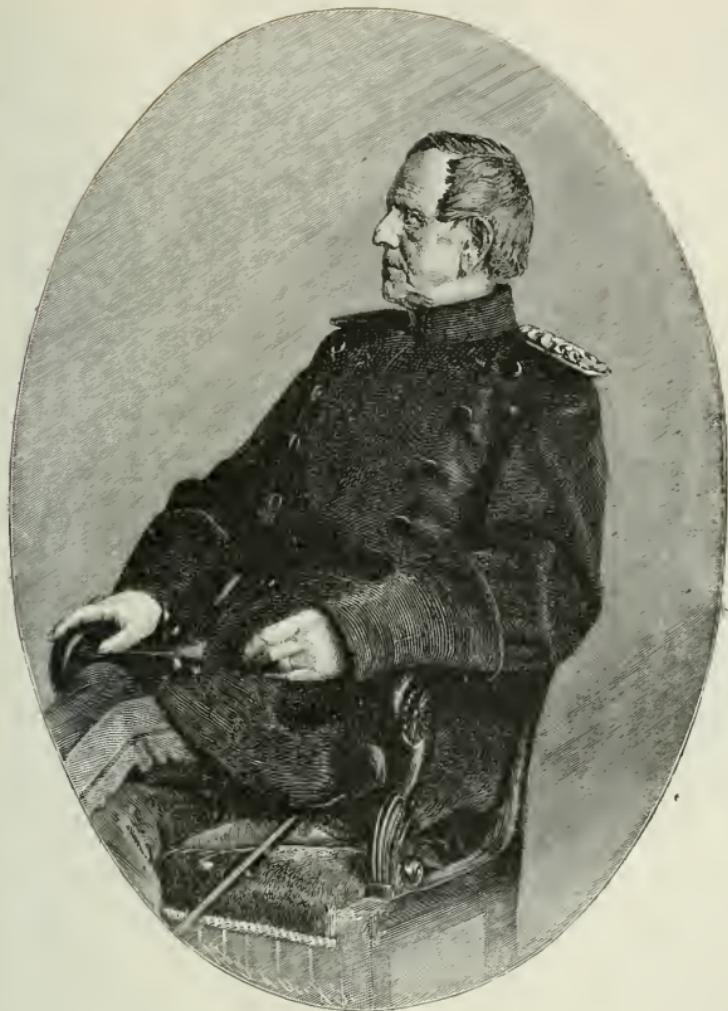
Inzwischen hatte der kluge Napoleon versucht, auf einem europäischen Kongreß die schleswig-holsteinische, die deutsche und die italienische Frage zu entscheiden, um so, wenn nun einmal von Preußen keine Abtretung deutschen Landes zu erzwingen war, doch die Leitung Deutschlands in seine Hand zu bekommen. Andernfalls war es ihm auch wieder nicht unwillkommen, als die Habsburg zwar die Abtretung Venetiens an Italien vor dem Kriege zu vollziehen versprach, den Krieg selbst aber verlangte, um dadurch Schlesien als Ersatz für die italienische Provinz zu erhalten. Denn wie ganz Europa rechnete auch Napoleon auf einen sicheren Sieg Österreichs und hoffte alsdann von dem geschlagenen Preußen und dem um Schlesien vergrößerten Österreich um so leichter die gewünschte Kompensation zu erzwingen oder einen neutralen Staat am Rhein und einen Rheinbund zu errichten, wodurch Frankreich wieder der Alleinherrcher über Deutschland geworden, und sein alter Nebenbuhler Österreich in die zweite Linie gedrängt worden wäre. Der neue Mitbewerber aber, der die freie nationale Selbstbestimmung Deutschlands, dies Schreckgespenst der Tuilerien und der Habsburg, durchführen wollte, sollte wieder nur soweit gedemügt werden, daß er späterem etwaigen habzburgischen Aufbegehren doch noch die Wage zu halten vermöge. Der Kampf mußte ja beide Großmächte schwächen und um so sicherer, und ohne Frankreich Opfer zu zuzumuten, dem Imperator zugute kommen.

Nun aber schwankte Österreich abermals, erkannte das Erbfolgerecht des Herzogs von Augustenburg wieder als berechtigt an und ließ den Agitationen für dessen Durchführung freiesten Spielraum. Einseitig stellte es dann die Entscheidung über die schleswig-holsteinische Angelegenheit dem Bunde anheim und berief in Holstein die Landstände. Offenkundig war also der Gasteiner Vertrag gebrochen, und Preußen der ihm rechtlich zustehenden Befugnis, mit Österreich zusammen die Frage zu lösen und gemeinsam die Souveränität in den Herzogtümern auszuüben, beraubt. Trotzdem aber die Habsburg auf solche Weise das Berliner Kabinett von diesem Vertrage gelöst, trug man doch keine Scheu — als der König nun das vor dessen Abschluß bestehende Verhältnis wieder herstellte und preußische Garnisonen nach Holstein verlegen wie den Zusammentritt des Landtags zu verhindern befahl — am Bundesstage offen zu erklären, Preußen habe den Gasteiner Vertrag gebrochen. Und so ungeheuerlich wurde der Ton der

1866 kaiserlichen Depeschen nach Berlin, daß sie den russischen Gesandten von Dubril an die Sprache des römischen Kaisers gegen den Markgrafen von Brandenburg erinnerten. Ja mehr, Österreich trug kein Bedenken, wegen dieses angeblichen Bruches eines Vertrages, der nicht die geringste Beziehung auf den Bund hatte, 12. Juni die Mobilmachung des ganzen Bundesheeres am 12. Juni in Frankfurt zu beantragen. Es konnte dies um so sicherer, weil es durch einen an demselben Tage abgeschlossenen Vertrag mit Napoleon gedeckt war, und weil man wußte, daß alle Versuche, die Preußen namentlich in Dresden, in Hannover und in Kassel gemacht, um nur Neutralität zu erhalten, völlig gescheitert waren. Briefe und Vorstellungen, welche der König sogar persönlich nicht sprach, waren vergeblich gewesen, die Mittelstaaten standen tren zu ihrem Protektor, und der Bundesrat nahm den Mobilmachungs-Antrag in nicht einmal ganz ehrlicher Abstimmung an. Darauf erklärte der preußische Gesandte von Savigny den Bund für aufgelöst und übergab die Reformvorschläge seines Königs, Österreich aber rief seinen Gesandten in Berlin ab, stellte dem preußischen in Wien seine Pässe zu.

Wieder wurden von Berlin aus Vorschläge gemacht, die Könige von Sachsen und Hannover, sowie den Kurfürsten von Hessen zum Rücktritt vom Bundesbesluß zu bewegen. Unter voller Zusicherung ihres Besitzes und ihrer Souveränität nach Maßgabe der anzuerkennenden preußischen Reform-Vorschläge wurde nichts als einfache, unbewaffnete Neutralität von ihnen gefordert, da Preußen unmöglich ihre mobilen Truppen im Rücken seiner Heere lassen konnte. Auf das schnödeste wurden diese Zugeständnisse abgewiesen, Kurhessen sandte, da zur Mobilmachung keine Zeit blieb, seine Truppen so wie sie waren, nach Süddeutschland; König Georg von Hannover glaubte in dem leisesten Nachgeben gegen Preußen eine Sünde gegen seine Eigenschaften als Christ, Monarch und Welse erkennen zu sollen, ließ seine Truppen bei Göttingen zusammenziehen, begab sich selbst zu ihnen und beabsichtigte, sich mit den Bayern zu vereinen. Sachsen sandte seine Truppen nach Böhmen.

Sofort rückte General von Manteuffel von Holstein, General von Göben von Minden aus in Hannover ein, und der Höchstkommandierende der gegen die Mittelstaaten bestimmten, verhältnismäßig kleinen (48 000 Mann starken) Armee, General Vogel von Falckenstein, besetzte die Hauptstadt, ließ Manteuffel und Göben nach Göttingen vorgehen. An demselben Tage wurde Hessen-Kassel ohne Schwerstreich durch den General von Beyer, am 15. Sachsen durch General Herwarth von Bittenfeld besetzt. In drei Tagen war das Unglaubliche geschehen, Preußen im Besitz aller Hilfsquellen der Staaten, die am häufigsten gegen es gelärmmt hatten. Leider verzögerte die Halsstarrigkeit des Welsen und die Ungenauigkeit, mit welcher Falckenstein die ihm zukommenden Befehle ausführte, den schnellen Sieg. Immer bestrebt, nach Frankfurt und gegen die Bayern zu marschieren, ließ er es, während König Wilhelm auch jetzt noch ununterbrochen mit Hannover verhandelte, dahin kommen, daß General Flies bei Langensalza statt, wie er gemeint, mit der Nachhut der nach Norden abziehenden hannoverschen Armee, mit dieser selbst ein blutiges Treffen nur mühsam, ohne Erfolg bestehen mußte. Indessen hatten König Wilhelm und Moltke von Berlin aus die notwendigen Maßregeln getroffen und am nächsten Morgen war die Umringung der hannoverschen Armee so vollständig, daß König Georg seine Zustimmung 29. Juni zur Kapitulation geben mußte (29. Juni).



*G. Moltke
Heldmarppall*

Fassimile der Unterschrift Moltkes.

1866 Doch die Entscheidung konnte nur der Kampf mit den Österreichern selbst bringen. Diese hatten 238 000 Mann unter dem Feldzeugmeister Benedek, der nur widerwillig den Oberbefehl übernommen, in Böhmen aufgestellt, und zu ihnen waren noch 23 000 Sachsen gestoßen, während Bayern die österreichische Forderung, gemeinsam in Böhmen zu operieren, abgelehnt hatte und in dem getrennten Kampfe der süddeutschen Bundeskorps den sichersten Schutz der eigenen Länder sah. Benedek zeigte nicht die Gaben des Feldherrn, und die durch den Geldmangel herbeigeführten Verzäumnisse im österreichischen Heerwesen machten sich scharf bemerklich. Kaum daß es gelang, die geplante Zahl zu erreichen, und die innere Tüchtigkeit dieser nur kurze Zeit geschulten Truppen stellte sich als eine äußerst mangelhafte heraus, der gegenüber die Bedeutung der Reorganisation König Wilhelms um so mehr zu Tage trat.

Nach dem Plane des Generalstabchefs von Moltke wurde in Berlin die kühnste Offensive, die Ausgabe Schlesiens und der Einmarsch in Böhmen beschlossen. Die Streitkräfte waren ursprünglich in drei Heeresäulen geteilt, die Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld bei Torgau (46 000 Mann), die erste Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl in der Lausitz (93 000 Mann) und die zweite unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm in Schlesien bei Neisse (115 000 Mann). Diese waren nun nach der Besetzung Sachsen's zu einer mächtvollen Masse zusammenzuziehen, um der mutmaßlichen Vereinigung der österreichischen im nordöstlichen Böhmen zuvorzukommen. Die Elbarmee wurde unmittelbar nach der Einnahme Sachsen's unter den Prinzen Friedrich Karl 22. Juni gestellt, und am 22. Juni befahl der König den Einmarsch der Armeen in Böhmen und ihre Vereinigung bei Gitschin. Die erste Armee, welcher die leichtere Aufgabe zufiel, sollte durch schnelles Vorgehen die Krisis abkürzen. Nach raschen Schlägen bei Hünerwasser, Turnau, Podol, Münchengrätz besiegte Prinz Friedrich Karl mit 26 000 Preußen 42 000 Österreicher und Sachsen bei Gitschin in blutiger Schlacht, machte das ganze österreichische erste Korps kampfunfähig und hatte damit die Hindernisse zur Vereinigung mit dem Kronprinzen aus dem Wege geräumt. In gewissem Sinn war der Plan Benedeks, der sich hauptsächlich gegen Friedrich Karl richtete, während er den Kronprinzen für schwächer hielt, schon jetzt vereitelt. Er aber war bei seiner Absicht, Friedrich Karl zu vernichten, geblieben, obwohl die schlesische Armee inzwischen ebenfalls ausgebrochen, 27. Juni und General von Steinmetz bei Nachod am 27. eine große Übermacht der Österreicher zurückgeschlagen hatte. An demselben Tage hatte Gablenz die Preußen 28. Juni bei Trautenau zurückgewiesen. Am 28. aber wezte die Garde bei Burkertsdorf die Scharte glänzend aus, und gleichzeitig warfen abermals Steinmetz's Scharen im furchtbaren Ringen den Feind bei Skaliz. Die Garde nahm Königinhof; Steinmetz siegte noch einmal bei Schweinschädel. Aufs glänzendste war die Aufgabe gelöst, die preußischen Armeen in so nahen Zusammenhang gebracht, „daß der Gegner die eine nicht angreifen konnte, ohne daß ihm die andere in den Rücken fiel“. Benedek, der sich und seinen Kaiser bisher in argen Täuschungen über Siege erhalten, mußte nach einem Gesamtverlust von etwa 40 000 Mann seinen Kriegsplan aufgeben und sich nach Königgrätz zurückziehen; ja, als hier die ersten Truppen in völliger Erschöpfung ankamen, sandte er — acht Tage nach der Kriegserklärung — telegraphisch seinem Kaiser die Bitte, sofort Frieden zu schließen, und dieser erklärte sich Napoleon gegenüber zur Abtretung Venetiens.

bereit, um von Italien Frieden zu erhalten, obwohl dessen Heer vom Erzherzog Albrecht am 24. Juni bei Custoza glänzend geschlagen worden war.

Inzwischen war aber der König, der bisher von Berlin aus die Führung im Großen in der Hand behalten hatte, selbst auf dem Kriegsschauplatz eingetroffen mit seinem Generalstabschef von Moltke, dem Kriegsminister von Roon und dem Grafen von Bismarck. Nun machte Benedek doch vor der Elbe Halt und stellte

seine Truppen zwischen der Bistritz und Elbe zur Schlachtordnung. Ein Befehl seines Kaisers, wie „die Natur der Dinge“ schien ihm keine andere Möglichkeit zu lassen. Kaum aber hatte Prinz Friedrich Karl am Abend diese Aufstellung erkundet, als er seinerseits die schon befohlenen Maßregeln traf und um

11 Uhr
Abends dem Könige Mel-
dung machte.
Binnen zehn
Minuten be-



Prinz Friedrich Karl von Preußen.

Kupferstich von Albert Teichel (1822–1878). Mit Bewilligung des Verlegers
E. H. Schröder in Berlin.

sprach sich der König mit Moltke, und in der Nacht mußte ein Offizier zum Kronprinzen eilen, um diesem den schleunigen Vormarsch zu befehlen. Nun sollte der Feind gefaßt und zugleich vernichtet werden. Unter den Augen des Königs entwickelte sich am 3. Juli jene furchtbare Schlacht, von deren Entscheidung s. Fuß Preußens Dasein, die Rettung Deutschlands abhing. Im härtesten Kampfe hielt die erste und die Elbarmee vom frühen Morgen stand, und furchtbar litten die Truppen unter dem Donner von 250 österreichischen Geschützen. Heldenhaft hielt besonders Franseckys Division die schwersten Verluste aus. Seit acht Uhr weilte der König auf dem Schlachtfelde, ließ sich nur mühsam von den gefährlichsten

Punkten entfernen, und seine Anwesenheit schon rief den hellen Jubel, die stürmische Begeisterung der Truppen hervor. Wohl kamen jene furchtbaren Stunden, da man ungeduldig ausschautete, ob auch der Kronprinz komme, doch noch ehe seine Kolonnen erschienen, antwortete Molte dem fragenden König: „Euer Majestät gewinnen heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug“. Er wußte, der Kronprinz müßte kommen, und um $1\frac{1}{2}$ Uhr griff die zweite Armee in den Kampf ein, brachte, den Feind im Rücken und in der Flanke fassend, die Entscheidung ganz so, wie es geplant. Daran hätte auch der Gehorsam der Generale Benedekz, der vielfach fehlte und den Feldherrn in arge Verlegenheit brachte, nichts geändert. 5600 Tote, 7600 Verwundete, über 22 000 Gefangene, über 6000 Vermißte, im ganzen 43 000 Mann hatte dem Feinde, etwa 9000 Mann, vorunter 1065 Tote, den Preußen die Schlacht gekostet.

Dieser unerhörte, alles Maß übersteigende Sieg Preußens brachte denn bei seinen Freunden das herrlichste Entzücken, bei all seinen Feinden den entschiedensten Unwillen und mißtrauliche Neugierde hervor. Wann wäre es auch anders bei preußischen Siegen gewesen! Aber dieser Sieg warf ja alle Voransicht, warf das ganze Werk von 1815, warf die diplomatischen Künste und Berechnungen eines halben Jahrhunderts wie spielend über den Haufen. Fortan, daran konnte kein Zweifel sein, bestimmte preußische Willenskraft über Deutschland, fortan mußte Deutschland wieder, woran man seit vielen Jahrhunderten zu glauben verlernt hatte, ein mächtiges unabhängiges Staatengebilde werden, welches nach seinen eigenen Bedürfnissen sich einrichtete und ausgestaltete. Natürlich, daß ganz Europa aufhorchte und hinschaute auf das Hauptquartier König Wilhelms, wie wohl die neue Welt anzusehen möchte, die dort geschaffen wurde. Denn nachdem einmal der Feldzug entschieden und die Grundlage gelegt, konnten die militärischen Ereignisse wohl noch den diplomatischen Verhandlungen Nachdruck geben, aber diese mußten nun das Werk ausbauen.

Klar war ja vorzüglich, daß, wenn die eine der Fremdherrschaften über Deutschland auf dem Schlachtfelde so ins Herz getroffen war, nimmermehr die andere zugeben konnte, daß Deutschland sich zu eigener Macht emporrichtete. Umgekehrt vielmehr sollte der anderen nun die Oberherrschaft zufallen, und man begreift nach dem Laufe der Geschichte, daß die Franzosen — gereizt überdies dadurch, daß so fabelhafte Erfolge ihre Siege in Italien und der Krim doch in gar zu tiefen Schatten stellten — den vernichtenden Schlag gegen Österreich wie einen eigenen empfanden und heftig danach verlangten, noch in der Geburt ein Werk zu ersticken, das nicht nur dem Cäsarentum ein schroffes Hindernis gegen alle auf Deutschland gerichteten Begehrlichkeiten in den Weg stellte, sondern die prahlende Selbstüberschätzung an der Seine selbst in ihrer Nichtigkeit enthüllte. Und wie verlockend für die gallischen Gelüste, den Gegner, dem fast allein die Bewältigung der Weltherrschaft des alten Napoleon zu danken war, jetzt zu überfallen, wo er, wie immer siegreich, doch all seine Kräfte im Osten brauchte und, so schien es, den stolzen Scharen Frankreichs im Westen nicht werde widerstehen können! Jedoch der Kaiser Napoleon war klüger, als seine vorwärts drängenden Minister, sein aufgeregtes Volk. Er wußte, daß er einfach nicht im stande war, ein einigermaßen genügendes Heer am Rhein aufzustellen, und durste zufrieden sein, daß ihm sein Vertrag mit Österreich, daß der schon vor der Entscheidungsschlacht und nach dieser unbedingt wiederholte Antrag der Hofburg, Venetien an Italien

abzutreten, die passende Gelegenheit gab, als Vermittler zwischen die streitenden Mächte zu treten. Man mußte nur mit großen Worten die Empfindlichkeit darüber verbergen, daß man sich völlig verrechnet, daß man einst gehofft, das besiegte Preußen großmütig vor den Griffen des habsburgischen Adlers zu retten und der Habsburg das Ziel anzugeben, bis zu welchem sie in der Herrschaft über Deutschland vorgehen dürfe — nun aber das sich verblutende Österreich aus den Fängen des hohenzollerschen Adlers retten und diesem die Flügel beschneiden wollte. Man mußte zusehen, ob nicht irgendwie dem Schreckbild der deutschen Einheit wenigstens eine französische Farbe aufgesetzt werden, einige Grenzländer zu gewinnen sein möchten, jedenfalls aber den Südstaaten eine unabhängige Stellung von dem neuen deutschen Bunde gegeben werden könne, welche sie zwingen mußte, auf Napoleon sich zu stützen.

Unaufhörlich spielte der Telegraph zwischen dem preußischen Hauptquartier und Paris, immer erneute Wünsche riefen den preußischen Gesandten Grafen von der Goltz ins Kabinett zum Kaiser und ebenso zur Kaiserin Eugenie, die vornehmlich über die österreichische Misshandlung entrüstet war. Immer wieder meldete sich der französische Gesandte Benedetti im Hauptquartier beim Grafen Bismarck. Napoleon müsse in der Lage sein, seinem unruhigen Lande zu sagen, daß die preußischen Friedensbedingungen mit dem Interesse Frankreichs sich vereinigen ließen. Aber was er auch verlangte, die überaus rücksichtsvolle Mäßigung König Wilhelms und seines bei aller Schneidigkeit nur das Notwendige erstrebenden Ministers nahm ihm jede Waffe aus der Hand.

Denn hier wußte man sehr wohl zu unterscheiden zwischen den maßvollen Worten Napoleons selbst und den Zielen, die er verfolgte, und der Widerspruch des französischen Kaisers gegen die deutsche Einheit, sein Vorwort für die Bildung eines besonderen süddeutschen Bundes ist es gewesen, welche die Überzeugung von der Notwendigkeit fest begründeten, daß man einigen Erfolg dafür in der Einverleibung der, bisher Preußen in zwei Teile zerrennden feindlichen Gebiete suchen müsse. Niemand war von dieser Notwendigkeit mehr durchdrungen als König Wilhelm, und mit voller Bestimmtheit trat er, wie schmerzlich sein Herz auch durch das Unglück der verblendeten Herrscher berührt war — daß er erst noch durch ihre Thronentsagung zu Gunsten ihrer Nachfolger hatte vermeiden wollen — für die Vereinigung ihrer Staaten mit den preußischen Ländern ein. Und hiergegen erhob weder Napoleon, noch Kaiser Franz Joseph besonderen Widerspruch. Jener mochte erkennen, daß diese kleinen norddeutschen Staaten nach dem glorreichen preußischen Feldzuge doch nicht seinen Spuren zu folgen vermöchten, und für Österreich war durch das Verhalten der Reichsarmee, wie man die Truppen der Mittelstaaten höhnend wieder nannte, erwiesen, daß sie ihrer seit Metternichs Zeiten fest gehaltenen Bestimmung, unter der Form des Bundesstaates für Österreich zu kämpfen, doch nicht genügen konnten. Damit aber war zugleich das Zugeständnis, selbst den BUND zu verlassen, ohne weiteres gegeben.

Denn nun drängten die militärischen Ereignisse Österreich zum Abschluß. Rastlos waren die preußischen Heere nach der großen Schlacht vorgegangen, hatten am 8. Prag besiegt, am 13. war König Wilhelm in Brünn eingezogen, bei Tobitschau war ein glänzendes Reitergefecht vorgefallen, Benedet hatte, um nur Wien zu retten, sich zu dem weiten Umwege über Freiburg entschließen müssen, am 20. standen die Preußen eine Meile von der Hauptstadt, von Wien entfernt

1866 auf dem schlachtenreichen Marchfelde. Ein doppeltes Verlangen herrschte im Hauptquartier König Wilhelms, einmal den Frieden ohne Einmischung Napoleons abzuschließen, und zweitens ihn so zu gestalten, daß sofort sich ein freundliches Verhalten mit Österreich feststellen lasse, dem nach dem Austritt aus dem Bunde und dessen Zerstörung ja die Bahn freigemacht war. Schon von Brünn aus waren deshalb nach Wien die günstigsten Erbietungen gemacht, und auch jetzt verzichtete Preußen auf die Besetzung Wiens, verringerte — was für die österreichischen Finanzen ungemein wichtig war — die Kriegskostenentschädigung auf die unbedeutendste Summe und erklärte sich — was dem Könige nicht ganz leicht fiel — mit der vom Kaiser Franz Joseph geforderten vollen Erhaltung Sachsen's einverstanden. Dagegen erklärte Österreich seinen Austritt aus dem Bunde, gab seine Zustimmung zu den von Preußen zu treffenden Einrichtungen im Norden des Maines und zur Einverleibung von Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt in Preußen und überließ gegen eine Entschädigung von 20 Millionen für die Kosten des schleswig-holsteinischen Krieges die Elbherzogtümer an Preußen. Noch kurz vor dem Abschluß war es bei Blumenau zum Beginn einer Schlacht gekommen, deren siegreicher Ausgang die Einnahme von Preßburg herbeigeführt hätte. Noch im letzten Augenblick aber hatte auch Napoleon seine Absicht, als Erzähler des preußischen Ländergewinns eine billige Entschädigung für Frankreich am linken Rheinufer in Anspruch zu nehmen, angezeigt, doch war es Bismarck gelungen, ohne seine Vermittlung am 26. Juli in Nikolsburg die Präliminarien abzuschließen, denen dann am 23. August in Prag der definitive Friede folgte.

Nachdem einmal zwischen Preußen und Österreich, den beiden Hauptgegnern, die Präliminarien abgeschlossen, verstand es sich von selbst, daß auch die übrigen Gegner ihren Frieden mit Preußen machen müssten. Überdem waren auch sie in einer Reihe von Gefechten bei Darmstadt, Hammelburg, Rüssingen, Waldbach und bei Aschaffenburg schwer getroffen, Falkenstein war in Frankfurt eingezogen, und dem neuen Oberbefehlshaber der Mainarmee, General von Manteuffel, lag nach einer Reihe von weiteren Gefechten vornehmlich bei Tauberbischofsheim und Seyboldenreuth der Weg nach München offen. Vertreter der Mittelstaaten eilten nach Berlin, wo König Wilhelm am 4. August, umjubelt von der patriotisch erregten Menge, eingetroffen war. Am leichtesten gelang der Abschluß mit Württemberg und Baden, aber auch die Schwierigkeiten, die dem Frieden mit Bayern und Hessen-Darmstadt aus der Haltung Napoleons und der verfürchteten Einmischung Russlands erwuchsen, wurden durch die lohale Haltung Preußens aus dem Wege geräumt. Am 13. August war mit Württemberg, am 17. mit Baden, am 22. mit Bayern, am 3. September mit Hessen und endlich am 21. Oktober auch mit Sachsen der Friede geschlossen. Namentlich Bayern war durch die Mitteilungen Bismarcks über die französischen Absichten auf die Rheinpfalz vollkommen gewonnen. Endlich wurden die Umländlichkeiten beseitigt, welche Italien erhob, trotzdem es abermals und zwar zur See bei Lissa von Tegethoff eine Schlappe erlitten, und am 3. Oktober war der Friede zwischen Österreich und Italien hergestellt.

Nun aber hatte Königgrätz doch auch auf die inneren Verhältnisse Preußens gewirkt. Wie Schuppen fiel es wenigstens einem großen Teil der Liberalen von den Augen, daß jetzt der Weg zur deutschen Einheit geöffnet sei, und daß es das Heil des Vaterlandes bezweckt habe, wenn König Wilhelm das preußische Schwert geschärft und geschliffen, daß dieses allein den Weg habe bahnen können und gebahnt habe. Am 5. August eröffnete der König den neu berufenen Land-

Erläuterungsblatt

zu der

eigenhändigen Aufzeichnung König Wilhelms I.,

d. d. Berlin, den 31. Dezember 1866.

In Größe des Originale.

Das nachstehende Faksimile bildet den Anfang der lebenswürgen Aufzeichnung vom 31. Dezember 1866, welche mit drei ähnlichen von 10. April 1857, 31. Dezember 1871 und 31. Dezember 1878 zu folge Allerhöchsten Befehls vom 31. August 1878 veröffentlicht worden ist.

Übertragung der nebenstehenden eigenhändigen Aufzeichnung
König Wilhelms I.

Berlin,

den 31. Dezember 1866.

Seitdem ich am 10. April 1857 meinen Abschiedsgruß meinen zu hinterlassenden niederschrieb, hat das Schicksal mächtig in mein Leben eingegriffen. Die Vorsehung bestimmte in einer ungeahndeten (1) Weise, über die letzten Lebensjahre meines thuenen Bruders und berief mich noch bei seinem Leben zu seinem Nachfolger. Als Gott den vielgeprüften König und Bruder von seinen schweren Leiden gnädig erlöste, mußte ich den Thron der Väter besteigen. Gegen meine Neigung schritt ich zur Krönung, in tiefster Demuth, um Preußen mit seinen neuen Institutionen die irdische Macht zu ver gegenwärtigen, die zu dessen Heil fest bestehen müsse. Diese meine gewissenhafte Überzeugung, hat mich geleitet und gestählt in den schweren Kämpfen, die ich mit jenen neuen Institutionen Jahrelang zu bestehen hatte. Diese Kämpfe haben mich tief erschüttert, weil ich stand halten mußte gegen ein wirkes Andrängen gegen jene irdische Macht, die ich nicht aus den Händen geben durfte, wenn Preußens Geschichte nicht aufgegeben werden sollte. Ich ver gebe allen, die wissenschaftlich und unwissenschaftlich sich meinen auf Gewissensüberzeugung begründeten Absichten zum Wohle des Vaterlandes, entgegensezten, um die Macht der Krone zu schmälern, und die Herzen der Preußen derselben zu entfremden. Vergessen mögen meine Nachkommen es aber nicht, daß Zeiten möglich waren, wie die von 1861—66!

Mitternacht! 66—67

Wilhelm.

Berlin.

Am 31. August 1868.

Folium of am 10. August 1867 unum Affidatum
unum ex Gerichtsprotokoll und offiz. pol. Rech-
sel nachst in unum datum reingerathen. In Yor-
k Young Remond in unum reingerathen Rist, hoc
ex officio dicitur quod non solum remond -
sunt etiam ex officio Remond & Remond Hoffmann.
Ex officio in eis quod sicut hanc ex officio
Remond sicut sicut videtur, et si non sicut
Remond. Ex officio Remond, in Remond ex officio
non Justitiatione in eis quod sicut Hoffmann
sunt, in eis quod sicut Hoffmann ex officio
ex officio videtur Remond, et si videtur
videtur in eis Remond sicut videtur, et si videtur
non Justitiatione videtur ex officio videtur.
Ex officio videtur sicut videtur videtur, et si videtur
videtur videtur sicut videtur videtur, et si videtur
videtur videtur videtur videtur videtur videtur.

meiden. Ich mag allein, es will mich
nichtsdesto minder sein, so gleichzeitig
begreinde ich off' mein Brüder und Freunde etc,
und mich selber, — es kannst du kaum erahnen,
wie jung ich war, daß ich so ungern
wußte was ich mein Hoffen und wünschen,
als dies möglich war, in die 1861—66!

Joh. H. Höglund.

Uppsala 1866-67

tag mit einer Thronrede. Vange Stille herrschte im Saale — denn wie würde der König seine unvergleichliche Lage nach diesen beispiellosen Erfolgen benutzen? Würde der Verfassungskampf im Innern fortgesetzt, die budgetlose Zeit verlängert werden? Und wenn viele von Herzen bereit waren, auch ihrerseits Frieden zu schließen, wo anders lag die Möglichkeit dafür als in einsacher, demütigernder Unterwerfung? Da geschah das Unerhörte. In einfachen Säzen erkannte die Thronrede an, daß die seit vier Jahren geleisteten Staatsausgaben der gesetzlichen Grundlage entbehrten, welche der Staatshaushalt, wie wiederholt anerkannt werde, nur durch das zwischen der Regierung und der Volksvertretung alljährlich zu vereinbarende Gesetz erhalten. Es war gewiß nicht ein Schuldbekenntnis, wie man es hier und da wohl, die Befürchtungen einzelner Minister bestätigend, ausgesetzt hat, sondern indem die Regierung um Indemnität, wie man es nannte, nachsuchte, forderte sie den Landtag mir auf, durch nachträgliche Billigung ihr Verfahren als richtig anzuerkennen. Er habe so handeln müssen, wie er gehandelt habe, erklärte der König den Abgeordneten auf die eingereichte Adresse, und werde immer so handeln, wenn sich ähnliche Zustände wiederholen sollten. „Doch, meine Herren“, so setzte er zuversichtlich hinzu, „es wird nicht wieder vorkommen“. Aber indem der König diese Billigung unter solchen Umständen und in so hochherziger Form erbat, schuf er zugleich den inneren Frieden. Die Versöhnung, die Einheit zwischen Regierung und Unterkhan wieder herzustellen, war nunmehr bei der gehobenen Stimmung im Lande leicht möglich und deshalb, wie die Einsichtigeren der Liberalen, Graf Schwerin, Twesten und viele andere erkannten, auch durchaus notwendig. Jetzt endlich gewährte man den Ministern des Königs wieder Vertrauen und war überzeugt, daß das Ziel des Königs die Machtstellung Preußens und die Einheit Deutschlands sei. So trennten sich die politisch denkenden Liberalen von der Fortschrittspartei und bildeten die nationalliberale Partei. Endlich brach sich der seit Jahren wie im Schlummer liegende Gedanke Bahn, daß alle Begeisterung kein Ideal verwirklicht, wenn man die einzige möglichen Mittel verschmäht, endlich war wieder die Überzeugung lebendig, daß die Regierung genau in demselben Maße ersfüllt und getragen gewesen sei von der Begeisterung für die Macht und Größe des ganzen Vaterlandes, daß sie aber auch, und sie allein, das richtige Mittel, nämlich die Schärfe des preußischen Schwertes gefunden habe. Dennoch ergaben sich selbst jetzt noch Schwierigkeiten, und die Fortschrittspartei — die ja ein besseres Mittel als Bismarck zur deutschen Einheit, nämlich den Weg durch die Freiheit gekannt — verweigerte die Indemnität. Doch blieb dies gleichgültig, 230 Stimmen nahmen die Vorlage an. Ebenso hatte das Gesetz über die neuen Gebietserweiterungen, welche endlich den Zusammenhang der preußischen Länder herstellen und den Staat vor der Wiederkehr des Verhältnisses, in seinem Rücken einen Feind bekämpfen zu müssen, bewahren sollten, einige Schwierigkeiten durchzumachen. Aber am 7. September ward auch dieses gegen eine Minderheit von nur 14 Stimmen, also unter Zustimmung selbst des größten Teils der Fortschrittspartei angenommen. Endlich wurde auch nach unglaublich vielen Weiterungen dem Staate, welcher ohne Steuererhöhung, ohne Anleihe einen so gewaltigen, die Welt aus den Angeln hebenden Krieg geführt, der für die Herstellung des Armee-Materials, der Ausrüstung, sowie der wegen des gespannten Verhältnisses zwischen Österreich und Italien noch notwendigen Kriegsbereitschaft erforderliche Kredit von 60 Millionen Thalern bewilligt. In aller Zeit aber wird man der umfassenden Thätigkeit zu

gedenken haben, welche die Königin Augusta für die Verwundeten entfaltete, und welche in ihrem weiteren großartigen Ausbau sowohl der christlichen Nächstenliebe ein weites Feld schuf, als auch, wie ihr Gemahl später rühmend hervor hob, die Einheit der deutschen Stämme kräftig förderte.

Doch wie der Krieg für die deutsche Einheit geführt worden, so hatte König Wilhelm schon am 4. August den norddeutschen Staaten den Entwurf zu einem Bündnisvertrage vorlegen lassen, und schon am 18. August ward er von den

meisten gezeichnet, und bis zum Oktober hatten alle nördlich des Mains gelegenen deutschen Staaten sich ihm angeschlossen. Dieser völkerrechtliche Bund mußte nun aber zu einem dauernden und staatsrechtlichen Bundesstaat im Gegensatz zu dem loseren Staatenbund, den der Wiener Kongress geschaffen, ausgestaltet werden. Die Regierungen unter sich berieten daher über einen Verfassungsentwurf, und schon im August war dem preußischen Landtage der Entwurf eines Wahlgesetzes auf der breiten demokratischen Grundlage des allgemeinen Stimmmrechtes vorgelegt, nach welchem ein norddeutsches Parlament zur Vereinbarung der Verfassung gewählt werden sollte. So unausrottbar aber war das Misstrauen in den Reihen der preußischen Fortschrittspartei gegen Bismarck, daß sie sogar hier schlimme Hintergedanken witterte und endlich die Vorlage nur mit der Bedingung bewilligte, daß der

Augusta, Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen.
Nach einem Lichtbilde.

neue Reichstag lediglich zur Beratung über die neue Verfassung einberufen werden solle. Am 24. Februar eröffnete König Wilhelm den Reichstag, und obwohl dieser im einzelnen noch mannigfach an der Verfassung änderte, erklärten die Regierungen am 17. April ihr Einverständnis, und nachdem auch die Landtage der einzelnen Staaten zugestimmt hatten, ward am 24. Juni die Bundesverfassung

¹⁸⁶⁷
1. Juli

veröffentlicht, und am 1. Juli 1867 trat der norddeutsche Bund ins Leben. An die Spitze des Bundes trat als dessen Präsident der jedesmalige König von Preußen. Er erhielt als solcher das Recht, über Krieg und Frieden zu beschließen, Verträge mit anderen Völkern abzuschließen und überhaupt völkerrechtlich den Bund zu vertreten. Er trat vor allem als Bundesfeldherr an die Spitze der gesamten Kriegsmacht, und erhielt das Recht, die Bundesbeamten, ins-



besondere ihre vornehmsten, den Bundeskanzler, zu ernennen. Neben dem Präsidium wurde ein Bundesrat gebildet, in welchem die Regierungen von Preußen 17, von Sachsen 4, von Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig je 2, von den übrigen Staaten je eine Stimme führen. Der Bundesrat und der aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgehende Reichstag üben gemeinsam das Recht der Gesetzgebung, und diese erstreckt sich der Hauptfache nach auf das Militärwesen und die Kriegsmarine, auf die Eisenbahnen, soweit sie für die Landesverteidigung in Betracht kommen, die Kolonisation und die Auswanderung, auf Freizügigkeit und Niederlassungsverhältnisse der Bundesangehörigen, denen in allen Bundesstaaten das Heimatrecht gewährt ist, auf den Handel und Verkehr mit der Zoll- und Handelsgesetzgebung, sowie den Schutz der Schifffahrt und des Handels im Auslande, dem Post- und Telegraphenwesen, sowie der Ordnung des Münz-, Maß- und Gewichtssystems, auf das Finanzwesen, soweit es gemeinsam war, und das, sofern es nicht durch die Zölle und die Post- und Telegraphengebühren gedeckt wird, durch Beiträge der einzelnen Staaten erhalten wird, auf den Schutz des geistigen Eigentums und endlich auf gewisse Gebiete, die wie Beglaubigung öffentlicher Urkunden, Obligationenrecht, Straf-, bald auch Zivilrecht die Rechtseinheit im Bunde begründen sollten.

So war es gelungen. Das deutsche Volk war in einem wahren staatlichen Verbande geeinigt, war eine Nation geworden. Und was die Jahrhunderte an Deutschlands Genius gesündigt, hatte die pflichtgetreue Arbeit der preußischen Herrscher gesühnt. Noch zwar fehlte die so lange ersehnte Kaiserwürde, noch fehlten auch die süddeutschen Staaten, aber herrlicher, als selbst die Männer der Paulskirche gehaht, war das Werk geworden. Denn es entsprach der Wirklichkeit und den thatsächlichen Verhältnissen. Mit einem Schlag hatte der praktische Staatsmann die alte Streitfrage der Wissenschaft gelöst, ob der deutsche Bund ein Bundesstaat oder ein Staatenbund sei, hatte die Staaten Deutschlands zu einem Bunde, zu einem Ganzen zusammengeschweißt. Keineswegs waren die deutschen Fürsten, was sie so ängstlich gefürchtet, so eifersüchtig geargwöhnt hatten, Bassallen Preußens geworden, sondern nur die Leitung des Bundes war der Krone Preußens erblich übertragen, und wenn die Fürsten gewisse Rechte geopfert hatten, so hatte Preußen dieselben Opfer gebracht, und überdies hatten sie ein Doppeltes für das Ausgegebene gewonnen, das mit jedem Tage seine Bedeutung deutlicher erweisen und jeden Verlust als voll ausgeglichen zeigen mußte. So prunkend auch die seit dem westfälischen Frieden und wieder seit dem Wiener Kongreß sorgsam gehütete Souveränität erscheinen möchte, in Wahrheit war sie bisher doch nur das glitzernde Kleid gewesen, das einen matten und siechen Körper knapp genug verhüllte. Weder im Rate Europas hatten die Stimmen der deutschen Fürsten etwas gegolten, noch hatten ihre Handel treibenden Unterthanen im Auslande ihr Haupt erheben dürfen. Das nun ward anders. Die Fürsten hatten jetzt Anteil an der Souveränität des Bundes, und dieser hatte Kraft und Ansehen genug, seine Unterthanen zu schützen. Die Souveränität der Fürsten, anstatt beschränkt zu sein, erhielt jetzt erst Blut und Saft. Ueberhaupt aber hatten sie nur die Rechte an die Gesamtheit, an den Bund abgetreten, welche, wie die Vertretung nach Außen, der Verkehr und gewisse Rechtsgebiete die gemeinsame Regelung erforderten, alle übrigen aber d. h. die gesamte innere Verwaltung, das Kirchen- und Schulwesen, sowie in gewissen Grenzen die Justiz

und Finanzen übten sie nach wie vor in vollster Freiheit. Damit war im wesentlichen den Bedürfnissen des Volkes abgeholfen, und da dies immer klarer, immer fühlbarer wurde, so trat allmälig auch eine volle Gesinnungsänderung hervor. Die demokratischen Anschaungen, die Idee, daß eine republikanische Verfassung allein die des freien Mannes würdige sei, trat — wesentlich allerdings durch die mehr und mehr an Volkstümlichkeit gewinnende Gestalt des Königs Wilhelm — auch in Mitteldeutschland und im Süden zurück, und die vielfach angefeindeten Throne der kleinen und kleinsten Fürsten gewannen nun in der unserem Volke ursprünglich eigenen und nun wieder auflebenden monarchischen Gesinnung eine Sicherheit und Festigkeit, wie sie lange Zeit ihnen gefehlt hatte.

Lag hierin ein alle etwaigen Opfer voll aufwiegender Ersatz für die Fürsten, so erhielt die Bevölkerung in politischer Beziehung nur neue Rechte. Mit freiem Sinn hatte Graf Bismarck seinem Könige das Zugeständnis empfohlen, das allgemeine Wahlrecht für den Reichstag des Bundes zu genehmigen, und wenn man heute, da sich in betrübendster Weise seine Nachteile gezeigt haben, dies Zugeständnis mit der Stechpalme vergleicht, von der man süße Frucht nicht hoffen dürfe, so sollte man nicht vergessen, daß ein besseres Wahlrecht noch jetzt nicht erdacht ist, und manche verkommenen und mißratene Zweige der Pflanze wohl noch sich beschneiden lassen. Noch ist kein anderes Ventil geöffnet, in welchem die widerstreben den und vaterlandsfeindlichen Elemente ruhig abströmen könnten, und wie der Gärtner nicht nur den Samen der Erde anvertraut, sondern die wachsende Pflanze hegen und pflegen, sie beschneiden und wild wuchernde Schößlinge beseitigen muß, so wird auch der Staatsmann dies damals allgemein geforderte Zugeständnis in seinen Wirkungen sorgsam beobachten müssen. Deutn immerhin: wie demokratisch die Unterlage des ganzen Aufbaues gestaltet war, so war durch die dem Bundes-Präsidenten gewährten Befugnisse, sowie in der vollkommenen Freiheit des Bundesrats in seinen Beschlüssen dafür gesorgt, daß auch im Bunde die dem Volke an der Teilnahme der Gesetzgebung gewährten Rechte nicht zu einer Nebenregierung, nicht zu einer Herrschaft des Parlaments führen könnten. Die konstitutionelle Staatsform hatte das Gepräge des deutschen Geistes empfangen, und die Sehnsucht des deutschen Geistes nach der Einheit des Vaterlandes war, soweit zu dieser Zeit möglich, in herrlicher Weise erfüllt. Nach einer tausendjährigen Geschichte hatte König Wilhelm in Sturm und Schlachtgewittert erreicht, was so viel Ströme von Blut, so heiße Geistesarbeit nicht hatte verwirklichen können. Die deutsche Einheit war Leben, war Wirklichkeit. Das Rätsel, an dessen Lösung die Edelsten und Besten der Nation gearbeitet, wie die Rechte der Fürsten mit einer vollen Reichsgewalt zu vereinen, wie die urale deutsche Teilnahme der Nation an ihrer Leitung unter so verwickelten Umständen, und ohne die Kraft des Ganzen durch die von Frankreich herübergeluteten revolutionären und republikanischen Ideen zu gefährden, wieder hergestellt werden könne — König Wilhelm, beraten von seinem großen, herrlichen Kämpfen Grafen von Bismarck, hatte es gelöst. Gelungen aber war die Lösung, darüber wird kein Zweifel sein, im letzten Grunde durch die Sorgfalt und Treue, welche der König allen Anfeindungen zum Trotz den Heereinrichtungen zugewendet hatte.

Das war aber das Eigentümliche. Sichtbar war die Einigung Deutschlands nur für den Norden, thathäglich aber für das ganze Reich. Allerdings hatte Österreich nur die Neugestaltung Deutschlands diesseits des Mains freigegeben

und für die süddeutschen Staaten die Befugnis einer besonderen Vereinigung vorbehalten, Frankreich war aufs lebhafteste für sie eingetreten. Nun aber bezeugten in den Friedensverhandlungen die Vertreter von Bayern, Württemberg und vornehmlich von Baden nicht die geringste Neigung zu einer solchen besonderen Union, die jedem Staat nur einen Teil seiner Souveränität genommen hätte, ohne irgend welche Gewähr für einen größeren Schutz nach außen, und in der bayerischen wie badischen Kammer wurden Anträge zu sofortigem Eintritt in den norddeutschen Bund eingebracht. In der That wurde nämlich der schon in den Friedensanträgen wieder anerkannten Zollvereinigung durch den neuen Zollvertrag vom 8. Juli 1867 ein ganz anderer Charakter, der eines Staatenbundes statt des bisher nur völkerrechtlichen aufgeprägt. Für die Zwecke des neuen Zollvereins traten Bevollmächtigte der süddeutschen Staaten mit dem norddeutschen Bundesstage zu einem Zollbundestage und freigewählte Vertreter mit dem Reichstage zu einem Zollparlament zusammen. Wichtiger aber war noch, daß es gleichzeitig mit den Friedensschlüssen zugleich zur Unterzeichnung besonderer Schutz- und Truhbündnisse zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten gekommen war, in welchen sich die Staaten gegenseitig für den Fall eines Krieges nicht nur volle Hilfe zusagten, sondern auch die süddeutschen Truppen unter den Oberbefehl des Königs von Preußen gestellt wurden.

Damit war tatsächlich die wirtschaftliche Einigung wie auch die politische, insofern sie das Ausland stören sollte, hergestellt. Die russischen Versuche, sich einzumengen und die neue Ordnung Deutschlands auf einem europäischen Kongreß zu beraten, waren bald beseitigt. Doch die tiefer eingeweihten Staatsmänner wußten, und die Nation fühlte, daß dies herrliche Werk dem Auslande, namentlich Frankreich ganz und gar nicht gefallen könnte, ja dieser Umstand hatte gerade zu dem Schutz- und Truhbündnisse geführt. Wie auch hätte sich Frankreich dazu verstehen sollen, Deutschlands Recht der Selbstbestimmung über seine Geschicke anzuerkennen! Schon anfangs August vielmehr hatte Napoleons Botschafter Benedetti die in Nikolsburg wieder angedeuteten alten Gelüste Frankreichs, für die Erstärkung Deutschlands entschädigt zu werden, dahin formuliert, daß Frankreich die linksrheinischen Länder Darmstadts einschließlich von Mainz und die Rheinpfalz erhalten müßte. Auch nicht einen Fuß deutscher Erde dachte Bismarck den Franzosen zu opfern, und am wenigsten König Wilhelm hätte jemals seine Zustimmung dazu gegeben. Mit der ganzen Kraft seiner überwältigenden Persönlichkeit hatte Bismarck den Botschafter diesmal abgewiesen. Sofort würde der Friede mit Österreich geschlossen werden, 800000 Mann den Rhein überschreiten, denen das ungerüstete französische Heer nicht widerstehen könne, daß Elsaß würde wieder Frankreich genommen, selbst alle revolutionären Gewalten in Deutschland entfesselt werden, und die deutschen Dynastien ständen fester als die Napoleons. Darauf hatte der Kaiser, der überhaupt nur unwillig und widerstreitend seine Zustimmung zu solchem Antrage gegeben, diesen sofort zurückgezogen. Aber bald darauf ließ er ihn erneuern, die Grenzen von 1814 mit Landau und der oberen Saar fordern, ja Belgien sollte ihm Preußen unter Umständen mit Heeresgewalt erwerben. Auch dies wurde in Berlin, wenn auch „in dilatorischer Form“, um so mehr abgelehnt, als es eine, bisher glückliche vermiedene Einnahme Englands herbeigeführt hätte. Aber wer hätte meinen dürfen, daß die deutsche Einheit, begründet im Kampfe mit Österreich, aufrecht

zu erhalten sei, wenn nicht das deutsche Schwert die leidenschaftliche Herrschbegier drüben an der Seine bändigte! Mochte der Kaiser, frank wie er war, auch persönlich den Kampf noch vermeiden wollen. Es lag ja in der Natur der Dinge begründet, daß Frankreich nicht ohne Zwang seine vorherrschende Stellung in Europa an die Deutschen abtreten werde. Mit unzweideutiger Gewißheit hatte Thiers in einer gewaltigen Rede vor dem Kriege schon aller Welt verkündigt, daß Frankreich die deutsche Einheit nimmermehr zulassen werde, denn die Zerrissenheit Deutschlands sei die Grundbedingung für das französische Übergewicht in Europa. Der tobende Beifall, mit dem ganz Frankreich solch offen feindselige Worte aufnahm, zeigte, was Deutschland von dem Lande zu erwarten, das sich gerade damals mit der Geltendmachung der Selbständigkeit aller Völker brüstete.



Auszug des deutschen Volkes zum Kriege im Jahre 1870.

Teil des Frieses am Germania-Denkmal beim Einzug der Truppen in Berlin am 16. Juli 1871, von Leopold Rudolf Siemering (geb. 1835).

Die Errichtung des deutschen Kaiserreiches.

Von den Seegestaden bis zum Main war Deutschland geeint, und über den Main hinausgreisend hatte Preußen auch die Südstaaten durch die Schutzverträge wie den Zollverein mit einem festen nationalen Band an das große Vaterland gekettet, und die ausgesprochene Gesinnung der Monarchen und der Kabinette zu München, Stuttgart und Karlsruhe gab die Gewissheit von der Haltbarkeit dieses Bandes. Die Gemeinschaft der wirtschaftlichen Interessen mit den süddeutschen Stammesgenossen und die thatkräftige Verteidigung aller höchsten Güter des nationalen Lebens war, wie es der König aussprach, gesichert. Natürlich aber, daß im Volke der alte Haß gegen Preußen noch nicht überall gedämpft war, und die Ultramontanen in Bayern — „Patrioten“ nannten sie sich — wie die „Volkspartei“ in Württemberg thaten redlich das Ihre, ihn zu neuen Flammen anzufachen. Dem Bunde der Regierungen und der Verkehrseinheit fehlte, zumal nachdem man mit einander die Schwerter so scharf gekreuzt, eins der wichtigsten Bindemittel der vollen nationalen Einheit: die Waffengemeinschaft, der Ritt des gemeinsam in der Verteidigung des Vaterlandes vergossenen Blutes, den ja leider die Befreiungskriege zwischen dem Süden und dem Norden nicht geschaffen hatten. So heftig war doch aber in Preußen der Verfassungskampf gewesen, daß seine Wogen sich noch nicht beruhigen wollten, und der Geist des Widerspruchs erhob nunmehr sowohl im Abgeordnetenhaus wie im norddeutschen Reichstage sein Haupt. Die größte Forderung, welche die radikalen Parteien stellen konnten, daß allgemeine Stimmrecht, hatte der Kanzler selbst für den Reichstag versucht, und der König hatte vertrauensvoll es zugestanden. Dennoch versegte die Fortschrittspartei, solch königliches Vertrauen zu erwidern, hielt es für ersprießlich, allen Vorlagen der Regierung entgegen zu treten, und der Abgeordnete Bismarck scheute sich nicht, in vollster Verkenntnis der Grundbedingungen des staatlichen Lebens und Gedeihens, am 29. Oktober 1869 einen Antrag auf Abrüstung einzubringen.

Dem stimmte auch der frühere hannöversche Justizminister Windthorst zu, der aus seiner welsischen Gesinnung kein Hehl mache, gleichzeitig aber der bisher nur mäßig vertretenen katholischen Fraktion seine überaus großen Talente zur Verfügung stellte und schon das erste Geplänkel zu Gunsten der katholischen Kirche eröffnete, obwohl sie die vollste und umfassendste Freiheit genoß. Damals übertrugte ihn wohl noch sein Fraktionsgenosse, der edel gesinnte Peter Reichensperger, der auch insosem mit ihm im Sinn gegen den preußischen Staat sich zusammenfand, als er die Verdrängung Österreichs aus dem deutschen Bunde nicht vertragen konnte. Kirchliche wie nationale Gesichtspunkte vereinigten auch die polnischen Abgeordneten mit diesen Parteien des Widerspruchs, und nichts hatte ihre Stellung schärfer bezeichnen können, als daß sie sich der Abstimmung über die Bundesverfassung enthielten, weil dies eine deutsche Angelegenheit sei. Endlich aber schlossen sich an diese Schar sieben Sozialdemokraten. Denn seit etwa 1862 hatte Ferdinand Lassalle und sein Schüler von Schweizer mit der Bekündigung des „Chernen Lohngegesetzes“ in den Massen Beifall gefunden, ja über sie hinausgehend hatte Marx 1864 in London die Internationale begründet und in Deutschland für seine Lehre zwei so thätige Agitatoren wie Liebknecht und Bebel gewonnen.

Dem gegenüber hielt nun die nationalliberale Partei zwar fest an ihren liberalen Grundsätzen, machte auch, da die Konservativen nur die kleinere Hälfte der Mehrheit besaßen, und die Regierung daher, wollte sie anders ihre nationalen Ideen verwirklichen, auf ihre Unterstützung angewiesen war, dieser die Lösung der Aufgaben nicht immer leicht. Aber sie hatte das aufrichtige Bestreben, mit an dem Ausbau der deutschen Einheit zu helfen, und hatte erkannt, daß der Kanzler des norddeutschen Bundes, wie des Grafen von Bismarck Stellung nun bezeichnet war, eben dieses Ziel im Auge habe. Das Vertrauen, welches sie und der weitaus größte Teil der Rechten, namentlich die freikonservative Partei dem gewaltigen eisernen Kanzler entgegentrugen, sowie die Bereitwilligkeit, mit welcher die Regierung, wie auch diese Parteien dem deutschen Gedanken Opfer brachten, führte in den großen Fragen des nationalen Lebens dahin „die Einigung des deutschen Volkes an der Hand der Thatsachen zu suchen und nicht wieder das Erreichbare dem Wünschenswerten zu opfern“ und die Aufgaben „in wesentlicher Übereinstimmung zwischen der Regierung und der Landesvertretung“ zu lösen. Nachdem der erste Reichstag ein sogenanntes eisernes Militärbudget bis Ende 1871 und damit eine feste Friedensstärke des Heeres angenommen, wurde durch die unermüdliche Fürsorge des Königs das norddeutsche Bundesheer äußerlich und innerlich nach preußischem Muster völlig ausgestaltet. Die Fortbildung der Marine und der Küstenverteidigung wurde durch eine Anleihe gesichert. Denn nunmehr hatte Preußen ja auch die Küsten der Nordsee, und was die Mittelstaaten dem Vaterlande nie leisten konnten, geschah jetzt durch die Gesamtheit. Die Flotte, die Preußen dem Reich brachte, und die am 17. Juni 1868 vom Könige vollzogene Größnung von Wilhelmshafen war recht eigentlich nach dem Ausdruck des auch zum Chef der Marine ernannten Kriegsministers von Roon „die Morgengabe“, welche Preußen dem jungen Reich, seiner Wehrkraft wie seinen Handelsbedürfnissen entgegenbrachte. Von grundlegender Bedeutung für den Verkehr wurde auch die Postverwaltung, die nach der Ablösung der noch den Fürsten von Thurn und Taxis in einigen Gebieten zustehenden Rechte und nach der Einführung des einheitlichen

Groschenportos und der Postkarten durch die geniale Leitung des Generalpostmeisters Stephan trotz des immer größer werdenden Eisenbahnnetzes, ja gerade mit dessen Hilfe einen nie geahnten Umfang gewann und an ihrem Teile die deutsche Einheit wesentlich beförderte. Die erste Stelle aber in der Reihe der wichtigen Gesetze nahm nach den Worten des Königs das Strafgesetzbuch ein, welches nach heftigen Kämpfen, besonders über die Beibehaltung oder die Abschaffung der Todesstrafe am 15. Mai 1870 vom Reichstag angenommen wurde. Das große Ziel der nationalen Rechtseinheit war dadurch wesentlich näher gerückt. Durch eine neue Gewerbe-Ordnung, durch Freiheit der Niederlassung, die Aufhebung der polizeilichen Beschränkungen der Geschäftszweige, Beseitigung der mehrfachen Besteuerung des Einkommens, die Regelung des gemeinsamen Indigenats, der Bundes- und Staatsangehörigkeit wurde dem bürgerlichen Leben die ausgedehnteste Freiheit der Bewegung gegeben, und diese nach außen hin durch die gemeinsame Vertretung des Bundes, durch Konsulate, Gesandtschaften und vorzüglich durch die Bundesflagge geschützt und gewahrt. — Die preußischen Finanzen wurden durch den im Oktober 1869 eingetretenen Finanzminister Camphausen einer gründlichen Neuordnung unterzogen. Unverkennbar aber jammelte sich ein großer Teil der Bewohner der neu erworbenen Provinzen schon jetzt um das preußische Banner, soviel Misstimmung und Abneigung auch namentlich in Hannover gegen Preußen lebendig war. Die Einführung der preußischen Einrichtungen, wie der Kreis- und Provinzialverfassungen, sowie die reicherden Quellen, welche das größere Staatsgebiet den wirtschaftlichen Interessen eröffnete, erleichterten den jungen Preußen den Übergang in die neuen Verhältnisse. Ganz wesentlich aber war es die Persönlichkeit des Königs, die, wir wissen es, sich überall die Herzen auch der Widerstreben gewann. Der König wurde recht eigentlich der Träger des nationalen Stolzes, und freudig erfaunte All-Deutschland in ihm die Vollendung aller Tugenden des deutschen Fürsten und Mannes.

Berner, Gesch. d. Pr. Staates.



Generalpostmeister Heinrich von Stephan.
Nach einem Lichtbilde.

Und gerade deshalb fühlte sich die Nation in ihren Tiefen beleidigt, als gallischer Hochmut ihn zu kränken wagte. Unfassbar war ja der Gedanke an der Seine, daß nun nicht mehr allein Frankreich die führende Macht in Europa sein sollte. In irgend einer Form, sei es gegen Preußen, sei es, wie Napoleon wohl gewünscht hätte, im Bunde mit Preußen mußte der hoch sich aufbauenden französischen Leidenschaft ein Genüge geschehen, eine „Kompensation“ für Preußens Erfolge gewonnen werden. Schon im Jahre 1867 hatte daher Napoleon, überzeugt, daß vom Berliner Hofe kein deutsches Land ihm abgetreten werde, die eigentümliche Lage des Großherzogtums Luxemburg zur Befriedigung der französischen Unruhe gegen Deutschland zu benutzen gesucht. Jeden Tag sprach sich in Frankreich lauter und lauter das Verlangen aus, an der Umgestaltung der Karte von Europa einen Anteil zu erhalten, „die preußische Suprematie“ niederzu schlagen und diese „maudits Prussiens“ für Sadowa zu züchtigen. Napoleon aber konnte sich, ohne seinen Thron zu gefährden, nicht wohl einer Aufgabe entziehen, die ihm dornenvoll genug erscheinen mochte. Nun meinte er, da jenes vom König der Niederlande beherrschte Gebiet mit der Auflösung des deutschen Bundes aus dem Reiche ausgeschieden sei, die vertragsmäßige Belebung der Festung Luxemburg durch Preußen beseitigen zu können, wenn er das Land selbst seinem Souverän abkaufe. Dies verhinderte zwar der Graf von Bismarck, dagegen gab auch Preußen, immer gewillt, die Möglichkeit des Friedens zu erhalten, auf der Londoner Konferenz nach und zog seine Besatzung zurück unter der Bedingung, daß die Festungs werke geschleift würden. Doch eben eine solche friedliche Nachgiebigkeit Preußens schloß, da sie ohne Zwang vor den Augen Europas erfolgte, eine Niederlage Frankreichs in sich, befestigte also weder die napoleonische Dynastie noch begründete sie eine Einmischung oder gar Herrschaft über Deutschland. Und dies gelang auch nicht, als Napoleon bereit war, eine föderative Einigung des Nordens mit dem Süden zwar zuzugestehen, dafür aber die Vergewaltigung und Einverleibung Luxemburgs und Belgien in Frankreich sich anzubedingen. Denn auch solchen Vertrag lehnte Preußen ab und bewahrte seine Unabhängigkeit wie sein moralisches Ansehen. Noch glaubte insbesondere Bismarck, daß eine Veränderung in Frankreichs Verfaßung oder inneren Verwaltung die drückende Gewitterschwüle, die über Europa lag, verscheuchen, beide Völker über die Notwendigkeit eines Bruches hinwegführen werde. Noch meinte er, daß beiden Nationen, ohne Schaden für den Staat und ohne der nationalen Ehre zu nahe zu treten, der Krieg erspart werden könne. Nun wurde im Herbst 1869 dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern der durch die Revolution erledigte spanische Königsthron angeboten, und Fürst Bismarck riet, dies schon seit Jahresfrist erwogene Angebot anzunehmen. So geheim die ganze Angelegenheit betrieben wurde, so konnte es doch nicht fehlen, daß sie bald der ganzen diplomatischen Welt bekannt wurde, und so wenig Preußen eine Veranlassung hatte, über sie mit Napoleon in Beratung zu treten, so durste man aus Napoleons Stillschweigen doch schlüpfen, daß er die Selbständigkeit des spanischen Volkes ernstlich nicht antasten, daß der ihm nahe verwandte Prinz ihm willkommener als andere Kandidaten sein möchte. Indem aber nun die seit 1866 mit Feuer eiser betriebene Nüstung des französischen Heeres, wie der Kriegsminister Leboeuf behauptete, vollkommen fertig und zum Abschluß gediehen war, fand man in dieser von Spanien aufgestellten Kandidatur den von den Kammern, den Ministern und dem Volke erschunten Kriegsvorwand. Benedetti wurde angewiesen, sich von seinem

Urlaube in Wildbad nach Ems zu begeben und den, dort ohne die Anwesenheit 1870 eines Ministers seiner Kur lebenden König mit dem Verlangen zu belästigen, dem Prinzen die Annahme der Krone zu verbieten. Der König lehnte ein solches Ansinnen als über seine Befugnisse hinausgehend in höflicher, milder Form ab, und der Prinz trat seinerseits angesichts der drohenden Gefahr von seiner Kandidatur hochherzig zurück. Allgemein im Inlande wie im Auslande war die Überzeugung, daß nunmehr der Friede gesichert sei, war es um so mehr, als unter anderen der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog von Grammont dem englischen Gesandten dieselbe Überzeugung ausdrücklich ausgesprochen hatte. Wieder aber war dies nicht nach den in den Tuilerien und im französischen Volke maßgebenden Wünschen, man wollte um keinen Preis sich eine Gelegenheit entgehen lassen, die in ihrer Verknüpfung mit dem Namen Hohenzollern in Frankreich sowohl wie mutmaßlich auch in Süddeutschland als ein dynastischer Kriegssfall volkstümlich gemacht werden konnte. In der That wollte die öffentliche Meinung in Frankreich im Verzicht des Prinzen keineswegs die verlangte Genugthuung sehen, und man hatte daher wirklich die Stirn, vom Könige ein Verbot an den Prinzen zu verlangen, jemals wieder auf die Kandidatur zurückzukommen, ja, man verlangte vom Könige ein ostensibles Entschuldigungsschreiben an den Kaiser der Franzosen dafür, daß er — was doch genau genommen nie geschehen — den Prinzen zur Annahme der spanischen Krone ermächtigt habe. Man behauptete, eines solchen Briefes zu bedürfen, um die Missstimmung der Franzosen zu befriedigen. Allerdings noch hatte man keinen fest verpflichteten Verbündeten. Italien verlangte mit dem Gewinn von Rom einen Preis, den Napoleon mit Rücksicht auf den Klerus nicht gewähren möchte. Der Kaiser von Österreich, den Napoleon im Jahr vorher persönlich in Salzburg besucht, mußte seine Entscheidung von der des Zaren abhängig machen, und dieser, in inniger Freundschaft mit dem Könige Wilhelm lebend, brauchte die preußische Geneigtheit, um die Polen niederzuhalten und von dem verhafteten, durch Frankreich ihm 1856 aufgenötigten Pariser Vertrage befreit zu werden. Immerhin waren die politischen und militärischen Vorbesprechungen und schriftlichen Abmachungen uamentlich mit Österreich soweit gediehen, daß der Abschluß der Verträge jeden Tag erfolgen konnte, und der Taumel, die Kriegswut der Minister Grammont und Olivier, der Kammern und des Volkes in Paris gedieh zu einem solchen Umfang, daß man an die Worte des Fürsten Metternich aus dem Jahre 1840 von dem „verrückten Frankreich“ erinnert wird, und daß selbst Thiers, der damals den Krieg gewollt und seitdem nur allzuviel gethan, den Zwiespalt mit dem Russen nach Rache für Sadowa zu erhöhen, jetzt vergeblich zur Besonnenheit mahnte. Selbst wenn Napoleon ein kriegerisches Ende seines listigen Vorgehens nicht gewünscht hat, nun war es da, und er mußte es darauf ankommen lassen, daß Frankreichs Rüstungen keineswegs soweit gediehen waren, wie man vorgab, daß Österreich trotz der in Salzburg übernommenen Verpflichtungen und trotz der in Paris mit dem Erzherzog Albrecht getroffenen Verabredungen seine Rüstungen zwar fortsetzte, seine Neutralität aber bis zum Herbst aufrecht erhalten wollte, bis die Jahreszeit für die Konzentration der russischen Truppen zu weit vorgeschritten sei, daß Italien endlich abwartend beiseite stand, bis ihm die Einverleibung Roms zugestanden wäre.

Man weiß, mit welch ruhiger, mit wie erhabener Würde König Wilhelm die maßlose Zunutung zurückwies. Man weiß, wie Fürst Bismarck dieser Zurückweisung die kräftige, energische Form gab, und mit wie gehobener Befriedigung

1870 die Nation sie empfand. Der König und sein Volk, daß ganze deutsche Volk wußte, daß Krieg sei. Ihn jetzt noch vermeiden wollen, hieß, wie namentlich Bismarck, Moltke und Roon erkannten, seinen Erfolg in Frage stellen. Daher auch diesmal in Berlin kein Zagen, kein Zaudern wie ehedem. In sich gefestigt, mit sich selbst eins und im Vertrauen auf sein Heer und sein Volk, befahl König Wilhelm noch am Abend seiner Rückkehr nach Berlin die Mobilisierung. Und — ein Schauspiel, welches die Welt seit Jahrhunderten nicht gesehen — wie ein Mann stand das ganze deutsche Volk auf, stellte sich neben den König, den man, wie jedermann zu wissen meinte, um das Reich zu treffen, persönlich schnöde zu kränken gewagt. Während drüben jenseits der Vogesen und an der Seine mit jedem Sinn und leichtfertiger Überhebung zum Kriege gerüstet wurde, waltete ein heiliger Ernst im ganzen deutschen Vaterlande, und die sittliche Kraft, die religiöse Weise, der tiefe Ernst, der in jenem stillen Zimmer des Königs zu Berlin herrschte, lagerte sich drausen aus die feierlich gestimmte Menge, lagerte sich auf das gesamte Deutschland. Es war wie im gnadenreichen Jahre, wie 1813, ja es war mehr, denn damals galt es der Befreiung von der Knechtschaft, diesmal drohte sie nur. Man fühlte es bis ins Innerste des Herzens hinein, daß das unruhige Volk da drüben uns nicht die nationale Einheit, die Bedingungen gönnen wollte, unter welchen wir ein freies, machtvoll Dasein, ein Leben nach unseren Wünschen führen können. Man wußte, daß jeder Sieg der Franzosen nichts anderes bedeuten konnte, als Deutschlands Schmach, Deutschlands Erniedrigung, Deutschlands Tod. Ernstest noch, gewaltiger noch als 1813 war die Erhebung, weil sie diesmal Alddeutschland von der Memel bis zum Bodensee, vom Welt bis zu den Alpen umfaßte und es bekundete, daß Deutschlands Einheit begründet sei, daß sie felsenfest stehe und sich dem Auslande zum Trug erhalten werde. Wie von selbst ergab es sich für die süddeutschen Herrscher, den hochgesinten König Ludwig von Bayern wie den König Karl von Württemberg und den treuen Schwiegerohn des Königs Wilhelm, den Großherzog Friedrich von Baden, daß sie ihren Verträgen gemäß sofort ihre Truppen unter den Oberbefehl des Königs von Preußen stellten, daß Bayern, Schwaben und Badenser fest geeint mit Preußen und anders, als sie Österreich gegenüber gethan, „anscheinend daß eigene Land entblößend ihre Kontingente bereitwillig der Hauptversammlung anschlossen“. Einmütig schickte das ganze Vaterland seine Söhne gegen den ins Feld, dessen Ratgeber gemeinhatten, die vaterländische Gesinnung, wie sie seit Jahrzehnten so machtvoll die deutschen Herzen ergriffen, die pflichttreue Arbeit des preußischen Staates sei spurlos am Süden vorübergegangen. Jetzt gab es in Deutschland keinen Staat mehr, so schwad und so verlassen, daß er beim Auslande Hilfe suchte; seit Österreich nicht mehr nur seiner außerdeutschen Politik den kleinen Höfen Gewinn in Aussicht stellte, sei sie nicht mehr zu fürchten und zu lavieren hatten zwischen habburgischer Oberherrschaft und französischer Oberherrschaft, seit sie sich vertrauend unter die Fittige des preußischen Adlers gestellt, wußten sie, wußten Fürsten, Staatsmänner und Völker, daß das Heil, die Wohlthat und die Rettung Deutschlands da, und allein da fest begründet war, wo die Hohenzollern ihr Panier auspflanzten, wo die schwarz-weißen Fahnen wehten. Und nun begann der furchtbare Krieg, der die innere Wahrheit von Deutschlands Einheit, Macht und Größe zur Anerkennung bringen, zur unumstößlichen Thatsache für die ganze Welt erheben sollte.

In drei gewaltigen Heeresäulen unter dem General von Steinmetz be-

W. Sonnstein bei Bayor

Wilh. v. Bayr. Ab.

Die Kommissionen der
verb. in Südtiroler Partei
Vollzug verpflichtet nur
Märtyr will mehr Mori
eine Erfahrung any
griffen, in unser

Am 18. May

an F. von

A. M. v.
Sovant, 1^o b. 1800. Gardillone Aug
Yonck, 2^o b. sind
gestor., 7, 8, 9, 12
Lange in Grufthaus
geblieben.

Reproduktion des Bildes von König Ludwig I. an seine Gemahlin Königin Augusta

über den Tisch bei Staatsfeier, vom 18. August 1870.
Im Original des Originals im Besitz des Majors von Hohenlohe in Dena.
Dieser Tisch wurde vom König beim Besuch von Glomau bestellt, von diesem mit
Rückhalt in eine Stühle, welche vom König ebenfalls überreicht und vom König ebenfalls erhalten wurden.
Der Tisch ist bis in die Oberhälfte vollständig aus Holz und höchst charakteristisch.
Er steht in der Reaktion der Tische, wenn dieser Wursttisch auch sehr gleich-
gesetzter durch gegen sich durchsetzende vertikale

freudiger Empfang
wollt Freitag nachmittag
wiederholen
Königlichste
Idee ist mir sehr lieb
und ich hoffe sie wird
gut aufgenommen
Schnell, schnell, schnell

Dein
Eduard

Koblenz, unter dem Prinzen Friedrich Karl bei Mainz, unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm bei Mannheim begann das deutsche Heer unter dem Oberbefehl des Königs Wilhelm von Preußen, dem sein Generalstabschef General von Moltke zur Seite stand, den Kampf gegen die noch unsertige französische Armee. In raschen Schlägen bei Weissenburg und Wörth drängt Kronprinz Friedrich Wilhelm, ^{4. u. 6.} Aug.



General von Steinmeier.

Nach einem Lichtbilde gezeichnet von A. Neumann.

drängt General von Steinmeier bei Spichern die Franzosen zum Rückzug nach der ⁶ Aug. Mosellinie. Nun, da der linke Flügel der deutschen Heere keinen Feind mehr vor sich hat, gilt es durch eine Schwenkung nach rechts alle drei Heere auf gleiche Höhe zu bringen. Bei Colombey-Nouilly wird der französische Oberbefehlshaber Bazaine, der nach Verdun hin zur Vereinigung mit einer bei Châlons neu gebildeten französischen Armee unter Mac Mahon auszuweichen suchte,

Monsieur mon frère

N'ayant pas pu mourir
au milieu de mes troupes
il me reste qu'à remettre mon épée entre les
mains de Votre Majesté
mon épée entre les mains de
Votre Majesté

Le m. d'Votre Majesté
à bon frère

Napoléon

Sedan le 1 Sept. 1870

Eigenhändiges Schreiben Kaiser Napoleons III. an König Wilhelm I., d. d. Sedan, den
1. September 1870.

In Größe des Originale.

Übertragung.

Monsieur mon frère

N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les
mains de Votre Majesté

Je suis de Votre Majesté le bon frère

Napoléon

Sedan le 1 Sept. 1870

Überreichung:

Mein Herr Bruder!

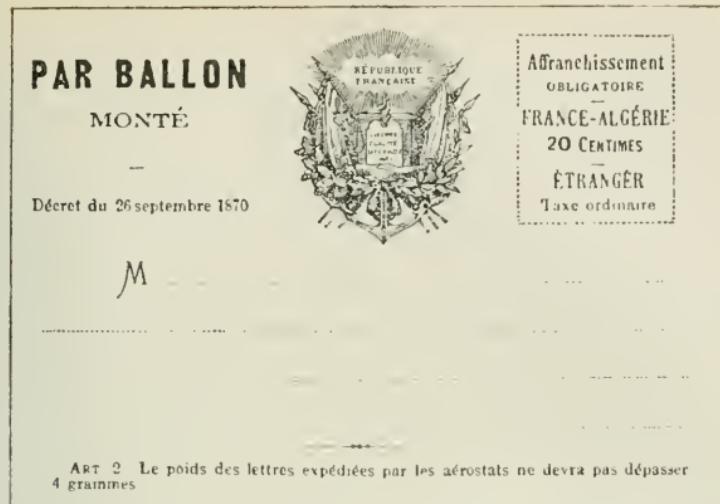
Da ich nicht innitten meiner Truppen habe sterben können, bleibt mir nur übrig, meinen Degen in Eurer
Majestät Hände zu legen

Ich bin Eurer Majestät guter Bruder

Napoleon.

Sedan, den 1 Sept. 1870.

1870. fest gehalten, bei Bionville und Mars la Tour ihm der Abzug unmöglich gemacht.
16. Aug. Beide Teile waren aufs äußerste erschöpft, von einer Verfolgung founte keine
Rede sein. Aber der furchtbare Tag ermöglichte, als weitere Truppenteile heran-
18. Aug. gerückt waren, zwei Tage darauf den vollsten Sieg. Bei Gravelotte und St. Privat
zwingt König Wilhelm den Marschall, sich unter die Kanonen von Metz zurück-
zuziehen und jede Hoffnung zur Verbindung mit Mac Mahon aufzugeben. Damit
aber war auch die ursprüngliche Absicht, an Metz vorbei direkt auf Paris zu
marschieren, unanzüglich geworden, und Prinz Friedrich Karl mußte die Festung
daher mit einer ganzen Armee durch eine stets heftiger drückende Kette umschließen.
Während Straßburg, die alte Vormauer des deutschen Reiches, vom General von
Werder nach mehrwöchentlicher Belagerung am 28. September genommen wird,



Adressseite eines französischen Ballonbrieumjäglasses aus den Jahren 1870 und 1871.
Originalgröße.

rückt die dritte und vierte oder Maasarmee unter den königlichen Thronfolgern 1870 von Preußen und Sachsen, geführt vom König Wilhelm, gegen das andere französische Heer unter Mac Mahon vor und schwenkt, als dieses nicht nach Paris, sondern nach dem Nordosten ausweicht, rechts ab. Der Kronprinz von Sachsen zwingt den Marschall durch die Schlacht bei Beaumont auf das rechte Ufer der 30. Aug. Maas zu gehen. Ein Versuch, den Bazaine noch einmal macht, Mac Mahon die 31. Aug. Hand zu reichen, wird durch General von Manteuffel bei Noisiville abgewiesen. 1. Sept. Mac Mahons abgehetzte Truppen sind nicht mehr im stande, den Rückzug zu bewerkstelligen, bei Sedan werden sie zusammengezogen. Aber mit erdrückender Übermacht sind die Deutschen zur Stelle, ein Teil überschreitet die Maas, und wie heftig der Feind sich wehrt, noch einmal nach Carignan durchzubrechen sucht, wie glänzend er Angriff auf Angriff zu gestalten sucht: er ist umklammert. Napoleon, der bei seinen Truppen wegen der Empörung seiner hauptstädtischen, solange sieges- trunkenen Bevölkerung hat bleiben müssen, sendet dem König am 1. September durch General Reille ein Schreiben, ergiebt sich ihm, und am folgenden Tage kapituliert die ganze französische Armee. 83000 Mann, über 2000 Offiziere und 2. Sept. 39 Generale werden wie 21000 schon in der Schlacht Gefangene in die Kriegs- gefangenenschaft abgeführt. Das Kaiserreich Napoleons brach völlig zusammen.

Welche Resultate innerhalb geringer vier Wochen! Die Welt war wie umgewandelt, Deutschland, nicht nur einig, sondern eben deshalb mächtig, gebietend wie nie zuvor, das bisher ehrfürchtig von Europa angestaunte neue Cäsarentum des Napoleoniden gestürzt. Nun aber, da nur noch die eine französische regelrechte Armee vorhanden, doch in Meß eingeschlossen war, sollte auch dem Blödesten klar werden, daß der Krieg nicht gegen Napoleon, sondern gegen das ganze französische Volk geführt werde. „Entschieden“, sagte Moltke, „war der Feldzug

1870 schon jetzt, wenn zwar keineswegs beendet." Von der in Paris ausgerufenen dritten Republik bewaffnet, erhebt sich das Volk nach Ablehnung eines angebotenen Waffenstillstandes einmütig gegen die Deutschen. Und das Herz der Franzosen ist ihre Hauptstadt, sie zu erobern war mithin auch von Anfang an das Ziel der Pläne der deutschen Armeeleitung. Während daher alle verfügbaren Truppen sofort nach Paris vordringen und die Riesensfestung immer enger umschließen, also daß die Stadt nur durch Luftballons mit dem außerhalb ihres Festungsgürtels liegenden Lande verkehren kann, entwickelt das Mitglied der provisorischen Regierung, Léon Gambetta, eine erstaunliche Thätigkeit, stellt eine Armee an der 23. Sept. Loire, eine zweite im Norden auf. Aber die Eroberung von Toul ermöglicht die Herstellung der Eisenbahnen nach Deutschland und erleichtert die Verstärkung der deutschen Truppen. Die Kapitulation von Straßburg macht das Korps des Generals von Werder frei zum Kampfe gegen eine Südarmee. Die Kapitulation 27. Okt. von Meß, die Prinz Friedrich Karl am 27. Oktober erzwingt, liefert nicht nur 173000 Gefangene, löst das letzte regelrechte Heer Frankreichs vollständig auf, sondern gewährt gleichzeitig die Möglichkeit, die Belagerungsmarce von Paris zu verstärken, den General von Manteuffel gegen die Nordarmee und den Prinzen Friedrich Karl gegen die Loirearmee vorzusenden. Der bayerische General von der Tann hatte dieser bisher erfolgreichen Widerstand geleistet. Er sah sich zwar durch die überlegene Anzahl der Feinde genötigt, Orleans, das er besetzt, wieder zu räumen, hielt aber trotz des Treffens bei Coulmiers den Gegner vor Orleans fest. Seine Truppen, sowie die des ihm zu Hilfe entstandenen Großherzogs von Mecklenburg wurden nun unter den Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl gestellt. Der Prinz vereitelt bei Beaune la Rolande die Absicht, nach 28. Nov. Paris durchzubrechen, nimmt durch die Schlachten bei Orleans definitiv die Stadt 3.—4. und die Verschanzungen auf dem rechten Loire-Ufer, zerstört die Armee in 2. Okt. zwei Teile unter Chanzy und Bourbaki und drängt jenen nach weiteren schweren Gefechten des Großherzogs bei Meung und Beaugency bis über den Loir zurück. Noch hofft Chanzy, dennoch Paris entsezen zu können, aber Prinz Friedrich 1871 Karl rückt ihm nach und vernichtet bei Le Mans seine Armee fast vollkommen. 12. Jan. Entgegen den Vorschlägen des Generals Chanzy und wider die Erwartung des preußischen Hauptquartiers war nämlich Bourbaki mit 140000 Mann gen Südosten gegen General von Werder abmarschiert, um Belfort, welches jener belagert, zu entsezen, und wenn möglich in Baden einzufallen. Die meisterhaften Operationen Werders und die dreitägige Schlacht bei Belfort machen auch dieses Korps 15.—17. Jan. kampfunfähig, ja als ein weiteres deutsches Korps unter General von Manteuffel im Süden erscheint, wird Bourbaki durch eine Reihe von Gefechten gezwungen, mit 85000 Mann über die schweizerische Grenze zu gehen, wo seine Armee 16. Febr. entwaffnet wird. Endlich am 16. Februar erfolgte auch die Einnahme der seit dem November belagerten Festung Belfort. Manteuffel aber hatte unterdessen 1870 27. Febr. durch die gewaltigen Schlachten von Amiens und an der Hallue auch die Nordarmee vom Vormarsch auf Paris abgehalten, und General von Göben hatte sie 23. u. 24. Febr. 1871 bei St. Quentin fast vernichtet. 19. Jan. Somit war der Zweck aller dieser mit zäher Energie aufgestellten Armeen durch deutsche Tüchtigkeit vereitelt. Paris war auf die Verteidigung der 300000 Truppen, welche innerhalb seines Festungsrings standen, angewiesen, und tapfer genug haben sich diese gehalten. Am 28. Oktober hatten sie unter dem Schutz





Kaisersberg 1871 1. J.

Die Kaiserproklamation

Nach der Zeichnung des



A.v.W. 1880.

les am 18. Januar 1871.



der Dunkelheit Le Bourget genommen, und erst am 30. hatten es die Gardes wieder erfürmen können. Am 20. November hatten sie einen gewaltigen Ausfall von Vincennes aus unternommen und waren erst trotz des siegreichen Vorgehens der Württemberger bei Champigny am 3. Dezember zum Rückzug nach Paris genötigt. Am 21. Dezember versuchten sie einen neuen Ausfall, wurden aber wieder zurückgewiesen. Seit dem 19. September hielten die Deutschen Paris umzingelt, endlich am letzten Tage des Jahres wurde der Befehl gegeben, die Forts zu beschließen, und am 5. Januar des neuen Jahres begann das allgemeine Bombardement auf der Ost-, Nord- und Südseite. Aber noch ein gewaltiger Ausfall am 19. Januar wurde mit 100 000 Mann versucht, erst als auch dieser erfolglos blieb, war der Sieg errungen. Am 28. Januar wurden sämtliche ^{28. Jan.} Forts an Deutschland übergeben, ein Waffenstillstand zugesanden und während desselben Wahlen zu einer Nationalversammlung in Frankreich vorgenommen. Nunmehr wurden zwischen Thiers, der zum Chef der französischen Exekutions= ^{26. Febr.} gewalt erwählt war, und dem Grafen von Bismarck am 26. Februar die Friedenspräliminarien zu Versailles abgeschlossen und von der Nationalversammlung in Bordeaux angenommen. Nach unendlich vielen, hauptsächlich durch den Sturz der Republik und die Herrschaft der Kommune in Paris herbeigeführten Schwierigkeiten folgte endlich am 10. Mai 1871 der definitive Friede zu Frank- ^{10. Mai} furt a. M. Kein Gedanke war jetzt mehr an die unselige Hochherzigkeit, welche 1815 dem vernichteten Frankreich die Aussallsthore ließ gegen Deutschland, kein Gedanke mehr, auf Kosten der deutschen Sicherheit dem Volke zu schmeicheln, welches Jahrhunderte lang den Deutschen die Lebensbedingungen abgegraben, seit 1552 Stück für Stück von Deutschland abgebrockt. Frei von den Gegen- sätzen einer englischen und russischen Bundesgenossenschaft durften wir endlich unsere Westgrenze sichern, den Raub dreier Jahrhunderte zurückfordern. Es galt, Frankreich so zu schwächen, daß „Deutschland mit erhöhter Zuversicht einer neuen Störung des Weltfriedens entgegensehen“ könnte. Voran Hardenberg einst Monate vergeblich gearbeitet, wofür Stein und Blücher mit der ganzen Wucht ihrer Persönlichkeit, Gneisenau mit der Heldenkraft seiner glühenden Beredsamkeit eingetreten, was einst die Badenser in begründeter Furcht erbeten, die Kronprinzen von Bayern und Württemberg als erste Bedingung gefordert, um den süddeutschen Kronen eine nationale Politik nur zu ermöglichen — jetzt war es erreicht. Graf von Bismarck ließ keinen Erfolg aus der Hand, für welchen die deutschen Heere geblutet, der größere Teil Lothringens, das Elsaß — wenn auch ohne Belfort — war unser. König Wilhelm hätte keinen Frieden unterzeichnet, der nicht dem ganzen Deutschland die volle Möglichkeit, nach eigener Selbstbestimmung zu leben, mit ganzer Kraft nach außen sich zu schützen, gewahrt hätte.

Denn dazu war er jetzt allein berufen, und auf den Schlachtfeldern Frankreichs war die Saat aufgegangen, welche die stille Arbeit des deutschen Geistes seit Jahrzehnten ausgestreut. Im Spiegelsaal des Lustschlosses Ludwigs XIV. zu Versailles ward die Frucht gebrochen, nach welcher unsere Väter so lange gelehzt. „Das Herrschergeschlecht, das uns zum Siege führt“, so hatte der Herald der deutschen Einheit „der Hütte Bismarcks“, so hatte Heinrich von Treitschke dem ganzen Volke das Wort schon im Beginn des Kampfes von den Lippen genommen, „wird Deutschlands Krone tragen.“ Nach dem Tage von Sedan hatte der Großherzog von Baden den einfachen Beitritt der Süd-

1871 staaten zum norddeutschen Bunde beantragt, und die bayerische Regierung den Wunsch eines Verfassungsbündnisses ausgesprochen. Die vom Präsidenten des Bundeskanzleramtes Delbrück erst in München geführten, dann mit allen süddeutschen Regierungen in Verjailes fortgesetzten Verhandlungen führten im November zum Abschluß der Verträge, durch welche sie sich dem Nordbunde förmlich anschlossen, und an deren Stelle später am 16. April 1871 die Reichsverfassung trat. Der König von Bayern richtete an König Wilhelm ein Schreiben, in welchem er ihn bat, dem neuen Bunde den Namen „Deutsches Reich“ beizulegen und als Haupt des Reiches den deutschen Kaisertitel anzunehmen. Der Reichstag genehmigte die Verträge mit diesen Bezeichnungen, und nachdem die vom König als unerlässliche Vorbedingung bezeichnete Zustimmung sämtlicher deutschen Fürsten und freien Städte erfolgt war, und sie ihre Bitten mit denen des Königs von 18. Jan. Bayern vereinigt hatten, übernahm König Wilhelm am 18. Januar 1871 die kaiserliche Würde „in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die gesamte Kraft seines Volkes, zu verteidigen“. „Wir nehmen sie an“, so fährt Kaiser Wilhelm in seiner Proklamation fort, „in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heissen und opferreichen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.“

Nur zögernd hatte König Wilhelm sich entschlossen, die „neue Verpflichtung“ auf sich zu nehmen, ängstlich und mit zarter Gewissenhaftigkeit hatte er die Rechte seiner Mitsfürsten im Reich gewahrt. Vornehmlich an Bayern und Württemberg waren wichtige sachliche Zugeständnisse gemacht, und mit peinlicher Sorgsamkeit leitete König Wilhelm selbst den äusseren, zeremoniellen Verlauf der unvergleichlichen Feier dieser Kaiser-Proklamation. Das hatte auch Bismarck gethan, als er die Forderung des bayerischen Gesandten, den neuen Kaiser nicht als „Kaiser von Deutschland“, sondern als „Deutscher Kaiser“ zu bezeichnen, ohne weiteres zugestand. Nun aber, als er auf Befehl seines Herrn die Proklamation verlesen, und der Großherzog von Baden begeistert in die Versammlung sein Hoch auf „Kaiser Wilhelm“ hineinrief, da stimmten alle anwesenden Fürsten nicht minder begeistert ihm zu, und überall, allüberall im deutschen Vaterlande fand die glückselige Stimmung in ürvollen Herzen ein nicht enden wollendes Echo. Frohlockend aber schrieb der „Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen“ in sein Tagebuch „die langjährigen Hoffnungen unserer Voreltern, die Träume deutscher Dichtungen sind erfüllt, und, bereit von den Schladen des heiligen römischen Unsegens, steigt ein an Haupt und Gliedern reformiertes Reich unter dem alten Namen und dem tausendjährigen Abzeichen aus sechzigjähriger Nacht hervor.“

Wahrlich, Tag war es geworden im deutschen Vaterland, Tag dank der Arbeit der prenzischen Könige, und Tag mußte es bleiben — das fühlte jeder — wenn auch die Gewitter nicht fehlen würden, die die Sonne der neuen Kaiserwürde mit ihren Wolken verfinstern möchten. —

PREUSSISCHE STAAT

WILHELM I.

nicht Territorialierung der neuen
Grenzen 1863 beim Regierungsan-

tritt Wilhelm I.

Preußens Erwerbungen 1866

Deutschlands Kirchenverbünden 1871

Grenze der nichtpreußischen
Gebiete Preußens

35 37 35 39
36 35 35
34 36 35
33 35
32 35
31 35
30 35
29 35
28 35
27 35
26 35
25 35
24 35
23 35
22 35
21 35
20 35
19 35
18 35
17 35
16 35
15 35
14 35
13 35
12 35
11 35
10 35
9 35
8 35
7 35
6 35
5 35
4 35
3 35
2 35
1 35
0 35
-1 35
-2 35
-3 35
-4 35
-5 35
-6 35
-7 35
-8 35
-9 35
-10 35
-11 35
-12 35
-13 35
-14 35
-15 35
-16 35
-17 35
-18 35
-19 35
-20 35
-21 35
-22 35
-23 35
-24 35
-25 35
-26 35
-27 35
-28 35
-29 35
-30 35
-31 35
-32 35
-33 35
-34 35
-35 35
-36 35
-37 35
-38 35
-39 35
-40 35
-41 35
-42 35
-43 35
-44 35
-45 35
-46 35
-47 35
-48 35
-49 35
-50 35
-51 35
-52 35
-53 35
-54 35
-55 35

This historical map of Prussia (Preussische Staat) illustrates the territorial expansion of the Kingdom of Prussia during the period of unification. The map shows the provinces of Brandenburg, Pomerania, Westphalia, Hanover, Hesse-Cassel, Nassau, and Prussia, along with the Free City of Berlin. The legend indicates the following territorial changes:

- Grenzen 1863 beim Regierungsantritt Wilhelm I: The new borders established upon the accession of King Wilhelm I in 1863.
- Preußens Erwerbungen 1866: Territories gained by Prussia in 1866, including parts of Saxony and the Rhine Province.
- Deutschlands Kirchenverbünden 1871: The ecclesiastical territories of the German Confederation that became part of Prussia in 1871.
- Grenze der nichtpreußischen Gebiete Preußens: The boundaries of the non-Prussian territories of Prussia.

The map also includes a grid of latitude and longitude lines, with major cities and geographical features labeled throughout the region.



Sechstes Buch.

Im neuen Reich.

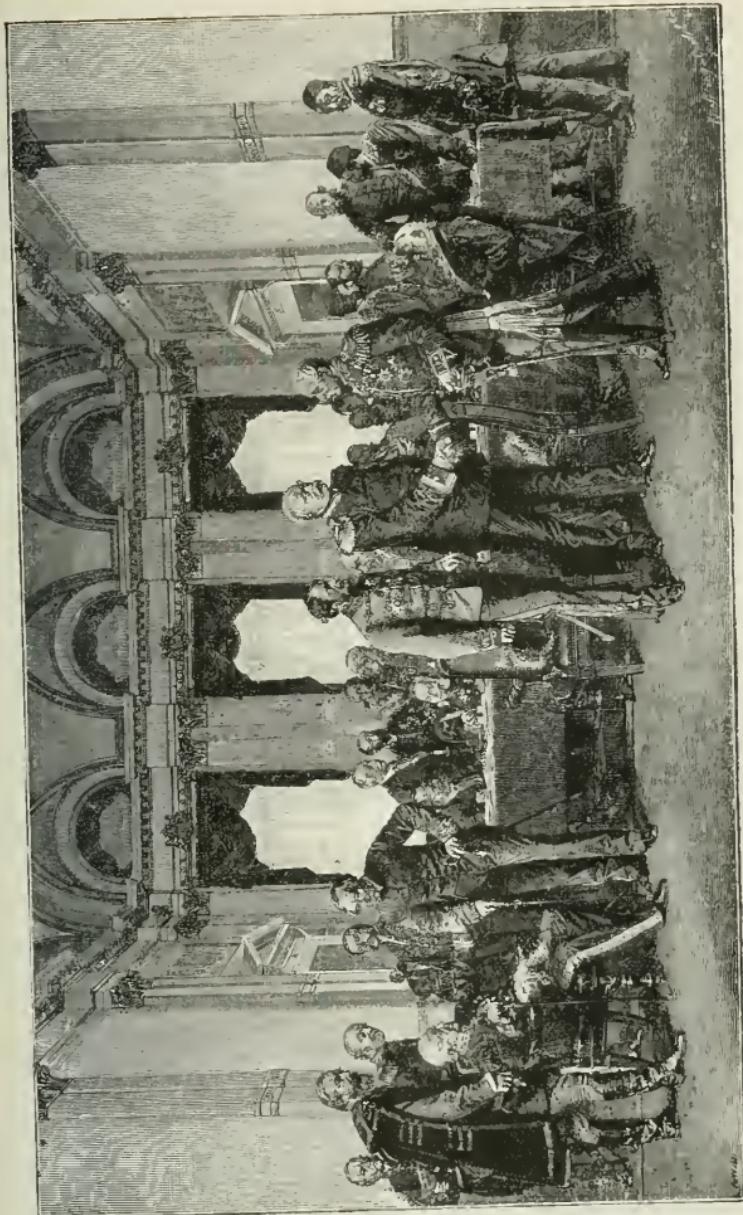
Die deutsche Einheit, auf den Schlachtfeldern Böhmens begründet, hatte sich behauptet, hatte in der Sicherung der Westgrenzen zugleich die Gewähr für ihre Dauer erkämpft. Mit unvergänglicher Schrift hatte die Nation, wie Kaiser Wilhelm in der Thronrede dem ersten deutschen Reichstag es aussprach, auf Frankreichs Schlachtfeldern ihren Willen verzeichnet, „ein einig Volk zu sein und zu bleiben“. Damit waren aber die Machtverhältnisse der Staatengemeinschaft Europas vollkommen andere geworden. Ein neues Zeitalter brach für Europa an, in welchem Deutschland die Führung übernahm und ein Ansehen erlangte, welches weit über das der Ottonen und Hohenstaufen hinausreichte. Die Schwäche und die Zerrissenheit Deutschlands ist seit dem dreißigjährigen Kriege immer wieder der Grund gewesen zu dreisten Übergriffen der Mächte, zum Ausbruch verheerender Kriege. Die Erstärkung Deutschlands, seine Fähigung, selbstständig und ohne Einmischung der fremden Mächte seine Geschicke zu bestimmen, erwies sich als der zuverlässigste Bürge des Friedens.

Freilich, der eben so hart getroffene Gegner empfand es fortwährend als tiefe Schmach, in einem Kampfe unterlegen zu sein, der, wie ruchlos auch immer vom Zaune gebrochen, doch mit der größten Zähigkeit und Tapferkeit von ihm durchgeführt war. Fort und fort rüstete er sich, bis er endlich bis an die Zähne bewaffnet dastand, schon schüttelte der tobende Haß den Köcher mit vergifteten Pfeilen, aber mit staunenswerter Umsicht, mit ebenso vollkommener Gerechtigkeit wie bestimmter Entschlossenheit wußte Kaiser Wilhelm und sein treuer Fürst von Bismarck dem leidenschaftlichen Verlangen die Schranken aufzurichten. Ohne Bundesgenossen hatte der Kaiser den harten Strauß ausgesucht — wie sollte es nun doch nicht einige Besonnenheit in Paris erzeugen, wenn das ganze kontinentale Europa sich an seine Seite stellte.

Edelmütig bot König Wilhelm noch im Dezember 1870 dem Herrscher von Österreich die Hand. Ihn bestimmte der Wunsch, wie Bismarck schrieb, „mit dem mächtigen und freundeten Nachbarreiche Beziehungen zu pflegen, welche der gemeinsamen Vergangenheit ebenso wie den Gesinnungen und Bedürfnissen der beiderseitigen Bevölkerungen entsprächen“ und in persönlichen Besprechungen zwischen beiden Herrschern und ihren Ministern zu Gastein, Tschl und Salzburg gelang es, die Verstimmungen, welche noch herrschten, völlig auszugleichen. Dem Zaren trug Kaiser Wilhelm für die freundschaftliche Haltung während der Kriege seinen Dank ab, indem er ihm auf der Londoner Konferenz die Fesseln abnehmen ließ, welche ihm der Pariser Friede bezüglich der Souveränitätsrechte im Schwarzen Meer auferlegt hatte. Einseitig hatte Russland zu aller Welt Erschrecken den Vertrag gekündigt, und nun erkannte selbst der vornehmlich darob empörte Engländer, daß allein durch die staatsmännische Weisheit und das korrekte Verfahren Fürst Bismarcks der drohende europäische Konflikt beseitigt sei. Als bald (September 1872) trafen die beiden

Herrsscher von Russland und von Oesterreich am Berliner Hofe ein, und mit erhobenem Bewußtsein über den durch Kaiser Wilhelm gefestigten Weltfrieden feierte Europa dies Zusammentreffen der drei Herrscher, das auf dem Grunde realer Interessen, ohne daß eine Zeile geschrieben wäre, weit sicherer als einst die salbungsvolle Urkunde der heiligen Allianz Völker und Staaten vereinigte. Ja, die Dreikaiser-Zusammenkunst wurde so sehr das Wahrzeichen der Berliner Friedenspolitik, daß sie selbst wieder dadurch gestärkt wurde, und das Jahr darauf auch König Viktor Emanuel von Italien, tief getränkt durch den andauernden Widerspruch der Franzosen gegen die Einverleibung Noms, erst nach Wien, dann aber nach Berlin eilte und mit diesem Besuch den Anschluß Italiens an die Friedensmächte einleitete. Wahrlich, das waren großartige Ergebnisse einer ebenso weisheitsvollen wie großmütigen Politik, und wie laut immer an der Seine der Ruf nach Revanche ertönte, klar war es doch selbst nun der blinden Leidenschaft, daß Frankreich auf keine Bundesgenossen rechnen durfte.

Immer höher stieg das Ansehen Deutschlands, immer zuversichtlicher blickten Fürsten und Völker auf den Patriarchen der Herrscher. Und als es nun trotz aller Bemühungen der drei Kaiser zwischen Russland und der Türkei zum Kriege kam, das Barenheer siegreich bis an die Pforten Konstantinopels vordrang und der Türkei zu San Stefano einen Frieden auferlegte, der allen englischen wie österreichischen Interessen entgegenlief, also daß zwischen England und Russland es zur Waffenentscheidung kommen zu müssen schien, da war der deutsche Einfluß an der Themse wie an der Neva und Donau stark genug, um dies neue Unheil von Europa abzuwehren. Auf Veranlassung von Russland traten in Berlin die Abgesandten der Mächte zu einem Kongreß zusammen. Mit nie ermüdender Geduld, mit nie rastendem Eifer hat Fürst Bismarck hier die Rolle des „ehrlichen Maklers“ gespielt, die Interessengegensätze der an der Orientfrage beteiligten Staaten zu versöhnen getrachtet. Frohlockend, wie einst in den Tagen, da an der Themse das Bündnis mit Preußen das Evangelium war, oder da John Bull den Fürsten Blücher, weil er ihm die Fortdauer seines weltbeherrschenden Handels gerettet, mit täppischer Zudringlichkeit vergötterte, frohlockend rief der Engländer nach dem Kongreß sein peace with honor! Vor allem aber suchte Fürst Bismarck — er selbst hat es oft genug betont — Russlands Wünschen gerecht zu werden. Reichlich genug fürwahr war auch der Gewinn, den er ihm verschaffte, aber da es selbstverständlich nicht der alleinige Einfluß war, der den Russen im Orient zufiel, da sogar der ihm in Bulgarien zugesicherte durch die nationale Erhebung der Bulgaren zu nichts gemacht wurde, so gelang es allmählich mehr und mehr am Hofe zu Petersburg der panslavistischen Partei, den so lange wie im Halbschlummer liegenden Haß der Slaven gegen alles deutsche Wesen lebhaft zu entflammen. Die Presse, ja selbst die Diplomatie Russlands erlaubte sich gegen Deutschland eine Sprache, die „bis zu vollständigen Kriegsdrohungen von der kompetentesten Seite gingen“ und Deutschland mit Oesterreich zu entzweien versuchten. So konnte es nicht fehlen, daß nunmehr Frankreich von einer Schilderhebung Russlands die Verwirklichung der eigenen Revanche-Pläne hoffte, und die Republik dem Baren sich näherte. In Berlin aber mußte zwischen Russland und Oesterreich gewählt werden. Da war es denn ein Opfer, daß Kaiser Wilhelm dem Staate brachte, daß er seine persönlichen Empfindungen wieder einmal hinter die Interessen des Staates zurückstellte. Da waren es Meisterstücke ersten Ranges



Graf Gottl. Graf von Wenzel. Dr. Gisig. Ritter Leo Stuifel.
Baron von Bogenholz. W. von Etz. Bölller. Baron & von Salzburg
Baron von Döbere. Graf von Sacken. Graf von Schleinitz.
Graf von Babelsberg. Baron von Koenig. Ritter Guido. Graf von Schwerin.
Graf von Babelsberg. Graf von Bismarck. Graf von Schwerin.
Graf von Bismarck. Graf von Bismarck. Graf von Schwerin.
Graf von Bismarck. Graf von Bismarck. Graf von Schwerin.

von Stolzen.

Der Berliner Kongress 1878.

Nach dem i. S. 1881 vollständigen Gemälde von Werner (geb. 1813) im Rathause zu Berlin.

des Fürsten Bismarck, daß im Oktober 1879 ein Verteidigungs-Bündnis mit Österreich gegen einen etwaigen Angriff Russlands abgeschlossen wurde, daß Italien 1883 ihm beizutreten bewogen wurde, und 1887 der Dreibund Deutschlands, Österreichs und Italiens erneuert werden konnte. Gegenüber dem pan-slavistischen Toben und dem französischen Geschrei, die sich, zumal als der Revanche-Held Boulanger in Frankreich die Geister entfesselt und beherrschte, mit einander zu häßlichem Klouzert von Zorn und Mißgunst, von Neid und Haß vereinten, war hier, wie es der italienische Minister bezeichnete, eine Verschwörung für den Frieden zu stande gekommen. Jahr für Jahr kam Kaiser Wilhelm mit fremden Herrschern zusammen oder empfing ihre Besuche. Immer aufs neue bezeugten ihre Huldigungen, wie gesichert in seiner Hand der Friede der Welt ruhe. Aber anders war es doch nicht. Auch nach einer Aussprache des Kaisers und Bismarcks mit dem Baron Alexander III., der 1887 in Berlin eintraf, wurden in Russland die Vorbereitungen für einen Krieg gegen Österreich getroffen, wurde die aufsehende Sprache der Presse in Russland wie in Frankreich stärker und leidenschaftlicher, wurden die Rüstungen hüben und drüben größer und kräftiger. Da wurde am 3. Februar 1888 jener deutsch-österreichische Vertrag von 1879 veröffentlicht, Fürst Bismarck hielt am 6. dieses Monats im Reichstag jene ewig dentwürdige Rede, in welcher er nachwies, wie oft in den Jahren daher durch die Politik des Kaisers der Krieg vermieden worden sei. Da war der Friede auch diesmal gesichert, war gesichert, weil das Reich wie Brandenburg zur Zeit des Großen Kurfürsten unter der Devise stand: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt“. Denn immer blieb Deutschland, blieben Deutschlands Fürsten einig, und wenn der Reichstag nur allzusehr der unberechenbaren Wandelbarkeit der Parteien und der Fraktionspolitik verfiel, so standen die deutschen Fürsten in wahrhafter deutscher Treue festgeschlossen um den Kaiser, der ihnen Treue um Treue vergaß durch strengste Aufrechterhaltung ihrer Rechte. Die innigen Gesinnungen der deutschen Fürsten und Regierungen bildeten daher in Wahrheit einen der festesten Ankern des deutschen Reichs. Daran änderte auch nichts, daß in diesem oder jenem deutschen Staat ein Thronwechsel stattfand und traurige Ereignisse ihn, wie in Bayern, erschwert, oder gar, wie in Braunschweig, das Herrschergeschlecht ausstarb und der nächstberechtigte Erbe, der Herzog von Cumberland, trotzdem man ihm überaus hochherzig entgegengekommen war, noch immer gegen die Ereignisse von 1866 protestierte, die Reichsverfassung nicht anerkennen wollte. Ungestört und unter allseitiger Zustimmung konnte hier eine Regentschaft eingerichtet und sie dem Prinzen Albrecht von Preußen übertragen werden. Niemals vorher in der ganzen Weltgeschichte hatte Deutschland einen solchen Grad von Macht und Ansehen erlangt, war niemals eine solche Anziehungskraft für fremde Staaten wie jetzt unter Kaiser Wilhelm.

Indessen Bündnisse erwirkt nur der starke Staat, und besser als Allianzen, hatte schon der Große Kurfürst gesagt, sind die eigenen Kräfte. Den Feinden gebieten, den Frieden erhalten, kann nur der Staat, dessen machtvolle Rüstung ihn fürchten lehrt. Die Behauptung des eigenen Selbst wie die schwierige Vermittlerrolle des „ehrlichen Maklers“ forderten daher, daß das Reich kriegsbereit blieb, und der stets wachsenden militärischen Übermacht Frankreichs und Russlands gegenüber mußte auch Deutschland sein Heer verstärken. Nachdem schon im Dezember 1871 eine Friedensstärke von 401 659 Mann bei zwöljfähriger Dienstzeit bewilligt

worden war, sollte 1874, wie es die Verfassung erforderte, ein umfassendes Militärgezetz gegeben werden und die bisherige Friedenspräsenz für die Dauer d. h. bis zum Erlass eines anderweitigen Gesetzes festgesetzt werden. Es war ja ohne weiteres klar, daß Deutschland durch seine geographische Lage, in welcher es an drei europäische Großmächte und vier Mittelstaaten angrenzte, in seiner Kriegsführung nicht zurückbleiben konnte, und schon war uns Frankreich um bei- nahe 80 000 Mann in der Friedensstärke voraus, überbot durch seine zwanzig-jährige Dienstzeit erheblich auch unsere Kriegsmacht. Der Feldmarschall Graf Moltke selbst erhob sich im Reichstag, wies darauf hin, daß wir das in einem halben Jahre Gewonnene, in einem halben Jahrhundert zu verteidigen hätten, daß wir Achtung zwar überall, Liebe aber nirgends gewonnen hätten. Aber die Forderung der Regierung schien nun wieder den Liberalen wie eine Verabung des über alles geschätzten Budgetrechtes, und es bedurfte nicht nur langwieriger Verhandlungen, sondern auch einer lebhafte für die Sache eintretenden Bewegung des Volkes, um schließlich durch die Abgeordneten Miquel und v. Fodenbeck einen Vergleich dahin zu stande zu bringen, daß die Vorlage auf einen Zeitraum von sieben Jahren angenommen wurde. Damit begnügte sich die Regierung, mit vollem Recht aber sprach Kaiser Wilhelm es aus, daß die gesetzliche Regelung der Friedensstärke der Zukunft vorbehalten bleibe. Demgemäß wurde dann, nachdem dies sogenannte „Septennat“ 1881 aufs neue bewilligt worden, dennächst aber seinem Ende entgegenging, dem im Herbst 1886 zusammenstehenden Reichstag ein Gesetz-Entwurf vorgelegt, der wiederum auf sieben Jahre die Friedensstärke um 41 135 Mann erhöhte und eine Vermehrung des Adress um 31 Bataillone und 34 Feldbatterien vorschlug. Wieder hatte nämlich Frankreich sein Heer vergrößert, stand im Begriff, es noch weiter zu vermehren, daß russische war auch über eine halbe Million Streiter angewachsen und sein Anmarsch an der Grenze durch neue Eisenbahnbaute gesteckt. Überdies betrug in Deutschland der Beitrag, den jeder Einzelne für das Heer leistete, 9,50 Mk., in Frankreich aber 21,37 Mk. Wohl wies der Feldmarschall von Moltke unter dem ehfürchtigen Schweigen der Welt darauf hin, wie eine friedliche Verständigung mit Frankreich unmöglich sei, wie unsere beste und lechte Sicherung in der Vorzüglichkeit des Heeres liege, und diese nur durch gute Ausrüstung der Truppen, geschickte Eisenbahn-Bauten und tüchtige Festungs-Anlagen zu erzielen sei, wie die Forderung nur zur Aufrechterhaltung des Friedens gestellt sei, Deutschland allein aber diesen erzwingen könne, und auch Deutschland nur dann, wenn es stark und kriegsgerüstet sei. Wohl sprach Fürst Bismarck in seinen wuchtigen, die ganze Welt, nur nicht die Opposition im Reichstage überzeugenden Reden für die Notwendigkeit der Vorlage, erörterte einleuchtend, mit welcher Mühe die kaiserliche Politik gegenüber dem liberalen Ansturm in der bulgarischen Frage den Frieden aufrecht erhalten, wie sie den Krieg mit Frankreich vermieden habe, wie auch jetzt Deutschland unter keinen Umständen Frankreich angreisen werde, ein Angriff Frankreichs aber völlig unberechenbar, doch je stärker Deutschland, desto unwahrscheinlicher sei. Er wies vor allem darauf hin, daß, wenn die Vorlage abgelehnt werde, die Bestimmung der Reichsverfassung eintrete, wonach jeder Deutsche drei Jahre dienstpflichtig sei, und nicht irgend ein Prozentsatz, sondern schlechthin alle Waffenfähige das Heer bilden würden. Denn unabhängig sei es von den wechselnden Majoritäten im Reichstage und — dem dürfe man sich nicht verschließen — müsse es auch

sein. Unzweideutig deutete er auf eine Auflösung des Reichstages hin, dann aber lautete für die Neuwahlen die Parole, ob Deutschland ein kaiserliches oder ein Parlaments-Heer haben, ob es sein Heer behalten wolle, wie es in der Verfassung begründet sei, oder ob dies durch die wechselnden Majoritäten des Reichstages in beliebigen Zwischenräumen verringert werden dürfe.

Doch wieder wie einst in den Tagen des Konflikts hielt die Opposition ihr Budgetrecht höher, als die wohl verstandene Pflicht gegen das Vaterland es forderte, und wieder verachtete sie das Urteil aller im Inlande wie im Auslande als Autoritäten anerkannter Männer. Der Reichstag lehnte die Forderung ab und mußte aufgelöst werden. Da aber ging es mit stürmischer, mit elementarer Gewalt durch das Volk, und beeinflußt durch die tiefe Betrübnis, die der Kaiser Mitgliedern des Herrenhauses gegenüber in herrlichen Worten über die abgrundtiefe Verkennung seiner Absichten und das zur Sicherstellung des Reiches Notwendige aussprach, wählte das Volk aufs neue seine Vertreter, und mit überwältigender Majorität, mit 227 gegen 31 Stimmen nahmen diese die Vorlage an, und bis zum 31. März 1894 war demnach die Friedenspräsenz auf 468 409 Mann festgestellt.

Es handelte sich nun weiter aber auch darum, ebenso die Kriegsstärke des Volkes den militärischen Vorlehrungen der Nachbaren gleich zu machen. Es sollte deshalb die waffensfähige Mannschaft in das stehende Heer (der aktive Dienststand und die Reserve), die Landwehr 1. und 2. Aufgebots bis zum 39. Lebensjahre, sowie der Landsturm bis zum 45. Lebensjahre gegliedert werden, also sechs Jahrgänge des bisherigen Landsturmes für die Zeit großer Gefahr sofort und im Notfalle jeder noch waffensfähige Mann zur Verteidigung des Vaterlandes bereit sein. Und da erlebte Deutschland das seltene schöne Schauspiel. Einmütig und in der schönen Begeisterung, in welche ihn jene erwähnte Rede des Fürsten Bismarck gesetzt hatte, nahm der Reichstag die Vorlage am 6. Februar 1888 an. Ja, die allgemeine Begeisterung setzte sich fort auf der Straße, trug den Fürsten von Schritt zu Schritt unter jubelnden Garusen bis in sein Haus. Ein helles Klingen, eine freudevolle Befriedigung aber durchzog das Herz des greisen Kaisers, als er endlich einmal sein gewissenhaftes, so oft durch die That bewährtes Streben voll und ganz auch durch die Vertreter des Volkes anerkannt sah. Die Schlüßworte der Thronrede, die jeden Gedanken an einen Angriff Deutschlands weit abgewiesen aber auch scharf betont hatte, daß wir mit Gottes Hilfe so stark werden wollen, daß wir jeder Gefahr ruhig entgegensehen können — „diese Worte“ sagte Kaiser Wilhelm zu dem Präsidium des Reichs „hätte ich gerne selbst zu Ihnen gesprochen“. „Ich hätte Ihnen“, sagte er, sein ganzes Wesen und den Charakter seines Reichs hell beleuchtend, „gerne gesagt, daß ich den Frieden will, aber, wenn ich angegriffen werde, zur Abwehr gerüstet bin.“ Nun mehr möchte die sichere Gewißheit seine Seele durchslüten, daß er sein Jahrzehnte langes Wirken für die Zukunft seines Volkes voll gesichert sah. Es war die letzte, es war vielleicht die größte Freude im Leben des Kaisers. Es war aber auch, da 500 000 Mann gleich für den ersten Waffengang mehr ausgetragen werden konnten, in der That zugleich die Schöpfung einer neuen Großmacht in Europa. Deutschland war nunmehr nicht nur allen Schwierigkeiten gewachsen, sondern, da die feindlichen Staaten in ihren militärischen Leistungen bis zur äußersten Grenze angelangt zu sein schienen, aber weder die Unteroffiziersbildung noch gar die Kraft seines ebenso gebildeten wie kameradschaftlich führenden Offizierskorps nachahmen konnten, allen





Die Taufe des Prinzen Wilhelm (jetzt Kronprinzen des d



eiches und von Preußen) zu Potsdam am 11. Juni 1882.

von v. Werner (geb. 1843).



allen europäischen Mächten weit voraus. Der Gedanke Scharnhorsts, der preußische Grundsatz, daß es zwischen Volk und Heer keinen Unterschied gebe, weil beide eins und jederzeit zur Verteidigung des Vaterlandes bereit seien, war nach dem Ausdruck des Kronprinzen durch die Fürsorge des Kaisers Gemeingut der Nation geworden.

Nunmehr konnte auch der Flotte eine viel eingehendere Berücksichtigung als früher zu teil werden. Mit eindringendem Verständnis leitete der Kaiser ihre Entwicklung, und für sie hatten auch die opponierenden Parteien im Reichstage, namentlich so lange der Minister von Stosch an der Spitze des Marinewesens stand, Neigung und Bereitwilligkeit. Mit tiefer Ergriffenheit hatte einst der Prinz von Preußen auf der Rhede von Spithead bei der großen englischen Flottenschau das dort anwesende kleine preußische Geschwader, das Flaggschiff Gefion mit der preußischen Kriegsslagge, preußische Uniformen, Pickelhauben und Trommeln gesehen und gehört. Mit außerordentlicher, lebhaft fundgegebener Freude, mit „glühendem Interesse“ hatten Kronprinz und Kronprinzessin ein Jahrzehnt später bei Nord-Peerd auf Rügen die Übungsschiffe besichtigt. Mit vollen Ehren hatte die kleine Flotte 1864 gegen eine Übermacht dänischer Schiffe bestanden, hatte im letzten Kriege trotz ihrer notwendigen

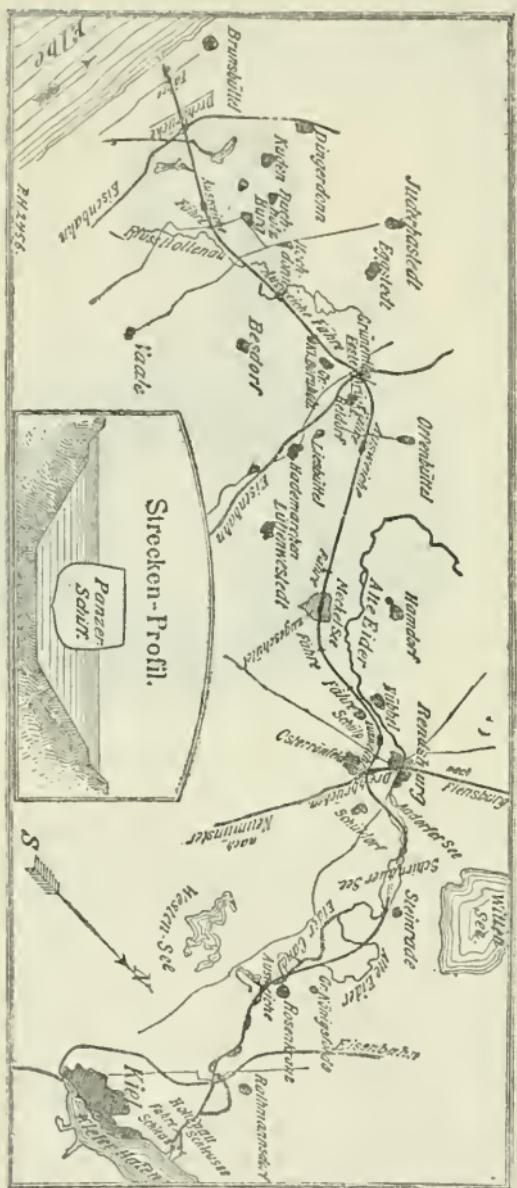
Teilung zwischen Nord- und Ostsee die Hoffnung der Franzosen auf eine Landung an den norddeutschen Küsten vereitelt. Noch vor dem Kriege aber hatte König Wilhelm am Jahndiensten die Weihe des neuen Kriegshafens Wilhelmshafen vollzogen, und Prinz Adalbert, der viel verkannte Schöpfer der Flotte durfte bei seinem Tode (1873) wie viel auch anders geworden sein möchte als er geplant, mit voller Befriedigung auf die Entwicklung unserer Seemacht sehen. Die Kieler Bucht wurde ebenfalls zu einem Kriegshafen ausgebaut, Werften wurden angelegt, die Schiffszahl unter sorgsamster Berücksichtigung aller Fortschritte moderner Technik und der verschiedenen Zwecke der Schiffe erheblich vergrößert, eine besondere Torpedoflotte ausgerüstet, die Marineverwaltung und das Kommando neu organisiert, Offiziere und Mannschaften mit militärischer Gewissenhaftigkeit ausgebildet, und so das Bewußtsein gestärkt, daß wir jetzt eine Flotte haben, die gegebenenfalls unter Führung ihres geborenen Admirals, des Prinzen Heinrich von Preußen, sicherlich im eigenen Angriff die beste Verteidigung des Vaterlandes erkennen wird. Endlich

Berner, Gesch. d. Pr. Staates.



Prinz Heinrich von Preußen.
Nach einem Lichtbilde.

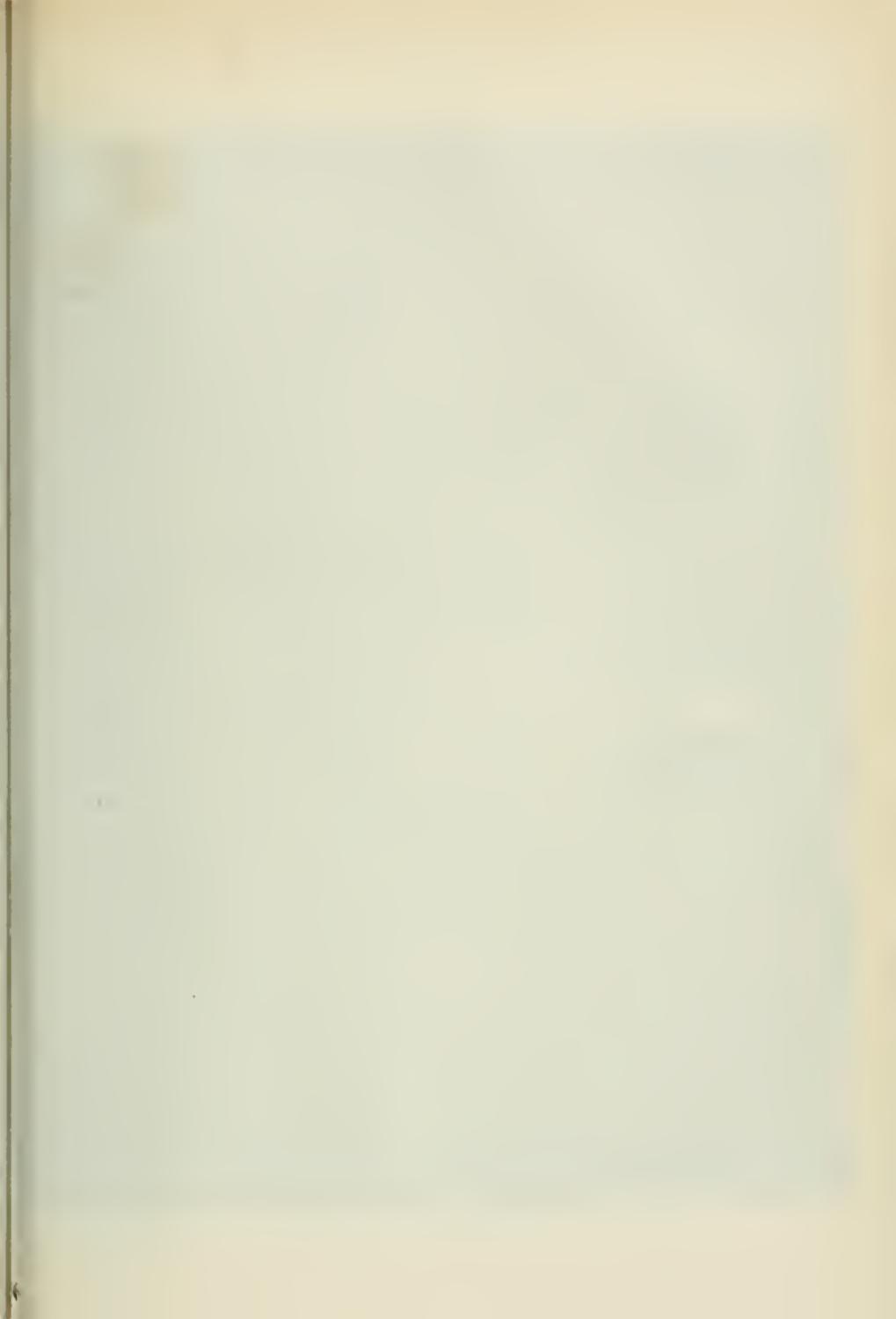
aber wurde der Grundstein gelegt zu einem Werk, das nicht nur für die Verteidigung unserer Küsten, sondern zugleich für den deutschen Handel und Verkehr von

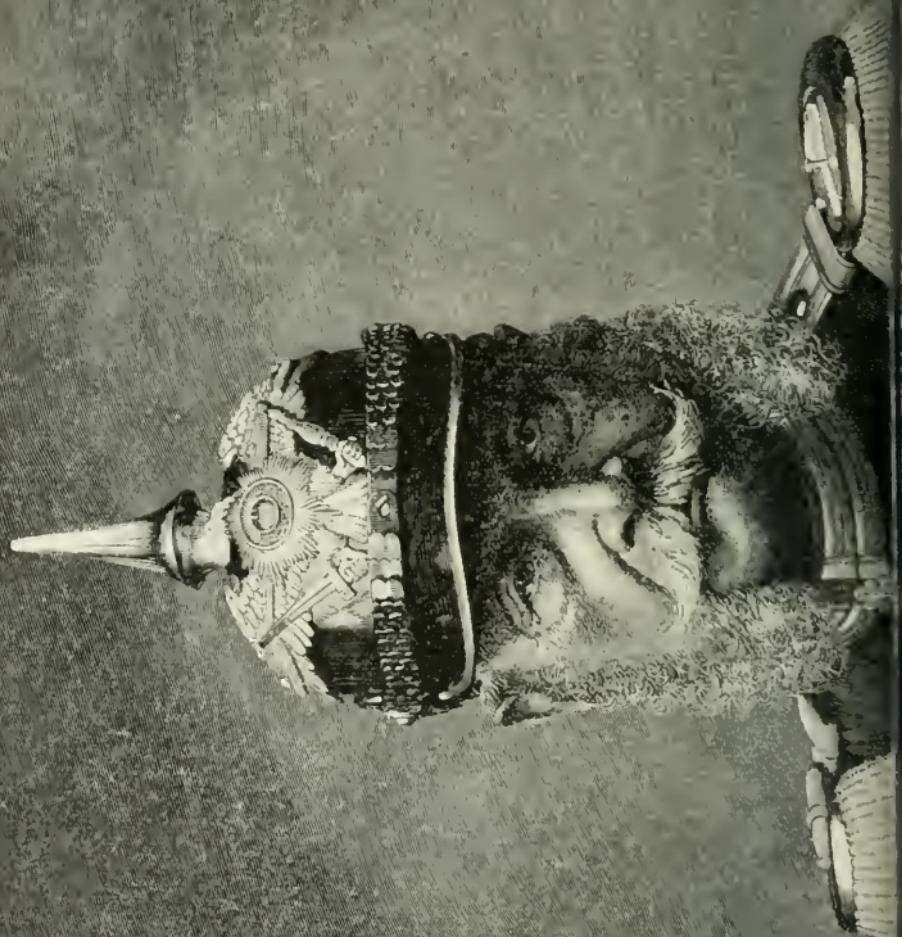


Karte des Nord-Ditsee-Kanal.

as nicht nur für die Ver-
chen Handel und Verkehr von
der erheblichsten Bedeutung
sein wird. War es doch
ein schwerer Schaden für
ihn, daß die Ostsee beinahe
ein geschlossenes Binnen-
wasser war, dessen einzige
Dessnung, die gefahrvolle
Sundstraße seit Jahr-
hunderten von Dänemark
zur Erhebung so reicher
Zölle verbarricadiert war,
daß es beinahe von ihnen
gelebt, seine kriegerischen
Machtmittel und politische
Bedeutung durch diese Ein-
nahmen wesentlich ermög-
licht hatte. Das geeinte
Deutschland hatte nunmehr
die Mittel, die Küstenländer
der Ostsee endlich in un-
mittelbare Verbindung mit
der Nordsee zu setzen. 1886
wurden sie im Betrage von
158 Millionen Mark be-
willigt, und am 3. Juli
1887 vollzog der Kaiser
feierlich in Gegenwart von
Bundesrats- und Reichs-
tags-Mitgliedern an der
Holtenauer Schleuse die
Grundsteinlegung des Nord-
ostsee-Kanals.

Die Ausbildung der Marine wurde aber in dem Maße notwendiger, als endlich das mächtvolle Deutsche Reich das auszuführen unternahm, woran das alte Reich nie hatte denken können, was von seinen einzelnen Fürsten mir der Große Kurfürst in größerem Umfange zu unternehmen ver sucht hatte, was vor allem auch Friedrich



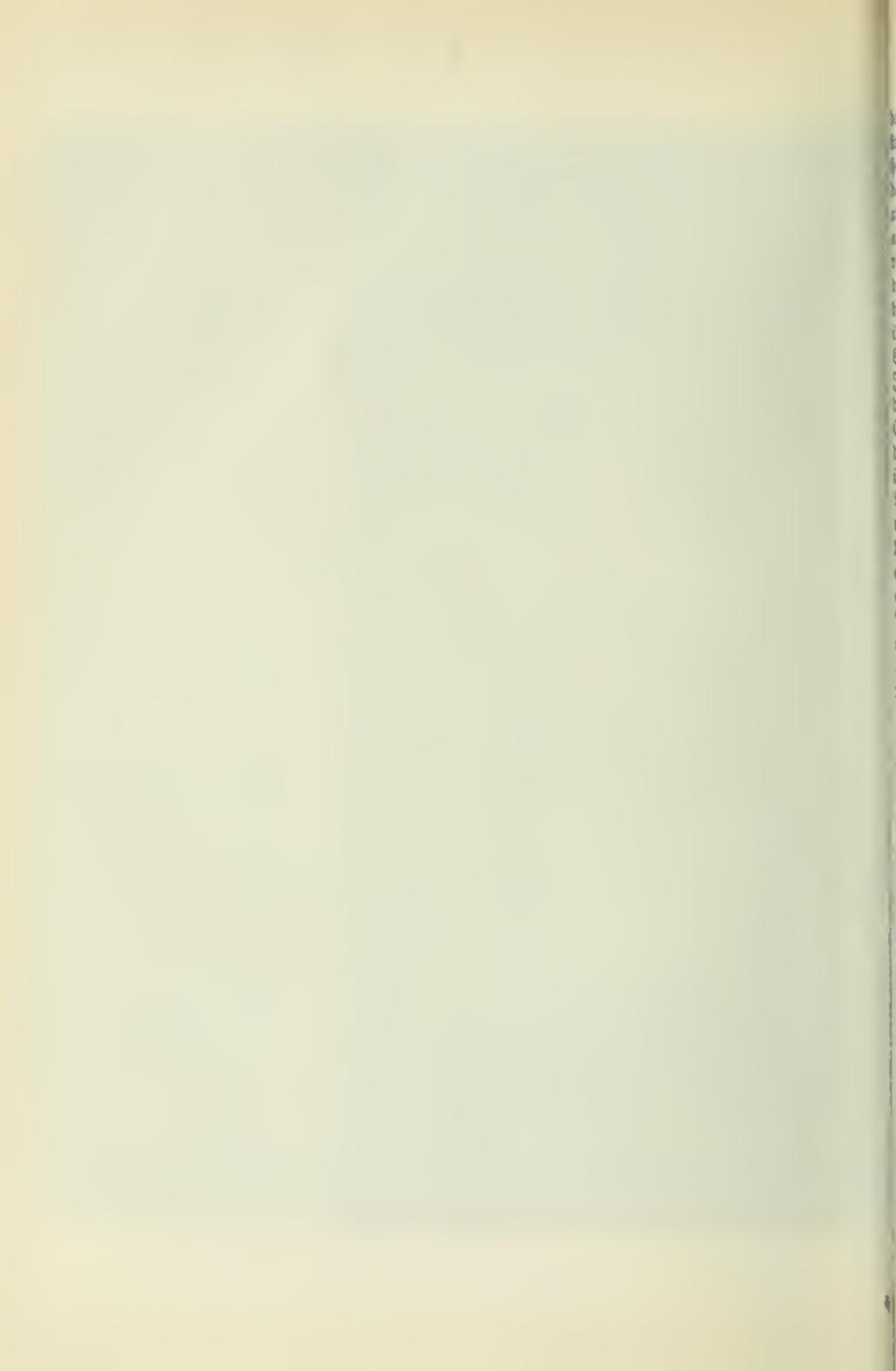


Kaiser Wilhelm I. im neunzigsten Lebensjahr.

Nach einem Zeichn.



Emperor Wilhelm I.
in his ninetieth year
by Emil Strauß in Bonn.



der Größe aus Mangel an Mitteln, die sämtlich gegen die Feinde auf dem Lande konzentriert werden müssten, hatte unterlassen müssen, während andere in Europa herrschende Nationen seit Jahrhunderten daran gearbeitet hatten. Es galt jetzt den manigfach, namentlich durch England belästigten überseelischen Handel nicht nur durch den vortrefflich organisierten Konsulatsdienst und Verträge mit anderen Staaten thatkräftig zu schützen, es galt dem deutschen Volke durch vorwärts strebende Kolonien Anteil am Welthandel zu gewähren. Das war das Ziel, für das sich national gesinnte Kreise des Volkes mehr und mehr begeisterten, das Ziel aber auch, für welches die Oppositionsparteien, die in ihm nach dem Ausdruck eines ihrer Mitglieder nichts als das Ergebnis einer Schützenfeststimmung bespöttelten, nur mühsam zu gewinnen waren. Schon im Jahre 1880 hatte die Regierung durch Reichsunterstützung und Bildung einer deutschen Seehandelsgesellschaft eine große Niederlassung der Hamburger Firma Godefroy auf den Samoa-Inseln thatkräftig fördern wollen, der Reichstag aber die Vorlage abgelehnt. Die Reichsregierung verhielt sich daher zunächst abwartend, im Jahre 1883 aber erklärte sie, als der Bremer Kaufmann Lüderitz an der Bai von Angra Pequena, an der Westküste von Afrika ein Gebiet von 150 Geviertmeilen von Cap Frio bis zum Oranjeruß erworben hatte, daß dessen Niederlassungen unter dem Schutz des Reiches ständen, und im folgenden Jahr wurde ebenso ein Küstenstrich westlich vom Kamerunfluß, wo Hamburger Firmen sich eingerichtet hatten, unter Reichsschutz genommen. Die Häuptlinge in Angra Pequena sowie in Kamerun und der König von Togo versprachen, keinen Teil ihrer Länder mit Souveränitätsrechten an irgend eine fremde Macht oder Person abzutreten, noch Verträge mit fremden Mächten ohne vorherige Einwilligung des Kaisers abzuschließen, wogegen der Kaiser den Schutz der Häuptlinge und ihrer Länder unter dem Vorbehalt aller geheimerlichen Rechte Dritter übernahm. Die deutsche Flagge wurde gehisst und trotz des englischen Widerspruchs nicht heruntergezogen, daß deutsche Protektorat unter dem Beifall der afrikanischen Häuptlinge aufrecht erhalten. Gleichzeitig aber entwickelte Bismarck das augenblickliche Programm der Regierung dahin, daß das Reich selbst eigentliche Kolonien nicht gründen, weder Beamte noch Truppen in den neuen Ansiedlungen seiner Angehörigen unterhalten solle, wohl aber diese in seinen Schutz nehmen, die Konsulate ausbilden und Kohlenstationen anlegen, die Handelsfreiheit am Kongofluß sichern und eine Reihe von Dampferlinien unterstützen müsse. Ohne nationale Begeisterung, ohne eine national empfindende Volksvertretung könnten, so betonte der Fürst, solche Kultur entwickelnden Meliorationen nicht durchgeführt werden, hier aber müssten alle inneren Parteiunterschiede dem Auslande gegenüber schweigen. Lebhaft widersehnten sich die Oppositionsparteien wieder solchem Beginnen, doch gelang es zuletzt, die notwendigen Summen zur Unterhaltung der Dampferlinien des Norddeutschen Lloyd nach Ostasien, nach Australien und nach Alexandrien zu erhalten.

Zudem nun aber die französische Machtphäre am Kongo mit größter Behutsamkeit geachtet wurde, glückte es nicht nur, mit diesem Nachbarn ein volles Einvernehmen in Afrika hervorzurufen, sondern es kam auch dahin, daß die von England und Portugal beschränkte Schiffahrt auf dem Kongo, die insbesondere die Kongogesellschaft des Königs von Belgien vom Meere abschnitt, ebenso wie die auf dem Niger freigegeben wurde, und in Berlin ein allgemeiner Kongress der seefahrenden Nationen Europas und der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Kongo-Konferenz zusammentrat.

In einem umfassenden Schriftstück von 38 Artikeln wurden die Beschlüsse dieser Konferenz zusammengefaßt. Sie bestimmten, von der Befreiung des Kongo und Nil abgesehen, daß jede der Vertragsmächte alle fremden Flaggen in ihr westafrikanisches Gebiet zulassen, die Sklaverei verhindern, die Mission befördern, keine Monopole einführen und nur insofern Abgaben erheben sollte, als zur Deckung der im Interesse des Handels geleisteten Auslagen notwendig seien. Der wichtigste Artikel aber lautet: „Die Macht, welche künftig hin außerhalb ihrer augenblicklichen Besitzungen auf den Küsten des afrikanischen Festlandes von einem Gebiet Besitz ergreift, oder welche, ohne früher eins gehabt zu haben, ein solches erwirbt, ebenso die Macht, welche daselbst eine Schutzherrschaft errichtet, wird die betreffende Urkunde mit einer Anzeige an die anderen Mächte, die Mitunterzeichner dieser Akte sind, einsenden, damit diese Gelegenheit erhalten, etwaige Beischwerden dagegen einzulegen.“ Außerdem aber wurde für etwaige Streitigkeiten bestimmt, daß die streitenden Mächte vor der Erhebung der Waffen die Vermittlung einer oder mehrerer Verbündeten oder ein Schiedsgericht anrufen sollten.

Mit diesen beiden Bestimmungen war unermeßlichen Gefahren der Zukunft im voraus begegnet, es war ein neues völkerrechtliches Verfahren eingeführt, und dies von fast allen europäischen Staaten, auch von England, daß nun plötzlich mit einer ganz neuen Größe in seiner Kolonialpolitik, wie widerwillig immer, rechnen mußte, anerkannt. Und als die Reichsregierung nun von deutschen Landsleuten auf den Karolinen-Inseln um Schutz angefleht wurde, Spanien aber einen ganz hastlosen Anspruch auf die Oberhoheit in jenen Gebieten erhob, der Pöbel in Madrid, obwohl König Alphons erst vor zwei Jahren bei seinem Besuch in Deutschland vom Kaiser hoch geehrt worden war, sogar sich bis zur Beschimpfung der deutschen Fahne hinreißen ließ, Deutschland aber in Übereinstimmung mit der Kongo-Akte die Erledigung der Streitsfrage dem Schiedsgerichte des Papstes anheimstellte, da stieg, trotzdem der Papst zu Gunsten Spaniens entschied, daß Ansehen Deutschlands im Auslande noch höher. Die Mäßigung und Zuverlässigkeit, welche die deutsche Politik auch hier wieder bewährte, gewann ihr voll und ganz das Vertrauen Europas. Der deutsche Reichstag aber glaubte gerade damals seinem herrlichen Kanzler gegenüber seine, wie man es genannt hat, „Politik der Nadelstiche“ so schroff wie möglich führen zu sollen, er hatte den Mut, ihm die Vermehrung der Beamten im Auswärtigen Amt zu verweigern, obwohl ihm der Fürst die detaillierteste Schilderung der Arbeitslast mache und unter Verufung auf seinen Dienstfeld die Notwendigkeit der Forderung nachwies.

Der Kaiser aber und die Nation ergrißen die Gelegenheit des siebzigsten Geburtstages des Fürsten, um ihm ihre Dankbarkeit in einer Weise zu bezeugen, wie sie vorher seinem Staatsmann zu teil geworden ist. Nie hat ein Staatsmann von seinem Monarchen einen Brief erhalten, wie ihn Kaiser Wilhelm damals seinem Kanzler schrieb, und mit jenem feinen Herzenstakt wählte der Kaiser sein Geschenk, die Darstellung der Kaiser-Proklamation im Schloß zu Versailles, übergab es ihm in Gegenwart seiner sämtlichen Prinzen. Die Nation aber kaufte ihm das Stammgut seines Hauses, Schönhausen für $1\frac{1}{2}$ Millionen zurück, übergab ihm fast dieselbe Summe, und der Fürst errichtete mit ihr eine Stiftung für Oberlehrer.

Neben jenen europäischen Verhandlungen auf dem Kongo-Kongreß in Berlin waren nun aber solche mit der inzwischen gegründeten „Gesellschaft für deutsche

Kolonisation" gegangen. In Ostafrika hatten deren Vorsitzender Dr. Karl Peters und Graf von Behr-Bendelin westlich vom Reiche des Sultans von Zanzibar durch Verträge mit den Herrschern von Usagara, Nguru, Useguna und Ukami ein Gebiet von 2500 bis 3000 Quadratmeilen mit dem Recht der Landeshoheit erworben. Hierfür riefen sie den Schutz des deutschen Kaisers an, und am 27. Februar 1885 ward auch dieses Land unter deutschen Schutz gestellt. Daselbe geschah wenige Monate darauf mit dem nördlichen Teil der Insel Neuguinea und den vorliegenden Inseln, dem nunmehrigen „Kaiser Wilhelms-Land“ und dem „Bismarck-Archipel“. In beiden Gebieten wurden demnächst die Rechtsverhältnisse durch Reichsgesetz geordnet, in den westafrikanischen Gebieten, wo es an einer die Geschäfte leitenden Gesellschaft fehlte, wurde auch die Verwaltung von Reichs wegen geübt. Ebenso wurde auf den Marshall-Brown- und Providence-Inseln, wo die Oberhäuptlinge von Zaluit schon 1878 an Deutschland eine Kohlenstation abgetreten und sich verpflichtet hatten, keiner anderen Nation gleiche Rechte zuzugestehen, im Oktober 1885 die deutsche Flagge gehisst, die Inseln unter deutschen Schutz gestellt und zu dessen Ausübung ein kaiserlicher Kommissar bestellt. Endlich erbat und erhielt auch der Sultan von Witu den Schutz des Reiches, im August erkannte der Sultan von Zanzibar dies Verhältnis an, und selbst England fügte sich ihm durch Vertrag vom 1. November 1886. Darauf ward auch hier die deutsche Flagge gehisst. So glückte es, den Jahrhunderte alten Vorsprung der Seemächte einzuholen, das Werk des Großen Kurfürsten in großartiger Weise aufzunehmen, dem deutschen Vaterlande die Vorteile des Welthandels zuzuführen, und nunmehr vermochte der Kaiser gewiß, wie er es ausgesprochen haben soll, seinem gewaltigen Ahnherrn, dem Großen Kurfürsten, frei ins Gesicht zu schauen. —

Um so betrübender für den Kaiser war dagegen der Kampf, den der preußische Staat gegen die katholische Kirche auszufechten hatte. Denn indem man auf der einen Seite die Grundlage des Staates, ohne die er nicht bestehen kann, die Staatshoheit selbst in Gefahr sah, geschah es doch, daß zugleich das Gewissen einer großen Zahl katholischer Untertanen in harte Bedrängnis geriet. Indem der päpstliche Stuhl seine Gesetzgebung wiederum als solche erklärte, der die weltliche Gewalt sich unterzuordnen habe, beanspruchte er für sich die Staatshoheit, die aufzugeben kein Staat, am wenigsten aber Preußen, geneigt sein konnte. Schon vor dem Kriege hatte der Papst ein ökumenisches Konzil nach Rom berufen und trotz aller Warnungen, die von katholischen Gelehrten, Bischöfen und Staaten ausgingen, erhob dies Konzil die Unfehlbarkeit des Papstes zum Besluß. Wiederholte lehnte Kaiser Wilhelm wie seine Regierung es ab, sich in Glaubensangelegenheiten der katholischen Kirche zu mischen, aber durch die Konzilbeschlüsse war die geistliche Autorität der Bischöfe erheblich beeinträchtigt und ihre rechtliche Stellung zum Staat angegriffen. Die Gültigkeit der kirchlichen Gesetzgebung war der weltlichen übergeordnet, der staatlichen eine geistliche Souveränität vorangestellt und ein dauernder Anspruch auf Ausübung eines Teiles der Staatsgewalt durch die geistlichen Behörden in Anspruch genommen. Da andererseits zwar die Bischöfe, die dem neuen Dogma sich widersezt hatten, nun, nachdem es verkündigt war, sich ihm unterwerfen zu müssen glaubten, eine nicht unerhebliche Zahl katholischer Staatsbürger aber dem alten Glauben treu blieb, so entstand für den Staat die Notwendigkeit, sein Verhältnis zu den Bischöfen neu zu ordnen und die Altgläubigen gegen etwaige Maßregeln der Geistlichkeit zu schützen. Das war um so notwendiger,

als der Erzbischof Ketteler von Mainz die Aufnahme der die Freiheit der katholischen Kirche verbürgenden Paragraphen der preußischen Verfassung in die des Reiches forderte, Preußen aber hierzu seine Bundesgenossen nicht zwingen konnte, und als andererseits der Erzbischof von Posen, Graf Ledochowski vom Kaiser Wilhelm verlangte, er solle gegen die inzwischen vollzogene Einverleibung des Kirchenstaates in das junge Königreich Italien sein Wort einlegen, ein Wunsch, der jedem neuen Völkerrecht widersprach und Preußen in unabsehbare Händel verwickelt hätte.

Der Konflikt zwischen geistlichen und weltlichen Behörden konnte demnach nicht ausbleiben. Man löste zunächst die katholische Abteilung im Kultusministerium auf, und wenn man keinen Geistlichen oder Lehrer hinderte, die neue Lehre zu predigen und zu lehren, so schünte man doch diejenigen von ihnen, die in ihrem Gewissen sich zu der neuen Lehre nicht zu bekennen vermochten. Mit dem Beginn des Jahres 1872 wurde der Geh. Ober-Justizrat Fall zum Kultusminister ernannt, und er übernahm das verantwortliche Amt mit dem Hinweise daran, daß die Kirchen und Kirchengemeinschaften zwar ihre Freiheit, ihre volle freie Bewegung behalten sollten, er ihr niemals hemmend in den Weg treten, aber die Rechte des Staates gegen jeden, auch gegen Kirchengemeinschaften schützen und alle unberechtigten Ansprüche vollständig zurückweisen werde. Immer heftiger redeten nun die Mitglieder der katholischen oder, wie man sagte, der Zentrumspartei, vor allem der kluge frühere hannöversche Minister Ludwig Windthorst gegen die vermeintliche Unterdrückung der katholischen Kirche. Bismarck aber hatte in dieser Partei gleich nach der Rückkehr aus Frankreich die Mobilmachung gegen den Staat als das Charakteristische erkannt. Und der Papst lehnte, als in der Person des Kardinals Fürsten von Hohenlohe ein deutscher Botschafter beim Vatikan ernannt werden sollte, dies und damit ein für die Herstellung des Friedens bestimmtes Verteidigungsmittel ab, hoffte, daß bald sich das Steinchen von der Höhe loslösen möchte, welches den Fuß des Kolosse, welches das neue Reich zertrümmern werde.

Es verstand sich daher, daß es bei den Worten des Fürsten Bismarck „Nach Kanossa gehen wir nicht“, sein Bewenden behielt. Die Schnlausicht wurde der Kirche entzogen, der Orden Jesu, wie er es in mehreren Bundesstaaten schon war, durch Gesetz vom deutschen Reichsgebiet verwiesen, die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen staatlicher Kontrolle unterstellt, die Pflicht der Anzeige von der Anstellung neuer Geistlichen den Bischöfen auferlegt, die Zivilehe eingeführt, Zwangsmäßregeln gegen die renitenten Geistlichen bis zur Einstellung der Leistungen des Staates an die Kirche, bis zur Entziehung und Gefängnisstrafe katholischer Geistlicher eingeleitet, ja, die Verfassungsparagraphen über die Selbständigkeit der Kirche mußten geändert, die meisten Bischöfe ihres Amtes enthoben werden. Auf überaus würdige Weise lehnte der Kaiser den Anspruch, den der Papst auf die Zugehörigkeit auch der Evangelischen zur römischen Kirche als der allein seligmachenden erhob, in einem herrlichen Briefe ab. Wie immer aber Papst, Geistlichkeit und Zentrumspartei gegen den Staat und seine Leiter schalteten und die katholische Bevölkerung also aufregten, daß sie ihre Religion wirklich in Gefahr glaubte, daß sogar ein verkommenster Mensch sich durch ein Attentat an den Fürsten Bismarck ein Verdienst um seine Kirche zu erwerben vermeinte: Das hatte der Kaiser, das hatte Fürst Bismarck, das hatte auch Fall immer wieder betont, daß, um mit den Worten dieses Kultusministers zu sprechen, das allein berechtigte Ziel eines so ernsten Kampfes ein fester dauernder Friede sei. Eben diesen hoffte man bei einem Wechsel auf dem päpstlichen Stuhl zu er-

reichen und die ehrliche Gewissensnot der ihrer Seelsorger beraubten katholischen Untertanen, die Unsumme von Haß, die gegen den Staat geschürt wurde, nötigte dazu. Es drohte die Gefahr, daß die ultramontane Gährung, die ohnehin schon mit polnischen und welsischen Tendenzen nur zu eng verquickt war, den Mächten des Umsturzes und der Anarchie zu gute kommen, der Befestigung der Einheit der gesamten deutschen Nation das ernste Hindernis bereiten werde. Sehr gern ergriff man daher die Hand, die der neu gewählte friedfertige Papst Leo XIII. bot, und im Namen des Kaisers drückte der Kronprinz ihm die Hoffnung aus, daß da, wo eine grundsätzliche Verständigung nicht erreichbar sei, doch versöhnliche Gesinnung beider Teile auch für Preußen den Weg zum Frieden eröffnen werde, der anderen Staaten niemals verschlossen war. Trotzdem dauerte es noch Jahre und Jahre, die Erbitterung wollte nicht weichen, jedes Zugeständnis des Staates rief neue Forderungen des Zentrums hervor, jede Verhandlung zeigte nur, wie unendlich schwierig die Verständigung in Wahrheit war. Endlich, nachdem schon 1881 beim Vatikan ein besonderer Gesandter, von Schröder, ernannt war, erfolgte eine Revision der Kampfgesetze, die mit großer Majorität im Landtag gut geheißen, vom Papste mit Befriedigung begrüßt und vom Kaiser in der Hoffnung auf endlichen Frieden vollzogen wurde. Im wesentlichen ist demnach nur die staatliche Schulaufsicht, die Zivilehe, das Recht des Einspruchs gegen die feste Anstellung von Geistlichen, die Entfernung der Jesuiten aus dem Reich und die Zentrumspartei selbst geblieben.

Noch heute erhebt sie Klagen über Unparität, über ungenügende Berücksichtigung der katholischen Kirche, über Bevorzugung der Bekennner des evangelischen Glaubens. Und doch hat der Staat für die katholische weit mehr Geldmittel aufgewendet als für die evangelische Kirche, und diese hat unter dem Kulturmäppchen sehr empfindlich leiden müssen. Sie erhält aber eine, in ihrer Folge sich von großem Segen erweisende neue Verfassung, welche in all ihren Abstufungen, der Gemeinde, der Kreis-, Provinzial- und der General-Synode die Laien zum Ausbau der Kirche heranzog und sie, die zum großen Teil der



Paul Ludwig Adalbert Falck
(geb. 10. August 1827).

Kirche bislang gleichgültig, teilnahmslos oder gar feindlich gegenüber standen, zum Dienste und zur Mitwirkung in der Kirche herauzog. Sie erfüllte jahrelang gehalte Wünsche, und in allem Wesentlichen war ihr Urheber, der Präsident des Oberkirchenrats Hermann auf die Vorschläge und Entwürfe zurückgegangen, die der spätere Berliner Propst Emmanuel Nitsch schon in den vierziger Jahren einem Kirchentag und dem Könige Friedrich Wilhelm IV. unterbreitet hatte.

Die Heranziehung der Bevölkerung zur Lösung aller Kulturaufgaben war überhaupt eines der Ziele, dem man entgegenstrehte. Denn in Preußen hatten die Gedanken der großen Reformarbeit im Anfang des Jahrhunderts weiter gewirkt, waren innerlich verarbeitet und hatten tiefere Wurzeln geschlagen. Es galt jetzt, da die Teilnahme des Volkes an der Gesetzgebung geschaffen war, die Laien auch zur Verwaltung heranzuziehen, sie durch die Mitarbeit an der Verwaltung für jene befähigter zu machen. Es galt, die Selbstverwaltung, die jene Tage den Städten gebracht, auch auf die Landgemeinden zu übertragen und in der Selbstverwaltung den „Zwischenbau zwischen Staat und Gesellschaft“ weiter auszubauen, durch den die einander widerstreitenden Interessen der einzelnen Stände einer staatlichen Rechtsordnung unterworfen und mit einander ausgeglichen und versöhnt werden müssten. Es galt, wie der Minister Graf Eulenburg sagte, die allgemeine Dienstpflicht, die Preußen auf militärischem Gebiet groß gemacht, auch auf das bürgerliche Gebiet zu übertragen, es galt zugleich, gleichsam als Äquivalent der Selbstverwaltung auf dem Gebiet der inneren Verwaltung die Befugnisse der Regierungs-Präsidenten durch Beseitigung der sie hemmenden kollegialen Versäffung der Regierungs-Abteilungen zu erhöhen, es galt endlich, die eigentliche Verwaltung von der Verwaltungs-Gerichtsbarkeit zu trennen und dieser die Unabhängigkeit und Sicherheit der ordentlichen Gerichte zu schaffen. Gleich nach dem Kriege war diese Arbeit im Ministerium des Innern unter Graf Eulenburg vorgenommen, und bis an das Lebensende des Kaisers ist sie fortgesetzt.

Zuerst erschien der Entwurf zu einer neuen Kreisordnung, welcher zunächst für die älteren Provinzen mit Ausnahme Posens eine Reihe von Verwaltungs-geschäften den Regierungen abnahm und den Kreisen übertrug, welcher aber auch die gutsherrliche Polizei beseitigte und sie Amtsvorstehern überwies, die, vom Kreise vorgeschlagen, vom Ober-Präsidenten ernannt, ihre ebenso weit greifenden wie einflussreichen Befugnisse als Ehrenamt verwalteten. Der Kreistag besteht aus von den Wahlverbänden der größeren ländlichen Grundbesitzer, den Landgemeinden und den Städten frei gewählten Kreisabgeordneten, und seiner Beschlussfassung unterliegen die Kommunal-Angelegenheiten des Kreises. Zu ihrer Verwaltung wählt er aus seiner Mitte sechs Vertreter, die unter Leitung des vom König ernannten Landrats den Kreisausschuß bilden, der neben jenen Geschäften auch die ihm von der Regierung zugewiesenen der allgemeinen Landesverwaltung zu führen hat, der aber endlich neben diesen verwaltenden Befugnissen zugleich das Verwaltungsgericht erster Instanz bildet. Über ihm wurde bei jedem Regierungs-bezirk ein Verwaltungsgericht zweiter Instanz gebildet, das wiederum neben zwei berufsmäßigen Beamten aus drei gewählten Laien-Mitgliedern bestand, übrigens für gewisse Dinge auch als Gericht erster Instanz zu entscheiden hatte.

Begreiflich, daß sich unter den Grundbesitzern gegen die Kürzung ihrer seit Jahrhunderten ausgeübten Polizeigewalt Widerspruch entwickelte, aber in der schärfsten Weise trat er auf. Trotzdem der Kaiser — der lebhaft an den Widerstand erinnert wurde,

der einst der Steinschen Reform entgegengrat, auf welcher doch seiner Überzeugung nach die heutige Größe Preußens beruhe — keinen Zweifel darüber ließ, daß er an der Vorlage festhalten werde, wurde sie im Herrenhause abgelehnt. Darauf erfolgte eine Vertagung der Kammern, und durch einen „Pairsschluß“ wurde das Herrenhaus um 24 aus Allerhöchstem Vertrauen ernannte Mitglieder erweitert. Die neu zusammengetretenen Kammern nahmen nunmehr die Vorlage an, und noch im Dezember desselben Jahres wurde sie als Gesetz veröffentlicht. Demnächst (1875) wurde auch die Provinzialverfassung neu geordnet, jede Provinz als ein Kommunalverband mit Korporationsrechten ausgestattet, deren Vertretung dem aus Abgeordneten der Stadt- und Landkreise bestehenden Provinziallandtag zusteht. Dieser, der vom König mindestens alle zwei Jahr berufen wird, und auf dem der königliche Kommissar, nämlich der Oberpräsident jederzeit gehörte werden muß, regelt seinen Geschäftsgang selbst, er darf Anträge und Beschwerden an die Regierung richten, beschließt über die Verwendung der Einnahmen, auch der aus Staatsfonds stammenden, über die Aufnahme von Auseihen, wählt den Landesdirektor und die anderen Provinzialbeamten und wählt ebenso seinen die Geschäfte führenden Provinzial-Ausschuß. Weiter wurde die Organisation der Verwaltungsgerichte und das Verfahren ergänzt, endlich als dritte Instanz das Oberverwaltungsgericht nur aus Richtern zusammengesetzt und mit jeglicher richterlicher Unabhängigkeit umgeben.

Im Jahre 1880, als der jüngere Graf Eulenburg Minister des Innern war, wurde gegen die Stimmen des Fortschritts und des Zentrums ein Gesetz über die Organisation der allgemeinen Landesverwaltung erlassen, wurde für die Abteilungen des Innern in den Regierungen die Kollegialität aufgehoben und 1883 unter dem Minister von Buttstädt, der — nunmehr aus zwei Beamten und vier vom Provinzial-Ausschuß gewählten Mitgliedern sowie dem Regierungs-Präsidenten als Vorsitzenden bestehende — Bezirks-Ausschuß, sowohl als Verwaltungs- wie als Gerichtsbehörde neu organisiert, die Aufsicht über die kommunalen und genossenschaftlichen Verbände auf den Landrat und den Regierungs-Präsidenten übertragen. Im Laufe der folgenden Jahre erfolgte unter Beobachtung der provinziellen Eigenartlichkeiten die Übertragung dieser Gesetzgebung auf die neuen Provinzen, auf das Rheinland und Westfalen.

Noch allgemeiner und noch älter war der Wunsch, auch auf dem Gebiet der Rechtspflege das Laien-Element zu beteiligen, und außerordentlich lebhaft empfand man, daß die nationale Rechtseinheit das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller Deutschen stärken und der politischen Einheit Deutschlands, wie der Kaiser sagte, einen inneren Halt geben werde, wie ihn keine frühere Periode unserer Geschichte aufweise. Hatte nun die Verfassung des norddeutschen Bundes die Ausübung der Gerichtsbarkeit den Einzelstaaten überlassen, dem Bunde aber die Vorschriften vorbehalten, nach welchen sie geleitet werden, und die Einzelstaaten einander Rechtshilfe leisten sollten, so war man doch schon 1869 durch die Einsetzung des Reichsüberhandelsgerichts erheblich darüber hinausgegangen und hatte der Bundesgewalt auf dem Gebiete des Handelsrechts auch die Rechtsprechung selbst überlassen. Das Reich übernahm nunmehr die Aufgabe, in höchster Instanz auch in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und in Strafsachen Recht zu sprechen, den Einzelstaaten nur die unteren Instanzen zu überlassen, oder auch deren Verfahren durch gemeinsame Gesetze zu regeln und die mannigfaltigen Verschiedenheiten in den Gerichts- und Prozeß-Ordnungen zu beseitigen. Nach sehr mühsamen Arbeiten in den Justizministerien der einzelnen Staaten, vornehmlich

Preußens, das damals der Hannoveraner Leonhardt leitete, gelang es im Jahre 1874 drei große Entwürfe, die Zivilprozeßordnung, die Strafprozeßordnung und das Gerichtsverfassungsgesetz, die bei der Abhängigkeit jeder dieser Materien von der anderen in untrennbarem Zusammenhang standen, vorzulegen. Nicht geringer war die Arbeitskraft, die darauf der, ausnahmsweise auch zwischen den Sessionen tagende Ausschuß des Reichstags unter Miquels Leitung den Entwürfen widmete. Am 21. Dezember 1876 wurden nach Beseitigung mancher Anstände alle drei Entwürfe, sowie eine Konkurrenzordnung angenommen, bald darauf erhielten sie die Zustimmung des Bundesrats, wurden publiziert und der Beginn ihrer Gesetzeskraft auf den 1. Oktober 1879 festgesetzt. Offenlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, freie Beweiswürdigung durch den Richter, der nicht mehr aus Akten, sondern aus Rede und Gegenrede der Parteien seine Überzeugung schöpft, Schwurgerichte und Schöffengerichte, d. h. die Heranziehung des Laienelementes zur Urteilsfällung, vollste und unbedingte Unabhängigkeit der Richter von jedem amtlichen Einfluß, Sicherung des Strafvollzuges und Schutz der Angeklagten, Gliederung des Instanzenzuges in möglichst viele, in ihrer Zuständigkeit erweiterte Amtsgerichte, in Oberlandesgerichte und endlich über die Einzelstaaten hinausgreifend in das nach Leipzig verlegte Reichsgericht: das waren die Hauptresultate einer im Sinne gesicherter Rechtsprechung wie der Einheit des deutschen Volkes unternommenen Reform, die überdies noch durch eine Rechtsanwaltsordnung und Regelung der Konkulargerichtsbarkeit vervollständigt wurde. Mehrfach sprach Kaiser Wilhelm, der sich mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit auß sorgfältigste in diese ihm fernliegenden Dinge eingearbeitet, seine Freude und Befriedigung über das Gelingen aus.

Es war aber auf dem Gebiet der Rechtspflege noch mehr geschehen, und wenn das Verfahren einheitlich geregelt wurde, so war auch beinahe noch notwendiger, das materielle Recht, nach dem geurteilt werden sollte, zu einem einheitlichen zu gestalten. Denn nicht nur zerfiel Deutschland in die drei großen Rechtsgebiete des preußischen allgemeinen Landrechts, des Code Napoléon und des gemeinen Rechts, sondern in unsagbar viele Kanäle hatte sich das Rechtsleben ergossen, hatte sich weiter und weiter zerplittet, und Provinzial- wie Lokalrechte hatten auch jene großen Gebiete durchlöchert, also daß wohl vor den Thoren der Stadt ein anderes Rechtens war als innerhalb ihrer Mauern. In der Natur der Sache aber liegt es, daß die überaus umfassende Aufgabe, die hier zu lösen war, Jahre und Jahre der schwer wiegendsten Arbeit voransetzte. Doch mit solchem Eifer arbeitete die auf einen Beschluss des Bundesrats 1874 eingesetzte Kommission, daß der Kaiser noch die Veröffentlichung des in erster Lesung fertig gestellten Entwurfs nebst den Motiven erlebte (Januar 1888).

Kaum jemals aber hatte sich eindringlicher und überzeugender die fruchtbringende Kraft großer Kriege erwiesen als diesmal, und in vorher kaum zu ahnender Weise hob sich, woran wir noch zurückkommen, jeglicher Handel und jegliche Industrie. Freilich der Milliardenseggen aus Frankreich trug in Deutschland die Verwaltung wie den Geldmarkt völlig unvorbereitet und hilflos, so daß es kaum fehlen konnte, daß ein Taumel des Schwindels die Menschen überfiel, der Gefahren und Unsicherheiten genug zeitigte. Doch war das vorübergehend, kaum hatte man den Finger auf die Wunde gelegt, als sie schon heilte, und der Krach, der Börse und Aktiengesellschaften zum Opfer fielen, wirkte doch wieder reinigend. Unter ganz anderen Bedingungen, mit weit größeren Erfolgen arbeitete im deutschen Reich der Handel, die Industrie,

das Fabrikenwesen als einst in den zersplitterten Einzelstaaten, und ihnen vornehmlich nützten alle Erelichterungen des Verkehrs, die Ausbildung der Flotte, die Entstehung der Kolonien. Die ganze Lebensführung der Nation wurde eine bessere, reichere, und das Anwachsen der großen Städte vornehmlich Berlins, dessen Einwohnerschaft sich fast verdreifachte, dessen Verwaltung zumal auf dem Gebiete des Schulwesens, der Gesundheits- und Armenpflege vortrefflich geleitet, dessen Neues durch zahllose Prachtbauten, Denkmäler und anderen Verschönerungen ein völlig anderes wurde, lieferte den vollgültigen Beweis für den wachsenden Reichtum der Nation.

Der Gewinn der völlig veränderten Lebensweise war natürlich auch den niedrigen Schichten der Bevölkerung zu gute gekommen, hatte ihre Daseinsbedingungen gegen früher erheblich verbessert. Denn jede Steigerung des allgemeinen Wohlstandes hebt naturgemäß auch die Lebensführung der Geringsten, immer aber ist dies nur absolut der Fall, während relativ der Gegensatz zwischen Arm und Reich bestehen bleibt. Und ihn nach bester Möglichkeit auszugleichen, bleibt daher stets Christenpflicht, bleibt Aufgabe des christlichen Staates. Mit nacktem Egoismus waren nun aber wie zu den Zeiten Friedrich Wilhelms I., namentlich die kapitalsfrüchten bürgerlichen Kreise an dem Glend der breiten Massen vielfach vorüber gegangen und hatten mit den Bügellosigkeiten, die scharf genug sich äußerten, zugleich die berechtigten Wünsche abgethan. Die politische Freiheit, sich selbst zu helfen, hatte ja jeder Staatsbürger, ob er aber wirtschaftlich dazu im Stande war, das kam für viele nur wenig in Betracht. Machtvoll war daher inzwischen die Sozialdemokratie angewachsen und bedrohte mit ihrer Verleugnung und Bekämpfung aller staatlichen und sozialen Ordnungen, wie sie seit der Eisenacher Versammlung im Jahre 1869 nicht mehr zweifelhaft sein konnte, alle Staaten, jede Kultur und Religion, bedrohte alles, was heilig und recht ist, mit völliger Vernichtung. Wie aber um allen die Augen zu öffnen, hatte der Abgeordnete Bebel schon im ersten Reichstag die Wiedereroberung von Elsaß und Lothringen einen Schandfleck in der deutschen Geschichte, ein Verbrechen gegen das Völkerrecht genannt, sich offen zu den Thaten der Pariser Kommune bekannt und den Schlachtruf des gesamten europäischen Proletariats ausgestoßen: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten, Tod der Not und dem Müßiggange“. Als bald (zu Gotha 1875) kam es auch zum Zusammenschluß des von Lassalle begründeten gemäßigteren und nationalen allgemeinen deutschen Arbeitervereins mit der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, und nun forderte man die Verwandlung der Arbeitsmittel in Gemeingut der Gesellschaft sowie die genossenschaftliche Regelung der Gesamtarbeit mit gemeinnütziger Verwendung und gerechter Verteilung des Arbeitsertrags. Die Befreiung der Arbeiter müßte, so fuhr man fort, das Werk der Arbeiterklasse sein, der gegenüber alle anderen Klassen nur eine reaktionäre Masse seien. Deshalb müßte man mit allen gesetzlichen Mitteln den freien Staat und die sozialistische Gesellschaft fordern, die Zerbrechung des ehemaligen Lohngeiges durch Abschaffung des Systems der Lohnarbeit, die Aufhebung der Ausbeutung in jeder Gestalt, die Beseitigung aller sozialen und politischen Ungleichheit. Zwar wirkte man im nationalen Rahmen, des internationalen Charakters der Arbeiterbewegung aber sei man sich wohl bewußt und entschlossen, alle Pflichten, welche dieser den Arbeitern auferlege, zu erfüllen, um die Verbrüderung aller Menschen zur Wahrheit zu machen. Und im Verfolg dieser Gedankenreihe schloß man in der That 1877 zu Gent einen internationalen Bund zwischen allen Sozialisten.

Ging man nun mit dieser Verleugnung alles Eigentums und jedes Vaterlandes weit hinaus über die berechtigten Forderungen und Beschwerden der Arbeiter, für welche Fürst Bismarck die beteiligten Minister schon lange zu gewinnen gesucht, und für deren bessere soziale Lage er gleich nach dem Kriege energisch seine Stimme erhob — er dachte an die Bildung von Arbeitergenossenschaften und die Beteiligung der Arbeiter am Unternehmengewinn — so übertrumpfte die von den Führern der Sozialdemokratie betriebene Agitation in der Presse, in Vereinen und Versammlungen noch weitaus jene Forderungen. Die Verhöhnungen von Religion und Vaterland, die Verhezung der Armen gegen die Reichen, die aufreizenden Reden gegen jede Ordnung, jede Zucht und Sitte, die Verspottung alles Heiligen, jedes Gesetzes nahm einen Umfang an, der deutlich den Vulkan kennzeichnete, auf dem man stand. Denn ein tobender und rasender Beifall lohnte die Redner, mit höchster Gier verschlang man die Erzeugnisse der Presse. Alle Leidenschaften waren entfesselt und der wilden Begier Raum und Wege gewiesen. Jede Reichstagswahl zeigte in erschreckender Weise, wie die Unzufriedenheit zunahm, jeder Blick auf die sich häufenden Streiks, wie viele Kreise sie ergriffen. Da war es denn kaum noch ein Wunder, daß auch der Menschenmord ein berechtigtes Mittel erschien, um endlich dem Staat und der Gesellschaft, die alles verschuldet, völlig den Garanß zu machen.

Und doch, wie versteinert, wie aus allen Himmelnen gefallen war die bürgerliche Gesellschaft nun, da ein, nein nicht ein, da zwei Verbrecher es wagten, diese Folgerung zu ziehen, es wagten das Leben des greisen Kaisers anzustaaten, auf sein Haupt, das die Nation wert hielt als ihr Palladium, ihr Heiligtum die Mordwaffe zu richten! Als Bebel jenen Schlachtruf des Proletariats ansstieß, da hatte er im Reichstage Heiterkeit erweckt, als Bismarck die Todesstrafe für den Mordversuch gegen den Monarchen verlangte, da glaubte man, er rede von Zeiten, die völlig vergangen: nun war das Entsetzliche geschehen, der Kaiser bei dem zweiten Attentat schwer verwundet, also daß der Kronprinz seine Stellvertretung übernehmen mußte. Der Nation stieg die Schamröte in das Gesicht, in rührender Weise bethäigte sie dem Kaiser ihre Trauer und Teilnahme, aber der Reichstag lehnte den jetzt gegen die Umsturzbewegungen ihm vorlegten Gesetzentwurf ab. Erst ein neu gewählter Reichstag gewährte auf $2\frac{1}{2}$ Jahr die von der Regierung verlangten schärferen Maßregeln gegen Vereine und Verbindungen, welche durch sozialdemokratische, sozialistische oder kommunistische Bestrebungen den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung bezeichneten, sowie den öffentlichen Frieden, die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährdete. Mehrfach ist dann dies als ein nicht auf dem Boden des gemeinen Rechts stehendes, viel gescholtene Ausnahmegesetz verlängert worden. Man hoffte von ihm, obwohl es an und für sich nur negativ wirken sollte, doch zugleich auch einen positiven Erfolg zu erlangen, insfern es den Terrorismus der sozialdemokratischen Partei brechen und die vielen Arbeiter, die nur widerwillig und notgedrungen handeln mußten, wie die Partei es vorschrieb, von dieser Thrannei befreien werde. Völlig durchdrungen aber war vornehmlich der Kaiser gleich vielen seiner Ahnen, von der Notwendigkeit, einen Ausgleich zwischen den harten Gegensätzen der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu schaffen und eine neue Ordnung zu begründen, die den Frieden zwischen ihnen, die das Wohl der unteren Klassen aufs neue zu beleben vermöchten.

Wiederholte wies er, als er nach seiner Genesung in die festlich geschmückte Hauptstadt zurückkehrte, auf die Notwendigkeit der Heilung der Wunden, den Ein-

fluß, den die Religion auf sie üben werde, hin, und wieder hatte Fürst Bismarck bei der Beratung des Sozialistengesetzes, das er besser Anarchistengesetz nennen wollte, die Notwendigkeit betont, „den Arbeitern einen höheren Anteil an den Erträgnissen der Industrie zu gewähren und ihre Arbeitszeit nach Möglichkeit zu verkürzen, soweit die Grenzen, die durch Wettbewerb und die absatzfähige Fabrikation gezogen sind, beide Bestrebungen noch gestatten“. Denn „die positive Förderung des Wohles der Arbeiter“, die der Kaiser als „seine kaiserliche Pflicht“ bezeichnete, war in Wahrheit der Kern der sozialen Politik, wie sie die Regierung alter preußischer Tradition entsprechend neu zu entwickeln suchte. Freilich der alten Volkswirtschaftslehre — die in der Hoffnung, daß der ungebundene Wettbetrieb, die freie Konkurrenz allein alles aufs beste regeln werde, der Staat nichts dazu thun dürfe, ihm vielmehr nach dem Ausdruck des Abgeordneten Bamberger nur die Rolle des auf äußere Ordnung bedachten „Nachtwächters“ zustehen solle — waren solche Pläne ganz entsetzlich. Aber schon hatte auch die Wissenschaft diese Lehre über den Haufen geworfen, hatte, wie der Straßburger Professor Schmoller ausführte, im Staat die großartigste sittliche Erziehungsanstalt des Menschengeschlechts erkannt, der Staatsgewalt wieder die Aufgabe zugewiesen, über den selbstischen Klasseninteressen zu stehen, die Gesetze zu geben, die Verwaltung mit gerechter Hand zu leiten, die Schwachen zu schützen, die unteren Klassen zu heben und hatte in dem zweihundertjährigen Kampf des preußischen Königshauses und seiner Beamten für Rechtsgleichheit, Beseitigung aller Sonder- und Vorrechte der höheren, für Entfesselung und Hebung der unteren Klassen — von dem wir hörten — das beste Erbteil unseres deutschen Staatswesens erkannt, dem wir nimmer untreu werden dürfen.

Fürst Bismarck bezeugt selbst, daß lange Jahre ihn die auswärtige Politik voll beschäftigt habe, aber 1877 sei ihm die Not des Landes, das Ausblasen aller Hochösen, das Zurückgehen des Lebensstandes, der Industrie, der Arbeiter, das verniedleriegen aller Geschäfte äußerlich so nahe getreten, daß er sich „um diese Dinge bekümmern mußte“. Mit seiner ganzen übermächtigen Kraft hat er es, nachdem mehrere Minister, die ihm nicht folgen mochten, ihre Entlassung erbeten hatten, Graf Stolberg-Wernigerode zum Vice-Präsidenten des Staatsministerium ernannt war, gethan, und seine Pläne gewannen in dem Maße Aussicht auf Erfolg, als die im Herbst 1878 entstandene volkswirtschaftliche Vereinigung des Reichstages Bestand behielt. Zur Hebung der von den Arbeitern beklagten Mißstände wurden Fabrikinspektoren eingesetzt, Einigungsämter zur Beilegung ihrer Streitigkeiten mit den Brotherren gegründet, die Sonntags-, die Frauen- und Kinderarbeit beschränkt. Weiter aber handelte es sich um eine volle Reform des Steuer-, des Zoll- und des Eisenbahnwesens, sowie um den Plan, durch eigene Einnahmen des Reiches die Beiträge der Einzelstaaten zu ermäßigen oder abzuschaffen und durch eine Ausgleichung der Steuersysteme ihnen die Möglichkeit zu gewähren, die unteren Klassen von den direkten Steuern zu befreien, die Mittelklassen zu erleichtern. Die unbedingteöffnung unserer Grenze für die ausländische Einführ, die noch wesentlich durch die Thatsache, daß die Eisenbahnen im eigenen Interesse sie weit billiger als die deutschen Erzeugnisse beförderten, verschlimmert wurde, während die übrigen Staaten den Eingang deutscher Waren mit erheblichen Zöllen belastete, hatte dahin geführt, daß auf den Kopf der Bevölkerung Frankreich 4,88 Mk., Großbritannien 12,59 und Amerika 16,34, Deutschland aber nur 2,83 Mk. vereinnahmte, also in viel höherem Maß auf

die direkten, den kleinen Mann besonders drückenden Steuern angewiesen war, daß die deutsche Industrie mit der auswärtigen nicht mehr Schritt halten konnte, den auswärtigen Markt fast ganz verlor, den einheimischen kann noch behauptete.

Häftig platzten die Geister im Reichstage zusammen, als Fürst Bismarck ihnen nun einen neuen Zolltarif vorlegte, der doch erheblich hinter dem von 1818 zurückblieb. Die seit Jahren mit Hingabe gepflegte und auch von der preußischen Regierung beflogte Theorie des freien Handels, von der Kraft, mit der sich Angebot und Nachfrage in dem Maße günstig entwickeln werde, wie man sie ungebunden sich selbst überließ, war in der That ernsthaft in Frage gestellt, und als

man gar der Abgeordnete von Frankenstein die Überweisung gewisser Überschüsse aus den Zöllen an die Einzelstaaten beantragte, da schien dies „unchristlich, kulturfeindlich, unvernünftig“. Indessen dank der Unterstützung der Konservativen und des Zentrums wurden im Herbst des Jahres die Zölle auf Eisen, Getreide und Holz, der ganze Entwurf angenommen und ebenso gelangte das Eisenbahngesetz zur Annahme, welches dem Staate die Mittel gab, die Privat-Eisenbahnen anzukaufen, um der Ausbeutung des Publikums durch Privatgesellschaften ein Ende zu machen, den Schienenweg zu einer dem öffentlichen Nutzen der ganzen Bevölkerung dienenden Verkehrsanstalt zu gestalten und den freien Verkehr in durchgreifender Weise zu beleben. Hinterher erjt, da eine Privatbahn nach der anderen vom Staate angekauft wurde, daß Bahnhöfe von 8000 auf etwa 40 000 Kilometer stieg, empfand man recht, welche Unzuträglichkeiten, welche Härten man sich

Albert Maybach, Staatsminister
und Minister der öffentlichen Arbeiten.

von den auf ihr eigenes Interesse angewiesenen Privatgesellschaften hatte gefallen lassen müssen. Vor allem die Landwirtschaft wie die Industrie lernten in dem billigen einheitlichen Tarif, in der straffen Organisation durch preußische Beamte, in der Anlage der Sekundärbahnen, die weltberühmten Orten und Gegenden die Wohlthaten des Verkehrs mit den Kulturzentren zuführen, den Segen des neuen, durch den Minister von Maybach geschaffenen Gesetzes kennen. Überdies brachten die Eisenbahnen einen so hohen Überschüß, daß sie 1888 nicht nur die Zinsen für die Staatsschulden deckten, sondern sie um etwa 39 Millionen überstiegen, vor allem aber war auch die Erwerbsfähigkeit sowie die Möglichkeit weiterer Ausbildung für den kleinen Mann in immer steigendem Maße gestiegen, zumal Hand in Hand mit dem Eisenbahntwesen an der Regulierung der Stroms,



sowie ihrer Verbindung durch Kanäle erheblich gearbeitet wurde, und vollends durch das Verdienst des zum Staatssekretär erhobenen Generalpostmeisters Stephan der Weltpostverein ganz ungeahnte Erleichterungen dem Verkehr brachte. Die Postverwaltung wurde von Jahr zu Jahr eine größere. Von 4600 stieg die Zahl ihrer Anstalten auf 20 000, die Telegraphenanstalten vermehrten sich von 1000 auf über 13 000, die Briefsendungen von 734 auf über 2000 Millionen, die Packetauslieferungen von 50 auf beinahe 100 Millionen, der Telegramme von 7 auf 21 Millionen, und die Einnahmen der Post stiegen von 70 auf über 200 Millionen Mark. Mit unwiderleglicher Sicherheit beweisen diese Zahlen, welchen ungeheuren Aufschwung der Verkehr und mit ihm Handel und Industrie gewonnen haben, aber auch der unermessliche Segen für den kleinen Mann liegt ganz abgesehen von der Schar, die als Beamte der Eisenbahn- und Postverwaltung dauernde Beschäftigung und gutes Einkommen fanden, auf der Hand. Immer wieder konnte in Preußen ein sehr erheblicher Steuererlaß zugestanden werden, und bald kam es dahin, daß das Reich die Finanzen der Einzelstaaten außerordentlich erleichtern, fast 150 Millionen ihnen zuweisen konnte. Obwohl demnächst auch namentlich für das Volkschulwesen ein sehr erheblicher Zuschuß geleistet, später auch das Schulgeld aufgehoben wurde, so kam es weiter dahin, daß ein sehr hoher Prozentsatz der Bevölkerung überhaupt von allen Personalsteuern befreit wurde, also daß in Preußen auf den Kopf der Bevölkerung nur 25 Ml. Steuer gezahlt werden, während Frankreich wie England mehr als das Doppelte, jenes 61, dieses 58 Ml. entrichten.

So erheblich diese den liberalen Parteien mühsam abgekämpfte Erleichterung des kleinen Mannes war, so schwand doch jede Aussicht, das Mittel zu erlangen, in welchem Fürst Bismarck die ergiebigste, am wenigsten drückende und daher voll gerechtfertigte Finanzquelle lag: das Tabaksmonopol oder doch die höhere Besteuerung des Tabaks. Keineswegs aber war Kaiser Wilhelm geneigt, sich durch Parlamentsreden und Fraktionspolitik an der Ausübung derjenigen Pflichten hindern zu lassen, die ihm aus seiner Stellung als Christ und Monarch von selbst sich ergaben. Nächst der Stärkung der wirtschaftlich Schwachen durch den Verzicht auf ihre Steuern, galt es nun vor allem den Schutz der bei der Arbeit Verunglückten wie der zu ihr durch Alter untüchtig Gewordenen. Indem jene bisher eine Schuld des Betriebsunternehmens an ihrem Unfalle nachweisen mußten, um eine Entschädigung zu erhalten, erhöhten die dadurch entstandenen Prozesse den Haß der Armen gegen die Reichen, und indem diese lediglich auf die Almosen der Armenpflege angewiesen waren, wurde das Gefühl menschlicher Würde in ihnen erstickt und zugleich die Erbitterung gegen die vom Schicksal Begünstigten geschrägt. Da nun trat der Kaiser mit jener Allerhöchsten Botschaft vom 17. November 1881 an den Reichstag hervor, die seitdem und noch auf lange hinaus die Grundlage unseres staatlichen Lebens sein wird und den sozialen Charakter des preußischen Königtums auch auf die deutsche Kaiserwürde endgültig übertrug. „Die Heilung der sozialen Schäden“, so wurde vom Hohenzollern-Thron wieder alle Welt belehrt, „werde nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohls der Arbeiter zu suchen sein.“ „Wir halten es“, so sprach der Kaiser, „für unsere Kaiserliche Pflicht, dem Reichstage diese Aufgabe von neuem ans Herz zu legen, und würden Wir mit umso größerer Befriedigung auf

alle Erfolge, mit denen Gott Unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückschließen, wenn es Uns gelänge, vereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen.“ Freilich, die rechten Mittel und Wege für die Fürsorge zu finden, auf welche der durch Alter und Invalidität Erwerbsunfähige einen begründeten Anspruch habe, sei eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens stehe. „Der engere Anschluß an die realen Kräfte dieses Volkslebens und das Zusammenfassen der letzteren in der Form corporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Förderung werden, wie Wir hoffen, die Lösung von Aufgaben möglich machen, denen die Staatsgewalt allein in solchem Umfange nicht gewachsen sein würde. Immerhin wird auch auf diesem Wege das Ziel nicht ohne die Auswendung erheblicher Mittel zu erreichen sein.“



Staatsminister von Voetticher.

Auf die Nation machten solche Worte, die in zutreffendster Weise die Pflichten der Humanität und des Christentums dem Staate zuwiesen, vom Staate die Pflege des praktischen Christentums verlangten, den tiefsten Eindruck, aber wieder kostete es große Mühe, die liberalen Parteien, die nun einmal auch den Hilflosen auf die Selbsthilfe zu verweisen für völlig genügend hielten, von der Notwendigkeit zu überzeugen, die soziale Not durch die Kraft des Staates zu heilen. Mehrfach mußte der Kaiser persönlich

eingreifen, den Volksvertretern das Gewissen zu schärfen. „Unsere Kaiserlichen Pflichten“, schrieb er 1883, „gebieten Uns, kein in Unserer Macht stehendes Mittel zu versäumen, um die Bestimmung der Lage der Arbeiter und den Frieden der Berufsklassen untereinander zu fördern, so lange Gott Uns Frist giebt, zu wirken“, und wieder im folgenden Jahr: „Die Erfüllung der Pflicht gegen die arbeitende Bevölkerung soll in dieser die Segnungen der friedlichen Entwicklung des geeinten Vaterlandes zum vollen Bewußtsein bringen, damit den auf den Umsturz göttlicher und menschlicher Ordnung gerichteten Bestrebungen revolutionärer Elemente der Boden entzogen, und die Be seitigung der erlassenen Ausnahmemaßregeln angebahnt werde“. Ja im Zusammenhange mit diesen Dingen hatte es geschehen müssen, daß der Kaiser als König von Preußen auch dem Lande gegenüber sein verfassungsmäßiges Recht, die Regierung und Politik selbstständig und nach eigenem Ermessens zu leiten, klar und bestimmt betonte. Gar zu gerne hätte man die starke monarchische Gewalt nach

englischem Muster zu einem Schemen gemacht, zu einem Schatten, der neben dem Parlamente keine Bedeutung hatte. Aber all solchen Versuchen ist der Kaiser



Kaiser Wilhelm I. mit Sohn, Enkel und Urenkel.
Nach einem Lichtbild.

wie der Fürst Bismarck mit vollster und sicherster Bestimmtheit entgegentreten. „Noch ist“, so schrieb der König 1868, „Preußen nicht daran gewöhnt, seinen König von den Maßregeln der Regierung zu trennen und Gott gebe, daß es nie

anders werde. Daher muß der König zu Zeiten in die Freiheit treten, wenn er Fehler bei dem neu geschaffenen Staatskörper sieht.“ Mit voller Energie hob auch jetzt der Allerhöchste Erthalß es hervor, daß die Regierungsakte nicht von den verantwortlichen Ministern ausgingen, sondern daß sie die eigene, durch die Gegenzeichnung der Minister nur zum verfassungsmäßigen Ausdruck kommende Willensmeinung des Monarchen sei, der die Politik seiner Regierung persönlich leite. Dies Recht der persönlichen Bestimmung, die volle Freiheit, nach eigenem Ermeessen Gesetz-Entwürfe vorzulegen, die von den Parlamenten gefassten Beschlüsse zu Gesetzen zu erheben oder abzulehnen, behielt Kaiser Wilhelm, wahre er klar und scharf sich und seinen Nachfolgern, lehnte alle Versuche, eine Parlamentsregierung zu schaffen, unzweideutig ab. Und damit bewegte er sich nicht nur auf dem Boden der Verfassung, sondern gab dieser erst ein kräftiges Leben, den vollen Inhalt und den Nachweis, daß, wenn auch die juristische Verantwortlichkeit von den Ministern getragen wird, der Fets, auf dem Preußen ruht, doch die moralische Verantwortung des Herrschers vor Gott und seinem Gewissen ist.

So war denn der Boden bereitet, auf welchem die neue soziale Gesetzgebung erwachsen konnte, mit der Deutschland allen anderen Staaten voran eilte, und die dem Arbeiter gegen Krankheit und gewerbliche Unfälle einen rechtlichen Anspruch auf eine Rente gab, die auf Beiträgen beruhte, die nicht nur er selbst trug, sondern zu der der Arbeitgeber in gleicher Höhe, sowie auch das Reich durch die freie Verwaltung seitens der Reichspost erheblich beisteuerte, und die, aus Berufsgenossenschaften beruhend, von ihren eigenen Berufsgenossen mit bestimmt wird. Das Bewußtsein, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften des inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen, wollte der Kaiser mit in die Gründ nehmen, und wenn wir uns einer Verfassung erfreuen, die der Nation einen großen Anteil an der Gesetzgebung wie an der Verwaltung gewährt, doch aber der Krone die volle entscheidende Gewalt giebt, und wenn die gesamte staatliche Verfassung von der sittlichen Überzeugung der Unterthanen als eine Kraft und Segen verbürgende getragen wird, so durste nunmehr der Kaiser die weitere Überzeugung haben, daß er den Grundstein auch zur neuen sozialen Ausgestaltung der Gesellschaft gelegt, einen Grundstein, auf dem seine Nachfolger fortzubauen vermöchten.

Denn nun, da neben dem preußischen auch der Reichsadler auf dem Hohenzollernthron horstete, fühlte die Nation, welche Riesenkräfte sie hatte, nun fühlte Europa, daß Deutschland das Herz der Welt, und die Hauptstadt des Kaisers wurde, wie das Ausland eingestand, für alle Fürsten, für alle Staatsmänner und Generale, für alle Völker das, was einst Mecka den Gläubigen, was Rom der katholischen Welt gewesen. Der Mittelpunkt aller aber, um den sich Preußen, Deutsche, um den sich alle Völker in ehrfürchtiger Liebe sammelten, war und blieb der Kaiser. Alle die herrlichen Gaben seines Hauses lebten zusammen in ihm, und welche Tugenden auch von Geschlecht zu Geschlecht in seinem Hause sich entwickelt hatten, er war ihr Träger, er war die lebendige Verkörperung der sittlichen Idee, der Pflichterkenntnis und der Pflichttreue der Hohenzollern. Und wie von ihm aus diese Pflichttreue sich verbreitete, so ward ihm auch die Liebe seines Volkes in einem Maße zu teil, wie zuvor nie einem Herrscher. Welch frohe Tage für den Kaiser, als sein ältester Enkel Prinz Wilhelm



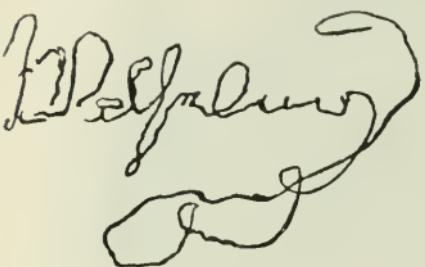
A large, handwritten signature in black ink, reading "Friedrich". The signature is fluid and cursive, with a prominent "F" at the beginning and a "H" at the end. It is positioned below the portrait.

Friedrich III., Deutscher Kaiser und König von Preußen.

Das Namensfaksimile nach einem Exemplar im Kgl. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

der Prinzessin Auguste Victoria von Schleswig-Holstein die Hand zum Ehebunde reichte, als am 6. Mai 1882 ihm ein Urenkel geboren wurde, der dereinst seine Krone tragen soll! Welche Freude, als er die Geburt noch weiterer drei Prinzen seines Enkels erlebte! Welche Erquickung für den Kaiser, als er bei allen Festen, die er und sein Haus feiern durften, als bei all seinen Geburtstagen und vorzüglich bei seiner goldenen Hochzeit, seinem Regierungsjubiläum, seinen Militärjubiläen, seinem achtzigsten und vollends bei seinem neunzigsten Geburtstage Fürsten und Völker sich einmütig um seinen Thron scharten, aus begeisterter Herzen ihm Huldigung und Dank, Ehrfurcht und Liebe entgegenbrachten! Wo immer der Kaiser sich zeigte in Preußen und den deutschen Staaten, im Reichslande und im Auslande, bei Manövern, in Bädern, bei unzähligen festlichen Gelegenheiten, wie der Einweihung des Niederwalddenkmals, oder nun gar am Fenster seines schlichten, von einer dichtgedrängten Menge belagerten Palais, wenn er nach seiner Gewohnheit das Aufziehen der Wache beobachtete, oder

wenn er in seinem einfachen Gefährt durch die Straßen Berlins fuhr: immer und überall wurde er umjubelt, gefeiert, geliebt. Und herzbewegender, seelenvoller wußte niemand zu danken als er, und zutreffender, die Herzen erhabender, war keine Veredelung als die, welche aus all seinen Erlassen, Briefen und Ansprachen redete. Eine zarte Weichheit des Gefühls, die so manchem seiner Vorgänger eigen, zeigte sich in ihnen und vertrug sich zugleich wunderbar mit der oft gepriesenen Sicherheit des Entschlusses. Und dessen war der Kaiser auch bei der Auf-



Die letzte Unterschrift Kaiser Wilhelms I.
In Größe des bei den Alten des Reichstages befindlichen
Originals.

gabe lieb gewordener Anschauungen eben darum so gewiß, weil er in all seinen Geschicken den Willen der göttlichen Vorsehung erkannte, die ihn nur als ihr Werkzeug anserkoren habe. Daher auch seine schlichte Demut, seine tiefe innerliche Frömmigkeit, die gerade, weil sie auf dem feisten Grunde des Glaubens ruhte, allen Schein und alle Heuchelei in der Verhüllung des religiösen Sinnes verachtete. Er war es, der die Erneuerung des religiösen Lebens begründete, er war es, der durch seine Person der neuen Verfassung Preußens wie Deutschlands Gestalt und Wesen gab, der den Wünschen der Zeit nach einer Teilnahme des Volkes an Gesetzgebung und Verwaltung und zugleich auch dem tießen monarchischen Gefühl seines Volkes gerecht wurde, der allezeit der selbst regierende Herrscher blieb. Er, der ursprünglich nur Soldat war und sein wollte, zeigte sich jeder Aufgabe gewachsen, arbeitete sich gewissenhaft ein in alle Gebiete der menschlichen Kultur, wirkte auf viele anregend und bestimmend, und er, der viel bewunderte Kriegsheld, endlich war es, der der zuverlässigste Friedensfürst wurde.

Bon Strömen der Liebe dahingetragen, gelangte so Wilhelm der Große in ein Alter hinein weit über das Maß menschlichen Lebens hinaus, und doch noch war es allzufrühe, als nun auch diesem begnadigten Leben das Ziel gesetzt wurde.

Noch durchzittert uns der Schmerz dieses wunderseligen Sterbelagers, daß der Erde einen „Gottesfrieden“ gab, jenes Sterbelagers, wo die pflichttreue Sorge des Kaisers um sein Volk noch ihres Amtes in der Unterweisung des Enfels über die großen Fragen der Politik und in der Unterschrift unter das Schriftstück, das den Schluß des Reichstages befahl, waltete, wo jenes „Ich habe jetzt keine Zeit, müde zu sein“ dem Charakter des Kaisers und seines Hauses einen allzeit die Herzen bewegenden Ausdruck gab. Am 9. März 1888 in der Morgenfrühe ward Kaiser Wilhelm heim gerufen, und der gemeinsame Schmerz der Nation wand aufs neue ein Band der Einheit um das deutsche Volk.

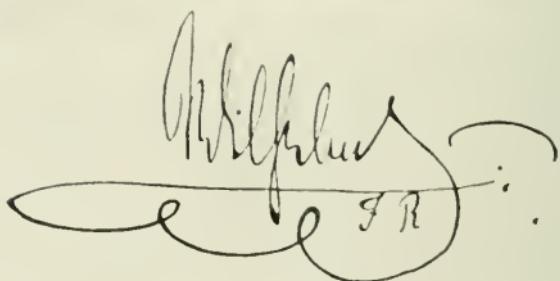
Einnützig hatte auch die Nation den letzten, den größten Schmerz des Kaisers geteilt. Seit kurzem wußte er, daß die Tage seines Sohnes und Nachfolgers gezählt seien! Und als nun der todwunde Held von Chlum und Wörth von Italien her in die von Schnee und Eis starrende Heimat zurückkehrte, um, allen Leides nicht achtend, des kaiserlichen Amtes zu warten, da richteten die Augen der ganzen Nation sich nach Charlottenburg, wo der mit warmer Begeisterung geliebte, hoch ideal und darum echt deutsch und frohmütig gesinnte kaiserliche Held dem herannahenden Tode die Kraft abgewann, in der schmerzensreichen Zeit die Nation zu leiten und zu führen. Am 15. Juni erlöste der Tod die Seele von den Fesseln der Vergänglichkeit. Wieder ging ein Wehruf durch Alddeutschland. Niemand aber war schwerer getroffen, als seine Gemahlin die Kaiserin Friedrich, die alle Hoffnungen, Pläne und Entwürfe für das Heil der Völker, vorzüglich auch die für energische Hebung der Kunst und des Kunstmärktes mit warmem Verständnis hatte teilen dürfen.

Kaiser Wilhelm II. bestieg den preußischen Königsthron und den kaiserlichen Stuhl des Reiches, geleitet von der Treue der deutschen Fürsten und der Liebe des Volkes, mit dem festen Willen, das Erbe seiner Väter zu erhalten, gewillt vor allem, dem Vermächtnis seines Großvaters die umfassendste Vollendung zu geben. Mit weitestem stets neuem Entgegenkommen gegen die Mächte den äußeren Frieden der Welt aufrecht erhaltend, hat er sein volles Augenmerk darauf gerichtet, man darf wohl sagen sein Herz daran gehängt, den inneren Frieden, die Einheit zwischen Staat und Volk, welche die Sozialdemokratie mit ruchloser Hand zu stören sucht, voll wieder herzustellen. Die Seiten der Kämpfe um politische Rechte sind zunächst wohl dahin, es gilt, den wahrhaft Armen und Besitzlosen die Sicherheit des Lebens zu geben, und somit dem frechen demagogischen Hezen



Viktoria, Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen.

Nach einem Lichtbild.



Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preußen.
Das Namensfalsimile nach einem Exemplar im Kgl. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.



Auguste Victoria

Auguste Victoria, Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen.
Das Namensfaksimile nach einem Exemplar im Kgl. Hausarchiv zu Berlin.

der Sozialdemokratie die Mittel zum Kampfe zu entreißen. Schwere Tage kamen für den Kaiser, trübe Zeiten für die Nation. Der Fürst von Bismarck nahm seinen Abschied (20. März 1890), und die warme Dankbarkeit, die heiße Liebe und die glühende Bewunderung seines Kaisers wie seines Volkes nahm er mit sich in seinen Sachsenwald, wohin er sich zurückzog. Neid und Mißgunst, die der Fürst so oft in seinem Leben von Gegnern erfahren hatte, erhoben jetzt zwar lüner noch das Haupt, und schließlich versagte sogar der Reichstag die Teilnahme am 80. Geburtstage seines Schöpfers, dessen Mund nun freilich auch manch bitteres Wort aussprach. Aber die wiederholten Besuche seines kaiserlichen Herrn in Friedrichsruh, andere kaiserliche Auszeichnungen, der jubelnde Empfang, der ihm auf seinen Reisen in allen deutschen Gauen bereitet wurde, die schier endlosen Wallfahrten des ganzen Volkes nach seinem Landsitz mochten den Fürsten doch von der tiefen Dankbarkeit und Verehrung überzeugen, welche im Herzen der Nation für ihn lebt. Wahrlieb, sie wird ihm bleiben bis ans Ende der Tage. Aber trotz seines Rücktrittes ist, dank vorzüglich der Mitwirkung des Staatsministers von Voetticher schon Großes erreicht, und nichts ist unberechtigter, nichts unwahrer, als unsere Zeit, weil auch jetzt noch der Staat Schwächen und Lücken aufweist, auch jetzt noch Unrecht und Sünde geschieht, des Niederganges anzuklagen. Im Gegenteil, wir sind ein aufsteigendes, ein vorwärts strebendes Volk. Nirgend ist Stillstand, nirgend Rückschritt, überall vielmehr herrscht Leben, herrscht Rührigkeit, waltet Arbeit und Fleiß, Streben und Thätigkeit.

Wie scharf auch immer auf allen Gebieten der geistigen Entwicklung, der Wissenschaft und Künste, entgegengesetzte Richtungen mit einander streiten mögen, so bürgt doch gerade der Kampf für den Fortschritt. Unverhältnismäßig höhere Mittel als jemals früher stehen den Universitäten, Akademien, Museen und anderen Bildungsanstalten zu Gebote, und hoch bedeutende Männer sind mit Erfolg bemüht, die Schäze der Wissenschaft zu heben. Mit früher niemals gehakter Liberalität wird den Künsten die Möglichkeit gewährt, sich frei zu entfalten, immer neue Aufgaben stellt ihnen der Kaiser selbst. Die Literatur, wie viel Spreu sie auch bergen mag, zeigt doch auch manche herzerfreuende Blüte. Neue und wieder neue Erfindungen, andere und wieder andere Aufschlüsse über die Naturkräfte geben unserem Leben nicht nur größere Behaglichkeit, sondern wirken umgestaltend und fördernd auf alle Kultur=Verhältnisse. So begreift es sich, daß im Laufe der letzten 25 Jahre der Ausgabe=Stat des Kultusministeriums um das Fünfzache gewachsen, die Arbeit seiner Beamten unermesslich gestiegen ist. Mehrfach wurden jetzt die Lehrpläne der höheren Schulen beraten und teilweise geändert, durch reiche Unterstützungen die Erfolge der medizinischen Wissenschaft für die Allgemeinheit nutzbar gemacht.

Eine Reihe von zeitgemäßen Änderungen wurde im Heerwesen vorgenommen, eine Felddienstordnung und Exerzierreglement für die Infanterie gegeben und dem Reichstage ein neues Militärgeley vorgelegt, wonach unter Herabsetzung der Dienstzeit auf zwei Jahre jährlich 40000 Rekruten mehr eingestellt, die Erhaz reservisten, jährlich 18000 Mann, voll ausgebildet werden sollen. Scharf trat die Opposition dem Entwurf wieder entgegen, der Reichstag mußte aufgelöst werden, der neu zusammengetretene aber nahm ihn nach geschickter Verteidigung durch den neuen Kanzler von Caprivi gegen vielseitige Angriffe unter Zustimmung des Zentrums an. Immer mehr wurde der Gedanke Scharnhorsts, wurde die seit



Der Alt-Reichskanzler im Sachsenwald.

Reproduktion nach einer Originalzeichnung des Malers W. Behm.

1807 angestrebte allgemeine Wehrpflicht zur Wahrheit gemacht. Die Schiffszahl wurde ergänzt und vermehrt, ihre Technik verbessert, Oberkommando und Admiralität getrennt, die Zahl der Marinemannschaften erhöht, ihre Tüchtigkeit vor allem durch den lebendigen persönlichen Eifer des Kaisers außerordentlich gehoben. Die Marine umfasst jetzt 101 Schiffe und

Fahrzeuge, eine Torpedoslotte von 146 Schiffen und Booten mit 16581 Mann; wie unendlich weit sie noch hinter der englischen und selbst der französischen zurückstehen mag, so hat sie die russische und italienische erreicht, an frischer Offensive und an moralischer Kraft aber wird sie, dessen sind wir sicher, die Flotten anderer Nationen weit übertreffen. Die Kolonialpolitik wurde der Gegenstand ernstester Sorgfalt. Glückliche Expeditionen im dunklen Weltteil wurden durchgeführt, Aufstände, die sich zeigten, namentlich der des Hendrik Witboi niedergeschlagen, die Grenze am Nilimandscharo mit England und Frankreich vereinbart, eine Schutztruppe gebildet, für Förderung von Kultur und Handel in Kamerun nicht unerhebliche Mittel bereit gestellt. Witu freilich wurde an England abgetreten, dafür aber endlich das Eiland in der deutschen Nordseetüste, Helgoland gewonnen. Endlich wurde der Nord-Ostsee-Kanal fertig gestellt und in feierlicher Verhandlung deutscher Fürsten, der hohen Beamten und einer großen Zahl von Schiffen aller seefahrender Nationen durch den Kaiser eröffnet. Mehr und mehr zeigt sich seine Bedeutung für den Handel und die Industrie, die überdies durch Verträge mit anderen Staaten, durch die Fortbildung des Eisenbahnwesens wesentlich gefördert wurden und gerade jetzt in großer Ausstellung der Welt zu zeigen suchen, in welcher Blüte sie sich befinden. Wohl klagt man über die finanziellen Opfer, die ein Krieg den Nationen auferlegt, aber deutlicher ist selten auch die kulturfördernde Macht der Kriege in die Erscheinung getreten als bei den Kämpfen um die deutsche Einheit. Mit überwältigender Macht zeigt es gerade die Zunahme des deutschen Handels. Während die Zahl der Segelschiffe naturgemäß infolge der veränderten Technik von 4303 im Jahre 1875 auf 2713 im Jahre 1894 zurückgegangen ist, stieg die der Dampfer in derselben Zeit von 209 auf 1016, 1895 auf 1043, und der Zahl der Tonnen nach ist die deutsche Handelsflotte die zweite der Welt. 1890 beförderten die mit Reichshinterstützung vom Norddeutschen Lloyd betriebenen Reichspostdampfer auf der ostasiatischen Linie eine Ladung von 66 548 kbm, auf der australischen 56 951, im Jahre 1891 aber auf jener 112 102, auf dieser 77 212 kbm. In geradezu überraschender Weise hob sich der Handel, und seitdem Deutschland geeinigt und sich der durch die Einigung geschaffenen Machtmittel bewußt geworden ist, nimmt es endlich gleichberechtigt an dem Wettverkehr teil, und jetzt erst, da ein machtvolles Deutschland besteht, zeigt sich der gewaltige Wert der Mitherrschaft auf der See, zeigt sich der Sinn und die Bedeutung der Jahrhunderte langen Kämpfe um die deutschen Küsten. Allein von 1860 bis 1890 stieg der Wert der deutschen Einfuhr nach Amerika von 18 auf 99 Millionen Mark, nach Brasilien zwischen 1881 und 1893 von 10½ auf 62 Millionen, nach Argentinien von 6 auf 51 Millionen, während Brasilien 1881 für knapp 5, 1893 aber für über 125 Millionen und Argentinien 1881 für 31, 1893 aber für 102 Millionen Waren in Deutschland einsführte. Nicht anders ist es mit dem Handel nach Asien und Australien. Die Einfuhr Chinas nach Deutschland hob sich zwischen 1885 und 1893 von kaum einer auf mehr als 14 Millionen, die deutsche Ausfuhr dorthin von 16½ auf mehr als 33 Millionen, die Einfuhr Japans von wenig über 200 000 auf über 7 Millionen, die deutsche Ausfuhr dorthin von 4½ auf 18½ Millionen, die Einfuhr aus Australien von 8 auf 18, die deutsche Ausfuhr dorthin von 9 gar auf 96¼ Millionen Mark Wert. Ja, der Gesamthandel Deutschlands nahm in zwölf Jahren von 1882 bis 1894 um mehr als 1000 Millionen zu, stieg von 6 323 082 000 auf 7 337 013 000. Nimmt man

hierzu, daß die Zahl der Post-Anstalten sich auf 30 372, der Telegraphen-Anstalten auf beinahe 20 000, der Brieffsendungen auf 3 507 Millionen, die der Paket-sendungen auf 149 Millionen, die Zahl der Telegramme auf 34 Millionen erhöht, daß die Einnahmen aus der Post 1894 mehr als 300 Millionen mit einem Ueberschuz von 23 Millionen betragen haben, daß die Länge der Eisenbahn-linien auf beinahe 46 000 Kilometer gestiegen ist, nimmt man ferner hierzu die Vergrößerung der im Jahre 1875 zur deutschen Reichsbank umgewandelten, jetzt 276 Zweigstellen im ganzen Reich besitzenden ehemaligen preußischen Bank und beachtet, daß seitdem die Summe ihrer Bar-mittel verdoppelt, von über 500 Millionen auf mehr als eine Billion gestiegen ist, ihre Gesamt-Umsätze aber sich mehr als verdreifacht und von 36 Billionen im Jahre 1876 auf mehr als 121 Billionen Mark im Jahre 1896 gehoben haben, so wird der überaus erstaunliche wirtschaftliche Gewinn, den das Reich aus seiner, in den Kriegen geschaffenen Einheit gezogen hat, erkennbar sein.

Die gesamte Hebung des Verkehrs kommt aber auch der Landwirtschaft zu gute, und wenn sie über die Herabsetzung der Getreidezölle, über Not und Armut klagt, so ist man daran, die mögliche Hilfe ihr zu gewähren. Der Reform der indirekten Steuern trat durch den neuen Finanzminister Miquel die der direkten Steuern zur Seite, und indem sie die hohen Einkommen, das Großkapital auch in den Aktiengesellschaften heranzog, die kleinen aber entlastete und die Auflagen gerechter verteilte, indem sie ferner die reine Besteuerung des auf 74 Milliarden berechneten Volksvermögens einführte, Erbschafts- und Gewerbesteuern neu gestaltete, hob sie nicht nur die Finanzen um 75 Millionen, sondern erleichterte zugleich das Los der ärmeren Klassen. Ueberdies gewährte der Staat dem Volksschulwesen, für das ein organisches Gesetz zwar auch jetzt noch nicht zu stande kam, erhebliche Zubüßen, also daß das Schulgeld in den Volksschulen fast gänzlich beseitigt werden konnte, und verzichtete zu Gunsten der Gemeinden auf jede Grund- und Gebäude-, Gewerbe- und Bergwerkssteuer im Gesamtwert von 102 Millionen Mark. Eine Reform des Wahlgesetzes für den Landtag, dessen Legislaturperiode schon im Juni 1888 auf fünf Jahre verlängert war, ging der Steuerreform zur Seite. Die Gesetzgebung für die allgemeine Landesverwaltung wurde fortgesetzt, durch eine neue Landgemeindeordnung die Bildung von Zweitgemeinden verhindert, die Leistungsfähigkeit der Gemeinden erhöht. Die Kommission für das bürgerliche Gesetzbuch beendete ihre gewaltige Arbeit, legte ihr großartiges Werk fertig dem Reichstage



Finanzminister Miquel.

Nach einem Lichtbilde

zur Beschlusssfassung vor, und dieser hat wirklich das Werk zum Abschluß gebracht, ein Werk, dessen Vollendung eine Zierde und Ehre für das deutsche Volk wie selten eines ist, das seinen Segen voraussichtlich auf Jahrhunderte hinaus spenden und deren Dankbarkeit seinen Schöpfern erwecken wird. Dem Zentrum wurden überaus weit gehende Zugeständnisse, selbst die Freigabe der einst geperchten Gehälter opponierender Geistlichen gemacht und so die äußerste Bereitwilligkeit des Staates, mit der katholischen Kirche in Frieden zu leben, schlagend bewiesen. Die Selbständigkeit der evangelischen Kirche wurde durch den Fall der Zustimmung des Landtages zu Änderungen im Wahlversahren erweitert, vor allem aber wurden durch die thatkräftige und hingebende Fürsorge der Kaiserin-Königin Auguste Viktoria namentlich in Berlin eine überaus große Zahl von Kirchen neu erbaut, das kirchliche Leben vertieft und verallgemeinert, also daß das „praktische Christentum“, einst ein von den Oppositionsparteien bespötteltes Wort Bismarcks, den weitans meisten Zeitgenossen in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Gerade dies aber und nicht minder die Steuerreform wird wesentlich dazu beitragen, daß gewaltige Werk des Kaisers, die soziale Reform, die Versöhnung der Gesellschaftsklassen der Vollendung entgegenzuführen. Schon hat die soziale Gesetzgebung in dem Arbeiterschutz, der weiteren Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, in der Sonntagsruhe, vor allem in der Altersversorgung, den für den Arbeiter kostengünstigen Schiedsgerichten und in dem bis zur Spitze, bis zum Reichsversicherungsamt ausgebildeten Grundzäh der Selbstverwaltung einen gewissen Abschluß erreicht, in der Aufhebung des Sozialistengesetzes und vor allem in der internationalen Konferenz, die der Kaiser alsbald nach seiner Thronbesteigung berief, neue Bahnen eingeschlagen. In Verbindung mit der sozialen Gesetzgebung wurde in der Presse der Rücktritt des Fürsten von Bismarck gebracht, und die Frage, wie die Umlandsparteien zu bekämpfen seien, soll auch die Entlassung des Grafen von Caprivi (Oktober 1894) herbeigeführt haben, an dessen Stelle nun der Statthalter von Elsaß-Lothringen, Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, zum Reichskanzler ernannt wurde. Mehr und mehr bricht sich selbst hier und da bei den Sozialdemokraten die Überzeugung durch, daß der Staat gewillt und auch befähigt ist, das Los der Arbeiter zu verbessern. Schon ist von 1886 bis 1891 trotz aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Jahreslohn der versicherungspflichtigen Arbeiter um 15 Prozent, von 732,15 Mark auf 848,71 Mark in regelmäßigen Abstufungen gestiegen, eine überraschende Vermehrung im Verbrauch notwendiger und kostbarer Nahrungsmittel eingetreten, selbst das Ausland hat anerkannt, wie viel besser die wirtschaftliche Lage des Arbeiters in Deutschland als in England sei, und in Frankreich hat man, trotz oder gerade wegen der republikanischen Verfassung, bisher eine soziale Reform überhaupt noch nicht durchsetzen können.

Aber ungeachtet aller Fortschritte bleibt doch noch eine Reihe von Aufgaben zu lösen, noch erhebliche Schwierigkeiten sind zu überwinden, wenn, wie es in einer Thronrede des Kaisers heißt, der arbeitenden Klasse die Gewißheit verschafft werden soll, daß die gesetzgebenden Gewalten für ihre berechtigten Interessen und Wünsche ein warmes Herz haben, und daß eine befriedigende Gestaltung ihrer Lage nur auf dem Wege friedlicher und gesetzmäßiger Ordnung zu erreichen ist. Auch dürfen wir uns darüber nicht täuschen. Sie wird noch erhebliche materielle Mittel erheischen. Nur schrecke man nicht allzu ängstlich vor ihnen zurück! Die

ganze Geschichte unseres Staates ist durchzogen von politischen und finanziellen Opfern, welche der Adel der Gesellschaft hat bringen müssen, und doch ist sein Ansehen kaum jemals größer gewesen als heut, wo er mitten in der Arbeit der Nation steht. Welche Opfer also auch das Kapital bringen muß, dem nationalen Wohlstand werden sie nicht verloren seien.

Auch darüber dürfen wir uns endlich nicht täuschen, die Versöhnung wird noch viele Zeit erfordern. So tief greifende Reformen bedürfen zu ihrer Gestaltung der Jahrzehnte, ganzer Zeitalter und sind nicht mit diesem oder jenem Akt gelöst. Einst schien es des freien Mannes unwürdig, anders als mit den Waffen dem Staaate zu dienen, heut aber fehlt seinem Unterthanen das Bewußtsein von der Notwendigkeit der Staatssteuern, und selbst die noch in unseren Tagen als unfehlbar versehnte Ausgleichung durch mittelbare Besteuerung hat die weiteste Anerkennung gefunden. Die allgemeine Schulpflicht und mehr noch die allgemeine Wehrpflicht haben anderthalb Jahrhunderte mit unermesslichem Widerwillen zu ringen gehabt, heut aber halten beide Grundsätze ihren Siegeslauf über die ganze Welt und ruhen fest und sicher auf dem sittlichen Bewußtsein unseres Volkes. So wird auch die allgemeine Gesellschaftspflicht noch schwere Anfeindungen durchzukämpfen haben. Aber die wunderbarsten Erfolge dankt unser Vaterland, dankt Europa den Hohenzollern. Kein Zweifel denn für den, welcher den Gang der Weltgeschichte beachtet, auch diesem Werk wird die Weihe der Vollendung nicht fehlen, wenn anders die Nation ihrem Kaiser entgegenbringt die Treue der deutschen Arbeit und das volle Vertrauen zur Thatkraft und zur Pflichttreue der Hohenzollern.





Register.

A.

Aachen, Kongress zu 565.
Adalbert von Bremen, Erzbischof 5.
— Admiral Prinz v. Preußen 648. 721.
Administration générale des Accises et Péages, Einrichtung der 409.

Agende, Annahme der 598.
Ahlze, Einführung der 162.
Albrecht der Bär, Markgraf 7 u. ff.
— Marschall 13.
— Adel, Kurfürst 59. 60 u. ff.
— Albrecht, Kardinal 83.
— Markgraf, Hochmeister des deutschen Ordens 83. 86.

— Friedrich, Herzog v. Preußen 103
106. 113.
— Prinz v. Preußen 718.
Alexander I., Kaiser von Russland 508.
Algarotti, Fr., Graf 343.
Alien, Ginnakke der Insel 157. 680.
Altstein, Minister R. Freiherr von 488. 489. 563. 564. 591.
Amerongen, Holland, Gesandter v. 176.
Amiens, Schlacht bei 712.

Ancillon, Minister Friedrich 565. 570. 572. 582.

Anhalt, Böllertprot mit 607.

Anhaltiner, Markgrafen von Brandenburg 7 u. ff.

Anno, Gemahlin des Kurfürsten Jo-
hann Sigismund 108.

Ansbach auf Napoleon abgetreten 460.

Arbis für Aube, Schlacht bei 532.
d' Argens, Marquis 313.

Arguin, Hauptstadt für Guinea 197.

Arlara, Gesetzgebung bei 680.

Arndt, Dichter Ernst Moritz 460. 470
498. 512. 520. 594. 618.

Arneburg, Burg 4.

Arnim, General von 252

— Dichter Achim von 497. 499.

— Minister Freiherr Heinrich von 632.

— Bodenbürg, Minister Graf A.

— H. 625. 628. 632.

Arnold, Prozeß des Müllers 420.

Aischenburg, Gesetz bei 696.

Aithis, Gesetz bei 532.

Auerstädt, Schlacht bei 464.

Auerstädt, Minister Alfred von 621.

628. 629. 632.

— General H. A. von 640.

— Überpräsident H. A. von 559. 588.

— Minister Rudolf von 621. 635. 665.

673.

Augsburg 1530, Reichstag zu 88.

August II., König von Polen 260.

— von Preußen, Prinz 466. 493. 551.

— Ferdinand von Preußen, Prinz 372.

August Wilhelm von Preußen, Prinz

373.

Augusta, Königin 578. 625. 656. 698.

Auguste Victoria, Kaiserin 740. 747.

Ausnahme-Gesetz 732.

Austerlitz, Schlacht bei 460.

B.

Bach K. Ph. Em., Musiker 342.

Baden, Großherzogtum, Friede mit

(1866) 696.

— Baden, Zusammenkunft des Prinz-

Regenten Wilhelm mit Napoleon III.

zu 668.

Ballenstadt, Graf Otto von 6.

Bamberg, Konferenz 6-8.

Bam, Rgl. Giro- u. Zahlamt zu

Berlin 415; Die preußische, unter

Friedrich Wilhelm III. 605. 650.

746.

Borbaron 343.

Bordeleben, Landrat R. von 621.

Bour sur Aube, Gesetz bei 532.

Bartenstein, Zusammenkunft Friedrich

Wilhelms III. mit Alexander I.

zu 469.

Betholdi, Minister Christian von

230. 273.

Bethel, Rouff zu 58; Friede zu 445.

Böhmen, Präfekt von 588.

Bauer, Bruno 623.

Bauern, Schlacht bei 520.

Bavaria (1866), Friede mit 696.

Bavozaine, Franz. Marschall 709.

Bavengen, Gesetz bei 712.

Bavouant, Schlacht bei 710.

Bawme le Roland, Gesetz bei 712.

Bebel 704. 731.

Bederath, Minister Herm. von 629. 635.

Bedevertäge 1280-82 16

Beecklow, Belohnung mit der Herr-

schaft 102.

Befreiungskriege 501 u. ff.

Belfort, Schlacht bei u. Einnahme

von 712.

Benda, Musiker 343.

Benedek, Österreich. General Ludw.

von 692. 693.

Benedetti, Boisbaster Vincent Graf

695. 706.

Bennigsen, Russischer General L. A.

Graf von 468.

— Rudolf von 668.

Beraun, Gesetz bei 330.

Berge, Vertrag im Kloster 173.

Bergen, Schlacht bei 381.

Berlin, erhält südliche Rechte 14;

Verhältnis zu den Quizen 29. 30.

81; huldigte Burggrafen Fried-

rich VI. 43; Erbhuldigung Fried-

rich VI. zu 49; „Berliner Un-

wille“ 61; Landtag zu 98; Gründung

des grauen Klosters zu 100; Gründer-

tal 107; Aufstand (1613) zu 111;

Erbauung der Dorothéenstadt zu

205; Gründung der Akademie der

Künste zu 225; Erbauung der Langen

Brücke zu 225; Gründung der Akade-

mie der Bildhauer zu 235; Errichtung

des Kadettenkorps zu 279; Friede

(1742) zu 327; Errichtung

des Opernhauses zu 343; Einnahme

(1757) durch die Österreicher von

373; Kapitulation (1760) von 385;

Begründung der Käffnerakademie in

407; Vollendung der Gewürzstraße zu

424; Erbauung des Brandenburger

Tores 437; Einzug Napoleons in

466; Universität zu 499; Militär-

Konferenz in 581; Neugründung

der Universität zu 593; Eröffnung

der ersten Eisenbahn in 611; Huldig-

ung Friedrich Wilhelms IV. in 618;

Revolution in 630 u. ff.; Ver-
hängung des Belagerungs- Zustandes

über 635; Dreikönigsbündnis zu 643;

Dreiköriger Zusammenschluß in 716;

Kongress zu 716. — Allgem. Ver-
hältnisse 166. 288. 293. 592. 604;

715 u. ff.

Bernadotte, Kronprinz von Schweden

522. 523. 524. 527.

Bernhard, Marquas 4.

Bernstorff, Minister Albr. Graf v. 673.

— Chr. Günther Graf von 566. 570.

575. 581.

Bernuth, Minister von 673.

Beyer, Oberzeremonienmeister von 235.

Bethmann-Hollweg, Minister M. A.

von 665.

Bethen, Einnahme des Schlosses 45.

Bewern, Herzog von 372. 375.

Beyer, General Gustav Friedr. v. 690.

Benne, R. Jr., Kabinettsekret. 454;

Kammergerichtspräsident 487. 570.

Bialystok an Russland abgetreten 470.

Biergasse, Einführung der 75.

Bildung, Graf Hermann 4.

Bilshoffwerder, Oberst von 433.

Bismarck-Schönhausen, Fürst Otto von

628. 635. 645. 651. 659. 664. 675

679. 683. 684. 686. 687. 688. 689.

693. 695. 696. 703. 704. 706. 713.

732. 734. 741. 743.

Blaspeil, Minister von 273.

Bücher, Fürst General-Geldmarschall

Gebhard Leberecht von 462. 466.

493. 512. 518. 522. 525. 530 u. ff.

548 u. ff. 592.

- Blumenau, Treffen bei 696.
 Blumenthal, Grafenland von 142.
 Director d. Geheimen Rates 116.
 — Minister von 415.
 Boeck, Professor August 499. 621. 619.
 Bodeschwungh, Minister E. von 625.
 — 626.
 Boden, Geheimer Finanzrat von 274;
 Minister 311. 348.
 Boguslaw, Herzog von Pommern
 65. u. ff.
 Boguslaw, Herzog von Pommern 121.
 Bonaparte, Napoleon I. 476. u. ff.
 — Napoleon III. Kaiser 656. 669.
 — 689. 694. 706. 711.
 Bonin, Minister Ed. von 665.
 Bonn, Erobierung von (1689) 220;
 Universität in 591.
 Bopp, Saarbrücker Franz 649.
 Börde, Generalleutnant von 273;
 Minister 311.
 — Grafenland 319.
 Boroholm, Schlacht bei 187.
 Bornim, Erbauung d. Schlosses in 167.
 Borowski, Joana, Bischof L. E. 596.
 Borsig'sche Maschinenfabrik 651.
 Bortel, General K. H. L. von 524.
 Baettscher, Minister von 741.
 Bouronville, österr. General 131.
 Boyen, Minister General K. von
 484. 493. 510. 535. 563. 566. 570.
 518.
 Brandenburg, Provinz des 5-8. 590.
 — (994) Gründung des Büstums 5.
 — Stadt, durch Graf Gero wieder-
 gewonnen 4; von den Lutizen er-
 stürmt (982) 5; Eingang des Bur-
 grafs Friederich VI in 43; National-
 versammlung zu 635.
 — Ministerpräsident Graf Fr. W. von
 635. 642. 645.
 Brebaw, Stathalter Lippold v. 28. 31.
 Brennabor (927/28), Erobierung der
 Welt 2.
 Brentano, Dichter Cl. 497.
 Breitau, Einzug König Friedrichs II.
 in (1740) 319; huldigt König
 Friedrich II. (1741) 324; von den
 Hessenkreisern eingenommen (1767)
 375; kgl. Büro u. Lehnbank an 415.
 Vertrag zu 515; Universität zu
 594. — J. Fr. Wilh. 1813 Truppen-
 anstellung.
 Bries, Belagerung von 323.
 Brieke, Gesetz des 530.
 Bromberg, Vertrag zu 156.
 Browne, Schere, Feldmarschall 368.
 Brühl, Sächs. Minister Graf 368.
 Brünning, Oberburggraf von 621.
 Buch, Johann von 16.
 — Johann von 25.
 Buddenbrook 333.
 Bülle, Reichsgraf der golbenen 25.
 Bülow, Minister Friedrich von 535.
 — 587. 603.
 — General Fr. W. Freiherr von
 Graf von Dennewitz b18. 521. 532.
 — 549.
 — Cammerow, E. v. 621. 626.
 Bundesrat, deutsche 541.
 Bunen, Gesandter Chr. J. von 598.
 — 618. 654.
 Banzelwitz, Lager bei 336.
 Burgsdorf, Oberhammeherr A. von
 130. 144.
 Bürkendorf, Schlachten bei 388. 692.
 Büschkenholzen 561.
 Büttow, Erwerbung von 156.
- Calabriga 415.
 Camas, Oberst 314.
 Camphausen, Minister Ludolf von 629.
 — 632. 634. 642.
 — Minister Otto 703.
 Canib, Freiherr von 233.
 — und Tallwig, Minister R. W. C.
 Freib. von 625.
 Canniger, Rat 274.
 Cantstein, Raban von 166. 168.
 Caprioli, Kanzler 744. 748.
 Carrizan, Geschlecht bei 711.
 Carter, Minister von 414. 420.
 Champigny, Treffen bei 712.
 Charlotte, Kaiserin von Russland, geb.
 Prinzessin von Preußen 577.
 Charlottenburg, Erbauung d. Schlosses
 235; Verhöhung beseitelt 385.
 Chatillon, Verhandlungen zu 531.
 Chaumont, Bündnis zu 532.
 Chodowici, Minister Daniel Nilo-
 laus 378.
 Chorin, Esterzienskloster 10.
 Christian IV., König d. Dänenmark 116.
 — XI., König von Dänenmark 679.
 — Friedrich Karl Alexander, Mori-
 zgraf v. Ansbach-Baireuth 441.
 Clausewitz, General R. von 493. 519.
 Cleve, Friede von 172. 290; an Ro-
 dolemon abgetreten 460; §. unter
 Johann Sigismund Ansprüche auf
 und unter dem Großen Kurfürsten
 273. 275.
 Coaz, Samuel von 297. 355 u. ff.
 Codex, Fridericianus 356.
 Colombe-Neuville, Geschlecht bei 709.
 Cornelius, Historienmaler Peter von
 649.
 Corpus juris Fridericianum 356.
 Coulmiers, Treffen bei 712.
 Courbière, General de l'Homme de
 468.
 Crutz 280; Leiter der Generalschen-
 sammlung 232.
 Cumberland, Herzog von 373.
 Gladbach, Schlacht bei 327.
 Eggers, Geistlicher 624.
 D. T.
 Dahlmann, Geschichtsschreiber Fr. Chr.
 633. 637.
 Dandelmann, Eberhard von 207. 218.
 — 222 u. ff.
 — Ludolf von 226.
 — Minister von 601.
 Danewerk, Erfürzung der (1813) 633;
 Einnahme der (1864) 680.
 Daniels, Prähns, H. G. W. 570.
 Danzig an Preußen abgetreten (1793)
 442; von den Franzosen erobert
 468; wird Freistaat 470; zurück-
 erobert 530; Wiedererwerbung von
 542.
 Daum, Kaufmann 296. 297. 353.
 Daum, Oskett. Feldmarschall 372. 379.
 Delbrück, Ministerialdirektor Rudolf
 683. 711.
 Dennewitz, Schlacht bei 524.
 Derflinger, General 153. 169. 181. 189.
 Dermbach, Gesetz bei 696.
 Derschan, General von 293.
 Desau, Bubnitz der lathol. Fürsten
 zu 87; Schlacht bei 118.
 Dietrich, Peinz von Anhalt 326.
- Dispositio Achillea 71.
 Ditselmer, Christian 100.
 — Kanzler Lamprecht 95 u. ff.
 Dobna, Graf Christof zu 273 General
 378. 380.
 — Gouverneur Graf Fr. Lub. zu 329.
 — Minister Graf Ludwig 476. 488.
 Domhardt, Kammerpräsident 424.
 Donhoff, Gräfin 434.
 Dorothea, zweite Gemahlin des Kurf.
 Friedrich Wilhelm 189. 296.
 Dortmund, Vertrag zu 108.
 Dove, Heinr. Wilh. 649.
 Draheim, Erwerbung von 156.
 Dreibund Deutschland, Österreich,
 Italien 718.
 Dresden, Reiche von 337; durch die
 Österreich eingenommen (1759)
 383; Schlacht bei 624; zurückeroberi-
 530.
 Dresden Konferenzen 647.
 Driesen, General 376.
 Droste Bodelschwingh, Erzbischof Fred.
 Kl. A. von 600.
 Dresden, Geschichtsschreiber Joh. Gust.
 629. 640.
 Duisburg, Gründung der Universität
 in 167.
 Dunder, Geschichtsschreiber Max 583.
 Dunn, Erzbischof Martin von 600.
 Düppeler Schanze, Eroberung der
 680.
 Durham, Altseidirektor M. 292.
- E.
- Evelsheim, Freiherr von 397.
 Eichel, Kabinettsrat 335. 367 ff.
 Eichhorn, Minister J. A. G. 497. 499.
 670. 606. 607.
 Eisenbahnen, Die 611 u. ff. 650. 746.
 Eisernes Kreuz, Stiftung beseiteln 515.
 Edina, 425.
 Elb-Oder-Kanal, Erbauung beseiteln
 106.
 Eleonore, Gemahlin Joachim Fried-
 richs 103.
 Elisabeth, Gemahlin des Kurfürsten
 Friedrich I. 58.
 — Gemahlin des Kurf. Joachim I. 27.
 — Gemahlin Friedrich d. Gr. 265.
 209.
 — Kaiserin von Russland 363.
 — Königin, Gemahlin Friedrich Wil-
 helms IV. 622. 650. 663.
 Elas, Wiedervereinigung des selben
 mit Deutschland 718.
 Elen, Abtei, mit dem Großherzogtum
 Berg vereinigt 460.
 Embden wird freihalten 354; Herren-
 schaftliche Gesellschaft zu 416.
 Ems, Kaiser Wilhelm I. in, 1870 707.
 Ende, Astronom, Johann Franz 649.
 Enfe, Wilhelmine 434. 454.
 Golander, Freiherr A. F. von 225.
 Ephraim, Juwelier Beitel 410.
 Ephraimite 411.
 Erfolgerin, Bayerischer 893.
 Erbunterthänigkeit, Aufhebung der
 491.
 Erfurt, Erwerbung der Stadt (1803)
 458; den Franzosen übergeben 466.
 Zusammenfassung der Fürsten zu 502.
 Verlegung der Universität von 594.
 Ernst, Warckgraf, Bruder des Kurf.
 Johann Sigismund 108.
 — Warckgraf, Statthalter in der Mori-
 130.

- Eßen, Abtei, mit dem Großherzogtum Berg vereinigt 460.
 Etoës, Gesetz bei 531.
 Eugen von Württemberg, Prinz 524.
 — 527.
 Eulenburg, Graf, Minister 728.
 Ehler, Bischof v. Fr. 596.
- G.**
- Falk, Kultusminister 726.
 Falkenstein, General Ed. Vogel von 690. 696.
 Faßmann, David 300.
 Falch, Muster 343.
 Fehrbellin, Schlacht bei 183.
 Felbiger, Abt 422.
 Ferdinand von Braunschweig, Herzog 377. 381.
 Feuerbach, Philosoph L. 624.
 Fichte, Joh. Gottl. 493. 516.
 Ficht, General 380. 384.
 Finckenstein, Minister 389. 897. 433. 437.
 Finow-Kanal, Eröffnung des 354.
 Fleurus, Schlacht bei 221.
 Fleury, Kardinal 268.
 Flies, General von 690.
 Flotow, Minister C. H. von 600. 665.
 Follen, Gebrüder Aug. Ad. L. u. Karl 568.
 Fordenbed., von, Abgeordneter 719.
 Fortrittspartei 684. 697. 698. 699. 703.
 Fouqué de la Motte, Dichter Fr. H. R. 499.
 — General 372. 384.
 Francke, August Hermann 225. 302.
 Frankenstein, Abgeordneter von 734.
 Frankfurt a. M., Fürstenkongreß in (1863) 678; Preußen einverlebt 696; Friede zu 713.
 — a. O., Friede von (1142) 8; Eröffnung der Universität zu 82; Universität zu 300; Verlegung der Universität von 594.
 „Frankfurter Anstand“ (1539) 90.
 — Parlament 633.
 Französisch, General Ed. Friedr. von 693.
 Freiburg, Schlacht bei 388.
 Freikonservat. Partei 704.
 Frey, Geheimer Kriegsrat 490.
 Friccius, Major 527.
 Friederike, Gemahlin König Friedrich Wilhelms II. 434.
 Friedland, Schlacht bei 469.
 Friedrich III., Burggraf von Nürnberg 38.
 — IV., Burggraf von Nürnberg 88.
 — V., Burggraf von Nürnberg 38.
 — I., Kurfürst von Brandenburg 37. n. ff.
 — II., Kurfürst 60 n. ff.
 — II., Herzog von Liegnitz-Brieg 97.
 — III., Kurfürst 213.
 — I., König 213 u. ff.
 — der Große, König 308 u. ff.
 — III., Kaiser 625. 656. 692. 709. 741.
 — Großherzog von Baden 708.
 — Karl von Preußen, Prinz 680. 692. 709. 712.
 — Kaiserin 741.
 Friedrich Wilhelm, Kurfürst 126 u. ff.
 — Wilhelm I., König 214 u. ff.
 — Wilhelm II., König 432 u. ff.
- Friedrich Wilhelm III., König 450 u. ff.
 — Wilhelm IV., König 572. 573. 575. 615 u. ff.
 — Wilhelm, Kronprinz, Sohn Kaiser Wilhelms I., s. Friedrich III.
 — „Wilhelms-Kanal, Erbauung des 166.
 Friedlaed, Einnahme d. Schlosses 45.
 Friede, Rat 487. 572. 605.
 Froben, Emanuel von 184.
 Frohs, Schlacht von 16.
 Früche, Minister Paul von 201. 230 u. ff.
 — Kammerpräsident von 287.
 Frücht, Karl A. M. Reich. von 355. 419. 421.
 Fürstenbund (1785) 401.
 Fürstenwalde (1783), Vertrag von 24
- G.**
- Gadebusch, Vertrag in 186.
 — Gesetz des 524.
 Gambetta, Franz, Staatsmann Léon 712.
 Gastein, Vertrag zu 656.
 — Geheime Räts.-Ordnung v. 18. Dez. 1604. 105. 145. (s. Rat S. 103).
 Generalfinanzdirektorium, Errichtung deselben 280.
 General-Kriegs-Kommissariat, Errichtung deselben 169.
 General-Tabs.-Administration, Errichtung der 409.
 Genz, Friedrich von 462.
 Georg der Fromme, Markgraf von Ansbach 83. 86.
 — Markgraf von Jägerndorf 116.
 — Friedrich, Markgraf von Ansbach und Bayreuth, Gouvernator von Preußen 103 u. ff.
 — Wilhelm, Kurfürst 114 u. ff.
 — Wilhelm, Herzog von Liegnitz, Brieg und Böslau 204.
 Graaicher Vertrag 104.
 Gerhardt, Paul 167.
 Gerlach, General-Adjutant von 647.
 Germain en Laye, Friede zu St. 191.
 Gero, Marfan 4.
 Gerold, Generalmajor von 287.
 Geschäftsbuch, Bürgerliches 747.
 Geßler, General von 333.
 Gitschin, Schlacht des 692.
 Glad, der Österreichern eingenommen (1760) 381.
 Gleim, Dichter J. W. L. 377.
 Glogau, Einnahme von 320.
 Gneisenau, Generalfeldmarschall Graf R. von 468. 484. 493. 494. 507. 508. 510. 515. 519. 622. 538. 548. 552. 580.
 Göben, General Aug. von 690. 712.
 Göh, Generalier Graf Rob. H. L. von der 695.
 Golzow, Einnahme des Schlosses 45.
 Görne, Minister 294. 416.
 Götz, Geländer, Graf Joh. Gust. 462.
 Göthe, General 189.
 Göslau, Erwerbung der Stadt (1803) 458.
 Gotha, Rollvertrag mit 610.
 Goethe, J. Wolfgang. 497.
 Gotskowsky, Kaufmann 417.
 Gotter, Oberstabsmarschall von 319.
 Gottschalk, Domitriarch 5.
 Göthe, Esolander von 225.
 Göthe, Kanzler 130. 144.
 Göben, General Gouverneur Graf Fr. 493.
- Gräfe, Arzt Albr. von 619.
 Gräfen, Eroberung von 201.
 Graudenz, Befestigung der Festung 468.
 Gravelotte, Schlacht bei 710.
 Gräfswald, Eroberung von 188. 587.
 Grimm, Sprachforscher Jakob 497. 649.
 — Wilhelm, Sprachforscher 649.
 Grüben, Major von der 196.
 Grulmann, General R. W. G. 481. 493. 519. 532. 538. 670. 590. 618.
 Großberen, Schlacht bei 523.
 Großfridrichsburg gegründet 196.
 Großärtchen, Schlacht des 519.
 Großjägerndorf, Schlacht bei 373.
 Großpolen, an Preußen abgetreten 442; Biedererwerbung eines Teiles von 542.
 Grundlow, Friedrich Wilhelm von 226. 240. 259. 273. 304.
 Grüner, Justus von 557.
 Guben, Friede von 64.
 Guine, Handelsverbindungen in 195.
 Gundling, Fal. P. Freih. von 300.
 Gustav Adolf, König von Schweden 113. 118. 120. 122. 124.
 Gustav-Adolf-Verein, Gründung des, selber 623.
- H.**
- Habil, Oester. General 382.
 Hohenberg, Schlacht bei 524.
 Hagen, Minister von 415.
 Halberstadt, Erwerbung des Etatis 136.
 Halle, Gründung der Universität zu 225; Universität zu 300. 423; Ge- seztet bei 466; Universität zu 594.
 Hallisches Bündnis 88.
 Hallue, Schlacht an der 712.
 Hambacher Fest 581.
 Hammelburg, Gesetz bei 696.
 Hannover (Land), Beziehung von (1805) 460; Beziehung von (1866) 690; Preußen einverlebt 696.
 — (Stadt), Vertrag von (1745) 334; Hans, Herzog von Sagan 67. 69.
 Hansemann, D. J. L. 629.
 Hardenberg, Staatsanwalt R. A. Fürst von 454. 458. 482. 485. 486. 488. 505. 507 u. ff. 514. 525. 535. 541. 543. 558. 561. 562. 564 u. ff. 575. 589. 594. 606.
 Hohenbad, Gesetz bei 373.
 Hohenfeld, Fürst Fr. L. von 507.
 Haugwitz, Minister Graf von 445. 454. 458.
 Hohenberg (946), Gründung des Bis- tums 5.
 Havelbrücke, Entwässerung der 287.
 Haue, Launay de la 409.
 Hecker, Oberstabshistorialrat 353. 422.
 Hedwig, Gemahlin Ottos IV. 16.
 — Gemahlin Joachims II. 90.
 Hefter, Aug. Wilh. 649.
 Hegel, Philosoph Wilh. 593.
 Heilige Allianz 553.
 Heilsberg, Gesetz bei 469.
 Heim, Arzt Ernst Ludwig 593.
 Heinrich, Minister Freiherr von 410.
 Heinrich I., Deutscher König 2.
 — II., Deutscher Kaiser 5.
 — VII., Deutscher König 20.
 — Margrav 20.
 — Herzog von Gleichen 66.

- Heinrich von Preußen, Prinz, Sohn König Friedrich Wilhelms I. 375.
— von Preußen, Prinz, Sohn Kaiser Friedrich III. 721.
Hellen, Geländer von der 366.
Hessen, Geländer von der 366.
Heselius 409.
Henning von Tressenfeld, i. Tressenfeld.
Hermes, Professor Dr. D. 600. 623.
Hermann, Präsident des Oberländchenrats 728.
Hertenfurie, Bildung der 626.
Hertefeld, Sieben von 108.
— Oberstgouverneur von 287.
Herzberg, Minister von 389. 397. 430.
— 433. 437 u. ff.
Hettwisch von Bittenfeld, General Karl E. 690. 692.
Hessen-Darmstadt, Polovertrag mit 609.
— Fried mit 696.
— Kassel, Polovertrag mit 610; Besiegung von 690; Preußen einverlebt 696.
Hesseler, Die 3.
Heyde, Oberst von 286.
Hendt, Minister Aug. von der 646.
665. 673. 675.
Hilbeckheim, Erwerbung des Bistums 458.
Hindern, General Gust. Ed. von 655.
Hinterpommern, Erwerbung von 136.
Hirschberg, Stadt 357.
Hirschfeld, General R. Dr. 524.
Hochstrich, Schlacht bei 379.
Hochstiften unter Friedrich Wilh. III. 693. 694.
Höchstädt, Schlacht bei 238.
Höfmann, Geheim. Rat Joh. Gottfr. 606.
Hohenfriedberg, Schlacht bei 333.
Hohenlohe-Ingelfingen, Minister Ab. Fürst von 673.
— Ingelfingen, General Friedrich Ludv. Fürst von 444. 463. 464. 465.
— Schülingsoüest, Chlodwig Fürst zu, Reichsfürst 748.
Hohenlohe, Haus der 37.
Übertragung des Fürstentums an Preußen 644.
Wiederaufbau der Burg 644.
— Sigmaringen, Karl Anton Fürst von 665. 673.
— Prinz Leopold von 706.
Holstein an Österreich und Preußen abgetreten 682; Preußen einverlebt 696.
— Beck, Feldmarschall Herzog von 273.
Honthorst, Gerard und Wilhelm von 167.
Hotbam, Englischer Gesandter Sir Charles 260.
Hubertusburg, Fricke zu 389.
Huysland, Professor Chr. W. 499.
Humboldt, Alexander von 593. 649.
— Wilhelm von 499. 541. 543. 556. 567. 570. 603. 649.
Hünenwasser, Gesicht bei 692.
Hüttitenkrieg, 55 u. ff.
Huiten, Ulrich von 83.
- A.
- Jachmann, Admiral Ed. R. C. 680.
Jacoby, Arzt Johann 620.
- Jacobi 8.
Jagow, Bischof Matthias von 90.
Jahn, Ludwig 561. 618.
Jöriges, Großanzeiger 355. 419.
Jöche, General von 320.
Jena 144.
Jena, Schlacht bei 461.
Jerome, König von Westfalen 478.
Jylland, Aug. W. 516.
Jügen, Minister Heinrich Rüdiger von 234. 256. 273.
Jubemittät, Gewährung der 697.
Jungenheim, Gräfin 434.
Jungstein, Überpräsident von 587.
Joaquim I., Kurfürst 77 u. ff.
— II., Kurfürst 89 u. ff.
— Friedrich, Kurfürst 101 u. ff.
Joaquimita 80.
Joaquimthal i. Berlin.
Jobst von Mähren, Markgraf 26.
Johann I., Markgraf 13.
— der Altmühl 59. 60.
— von Sagan, Herzog 67.
Kurfürst 73. 74 u. ff.
— Markgraf von Küstrin, Sohn Joachims I. 88 u. ff.
— Georg, Kurfürst 98 u. ff.
— Georg, Fürst von Anhalt-Dessau 177. 181. 189.
— Sigismund, Prinz 103.
— Sigismund, Kurfürst 108 u. ff.
Johanniter-orden, Wiederbelebung desfelben 650.
Italien (1860), Bündnis 688.
Iphenplik, Minister H. Fr. A. Graf von 685.
Jülich, Einnahme von (1610) 110.
Jüterbog, Gesicht bei 524.
- R.
- Kagelwit, Erzbischof Dietrich von 25.
Kaiserslautern, Schlachten bei 413.
Kalkreuth, Breuß. Bevollmächtigter Graf von 470.
— General von 465.
Kaldstein, Oberst von 165.
Kalisch, Vertrag zu 615; gemeinschaftliche Männer der russischen und preußischen Truppen zu 584.
Kallum, Rumelien 130.
Kamet, Minister von 273. 280.
Kamini, Erwerbung des Stiftes 136.
Kamyr, Geheimer Rat R. Chr. von 565. 601.
Karl Amelii, Karlsprung 146. 183.
— der Große, Kaiser 2.
— IV., deutscher Kaiser 23.
— V., Kaiser 83. 93.
— X. Gustav, König von Schweden 150. 155. 157.
— XII., König von Schweden 242.
— VI., deutscher Kaiser 315.
— VII., deutscher Kaiser 325.
— Markgraf 378.
— Herzog von Braunschweig, 442. 463. 465.
— König von Württemberg 703.
Karl IV. Landbuch 25.
Karlsbad, Beschlüsse 569.
Katholisch-Hennersdorf, Gesicht bei 336.
Katzsch, Christof von 287 u. ff.
Katte, Leutnant von 261.
— Minister von 347.
Kaybach, Schlacht an der 522.
- Kaul, Übergang über den Rhein bei 530.
Kaulbach, Historienmaler Wilhelm von 649.
Kaunitz, Oester. Staatskanzler Graf 363. 893. u. ff.
Kau, Schlacht bei 382.
Keith, Leutnant 264.
— Feldmarschall 843. 879.
Kesseldorf, Schlacht bei 336.
Keitel, Erzbischof von Mainz 726.
Kiel, Belagerung der Flottenstation nach 681.
Kieler Buch, zum Kriegshafen ausgebaut 721.
Kircheisen, Minister Dr. Leop. 601.
Klüsingen, Gesicht bei 696.
König, Vernichtung des Lübeckischen Freitörps bei 521.
Klemischellendorf, Verabredung zu (1741) 324.
Kleist, General von 383. 388.
— General G. Fr. Graf von 524.
527. 575.
— Dichter, Heinrich von 496. 499.
Klement, von 254.
Klemz, Minister Wilh. A. von 563.
603. 606.
Knebelde, Generaladjutant Ernst von dem 504. 510.
Kniphausen, Freiherr Toto von 210.
Knobelsdorf, Freiherr von 342.
Köster, Oberst von 453.
Kohlhöfe, Hans 92.
Kolberg von den Russen erobert (1760) 336. 415; Verteidigung von 468.
Köln, Schlacht bei 372. 373.
Köln, Grundsteinlegung zum Dom in 621.
Königgrätz, Schlacht bei 692.
Königshof, Einnahme von 692.
Königsberg, Beitrag zu (1656) 153. 167; Krönung zu (1701) 232; Universität 300; Ausbildung Friedrich Wilhelms IV. in 618; Krönung in (1861) 669.
Königshorst, Anlegung einer Musterwirtschaft in 287.
Königsmarck, Hüner von 28.
Königswartha, Schlacht bei 520.
Konigskonferenz 723.
Konstanz (1150) Konzil zu 47.
Koninklijke pere 605.
Köpender Heide, Handgemenge mit den Brandstettern auf der 78.
Köppen, Generaladjutant 252.
Körner, Karl Theodor 524.
Kottwitz, Hans C. Freih. von 597.
Kozelius, Dichter A. von 368.
Kratau eingenommen (1794) 444.
Kraut, Minister 294.
Krebs, Schlacht bei 377.
Kremmer Damm (1412), Gesicht auf dem 44.
Krimkrieg 653 u. ff.
Krodon, Generalleutnant von 409.
Krupp'sche Maschinenfabrik 651.
Kruelemark, General Fr. W. von 504. 607.
Kulm, Begründung des Kadettenhauses in 407; Schlacht bei 524.
Kunersdorf, Schlacht bei 582.
Kurkessen, i. östlichen Kassel.
Küstrin, Landtag zu 98; Aufenthalt des Kronprinzen Friedrich in 261; den Franzosen übergeben 466.
Kutusow, russischer General 518.

- Y.
- La Belle Alliance, Schlacht bei 549.
Labiān, Vertrag von 155.
Ladenberg, Minister Adalbert von 616.
— Philipp von 606.
La Fère Champenoise, Treffen bei 532.
Landeshut, Gesetz bei 353. 384.
Landfriedengesetz v. 20. März 1414, 47.
Landrecht (1794), Veröffentlichung des Allgemeinen 437.
Langensalza, Schlacht bei 690.
Langhans, Architekt von 437.
Loon, Schlacht bei 532.
Lo Rothière, Schlacht bei 531.
Lassalle, Ferdinand 704.
Lauenburg, Herrschaft, Erwerbung derselben 156.
— Herzogtum, an Preußen u. Österreich abgetreten 682; in Preußen einverlebt 696.
Le Bourget von den Franzosen genommen 712.
Lehnin, Estergerberkloster 10.
Leibniz, General von 332. 373.
Leibniz, W. Freiherr von 233.
Leipzig, Wallerstädte bei 526 u. ff.
Le Mans, Schlacht bei 712.
Lengen (929), Schlacht bei 3.
Leopold IV., Kaiser 157.
— von Anhalt-Dessau, Feldmarschall Fürst von 238. 273. 277. 327. 332. 336.
— von Hohenzollern, Erbprinz 706.
Leopold, Augusteotag, Karl R. 649.
Lesegewang 304.
L'Estoc, General Ant Wilh. von 468.
Leuthen, Schlacht bei 376.
Liegnitz, Fürst Teil von 640.
Lichtenau, Gräfin, S. Wühlmine Enfe. Liebnecht 704.
Liegnitz, Schlacht bei 385.
Ligny, Schlacht bei 548.
Linum, Gesetz bei 184.
Lippe, Schiffsbarmachung der 588.
Lippstadt, Münzmeister 94. 97.
List, Fr. 611.
Lützen 5. 6.
Lobots 368.
Lombard, Kabinettsrat 454.
Londoner Konferenz 681.
Lothringen, Wiedervereinigung desselben mit Deutschland 713.
Lotum, Minister Graf von 566. 573.
Louis Ferdinand v. Preußen, Prinz 400. 463.
Luchefini, Gesandter Marquis von 444. 456.
Ludau, Vertrag zu (1351) 24; Gesetz bei 520.
Luben, Geschichtsschreiber Heinrich 497.
Lubewig, Johann Peter von 225. 317.
Ludwig, Markgraf 22.
— der Bär, Deutscher Kaiser 22.
— der Römer, Markgraf 24.
— XIV., König von Frankreich 173. 208.
— XI. König von Bayern 708.
Luise, Königin, Gemahlin König Friedrich Wilhelms III. 443. 453 u. ff. 469. 497.
— Brunnessin, Tochter des Kaisers Wilhelm I. 625.
— Henriette, Gemahlin des Kurf. Friedrich Wilhelm 134.
- Luisenvorwahl, Sommeraufenthalt der königl. Familie 482.
Luther Martin 77 u. ff.
Lutter am Barenberge, Schlacht bei 118.
Lützen, Schlacht bei (16. Nov. 1632) 121.
Lübeck, Major Adolf von 517.
Lübeck, Heereskorps, Vernichtung derselben 521.
Lucemburg, Großherzogtum 706.
- M.
- Macé, Minister Karl G. 603. 610.
Mac Mahon, Jean, Marschall 709.
Magdeburg, Erzbistum, Gründung derselben (973) 5; Erwerbung des Stiftes 134; Belebung von (1666) 173; den Franzosen übergeben 466.
Magdeburger Bündnis (1688) 210.
Mährisch-Neustadt, Bismarckamt und Friedrich II. mit Joseph II. 394.
Mainz, von den Franzosen eingenommen (1792) 442.
Malmö, Waffenstillstand zu 635.
Malplaquet, Schlacht bei 210.
Mansfeld, Graf von 116.
Manteuffel, General Edwin von 686. 690. 696. 711. 712.
— Minister Otto Th. von 635. 644. 646.
Marbeveld, Gesandter Axel v. 296. 330.
Margarete, Herzogin von Tirol 23.
Marien Leonore, Gemahlin des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen 103. 107.
— Theresa, Kaiserin 316. 363. u. ff.
Marienburg (1656), Vertrag zu 153.
Marienwerder 424.
Markgräflanden (1791), Abtretung der fränkischen 441.
Mars la Tour, Schlacht bei 710.
Marshall, Samuel von 274. 347. 352.
Marwitz, Fr. Aug. Ludwig von der 513. 559. 571.
Matthias, König von Ungarn 69 u. ff.
— Michael 166.
Maurerius, Präsident der Akademie der Wissenschaften 343.
Mazay, Gefangenahme des Generals Jäuf bei 384.
Maximilian, Deutscher Kaiser 83.
Maubach, Minister von 734.
Meiners, Gesandter Otto von 194.
Meiningen, Bolzvertrag mit 610.
Meinen 612.
Menden, Kabinettstaat 454.
Merkel, Oberpräsident 585. 588.
Metternich, österreichischer Staatskanzler Fürst 255. 532. 564.
Meh, Übergabe von 710. 712.
Meunig, Gesetz bei 712.
Microslawst, Polnischer Anführer 624.
Mindens, Erwerbung des Stiftes 134; Schlacht bei 381. 415.
Miquel, Abgeordneter, Minister 719. 730. 746.
Mision, Innenre 649.
Modern, Gesetz bei 518; Schlacht bei 527.
Möllendorff, General 443. 444.
Möllwitz, Schlacht bei 820.
Mölln, Feldmarschall Graf Helmut von 680. 685. 690. 692. 693. 708. 709. 711. 719.
- Montbijou, Ausbau des Schlosses 300.
Montecuccoli, Kaiserlicher General 178.
Morgenther 300.
Moritz von Nassau-Siegen, Prinz 144. 163.
— von Anhalt, Prinz 336. 372. 376.
Moh, Minister Friedr. von 553. 558. 563. 587. 589. 606 u. ff.
Maus, Gesetz bei 373.
Mühlung, General Karl von 578. 590.
Mühler, Minister Heintz, G. 601.
Münchhausen, Errichtung der Stadt 418.
Mündengrätz, Gesetz bei 692.
Mündhausen, Hannoverscher Minister von 313.
Mündow, Gesandter Oberst von 314.
— Minister Lub. Wilh. v. 356. 357.
Münster, Friedensverhandlungen zu 132; Erwerbung von 458; Rotholzliche Akademie zu 594.
- N.
- Nachod, Schlacht bei 692.
Nagler, Generalpostmeister Karl J. von 604.
Napoleon I. Bonaparte.
Najan, Herzogtum, Preußen einverlebt 696.
— Generalleutnant Graf 331. 332. 334.
Nationalliberale Partei 697. 731.
Nationalverein, Bildung derselben 668.
Nationalversammlung, Deutsche 634.
— Preußische 635.
Neander, Kirchenhistoriker A. 649.
Neckring, J. A. 225.
Neupurg, Österreich. Feldmarschall 320.
Neiße, Zusammensetzung Josephs II. mit Friedrich II. zu 394.
Nettelebeck, Joachim Christian 386. 468.
Neycanal, Bau derselben 425.
Neuenburg, Fürstentum 630. 655.
Neumart 64. 83. 98.
Nicolaus, Georg H. 591.
Niederhut, Geschichtsschreiber B. G. 468. 497. 499. 516. 520. 559. 568. 595.
Niemen, Guiammenfunt Napoleon's I., Aleksanders I. und Friedrich Wilhelms III. auf dem 469.
Niklaus, Kaiser von Russland 577.
Nitschburg, Friedenspräliminarie zu 696.
Nijß, Probst J. 728.
Geschichtsschreiber Karl W. 649.
Noitzeville, Treffen bei 711.
Norrbotten, Erwerbung der Stadt 458.
Nord-Ostsee Kanal, Grundsteinlegung 722; Eröffnung 744.
Nostitz, Ferdinand Graf 518.
Nürnberg, Burggrafschaft den Hollern übertragen 39; an Napoleon abgetreten 460.
Nijmegen, Friede von 189.
Novstadt, Friede zu 256.
- C.
- Oberbrück, Urbarmachung derselben 349.
Oliba, Friede zu 159.
Olomütz (1758), Belagerung von 378.

- Lüneburg Punktation 616.
 Lünenburg, Stiftung des Waiten-
 haußes zu 146.
 Lübeck, Schlacht bei 712.
 Lüneburg, Friedensverhandlungen zu
 132.
 Lüttichland, Besitznahme von 328.
 Lippe, Provinz 585.
 Lippstadt, Gesetz bei 319.
 Otto I., Deutscher Kaiser 4. s.
 II., Deutscher König 5.
 — der Heilige, Bischof v. Bamberg 7.
 — I., Markgraf 13.
 — II., Margrav 13.
 — III., Markgraf 13.
 — IV., Margrav 14.
 — der Jöule, Margrav 24.
 Ludenarde, Schlacht bei 239.
 Lübeck, Gesetz bei 680.
 Lüttwitz, Gesetz bei 679.
- P.
- Bodenhorst, Erwerbung des Bistums
 458.
 Bopiergeld, Das erste preußische 462.
 Börries, Bündnis von (1744) 329;
 Bündnis mit Frankreich zu 460;
 Vertrag zu (1808) 502; Vertrag zu
 (1812) 510; Kapitulation von (1814)
 532; Friede zu (1814) 535; Kapitu-
 lation von (1815) 551; Friede zu
 (1815) 553; Belagerung v. (1870/71)
 712 u. ff.; Übergabe von 713.
 Botow, Minister E. R. Freiherr von
 665, 672, 673.
 Berg, Geschichtsschreiber Georg H. 619.
 Béziers, Domäne Antoine 300.
 Petersburger Vertrag 395.
 Bender, Risolans 235.
 Pfalz-Neuburg (1665), Verträge mit
 171.
 Biesel, 147.
 — General Ernst S. von 635.
 Bielitz, Zusammenkunft Leopolds II.
 und Friedrich Wilhelms II. zu
 441.
 Birkenfeld, Schlacht bei 443.
 Birnau, Kapitulation der Sachsen zu
 368.
 Blaten 144.
 Blauen, Einnahme des Schlosses 48.
 Blotto, Minister Otto Edler von 247.
 297.
 — Gesandter von 373.
 Bodewald, Minister Heinrich von 274.
 318, 374.
 Boden, Gesetz bei 692.
 Boiswitz, Waffenstillstand zu 521.
 Polen, Erste Teilung von 395; zweite
 Teilung von 442; dritte Teilung
 von 444; Aufstand der (1831) 580.
 Pommern, Belehnung Brandenburgs
 mit 123; Provinz 587.
 Pommern-Siettum, Aussterben der
 Herzöge von 64.
 Bojen, Provinz 586.
 Potsdam 167, 276, 293; Vertrag zu
 (1805) 460.
 Potsdamer Edikt 204.
 Bourgogne, Friedrich Graf von 654.
 Prag, Zusammenkunft des Kaisers mit
 dem Kurf. Friedrich Wilhelm in
 148; Zusammenkunft Friedrich Wil-
 helms I. mit dem Kaiser zu 266;
 Übergabe von (1744) 330; Schlacht
 bei 371; Friedenslongtrek zu 521;
 Zusammenkunft der verbündeten
- Monarchen zu 521; Belohnung von Holsteinburg, Gesandter Graf 329.
 Rothen, Bischof von Christian von 605.
 Rothkirch, Weibsdorf von 424.
 Rothschloß, Gesetz bei 322.
 Rudolstadt, Goldvertrag mit 607.
 Sluge, Arnold 624.
 Süßen zurückerobert 1 (1678) 187.
 Stuggero, Dominico Gaetano Conte
 de 236.
 Süsse, Schiffsbeflammung der 588.
 Sümpfundestag 645.
 Süppen wieder aufgedaut 436.
 Ryewid, Friedenslongtrek zu 223.
- Q.
- Quanza, Musiker 342.
 Quatrebras, Gesetz bei 548.
 Quentin, Schlacht bei St. 712.
 Quivovo, Dietrich u. Johann 28 u. ff.
 Quirinus, Stadthalter Adam Gans Edler
 zu 108.
 — Kaspar Gans zu 28, 31, 36, 41 u. ff.
- R.
- Radoltz, General Joseph von 618.
 630, 642, 645, 646.
 Radziwill, Fürst, Stadthalter von
 Preußen 161, 163.
 — Prinzessin Elisabeth 577.
 — Stadthalter Fürst 586.
 Randverfügungen König Friedrich Wil-
 helm I. 274.
 Rante, Geschichtsschreiber Leopold von
 649.
 Rastatt, Friede zu 250; Friedenskon-
 greß zu 455; eingenommen (1819)
 642.
 Rat, Geheimer, Stiftung desselben
 103.
 Rathenow, Erstürmung von 183.
 Rauch, Bildhauer Christian 592, 649.
 — General von 646.
 Ronie, Benjamin 182.
 Raumier, Geschichtsschreiber Friedr. v.
 649.
 Reformation, Einführung der 89.
 Reichenbach, Gesetz bei 388; Kon-
 vention von 410; Bündnis zu 521.
 Reichsberger, Abgeordneter Peter
 704.
 Reichs-Deputationshauptschluß (1803)
 458.
 Reichstag, Norddeutscher 698.
 Regno, General 379.
 Rediger 483.
 Rheinlande, Wiedererwerbung der 542.
 Rheinprovinzen 587.
 Ried, Vertrag zu 525.
 Ritter, Geograph Karl 649.
 Richow, Domherr Fr. Everh. v. 422.
 — Minister Gust. Ab. von 619, 625.
 — Hofmarkherr von 625, 626.
 — Staatsmann von 317.
 — Wirkard von 48.
 Rodde, Hieronymus 164.
 Ronze, Johannes 624.
 Roon, Minister Graf Albrecht v. 671.
 673, 685, 693, 704, 708.
 Rossbach, Schlacht bei 374.
- Saalfeld, Gesetz bei 464.
 Sachsen, Königreich, Besiegung des
 Felds (1806) 690; Friede mit 696;
 — Provinz, Wiedererwerbung eines
 Teiles derselben 642, 556.
 Sachsenpiegel 14.
 Sad, Opperpräsident Joh. Aug. 585.
 587, 596.
 Salgo, Hermann von 35.
 Salzburg, Einwanderung der 306.
 Salzablum, Vermählung des Kron-
 prinzen Friedrich zu 266.
 Sand, Student Karl F. 568.
 Sanssouci, Erbauung von 342; Er-
 bauung des Neuen Palais bei 408.
 Saarland-Körperschaft, von 621.
 Savigny, Rechtsgelehrter Friedr. A.
 von 497, 499, 516, 601, 625, 649.
 — Gesandter Karl Fr. von 690.
 Schadow, Bildhauer Johann Gottfr.
 516, 592.
 Schaffgotsch, Fürstbischof von Breslau
 Graf von 360.
 Scharnhorst, General G. J. D. von
 482, 485, 486, 488, 483, 492, 507
 u. ff. 514, 518 u. ff.
 Scheibel, Prediger Johann Gottfried
 598.
 Schenckendorff, Dichter Mag. von 499.
 Schill, Major Ferdinand von 468, 499.
 Schiller, Friedr. 497.
 Schindler, Kaufmann 394.
 Schintzel, Archit. Karl Friedrich 592.
 649.
 Schlobendorff, Minister von 422.
 Schliemann, F. D. C. 498, 499.
 516, 591, 596.
 Schleinitz, Minister A. G. Freih. v.
 665, 673.
 Schleien, Provinz 588.
 Schleswig an Österreich und Preußen
 abgetreten 682; Preußen einverlebt
 696.
 — Holsteinischer Krieg 680 u. ff.
 Schleiden, Weihbischof von 28.
 Schlieder, Gesandter von 727.
 Schliuter, Andreas 225.
 Schmallenberg, Bund zu 58.
 Schmalz, Professor Theodor A. 565.
 Schmoller, Gustav, Professor 738.
 Schmettau, von 324.
 Schöler, Gesandter von 507, 509.
 Schön, Oberpräsident H. Th. v. 483.
 487, 563, 585, 588, 589, 606, 620.
 Schönberg, Marschall von 207.
 Schönberg, Präident 606.
 Schönbrunn (1805), Abkommen mit
 Napoleon zu 460.
 Schönhausen, Verstörung des Schlosses
 585.
 Schönning, General 189, 204.
 Schottland, Vorstadt von Danzig 423.

- Schrötter, Minister K. W. Freiherr von 487. 489.
 Schudmann, Minister von 535. 564. 570.
 Schulze, Johannes 592.
 Schwabenorden, Gründung desselben 63.
 Schwarzenberg, Graf von 114. 116 u. ff.
 Schwarzburg, Statthalter Günther von 80. 31.
 Schwarzburg-Sondershausen, Boll vertrag mit 607.
 Schwarzenberg, Leiter, General Karl Phil. Fürst von 521.
 Schwedt, Vertrag zu 250.
 Schweidnitz, Festung 375. 377. 386.
 Schweinschädel, Treffen bei 692.
 Schweiger, von 704.
 Schwerin, Feldmarschall Graf Kurt von 321. 326. 371.
 — Minister Maxim. Graf von 628. 629. 632. 673. 697.
 — Otto Graf von 144. 146. 163. 168.
 Sedendorf, Österreichischer Gesandter Graf 259.
 — Ludwig Velt von 225.
 Sedan, Schlacht der 710.
 Seehandlung in Westfalen (1772), Gründung der 416.
 Semler, Professor 423.
 Semnonen 1.
 Sennf-Pilach, von 597.
 Senus, Schlacht bei 181.
 Sefelmann v. Lebus, Bischof Friedrich 76.
 Sethe, Jurist 563.
 Sembentzke, Geschlecht bei 696.
 Sengk, General Friedrich Wilhelm von 375. 378.
 Sigmund, Deutscher Kaiser 26. 33 u. ff.
 Simon, Jurist h. 627.
 Simons, Minister von 663. 665.
 Sinzendorf, Kardinal Graf 359.
 Stalitz, Schlacht bei 692.
 Solms-Laubach, Oberpräsident Graf von 587.
 Sonnig 144.
 Soor, Schlacht bei 335.
 Sophie Charlotte, Gemahlin des Kurprinzen Friedrich 201.
 — Dorothea, Gemahlin König Friedr. Wilhelms I. 260.
 — Luise, Gemahlin König Friedr. I. 242.
 Sozialdemokratie 731.
 Spanbau, Erbauung der Zeitung 94; den Schweden gefügt 121.
 Spanheim, Ezechiel von 225.
 Spar, General Otto Chr. von 144. 153. 169. 173. 189.
 Spener, Probst Jakob 225.
 Spichern, Schlacht bei 709.
 Spiegel, Erzbischof Graf 598.
 Springer, Kaufmann 296. 297. 353.
 Spontini, Gasparo 592.
 Staatsrat, Schaffung desselben 488. Wiedereinführung desselben 589.
 Statdeordnung v. J. 1808, 490.
 Stände, Die alten 561.
 Stavenhagen, General von 674.
 Stein, H. Fr. K. Freiherr von und zum 462. 472. 478 u. ff. 487. 515. 518. 525. 543. 552. 574. 609.
 Steinbrecher, Rat 100.
 Steinenberg, General Karl Fr. von 692. 708.
 Stephan, Generalpostmeister Heinr. v. 705. 735.
 Stettin, Einnahme von (1678) 187; sequestriert (1713) 250. 293. 354. 439; den Franzosen übergeben 466.
 Stich, Art. Heinrich 31. 43.
 Stockholm, Friede zu 256.
 Stolberg, Graf Fr. Leop. zu 560. 600.
 — Wernigerode, Bize-Präsident 733.
 Stolpe, Begründung des Kadettenhauses in 407.
 Stordow, Belohnung mit der Herrschaft 102.
 Stoch, Minister von 721.
 Strachwitz, Würbischof von 423.
 Straalauer Trichterzug 593.
 Straßburg 188. 252. 587.
 Straßburg, Einnahme von 710. 712.
 Strauß, David 628.
 Stirbed, Johann 225.
 Struve, Gustav von 630.
 Strys, Samuel 225.
 Stüler, Architekt Fr. Aug. 649.
 Quantifor von Pommern, Statthalter 31. 41.
 Süverin 591.
 Sværz, Großkanzler 420.
 Swinemünde, Ausbau von 354.
 Sybel, Professor Heinr. v. 674.
- T.**
- Tobakskollegium 271.
 Tangermünde 4. 25.
 Tann, Bayer. General von der 712.
 Tauberbischofsheim, Geschlecht bei 696.
 Tauenheim, General Graf von 384. 524.
 Taurogen, Konvention bei 513.
 Telegraph, Erfindung desselben 650.
 Tempzin, Friede von 16.
 Teplitz, Zusammensetzung Kaiser Franz Joseph II. mit den Prinz-Regenten Wilhelm II. 669.
 Teplitzer Vertrag 525.
 — Punktation 568.
 Teltsch, Friede zu 398.
 Testament des Kurf. Friedrich Wilhelm 215.
 Telzel, Dominikaner 86.
 Thaer, Professor Albrecht 499.
 Theiß, Käpar 94.
 Thiermar, Graf 4.
 Thomasius, Christian 225.
 Thorn an Preußen abgetreten 442; Thorn zurückeroberd 530; Wiedererwerbung von 542.
 Thurnenstor, Leonhard 100.
 Tilsit, Friede zu 469.
 Tottidtschau, Geschlecht bei 695.
 Torgau, Bündnis der lutherischen Fürsten zu 87; Schlacht bei 385; zurückeroberd 530.
 Tornow 146.
 Toul, Eroberung von 712.
 Trautenau, Geschlecht der 692.
 Treffensfeld, General Henning von 189.
 Treitschke, Heinrich von 713.
 Tredelenburg, Philosoph Fr. Ad. 649.
 Trier, Ausstellung des heiligen Roces in 623.
 Troppau, Kongress von 573.
 Eugenbund 498.
 Tulemeyer, Rat 274.
 Turenne, Französischer Marschall 178.
- Turin, Schlacht bei 239.
 Turnau, Geschlecht bei 692.
 Türlheim, Schlacht bei 181.
 Zweiten, Stadtgerichtsrat Karl 674. 697.
- U.**
- Udo, Markgraf 8.
 Ubben, Minister 625. 649.
 Ulrich, Pastor 624.
 Ulrike, Prinzessin von Preußen 830.
 Union vom Mai 1608 107.
 — der evangelischen Kirchen 595. 596.
 Upjazlach, Sohn Nikolaus 46.
 Ujebom, Karl G. Graf von 654.
 Utrecht, Friedensvertrag zu 249.
- B.**
- Balm (1792), Kanonade von 442.
 Vereinigte Ausschüsse, Zusammentreffen derselben 620.
 Vereinigter Landtag (1847), Einberufung derselben 626.
 Verfassung, Einführung der 633.
 Verfassungskommission 1817, Berufung einer 562.
 Berlaßles, Vertrag zwischen Frankreich und Österreich v. J. 1756. 365; vom J. 1757. 370; Friedenspräliminarien zu 713; Kaiserproklamation zu 714.
 Bitterlin, Kaiserin J. Friedr.
 Bincernes, Ausfall der Franzosen von 712.
 Bindz, Georg von 629.
 — Oberpräsident Ludwig Freiherr von 483. 489. 491. 506. 585. 588. 606.
 Bierville, Schlacht bei 710.
 Birckow, Abgeordneter Kub. 703.
 Boltzart, Fr. M. A. 343.
 Borromäen, Wiedereinführung von 542.
 Bob, Dichter Joh. Heinrich 560. 591.
 — Oberhofmeisterin Gräfin Sophie v. 453.
 — Buch, Kanzler Graf 575.
 Bossem, Vertrag von 180.
- M.**
- Wachau, Schlacht bei 526.
 Waghäusel, Gelehrte bei 642.
 Waldek, Margrav Werner von 5.
 Waldbach, Geschlecht bei 696.
 Waldburg, Geländer Graf Karl Heine. Trücher zu 303. 314.
 Waldek, Graf 144 u. ff.
 — Leo 635.
 Warldau, Belohnung des Kurf. Friedr. Wilh. mit Preußen in 142; Schlacht bei 153; Eroberung von 441.
 Warburg 664.
 Wartenburg, Schlacht bei 525.
 — Oberamtmann Kolbe von 227. 230. 240.
 Wartensleben, Oberliegenschaftscommisar Graf 234.
 Wedel, Chr. Rüdiger von 236.
 — Wedder von 28.
 Wedel, General Georg von 331. 335. 376.
 — General Georg Ernst v. 127.
 — General (Diktator) 382.
 — Kammerpräsident H. von 483.
 — General Graf von 654.
 Weißp, Einnahme der Festung 438.

- Wegelin, Fabrikant 354.
 Wehlau, Vertrag zu 156.
 Weimann 114.
 Weisenburg, Schlacht bei 709.
 Wellington, Herzog von 548 u. ff
 Wenen 1. 4. 6. 8.
 Werben, Burg 4; Friede von 5.
 Werden, Abtei, mit dem Großenherzog-
 tum Berg vereinigt 460.
 Werder, General August von 712.
 West mit Frankreich vereinigt 460.
 Westfalen, Wiedererwerbung von 542,
 Provinz 588.
 — Minister Fr. W. H. von 664.
 Westfälische Friede, Dec 136.
 Westmünster, Vertrag von 364.
 Westpreußen 425; Provinz 589.
 Weste, Professor W. M. L. de 568.
 Wiedern, Oberkonsistorialrat Johann
 Heinr. 650.
 Wiedmann, Erzbischof von Magde-
 burg 10.
 Wiedlin, Herzog 2.
 Wien, Bündnis zu (1672) 177; Allianz
 zu (1719) 255; Verteidigungsbünd-
 nis zu (1791) 441; Friede zu (1809)
 504; Kongress zu 558; Konferenzen
 zu (1823) 573; Konferenzen zu
 (1834) 582; Friede zu (1864) 682.
 Wiener Schlüssele 570.
 Wilhelm I., Kaiser 480. 502. 532.
 578. 631. 633. 642. 646. 648. 656.
 673 u. ff.
 — II., Kaiser 738. 741. u. ff.
- Wilhelmine, Tochter König Friedrich
 Wilhelms I. 260. 265.
 Wilhelmshafen, Eröffnung von 704.
 Wilhnae, Wunderblut zu 33.
 Wilzen 2.
 Windhorst, Abgeordneter Ludw. 701.
 726.
 Winterfeldt, General von 322. 333.
 372. 373.
 Widlicenus, Professor G. Ad. 621.
 Wittenberg, Jurisdiktion 530; Ver-
 legung der Universität von 594.
 Wittgenstein, Obermarschall Graf 234
 240.
 — Russischer General Fürst 518.
 — Minister Fürst von 535. 566.
 Wittstadt, Schlacht bei 121.
 Wisselben, General J. W. von 589.
 Wladislau, König von Böhmen und
 Ungarn 73.
 Wolmar, Markgraf 16.
 Der falsche 21.
 Wolf, Philolog Fr. Aug. 423.
 Wolgast, Eroberung von 186.
 Wollin, Eroberung von 186.
 Wöllner, Minnec 433. 451. 454.
 Wörth, Schlacht bei 709.
 Wrangel, Schwedischer General 181.
 183.
 — General Fr. H. C. von 633. 635.
 650.
 Wratislav, Herzog von Pommern
 69.
 Wulken, Luben von 236.
- Württemberg (1866). Friede mit 696.
 Wusterhausen, Geradeordnung zu 259.
 Wylich Lottum, Feldmarschall v. 273.

X.

Xanten, Vertrag von 112.

Y.

York, General Hans David Ludwig
 Graf von 466. 512. 513. 515. 518.
 521. 526. 533.

Z.

Zedlik, Minister von 422. 423.

Senteumsparci 726.

Zerbini di Spoleto, Oberpräsident,
 563. 585.Zeven, Konvention von Kloster 373.
 Zieten, General Hans Joachim von
 322. 333. 373. 376. 385.

Zietens Karpf 549.

Zieka-Berg (1420) Schlacht am 55.

Zollbundtag (1867) 701.

Zollgeley (1818) 603.

Zollparlament (1867) 701.

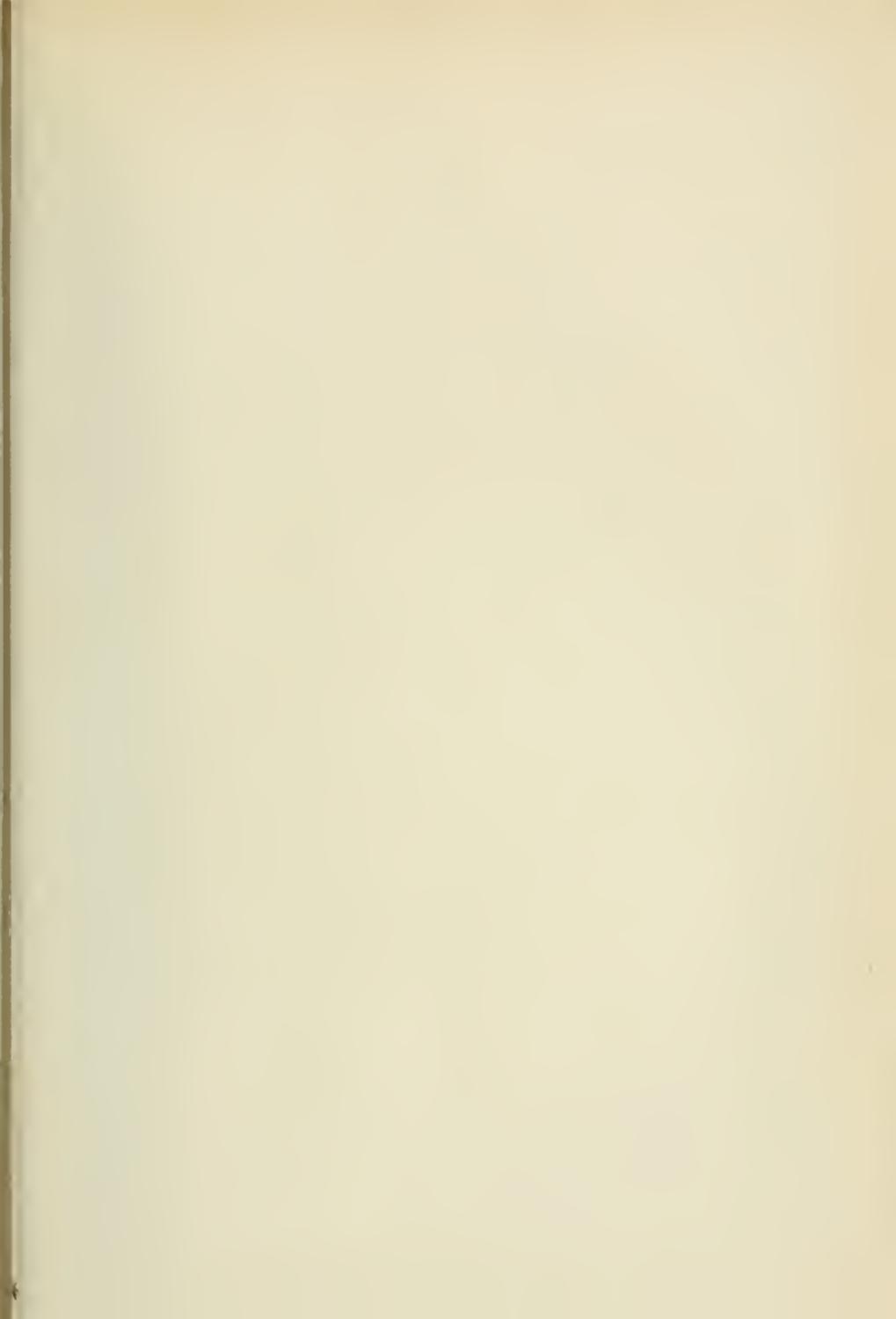
Zollverein 609 u. ff. 652.

Zollvertrag v. 3. 1867 701.

Zorndorf, Schlacht bei 378.

Zossen, Erwerbung von 83.

Berichtigung: Am Schluß der Urkunde vom 30. April 1415 ist zu lesen: Johann Propst von Gran,
 Bischofzanger.



890







DEC 12 1983

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS FROM THIS POCKET

UNIV



RY

UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 22 07 08 012 6